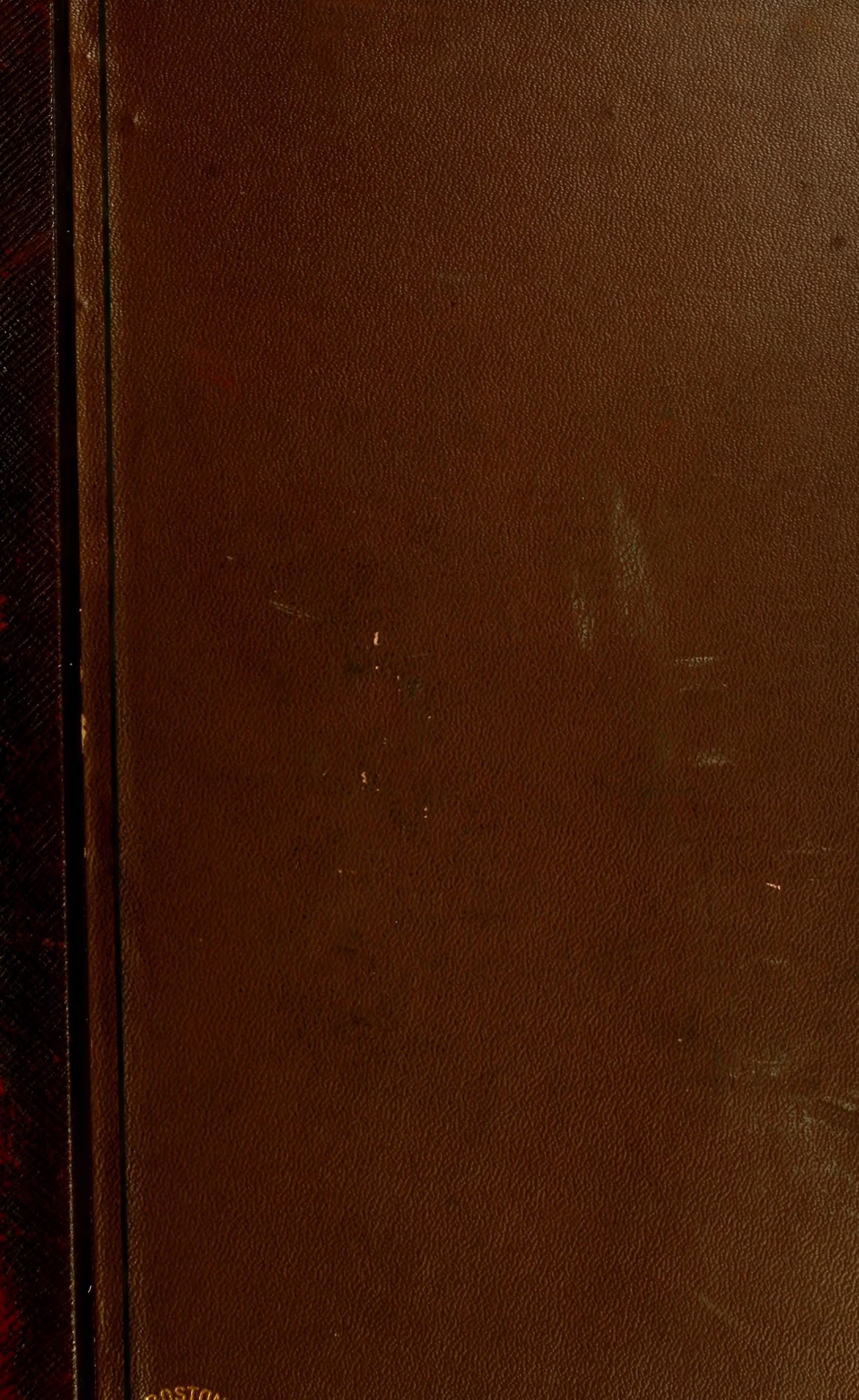


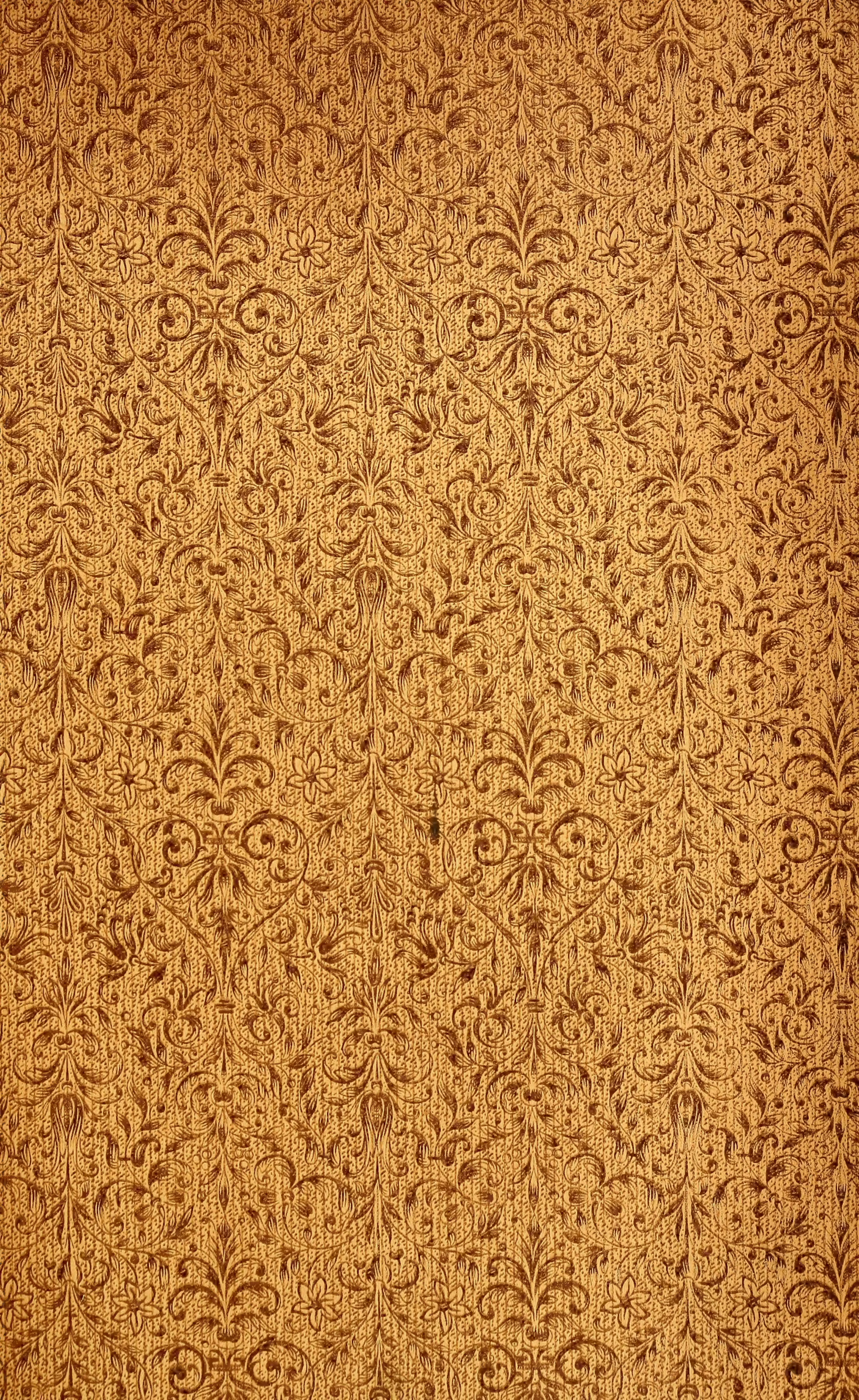
No. 6252.50

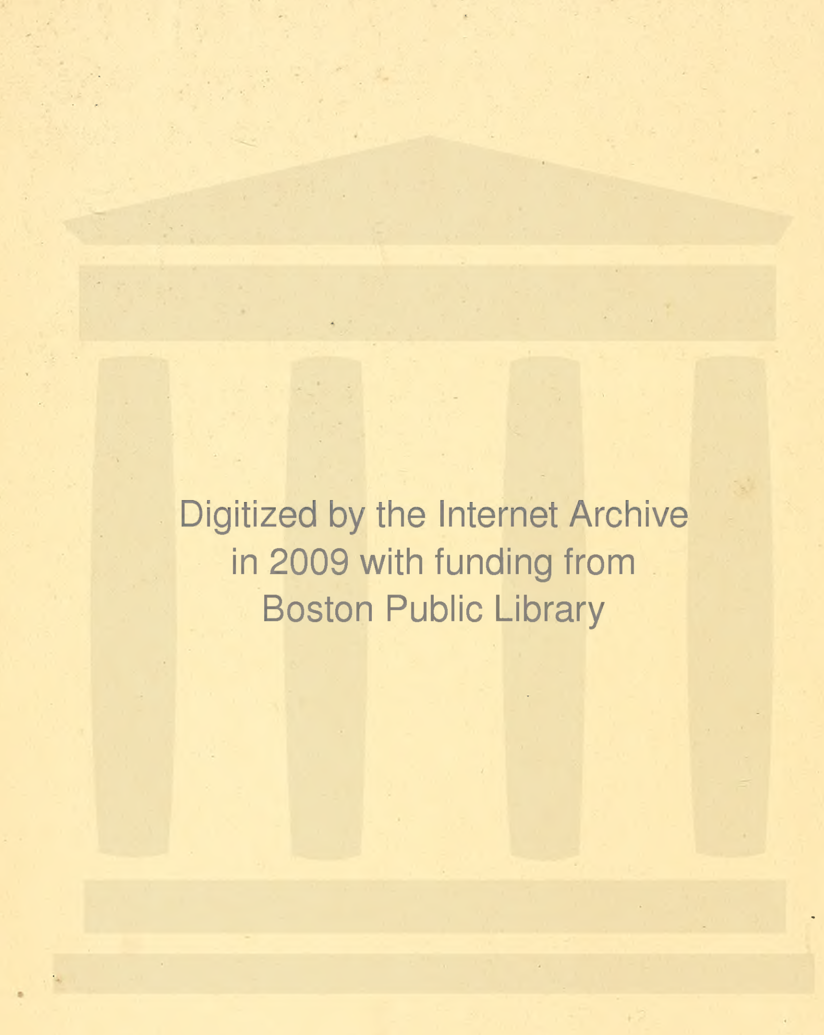
B. 5



6/22

Bought with the income of
the Scholfield bequests.




Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Boston Public Library

http://www.archive.org/details/spamersillustrie05kaem

Spamers
Illustrierte Weltgeschichte
V

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Spamers
Illustrierte Weltgeschichte

Mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte

unter Mitwirkung andrer bewährter Fachmänner

neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt

von

Prof. Dr. Otto Kaemmel und Dr. Konrad Sturmhoefel

Dritte, völlig neugestaltete Auflage

Fünfter Band

Geschichte der Neueren Zeit

I



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Kunstbeilagen und Karten

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1894



Erster Teil

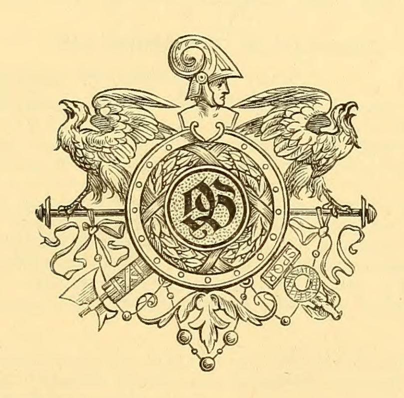
Vom Beginn der großen Entdeckungen bis zum Dreißigjährigen Kriege

---

In dritter Auflage

bearbeitet von

Prof. Dr. Otto Kaemmel



Mit 340 Text-Abbildungen und 40 Beilagen und Karten

PUBLIC LIBRARY
OF THE
CITY OF BOSTON

Leipzig

Verlag und Druck von Otto Spamer

1894

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen vor.

Schol.
Mar. 19. 1901
E
10 v. & suppl.

PUBLIC LIBRARY
OF THE
CITY OF BOSTON

Inhalt

der

Illustrierten Weltgeschichte.

Fünfter Band.

Geschichte der neueren Zeit.

Erster Zeitraum.

Beilagen und Karten.

Geschichte der neueren Zeit.

I.



Erster Zeitraum.

Das Zeitalter der Entdeckungen und die Reformation.

Mittelalter und Neuzeit scheiden sich auf jedem Gebiete des äußeren und inneren Lebens. Eine neue, ungeahnte Welt taucht vor den Blicken der Europäer aus den Fluten des Ozeans. Zugleich sagt sich die europäische Menschheit los von der mittelalterlichen Idee der politischen Einheit unter dem römisch-deutschen Kaiser, wie von dem mittelalterlichen Lehnswesen. An die Stelle des Weltreichs, das vom Kaisertume wenigstens erstrebt wurde, tritt eine lebendige Vielheit selbständiger Staaten, die sich, lange nach äußerlichen, rein dynastischen Gesichtspunkten geleitet, nach und nach zu nationalen Reichen gestalten; über den Trümmern des Lehnswesens erhebt sich langsam die Vollgewalt der Monarchie, die allmählich sich zur unumschränkten entwickelt, um endlich im 19. Jahrhundert in die konstitutionelle, fürstliche Gewalt und Volksfreiheit verbindende Form überzugehen. Mit der wachsenden Ausdehnung des Handels und der zunehmenden Sicherheit, die ihm die feste monarchische Staatsordnung verschafft, tritt an die Stelle der mittelalterlichen Naturalwirtschaft die moderne Geldwirtschaft mit all ihren unabsehbaren Folgen. Wie aber Europa sich von der politischen Einheit des Mittelalters löst, so zerstört es auch die einheitliche Weltkirche des Papsttums; eine Vielheit von Glaubensbekenntnissen bildet sich heraus, und die Gewissensfreiheit des einzelnen setzt sich der unfehlbaren Autorität einer geschlossenen Hierarchie gegenüber. Das alles aber vollzieht sich unter der vielseitigsten Anregung antiker Ideen, die sich wie befruchtende Ströme über die Gefilde der europäischen Geisteskultur ergießen und in Verbindung mit der protestantischen Gewissensfreiheit die freie Wissenschaft der neuen Zeit begründen. Unter derselben Anregung entsteht zunächst in Italien, von da aus sich über alle Lande West- und Mitteleuropas verbreitend, eine neue Kunst, wie sie seit den glänzendsten Tagen des Altertums nicht wieder erschienen war. Mit dem allen verbindet sich eine tiefgehende Umwandlung in der Auffassung von der Stellung des einzelnen zu seiner Umgebung. Im Mittelalter galt und fühlte sich der Mensch immer nur als Glied eines Ganzen, der Körperschaft, der Gemeinde, des Standes; in der Neuzeit tritt er als scharf-

geschlossene Persönlichkeit dem Ganzen im vollen Bewußtsein seines Wertes gegenüber. War der mittelalterliche Mensch im ganzen ein Gattungswesen, so wird der moderne Mensch ein Einzelwesen im vollen Sinne des Wortes. Die erste moderne That ist die Auflehnung eines einzelnen gegen die gesamte mittelalterliche Kirche.

Wie die gesamte Kultur auf dem Zusammenwirken der Völker beruht, so kann keine Nation sich rühmen, die gewaltigen Umgestaltungen der mittelalterlichen Verhältnisse aus sich allein vollbracht zu haben. Den Spaniern und Portugiesen war es vorbehalten, die Neue Welt zu entschleiern; die Italiener erweckten das Altertum und damit die Wissenschaft zu neuem Leben und schufen die moderne Kunst; die Deutschen gründeten eine neue Kirche. Es ist unnütz, zu fragen, wer das Größere vollbracht hat.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Von all den großen Umgestaltungen, welche den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit bezeichnen, reichen am weitesten zurück die Entdeckungsfahrten der iberischen Völker, die in wenigen Jahrzehnten die unermeßlichen Weiten des Ozeans erschlossen, im Osten neue Wege nach längst bekannten Ländern, im Westen eine neue Welt auffanden, damit zum erstenmal in der Geschichte alle Erdteile miteinander in unmittelbare Verbindung brachten und der europäischen Thatkraft einen unübersehbaren Schauplatz eröffneten. Erst seit dem Beginne der Neuzeit kann von einer Weltgeschichte wie von einem Welthandel im eigentlichen Sinne des Wortes die Rede sein.

So sehr nun auch allgemeine, bei allen europäischen Kulturvölkern mehr oder minder vorhandene Beweggründe bei jenen Unternehmungen mitgewirkt haben: das Entscheidende, dasjenige, was anderwärts längst gehegten Plänen die Ausführung sicherte, das waren doch die Zustände und Anschauungen der iberischen Völker, der Spanier und Portugiesen. Aus diesem Grunde ist hier ein näheres Eingehen auf die Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts unerläßlich.

Die iberischen Völker.

Die historische Stellung der Pyrenäischen Halbinsel ist eine höchst eigentümliche. Durch eine mächtige Gebirgsmauer von Mitteleuropa abgeschlossen, haben ihre Völker an der gemeinsamen europäischen Entwickelung im Mittelalter nur wenig Anteil gehabt, wenn man von den Ebrolandschaften absieht. Ja, seitdem die Araber im Jahre 711 Spanien eroberten, wurde es für Jahrhunderte thatsächlich ein Teil des Orients. Dann vergingen den christlichen Stämmen der Halbinsel fast acht Jahrhunderte im heißen Ringen mit dem Islam, das sie so in Anspruch nahm, daß sie selbst an den Kreuzzügen, den gemeinsamen Unternehmungen aller abendländischen Völker, keinerlei Anteil gewannen. So bildeten hier fanatischer Glaubenseifer und schroffer Nationalstolz, zu einer Empfindung verschmolzen und mit ritterlicher Abenteuerlust verbunden, den Grundzug des Volkscharakters zu einer Zeit, wo Religionseifer und Ritterlichkeit mindestens im übrigen Abendlande längst erloschen und der Nationalstolz noch nirgends zu so scharfer Ausbildung gelangt war. Eben dieser ganz mittelalterliche Grundzug im spanischen wie im portugiesischen Volkscharakter hat auch die moderne Geschichte des Landes noch auf lange hinaus bestimmt und damit auf ganz Europa einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt.

Dieser Grundzug trieb die Spanier und Portugiesen zu den Entdeckungsfahrten, er brachte weiter in Spanien, zuerst von allen Ländern Europas, eine kirchliche Neugestaltung hervor, eine spanische Reformation, die allmählich die ganze katholisch gebliebene Welt bemeisterte und auch für die protestantische von größter Bedeutung wurde; er drängte endlich die Spanier zu dem ergebnislosen Versuche, ein katholisches Weltreich über den widerstrebenden Nationen Europas aufzurichten.

Zu alledem wurde der Grund gelegt und manches bereits durchgeführt unter Ferdinand und Isabella, den „katholischen Königen“, wie die Spanier das Herrscherpaar nennen, das die ruhmvollste und glücklichste Regierung führte, welche die Halbinsel jemals gesehen hat.

Spanien unter dem „katholischen“ Königspaar.

Regierungsantritt Ferdinands und Isabellas.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zerfiel die Pyrenäische Halbinsel in die Königreiche Kastilien und Leon, Navarra, Aragonien, Portugal und die arabische Herrschaft von Granada, den letzten Rest des alten Kalifats von Cordova. Als die nächste politische Aufgabe mußte es erscheinen, diese Einzelstaaten zu einem großen Reiche zu verschmelzen und Granada zu erobern. Das letztere ist ziemlich rasch gelungen, das erstere nur teilweise, obwohl die Verschiedenheit zwischen Kastilien und Portugal kaum größer war als die zwischen Kastilien und Aragonien. Zu deren Verschmelzung aber hatte im Jahre 1469 die Vermählung Isabellas von Kastilien mit Ferdinand von Aragonien den Grund gelegt. Vereinigung Kastiliens und Aragoniens.

Isabella (Elisabeth), die Tochter Johanns II. von Kastilien von dessen zweiter Gemahlin Isabella von Portugal, wurde am 22. April 1451 zu Madrigal in Altkastilien geboren und erhielt fern vom leichtfertigen Hofe ihres Halbbruders Heinrichs IV. (1454—74) in dem Städtchen Arevalo bei Avila eine einfache, ernste, auf praktische Frömmigkeit gerichtete Erziehung, die auch die wissenschaftliche Ausbildung nicht vernachlässigte, obwohl sie Latein erst später lernte. Ihren früh gereiften und festen Sinn bewährte sie besonders, als ihr leiblicher Bruder Alfons sich gegen den König empörte und sie mit einem seiner Granden vermählen wollte; sie lehnte nicht nur dies ab, sondern weigerte sich auch, nach dem Tode Alfonsos 1468 an die Spitze des aufständischen Adels zu treten, und begnügte sich damit, daß sie von den Cortes als Nachfolgerin Heinrichs IV. anerkannt wurde. Um dessen Plan, sie mit König Alfonso von Portugal zu vermählen, zu durchkreuzen, nahm sie rasch entschlossen die Werbung des aragonischen Thronfolgers Ferdinand (geb. 1452) an, der bereits am 1. Januar 1469 den Ehevertrag beschwor. Sie selbst entkam nach Valladolid und forderte von dort aus Ferdinand auf, sofort herbeizueilen. Als Kaufmann verkleidet, kam dieser mit nur zwei Begleitern glücklich durch die kastilianischen Reiter, die ihm an der Grenze auflauerten, und traf am 15. Oktober zum erstenmal mit Isabella zusammen. Am 19. Oktober 1469 wurde die Vermählung im Beisein des Erzbischofs von Toledo vollzogen. Zwar erklärte Heinrich IV. sie nun aller Ansprüche auf den Thron verlustig, aber er starb bereits am 11. Dezember 1474.

Nach dem Tode ihres Bruders Heinrich IV. bestieg Isabella im Jahre 1474 unter dem Beistande ihres Gatten Ferdinand den kastilischen Thron, hatte ihn aber gegen einen neuen Prätendenten zu verteidigen. König Alfons V. von Portugal nämlich, seit 1475 mit Johanna Beltraneja, einer natürlichen Tochter König Heinrichs IV., deren Anrecht besser sein sollte als das seiner Schwester Isabella, verlobt, gründete auf die zukünftige Ehe seinen Anspruch auf Kastilien, den er, unterstützt von einer erheblichen Partei unter dem kastilischen Adel, mit bewaffneter Hand geltend machte. Allein er erlitt bei Toro am Duero 2. März 1476 durch Ferdinand eine so entschiedene Niederlage, daß er im März 1479 zu Alcantara Frieden schließen und sich seines Anspruchs auf Kastilien begeben mußte, worauf Johanna den Schleier nahm.

Als endlich am 20. Januar 1479 Ferdinand der Katholische den aragonischen Thron bestieg, wurden Kastilien und Aragonien thatsächlich unter eine Leitung vereinigt. Denn obwohl beide Länder in ihren inneren Einrichtungen durchaus selbständig blieben, so nahm doch Ferdinand auf Grund des beschworenen Vertrages von 1469 die Stellung eines Mitregenten seiner Gemahlin in Kastilien ein, weshalb auch sein Bildnis neben dem ihrigen auf den Münzen erscheint, und beide Reiche wurden seitdem in einheitlichem Sinne gelenkt.



2. König Ferdinand der Katholische.

Nach J. Becquers Gemälde in der Galerie von San Telmo zu Sevilla.



3. Königin Isabella die Katholische.
Nach J. Becquers Gemälde in der Galerie von San Telmo zu Sevilla.

Politische Zustände Kastiliens.

Das kastilische Land befand sich freilich in einem traurigen Zustande. Es war durch mächtige Parteien zerrissen, sein Wohlstand zerrüttet und fast vernichtet; Hungersnot wütete; die empörendste Zuchtlosigkeit herrschte am Hofe und teilweise auch im Volke; die Rechtspflege war so verkommen, daß man selbst vor den ruchlosesten Gewaltthaten nicht sicher war.

Vorrechte des Adels.

Der kastilische hohe Adel, früher ricos hombres, später Granden genannt, besaß seit Jahrhunderten gleich dem von Aragonien weitgehende Rechte, die er sich trotz aller Anstrengungen der Könige, sie einzuschränken, nicht nur zu bewahren, sondern immer noch zu erweitern gewußt hatte. Die Granden durften Schulden halber nicht ins Gefängnis gesetzt, auch in peinlichen Prozessen nicht der Folter unterworfen werden. Sie hatten das Recht, ihre persönlichen Zwistigkeiten durch Waffengewalt zu erledigen. Die öffentliche Unsicherheit war infolgedessen bei den zahllosen Fehden des Adels so groß, daß sich, wie ein Zeitgenosse sagt, niemand ohne bewaffnete Bedeckung aus den Stadtmauern wagen konnte. In der heftigen Fehde der Häuser Guzman und Ponce de Leon wurden beispielsweise von der einen Partei allein 20000 Mann ins Feld geführt, in der Stadt Sevilla bei dieser Gelegenheit 1500, in Toledo bei einer andern 4000 Häuser niedergebrannt. Die größten Städte des Reiches zahlten an Raubritter gutwillig einen bedeutenden sogenannten Räuberzins, um ihr Gebiet vor Plünderung zu sichern. Eine zu gegenseitigem Schutze geschlossene Verbindung mehrerer Städte, die unter dem Namen Hermandad („Brüderschaft") bekannt ist, bestand zwar schon seit dem 13. Jahrhundert, hatte aber trotz ihrer wiederholt bewiesenen Thatkraft und Unerschrockenheit dem Adel nur geringen Schaden zufügen können.

Die Fehdelust des Adels und die überspannten, dünkelhaften Vorstellungen von Ritterlichkeit und Waffenehre arteten, wenn es keine Fehden auszufechten gab, in lächerliche Abenteuersucht aus, und Leute vom Schlage des Ritters Don Quixote waren während des 15. Jahrhunderts in Spanien thatsächlich keine Seltenheit. So machte sich unter Johann II. ein kastilianischer Ritter, Namens Sueño de Quenones, nebst neun Waffengefährten, ganz im Stile eines Ritterromanhelden wie Amadis oder Lanzelot, anheischig, den Engpaß von Orbigo bei Compostella gegen jeden, der sich nahen würde, auf Tod und Leben zu verteidigen, und führte dies in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes in 627 Zweikämpfen binnen 30 Tagen auch wirklich aus.

Weniger eifrig als im „Dienste der Frauen" waren dagegen die Granden im Dienste des Königs. Sie maßten sich das Recht an, für den Fall einer Beeinträchtigung von seiten der Krone sich zu „denaturalisieren", das hieß aber nichts andres, als ihrem Landesherrn öffentlich den Gehorsam zu verweigern und zu seinen Feinden überzutreten, und sie übersandten ihm bei derartigen Gelegenheiten in ihrem Übermut zum Zeichen, daß sie ihrem Könige an souveräner Macht gleich ständen, durch einen Wappenherold eine förmliche Absage. Auch pflegten die Granden zu bewaffneten Bündnissen gegen den König zusammenzutreten und diese Waffenbrüderschaft durch feierliche, religiöse Zeremonien zu weihen. Ferner besaßen sie die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen, betrachteten alle hohen, einflußreichen und einträglichen Staatsämter und Würden, wie die des Konstabel, des Admirals von Kastilien, der Statthalter von Landschaften und Städten, der Mitgliedschaft des Geheimen Rates, der Großmeisterschaft der Ritterorden u. s. w., als ihr ausschließliches Eigentum.

Ritterorden.

Die drei kastilischen Ritterorden von Santiago (St. Jakob), Calatrava und Alcantara hatten in den Kämpfen gegen die Mauren seit Jahrhunderten Ruhm und Ansehen, aber auch teils durch Eroberungen im Gebiete der Ungläubigen, teils durch fromme Schenkungen in allen Gegenden des Königreiches ungeheuren Besitz und durch Verleihung früherer frommer Regenten fast unumschränkte Regierungsbefugnisse auf ihren Gütern erlangt. Der von Santiago allein besaß 84 Komtureien und 200 geringere Ordenspfründen; er konnte 400 Schwertritter und 1000 Lanzenträger ins Feld stellen; die Einkünfte seines Großmeisters beliefen sich auf 90000 Dukaten, die der beiden andern Großmeister auf nicht viel weniger. Die ganze Halbinsel war von ihren Schlössern, Ortschaften und Klöstern besetzt. Die Großmeister, die über diese Pfründen verfügten, gaben sie zum großen Teil an kastilische Edelleute und machten dadurch fast den gesamten niederen Adel des Landes von sich abhängig, während doch der König über die Orden so gut wie gar keine Gewalt besaß. So erschienen diese Orden wie Staaten im Staate, ihre Großmeister unabhängig und unbotmäßig, nicht wie Unterthanen, sondern wie Genossen des Königs in der Herrschaft.

Besitzverhältnisse.

Die hohen Adligen und die hohe Geistlichkeit standen jenen Orden an Reichtum und Macht nicht viel nach. Das Verhältnis zwischen ihrem Einkommen und dem der Krone hatte sich infolge der unüberlegten, teils freiwilligen, teils erzwungenen Schenkungen früherer Könige höchst ungünstig gestaltet. So umfaßte das Grundeigentum Johanns, Herrn von Biscaya, das von Alfons XI. 1327 eingezogen wurde, mehr als 80 Städte und Burgen. Der „gute Konstabel" Davalos zur Zeit Heinrichs III. konnte den ganzen Weg von Sevilla bis Compostella, d. h. fast von einem Ende des Königreichs bis zum andern, durch seine eignen Güter reisen. Alvaro de Luna, der mächtige Günstling Johanns II., konnte 20000 Lehnsmannen aufbieten. Ein Zeitgenosse Isabellas, der ein Verzeichnis der jährlichen Einkünfte des vornehmsten Adels, der

Erzbischöfe und Bischöfe Kastiliens gegen Ende des 15. Jahrhunderts gibt, berechnet die von zwölf Familien auf jährlich je 50—60000 Dukaten, d. h. $1^1/_2$ Million Mark, die der vier Erzbistümer auf zusammen $1^1/_3$ Million Dukaten, die der 29 Bistümer auf zusammen 250000 Dukaten, die Gesamteinkünfte des kastilischen Adels auf ein Drittel der Einkünfte des ganzen Königreiches.

Wiederherstellung der Königsmacht.

Trotz dieser mißlichen Verhältnisse, wie sie bei dem ersten großen Einfall der Sarazenen im westgotischen Reiche nicht anders gewesen sein konnten, gelang es dem Herrscherpaare, nachdem die Herrschaft nach außen gesichert war, mit Hilfe eines ausgezeichneten Staatsmannes, des Kardinals Francisco Ximenez de Cisneros, durch klug berechnete und energisch durchgeführte Maßregeln die königliche Gewalt neu zu gründen und dadurch eine feste Ordnung wiederherzustellen.



4. Kardinal und Großinquisitor Francisco Ximenez. Nach Prescott.

Ximenez war der Sohn armer Eltern und jung in den strengen Franziskanerorden eingetreten, wo er sich durch strengste Befolgung seiner Ordenspflichten auszeichnete. Und doch entwickelte er genug praktische Gewandtheit, um in Geschäften verwendet zu werden. Auf den Rat Mendozas machte ihn die Königin 1492 zu ihrem Beichtvater, und so vollständig gewann er in wenigen Jahren ihr Vertrauen, daß sie 1495 den einfachen Klosterbruder allen vornehmen Bewerbern vorzog und zum Erzbischof von Toledo erhob.

Die „Hermandades".

Bei ihrem Streben nach Machterweiterung stützte sich die Krone auf die alten Bündnisse der Städte, die „Brüderschaften" (Hermandades). Im Jahre 1476 bereits, noch während des portugiesischen Krieges, verbanden sich alle Städte Kastiliens unter königlicher Leitung zum Schutze der öffentlichen Sicherheit. Sie stellten aus eignen Mitteln eine berittene Gendarmerie von etwa 2000 Mann und zahlreiches Fußvolk auf. Zeigten sich Wegelagerer, so riefen die Sturmglocken diese Reiter zur Verfolgung;

die Gefangenen wurden dann den Alkalden jeder Stadt zur Aburteilung übergeben. Doch war von ihrem Spruch Berufung an einen höheren Gerichtshof gestattet. Ein allgemeiner Städtetag (Generaljunta) regelte alljährlich die gemeinsamen Angelegenheiten. Obgleich diese ganze Einrichtung nur ganz allmählich durchgeführt werden konnte, so blieben doch die beabsichtigten Wirkungen nicht aus; Ruhe und Sicherheit wurden im Lande hergestellt, und schon 1498 konnte man das ganze in eine einfache Polizei umwandeln.

Unterwerfung des Adels.

Gestützt auf die städtische Macht konnte Isabella es wagen, den Unterhalt von Leibwachen, die Errichtung neuer Burgen und die Zweikämpfe dem Adel kurzweg zu verbieten und dem Fehdewesen, das zu dem allen geführt und wieder in ihm Nahrung gefunden hatte, energisch zu Leibe zu gehen. Sie selbst unterwarf die beiden mächtigen Geschlechter der Guzman und Ponce de Leon in Andalusien, dann die Herren von Cabra und Aguilar um Cordova; um weiteren Zwist zu vermeiden, wurden die stolzen Edelleute angewiesen, auf ihren Gütern zu bleiben. In Galicien, wo es besonders arg aussah, ließ die Königin fünfzig Burgen brechen.

Der König Großmeister.

Ganz besonders bedeutsam war es dann, daß es ihr nach und nach gelang, die Großmeisterwürde der drei kastilischen Ritterorden von Santiago, Calatrava und Alcantara in den Händen ihres Gemahls zu vereinigen. So bewog sie zuerst 1476, indem sie einen schnellen Ritt von Valladolid nach dem 225 km entfernten Ucles (bei Cuenza) machte, das dort versammelte Kapitel von Santiago, Ferdinand zum Großmeister zu erwählen, der diese Würde zwar anfangs einem von ihm ganz abhängigen armen Edelmanne übertrug, im Jahre 1499 aber sie selber übernahm. Schon vorher hatte er das gleiche Amt in den beiden andern Orden erlangt, bei den Rittern von Calatrava 1487, bei denen von Alcantara 1494. Später übertrug eine päpstliche Bulle die Großmeisterwürde der drei Orden ein für allemal dem Könige von Kastilien. So ging der ganze gewaltige Einfluß, den sie bisher auf den spanischen Adel ausgeübt hatten, auf die Krone über.




5. Golddublone Ferdinands und Isabellas.

Domänenreunion.

Unmittelbarer noch schnitt der Beschluß der Stände (Cortes) von 1490 ein, alle Krongüter, deren sich in den Zeiten der Machtlosigkeit des Königtums der Adel willkürlich bemächtigt, oder die er sich als „Geschenke“ ertrotzt hatte, ihm wieder abzufordern. Nach einem umfassenden Plane durchgeführt, steigerte diese „Domänenreunion“, wie sie nur ein starkes Königtum wagen konnte, die Einkünfte der Krone um jährlich gegen 880000 Realen (fast 30 Mill. Maravedis [11 Realen bilden 1 Dukaten, 34 Maravedis 1 Realen]), während sie beim Regierungsantritt der Königin überhaupt nur etwa 330000 Realen betragen hatten. Durch sparsame Wirtschaft erzielte Isabella bis zum Jahre 1506 eine jährliche Gesamteinnahme von etwa 26 Mill. Realen aus den regelmäßigen Kroneinkünften, ohne daß sie eine neue Abgabe auferlegt hätte.

Ordnung der Rechtspflege.

Mit diesen Maßregeln, welche die königliche Gewalt auf eine feste materielle Grundlage stellten, ging Hand in Hand die Neugestaltung der Rechtspflege und des Rechtswesens. Der „Rat von Kastilien“, zugleich Staatsrat und höchster Gerichtshof,

blieb bestehen, nur daß jetzt überwiegend rechtsgelehrte Mitglieder ihn bildeten, während früher Geistliche und Edelleute überwogen hatten; doch blieb der Vorsitz einem Prälaten. Nach alter Sitte saß Isabella aber nicht selten selbst zu Gericht, kraft des obersten Richteramtes, das dem Könige gebührte. Um eine gewisse Grundlage für die Rechtsprechung herzustellen, veranstalteten die Cortes eine Sammlung (Kodifikation) sämtlicher Statuten und Verordnungen seit Alfons X., die 1485 als Ordenanzas reales (königliche Befehle) erschien.

Hebung des Volkswohlstandes.

Unter einer so festen und sicheren Herrschaft hätte sich der Volkswohlstand heben müssen, auch wenn die Herrscher nicht ihm durch gesetzliche Bestimmungen und andre Maßregeln mancherlei direkte Förderung hätten zu teil werden lassen. So erleichterten sie die Einwanderung und Ansiedelung Fremder, verordneten die Anlage von Landstraßen, Brücken und Kanälen im ausgedehntesten Maßstabe, beseitigten die Schranken, die dem freien Handel zwischen Kastilien und Aragonien im Wege standen, verboten dem Adel die Erhebung von Zöllen und das Schließen der Wirtshäuser auf ihrem Grundbesitz, ermunterten die Schiffahrt durch Erbauung von Hafendämmen, Uferstraßen und Leuchttürmen, durch Vertiefung und Vergrößerung der Häfen, durch gesetzlichen Schutz fremder Kauffahrer, durch sicheres Geleit der Fischerflotten, durch das Verbot der Ausübung des Standrechtes; sie setzten ferner in allen ihnen unterthänigen Ländern gleichförmige Münze, einheitliches Maß und Gewicht durch und bemühten sich, die Städte in möglichst bequeme und angenehme Verkehrsstätten umzuwandeln.

Während sich heute von Madrid bis Toledo eine einzige unfruchtbare, dürre Wüste hinzieht, schildern italienische Reisende zur Zeit Isabellas die Umgebung Madrids als „ein schönes, weites Gefilde, das reiche Korn- und Weinernten und alle andern Nahrungsmittel erzeugt“, die Gegend von Toledo „als vom Tajo künstlich bewässert und sorgfältig angebaut, jede Art von Früchten und Gemüsen liefernd“. So hatte sich damals der Ackerbau in Spanien noch in dem blühenden Zustande erhalten, zu dem ihn der Fleiß der Araber erhoben hatte. Danach erklärt es sich, daß nach einer Aufstellung von 1492 sich die Zahl der Hausväter in Kastilien auf etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen, die gesamte Einwohnerzahl also auf gegen 6 Millionen belief, während man die der vereinigten Königreiche außer Navarra auf mindestens 10 Millionen wird veranschlagen können.

Die spanische Kirchenreform und die Inquisition. Geistige Bildung.

Die spanische Kirche.

Nirgends zeigt sich die Gewalt der spanischen Krone größer, nirgends zugleich das Streben Isabellas mehr höheren Zielen zugewandt, als in ihrer Kirchenpolitik. Die spanische Kirche war im 15. Jahrhundert so verwahrlost und verweltlicht wie irgend eine, ihre Geistlichen oft ohne jede theologische Bildung, ihre besten Pfründen häufig genug nur Versorgungsstellen für italienische oder französische Faulenzer. Zahlreiche Satiren gaben der darüber im ganzen Lande herrschenden Entrüstung lebhaften Ausdruck. Aber von Rom konnte damals am wenigsten jemand Abhilfe erwarten; denn nirgends war die Zuchtlosigkeit und Frivolität größer als am Sitze des Papsttums, und niemals hätte Rom sich zu Reformen bequemt ohne den Abfall Deutschlands und ohne den kräftigen Antrieb, der von Spanien ausging. Die kastilische Krone war es, welche hier ganz unabhängig von Rom das Werk der Reform in die Hand nahm. Sie konnte es, denn kaum war irgendwo die Gewalt des Staates über die Kirche größer als eben hier. Schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte die Krone auf Beschränkung der päpstlichen Gewalt und auf Vermehrung ihres eignen Einflusses auf die spanische Kirche hingearbeitet. Sie wirkte mit bei der Besetzung der Bistümer, forderte Steuern von der Geistlichkeit, handhabte energisch ihr Recht, die Ver-

öffentlichung päpstlicher Bullen von ihrer Genehmigung abhängig zu machen. Im Gedränge des Kirchenstreites seit 1378 hatte dann Papst Clemens VII. die Anerkennung Kastiliens durch Verzicht auf seine wesentlichsten Rechte in Spanien (Reservationen, Expektanzen, Zehnten) erkaufen müssen, hatte versprochen, die Annaten, d. h. die Abgaben an den päpstlichen Stuhl für Verleihung der Kirchenpfründen, nicht über Gebühr zu steigern und alle Bistümer mit Spaniern zu besetzen (1381). Indes hatten seine Nachfolger sich mindestens an das letztere Versprechen nicht mehr gekehrt, auch sonst vielfach übergegriffen und so das ihrige gethan, um den verwahrlosten Zustand der spanischen Kirche herbeizuführen.

Die spanische Reformation.

Eine durchgreifende Änderung war hier ebensogut im Interesse des Staates wie der Kirche selber, und wenn Ferdinand mehr das erstere im Auge hatte, so betonte Isabella besonders das letztere. So schlossen beide im Jahre 1482 ein Konkordat mit Rom, das der Krone die Besetzung der wichtigsten Kirchenämter ganz überließ und die Ernennung der Bischöfe von ihrem Vorschlage abhängig machte, d. h. thatsächlich ihr ebenfalls anheimgab. Mit so weitgehender Macht ausgestattet, begann die Königin die spanische Reformation. Nicht um eine völlige Neugestaltung der Kirche, wie später in Deutschland, handelte es sich hier, sondern unter Bewahrung der gesamten mittelalterlichen Grundlage in Verfassung und Lehre, um die sittliche Reform des spanischen Klerus, um Neubelebung seines geistlichen Bewußtseins, um strenge Zucht auch in den zahlreichen Klöstern. Das war das Werk vor allem des Kardinals Ximenez, des Primas der Kirche von Kastilien als Erzbischof von Toledo (seit 1495).

Binnen zehn Jahren waren die untauglichen Geistlichen entfernt, durch tüchtige Männer ersetzt, auch die Klöster reformiert, die gesamte Geistlichkeit mit neuer Hingebung an die Sache ihrer Kirche erfüllt.

Die Inquisition.

Doch der spanische Glaubenseifer begnügte sich nicht damit, ein neues Leben in der alten Kirche hervorzurufen; er mochte auch keinerlei Abweichung neben ihr dulden, ja er meinte verpflichtet zu sein, alle „Irrenden“ mit äußerster Strenge in die Gemeinschaft zurückzuführen, außerhalb deren es nur zeitliches und ewiges Verderben gab, oder wenigstens durch unnachsichtliche Bestrafung der Irrgläubigen andre von der Nachfolge auf dem falschen Pfade abzuschrecken. Und wo war mehr Irrglauben und Ketzerei aufzuspüren, als auf der Pyrenäischen Halbinsel, unter den vielen bekehrten Mohammedanern und Juden?

So erklärt es sich auch, wenn die milde und menschenfreundliche Königin unter dem Einflusse ihres damaligen Beichtvaters Torquemada ihre Zustimmung dazu gab, das ganz in Verfall geratene Gericht gegen Ketzerei, das „heilige Amt“ (el santo offizio), als eine königliche Behörde wieder ins Leben zu rufen, während Ferdinand es auch im Interesse der Politik verwendete, um Adel und Volk in Unterwürfigkeit zu halten und sich an den eingezogenen Gütern der unglücklichen Opfer zu bereichern. Im Jahre 1481 wurde das Ketzergericht zu Sevilla eröffnet und nach zwei Jahren auch vom Papste bestätigt. Torquemada war der erste königliche Generalinquisitor. Das Dominikanerkloster zu Sevilla reichte bald nicht mehr für die zahlreichen Verhafteten aus, und der König räumte daher dem Gericht eines seiner Schlösser ein. Der Gerichtshof zu Toledo allein brachte in einem einzigen Jahre über 3000 Prozesse gegen Ketzer zu Ende. Bis zu seinem Rücktritt von der Generalinquisitorwürde (1498) hatte Torquemada etwa 2000 Menschen lebendig verbrennen, noch mehr Abwesende zum Tode verurteilen und im Bilde verbrennen, andre durch verschiedene andre Strafen „versöhnen“ lassen, wie der Ausdruck für strafen bei der Inquisition lautete, und noch jahrhundertelang betrieben seine Nachfolger das grausame Henkeramt mit demselben Eifer. Nach Akten, welche in Madrid aufgefunden und erst kürzlich



6. Prozession zu einem Auto da Fé in Spanien. Faksimile eines Kupferstichs in Limborch „Historia inquisitionis“

veröffentlicht worden sind, starben von 1481—1808 nicht weniger als 31912 Personen auf dem Scheiterhaufen, 291456 waren anderweitig, namentlich mit Kerker, Galeere, Gütereinziehung und Infamie der ganzen Familie, bestraft worden.

Die Inquisition in Aragonien.

Um die Inquisition auch in Aragonien einzuführen, ernannte Torquemada 1484 den Domherrn Peter Arbues de Epila (geb. 1441) zum Ketzerrichter von Saragossa. Diese Ernennung stieß jedoch auf heftigen Widerstand, die Stände beriefen sich beim Könige und Papste auf ihre Freiheiten, und als ihre Beschwerden kein Gehör fanden, bildete sich eine Verschwörung zur Ermordung des verhaßten Ketzerrichters, der in Saragossa unbeirrt zahlreiche Autos da Fé (d. h. Glaubensakte) mit allen dabei üblichen Greueln vollziehen ließ.

Die Verschworenen zeichneten eine Summe von 10000 Realen zur Ausführung ihres Unternehmens, aber diese war nicht leicht, denn Arbues wußte recht gut, wie verhaßt er war, und war auf seiner Hut. Er trug unter seiner Mönchskutte einen Panzer und einen Helm unter seiner Kapuze; der Zugang zu seinem Schlafzimmer war sorgfältig versperrt. Endlich bot sich den Verschworenen eine Gelegenheit, als Arbues um Mitternacht am Hochaltar der Stiftskirche betete. Sie drangen in diese ein und stießen dem Betenden einen Dolch ins Genick. Arbues lebte noch zwei Tage und dankte wiederholt dem Herrn, der ihm gestattet habe, die heilige Glaubenssache mit seinem Blute zu besiegeln (1485). Gegen die Verschworenen, deren Spuren die Bluthunde des Ketzergerichts bald ausgewittert hatten, wurde aufs rücksichtsloseste und grausamste vorgegangen. Gegen 200 Personen kamen an den Galgen, eine noch größere Anzahl starb im Kerker der Inquisition. Es gab kaum eine adlige Familie in Aragonien, von der nicht ein Mitglied oder mehrere zu erniedrigender Buße bei den Autos da Fé verurteilt worden wären. Arbues selbst wurde als Märtyrer hoch verehrt und am Hochaltar, wo er verwundet worden war, begraben. Ein prachtvolles Grabmal wurde zu seinem Gedächtnis errichtet, der Papst Alexander VII. sprach ihn 1661 „selig“, und als nach 200 Jahren die erforderliche Anzahl von Wundern an seinem Grabe nachgewiesen war, versetzte ihn Pius IX. 1867 unter die Heiligen.

Dennoch konnte in Aragonien die Inquisition niemals zu der alles beherrschenden Wirksamkeit gelangen wie in Kastilien. Dagegen wurde sie trotz des Widerstandes der Bevölkerung nachmals auf den Balearen, auf Sardinien und Sizilien eingeführt.

Der Humanismus in Spanien.

Unmöglich durfte es nun bei der Erneuerung kirchlicher Gesinnung und äußerer kirchlichen Zucht sein Bewenden haben. Eine wahrhafte Erneuerung war nur möglich, wenn sich die Kirche auch eine wissenschaftliche Grundlage schuf. Wahrhaft frei konnte diese Wissenschaft zwar niemals sein, aber was in den vorgeschriebenen Grenzen überhaupt möglich war, das hat Spanien damals geleistet, indem es früher beinahe als jedes andre Land, wenn man von Deutschland absieht, die neue humanistische Bildung, welche in Italien aufgeblüht war, in sich aufnahm und vor allem kirchlichen Zwecken dienstbar machte.

Die Buchdruckerkunst hat sich auch in Spanien diesen Zwecken überaus förderlich erwiesen. Deutsche waren es, die zuerst die schwarze Kunst dorthin brachten und lange Zeit auch fast allein ausübten, wobei Isabella sie durch Vorrechte mancher Art und große Aufträge unmittelbar förderte. Die erste nachweisbare Druckerei erscheint zu Valencia schon 1474. In Granada siedelten sich sofort nach der Eroberung 1492 drei deutsche Buchdrucker an, und im Jahre 1500 betrug die Zahl der spanischen Buchdruckereien etwa dreißig. „Waffenschmiede der Bildung“ nennt sie bezeichnend Lope de Vega.

Sie dienten vor allem der humanistischen und theologischen Wissenschaft. Wie überall waren es zunächst einzelne italienische Gelehrte, welche die neuen Studien erweckten, von Anfang an vom Hofe entschieden begünstigt. So begründete Petrus Martyr, den ein Graf von Tendilla mit herübergebracht hatte, eine Erziehungsanstalt für vornehme Jünglinge, die eifrig besucht wurde. Lucio Marino, seit 1486 in Spanien, bekleidete erst eine Professur in Salamanca, wurde dann an den Hof gezogen und erklärte dort die Klassiker. Der erste bedeutende

spanische Humanist, der seine Bildung in Bologna gewann (1463—73), war Antonio de Lebrija (Nebrissensis), später Professor in Sevilla, Salamanca und Alcala; der bedeutende Kenner des Griechischen Arias Barbosa aus Portugal, seit 1489 in Salamanca. Nach dem Vorbilde des Hofes schenkte der spanische Adel diesen Studien seine lebhafteste Teilnahme; Angehörige edler Geschlechter, so z. B. Don Gutiero de Toledo, ein Vetter des Königs, traten als ausübende Universitätslehrer auf, und vornehme Damen studierten ebenso wie in Italien eifrig Griechisch und Latein, wie Maria Pacheco aus dem stolzen Hause der Mendoza, Lucia de Madrano, welche in Salamanca über lateinische Klassiker, und Francisca de Lebrija, die in Alcala über Rhetorik las.

Das Hervorragendste, was dem spanischen Humanismus in dieser Zeit gelungen ist, hat er auf theologischem Gebiete geleistet. Das ist die auf Ximenez' Veranlassung in Alcala unternommene sogenannte Complutensische Polyglotte, ein großartiges Bibelwerk, welches den Text der Heiligen Schrift für das Alte Testament in Hebräisch, Chaldäisch, Griechisch und Latein,



7. Brücke zu Alcantara, Alcazar und Kloster de la Conception Francisca zu Toledo.
Nach Villa-Amil, España.

für das Neue Testament im Griechischen enthielt und ihm Wörterbuch und Grammatik für das Hebräische und Chaldäische hinzufügte (vollendet 1517, herausgegeben mit päpstlicher Erlaubnis 1521).

Auch die wissenschaftliche Bearbeitung der katholischen Glaubenslehre begann zuerst in Spanien. Sie schloß sich freilich aufs engste nicht an die Heilige Schrift, sondern an das scholastische System des Thomas von Aquino an, das seit Jahrhunderten die Kirche beherrschte. Auf dieser Grundlage arbeiteten Männer wie Franz Vittoria, Thomas de Villanueva, Alfons Viruns; ihre Schüler haben später die dogmatischen Festsetzungen des Tridentiner Konzils ganz besonders bestimmt.

Bibliotheken und Universitäten.

Alle diese Bestrebungen erfreuten sich großartiger Fürsorge der höchsten staatlichen und kirchlichen Gewalten. Isabella gründete die beiden großen Bibliotheken, die jetzt noch Toledo und den Escorial zieren. Zu der altberühmten, schon 1243 gegründeten Universität Salamanca, die ihren Ruf siegreich behauptete als „die Mutter der freien Künste und aller Tugenden", als „das neue Athen", und bis zu 7000 Studenten und Professoren für alle Wissenschaften gezählt haben soll, trat später eine ganze Reihe neuer: 1507 Alcala, 1509 Sevilla, 1520 Toledo, 1531 Granada. Keine der jüngeren freilich erreichte die Bedeutung Salamancas und Alcalas, namentlich für theologische

Studien. In keiner Beziehung stand also damals Spanien in den Wissenschaften hinter dem übrigen Abendlande zurück; ja der erste Humanist der Zeit, Desiderius Erasmus, fand, es könne als ein Vorbild für Europa dienen.

Aber indem die Regierung auf der einen Seite die wissenschaftliche Blüte förderte, auf der andern durch die Inquisition jede geistige Freiheit niederhielt, 1502 sogar die Bücherzensur einführte, verwickelte sie ihr Volk in einen unlösbaren Widerspruch. Zu offenem Kampf hat er nicht geführt, denn Krone und Kirche waren stark genug, um jede Gegenbewegung niederzuhalten, zu ersticken. Unter diesem Drucke ist allmählich das geistige Leben Spaniens verkümmert, nur in der bildenden Kunst und noch mehr in der dramatischen Dichtung hat es noch herrliche Blüten getrieben.

Ein ernsterer Kampf zwischen Geistesfreiheit und Geistesdruck war auch schon um deswillen unmöglich, weil das kastilische Volk in seiner großen Masse mit Regierung und Kirche durchaus einverstanden war, in der „Reinheit des Glaubens" seinen größten nationalen Stolz, im Kampfe für ihn seine höchste Aufgabe erkannte. Diese Gesinnung ist durch nichts so sehr genährt worden als durch den Maurenkrieg (1482—92) und die darauf folgenden Kämpfe; und als die letzte mohammedanische Herrschaft auf spanischem Boden vernichtet war, da schöpfte sie aus den Entdeckungs- und Eroberungsfahrten jenseit des Weltmeeres immer neue Anregung.

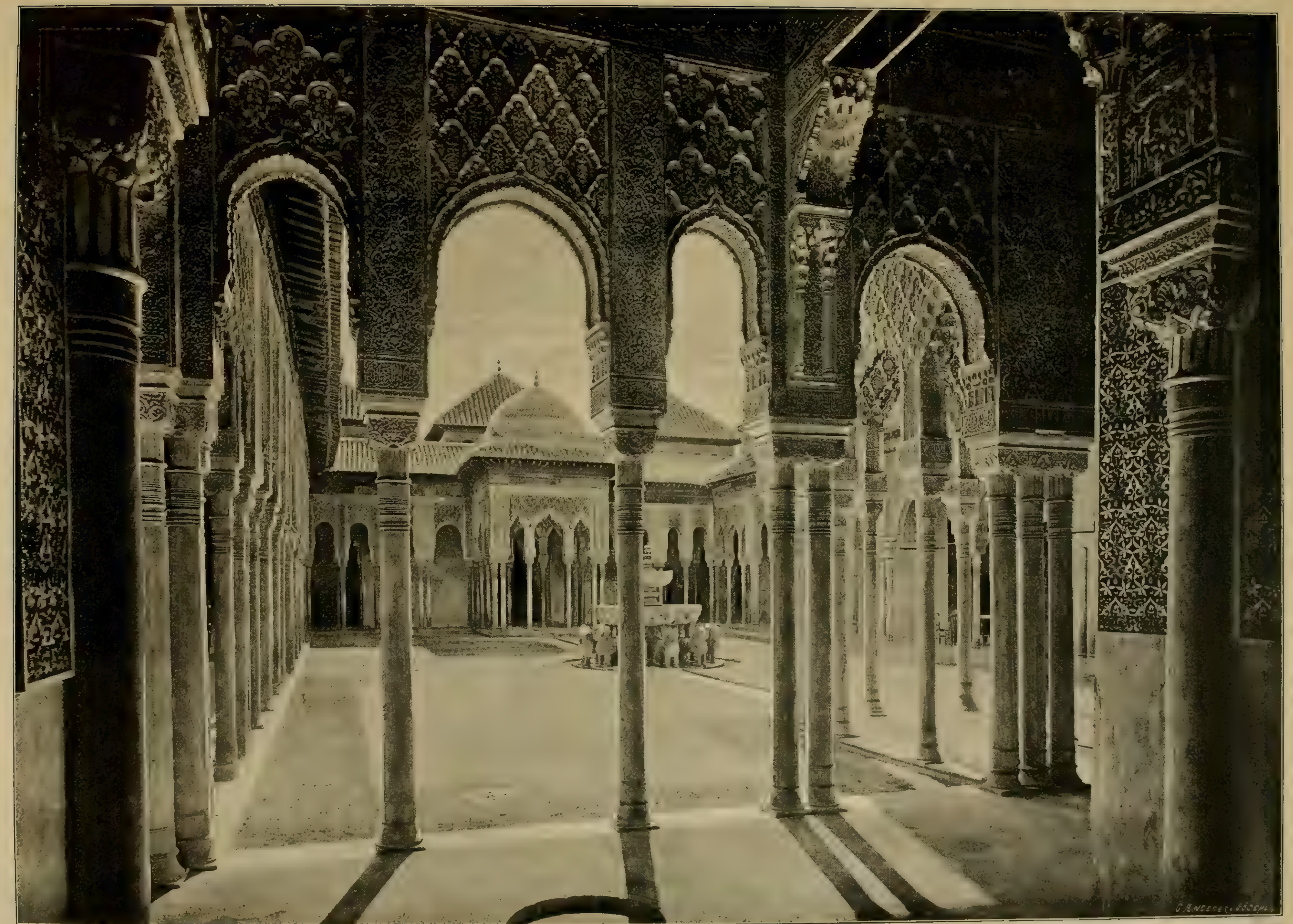
Die Eroberung Granadas und ihre Folgen.

Die alte Glaubenswut, die Thatenlust des kastilischen Adels, die in inneren Fehden sich nicht mehr austoben durfte, den frisch hervorbrechenden nationalen Haß: alles dies wußte Isabella geschickt zu vereinigen und in unwiderstehlichem Anprall zuerst auf das Reich von Granada zu werfen.

Einen dauernden friedlichen Verkehr der Christen mit den Mauren verhinderten die Unterschiede in Religion, Sprache und Sitten. Zudem hatte die Lage Granadas zwischen den langstreckten Länderflügeln des Spanischen Reiches stets etwas Bedrohliches, und seine Häfen gestatteten zu jeder Zeit neue Zuzüge und Einfälle der Mauren von Afrika aus. Freilich war der Krieg gegen Granada mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, und die Vernichtung des gefährlichen Nachbars gelang trotz der ernstesten Anstrengungen erst nach verlustreichen und wechselvollen Kämpfen, die ohne Zweifel noch länger gedauert haben würden, wenn nicht die maurische Dynastie selbst durch blutige Bürgerkriege ihre Macht zersplittert hätte.

Granada. Das maurische Gebiet von Granada enthielt in einem Umkreise von ungefähr 180 Leguas (1000 km) alle natürlichen Hilfsquellen eines großen Reiches. „Seine breiten Thäler waren von Bergen durchschnitten, welche großen Metallreichtum besaßen. Seine Weiden wurden durch zahlreiche Quellen und Bäche befruchtet, und seine Küsten waren mit bequemen Häfen versehen, welche die Hauptmärkte des Mittelländischen Meeres bildeten. In der Mitte erhob sich, das Ganze wie mit einer Krone schmückend, die schöne Hauptstadt Granada. Ihre Einwohnerzahl überstieg 200000 Seelen. Sie wurde von einer starken Mauer geschützt, welche von 1030 Türmen bestrichen wurde und sieben Thore hatte."

Die Alhambra. Zwei Kilometer von der Stadt entfernt und von ihr durch das üppige Darrothal geschieden, steht auf einem bewaldeten, felsigen Hügel das herrlichste Denkmal maurischer Baukunst in Europa, das königliche Schloß Alhambra (d. h. das Haus des Roten, nach dem Erbauer Al-Hamar), die Citadelle von Granada, die innerhalb ihrer Mauern 40000 Mann aufnehmen konnte. Sie ist mit rötlichen Festungsmauern umgeben und besaß früher auf ihrem ausgedehnten Terrain, das kaum in $^3/_4$ Stunden umschritten werden kann, 30 Festungstürme, zahlreiche Moscheen, Paläste, Hallen, Feengärten mit Wasserkünsten. Auf einem steilen Pfade erstieg man den Berg, gelangte an das äußere Burgthor, durch dieses in einen großartigen Park mit drei breiten Alleen, sodann zwischen hohen Ziegelsteintürmen hindurch, immer noch steigend, an einen kolossalen Turm, unter welchem ein gewölbtes Thor, das „Thor der Gerechtigkeit", hindurchführte. Aus ihm trat man in den „Hof der Cisternen", auf dem sich zahllose in den Fels gehauene Wasserbehälter und ein tiefer, bis zur Thalsohle hinabreichender Brunnen befanden, der frisches Quellwasser lieferte. Die eine Front dieses Hofes bildete die eigentliche Burg mit einem hohen Thorturme, die andre das



Kunstbeilage.

Der Löwenhof in der Alhambra.

Nach einer Original-Photographie.

Schloß oder der große Palast Alhambra. In seinem großen Vorhofe war ein weites, rings von Blumen und Ziersträuchern umsäumtes Wasserbassin, in welchem sich die um den Hof herumlaufenden, von schlanken Säulen getragenen Bogenhallen spiegelten. Darauf folgte der berühmte Löwenhof. In seiner Mitte plätscherte ein viel besungener Springbrunnen, dessen Schalen von zwölf Löwen getragen werden, und seine Seiten waren von Arkaden mit durchbrochenem Gitterwerk und schlanken Säulen aus weißem Marmor gebildet. Nach der einen Seite führte ein reich verziertes Portal in eine hohe, mit weißem und gelbem Marmor mosaikartig ausgelegte Halle, die ihr dämmerndes Licht durch eine Kuppel von oben empfing und deren Wände mit Porzellanplatten getäfelt waren, in welchen die Wappen der Könige kunstvoll mit Schmelzfarben eingebrannt waren. Die Decke umzogen wunderliche phantastische Arabeskenstuckaturen, durchmengt mit Koransprüchen und poetischen Citaten in Goldschrift auf lasurblauem Grunde. An ihn stießen die Gemächer der Frauen. Auf der andern Seite des Löwenhofes führte ein zweites Portal in die Halle, in welcher ein Teil der berühmten Abencerragenfamilie ermordet worden war. Hieran schlossen sich noch weitere Reihen von Zimmern und Höfen in gleicher Weise mit herrlichen Verzierungen in Schnitzwerk, Stuckatur, Malerei und Mosaik.

Gebiet von Granada.

Am Fuße dieses Prachtbaues breitet sich die üppige Vega oder Ebene von Granada, deren reiche Schönheit und Pracht nach Berichten von Augenzeugen kaum in den blühendsten Liedern der arabischen Sänger übertrieben werden konnte, deren Boden aber auch seit zwei Jahrhunderten getränkt war mit dem Blute der maurischen und christlichen Ritterschaft, der sie als Kampfplatz hatte dienen müssen. Die Araber verwendeten auf sie alle Kraft und allen Fleiß der Bearbeitung. Sie verteilten das Wasser des hindurchströmenden Xenil in tausend Leitungen zu einer vollkommeneren Bewässerung. Dafür folgten aber auch das ganze Jahr hindurch Obst-, Gemüse- und Getreideernten aufeinander. Die Erzeugnisse der entgegengesetztesten Breitegrade wurden mit Erfolg dorthin verpflanzt, der Hanf des Nordens wuchs üppig unter dem Schatten des Weins und der Olive. Seide war der Hauptgegenstand des Handels, der von den Häfen Almeria und Malaga aus getrieben wurde. Die Einnahmen des Königs beliefen sich auf 1 200 000 Dukaten. Diesem Reichtum entsprach auch die Kriegsmacht. Die gedrängte Bevölkerung des Landes konnte 100 000 Streiter stellen. Viele davon lieferten die Gegenden der Alpujarras oder Gebirgsthäler, deren rauhe Bewohner nicht durch die Weichlichkeit der Ebenen verdorben waren. Dazu kamen noch Hilfstruppen von den wilden und kriegerischen Stämmen Afrikas.

Gefürchtet war die Geschicklichkeit der Mauren von Granada als Armbrustschützen und Reiter. Während der langen Kriege im Lande war fast jede Stadt in eine Festung umgewandelt worden, so daß die Zahl der befestigten Plätze auf dem Gebiete von Granada zehnmal so groß war, als jetzt auf der ganzen Halbinsel.

Die letzten maurischen Herrscher von Granada.

Die Nachfolger Mohammed Alhamars, des Gründers des Reiches von Granada (seit 1237), hatten sich gegen die Oberhoheit Kastiliens wiederholt aufgelehnt, fortwährend Grenzfehden geführt und Raubzüge unternommen, hatten aber nie anders als durch vorübergehende Plünderungskriege, sogenannte cavalgadas, von den Kastilianern dafür gezüchtigt werden können.

Muley Abul Haschem, der 1466 zur Herrschaft gekommen war, führte ein furchtbar blutiges Regiment. Innere Zerwürfnisse kamen den Kastilianern zu Hilfe. Seine erste Gemahlin Aïscha verstieß er und aus Furcht vor der Rache ihrer Kinder ließ er diese alle ermorden. In gleich grausamer Weise verfuhr er gegen die hochangesehene Adelsfamilie der Abencerragen, von denen einer durch ein mit einer Tochter des Königs angeknüpftes Verhältnis die königliche Hausehre verletzt hatte. Erbittert hierüber ließ der Gewaltherrscher alle Mitglieder des Geschlechts, die in seine Hände fielen, schonungslos umbringen, angeblich im Saale der Abencerragen auf der Alhambra. Trotz der Gärung, die dies Wüten im Lande hervorrief, verweigerte Abul Haschem von neuem die Anerkennung der kastilischen Oberhoheit und die Zahlung des herkömmlichen Tributes mit den stolzen Worten: „Die Münzstätten Granadas prägen nicht mehr Gold, sondern Stahl.“ Am 26. Dezember 1481 eroberte er sogar die Grenzfestung Zahara durch nächtlichen Überfall und ließ die Einwohner als Sklaven wegführen. Damit war die Veranlassung zum Vernichtungskampfe gegen Granada gegeben.

Wegnahme von Alhama.

Zur Vergeltung nahmen die Spanier ebenso durch Überfall die feste, auf hohen, kahlen Felsen südlich von Granada gelegene Stadt Alhama, berühmt besonders wegen ihrer Bäder, die jährlich 500 000 Dukaten eingebracht haben sollen (28. Februar 1482). Diese Waffenthat war von ungeheurer Wirkung. Während die Kunde davon in den

Gemütern der Christen Jubel und begeisterten Kriegsmut entzündete, tönte sie in den Ohren der Bewohner Granadas wie die Totenglocke ihres nahen Unterganges. Sie sahen darin die Erfüllung der unheilvollen Zeichen und Weissagungen, die bei der ganz Kastilien herausfordernden Wegnahme von Zahara bekannt geworden waren, und sie verwünschten laut und ohne Scheu den Gewaltherrscher, der nicht nur durch seinen Friedensbruch, sondern auch durch seine früheren Blutthaten den Zorn und die Strafe Allahs über das Land heraufbeschworen habe. Die rührende, durch Herders Übersetzung bekannte Romanze mit ihrem immer wiederkehrenden Klagerufe: „ay de mi Alhama", welche jedenfalls in jenen Tagen entstanden ist, veranschaulicht uns aufs lebendigste die trübe, ahnungsvolle Stimmung der Mauren und zugleich ihren Haß gegen den Tyrannen:

Durch die Stadt Granada ziehet
Traurig hin der Mohren König,
Dorther von Elviras Pforte
Bis zum Thor der Bivarambla.
„Weh um mein Alhama!"
Briefe waren ihm gekommen,
Sein Alhama sei verloren;
Warf die Briefe an den Boden,
Tötet' ihn, der sie ihm brachte.
„Weh um mein Alhama!"
Stieg hinab von seinem Maultier,
Stieg hinauf sein Roß und ritte
Zur Alhambra, ließ drommeten,
Ließ die Silberzinken tönen.
„Weh um mein Alhama!"
Daß es alle Mohren hörten
Auf der Vega von Granada.
Alle Mohren, die es hörten,
Sammeln sich zu hellen Haufen;
Denn die Kriegsdrommete tönet,
Denn sie ruft zum blut'gen Streite.
„Weh um mein Alhama!"
Und versammelt, sprach ein Alter:
„König, du hast uns gerufen,
Wozu hast du uns gerufen?"
Denn es war der Schall zum Kriege.
„Nun, so wisset's denn, ihr Freunde,
Mein Alhama ist verloren!"
„Weh um mein Alhama!"
Da begann der Oberpriester,
Greis mit langem weißen Barte:
„Recht geschiehet's dir, o König,
Und verdientest ärger Schicksal.
Hast ermord't die Bencerajen,
Sie, die Blüte von Granada,
Hast die Fremden abgewiesen
Aus der reichen Stadt Cordova.
Drum, wie jetzo dein Alhama,
Wirst du bald dein Reich verlieren." —
„Weh um mein Alhama!"

Boabdil. Die bisher begünstigte Gemahlin Zoraja fürchtete jetzt für sich und ihre Kinder ein ähnliches Schicksal, wie das der Aïscha und rief ihren Anhang sowie alle Feinde des Königs, deren Zahl und Mut nach dem Falle von Alhama gewachsen war, zu ihrem Schutze auf. Diese Empörung führte zur Vertreibung Muleys, der sich aber in Malaga als Herrscher behauptete, und zur Erhebung seines Sohnes Abu Abdallah, gewöhnlich Boabdil genannt. Bei einem Einfall in das christliche Gebiet wurde dieser jedoch in der Schlacht bei Lucena (südlich von Cordova) im April 1484 gefangen und kehrte erst nach Anerkennung der kastilischen Oberhoheit in seine Residenz zurück. Ein Aufstand seines Oheims Abdallah, mit dem Beinamen El Zagal (der Tapfere), führte nach einem blutigen Kampfe innerhalb der Stadt zu einer neuen Teilung des Reiches, die seine Widerstandskraft noch mehr schwächte.

Eroberung von Malaga. Mit ganzer Wucht warfen sich die Kastilianer zunächst auf Abul Haschems Herrschaft in Malaga. Die Glut des Glaubens- und Nationalkrieges ergriff das ganze Land. Neben den Aufgeboten der Städte und den niederen Vasallen erschienen zahlreich die Freiwilligen aus dem hohen Adel; auch von auswärts, selbst von England, strömten Kämpfer herbei. Den Eifer der Streiter entfachte Isabella, die Seele dieses Krieges, durch umfassende Fürsorge für die Verpflegung des Heeres wie für die Kranken und Verwundeten, durch Belohnungen und Verheißungen. Nicht selten erschien sie persönlich im Lager, von glänzendem Gefolge umgeben, auf weißem Roß im Stahlharnisch. — Die sinkende und zersplitterte Kraft der Mohammedaner konnte dem furchtbaren Anprall der Glaubensstreiter nicht lange widerstehen. Bis 1486 nahmen die Spanier die meisten Plätze um Malaga, 1487 schlossen sie unter König Ferdinands persönlicher Führung und unter Isabellas Augen Malaga selber zu Land und See

von allen Seiten ein. Aber erst nach langer verzweifelter Gegenwehr, die El Zagal thatkräftig unterstützte, ergab sich die von dem tapferen Zegri Hamet aufs äußerste verteidigte Feste auf Gnade und Ungnade. Am 18. August zog das Königspaar in Malaga ein, doch seinen Sieg schändete die Grausamkeit, mit der die unglücklichen Einwohner als Sklaven verkauft und ihres Vermögens beraubt wurden.

Nun kam die Reihe an El Zagal. Mit 95000 Mann erschien der König Ferdinand Mitte 1489 vor dessen Hauptstadt Baza. Fünf Monate lang wehrte sich der Platz, und die Belagerer erlitten durch die Regengüsse und Stürme des Herbstes selber arge Not, die nur Isabellas Umsicht und Thatkraft linderten. Erst Anfang Dezember übergab El Zagal den Platz gegen freien Abzug der Soldtruppen und Auswanderungsfreiheit der Bewohner. Er selber siedelte nach Afrika über. Fall Bazas.

Nur schmachvolle Neutralität hatte Boabdils Herrschaft bisher vor dem Kampfe bewahrt. Jetzt nahte auch ihm das Verderben. Als er die Aufforderung zur Übergabe abwies, bot Isabella 50000 Mann gegen Granada auf und war selber mit bei dem Heere, das sich im April 1491 um die herrliche Hauptstadt lagerte, während 20000 Krieger diese letzte Burg des Islam in Spanien mit verzweifeltem Mute verteidigten. Untergang des Reiches von Granada.

Um einen festen Stützpunkt zum Angriff zu gewinnen, erbauten die Spanier das verschanzte Lager von Santa Fé (d. i. „Heiliger Glaube"), aus dem sich später die gleichnamige Stadt entwickelte. In zahllosen Gefechten vor den Mauern Granadas erprobten beide Teile ihren Heldenmut, bis endlich die wachsende Not nicht den Mut des Volkes, wohl aber den seiner Führer brach. Am 25. November 1491 willigte Boabdil in einen geheimen Vertrag, in dem er gegen Einräumung eines kleinen Lehnsfürstentums in den Alpujarras seiner Herrschaft entsagte, Granada binnen zwei Monaten zu übergeben versprach, die Spanier aber sich verpflichteten, den Mauren Leben, Eigentum und Religionsfreiheit zu lassen. Als aber die Gerüchte von diesem Vertrage in der Stadt selbst aufständische Bewegungen hervorriefen, eilte Boabdil, Granada noch vor Ablauf der ausbedungenen Frist den Siegern zu überliefern. Am 2. Januar 1492 fand die Übergabe statt. Spanische Truppen besetzten die Alhambra und einen Teil der Mauern, die Hauptmasse des Heeres mit dem Königspaare war noch zurück. Vor ihm erschien jetzt Boabdil und übergab die Schlüssel der Stadt. Als sich nun auf den roten Mauern der Alhambra das Banner Kastiliens entrollte und auf den Wällen der Stadt das große silberne Kreuz, das spanische Feldzeichen in diesem Glaubenskriege, sich blitzend in der Sonne erhob, da fiel das ganze Heer auf die Kniee, die Priester stimmten das Tedeum an, und die Granden Kastiliens beugten sich huldigend vor Isabella, als der Königin von Granada. Dann zog sie an der Seite ihres Gemahls, umgeben von königlicher Pracht und von der Blüte des kastilischen Adels in Granada ein. Weit über alles Irdische erschien sie in diesem Augenblicke den Zeitgenossen erhoben; es war der Höhepunkt ihres Lebens.

Währenddem bewegte sich auf der andern Seite der Stadt ein trauriger Zug nach den Alpujarras hinauf, es war Boabdil mit den Seinen. Als er den Hügel von Padul erreicht hatte, da wo sich der letzte Rückblick auf Granada öffnet, hielt er sein Roß an und zum letztenmal niederblickend auf das verlorene Paradies, brach er schluchzend in die Worte aus: „Allah akbar!" („Gott ist groß!"). — „Es steht dir wohl an", sagte seine Mutter, eine Frau von männlichem Geiste, „wie ein Weib über das zu weinen, was du nicht wie ein Mann verteidigen konntest." „Ach!" rief der verbannte König, „wann gab es wohl ein Leiden, das dem meinigen gleicht!" Noch jetzt zeigt das Volk dem Reisenden die Felsenhöhe, wo der Maurenfürst von seinem Reiche traurig Abschied nahm, und zum Andenken daran hat sie den melodischen Namen: El ultimo Sospiro del Moro, „Der letzte Seufzer des Mauren", erhalten. Boabdil fiel später in Afrika im Dienste des Herrschers von Fez.

Die Folgen des Maurenkrieges waren die bedeutendsten. Ein schlagfertiges Heer unter erprobten Führern hatte sich gebildet, das bald der Schrecken halb Europas Folgen.

wurde, der Religionseifer war neu belebt, das Nationalbewußtsein über alle Schranken der Stände und Landschaften hinaus gehoben. Aber beide Empfindungen waren auch zu einer solchen Ausschließlichkeit gesteigert, daß keinerlei Duldsamkeit den fremden und nichtchristlichen Bewohnern Spaniens gegenüber Raum hatte. Dies sollten zuerst die Juden empfinden.

Juden- und Mauren-verfolgung.

Die Juden hatten unter der Herrschaft der ihnen stammverwandten Araber die vollste Duldung genossen, waren zu hohem Wohlstand aufgestiegen und hatten auch an der glänzenden spanisch-arabischen Kultur des Mittelalters einen erheblichen Anteil gehabt. In dem Kapitulationsvertrage, durch den Boabdil Granada den Spaniern überlieferte, hatte er auch für sie Sicherheit der Religionsübungen ausbedungen. Da erschien am 30. März 1492 das Edikt, das ihnen nur die Wahl zwischen Bekehrung und Auswanderung ließ.

Die Mehrzahl entschied sich für die letztere, und 160—180000 Menschen jüdischen Stammes verließen, nur Reste ihres Vermögens rettend, das ungastliche Land. Doch damit nicht genug. Solange der milde Talavera Erzbischof von Granada war, dessen Gesinnung der Ausspruch bezeichnet: „Den Mauren fehlt der Glaube der Christen, den Christen fehlen die guten Werke der Mauren", hielt man den Unterworfenen den Vertrag von 1491. Als aber seit dem Jahre 1499 der Kardinal Ximenez das Bekehrungswerk in die Hände nahm, trat er ihn mit Füßen. Mit allen Mitteln der List und der Gewalt suchte er den Übertritt der Mohammedaner herbeizuführen; die kostbaren Handschriften der Bibliothek von Granada, und was seine eifrigen Häscher sonst davon aufspüren konnten, die Werke der reichen, herrlichen Litteratur eines hochbegabten Volkes ließ er in Masse verbrennen.



8. Gonsalvo Fernandez de Cordova.
Denkmünze auf seine Siege über die Franzosen bei Cerignola und am Garigliano.
Nach Prescott.

Als sich darauf die Mohammedaner auf dem Albaicin, dem höchsten, nur von ihnen bewohnten Stadtteile Granadas, empörten, beruhigte sie der Graf von Tendilla durch die Zusicherung, daß die Kapitulation von 1491 aufrecht erhalten werden solle; Ximenez aber brach den Vertrag und ließ den Mauren, wie vorher den Juden, nur die Wahl zwischen Auswanderung und Übertritt. Einen neuen Aufstand in den Alpujarras schlug Gonsalvo de Cordova nieder (1500); ein letzter der rauhen Gebirgsbewohner um Ronda brachte den Spaniern zwar zunächst die blutige Niederlage am grünen Flusse und kostete ihrem Führer Alonso de Aguilar, Gonsalvos Bruder, das Leben (März 1501); aber neue Heerhaufen unter König Ferdinand erzwangen



Boabdil übergibt Granada an König Ferdinand den Katholischen am 2. Januar 1492.

Nach F. Pradillas Gemälde im Senatspalast zu Madrid.

auch hier die Unterwerfung. In Scharen verließen die Unglücklichen das Land, die meisten jedoch traten äußerlich zum Christentum über und fristeten noch Jahrzehnte hindurch unter den Späherblicken der Inquisition als „Moriscos“ ein trauriges Dasein. Die Spanier aber triumphierten, daß ihrem Lande endlich das kostbare Gut der Glaubenseinheit errungen sei!

* * *

Das Königspaar.

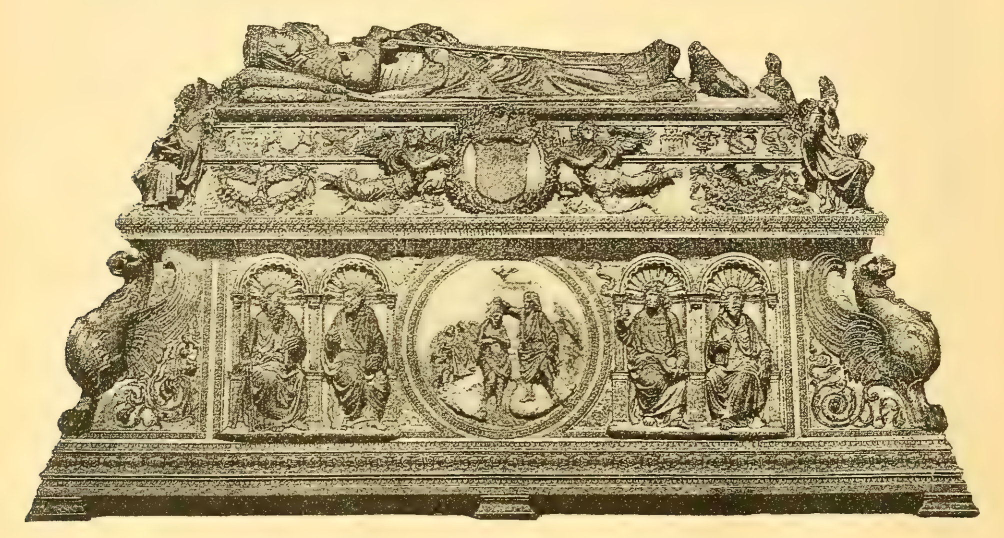
Isabella war so ganz Spanierin, daß sie in dem allen, freilich unter dem Einflusse ihrer Beichtväter, nur Ausübung einer heiligen Gewissenspflicht erblickte. Doch neben dieser durch düsteren Fanatismus getrübten Frömmigkeit stehen Charakterzüge, die sie auch der Nachwelt zu einer anziehenden Erscheinung machen: ein hoher, sittlicher Mut, der sie in den schlimmsten Lagen nie verließ und oft genug den Ausschlag gegeben hat; ein Edelsinn, der hoch dachte von den Menschen und einmal geschenktes Vertrauen unentwegt festhielt; ein echt königliches Pflichtbewußtsein, mit dem sie sich jeder Anstrengung bereitwillig unterzog. Ein klarer Geist, außer da, wo religiöser Eifer ins Spiel kam, teilte Isabella manche Vorurteile ihrer Landsleute nicht, namentlich nicht jenen Hochmut, der das Fremde haßt, nur weil es fremd ist, und nie hat sie sich Illusionen gemacht. Daß sie Königin sei, das brachte sie allen zum Bewußtsein, nicht bloß durch fürstliche Pracht, so einfach ihre eignen Lebensgewohnheiten waren, sondern mehr noch durch die ruhige Würde und den feinen, weiblichen Takt, den sie stets zu bewahren verstand. War sie groß als Fürstin, so blieb sie doch stets die liebende und liebenswürdige Frau. Ihre alte Mutter pflegte sie bis zu ihrem Tode mit zärtlicher Sorgfalt, ihrem Gemahl widmete sie die wärmste Zuneigung und eine unerschütterliche Treue, die er nicht immer verdiente, ihren Kindern eine hingebende Liebe, die sich vor allem in der trefflichen Erziehung bethätigte. In der Blüte der Jahre war sie auch äußerlich eine anziehende Erscheinung von Mittelgröße, heller Haut, kastanienbraunem Haar und hellblauen Augen, in Blick und Haltung ruhige Festigkeit.

Was Kastilien geworden, das ist im wesentlichen ihr Verdienst. Ihrem Gemahl blieb vor allem die Leitung der verwickelten europäischen Politik, um welche sie sich nicht im einzelnen gekümmert hat. Und für dies Wirrsal war Ferdinand besonders geschaffen. Seiner Gemahlin äußerlich ganz unähnlich, dunkelfarbig in Haar und Haut und Augen, war er ihr auch im Wesen höchst ungleich: ohne religiöse Wärme, wenn er auch eifrig religiöse Gesinnung zur Schau trug, ein nüchterner Geschäftsmann, kaltblütig erwägend und berechnend, in Geldfragen sparsam bis zum Geiz — er ließ es zu, daß ihm seine Gemahlin eigenhändig das Wams ausbesserte — in der Wahl seiner Mittel ohne jedes sittliche Bedenken, von einer fast naiven Doppelzüngigkeit, glatt wie ein Aal, wenn es galt, dem Gegner zu entschlüpfen, schlau wie ein Fuchs, wenn es galt, ihn zu betrügen, scharfblickend wie ein Falk, wenn es galt, ihn zu fassen. Er war der erste außeritalienische Fürst mit italienischer Politik und deshalb in Italien auch besonders erfolgreich, der Gründer der spanischen Herrschaft über Neapel und Sizilien und damit der europäischen Stellung seiner Monarchie.

Die Kinder des Königspaares.

Nur an denjenigen auswärtigen Geschäften, die mit der Vermählung ihrer Kinder zusammenhingen — denn auch diese Fragen wurden als politische behandelt — hat Isabella einen größeren Anteil gehabt. Glänzende Aussichten sind hier mit tiefem Leide gepaart. Das Königspaar besaß fünf Kinder: einen Sohn, den Thronerben Johann (Juan), und vier Töchter, Isabella, Johanna, Katharina und Maria. Sie waren besonders durch die Sorgfalt der Mutter trefflich erzogen, auch in den humanistischen Wissenschaften gebildet. Um die noch keineswegs aufgegebene Verbindung Spaniens und Portugals sicher zu stellen, wurde Isabella am 22. November 1490 mit dem portugiesischen Thronerben Alfons unter den glänzendsten Festlichkeiten ver-

mählt. Aber ein jäher Tod, die Folge eines Sturzes mit dem Pferde, riß schon im nächsten Jahre den jungen Gemahl hinweg, und als trauernde Witwe kehrte die jugendliche Isabella nach der Heimat zurück. Besser schienen zwei andre Verbindungen zu gelingen. Um gegen Frankreichs drohende Übermacht in dem Bunde des spanischen mit dem habsburgisch-burgundischen Hause ein Bollwerk zu schaffen, sollte nach dem Vertrage von 1495 der Thronfolger Johann mit Margareta, der Tochter Kaiser Maximilians I. und Marias von Burgund, Johanna aber mit Margaretas Bruder Philipp (dem Schönen) vermählt werden, während ein zweiter Vertrag von 1496 Katharina dem englischen Thronfolger Arthur bestimmte. Wirklich wurden jene Vermählungen, die den Grund zur spanisch-habsburgischen Weltmonarchie gelegt haben,



9. Grabmal Isabellas und Ferdinands in der Kathedrale zu Granada.

mit höchster Pracht vollzogen, die eine in Lille, die andre im Beisein des Königspaares zu Burgos (1497). Das Glück des Herrscherhauses schien auf dem Gipfel angelangt, als nun auch noch kurz darauf die verwitwete Isabella, den Werbungen König Emanuels endlich nachgebend, den portugiesischen Thron bestieg.

Tod des Thronfolgers.

Doch in fast demselben Augenblicke traf ein erster furchtbarer Schlag das Königshaus und das Land. Am 4. September 1497 verschied nach kurzer Krankheit der Thronfolger Johann zu Salamanca. „Die Hoffnung ganz Spaniens sank dahin", das Land hüllte sich in tiefe Trauer vierzig Tage lang. Nun erkannten zwar die kastilischen Stände Isabella von Portugal 1498 als Erbin des Reiches an, die aragonischen aber weigerten sich dessen, da nach ihrem Grundgesetz eine Frau nicht regierungsfähig sei. Der Tod übernahm die Lösung. Die Geburt ihres Sohnes Michael (Miguel) am 23. August 1498 kostete Isabella das Leben. Gegen Miguel ließen die Aragonesen ihren Widerspruch fallen, und abermals schien die Verbindung aller drei Reiche für die Zukunft gesichert zu sein. Schon im Jahre darauf wurde sie zum zweitenmal durch den Tod des Kindes gestört, und die Nachfolge in den spanischen Reichen ging über an Johanna, die schon damals Spuren der beginnenden Schwermut zeigte.

Isabellas Tod.

Unter diesen Schlägen brach die Kraft Isabellas zusammen. Schon seit dem Tode ihres Lieblings Isabella kränkelte sie, ein verzehrendes Fieber trat hinzu. Mit Ruhe und Fassung ordnete sie die letzten Geschäfte, vor allem die Regentschaft ihres

Gemahls, falls Johanna verhindert sei. So starb sie am 26. November 1504 in Medina del Campo bei Valladolid. Ihre Gebeine wurden nach ihrem Willen mit einfacher Feierlichkeit im neugestifteten Franziskanerkloster der Alhambra beigesetzt. Hier ruhten sie, bis sie nach dem Tode Ferdinands an dessen Seite in das prachtvolle Grabmal der Stiftskirche von Granada übergeführt wurden.

Ferdinand vermählte sich zum zweitenmal 1506 mit der Prinzessin Germaine de Foix, einer Schwestertochter Ludwigs XII. von Frankreich und Enkelin Leonorens von Navarra, von der bereits die Rede gewesen ist. Er hoffte noch auf einen männlichen Nachkommen aus Abneigung gegen seinen Schwiegersohn, den Erzherzog Philipp, dem er die Erbfolge in den aragonesischen Ländern nicht gönnte. Aber diese Hoffnung, die sich zu erfüllen schien, ging durch den schnellen Tod des neugeborenen Prinzen verloren, und so ließ sich die beabsichtigte Lostrennung Aragoniens von Kastilien, die den Geschicken der Halbinsel eine ganz andre Wendung gegeben und alle Bemühungen Isabellas wieder vereitelt haben würde, glücklicherweise nicht ermöglichen.

Von Ferdinands Kriegen in Italien, wo sein großer Feldherr Gonsalvo de Cordova (el gran capitano) Lorbeeren errang, und von der Eroberung und Erwerbung Obernavarras (1512) ist bereits bei der Geschichte dieser Länder erzählt worden.

Philipp der Schöne und Johanna die Wahnsinnige.

Philipp, König von Kastilien.

Trotz Ferdinands Widerstand war sein Schwiegersohn Philipp von Österreich und Burgund als König von Kastilien anerkannt worden, während Ferdinand sich nach Aragonien zurückzog. Aber Philipp starb bereits im September zu Burgos, erst 28 Jahre alt. Die unglückliche Johanna war inzwischen einem unheilbaren Wahnsinn verfallen.

Die Eifersucht gegen ihren unbeständigen Gemahl scheint ihre angeborene Reizbarkeit zur Krankheit gesteigert zu haben. Philipp war mit ihr Anfang 1502 nach Spanien gekommen, hatte sie aber dort zurückgelassen und war allein nach den Niederlanden heimgekehrt. Als ihm Johanna dorthin im März 1504 folgte, fand sie den Gemahl in einem offenkundigen Liebesverhältnisse zu einer schönen Hofdame. Tief gekränkt dadurch, ergriff sie eines Tages ihre Nebenbuhlerin im Palaste und ließ ihr die zierlichen Locken abschneiden, welche die Bewunderung Philipps am meisten erregt hatten. Durch diesen seiner Dame angethanen Schimpf geriet aber Philipp seinerseits wieder in solche Wut, daß er seine Gemahlin öffentlich mit den rücksichtslosesten Ausdrücken beleidigte und jeden ferneren Verkehr mit ihr verweigerte. Ja, als sie nach dem Tode der Mutter auf Seite ihres Vaters zu treten und dessen Regentschaft über Kastilien zuzustimmen schien, ließ er sie in strengen Gewahrsam bringen. Dadurch wurde der Zustand der unglücklichen Königin bedeutend verschlimmert. Trotzdem wich sie nachher nicht vom Lager ihres Gatten, als er im folgenden Jahre erkrankte und am 25. September 1506 starb.

Johannas Wahnsinn.

Aber weder damals, noch nach seinem Tode hat man sie eine Thräne vergießen sehen. Sie blieb in einem Zustande gedankenloser Unempfindlichkeit, in einem verfinsterten Zimmer sitzend, den Kopf in die Hand gestützt und mit geschlossenen Lippen, stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule. Wenn man sich wegen eines Erlasses oder irgend eines dringenden Amtsgeschäftes, das ihre Unterschrift erforderte, an sie wendete, erwiderte sie: „Mein Vater wird für alles dies sorgen, er ist mit den Geschäften vertrauter als ich; ich habe jetzt keine andre Pflicht, als für die Seele meines dahingeschiedenen Gemahls zu beten.“ Die einzigen Befehle, welche sie unterzeichnet hat, waren die zur Gehaltzahlung an ihre vlamländischen Musiker. Denn bei ihrem niedergeschlagenen Zustande fand sie einigen Trost in der Musik, die sie von Kindheit an leidenschaftlich geliebt hatte. Die wenigen Bemerkungen, die sie äußerte, waren bescheiden und verständig und bildeten einen sonderbaren Widerspruch gegen die durchgängige Ungereimtheit ihrer Handlungen, die sich bisweilen bis zur Tollheit steigerte. So beschloß sie plötzlich, im kalten Dezemberwetter die Überreste ihres Gemahles von Burgos nach dem in Aussicht genommenen letzten Ruheplatze zu Granada zu bringen. Sie bestand sogar darauf, die Leiche vor der Abreise noch einmal selbst zu sehen. Alle Vorstellungen dagegen erwiesen sich als fruchtlos und steigerten nur ihren Eigensinn. Der Leichnam mußte aus dem Gewölbe geholt, die beiden Särge von Blei und Holz geöffnet werden, und sie betrachtete nicht bloß die modernden Reste, die, obgleich sie einbalsamiert waren, kaum ein menschliches Ansehen mehr zeigten, sondern sie berührte sie auch mit ihren Händen, aber ohne eine Thräne zu vergießen oder die mindeste Rührung zu zeigen. Die Leiche wurde hierauf auf einen prachtvollen, mit vier Pferden bespannten Leichenwagen gesetzt. Dieser ward von einem zahlreichen Gefolge von Geistlichen und Edelleuten begleitet.

die mit der Königin in der Nacht des 18. Dezember die Stadt verließen. Sie reiste nur die Nacht, indem sie sagte, „daß eine Witwe, welche die Sonne ihrer Seele verloren habe, sich nie dem Tageslichte aussetzen dürfte“. Wo sie Halt machte, wurde der Leichnam in einer Kirche oder einem Kloster niedergesetzt, wo jedesmal wieder eine Leichenfeier abgehalten werden mußte,



10. Johanna die Wahnsinnige, Königin von Kastilien; Mutter Kaiser Karls V.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

als wenn ihr Gemahl erst gestorben wäre. Ein Haufen Bewaffneter hielt stets Wache, besonders, wie es schien, um zu verhindern, daß ein weibliches Wesen den Ort durch seine Gegenwart entweihe, denn Johanna empfand noch immer die Eifersucht ihres Geschlechts. Als sie eines Tages den Leichnam auf den Kirchhof eines Klosters hatte bringen lassen, das sie von Mönchen bewohnt glaubte, wurde sie von heftigem Schrecken ergriffen, als sie hörte, daß es ein Nonnenkloster wäre, und sie ließ den Sarg sogleich ins offene Feld bringen. Hier lagerte sie sich mit ihrem Gefolge mitten in der Nacht, jedoch erst, nachdem sie den Sarg hatte entsiegeln lassen, um sich zu überzeugen, daß die Überreste ihres Gemahles noch unversehrt seien. Im heftigen Sturme erloschen Feuer und Fackeln, und die Gesellschaft verbrachte die ganze Nacht in Kälte und Finsternis.

In einem lichteren Augenblicke hat sie noch die alten Räte ihres Vaters entlassen und die Anhänger desselben durch den Widerruf aller von der Krone seit dem Tode ihrer Mutter Isabella gemachten Schenkungen in die größte Bestürzung gesetzt. Indes erhielt



11. Philipp I., der Schöne, König von Kastilien.
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Ximenez durch Klugheit und Ernst die öffentliche Ordnung aufrecht, und der älteste ihrer beiden Söhne, der nachmalige Kaiser Karl V., damals noch ein Knabe, wurde als Karl I. zum König von Kastilien ausgerufen. An seiner Stelle übernahm Ferdinand zunächst

die Regentschaft (Juli 1507). Johanna schleppte ihr kummervolles Dasein (seit 1509 in Tordesillas am Duero) in fortschreitender Verdüsterung ihres Geistes noch jahrzehntelang über den Tod ihres Gemahls hinaus; sie starb erst am 12. April 1555 und hinterließ als Stammmutter ihres Hauses den Nachkommen jenen Hang zum Trübsinn, der dem ganzen Geschlechte für Jahrhunderte verhängnisvoll werden sollte.

Portugal.

Zustände.

Zur Zeit Ferdinands und Isabellas hatte das nahe Portugal einen ganz ähnlichen Entwickelungsgang durchgemacht. Auch dieser Staat war eine Anhäufung von königlichen, adligen, geistlichen und städtischen Gebieten, lose zusammengehalten durch eine schwache Krone und die Stände (Cortes). Die großen Grundherren (Donatarios) waren längst gewöhnt, ihre Lehne als Erbgüter zu betrachten; sie übten auf ihnen über die Unterthanen die volle Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt aus und verfügten über eine Menge fester Schlösser. Alfons V. (1438—1481) hatte durch leichtsinnige Freigebigkeit die Güter und Rechte der Krone noch mehr verschleudert. So besaß der Herzog von Braganza, Ferdinand, mit dem König verschwägert und der erste Edelmann des Königreichs, fünfzig Städte, Flecken und Dörfer und vermochte 3000 Reiter mit 10000 Mann Fußvolk aufzustellen. Solchen Herren gegenüber war der König nicht Gebieter, sondern nur Genosse in der Macht.

Neugestaltung Portugals durch Johann II. und Emanuel den Großen.

Wiederherstellung der königlichen Gewalt durch Johann II.

Johann II. (1481 — 1495) griff mit fester Hand ein. Schon auf dem Huldigungstage zu Evora nahm er aus den Klagen der städtischen Abgeordneten über die mangelhafte Rechtspflege der großen Vasallen die Veranlassung zur Einsetzung einer ständischen Kommission, welche auf Grund eines von Johann I. erlassenen Lehngesetzes, wonach ein Lehen der Krone nur an den Erstgeborenen des Inhabers gelangen sollte, alle angeblichen Schenkungen der Krone zu prüfen hatte. Es war eine Domänenreunion, wie sie Isabella gleichzeitig in Kastilien begann. Um die Widersetzlichkeit der Kronvasallen, an deren Spitze der Herzog von Braganza stand, niederzudrücken, ließ der König denselben im Mai 1483 zu Evora verhaften, des Hochverrates anklagen und das Todesurteil eines Ausnahmegerichtshofes unnachsichtlich vollstrecken (20. Juni). Als dann der Schwager des Gerichteten, der Herzog von Viseu, sich an die Spitze einer Verschwörung gegen das Leben des Königs stellte, um sich selbst auf den Thron zu schwingen, lockte ihn Johann in seinen Palast zu Setuval und stieß ihm hier den Dolch ins Herz (22. August 1484). Die übrigen Verschwörer traf der Tod oder Kerkerhaft.

So brach Johann II. die Selbständigkeit des hohen Adels durch blutige Härte. Eine Menge Krongüter entriß er ihm, und wenn er einige wenige davon vergab, so behielt er doch stets die Gerichtshoheit der Krone vor. Gewaltthätig, wo es die Herstellung seines Ansehens galt, erschien er sonst gerecht und unbedingt zuverlässig, ein Vater seiner Unterthanen. Auch der Kirche gegenüber war die Krongewalt sehr bedeutend. Die drei Erzbischöfe und zehn Bischöfe wurden vom Papste nur auf königlichen Vorschlag ernannt; das Hochmeisteramt der drei geistlichen Ritterorden (Christus, St. Jago, Avis) war in den Händen des Königs; die Veröffentlichung aller päpstlichen Verfügungen hing von der königlichen Genehmigung (Placet) ab. Dies letztere Recht hat allerdings König Johann aufgegeben, um von Rom eine Kreuzzugsbulle für einen Maurenkrieg in Nordafrika zu erwirken.

Emanuel der Große.

Emanuel, sein Nachfolger (1495—1521), der Bruder des Herzogs von Viseu, den Johann zum Erben eingesetzt hatte, führte des Vorgängers Werk energisch weiter. Die Statuten der Städte wurden revidiert und das Unzeitgemäße aus ihnen beseitigt, die

Leistungen der Unterthanen neu geordnet, die Rechtspflege auf allen Stufen durchweg königlichen Beamten übergeben, die städtische und adlige Gerichtsbarkeit abgeschafft, selbst die der drei geistlichen Ritterorden den königlichen Appellationsgerichten unterstellt. Ein allgemeines Gesetzbuch auf Grund des von König Alfons V. herrührenden schloß 1521 die ganze Neugestaltung ab.

Wie der Hof für das politische Leben mehr und mehr die Bahnen vorschrieb, so brach er sie auch für die aufblühende neue Bildung. Beide Fürsten schenkten ihr eingehende Pflege. Johann stand mit italienischen Humanisten in Briefwechsel; unter ihm lehrte der große Hellenist Arias Barboso (s. oben S. 15), entstand die erste Buchdruckerei in Lissabon, und wie hoch er die wunderbare neue Kunst schätzte, bewies er durch den Erlaß, der den Buchdruckern den Rang von Edelleuten des königlichen Hauses verlieh. Geistiges Leben.

Freilich verhärteten sich auch bei den Portugiesen Glaubenseifer und Nationalstolz, durch die jahrhundertelang geführten und in Nordafrika immer noch andauernden Maurenkriege genährt, zu harter Ausschließlichkeit. So nahm zwar Johann II. die im Jahre 1492 aus Spanien ausgewiesenen Juden zunächst auf, dann aber verfügte er ihre Austreibung binnen acht Monaten und ließ die Unglücklichen, welche zur Reise die Mittel nicht besaßen, erbarmungslos in die Sklaverei verkaufen. Sein Nachfolger Emanuel verfügte dann im Dezember 1496 die Ausweisung sämtlicher portugiesischen Mauren und Juden. Viele freilich traten äußerlich zum Christentume über; gegen diese „Neuchristen“ erhob sich aber zu Ostern 1506 in Lissabon eine blutige Verfolgung, die Tausenden das Leben kostete. Juden- und Maurenverfolgungen.

Die Seewege nach Indien und die Entdeckungsfahrten der Portugiesen.

Trotz solcher Auswüchse, wie sie der fanatische Glaubenseifer jener Tage zeitigte, war es doch im Grunde derselbe Geist, der Portugiesen und Spanier zu den Entdeckungsfahrten trieb, den kühnsten und folgenreichsten, welche die Weltgeschichte kennt.

Um die Leistungen der Entdecker in ihrer vollen Bedeutung würdigen zu können, muß man vor allem die Fragen beantworten: was suchten sie, und welche Gründe trieben sie zu diesen Unternehmungen?

Sie wollten keineswegs einen neuen Erdteil auffinden, sie wollten vielmehr auf neuen, direkten Wegen zu den längst bekannten Zielen gelangen. Mit andern Worten: sie suchten Indien, China und Japan zur See zu erreichen ohne die Vermittelung der orientalischen Völker.

Verkehr mit Indien und China im Altertum und Mittelalter.

Seit anderthalb Jahrtausenden bereits standen die europäischen Völker mit diesen fernen Landen in einem gewissen Verkehr. Das Elfenbein, die Edelsteine und Perlen, die Gewürze, Droguen und Heilmittel Indiens, die Seide Chinas waren ihnen längst unentbehrlich geworden. Den natürlichen Weg über Ägypten hatte schon der Pharao Nekau (Necho) durch einen Kanal vom Nil nach dem Roten Meere in der Richtung des heutigen Süßwasserkanals zu fördern gesucht (um 600 v. Chr.). Dareios, der zweite persische Herrscher Ägyptens, ließ ihn vollenden. Nach Herodot, der ihn im 5. Jahrhundert besuchte, war der Kanal so breit, daß zwei Trieren einander ausweichen konnten, und erforderte eine Fahrt von vier Tagen. Benutzbar geblieben ist er bis in den Anfang des 6. nachchristlichen Jahrhunderts; die Araber stellten ihn sogar wieder her, doch der Kalif Almansor ließ ihn (um 762 oder 767) aus militärischen Gründen verschütten. Der gewöhnliche Weg ging aber seit den Ptolemäern den Nil bis Koptos aufwärts, dann durch die Wüste bis zum Maushafen oder Berenice am Verkehr mit Indien und China im Altertum.

Roten Meere, an deren Stelle in der römischen Kaiserzeit Klysma trat. Von da fuhr man an der arabischen und persischen Küste gen Indien. Seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. wählten dagegen die von Ägypten kommenden Schiffe von Ocelis an der Bab-el-Mandeb-Enge aus den Weg über die offene See nach der Küste Malabar, die sie mit Hilfe des Südwestmonsuns in 40 Tagen erreichten, während sie zur Rückfahrt im Oktober den Nordostmonsun benutzten. Jedenfalls also bestand seit der Zeit Alexanders des Großen ein direkter Seeverkehr der Griechen von Ägypten nach Indien. Vereinzelte griechische Schiffer drangen auch wohl bis zum Ganges und bis zur „Goldenen Halbinsel“ (Malakka) vor, ja einzelne Abenteurer gelangten bis Java, dessen Namen Ptolemäos ganz richtig als „Gersteninsel“ deutet; ein Grieche kam im 1. Jahrhundert n. Chr. sogar bis nach dem chinesischen Kattigara, einem Handelshafen, der vermutlich nicht weit von der Mündung des Jang-tse-kiang lag, und im Jahre 165 n. Chr. suchte eine römische Gesandtschaft des Kaisers Marc Aurel auf diesem Wege China auf, das die Alten nach dem von dort bezogenen Haupterzeugnis, der Seide (chines. sser), als das „Land der Serer“ (Serica) nannten. Die Karawanenstraße, die seit uralter Zeit vom oberen Jaxartes (Syr-Darja) über den Thian-schan nach China führte und von den chinesischen Seidenhändlern benutzt wurde, ist von abendländischen Kaufleuten nur selten betreten worden, und der Feldzug, den ein chinesischer Feldherr im Jahre 95 n. Chr. bis ans Kaspische Meer, also fast bis an die römische Grenze führte, brachte keine Annäherung zwischen den beiden gewaltigen Reichen zuwege. Jedenfalls erscheint die Kenntnis der Alten, wie sie Ptolemäos um 140 n. Chr. zusammenfaßte, in den indischen Landen viel ausgebreiteter als in Mittel- und Ostasien. Auf dem Seewege kam auch das Christentum sehr früh nach Indien, wo an der Malabarküste und auf Ceylon um 530 n. Chr. mehrere Gemeinden bestanden.

Verkehr mit Indien und China im Mittelalter.

Mit der Ausbreitung der arabischen Herrschaft seit dem 7. Jahrhundert und der Zerstörung Alexandrias hörte dieser Handelszug fast ganz auf, und der indisch-europäische Verkehr wählte den Weg durch das Herzland des arabischen Reiches über den Persischen Golf, Basra (Bassora), Siraf und Bagdad, von da entweder nordwärts nach Tauris (Täbris) und dem Schwarzen Meere, oder westwärts über Aleppo oder Damaskus nach der Küste von Syrien. Vom oder bis zum Ausgange des Persischen Golfes vermittelten anfangs nur chinesische Dschunken, seit dem Anfange des 8. Jahrhunderts auch in wachsender Zahl arabische Schiffe den Warentransport nach der Malabarküste, von dort um das Kap Komorin oder über Ceylon quer durch den Bengalischen Meerbusen, an der Westküste von Sumatra vorüber durch die Sundastraße, oder auch — so fuhren die Araber — durch die Straße von Malakka und weiter einerseits nach Java, vielleicht sogar bis zu den Molukken, anderseits über Kotschinchina nach Kan-fu, später nach dem jetzt versandeten Hafen von Hang-tscheu-fu (Quinsay) südlich der Mündung des Jang-tse-kiang, wo eine Unzahl von Händlern aus allen Landen des Ostens zusammenströmte und neben einem großen Araberviertel auch eine christliche Gemeinde bestand. Der Sturz der fremdenfreundlichen Tang-Dynastie, 907 n. Chr., zerstörte zunächst diesen direkten chinesisch-arabischen Handel und wies ihn an die Vermittelung der Inder über Java, aber noch im 10. Jahrhundert wurde er wiedereröffnet.

Neben diesen südlichen Seewegen bestanden noch zwei nördliche Landverbindungen, die eine von der Ostseite des Schwarzen Meeres durch Mittelasien nach China, die andre von Täbris über Persien nach Indien, doch gestatteten sie beide den christlichen Völkern keine direkte Verbindung mit jenen Ländern.

An diesem Handel gewannen nun neben den Byzantinern, die ihn bis dahin fast unbeschränkt in der Hand hielten, soweit er das Mittelmeer und das Schwarze Meer berührte, seit dem 9. Jahrhundert auch italienische Seestädte, zuerst Amalfi und

Salerno, dann Pisa, Genua, Venedig hervorragenden Anteil; mit der Entstehung abendländischer Reiche im Zeitalter der Kreuzzüge beherrschten sie ihn völlig, ohne freilich zunächst bis nach Indien und China selbst vordringen zu können. Diese direkte Verbindung wurde indes den Europäern wenigstens auf einige Jahrzehnte eröffnet, als seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts die Mongolen das Kalifat von Bagdad zertrümmerten und eine unermeßliche Herrschaft von China bis Rußland gründeten. Religiös gleichgültig, gestatteten die Mongolenherrscher christlichen Sendboten und Kaufleuten willig Zutritt; ja die Hoffnung auf ihren Übergang zum Christentum schien eine Zeitlang nicht ungereimt, um so mehr als es unter ihnen christlich-nestorianische Stämme gab. Daraus entstand damals die Sage vom Erzpriester Johannes als einem mächtigen christlichen Fürsten in Mittelasien, dessen Reich aufzufinden, Jahrhunderte hindurch ein Hauptziel europäischer Reisenden blieb. So drangen damals, etwa seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, päpstliche Sendboten und italienische Kaufleute auf dem uralten nördlichen Landwege von der Mündung des Don durch die weiten Steppen im Norden des Kaspi- und Aralsees und dann über das dsungarische Bergland und durch das nördliche China bis Peking vor. Dieses Weges zog im Jahre 1253 im Auftrage Ludwigs XI. von Frankreich der Priester Ruysbroek bis Karakorum. Bedeutender noch waren die Reisen des Maffeo und Niccolo Polo (1254—1269), vor allem aber des Marco Polo (1271—1295), der von Täbris über Balch und die Hochebene Pamir nach Kaschgar, Jarkand und Peking vordrang, dann 17 Jahre lang im Dienste Kublai-Chans stand und fast alle Provinzen Chinas (Kathai) sah (s. Bd. IV). Die Rückreise nahm er auf dem Seewege über beide Indien und den Persischen Golf. Seitdem verkehrten nicht selten auch christliche Missionäre, namentlich Franziskaner, in China, im Jahre 1306 konnte in Peking sogar ein römisch-katholisches Erzbistum gegründet werden, das bis 1346 bestanden hat.

Handel der Genuesen.

Vor allem war der direkte europäisch-indisch-chinesische Verkehr wieder aufgenommen und zwar sowohl auf dem Land- wie auf dem Seewege. Auf jenem bewegten sich die italienischen, namentlich genuesischen Handelskarawanen von La Tana an der Donmündung aus. Denn seit dem Sturze des lateinischen Kaisertums im Jahre 1261 beherrschten die Genuesen den Verkehr auf dem Schwarzen Meer fast vollständig; im Norden desselben waren Kaffa (seit 1261) und La Tana (seit etwa 1320) ihre Hauptplätze; sie befuhren das Kaspische Meer, sie herrschten von Trapezunt aus über die Landstraße nach Täbris, dem Euphratgebiet und Persien, sie erschienen schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit einer Flotte auf dem Kaspischen Meer. So konnten italienische Kaufleute über Persien nach Vorderindien gelangen, obwohl dies zu keiner regelmäßigen Verbindung führte. Auf dem Seewege verkehrten wieder die Araber und die kolossalen chinesischen Dschunken, die bis zu 1000 Mann Besatzung hatten. Sie fuhren bis gegen 1430 nach der Malabarküste und über diese hinaus bis Aden und Dschedda am Roten Meere, auf der andern Linie bis Ormus, das damals neu entstand. In China war der Hauptstapelplatz Hang-tscheu-fu (Quinsay, vom chines. King-sze, d. i. Hauptstadt), damals die größte Stadt der Welt, daneben Tseu-tung, jetzt Tsinan-tscheu (Zaiton) an der Fukianstraße. Die glänzenden Bilder, die Marco Polo von dem ungeheuren Verkehr dieser Plätze entwarf, haben das meiste zu dem Wunsche beigetragen, sie durch eine direkte Seefahrt zu erreichen; und in dem fernsten Osten lockte noch das nach manchen überschwenglichen Berichten sehr goldreiche Inselland Zipangu (chinesisch Dschi-pan-kuë, d. i. Land der aufgehenden Sonne), dessen Name noch in dem der japanesischen Halbinsel Nipon wiederklingt.

Bedeutung Alexandrias im 14. u. 15. Jahrhundert.

Doch trat seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts von diesen beiden Routen die über Basra und Syrien allmählich zurück, als hier die christliche Herrschaft vollends zusammenbrach. Die Päpste freilich suchten durch fortgesetzte Handelsverbote, die

übrigens ebenso sehr zum Schaden der Christen wie der Orientalen ausfielen, die mohammedanischen Herren Syriens und Ägyptens zu bedrängen. Die Natur der Dinge erwies sich jedoch als stärker, und der Gedanke an die Wiedereroberung Syriens verschwand allmählich. So gewann nun wieder die Route über Ägypten, das unter der Herrschaft der Mamelukensultane sich zur ersten Macht der mohammedanischen Welt erhob, das Übergewicht. Glänzend blühten hier Alexandria und Kairo auf, so daß im 15. Jahrhundert der Anteil einer Nation am Welthandel nach der Zahl ihrer mit Alexandria verkehrenden Schiffe berechnet wurde. Hier wehten vor allem die Flaggen Venedigs, Genuas und Kataloniens. Handelsverträge mit den Sultanen sicherten den Abendländern die gewonnene Verbindung.

Politische Umwälzungen.

Allmählich jedoch überkam die Lähmung dies ganze reiche Leben. Mit dem Zerfalle des Persischen Reiches seit 1336 hörte der Verkehr auf dieser Route nach und nach auf. Dann stürzte im Jahre 1368 in China die einheimische Ming-Dynastie die Mongolenherrschaft und hinderte fortan jeden direkten europäisch-chinesischen Handel auf dem Landwege; zuletzt zerstörte der zweite Mongolensturm unter Timurlenk am Ende des 14. Jahrhunderts die wichtigsten Stapelplätze; nur Samarkand, Timurs Residenz, erstand als neuer Markt. Den chinesischen Seehandel hemmten nicht nur die den Fremden feindlichen Mings, sondern vor allem die Kriege der indischen Fürsten. Seit 1430 erscheinen deshalb die Chinesen nicht mehr im Westen des Kaps Komorin; die Araber bemächtigten sich vielmehr des gesamten indisch-ägyptischen und indisch-persischen Handels.

Wirtschaftliche Mißstände.

Wirkten schon derartige Stockungen, die auch sonst schon vorgekommen waren und den ganzen orientalischen Verkehr von den jeweiligen politischen Zuständen der Zwischenlande abhängig erscheinen ließen, auf welche doch die Europäer keinerlei Einfluß ausübten, lähmend, so schnitt andres noch viel tiefer. Die See- und Landfrachten der arabischen Zwischenhändler und die Zölle der ägyptischen Sultane waren außerordentlich hoch und steigerten z. B. in Alexandria den Preis indischer Gewürze im Verhältnis zu Kalikut an der Malabarküste, dem größten indischen Gewürzmarkt des 15. Jahrhunderts, etwa um das Dreifache. Infolgedessen flossen die Edelmetalle in immer stärkerem Strome aus Europa nach Asien ab, da die zum Austausch gegen die indischen und chinesischen gegebenen europäischen Waren den Wert der fremden Einfuhr bei weitem nicht deckten, wie denn beispielsweise die Venezianer allein damals in Alexandria Jahr für Jahr etwa 300 000 Dukaten bar herauszuzahlen hatten. So steigerte sich das Mißverhältnis zwischen der Gewinnung und dem Bedarf der Edelmetalle, das sich besonders seit dem Zusammenbruche des weströmischen Reiches geltend gemacht hatte, da die herrschenden Germanen die Bergwerke lange Zeit liegen ließen und auch sehr viel Edelmetall durch Verarbeitung zu Schmuck und Gerät dem Verkehr entzogen. Den Gesamtwert der am Ende des 15. Jahrhunderts in Europa umlaufenden Metallmünzen hat man daher auf nicht höher als etwa 675 Mill. Mark berechnen wollen. Eine allgemeine Steigerung der Edelmetalle, also eine Entwertung der einheimischen Meß- und Marktwaren war die notwendige Folge. Offenbar richtete sich Europa zu Grunde, wenn es noch lange in der alten Weise den orientalischen Handel aufrecht erhielt.

Eroberungen der Türken.

Ließen solche Erwägungen den ganzen bisherigen Betrieb als sehr unvorteilhaft erscheinen, so drohte ihn ein politischer Umsturz des gesamten Vorderasien überhaupt unmöglich zu machen. Das furchtbare Zerstörervolk der osmanischen Türken faßte die Lebensorgane des levantinischen Handels mit würgendem Griff. Als Mohammed II. am 29. Mai 1453 siegreich in Konstantinopel eingezogen war, fielen rasch hintereinander die italienischen Handelskolonien im Morgenlande der Verwüstung und Verödung anheim: 1461 Amastra, Sinope und Trapezunt, 1462 Lesbos, 1470

Negroponte, 1475 das glänzende Kaffa, dessen 70000 Einwohner die Türken in die Sklaverei verkauften, bis endlich im Jahre 1517 die Eroberung Syriens und Ägyptens den Kreis der türkischen Herrschaft um das östliche Mittelmeer abschloß. Das Schwarze Meer wurde wieder ungastlich wie zur ältesten Zeit der Griechen, der Handel im Osten des Mittelmeeres war türkischer Willkür preisgegeben.

So drängte sich stärker und stärker die Notwendigkeit hervor, einen direkten Seeweg nach Indien und China zu finden, um die handeltreibenden Nationen Europas unabhängig zu machen von den unberechenbaren Zuständen der mohammedanischen Welt und zugleich die ungeheuren Spesen, die der Zwischenhandel beliebig steigerte, bis zu einem erträglichen Grade herabzumindern. Es war nur die Frage: in welcher Richtung ließ sich ein solcher Seeweg auffinden?

Vorstellungen über die Gestaltung der Erde.

Das Wissen der Alten.

Nicht nur wirkliche Schwierigkeiten, sondern auch falsche und durch den Volksaberglauben befestigte Vorstellungen traten hier einer gedeihlichen Entwickelung hindernd entgegen.

Von der ältesten Ansicht der Griechen, die wir bei Homer und Hesiod ausgesprochen finden, daß die Erde eine glatte, kreisförmige Scheibe sei, umflossen vom Ozean, überspannt von dem auf Säulen ruhenden ehernen Himmelsgewölbe, als dessen wesentlichste Stütze der Atlas galt, war man allerdings in den wissenschaftlichen Kreisen des Altertums schon längst abgegangen und dafür auf die richtige Vorstellung gekommen, daß die Erde eine Kugel sei. Pythagoras lehrte dies zuerst; Aristoteles versuchte schon Beweise für die Notwendigkeit der Kugelgestalt zu geben, indem er vor allem den kreisförmigen Schatten an dem verfinsterten Monde auf die Kugelgestalt der Erde bezog. Ptolemäos ergänzte diese Beweise noch durch die Wahrnehmung, daß auf hoher See dem heransegelnden Schiffer die Bergspitzen eines Landes zuerst sichtbar werden. War dies richtig, so mußte es offenbar möglich werden, durch eine Fahrt in westlicher Richtung nach Indien zu gelangen, und in der That sprach bereits Eratosthenes (um 250 v. Chr.) diese Vermutung aus und zugleich die noch weitergehende, daß es außer den bekannten Kontinenten noch andre gebe. Hatte doch schon Plato von der versunkenen Insel Atlantis geredet. Am Anfang des 1. Jahrhunderts n. Chr. sah der römische Tragiker Seneca prophetischen Blickes die Jahrhunderte kommen, „denen der Ozean die Schranken der Dinge lockert, denen sich die weite Erde öffnet und Thetis neue Erdkreise entdeckt und denen Thule nicht mehr das äußerste der Länder ist." Jedenfalls waren die Madeiragruppe und die Kanarien (Inseln der Seligen, eigentlich Inseln des Makar oder Melkart) schon lange vor Christi Geburt den Alten bekannt (in Nivaria, der Schneeinsel, erkennt man deutlich Teneriffa mit seinem schneegekrönten Pik), nicht minder die Fucusbänke (Krautwiesen) im Atlantischen Ozean. Auch ist es keineswegs ausgeschlossen, daß schon damals amerikanische Fahrzeuge (wie mehrmals im 16. Jahrhundert), durch Sturm nach Osten verschlagen und vom Golfstrom getrieben, an die europäischen Gestade gelangt sind. Ein solches Vorkommnis liegt möglicherweise der merkwürdigen Nachricht des Cornelius Nepos (bei Plinius und Pomponius Mela) zu Grunde, es sei um das Jahr 62 v. Chr. ein Boot mit „Indern" unbekannter Rasse an die germanische Küste geworfen worden, denn an asiatische Inder ist ja nicht zu denken.

Umschiffungen Afrikas.

Näher indes als eine Westfahrt nach Indien lag doch immer der Gedanke einer Umschiffung Afrikas. Wirklich tauchte er sehr früh in Ägypten auf. Im Auftrage des Pharaos Nekau (Necho) segelten phönikische Schiffer durch das Rote Meer und kamen durch die Meerenge von Gibraltar nach Ägypten zurück. Die Sache blieb aber ohne jede Folge, ja sie wurde sehr ernsthaft bezweifelt. Herodot zum Bei-

spiel, der uns davon erzählt, findet besonders die Angabe der heimkehrenden Seefahrer verdächtig, daß sie die Sonne nicht mehr wie auf der nördlichen Halbkugel im Süden, sondern im Norden gesehen hätten, was uns heute gerade als Bestätigung dafür gelten muß, daß sie wirklich über den Äquator hinausgekommen sind. Nach Nechos Zeiten scheint der karthagische Admiral Hanno (um 470 v. Chr.) an der westlichen afrikanischen Küste am weitesten vorgedrungen zu sein, als er mit 60 Schiffen und angeblich dreißigtausend Kolonisten durch die Säulen des Herkules hindurch fuhr, um neue Handelsniederlassungen zu gründen. Er kehrte erst 16 Tagereisen jenseit des Grünen Vorgebirges bei der Sherboroughinsel vor der Sierra Leone wieder um. Die Fahrt ist auch später noch mehrmals wiederholt worden, so im 4. Jahrhundert v. Chr. durch Euthymenes von Massilia, der den Senegal (Chremetes) erreichte, und am Ende des 2. von Eudoxos aus Kyzikos, dem ersten, der auf diesem Wege nach Indien gelangen wollte und wahrscheinlich bis zum Golf von Benin an der Nigermündung vordrang. Die Ostküste Afrikas kannten die Griechen südwärts bis über Sansibar (Azania) hinaus. Sie waren auch hier wahrscheinlich die Erben der Phöniker, die vermutlich bis in die Länder des Sambesi vordrangen und hier das goldreiche Maschonaland ausbeuteten; wenigstens ist man jetzt geneigt, ihnen die Ruinen von Simbabye (20° südl. Br.) zuzuschreiben. Im Innern Afrikas war man schon weiter gekommen, als wir vor wenigen Jahrzehnten noch waren. Schon Eratosthenes (um 250 v. Chr.) kannte den Lauf des Nil in Nubien und den Ursprung des Blauen Nil aus einem großen See. Ptolemäos wußte dann, daß der Weiße Nil auf der südlichen Halbkugel aus dem Abfluß mehrerer Seen hervorströmt, und kannte ein schneebedecktes „Mondgebirge" im äquatorialen Afrika.

Geographischer Wahn im Mittelalter.

So haben die Alten bereits die beiden möglichen Wege nach Süd- und Ostasien ins Auge gefaßt. Doch mit dem Untergange der antiken Kultur gingen die errungenen Kenntnisse zum großen Teil wieder für das Abendland verloren, und Wahnvorstellungen der verworrensten Art drängten sich an ihre Stelle. Sie entsprangen im wesentlichen aus dem übertriebenen Autoritätsglauben der christlichen Kirche des Mittelalters, welche allen Lehren der Alten, die nicht mit der biblischen Lehre übereinzustimmen schienen, feindselig entgegentrat und allen etwaigen Anhängern derselben mit dem Zorn und der Strafe des Himmels drohte.

Noch im sechsten christlichen Jahrhundert bemühte sich ein bis nach Indien vorgedrungener griechischer Weltreisender, Kosmas Indikopleustes (d. i. der Indienfahrer) aus Alexandrien, in seiner „christlichen Topographie", die unchristliche Lehre des großen Mathematikers Ptolemäos zu widerlegen und durch eine neue mit der Bibel in Einklang stehende zu ersetzen. Nach ihm verlor die Erde ihre Kugelgestalt und schwamm wieder als eine rings umflossene viereckige Scheibe im Ozean, bergan zum Himmel anschwellend, und von den damals bekannten vier großen Meeresbuchten zerschnitten: dem Mittelländischen und Kaspischen Meere, dem Arabischen und Persischen Golfe. Die Sonne ging in diesem Weltsystem nie unter, sondern ununterbrochen um den Erdberg herum. Über Erde, Ozean und Gestirnen ruhte, wie ein Glaskasten alles fest verschließend, das kristallene Firmament. Die Engel besorgten die Bewegungen der Gestirne, den Wechsel von Tag und Nacht sowie die Sonnen- und Mondverfinsterungen. Man stritt sich lange darüber, ob diese viereckige Erdgestalt des Kosmas oder die runde rechtgläubiger sei und entschied sich schließlich für die letztere, da die Bibel den Ausdruck „Erdkreis" gebrauche. Die Erdkarten zeigen eine östliche Hälfte, Asien, und eine westliche, welche zwischen Europa und Afrika brüderlich geteilt war.

Geographisches Wissen der Araber.

Von so verkehrten Vorstellungen ausgehend, mußte man natürlich den Gedanken an eine westliche Fahrt nach Indien als unmöglich betrachten. Doch blieben sie keineswegs die allein maßgebenden des Mittelalters. Die Araber traten vielmehr das

wissenschaftliche Erbe des Altertums an. Seitdem im Jahre 813 das große Werk des Ptolemäos unter dem Namen „Almagest“ ins Arabische übertragen worden war, stand bei ihnen die Kugelgestalt der Erde durchaus fest, und im 13. Jahrhundert, in der Blütezeit der christlichen Scholastik, vermittelten sie diese Kenntnis wieder dem Abendlande. Dantes Göttliche Komödie setzt sogar diese Anschauung bei seinen Lesern allgemein voraus. Aber sie blieb keineswegs unbestritten, da sie mit der Autorität der Bibel in Widerspruch zu stehen schien. Noch im Anfang des 15. Jahrhunderts sprach



12. Edrisis Erdansicht vom Jahre 1154 (zu S. 34).

der Verfasser einer Geographie in Versen, Leonardo Dati, in allem Ernste es aus, daß die Gestalt der Erde leicht darzustellen sei, nämlich als ein T in einem O, indem dieses die Erde, die beiden Arme des T aber Nil und Tanais einerseits, den Ozean anderseits bildeten. Jerusalem lag im Mittelpunkte der Länder. Diese Verteilung galt frommen Seelen als die einzig richtige und als unanfechtbar, da sie sich auf einen Ausspruch des heiligen Augustinus gründen sollte. Solange aber derlei Irrtümer nicht vollkommen überwunden waren, erschien eine Indienfahrt in westlicher Richtung als ein unmögliches, mindestens sehr bedenkliches Unternehmen, selbst abgesehen von der damaligen Entwickelung der Schiffahrt, die eine so weite Reise auf offener See noch nicht gestattete.

Datis Darstellung der Erde.

Die Kenntnis Afrikas.

Dagegen vertrug sich der Gedanke einer solchen Reise in östlicher Richtung, d. h. also der Umschiffung Afrikas, selbst mit der Vorstellung einer scheibenförmigen Erdgestalt, und hier gerade hatten die Araber das geographische Wissen sehr erheblich erweitert. Ihre Schiffer befuhren das Rote Meer und den Indischen Ozean; eine lange Kette von arabischen Handelsniederlassungen umspannte die ganze Ostküste des arabischen Kontinents bis zum Kap Corrientes am Südende des Kanals von Mosambik; sie kannten Madagaskar und die Comoreninseln, und fast wunderbar erscheint es demnach, daß sie die Südspitze Afrikas nicht von Osten her erreichten (s. Bd. III). Von der Nordküste aus, die sie völlig beherrschten, traten sie in Handelsverbindungen mit den Stämmen der Sahara und durch sie mit den Ländern am Niger. Auch dies Wissen übermittelten sie allmählich den christlichen Abendländern. Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts nämlich standen die Genuesen und Pisaner, später auch die Venezianer und die Katalonier im Handelsverkehr mit den Staaten Nordafrikas. Handelsverträge sicherten ihre Interessen, und bereits im 14. Jahrhundert wagten es einzelne abendländische Kaufleute, die Karawanen durch die Sahara nach dem großen Markte Timbuktu unweit des Niger zu begleiten. Die Katalanische Weltkarte vom Jahre 1375 kennt sogar drei Wege nach dem Niger. Indes übernahmen die Christen von den Arabern zugleich zwei schädliche Irrtümer, welche die Entdeckungsfahrten der Portugiesen noch beeinflußt, zum Teil geleitet haben. Schon auf der Weltkarte des Edrisi vom Jahre 1154 erscheint der Niger als eine westliche Abzweigung des Nil, und noch die italienische Karte der Gebrüder Pizigani vom Jahre 1368 wiederholt diesen wunderlichen Irrtum, der zwar allen Erfahrungen vom Laufe der Gewässer widerstreitet, aber die Hoffnung erweckte, so von Westen her zu Schiff bis an das obere Nilland (Abessinien, Habesch) gelangen zu können, wohin die Phantasie der Zeitgenossen seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts das fabelhafte Reich des Erzpriesters Johannes versetzte. Sodann stellten sich die Araber, z. B. Edrisi, die Gestalt Afrikas insofern verkehrt vor, als sie dessen Südende sich so weit nach Osten umgebogen dachten, daß es der Südseite Asiens gegenüber zu liegen kam und den Indischen Ozean in ein Binnenmeer verwandelte. In solcher Verzerrung erscheint der Kontinent auch auf europäischen Karten, so bei Marino Sanuto um 1320 und noch bei Andrea Bianco im Jahre 1436. Es hängt damit zusammen, daß man alle am Indischen Ozean gelegene Länder schlechtweg als Indien bezeichnete.

Indes konnte dieser Irrtum an sich die Umschiffung Afrikas nicht als geradezu unmöglich erscheinen lassen. Hinderlicher waren für sie wie für die westliche Fahrt eine Reihe von falschen physikalischen Vorstellungen, die das Altertum überliefert hatte.

Physikalische Vorstellungen.

Zunächst lehrte Aristoteles, dessen Ansehen in dieser Zeit alles beherrschte, daß der Erdraum zwischen den Wendekreisen, also die heiße Zone, ein von der Sonnenglut versengter, von allem Leben entblößter Gürtel sei. Dieser Gedanke machte eine Umfahrt Afrikas unmöglich, da es sich doch unzweifelhaft bis tief in die heiße Zone erstreckte. Im Westen und Norden des Atlantischen Ozeans aber lag in ewiger Finsternis das völlig windstille „Lebermeer“, in dem die Schiffe schließlich festsitzen blieben, da das Wasser in eine immer dichter werdende gallertartige Flüssigkeit überging, die schon der alte Reisende Pytheas aus Massilia kannte und mit „Seeleber“ verglich. In diesem auch Kleber- und Harzmeer genannten Teile des Ozeans befand sich ferner eine tiefe Einsenkung der Erde, welche das Wasser abwechselnd einsog und wieder hervorspie und dadurch Ebbe und Flut erzeugte.

Zu diesen verzerrten Anschauungen physikalischer Verhältnisse gesellten sich noch Wahnvorstellungen von ungeheuerlichen Wesen, welche teils die Eifersucht der phönikischen Kaufleute andern Nationen gegenüber mit besserem Wissen absichtlich erfunden, teils die allzeit geschäftige und lebendige Phantasie der Seeleute in gutem Glauben erzeugt und verbreitet hatte. Da

wurden die überseeischen Güter in nebelhafter Ferne gewöhnlich von wilden und unbezwinglichen Riesen, von unheimlichen Kobolden und fabelhaften Ungeheuern bewacht; die See, durch die man zu den Wunderländern gelangte, wimmelte von ihnen; Magnetberge zogen die eisenbeschlagenen Schiffe an, lockerten ihre Fugen und ließen sie zerschellen; in allen Buchten, zwischen allen Klippen lauerten die blutgierigen Kraken, riesenhafte Tintenfische mit glotzenden Augen, papageienschnabelartigen Kiefern, gepanzertem Leibe und so langen Polypenarmen, daß sie mit ihnen wie Schlangen bis zu den Masten der Schiffe emporzüngeln und wie Strohhalme zerbrechen konnten. Bisweilen erschien auch die sogenannte „Hand des Satans“ aus den Tiefen der Finsternis herauf über dem Wasserspiegel und haschte nach den Schiffen, die sich zu weit in das Meer hineingewagt hatten. In den Flüssen und an den Küsten mußte sich der Reisende vor den Seeeinhörnern und vor den drachenartigen Alligatoren und Boaschlangen hüten; überall in der Luft schwirrten die gewaltigen Greife mit dem Kopf und den Klauen eines Löwen und mit den Flügeln einer Fledermaus; an dem entlegenen Strande Afrikas und Indiens erschienen Troglodytenmenschen mit den Augen an den Schultern, ferner die Hundskopfmenschen, mit Hundsköpfen und Menschenleib, aber nach andern auch mit Raubtierklauen und wie Hunde bellend, die „Einschenkler“, welche auf einem Beine wie die Windhunde hüpften und auch „Fußschattner“ hießen, weil sie sich bei großer Hitze auf den Rücken legten und ihren breiten Fuß als Sonnenschirm benutzten; endlich fehlte es nicht an solchen Menschen, die durch ihre bloße Ausdünstung alles, was in ihre Nähe kam, sogar große Schlangen, zu töten vermochten. Der Illustrator des schon bei Marco Polos Reisen viel erwähnten „Livre des merveilles“ aus dem 14. Jahrhundert (s. Bd. IV) zeigt uns auf seinen Bildern, mit welchen wunderbaren Vorstellungen sich sein Jahrhundert allen Ernstes trug.

So kam es denn, daß ein Seemann des Mittelalters in das unheimliche Westmeer mit viel schwererem Herzen, als in die verrufensten Seeräuberbuchten steuerte. Nach den arabischen, auch den Christen bekannten Sagen sollten denn auch von dem Riesen Herkules oder von Alexander oder von der gütigen Vorsehung selbst zwei Säulen oder Bilder aus Stein an der Meerenge von Gibraltar oder auf dortigen Inseln aufgerichtet worden sein, die wie Hüter des unnahbaren Heiligtums mit gebieterischen Gebärden die Schiffer vor der Fahrt nach Westen warnen sollten. Auch Schlüssel hielten sie in der Hand, mit denen sie das atlantische Thor verschlossen. Sogar auf den Erdkarten des 14. Jahrhunderts fehlen diese Warnungssäulen nicht. Es galt als ein frevelhaftes Beginnen, als ein die Rache der neidischen über- und unterirdischen Mächte heraufbeschwörender Vorwitz, in jene rätselhaften Fernen eindringen und den über ihnen liegenden Schleier lüften zu wollen.

Die Entdeckung Nordamerikas durch die Normannen.

Während diese Wahnvorstellungen die Abendländer gefangen hielten, hatten bereits kühne Norweger im fernen Nordwesten die Küsten eines neuen Erdteils aufgefunden. Im ersten Drittel des 10. Jahrhunderts entdeckte Gunnbjörn, auf einer Fahrt nach Island zu weit westwärts getrieben, die Ostküste von Grönland, etwa fünfzig Jahre später suchte sie Snäbjörn von neuem auf, und um 982 begann Erik der Rote, der wegen Todschlags geächtet war, die Besiedelung. Sein Sohn Leif Eriksson brachte das Christentum von Norwegen, wo er sich hatte taufen lassen, nach Grönland. Als er aber im Frühjahr 1000 von Norwegen zurückkehrte, wurde er in Sturm und Nebel weiter südwärts an eine waldige Flachküste verschlagen. Auf seinen Bericht machten die Norweger auf Grönland im Jahre 1001 einen Versuch, es näher zu erkunden, konnten es aber nicht erreichen. Erst im Sommer des Jahres 1003 brachen 140 Männer auf drei Schiffen unter Führung von Thorfinn Karlsevne auf. Sie sahen die kahle Felsenküste von Labrador, die sie Helluland, d. i. Steinland, tauften, und weiter südlich steuernd wahrscheinlich das von Leif aufgefundene Gestade, das sie Markland (Waldland) benannten, endlich eine Küste, die nach den in Menge auftretenden Stöcken der wilden nordamerikanischen Weinrebe als Winland bezeichnete wurde, d. h. Neufundland und die Insel von Kap Breton. Hier blieben sie mehrere Jahre am „Straumsfjord“ und kamen mit den Eingeborenen, indianischen Jägerstämmen, die sie Skrälinger nannten,

Besiedelung Grönlands.

Normannische Ansiedelung in „Winland“.

in freundliche und feindliche Berührung. Als aber unter ihnen selbst Streitigkeiten ausbrachen, kehrten sie im Sommer 1006 nach Grönland zurück. Weitere Versuche zur Besiedelung wurden nicht gemacht. Schon der erste Bischof von Grönland, Erich Gnuthson, fand 1021 Winland nicht mehr auf, und die Kunde davon verscholl. Im 14. Jahrhundert ging selbst die Verbindung zwischen Europa und Grönland verloren. Nur in den isländischen Sagas, die um 1370 in dem sogenannten „Flatöbuch" von zwei isländischen Priestern auf der Insel Flatö im Bredefjord aufgezeichnet wurden, blieben diese Nachrichten erhalten. Keinesfalls hat die norwegische Entdeckung des amerikanischen Festlandes auf die späteren spanischen Entdeckungsfahrten Einfluß geübt.

Italienische Fahrten nach dem Westen.

Nautische Kenntnisse der Genuesen.

Die Verbesserung der Schiffahrtskunde und der immer gebieterischer hervortretende Zwang, sich direkte Seeverbindungen mit Indien zu schaffen, führte die Italiener, und zwar zunächst die kühnen Genuesen, über die Säulen des Herkules in den Atlantischen Ozean hinaus. Die Nordweisung der Magnetnadel, welche die Chinesen bereits in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung kannten und zu geographischen Bestimmungen benutzten, wurde auch den Abendländern gegen Ende des 12. Jahrhunderts bekannt und um 1187 von Alexander Neckam an der Pariser Universität gelehrt. Auch verstand man es, die Nadel freischwebend auf einer Stahlspitze in einer Büchse (Bussole) anzubringen, und 100 Jahre danach verband man sie mit einer Windrose, die Flavio Gioja von Amalfi am Anfange des 14. Jahrhunderts unmittelbar an der Nadel selbst befestigte. Mit solchen Hilfsmitteln ausgerüstet konnten die Genuesen und ihre Landsleute die Küsten der ihnen bekannten Länder mit großer Treue auf Karten darstellen und an weitaussehende Unternehmungen denken; das Mittelmeer wurde ihnen zu enge. Um 1290 faßte man in Genua sogar den kühnen Gedanken, eine Handelsstation am Persischen Golfe zu gründen, den Warenzug von Indien dorthin zu leiten und den Handel nach Ägypten durch dauernde Blockade des Roten Meeres von Aden aus zu vernichten. Dieselbe Idee vertrat wenig später Marino Sanuto. Es war der Plan, dessen Durchführung zwei Jahrhunderte später die Portugiesen ihre Handelsgröße verdankten. Zur selben Zeit, im Jahre 1291, fuhren Tedisio Doria und zwei Brüder Vivaldi von Genua aus, um Afrika zu umsegeln. Doch sie verschollen. Kein besseres Schicksal hatte der Katalane Jakob Ferrer von Majorca, der im August 1346 ausfuhr und niemals wiederkehrte.

Besetzung der Azoren und Kanarien.

Doch inzwischen drangen die Italiener weiter westwärts in den Atlantischen Ozean hinaus. Seit 1318 machten venezianische und genuesische Handelsschiffe die Fahrt um Westeuropa herum nach Antwerpen, die vorher nur selten in umgekehrter Richtung von den Nordländern gewagt worden war. Kurz vor oder nach 1300 tauchten vor den Augen genuesischer Schiffer die „Inseln der Glückseligen", wie sie die Alten genannt hatten, wieder auf und empfingen den Namen Kanarien (Hundsinseln); noch vor 1351 fanden dann die Genuesen auch Madeira (Holzinsel) und die Azoren (Habichtsinseln) auf. Diese beiden Gruppen besetzten die Portugiesen, die Kanarien fielen den Spaniern anheim. Dort lebte ein zahlreiches und nicht unkultiviertes Volk, die Guandschen oder Wandschen, wahrscheinlich die Nachkommen der nordafrikanischen Vandalen, in einzelne Fürstentümer zersplittert. Spanische Mönche, die 1384 als Bekehrer auf den Inseln erschienen, büßten 1391 ihren Glaubenseifer mit dem Tode. Aber im Jahre 1402 landete der normannische Ritter Jean de Béthencourt aus La Rochelle mit 50 Mann, baute eine kleine Festung und ließ sich die Inseln von Spanien als Lehen übertragen. In langjährigen hartnäckigen Kämpfen wurden die tapferen Wandschen unterworfen und zur Annahme des Christentums gezwungen; Teneriffa fiel sogar erst

1496 unter spanische Botmäßigkeit. Mit diesen Inselgruppen waren wichtige Stationen für die Fahrt nach dem Westen gewonnen, und da die Azoren vom Westrande Portugals 188 deutsche Meilen, Kap Race auf Neufundland von der westlichsten Azore Corva nur noch 262 Meilen entfernt ist, so bedurfte es zur Erreichung der Ostküste Amerikas nur noch einer geringen Steigerung der nautischen Leistungen.

Die Fahrten der Portugiesen an der Westküste Afrikas.

Nicht die Italiener jedoch, sondern die Portugiesen waren es, welche die Pläne der Genuesen ausführten, und zwar nicht durch eine Fahrt nach Westen, sondern nach Süden und Osten. Denn auf Afrika wurden sie durch ihre Maurenkriege immer Prinz Heinrich der Seefahrer



13. Prinz Heinrich der Seefahrer.
Nach dem Miniaturgemälde in der Handschrift „Chronica do descobrimento e conquista de Guiné“.
(Paris, Nationalgalerie.)

wieder gelenkt, und ihre eigne Seetüchtigkeit war noch so gering, daß sie lange noch nur als Küstenschiffer erschienen, also an weite Fahrten auf offener See gar nicht denken konnten. Ja, sie hätten schwerlich aus eignem Antrieb ihre Fahrten begonnen, hätte nicht der Infant Heinrich der Seefahrer (1394—1460), ein Sohn König Johanns I., sie unermüdlich vorwärts getrieben.

Prinz Heinrich (Dom Enrique) war am 24. März 1394 in Oporto unter einer Konstellation geboren, die ihm für die Zukunft große Eroberungen und die Entschleierung geheimer Dinge in Aussicht stellte. In seiner Jugend zeichnete er sich durch seine Tapferkeit im Kriege gegen die Mauren vor Ceuta, das 1415 erobert wurde, glänzend aus und wurde Großmeister des Christusordens. Von diesen Thaten kam ihm der erste Anstoß zu seinen Unternehmungen.

Er wollte zunächst die Hilfsquellen der Maurenfürsten erkunden, um womöglich mit dem fabelhaften Priesterkönig Johannes, den man damals in Abessinien suchte, in Verbindung zu treten, die Mauren auch von Süden her zu fassen und das Christentum auszubreiten. Auf der öden Felsenbank von Sagres in der Nähe des Kaps St. Vincent in Algarbe, dessen Statthalter er er war, errichtete er angesichts des unermeßlichen Weltmeeres sein Schloß, das erste astronomische Observatorium in Portugal, eine Schule für Geographen und Kartenzeichner und ein Seearsenal; im Hafen des nahen Lagos ließ er seine Schiffe ausrüsten, alles mit den reichen Mitteln des Christusordens. Ein Mann von starkem, kräftigem Körperbau, von ernster Haltung und sicherem Auftreten, strenger Sittlichkeit und unermüdlichem Fleiß, fesselte er Einheimische und Fremde gleichmäßig an sich und setzte mit zäher Ausdauer sein Leben an die höchsten Aufgaben.

Die Portugiesen an der afrikanischen Küste.

Sein Wahlspruch: „talent de bien faire" gelangte durch seine Beharrlichkeit auf den Denksäulen seiner Seeleute allmählich bis an die äußerste Spitze Afrikas. Vordem hatten die Portugiesen auf ihren Afrikafahrten nie gewagt, die Küste aus den Augen zu verlieren und über das Kap Nun, oder wie sie es nannten, das Kap „Nein" (Nao) hinauszufahren (29° nördlicher Breite). Weiter südlich schreckte sie die endlose öde Sandküste der Sahara, über die oft bis weit ins Meer hinaus dichte Nebel lagern. Auch Prinz Heinrich dachte unter diesen Verhältnissen nicht daran, Afrika zu umsegeln und nach Indien zu gelangen. Er wollte vielmehr die Mündung des Niger auffinden und diesen aufwärts in den oberen Nil, in das Reich des fabelhaften Erzpriesters Johannes, also nach Abessinien, fahren (s. S. 29 u. 34). So sandte er seit 1415, seit der Einnahme Ceutas, alljährlich Schiffe nach dem Süden, und wirklich erreichten die Portugiesen noch in diesem Jahre Kap Bojador. Aber weil sie hier auf die Brandung eines angeblich sechs Meilen weit vorspringenden Riffes stießen, das sie aus Furcht vor der hohen See nicht zu umschiffen wagten, so dauerte es noch lange, ehe sie darüber hinaus kamen, und gewöhnlich begnügten sie sich mit Menschenraub an der Küste. Mehr aus Angst vor der Strafe des Infanten als aus Unternehmungsgeist gelobte im Jahre 1433 der Kapitän Gil Eannes, der unerlaubterweise von den Kanarischen Inseln Eingeborene als Sklaven fortgeschleppt und den Infanten dadurch erzürnt hatte, das gefürchtete Kap zu umsegeln oder nie wieder heimzukehren, und er führte seinen Vorsatz glücklich aus. Im Jahre 1441 erhielt Nuño Tristão von gefangenen Beduinen nähere Kunde über den Kontinent, trat beim Weißen Vorgebirge (Cabo Blanco oder Branco) in Verkehr mit Beduinenfürsten, fand Goldstaub, den kostbaren Wohlgeruch der Zibetkatzen und Gelegenheit zu einträglichem Menschenraub (für einen Sklaven erhielt man gegen 1000 Mark heutigen Geldes). Im Golfe von Arguim auf einer der Küste vorliegenden Insel wurde die erste portugiesische Niederlassung begründet, und schon bildete sich für diesen Verkehr eine Handelsgesellschaft in Lagos, während der Infant von dort aus anderseits Erkundigungen über die Karawanenstraßen nach Timbuktu einziehen ließ. Unermeßlich war aber die Freude, als sich im Jahre 1445 endlich das wüste Hügelland verlor, das bis dahin sich eintönig an der Küste hingezogen hatte, und in der Nähe des Senegal am „Grünen Vorgebirge" (Cabo Verde) Palmen und die ersten „schwarzen Mohren", wie man die Neger im Gegensatz zu den „weißen Mohren", den Mauren und Berbern, zu nennen pflegte, sichtbar wurden. Mit dieser Entdeckung — sie knüpft sich an den Namen des kühnen Diniz (Dionysius) Diaz, der sich bereits im Dienste König Johanns I. ausgezeichnet hatte — war der von den Alten überlieferte Wahn zerstört, daß infolge der furchtbaren Sonnenglut innerhalb der Wendekreise alles vegetabilische und animalische Leben unmöglich sei. Auch verlor das Meer durchaus nicht, wie man allgemein gefürchtet hatte, am Äquator an Tiefe und nahm auch nicht an Salzgehalt so zu, daß die Schiffe stecken blieben.

So wuchs der Mut der Entdeckungsreisenden und trieb zu weiteren Wagnissen. Im Jahre 1446 wurde der Gambia erreicht, und Alvaro Fernandez kam fast bis zur

Sierra Leone. Auf dem Gambia fuhr das letzte Geschwader, das Prinz Heinrich 1457 aussandte, bis zur Stadt Cantor hinauf und erkundete hier, daß im Innern große Ströme nach Osten liefen. Man verstand darunter den Nil und zweifelte nun nicht mehr, daß es möglich sei, auf dem Wasserwege nach „Indien“ (Abessinien) vorzudringen. Wenige Jahre, nachdem sich diese glänzende, freilich trügerische Aussicht eröffnet hatte, am 13. November 1460, starb der Infant Heinrich, der zwar nie persönlich an einer Entdeckungsfahrt teilgenommen, aber trotzdem sein kleines Volk zu dem ersten und kühnsten Seevolk der Erde erhoben hatte. Noch in seinem Todesjahre



14. Karte von Afrika nach Juan de la Cosa.

fand Diego Gomez die Kapverdischen Inseln auf, ein oder zwei Jahre später die fast immer in Wetterwolken gehüllte Sierra Leone und das Kap Mesurado (bei Monrovia). Dann aber unterbrach König Alfons V. (1434—1481) die Entdeckungen, weil er durch Kriege in Afrika und Kastilien vollauf beschäftigt war, nachdem noch Fernão do Po die nach ihm genannte Insel gegenüber dem mächtigen, wolkenumhüllten Gipfel des „Gottesberges“ von Kamerun, erreicht hatte (1471—72). Er begnügte sich mit den reichen Erträgen, welche die auf Madeira angelegten Zuckerrohrplantagen, die Orseille auf Porto Santo (bei Madeira), die Verpachtung des Handelsmonopols für Afrika und der Handel mit Negern, Elfenbein und Paradiesingwer abwarfen. Erst unter König Johann II. (1481—1495) drang eine große Expedition, an der auch Martin

Behaim aus Nürnberg als Kosmograph teilnahm, unter Diego Cão bis zur Mündung des gewaltigen Kongostromes und eine Strecke weiter südwärts bis zum Kap Negro (15° 14′ südl. Br.) vor (1484).

Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung.

Aber immer noch war man über die Gestalt und Ausdehnung des afrikanischen Festlandes im unklaren (s. S. 35). Da König Johann sich selbst mit geographischen Problemen leidenschaftlich beschäftigte, so lag ihm daran, endlich Klarheit in die afrikanische Frage zu bringen. Dem Bartolomäus Diaz, einem Nachkommen des obengenannten Diniz Diaz, gelang dies denn auch. Er segelte im Jahre 1486 die ganze Westküste Afrikas von der Kongomündung aus südwärts, indem er überall



15. Vasco da Gama, der Entdecker des Seeweges nach Ostindien. Nach einem Kupferstich.

Steinpfeiler mit dem portugiesischen Wappen setzte und die verschiedenen Küstenpunkte vielfach nach den Fest- und Heiligentagen benannte, an denen er sie entdeckte. Er fand zwar nicht, was er suchte, eine Durchfahrt nach Osten, aber er erreichte das äußerste Kap im Süden und wies damit die Möglichkeit nach, Afrika zu umschiffen. Im St. Helenagolf (nordwestlich von der Kapstadt) warfen widrige Winde und zuletzt heftige Stürme seine beiden kleinen Fahrzeuge, die alle Segel einziehen mußten, in die hohe See, und als er nach einigen Tagen die verschwundene Küste Afrikas in östlicher Richtung wieder erreichen wollte, fand er sie nicht. Da stieg in ihm die Gewißheit auf, daß er über das südliche Ende hinausgekommen sei; er steuerte nördlich und erreichte die Algoabucht, von der aus die Küste eine nordöstliche Richtung zeigte. Die Weigerung seiner Leute, diese weiter als drei Tage zu verfolgen, nötigte ihn am

Buschmannsflusse zur Umkehr. „Kummervoll trat er die Rückkehr an, und hell brach sein Schmerz auf, als er wieder bei der Insel Santa da Cruz (St. Croix) in der Algoabucht anlangte. Er klammerte sich an den Wappenpfeiler, den er dort gesetzt hatte, und nahm von ihm einen herzbrechenden Abschied, wie man einen Sohn aus den Armen läßt, der in lebenslängliche Verbannung geht" (Peschel). Erst auf der Rückreise kam ihm die Südspitze Afrikas, ein hochragendes Felsenkap, zu Gesicht, der alle einstimmig den Namen des „stürmischen Vorgebirges" (Cabo tormentoso) gaben, König Johann aber wandelte ihn in „Kap der guten Hoffnung" (Cabo da bõa esperanza) um, da er an dessen Entdeckung mit Recht die größten Erwartungen für die Zukunft knüpfte.

Diaz fand für seine Verdienste keine Anerkennung. Nur als Kapitän durfte er später unter dem Admiral Cabral an der Expedition teilnehmen, welche, nach Westen getrieben, Brasilien entdeckte (1500). Aber ein tragisches Geschick wollte es, daß auf der Rückfahrt nach Afrika der Entdecker des Südkaps in dem Augenblicke, wo er den hochwichtigen Punkt nach dreizehnjähriger Zwischenzeit voll Stolz und Freude wiedersah, im Angesicht desselben durch einen furchtbaren Sturm mit seinem Schiffe in den Wogen des Atlantischen Ozeans begraben wurde.

Wieder vergingen nach Diaz' Rückkehr ungenützt die nächsten Jahre; erst die Kunde, daß die Spanier (1492) durch eine Fahrt nach dem Westen die Küste Ostasiens erreicht hätten, trieb König Manuel den Großen (1495—1521) zu entscheidenden Anstrengungen.

Vasco da Gama erreicht Indien.

Am 25. März 1497 verließ Vasco da Gama (geb. um 1469) mit vier Schiffen, von denen er selbst das Hauptschiff, den „St. Rafael", führte, die Tajomündung, um das Kap der guten Hoffnung zu umsegeln. Weit westwärts ausbiegend, um dem äquatorialen Windstillengürtel zu entgehen und die Passate zu benutzen — seitdem blieb diese Segelrichtung maßgebend — fand er in einer überaus stürmischen Fahrt endlich im November nach dreitägigem Kreuzen den Weg um das gefürchtete Vorgebirge und steuerte dann an der Ostküste nordwärts bis an die Mündung des mächtigen Sambesi, wo er einen vollen Monat blieb, um seiner erschöpften Mannschaft einige Erholung zu gewähren. Etwa im März 1498 erreichte er Mosambik. Von hier aus war seine Fahrt kaum mehr eine Entdeckungsfahrt zu nennen. Denn zwischen diesen ostafrikanischen Häfen und Vorderindien bestand ein uralter arabischer Seeverkehr, und ein arabischer Lotse, den ihm nach vergeblichen Versuchen in Mosambik und Mombas der Scheich von Melinde (Malindi) stellte, führte Vasco da Gama mit Benutzung des eben wehenden Südwestmonsuns nach der Küste Malabar hinüber. Am 20. Mai 1498 fielen die Anker der Portugiesen vor Kalikut, dem damals bedeutendsten Gewürzmarkte Indiens.

Die Portugiesen in Ostindien.

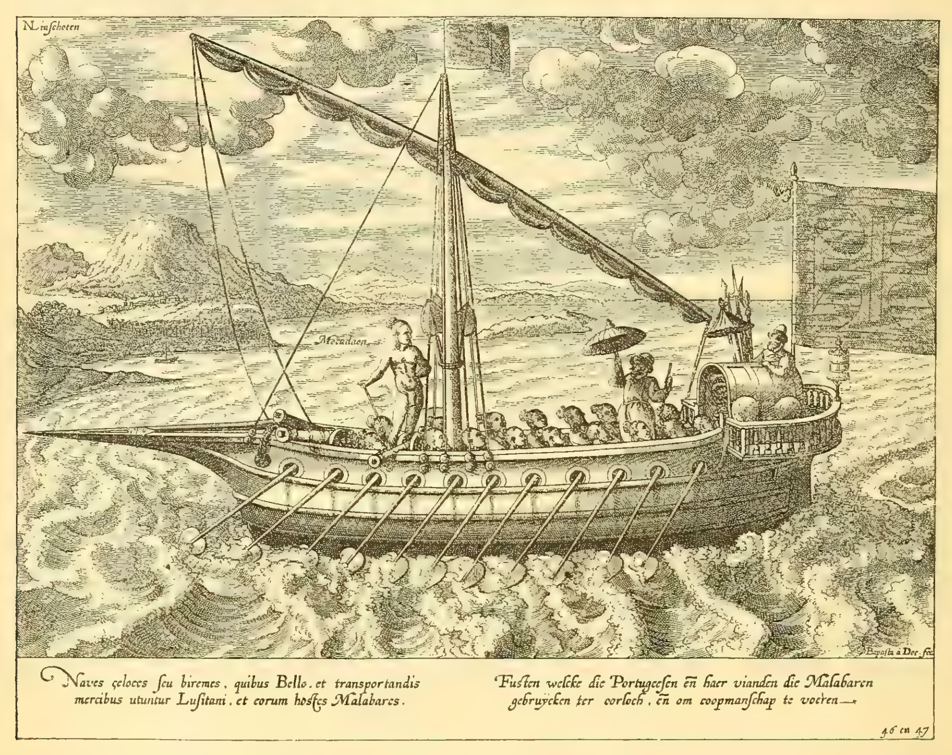
Ostindische Verhältnisse.

Völlig andre Verhältnisse traten ihnen hier entgegen als den Spaniern jenseit des Atlantischen Ozeans. Diese hatten dort, bis sie Yukatan und Mexiko auffanden, fast überall Stämme im Naturzustande vor sich, die keinerlei Verkehr miteinander unterhielten. Hier im Osten bestanden uralte Kulturvölker mit festen Ordnungen und einem lebhaften wohlgeregelten Handel. Im Tieflande von Hindostan herrschte die kräftige Dynastie der Afghanen von Delhi aus; weiter im Süden breitete sich über die Hochflächen der eigentlichen Halbinsel das um 1347 gegründete Königreich Dekan aus, aber schon in der Auflösung begriffen, die kurz vor der Ankunft der Portugiesen der Perser Jussuf benutzt hatte, um von Bidschapur aus sich eine selbständige Herrschaft zu gründen, der er auch den blühenden Stapelplatz Goa angefügt hatte. Im Süden von der Kistna bis Kap Komorin bestand das Reich von Bidschnagor, an dessen Westseite, zwischen den Ghats und der See das Reich des Samorin, dessen Herrscher, der Tamutiri Radscha, in Kalikut residierte, über zahlreiche, freilich oft ungehorsame Vasallenfürsten gebot und mit deren Hilfe 70000 todesmutige Krieger (Najer), 380 Geschütze und 160 Kriegsschiffe aufzubieten vermochte. Ein lebhafter Handel

verband seine Häfen mit den arabischen Stapelplätzen am Persischen Golf, am Roten Meere und an der afrikanischen Ostküste; von den wechselnden Monsuns begünstigt steuerten ihre mit Seekarten und Kompassen wohlausgerüsteten Schiffe alljährlich in regelmäßigen Fahrten nach und von Indien und beherrschten somit seit Jahrhunderten den gesamten indisch-mittelmeerländischen Verkehr als unentbehrliche Zwischenhändler.

Die Portugiesen an der Malabarküste.

In diesen drohten sich jetzt die Portugiesen, die alten Gegner der Mauren am Mittelmeer, einzudrängen. Deshalb nahm zwar anfangs der Herrscher von Kalikut die Fremden freundlich auf und gab ihnen die Erlaubnis, Gewürze zu laden, dann aber, aufgereizt durch die Araber, ließ er die am Lande befindlichen Portugiesen gefangen



16. Ostindischer Schnellsegler im 16. Jahrhundert. Nach Linschoten, „Itinerarium of te Schipvaert“.

nehmen und gab sie erst wieder frei, als es Gama gelungen war, sich einiger Eingeborenen zu bemächtigen. So verzichtete Gama auf eine Verständigung und segelte ab, fand aber bei dem Fürsten von Kananor nördlich von Kalikut, des Tamutiri unbotmäßigem Vasallen, gute Aufnahme und Gewürzladung und ließ dann bei den Andjediven südlich von Goa seine Schiffe für die Rückfahrt ausbessern, wobei er mit Mühe einem feindlichen Überfall entging. Im Dezember segelte er mit dem Nordostmonsun ab, erreichte am 8. Januar 1499 Melinde und nach mühseliger Fahrt mit nur noch zwei lecken Schiffen und kranker Mannschaft die Azoren. Erst im September lag sein Geschwader reichbeladen wieder vor Lissabon. König Manuel ehrte ihn mit reichen Geschenken und verlieh ihm den Adelsrang mit dem Titel eines Admirals der indischen Meere.

Etwa ein Jahr danach, am 13. September 1500, erschien Pedro Alvarez Cabral, der am 9. März mit 13 Schiffen und 1200 Mann von Lissabon unter

Segel gegangen war und unterwegs Brasilien entdeckt hatte, mit sechs Segeln vor Kalikut. Aber auch diesmal traten ihm Araber und Einheimische feindselig entgegen, endlich stürmte der Pöbel die portugiesische Faktorei und erschlug die Insassen, auch eine Beschießung der Stadt richtete nichts aus. Dagegen gelang es besser in Kotschin und Kananor, und ein drittes Geschwader, welches João da Nova im März 1501 noch vor der Rückkehr Cabrals aus dem Tajo führte, schlug im Dezember eine malabarische Flotte bei Kalikut, nahm Fracht in Kotschin und entdeckte auf der Fahrt die öden, unbewohnten Felsen von Ascension und St. Helena, von denen St. Helena bald als Erfrischungsstation für die Indienfahrer einen außerordentlichen Wert erhielt.

Begründung der portugiesischen Herrschaft.

Bis dahin waren die Unternehmungen der Portugiesen nichts als bewaffnete Handelsfahrten in größerer oder geringerer Ausdehnung gewesen; jetzt dachten sie bereits daran, ihre ausschließliche Seeherrschaft im Indischen Meere zu gründen und die Konkurrenz der Araber und Inder zu vernichten. Damit begann das Heldenzeitalter des kleinen Volkes, das in Luis de Camões seinen würdigen Sänger gefunden hat.

Nicht darauf konnte es ankommen, die weiten, dicht bevölkerten und kultivierten Reiche des Ostens zu unterwerfen — dazu hätten die bescheidenen Kräfte des Landes niemals ausgereicht — sondern lediglich darauf, die wichtigsten Häfen zu besetzen und von ihnen aus den gesamten Handelsverkehr zu beherrschen, derart, daß fortan der gesamte Gewürzhandel von Indien nach Europa den Weg über Portugal einschlug und die indisch-arabischen Händler gezwungen waren, portugiesische „Seepässe" um schweres Geld zu lösen, wenn sie nicht als Piraten aufgebracht sein wollten. Da die unbehilflichen orientalischen Fahrzeuge (Prauen, Fustas, Sambuken) an bestimmte Zeiten und Seestraßen gebunden waren, so fühlten sich die gelenkigen portugiesischen Schiffe, die Karavellen, die mit jedem Winde zu segeln verstanden, ihnen unendlich überlegen und um so eher in der Lage, das Indische Meer ihrem Willen zu unterwerfen.

Schon im Jahre 1502 zwang Vasco da Gama, der 20 Schiffe und 800 Soldaten zur Verfügung hatte, den Herrscher von Kiloa (Kilwa) in Ostafrika zur Unterwerfung unter die portugiesische Hoheit, stellte an die indischen Fürsten die Forderung, sie sollten allen Verkehr mit dem Roten Meere abbrechen, beschoß Kalikut, nahm überall, meist mit roher Gewalt und barbarischer Grausamkeit, die indischen Schiffe weg, errichtete in Kananor eine befestigte Faktorei und ließ bei der Heimfahrt ein kleines Geschwader in Indien zurück. Dann tobte der Kampf Jahre hindurch um und mit Kalikut. Als dessen Radscha gegen seinen Vasallen in Kotschin, den Bundesgenossen der Portugiesen, vorging, entsetzte diesen ein europäisches Geschwader (September 1503). Alfonso d'Albuquerque, der spätere Vizekönig, der Oberbefehlshaber (geb. 1453), „ein Mann von Wort, ein Feind der Lüge, ein gewissenhafter Richter", ein Held vom Scheitel bis zur Sohle, aber gegen Feinde unbarmherzig grausam, erbaute zu Kotschin das erste portugiesische Fort in ganz Indien, und als im März 1505 der Tamutiri mit riesiger Übermacht zu Land und See heranzog, verteidigte Duarte Pacheco heldenmütig den Platz, bis die Inder abzogen und ein portugiesisches Geschwader unter Lopo Soarez sie bedrängte.

Francisco d'Almeida, der erste Vizekönig.

Nun erbaten sich die Inder Hilfe von den schwer geschädigten Ägyptern. Von der dorther drohenden Gefahr unterrichtet, beschloß der König Manuel, die indischen Angelegenheiten dauernd in eine Hand zu legen und ernannte daher 1506 Francisco d'Almeida zum Vizekönig von Indien. Dieser besiegte am 17. und 18. März 1506 ein starkes Geschwader des Herrschers von Kalikut im Hafen von Kananor, gründete dort ein Fort, krönte den Fürsten von Kotschin als portugiesischen Vasallen und ließ durch seinen Sohn Lourenço Jagd auf die indischen und arabischen Schiffe machen, die keine portugiesischen Geleitsbriefe aufzuweisen hatten. Endlich

6*

erschien ein großes ägyptisches Geschwader hochbordiger Galeeren im Indischen Meere und vernichtete im Januar 1508 an der Mündung des Tschaulflusses südlich von Bombay eine portugiesische Flotte unter Lourenço d'Almeida. Aber den gefallenen Sohn zu rächen, schlug Franz Almeida am 3. Februar 1509 die Ägypter und ihre indischen Bundesgenossen von Kalikut und Gudscherat bei Diu aufs Haupt und verleidete jenen für immer die Lust, sich in die indischen Verhältnisse einzumischen.

Alfonso d'Albuquerque.

Seitdem nahmen unter seinem Nachfolger Alfonso d'Albuquerque (1509 bis 1515) die portugiesischen Eroberungen in Indien raschen Fortgang. Zwar mißlang noch Albuquerques kecker Sturm auf Kalikut unter starken Verlusten (3. Januar 1510), aber im selben Jahre zwang er, die Verwirrung eines Thronwechsels im Reiche von Bidschapur klug benutzend, am 28. Februar durch Überraschung das reiche Goa zur Übergabe, das seinen indischen Herren damals alljährlich eine halbe Million Dukaten an Zolleinnahmen gebracht hatte. Der Anmarsch des neuen Herrschers nötigte ihn freilich nach schweren Verlusten wieder zur Räumung, aber schon im November war er wieder da, erstürmte die Stadt, behauptete sie gegen mehrere Angriffe und zwang den König später, sie ihm förmlich abzutreten. Nun endlich öffnete auch der Tamutiri von Kalikut den unwiderstehlichen Fremdlingen seine Thore und gestattete die Erbauung eines Forts auf seinem Grunde (1512).

Schon 1507, nach der Besetzung von Sokotra, hatte Albuquerque das persische Ormus, auf quellenloser, kahler Insel am Eingange des Persischen Golfes gelegen und doch durch die Herrschaft über den gesamten Verkehr von Indien nach den Euphrat- und Tigrisländern so reich, daß das Sprichwort umlief: „Die Welt ist ein Ring und Ormus der Edelstein, der sie hält", zum Tribut gezwungen; da aber dieser sehr unregelmäßig gezahlt wurde, so erschien er am 26. März 1515 zum zweitenmal vor der Stadt, ließ mit orientalischer Heimtücke den Wesir des greisen Herrschers niederstoßen und bemächtigte sich ohne Gegenwehr des wichtigen Platzes.

Auch mit den christlichen Abessiniern traten seit 1520 die Portugiesen im Hafen von Massaua in direkten Verkehr; aber sie waren peinlich überrascht, statt des geträumten mächtigen Reiches des „Erzpriesters Johannes" ein verwildertes Volk zu finden, dessen Christentum in leerem Formeldienst bestand und das in seiner Kultur mit den heidnischen und mohammedanischen Bewohnern Indiens gar keinen Vergleich aushielt.

Die Portugiesen in Malakka.

Der Hauptzweck der Portugiesen war erreicht: im Besitz der besten Häfen der Malabarküste, von Ormus und Sokotra, waren sie die unbestrittenen Herren des indischen Handels. Aber noch behaupteten die Araber ihre Verbindung mit den Gewürzinseln (Molukken) über Malakka.

Diesen Platz hatten 1253 javanische Malaien, die von Singapur kamen, gegründet. Da seitdem der Handel nach Hinterindien und China, statt wie bisher an der Südwestseite Sumatras hin und durch die Sundastraße, den kürzeren und bequemeren über Malakka einschlug, so hatte sich diese Stadt unter der festen und verständigen Herrschaft ihrer Sultane, die seit 1388 dem Islam huldigten, zu glänzender Blüte entwickelt. Meilenweit erstreckte sie sich am Gestade zu beiden Ufern eines kleinen Flusses, auf dessen südlicher Seite der Palast des Sultans, die Hauptmoschee und die steinernen Häuser des kriegerischen Adels lagen, während im Norden die Quartiere der fremden Kaufleute sich ausbreiteten, die unter eignen Konsuln standen. Gegen 150000 Einwohner tummelten sich in den Straßen Malakkas, im Hafen drängten sich die fremdartig gestalteten Fahrzeuge von Bengalen und Siam, von Pegu und Java, von Japan und China.

So bot sich Malakka den Portugiesen dar, als am 11. September 1508 Diego Lopez de Sequeira mit fünf Schiffen dort Anker warf. Der Sultan Mahmud empfing ihn freundlich und gewährte den erbetenen Handelsvertrag; aber aufgehetzt von den Arabern, ließ er dann die gelandeten Portugiesen festnehmen oder töten, so daß Sequeira es für geraten hielt, abzusegeln. Erst drei Jahre später, am 1. Juli 1511,

nachdem in Vorderindien die Entscheidung gefallen war, erschien Alfonso d'Albuquerque selber mit 19 Segeln vor der Stadt. Da der Sultan seine Forderungen, Freilassung der Gefangenen und Anlage eines Forts, zurückwies, so stürmten die Portugiesen Malakka, doch zunächst umsonst. Erst im August gelang es Albuquerque, mit Hilfe der ihm günstig gesinnten Javanen und Hindus sich Stück für Stück des Platzes zu bemächtigen.



17. Alfonso d'Albuquerque, der Begründer der portugiesischen Macht in Indien.
Nach einem Kupferstich.

Ungeheuer war die Beute, das königliche Fünftel allein betrug 200 000 Dukaten, und fortan erhob sich eine portugiesische Festung im südlichen Teile Malakkas.

Albuquerque starb am 16. Dezember 1515 an Bord seines Schiffes vor Goa, nachdem ihn der König noch durch seine Abberufung gekränkt hatte. Und doch verdankte ihm vor allem Portugal die Begründung seiner Macht in Indien.

Schwerer noch als die Besitzergreifung war freilich die Behauptung des Gewonnenen. Die vertriebenen Herrscher von Malakka gründeten neue Staaten in Dschohur und auf

Bintang südöstlich von Singapur und bedrängten von dort aus unaufhörlich die Portugiesen, wobei ihnen die Javanen gelegentlich Hilfe leisteten. Bis 1525 wurde Malakka dreimal belagert, erst die Einnahme und Zerstörung von Bintang sicherte es endgültig den Europäern (Herbst 1526).

Auf den Gewürzinseln.

Während dieser Kämpfe um die Herrschaft der indischen Küsten und Meere waren die Portugiesen auch schon bis zu den eigentlichen Gewürzinseln vorgedrungen. Bereits 1511 gelangten ihre Kauffahrer bis Ambon (Amboina) und zu den Banda-Inseln, 1513 zu den Molukken und eröffneten seitdem mit ihnen einen regelmäßigen Verkehr, wogegen es noch nicht gelang, mit den Chinesen anzuknüpfen, obwohl portugiesische Händler den Hafen Kanton schon 1516 erreichten. Den Verkehr auf den Molukken wußten sie auch gegen die Spanier zu behaupten, als Magellans Expedition im Jahre 1521 und fünf Jahre später das zweite Geschwader, das um Südamerika herum kam, unter Garcia de Loaysa dort erschienen war. Nach langen Kämpfen und Verhandlungen kam am 22. April 1529 ein Vertrag zustande, in welchem Spanien gegen 350 000 Dukaten die Molukken an die Portugiesen überließ. Die Teilung der Welt wurde auch hier vollzogen.

Die Portugiesen in Ostafrika.

In ähnlicher Weise wie in Indien und fast zu derselben Zeit setzten sich die Portugiesen an der tropischen Ostküste Afrikas fest. Schon 1502 machte Vasco da Gama auf der Rückfahrt von Indien den wichtigen Platz Kilwa (Kiloa) tributär, den Hauptort eines ausgedehnten arabischen Küstenstaats, der südlich bis über Mosambik hinausreichte; 1505 wurde hier ein portugiesisches Fort errichtet. Noch jetzt bezeugen ausgedehnte Ruinen von Festungswerken, Moscheen und Palästen die damalige Bedeutung der Stadt. Sie verfiel erst, als Negerhorden aus dem Innern sie 1586 zerstörten, doch behaupteten die Portugiesen die Herrschaft über die ganze ostafrikanische Küste bis 1698, wo die Nordhälfte an die Araber von Maskat und Sansibar verloren ging. Selbst in China gelang es ihnen nach langen Bemühungen 1557 die Faktorei Makao unterhalb Kantons zu erwerben, freilich unter harten Beschränkungen und unter chinesischer Hoheit.

Die portugiesische Kolonial- und Handelsherrschaft.

Die indischen Kolonien.

So entstand ein weites Kolonialreich von Inseln und Küstenlanden, das von China bis an das Westgestade Afrikas und bis zu den Inselgruppen des Nordatlantischen Ozeans reichte. Der ungleich wertvollste Teil derselben waren die indischen Kolonien. Hier regierten die Vizekönige von Goa (Alt-Goa auf der Insel), dem stark befestigten Hauptplatze, aus ein weit zerstreutes Gebiet, das sich aus lehnspflichtigen oder verbündeten indischen Staaten und zahlreichen Küstenfestungen — im ganzen rechnete man 52 — zusammensetzte und vom Kap der guten Hoffnung bis Makao in China reichte. Freilich bedurfte es auch fortgesetzter kriegerischer Anstrengungen, um diesen auf so künstlichen Grundlagen ruhenden Besitz zu behaupten. Heroische Kämpfe sind daher noch jahrzehntelang mit den Mohammedanern und Indern gefochten worden, vor allem um Diu, auf der Halbinsel Gudscherat, den wichtigsten Stapelplatz im Norden der Malabarküste, der im Jahre 1538 sogar von einer türkischen Flotte angegriffen wurde. Der religiöse Gegensatz verschärfte den politischen und kommerziellen. Denn allmählich machte sich nämlich auch in Indien unter den Portugiesen jener kirchliche Fanatismus geltend, welcher im Mutterlande schon unheilvoll genug schaltete. Auch in Goa schlug die Inquisition ihren Sitz auf, dann kamen die Jesuiten herbei, und Franz Xaver erwarb sich durch seine aufopfernde Thätigkeit seit 1545 unter den Heiden und sogenannten Thomaschristen den Namen eines „Apostels von Indien“; später hat ihm hier sein Orden ein prunkvolles Grabmal errichtet. Unter solchen Einflüssen gewann

Goa schnell den Charakter einer ganz geistlichen Stadt; zählte es doch damals 80 Kirchen und Klöster und mehrere Tausend Geistliche und Mönche. Als nun unter den rasch wechselnden Vizekönigen nach Noronhas Tode (April 1540) der portugiesische Fanatismus sich auch gegen das indische Heidentum kehrte und mehrfach die Plünderung von Pagoden veranlaßte, da konnte es nicht fehlen, daß zu der ohnehin vorhandenen Verstimmung über die Gewaltthätigkeit und Raubsucht der Fremden sich auch noch der Religionshaß gesellte. So warfen sich die Inder, von den Osmanen unterstützt, abermals auf Diu, und nur durch einen blutigen Seesieg konnte der Vizekönig Johann de Castro die portugiesische Herrschaft hier retten (1546). Ungleich furchtbarer war die Erhebung, zu welcher sich 1570 die indischen Mohammedaner und Brahmanen des nördlichen Dekan vereinigten. Alle Plätze nördlich und südlich von Bombay, von Bassein bis Goa wurden hart bedrängt, doch gelang es Luis de Ataide, noch einmal die Anerkennung des bisherigen Zustandes zu erzwingen (1571). Seitdem wurde das ganze Gebiet in drei Statthalterschaften geteilt, um seine Verteidigung zu erleichtern.

Handelsverkehr der Portugiesen.

In allen von ihnen besetzten Häfen erhoben die Portugiesen Zölle von den Ladungen einheimischer Schiffe, und ohne den Verkehr mit dem Persischen Golf und dem Roten Meer gänzlich zu verhindern, lenkten sie doch den Handel mit Ingwer, Pfeffer, Zimt u. s. w. ganz vorwiegend nach Lissabon. An Zimt allein mußte ihnen der Herrscher von Candy auf Ceylon jährlich 1000 Zentner als Lehnszins zahlen. Ebenso beherrschten sie den gesamten Verkehr zwischen Vorderindien und Malakka, und zum Teil wenigstens auch den Handel von den Molukken nach China, da die chinesischen Dschunken zwar bis zu diesen Inseln, westlich aber nicht über Malakka hinaussegelten. Die Kroneinkünfte von Ostindien wurden ohne die von den Handelsmonopolen und Schiffsabgaben im Jahre 1564 auf 845 000 Dukaten angegeben, denen allerdings 658 000 Dukaten Spesen gegenüberstanden, im Jahre 1580 überhaupt auf eine Million Dukaten.

Der Verkehr mit Indien war ganz und gar auf die königliche Flotte verwiesen, deren große Gallionen von 1000—1600 Tonnen mit Waren auf königliche und private Rechnung Lissabon alljährlich im März verließen und im September mit dem Südwestmonsun in Goa eintrafen. Hier strömten nun wieder aus allen Teilen des indischen Handelsgebiets die Waren zusammen, und mit ihnen beladen trat dann die Flotte im Januar die Rückfahrt an, um im September wieder in Lissabon einzulaufen. Der Gewinn floß außer dem königlichen Anteil ebenso gut fremden, namentlich deutschen, wie portugiesischen Kaufleuten zu; diese letzteren würden gar nicht die Mittel besessen haben, den Verkehr allein zu behaupten. Eine gewaltige Seemacht sicherte die Verbindungen, welcher dieser Handel bedurfte. Unter Johann III. zählte man im ganzen 300 Kriegsfahrzeuge. Ein Geschwader stand zur Verfügung des Vizekönigs von Indien, ein zweites bewachte die Inseln des Atlantischen Ozeans, zwei andre die Küsten des Mutterlandes und die Meerenge von Gibraltar. Der gesamte portugiesische Handel sammelte sich in Lissabon, das neben Antwerpen damals vielleicht der größte Stapelplatz der Welt war. Hierher kamen englisches Tuch, flandrische Leinwand, die Rohprodukte der Ostseeländer, französisches Getreide, spanisches Eisen, vom Mittelmeer griechische Weine, die einen sehr gesuchten Ausfuhrartikel für Indien bildeten, von den Azoren Waid, der besonders viel nach England verfrachtet wurde, von Madeira Zucker, von Brasilien außer diesem auch Farbholz und Gold, aus Afrika Elfenbein und Ingwer, aus dem fernen Orient persische Teppiche, chinesische Seide, indische Gewebe, Edelsteine und vor allem Gewürze. Daneben war Lissabon der größte Sklavenmarkt. Im Tajo lagen neben den portugiesischen niederländische, englische und hanseatische Kauffahrer.

Bedeutung Lissabons.

Die Entdeckung Amerikas durch die Spanier.

Cristobal Colon.

Zu der Zeit, wo sich die sehnlichst erhofften und mit großer Spannung verfolgten Resultate der portugiesischen Entdeckungsfahrer mit dem scheinbar unendlichen afrikanischen Festlande noch ins unendliche zu verzögern schienen, tauchte in Lissabon ein Mann auf, der dem als gelehrten Geographen und Forscher berühmten Könige Johann II. den Vorschlag machte, mit einer Flotte unter seiner Führung das Morgenland und dessen unermeßliche Reichtümer in westlicher Richtung aufsuchen zu lassen. Dies war Cristoforo Colombo oder, wie er mit seinem bekannteren latinisierten Namen genannt wurde, Christoph Kolumbus aus Genua, bei den Spaniern Cristobal Colon.

Herkunft und Lebenslauf.

Genua bezeichnet er selbst in einer öffentlichen Urkunde als seine Vaterstadt, und es können daher die Ansprüche auf sich beruhen bleiben, welche noch andre italienische Ortschaften, zuletzt sogar Corsica, auf den Ruhm erhoben haben, ihn ihren Sohn nennen zu dürfen. Geboren wurde er im Jahre 1446 oder 1447 als Sohn eines Tuchwebers, Domenico Colombo (gest. 1494), dessen Beruf er zunächst auch ergriff. Gelegentlich mag er auch kleine Seereisen gemacht haben, 1474 war er auf Chios. Später widmete er sich ganz dem seemännischen Berufe, kam 1477 nach England und machte, wie es heißt, von da mit einem Stockfischfänger eine Seereise weit über die Faröer (Thule oder Tile) hinaus. Wenn er dort, was möglich ist, von der Entdeckung des amerikanischen Festlandes durch die Normannen etwas erfahren hat, so hat diese Kunde die Richtung seiner eignen Fahrten doch niemals im geringsten bestimmt, denn er hielt sein Augenmerk ausschließlich auf die reichen Kulturländer des Südens, auf Indien und China, gerichtet, die nach den Schilderungen der Reisenden mit jenem öden „Weinland" nichts zu thun haben konnten.

Kolumbus in Lissabon.

Während eines Aufenthaltes zu Lissabon, dessen Zeit sich nicht bestimmen läßt, lernte er seine nachherige Frau, die Großenkelin des damals schon verstorbenen ersten Lehnsträgers von Porto Santo bei Madeira, Dona Felipa Muniz-Perestrello, kennen. Durch sie kam er nach Porto Santo ins Haus der Schwiegermutter und erhielt von dieser die Karten und Schiffsbücher Perestrellos zur Einsicht. Perestrello hatte sich ehemals als Seefahrer rühmlich hervorgethan und in seinen Papieren schätzbare Erfahrungen, Ansichten und Pläne hinterlassen. Durch die Lektüre dieses Nachlasses sowie durch den Umgang mit dem zweiten Gatten seiner Schwiegermutter, Pedro Correo, einem alterfahrenen Kapitän, angeregt, beschäftigte sich Kolumbus immer eingehender mit den Problemen der damaligen Erdkunde und speziell mit dem des westlichen Seeweges nach Indien. Nachdem er von Porto Santo aus sich an mehreren Fahrten an der Küste von Guinea beteiligt und mit Kartenzeichnen beschäftigt hatte, teils um seine geographischen Kenntnisse zu erweitern, teils um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, war in ihm schließlich der Entschluß zur Reife gediehen, jene westliche Fahrt über den unbekannten Ozean zu wagen. An Mut dazu konnte es ihm nicht fehlen; als ein Mann, „welcher den höchsten bekannten Norden und die afrikanischen Küsten in unmittelbarer Nähe des Äquators besucht, der den Polarstern hoch über seinem Scheitel und tief am Horizonte gesehen hatte", mußte er dahin gekommen sein, jede noch so ferne Küste für erreichbar zu halten. Aber sein Plan beruhte auf mannigfaltigen rationellen Erwägungen und Gründen, soweit sie durch die damalige Wissenschaft und praktische Erfahrung dargeboten wurden. Diese waren nun folgende.

Der Ideengang des Kolumbus.

Wissenschaftlich gebildeten Männern stand seit den Pythagoräern und besonders seit Aristoteles unbestreitbar fest, daß die Erde eine Kugel sei. Der Ozean konnte sich also nicht in unendliche Fernen verlieren, wie es bei einer Scheibe der Fall sein müßte, sondern er mußte zur gegenüberliegenden Küste Asiens führen. Neben dieser Thatsache blieb dann nur noch die Frage offen, wie groß die Entfernung bis zu dieser Küste wohl sein möchte. Ließ sich mit einiger Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit nachweisen, daß sie sich innerhalb der Grenzen halte, die von einem gut ausgerüsteten Schiffe zurückgelegt werden konnte, ohne daß die Vorräte zu Ende gingen, so lag in der geplanten Reise keine besondere Gefahr. Kolumbus suchte daher alles zusammen, was geeignet war, diese Entfernung auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken.



Übersicht zu den Reisen des Kolumbus.

Für Kolumbus kamen besonders die verschiedenen Angaben zweier Hauptautoritäten in Betracht, die des **Ptolemäos** und die des **Marinus** von Tyros. Nach jenem nahm die alte bekannte Welt von den Inseln der Seligen (den Kanarien) bis zur Hauptstadt Chinas am äußersten Ostrande eine Längenausdehnung von $177\frac{1}{4}$ Erdgraden ein, also fast die Hälfte von dem 360 Grad betragenden Erdumfange, so daß über 180 Grad nach Westen zu durchfahren gewesen wären, um Chinas Küste zu erreichen. Nach **Marinus** dagegen waren nur noch 130 Grad zurückzulegen, eine Annahme, die durch die bekannten Beschreibungen Marco Polos und des Ritters Mandeville bestätigt wurde, die Chinas Ausdehnung nach Osten ungeheuer vergrößerten. Ihr hatten sich berühmte Gelehrte, wie Roger Bacon und der französische Kardinal Petrus Alliacus (d'Ailly) in seiner Imago mundi (Weltbild), angeschlossen. Des letzteren Werk, das 1480 im Druck erschienen war, hatte Kolumbus eifrig studiert und darin auch noch verschiedene Angaben gesammelt gefunden, die den Meeresraum zwischen Spanien und Asien bedeutend geringer schätzten, darunter solche, die von Aristoteles, Plinius und Seneca stammten. Er eignete sich daher die Berechnung des Marinus an, welche mit ihren 130 Graden ziemlich um 110 Graden hinter der Wirklichkeit (240 Grad) zurückblieb. Außerdem sollte die Länge der Insel Zipangu (Japan) nach den auf chinesischen Berichten beruhenden Angaben Marco Polos



18. Toscanellis Erdkarte.

1500 Meilen, d. h. chinesische kleine Li, betragen, man setzte aber dafür 1500 italienische Meilen und schob dadurch Japan um mehr als 20 Längengrade weiter ins Meer hinaus, verkürzte also den Westweg noch um ein bedeutendes. Dazu kam eine abermalige Verkürzung, die der Weg durch die fabelhafte, aber auf allen Karten des Mittelalters seit 1424 konsequent festgehaltene große Insel Antilia erfuhr, die gerade in der Mitte zwischen Spanien und China liegen sollte. Ein Schiff zu des Infanten Heinrich Zeiten wollte sogar dorthin verschlagen worden sein und eine christliche Kolonie daselbst angetroffen haben. Das letzte und schwerste Gewicht warf schließlich der berühmte florentinische Astronom **Paul Toscanelli** in die Wagschale (gest. 1482). Dieser hatte schon 1474 in einem ausführlichen Schreiben an einen portugiesischen Geistlichen in Lissabon den Plan einer Westfahrt nach Ostasien erörtert und ihm eine Karte beigefügt. Als Kolumbus, der dies Schriftstück kennen lernte, sich direkt an Toscanelli wandte, sandte ihm dieser einen ermutigenden Brief nebst einer mit Längen- und Breitenkreisen versehenen Seekarte, die zwischen Lissabon und Zipangu nur 104, bis China nur 130 Erdgrade aufwies. Und auch diese wurden noch durch einen „glücklichen Irrtum" verringert, indem man sich an die ptolemäische Berechnung eines Grades hielt, nach der die Meilenzahl des Weges um ein Drittel kleiner ausfiel. Jene Karte wurde Kolumbus' maßgebende Begleiterin auf seiner ersten Überfahrt; nach ihr erwartete er Antilia kurz vor den westindischen Inseln, Zipangu in der Länge des Kalifornischen Meerbusens, die Ostküste Asiens nicht weit hinter dem amerikanischen Kontinente zu

finden und hoffte also, zur ganzen Reise keine ungewöhnlich lange Zeit zu gebrauchen. Was er so plante, war im Grunde ein Wahn, aber dieser Irrtum, der die Entfernung von Europa nach Ostasien um weit mehr als die Hälfte verkürzte, war notwendig, um die Bedenken gegen die Fahrt zu überwinden, denn niemals hätte Kolumbus sie zu unternehmen gewagt, wäre ihm die ganze wahre Entfernung bekannt gewesen.

Mit diesen Ideen trat Kolumbus vor König Johann II. von Portugal und bat um Unterstützung seiner Entdeckungspläne. Der König legte sie einer Kommission von gelehrten Kosmographen und nautischen Sachverständigen vor. Ihr Gutachten fiel ungünstig aus; nur wenige, unter ihnen Martin Behaim, waren dem Kolumbus beigetreten. Wir dürfen indes dies Resultat nicht leichthin verurteilen. Es ergibt sich aus der obigen Darstellung deutlich, daß die Voraussetzungen des kühnen Seemannes auf sehr unsicherer Grundlage beruhten und viele wunde Punkte boten, deren Auffindung der Kommission nicht schwer fallen konnte, zumal da er von der Karte Toscanellis vorsichtigerweise nicht sprach. Gegen die Sicherheit seiner mathematischen Berechnungen und geographischen Darstellungen sprachen zahlreiche andre Möglichkeiten, gegen seine aus gelehrten Schriften gezogenen Belege ließen sich aus denselben Gewährsmännern ebenso viele entgegengesetzte Beweise und Folgerungen ziehen. Der in Dialektik und Disputierkunst ungeübte Seemann mußte vor den Einwänden seiner Examinatoren, die durchaus nicht übelwollend und spitzfindig gewesen zu sein brauchen, zuletzt die Flagge streichen. Möglich, daß sein in seinem späteren Leben hervortretendes exzentrisches Wesen auch Bedenken gegen die Persönlichkeit und deren Tauglichkeit zu einem so weit ausschauenden, kostspieligen Unternehmen wachgerufen hat; jedenfalls ließ man Kolumbus ziehen.

Kolumbus in Spanien.

Nicht nach seiner Vaterstadt, sondern an den französischen Hof wollte er sich begeben, um dort für seinen Plan den nötigen Beistand zu finden. So verließ er Portugal, wo inzwischen wohl seine Frau gestorben war, mit seinem Sohne Diego. Aber auf der Durchreise lernte er in Spanien den reichen und mächtigen Herzog Luis von Medina-Celi kennen, der ihn zwei Jahre lang mit Versprechungen als Gast in seinem Hause festhielt und auch ein paar kleine Fahrzeuge für ihn ausrüsten ließ, ihn aber schließlich der Königin Isabella empfahl. Erst durch deren Schutz gewann der Entdeckungsplan Aussicht auf Erfolg. Im Januar 1486 trat Kolumbus in das Gefolge der Königin ein, während die Universität Salamanca mit der Prüfung seines Planes beauftragt wurde. Diese schob die Entscheidung hinaus; aber wenn auch die Königin Jahr auf Jahr ohne bestimmten Entschluß verstreichen ließ, so hielt sie Kolumbus doch auch immer wieder in Spanien zurück. Als jedoch der Krieg gegen Granada, mit welchem die Königin mit Recht ihre Unthätigkeit entschuldigte, kein Ende nehmen wollte, verlor Kolumbus die Geduld und beschloß, von Huelva aus nach Frankreich zu segeln (1491). Unweit von Palos nahm indes sein Geschick noch rechtzeitig die entscheidende Wendung. Auf der Reise begriffen, klopft er, seinen Sohn Diego an der Hand, an die Pforte des nahen Dominikanerklosters La Rabida und bittet um eine Stärkung für sich und den müden Knaben. Der neugierige Pförtner läßt ihn ein und geleitet ihn zum Prior, aus dessen Zimmer sich ein wundervoller Blick auf den tief unter dem hochliegenden Kloster brandenden Ozean eröffnet. Die Mönche lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein und hören mit Erstaunen und Interesse von den großen Plänen des weitgereisten, aber überall verkannten Mannes. Ein in Erdkunde und Astronomie erfahrener Arzt, Garcia Hernandez, wird aus der Stadt noch als Sachverständiger herbeigeholt, und auch dieser stimmt dem Fremden begeistert zu. Nunmehr schreibt Bruder Juan Perez, der den Ehrentitel eines Beichtvaters der Königin führt, an sein hohes Beichtkind im Interesse des Kolumbus und hat nach vierzehn Tagen auch die Freude, die freundliche Antwort der Königin mit einer

Geldsendung für Kolumbus zu erhalten, damit er anständig bei Hofe im Lager vor Granada erscheinen könne. Gerade zum Einzuge in die gefallene Stadt langte Kolumbus zu Ende 1491 dort an. Seine Bedingungen entsprachen der Großartigkeit seines Planes, von dessen Gelingen er so felsenfest überzeugt war, daß er sich als einen Gesandten Gottes betrachtete. Er begehrte für sich und seine Nachkommen die Erhebung in den Adelstand mit dem Prädikate Don, die Würde eines atlantischen Admirals mit dem Genuß aller Vorrechte der Almiranten von Kastilien, welche im Range nur den Condestables (Großkronfeldherren) nachstanden, Macht und Titel eines Vizekönigs in den entdeckten Ländern mit dem Rechte, für alle Ämter der künftigen Herrschaften drei Bewerber vorzuschlagen, den Zehnten der Kroneinkünfte aus den Entdeckungen, endlich nach Belieben ein Achtel Anteil an dem Kronbetrieb der etwaigen Handelsmonopole, falls er den achten Teil der Kosten bestreite. Forderungen des Kolumbus.

Der spanische Hof fürchtete jedoch, durch Verhandlungen über derartige, bis dahin unerhörte Forderungen gefährliche Verwickelungen heraufzubeschwören, und wies den Kolumbus abermals ab. Dieser war aber entschlossen, lieber auf alles zu verzichten, als etwas nachzulassen. Da legten mehrere Granden, vor allen der Schatzkanzler von Aragonien, Luis de Sant Angel, für ihn Fürsprache bei der Königin ein, letzterer mit der von uneigennützigem Forschungseifer zeugenden Äußerung, daß selbst im Falle des Mißlingens die Gewißheit, daß Indien im Westen nicht erreicht werden könne, schon aller Anstrengungen und Opfer wert sei. Da die Königin bei aller Bereitwilligkeit die Mittel nicht beschaffen konnte, ohne die Kronjuwelen zu verpfänden, so schoß der Schatzkanzler 5300 Dukaten aus eignen Mitteln vor, um drei Schiffe aufzubringen und für ein Jahr auszurüsten. Kolumbus befand sich bereits zwei Meilen von Granada auf der Reise nach Frankreich, als ihn ein Eilbote zurückholte.

Der Vertrag wurde am 17. April 1492 unterzeichnet, die Bestallungsurkunde mit Bewilligung aller von Kolumbus gestellten Bedingungen kurze Zeit darauf, am 30. April, vollzogen. So gab dieselbe große und thatkräftige Fürstin, die in mittelalterlichem Kreuzzugseifer den letzten Rest mohammedanischer Herrschaft in Spanien zerstörte, noch in demselben Jahre ihrem Volke die Richtung zur größten Entdeckung der Geschichte, die der Markstein einer neuen Zeit werden sollte.

Kolumbus' erste Reise.

Schon am 23. Mai war Kolumbus in Palos. Diese Hafenstadt mußte zur Strafe für früheren Ungehorsam jederzeit zwei Fahrzeuge, Karavellen (kleine hochbordige Segelschiffe mit drei bis vier Masten, von denen die hinteren lateinische, d. h. dreieckige, die vorderen Raasegel trugen), für den Dienst der Krone bereit halten und binnen zehn Tagen nach erhaltenem Befehle seefertig machen. Ein drittes, kleineres Schiff wurde noch dazu gemietet. Nur das größte Schiff hatte ein durchgehendes Verdeck, die beiden andern waren nur am Hinter- und Vorderteil gedeckt und keines von ihnen hatte einen größeren Gehalt als etwa 100 Tonnen. Dabei betrugen die Gesamtkosten der Ausrüstung nur 1 140 000 Maravedis, kaum 30 000 Mark. In der reichsten und angesehensten Reederfamilie von Palos, den drei Brüdern Pinzon, fand Kolumbus eifrige Unterstützung; zwei von ihnen übernahmen selbst die Führung zweier Schiffe. Ausrüstung.

So lief er denn am 3. August 1492 mit drei Schiffen und 90 Mann aus dem Hafen von Palos aus; er selber befehligte das Admiralschiff, die „Santa Maria", Martin Alonso Pinzon die „Pinta", dessen Bruder Vicente Yañez die kleine „Nina". Weil die „Pinta" gleich im Beginn der Fahrt stark gelitten hatte und reparaturbedürftig geworden war, so mußte die Expedition vier Wochen auf den Kanarischen Inseln Die Fahrt.

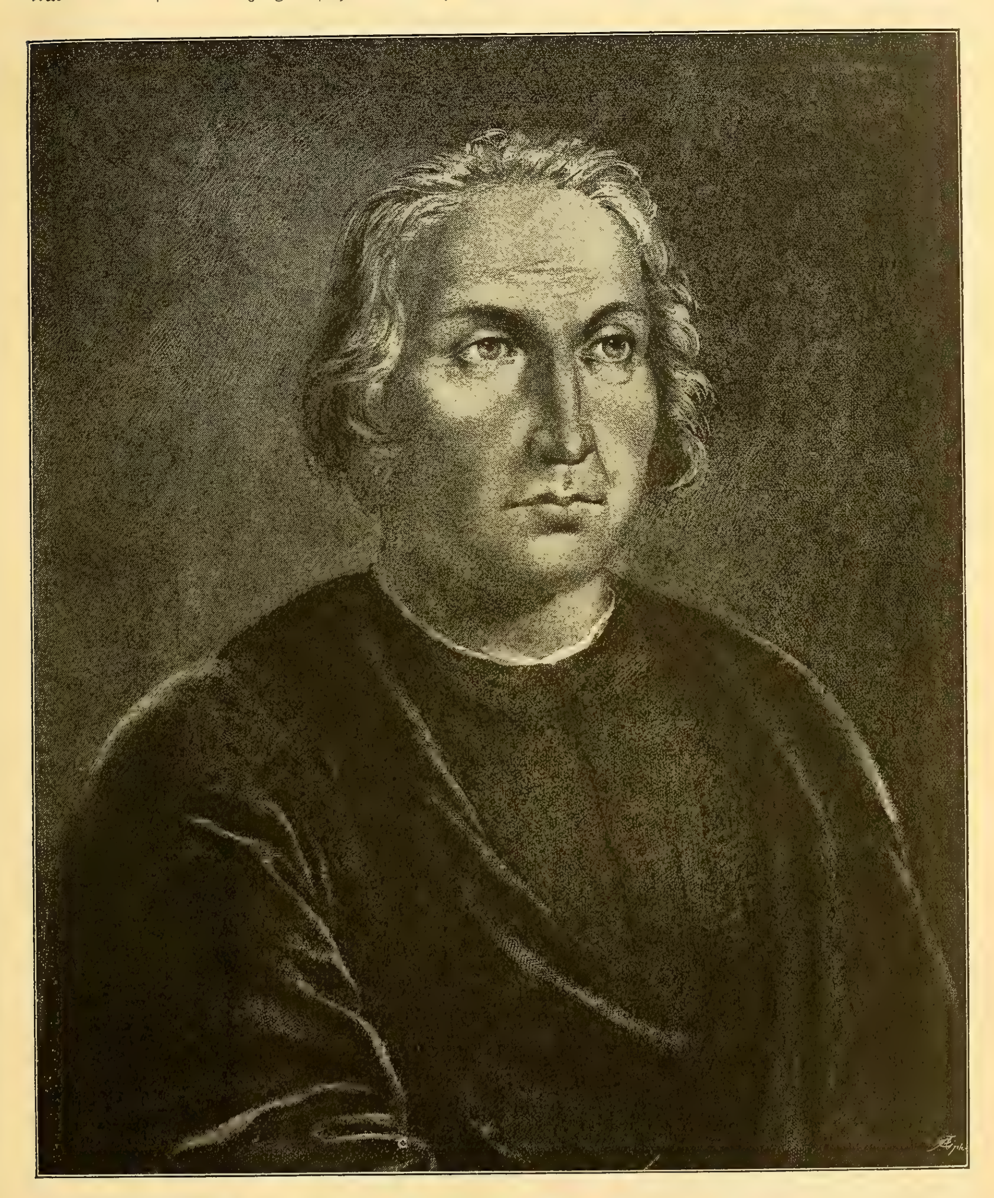
verweilen und konnte erst am 6. September die eigentliche Entdeckungsreise antreten. Am 9. September verschwand der letzte feste Punkt hinter den Schiffen, und 34 Tage lang sah man seitdem nichts als Himmel und Wasser. Kolumbus hielt, um die auf seiner Karte verzeichneten Inseln Antilia und Zipangu nicht zu verfehlen, seinen Kurs möglichst genau nach Westen und verfolgte daher gerade die längste Abstandslinie (im ganzen den 28. Breitengrad) zwischen der Alten und Neuen Welt. Er täuschte seine Mannschaft über die Länge des zurückgelegten Weges, indem er eine doppelte Berechnung führte, eine für sich, eine für seine Leute, benutzte aber zufällig den günstigsten



19. **Die Karavelle Santa Maria,**
auf welcher Kolumbus die erste Entdeckungsreise nach Amerika antrat.
Nach der von Monleon unter Aufsicht des spanischen Marineministeriums für die Weltausstellung in Chicago vom Jahre 1893 hergestellten Rekonstruktion.

Wind, den der Schiffer überhaupt auf der Fahrt nach Amerika haben kann, den Ostpassat. Das Wetter war durchgängig heiter und mild, wie im „andalusischen April“, so daß man „bloß das Schlagen der Nachtigallen vermißte“. Am 16. September erschienen große, von dichtem Pflanzenwuchs bedeckte Strecken, die auf nahe Inseln zu deuten schienen, von denen sie sich losgerissen haben sollten. Indes waren es die kolossalen Fucusbänke (Tang), die ganz unabhängig vom festen Lande mitten im Meere schwimmen. Große Bestürzung rief darauf eine bis dahin den abendländischen Schiffern unbekannte Erscheinung hervor, die Abweichung oder Deklination der Magnetnadeln nach Nordwesten. Hierbei äußerte die Sage von den Magnetfelsen ihre Wirkung, und Kolumbus hatte not, die abergläubischen Leute mit der schnell erfundenen, aber unzu-

treffenden Erklärung zu beruhigen, daß der Polarstern sich umdrehe und dadurch die Verschiebung der Nadeln bewirke. Glücklicherweise fand man einen lebenden Krebs in den Pflanzenbüscheln und tröstete sich bei diesem neuen Anzeichen von nahem Lande. Am 18. September zeigte sich eine dichte Nebelbank, die sich aber am folgenden Tage



20. Christoph Kolumbus. Nach einem Gemälde im Marinemuseum zu Madrid.

in einen feinen Niederschlag auflöste, ohne daß, wie man hoffte, Land darunter zum Vorschein kam. Kolumbus wurde aber durch diese Erscheinung auf die Vermutung gebracht, daß er zwischen Inseln hindurchfahre, zumal da bald darauf große Schwärme von Wasservögeln die Schiffe umschwärmten, von denen man noch nicht wußte, daß sich diese viele hundert geographische Meilen weit vom Lande entfernen können.

Kolumbus wollte aber vorerst lieber bei dem günstigen Wetter das für ihn wichtigere indische Festland erreichen und behielt seinen westlichen Kurs unverändert bei. Ein schon längst ersehnter Umstand trat am 22. September ein: der bisherige anhaltende Nordostwind sprang nach Südwest um und verscheuchte dadurch die schon bemerklich gewordene Angst des Schiffsvolkes, daß man bei immer wehendem Nordost nicht wieder nach Hause gelangen möchte. Am 25. September glaubte Martin Pinzon auf der „Pinta" Land im Süden, die Insel Antilia, zu sehen und ließ das „Gloria" anstimmen. Auf den beiden andern Schiffen fiel man begeistert in den Lobgesang ein, erkletterte Masten und Takelwerk und glaubte allgemein dem Trugbild, das am nächsten Morgen wieder verschwunden war. Es war eine Nebelbank gewesen. Kolumbus täuschte daher fortwährend seine Leute über die zurückgelegte Entfernung, die sich bei dem damaligen Mangel aller Hilfsmittel, wie der heutigen Logleine und Längenbestimmungen, nur oberflächlich, aber doch immer einigermaßen annähernd aus der Stärke des Windes und der Zahl der aufgesetzten Segel abschätzen ließ. Am 7. Oktober entstand abermals falscher Alarm, da sich das vermeintliche Land gegen Abend in Wolken verwandelte, aber Kolumbus änderte jetzt seinen Kurs nach Südwesten, weil Martin Pinzon aus dem Fluge der Vögel diese Richtung für die allein richtige erklärte. Am 10. Oktober klagten die Matrosen laut über die endlose Dauer der Fahrt, ließen sich aber durch die Erinnerung an den in Aussicht stehenden ungeheuren Gewinn wieder beruhigen. Das Tagebuch des Kolumbus, dem alles bisher Erzählte entnommen ist, sagt von ernstlichen Meutereien gar nichts. Erst Kolumbus' Sohn Fernando weiß in seinem später zur Rechtfertigung des verstorbenen Vaters geschriebenen Bericht von einer Verschwörung und beabsichtigten Ermordung des Kapitäns, der Mailänder Benzoni, der erst 1541 Amerika besuchte, von einem Vertrage zwischen ihm und der Mannschaft zu erzählen, daß er umkehren würde, wenn sich binnen drei Tagen noch kein Land gezeigt hätte. Es wird auf alle diese Angaben wohl wenig zu geben sein, da sie jedenfalls auf starken Übertreibungen beruhen. — Am 11. Oktober erschienen endlich untrügliche Anzeichen von der Nähe des Landes. Man fischte auf der „Pinta" ein Rohr, einen Pfahl, ein Brettchen, einen mit Schnitzereien verzierten Stab und noch grüne Sträucher auf, auf der „Nina" sogar einen Zweig mit roten Beeren. Die Spannung auf dem Geschwader wuchs aufs höchste, und kein Schlaf kam in die Augen des Schiffsvolkes, als die Nacht herniedersank. Kolumbus selbst spähte vom ragenden Hinterdeck der „Santa Maria" unausgesetzt nach Westen. Da blitzt gegen 10 Uhr ein Lichtschein vor ihm auf, doch nur, um alsbald wieder zu verschwinden. Was ihn veranlaßt hat, wenn es keine Täuschung gewesen ist, bleibt rätselhaft, denn das ganz flache Land war in dem Augenblicke noch viel zu weit entfernt, um gesehen zu werden. Jedenfalls hat später der Entdecker seine unsichere Wahrnehmung benutzt, um die von der Krone ausgesetzte Belohnung für den, der zuerst Land sehen würde, eine Leibrente von 26 Dukaten und ein seidenes Wams, für sich selber in Anspruch zu nehmen. Kurz nach seiner Entdeckung ging der Mond auf und übergoß mit silbernem Glanze die wogenden Fluten des Ozeans, über welche in einsamer Mitternacht die drei Fahrzeuge mit vollen Segeln westwärts flogen. Da, gegen zwei Uhr morgens am 12. Oktober 1492, entdeckt der Matrose Juan Rodriguez Bermejo aus Molinas bei Sevilla im Mondenlichte schimmernd den Saum eines vorspringenden Gestades. Laut ruft er: „Tierra!" (Land!), stürzt an das Geschütz und der Donner des Schusses rollt über die Wogen. Die Schiffe drehen bei, lassen die Anker fallen, und mit unsäglicher Spannung erwartet alles den Morgen.

Landung auf Guanahani.

Als die Sonne nun in heiterer Schönheit aus den Fluten stieg, beleuchtete sie ein niedriges, grünes Land. Nach den Angaben seiner Karte glaubte Kolumbus zunächst, die

große Insel Zipangu oder Japan vor sich zu haben; in Wirklichkeit landete er wahrscheinlich auf **Watlingsisland** oder **Guanahani**, wie sie bei den Eingeborenen hieß, einer kleinen Insel der Bahamagruppe. Der nunmehrige „Admiral und Vizekönig Don Cristobal Colon" ergriff unter Schwenken der Fahnen im Namen der Krone Kastilien Besitz von dem neuentdeckten Lande, und an einem rasch errichteten Altar vollzog sich der erste christliche Gottesdienst in der Neuen Welt. Aber von dem reichen Kulturlande Zipangu war nichts zu spüren. Die wenigen Einwohner, welche die Ankommenden als vom Himmel Gefallene neugierig und zutraulich empfingen, zeugten in ihrer unschuldigen Nacktheit und Naivität nur von den allerersten Ansätzen der Kultur. Am 14. Oktober verließ Kolumbus die Insel Guanahani, nachdem er ihr den Namen San Salvador gegeben hatte, entdeckte darauf mehrere andre der kleinen Bahamainseln und steuerte dann auf **Cuba**, welches die von San Salvador mitgenommenen Eingeborenen als die Insel bezeichneten, wo Gold und Gewürze und Handelsschiffe zu finden seien.

Er schrieb damals in sein Tagebuch: „Jedenfalls bin ich entschlossen, Quinsay (in China) aufzusuchen, um die Schreiben Ihrer Hoheiten dem Groß-Chan zu überreichen." Am 27. Oktober abends erreichte er die Nordküste von **Cuba** in der Gegend des Puerto de Ripe. Er war berauscht von dem herrlichen Klima und der prächtigen Vegetation, die nach den zu Ende gegangenen Herbstregen in ihrem schönsten Schmucke prangte; in seiner Erregung glaubte er „Mastixbäume in den Wäldern, Perlenbänke in der See, Gold im Metallglanze der sandigen Flußbetten zu erkennen und alle unfaßlichen Träume von einem glückseligen Indien mit hellen Augen zu erblicken". Erst am 31. Oktober überzeugte er sich, daß Cuba der Insel Zipangu nicht entspreche, aber er glaubte, daß er am asiatischen Festlande, „hundert und etliche Meilen mehr oder weniger von Zaitun und Quinsay" halte. Auf Cuba.

Diese Anschauung, man befinde sich an der Küste hochentwickelter Kulturländer, erscheint um so wunderlicher, als ihr der Zustand dieser Inselwelt schneidend widersprach. Denn diese Rothäute der Antillen lebten vom Fange der Fische und Seevögel und vom Mais, den sie in die Asche des niedergebrannten Gestrüppes säten. Sie entbehrten aller Haustiere, doch verfügten sie über mancherlei Kunstfertigkeit. Mit ihren dürftigen Werkzeugen aus scharfen Steinen und Muscheln verstanden sie zierliche Schnitzereien zu fertigen, das Gold zu schmelzen und zu feilen. Ihre Hütten bauten sie kegelförmig aus einem Gestell von Rohr und deckten sie mit Palmblättern. Auf Ruderkähnen, die sie aus mächtigen Baumstämmen mit Feuer höhlten, befuhren sie die Küstengewässer und unterhielten einen gewissen Verkehr, sogar von Insel zu Insel. Sie waren in zahlreiche kleine Stämme unter Häuptlingen (Kaziken) geteilt, deren despotische Gewalt sich besonders auf den Glauben ihrer Unterthanen an die von ihnen verwahrten Fetische stützte. Die herrschende Monogamie schloß weder Kebsweiber noch große Leichtfertigkeit im geschlechtlichen Umgange aus. Alles in allem lebten diese Antillenbewohner ein sorgenloses Dasein in gedankenarmer Trägheit dahin, ein körperlich wie geistig schwächliches Geschlecht, dessen Untergang entschieden war, noch ehe der Ruf „Land!" auf der „Pinta" erscholl. Denn auf Haiti trafen damals die Spanier bereits die kriegerischen **Kariben**, die von Südamerika her über die kleinen Antillen im Vordringen begriffen waren, die Normannen der Neuen Welt.

Diesen Wahrnehmungen zum Trotz sandte Kolumbus, auf seiner Fahrt nach Quinsay in der Bucht von Nuevitas angelangt, einen getauften Juden, der etwas Arabisch verstand, als Gesandten an den Chan der Mongolen ins Innere ab. Diesen traf man nun zwar keineswegs, wohl aber ein großes Dorf, den Sitz eines Kaziken, und die Eingeborenen deuteten auf die leichtverständliche Frage nach dem Goldlande gegen die Erwartung nach Südosten. Dahin beschloß deshalb Kolumbus weiter vorzudringen. Zuvor ließ er noch fünf arglose Eingeborene und sieben Frauen vom Lande auf die Schiffe schleppen, um sie mit nach Spanien zu nehmen. Die Folge davon war, daß die eingeschüchterten „Indianer" von nun an sofort beim Herannahen der Spanier die Flucht ergriffen.

Auf Haiti (Española). Auf dieser Fahrt entfernte sich am 21. November Martin Alonso Pinzon heimlich mit der „Pinta“, um, wie Kolumbus argwöhnte, vor ihm das von den Indianern gerühmte Goldland Babeque zu erreichen. Kolumbus gelangte indessen am 6. Dezember nach der Westspitze von Haiti, die er wegen ihrer Ähnlichkeit mit andalusischen Landschaften Española (Hispaniola, d. i. spanisches Land) nannte und für Zipangu hielt, weil der Golddistrikt den Namen Cibao führte. Ihre Einwohner wurden von den indianischen Wegweisern unter dem Ausdruck der Furcht und des Entsetzens als „Kariben“ bezeichnet, Kolumbus verstand aber „Kaniba“ (Kannibalen), was nach seiner Etymologie nichts andres als „Völker des Chans“ (Mongolen) bedeuten konnte. Man trat mit ihnen in Verkehr, ein Häuptling oder Kazike machte seinen zeremoniellen Besuch an Bord, zahlreiche Kanoes brachten Lebensmittel, Cassabebrot, Yamswurzeln, Baumwolle, vor allem aber Gold. Kolumbus gewann den Eindruck, als ob die Kultur des Landes nach Westen zu im steten Zunehmen begriffen sei. Da traf ein schwerer Unglücksfall das Geschwader. Am 24. Dezember nachts geriet die „Santa Maria“ auf eine Sandbank und war nicht wieder abzubringen; man mußte das Schiff verlassen und alle Vorräte ans Ufer schaffen, wobei die Eingeborenen bereitwillig Hilfe leisteten. Mit europäischen Waren eröffnete man einen äußerst vorteilhaften Goldeintausch, der so verlockend erschien, daß zu seiner Fortsetzung bereitwillig einige Offiziere und gegen vierzig Matrosen in einer aus den Trümmern der „Santa Maria“ erbauten kleinen Festung „La Navidad“ zurückblieben, der ersten europäischen Niederlassung in der Neuen Welt. Auf der „Nina“, dem kleinsten Schiffe, ging Kolumbus dann weiter östlich und traf am 6. Januar 1493 wieder mit der „Pinta“ zusammen, die von Norden kam, nachdem sie inzwischen ebenfalls auf Española einträglichen Handel getrieben, und zwar nicht Babeque, das Goldland, aber ein paar der südlichen Bahamas aufgefunden hatte.

Vor allem aber brachte sie die den Spaniern sehr erfreuliche Nachricht mit, im Westen von Haiti liege die goldreiche Insel Jamaye (Jamaika) und von derselben aus sei das Festland (von Südamerika) in zehn Tagen zu erreichen; es war dies die erste Kunde davon, die das Ohr der Europäer traf.

Rückfahrt. Indes Kolumbus mußte vorläufig darauf verzichten, dies Festland zu sehen. Die Schiffe fingen an Wasser einzulassen, das Schiffsvolk wurde ängstlich. So segelte er ostwärts bis zur Samanabucht. Hier traf man auf die ersten Kariben, und bei einem Zusammenstoße mit ihnen vergossen die Spanier das erste Blut, mit dem die Europäer den Boden der Neuen Welt röteten. Am 10. Januar trat Kolumbus die Heimfahrt an. Sie war minder glücklich als die Herfahrt. Vom 12. bis 15. Februar wütete ein furchtbarer Orkan, der den Schiffen den Untergang drohte; man gelobte Pilgerfahrten nach Guadelupe, Loreto, zur heiligen Clara von Moguer, und Kolumbus warf, damit seine große That der Mit- und Nachwelt nicht verloren gehe, heimlich eine Tonne ins Meer, die ein Pergament mit der Beschreibung seiner Entdeckungsreise barg. Am 17. erst legte sich der wütende Sturm, man hatte die Azoren in Sicht und landete an der Insel Santa Maria. Die „Pinta“ war während des Sturmes verschwunden. Auf Santa Maria erholte man sich bis zum 24. Februar und setzte dann die Heimreise weiter fort. Am 3. März aber packte ein zweiter Sturm die „Nina“, und die rasende See zwang schließlich den Admiral, so ungern er es auch that, an der portugiesischen Küste Schutz zu suchen. Am Morgen des 4. März ging er in der Mündung des Tajo vor Lissabon vor Anker. Die Portugiesen überwanden ihren Neid und Ärger zwar nur mit Mühe, aber bewirteten die glücklichen Entdecker doch schließlich in gastfreundlicher Weise, und König Johann selbst ließ sich von Kolumbus Bericht erstatten. Am 15. März landete der Entdecker im Hafen von Palos, den Pinzon bereits vor ihm



Christoph Kolumbus nach der Rückkehr von seiner ersten Reise vor dem spanischen Königspaare in Barcelona Mitte April 1493.

Nach dem Gemälde von R. Balaca.

erreicht hatte; am Palmsonntag, 31. März, hielt er seinen feierlichen Einzug in Sevilla. Seine Reise weiter durchs Land glich einem ununterbrochenen Triumphzuge; Mitte April erreichte er den Hof in Barcelona. Vor einem auf dem Markte aufgeschlagenen Throngerüste wurde er mit allem Pomp empfangen, der König erhob sich, lud ihn zum Niedersitzen ein und erwies ihm damit die höchste Ehre, die einem Unterthanen zu teil werden konnte. Alle seine Gerechtsame wurden ihm nochmals bestätigt. Er war der gefeierte Held des Tages und wußte durch seine feurigen Schilderungen auch die größten Zweifler mit sich fortzureißen.

Eine große Expedition zur weiteren Verfolgung der Unternehmung ward beschlossen, und wetteifernd drängte sich der abenteuerlustige spanische Adel zur Teilnahme, darunter auch Alonso de Hojeda, damals etwa 20 Jahre alt, das Urbild jener verwegenen Eroberer, welche bald darauf die Neue Welt mit unbegreiflichen Thaten und Verbrechen erfüllten. Aber auch Geistliche sollten die Flotte als Missionäre begleiten. Denn die Bekehrung der „Indianer" erschien der Königin als eine Gewissenspflicht, und auch bei Kolumbus war der kirchliche Eifer sehr lebendig.

Teilung zwischen Spanien und Portugal.

Noch aber drohte den Spaniern die Eifersucht der Portugiesen, da ja beide Völker das gleiche Ziel, die Auffindung der Schätze Süd- und Ostasiens, verfolgten und die Spanier jetzt es vor den Portugiesen erreicht zu haben schienen. Deshalb erwirkten beide die Entscheidung der höchsten irdischen Macht, die sie anerkannten. Papst Alexander VI. verlieh in zwei Bullen (vom 3. und 4. Mai 1493) alle Länder, die in einem Abstande von 100 spanischen Meilen (Leguas) von Cadiz entfernt lägen, den Spaniern. Doch nicht diese päpstlichen Urkunden haben den Streit beigelegt, vielmehr der Staatsvertrag, den beide Regierungen am 7. Juni 1494 schlossen. Er zog die Scheidelinie (raya) zwischen den beiderseitigen Entdeckungs- und Herrschaftsgebieten 370 Leguas westlich der Kapverdischen Inseln derart, daß sie etwa auf dem 46. Grad östlicher Länge von Pol zu Pol lief, also ganz Amerika den Spaniern zuwies, mit Ausnahme Brasiliens.

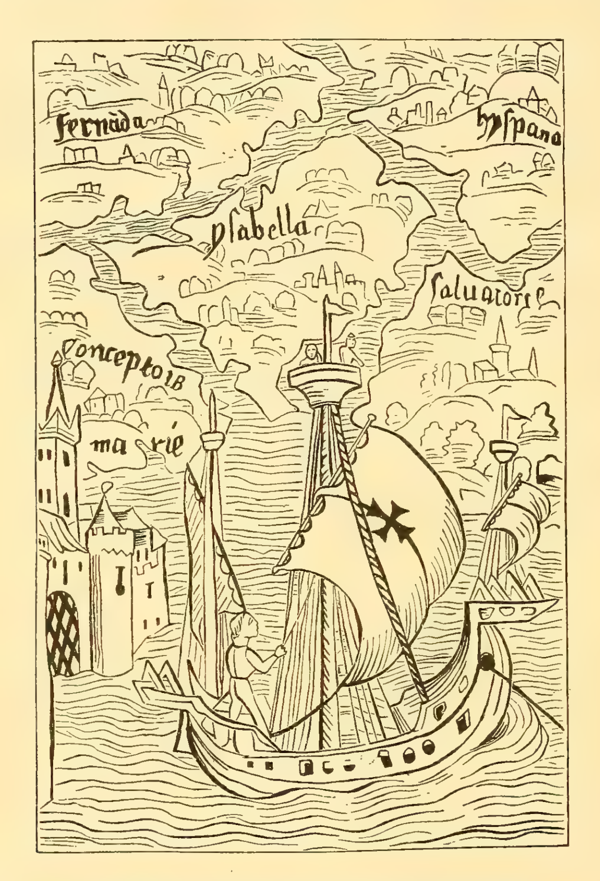
Zweite Reise des Kolumbus.

Abfahrt.

Wenige Monate später hob Kolumbus zum zweitenmal die Anker zur Fahrt nach dem Westen. Es war wohl sein glücklichster Tag, als er am 25. September 1493 an der Spitze einer Flotte von 17 Segeln mit 1500 Mann Besatzung aus dem Hafen von Cadiz abfuhr. An den Kanarien nahm man europäische Haustiere an Bord, die ersten, welche die Neue Welt betraten, aber leider auch Bluthunde und das Zuckerrohr, das später die Einführung der Negersklaverei veranlaßte. In glücklicher Fahrt erreichte das Geschwader Anfang November die Kleinen Antillen, und zwischen ihnen und den Karibischen Inseln hindurch die Nordküste von Española. Als er aber am Abend des 27. November mit Kanonenschüssen die junge Niederlassung La Navidad begrüßte, da blieb am Strande alles stumm, und die Landenden fanden am nächsten Morgen nur rauchgeschwärzte Trümmer und Leichen. Scheu schlichen die Eingeborenen davon; nur mühsam brachte man bei ihnen in Erfahrung, daß die Ansiedler teils durch wüste Streitigkeiten sich selber aufgerieben, teils bei einem Plünderungszuge ins Innere von den erbitterten Eingeborenen erschlagen worden seien. Die zerstörte Kolonie wurde nicht wieder aufgebaut, vielmehr einige Meilen östlich davon, am heutigen Kap Isabel, Anfang Dezember eine neue Stadt, Isabella, zu Ehren der Königin gegründet. Von hier aus erkundete man das herrliche Thal des Yaque (den „Königsgau", Vega real) und das goldreiche Cibaogebirge, worauf der größte Teil der Flotte mit diesen glänzenden Nachrichten nach Spanien zurückging. Kolumbus selbst, in dem Wahne befangen, Española sei Zipangu (Japan) und Cuba ein vorgestrecktes Glied des ostasiatischen Festlandes, gedachte nunmehr nach China und von dort durch das Rote Meer nach

Española.

Auf Jamaika. Alexandria zu segeln. So gewann er Jamaika (Anfang Mai 1494), dessen kriegerische Einwohner erst ein Gefecht zu friedlichem Verkehr nötigte, und von da aus wieder die Südküste von Cuba, die er westwärts bis zur Bucht von Batabano verfolgte. Hier ließ er von seinen sämtlichen Leuten eine Urkunde beschwören und unterzeichnen, daß sie Cuba für einen Teil Asiens, und zwar Chinas, hielten (12. Juni), und kehrte um. Von Stürmen geschüttelt und krank, erreichte der Entdecker an der Südküste von Jamaika vorüber, dessen Inselnatur er damals erkannte, den Hafen von Isabella (29. September). Die Berechnung der geographischen Lage nach einer



21. Entdeckung der Antillen durch Christoph Kolumbus.
Nach einer ihm selbst zugeschriebenen Zeichnung in „l'Epistola Christofori Columbi“.
(Ausgabe ohne Jahreszahl, etwa um 1494 erschienen.)

Mondfinsternis, die er in der Nacht vom 14. zum 15. September beobachtete, hat seinen Irrtum, er befinde sich an der japanischen Küste, unheilbar gemacht. Er bestimmte nämlich die Insel Saona auf 80° 45′ von Cadiz entfernt (gegen 62° 40′ in der Wirklichkeit), in dieser Entfernung aber lag nach seiner anfänglichen Anschauung das Gestade Ostasiens.

Kämpfe mit den Indianern. Auf Española traf er Zank und Entmutigung. Der zurückgelassene Oberst Pedro de Margarit hatte sich mit Hojeda entzweit und war nach Spanien zurückgekehrt, eine Erhebung der Indianer war mit Mühe bewältigt worden, und jetzt rückten vier verbündete Kaziken gegen Isabella vor. Mit 200 Mann zu Fuß und 20 Reitern

ging ihnen Kolumbus entgegen, doch weniger ihrer überlegenen Bewaffnung und Kriegskunde als den entsetzlichen Bluthunden verdankten die Spanier einen leichten Sieg über die nackten Indianer (24. März 1494), dem die Unterwerfung des ganzen mittleren Teiles der Insel bis Ende des Jahres folgte. — Damit begann nun die systematische Ausbeutung und Entvölkerung des Landes. Blockhäuser sicherten vor allem den Königsgau, und jedem Eingeborenen wurde die vierteljährliche Lieferung einer Quantität Baumwolle oder Goldstaub, den sie aus den Flüssen zu waschen hatten, auferlegt. Doch diese, rauh aufgeschreckt aus der bedürfnislosen Trägheit ihres „Papageienlebens", waren dazu weder geneigt noch körperlich im stande; scharenweise flüchteten sie ins Gebirge und starben dort zu Tausenden dahin.

Rückkehr.

Aber auch die Ansiedler schmolzen unter Fieber und Mangel auf 600 Köpfe zusammen, und was dann noch übrigblieb, war tief entmutigt und verstimmt über den Admiral, der sie durch glänzende Bilder von Reichtum und Herrschaft ins Elend gebracht habe. Auch in Spanien erweckten die Zurückgekehrten ein ähnliches absprechendes Urteil. Es war hohe Zeit für Kolumbus, durch sein persönliches Auftreten sich die Gunst des Königspaares wieder zu sichern. Am 10. März lief er, seinen energischen Bruder **Bartolomeo** als Stellvertreter (Adelantado) zurücklassend, von Isabella aus und landete, mehrmals von Gegenwinden aufgehalten, mit seiner hungernden, fast verzweifelnden Mannschaft am 11. Juni 1496 in Cadiz.

Dritte Reise des Kolumbus.

Kolumbus in Spanien (1796—98).

Rasch gelang es ihm, in Spanien alle Wolken zu zerstreuen. Ja, die Regierung nahm auf seinen Betrieb die verständige Erlaubnis zu privaten Entdeckungen, die sie 1495 gegeben hatte, wieder zurück, um seinen Gewinn nicht zu schmälern, über den er zuweilen eifriger wachte als über seinen Ruhm, und genehmigte ebenso seinen kurzsichtigen Vorschlag, in Ermangelung freiwilliger Ansiedler Verbrecher nach Española zu senden, den Auswurf der Menschheit unter die wehrlosen Rothäute! Aber Geldverlegenheiten hinderten lange die Ausfahrt des neuen Geschwaders; erst am 30. Mai 1498 trat Kolumbus von San Lucar de Barrameda (an der Mündung des Guadalquivir) aus mit sechs Schiffen und 200 Ansiedlern seine **dritte Reise** an.

An der Mündung des Orinoko.

Drei seiner Fahrzeuge steuerten von den Kanarien aus direkt nach Española; er selber ging nach dem Äquator, um zu untersuchen, ob nicht die spanisch-portugiesische Teilungslinie dort ein Land schneide, und weil nach seiner Anschauung, entsprechend den Verhältnissen auf der Osthälfte der Erde, dort Edelsteine, Gold und Perlen in Menge zu finden sein mußten. Doch er fand nicht, was er suchte, sah sich vielmehr durch Windstillen, unerträgliche Hitze und Wassermangel gezwungen, den Kurs wieder nordwärts zu lenken. Dabei tauchten am 1. August die Gipfel von **La Trinidad** aus den Fluten auf, im Süden aber dehnte sich eine öde Niederung, das Delta des **Orinoko**, dessen strömende Wasser mit den Wellen des Meeres in weißschäumender Brandung zusammenstießen. Durch sie hindurch ging das Geschwader in den Pariagolf und dann durch die Felszacken des Drachenschlundes in die Karibische See. Damals stieg dem Admiral die Ahnung auf, daß er ein Festland vor sich habe, da ein so mächtiger Strom unmöglich aus einer Insel hervorbrechen konnte; aber mit seiner Anschauung, er befinde sich an der Ostseite Asiens, wollte dies nicht recht stimmen, denn dieses Festland mußte weit westlich von Española liegen. Er meinte deshalb in der Nähe des — Paradieses zu sein, das die Phantasie der Zeitgenossen fast immer nach dem äußersten Ostrande der Erde verlegte, auf steiler Gebirgskrone, von der seine vier Ströme herniederstürzten, und er sah in dem rasch strömenden Orinoko einen derselben!

So von wunderlichen Phantasien erfüllt, kam er am 31. August im neugegründeten St. Domingo an der Südküste Españolas an.

Aufruhr in Española.

Rauh sah er sich hier zur Wirklichkeit der Dinge auferweckt. Gegen seinen Stellvertreter Bartolomeo hatte sich ein Teil der Ansiedler unter dem Oberrichter Roldan empört, und Kolumbus konnte sie nach langem Streite nur durch Aufopferung seines eignen Ansehens zu unsicherem Gehorsam zurückführen. Er sicherte ihnen Straflosigkeit zu und stattete sie mit Ländereien und Leibeignen (Repartimientos oder Encomiendas) aus, die für ihre spanischen Herren den Acker bauen und das Gold aus den Bächen waschen



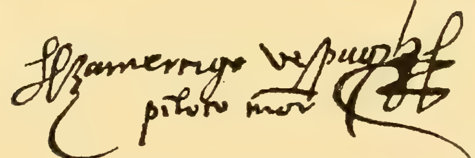
22. Wappen des Christoph Kolumbus.

sollten (September 1499). Wirklich steigerte sich jetzt deren Erträgnis, und auch die Haustiere vermehrten sich überaus schnell; aber die Eingeborenen litten entsetzlich unter dem neuen Druck.

Absetzung des Kolumbus.

Inzwischen waren die Feinde des Genuesen in Spanien nicht unthätig. Die Königin, empört über die Sklavenfrachten, die Kolumbus anstatt der in Aussicht gestellten Schätze von edlem Metall und Gewürzen nach Kastilien sandte, sowie entsetzt über die sittliche Verwilderung der Kolonisten, beschloß endlich, den Admiral seiner Statthalterschaft zu entheben, und sandte Franz Bobadilla, einen armen Calatrava-Ritter von energischem Charakter, mit unumschränkter Vollmacht nach Española. Als dieser am 23. August 1500 vor St. Domingo erschien, war Kolumbus gerade abwesend und mit harter Bestrafung neuer Unruhen beschäftigt. Der neue Statthalter ergriff sofort Besitz vom Platze und ließ den Admiral, der nun besorgt herbeikam, samt seinen

beiden Brüdern mit sinnloser Härte in Ketten schlagen. Im Oktober segelten zwei Schiffe unter Alonso de Vellejo mit den Gefangenen zurück. In tiefster Seele gekränkt, wies der Entdecker das Anerbieten Vellejos, ihm die Fesseln abzunehmen, entschieden zurück und betrat in Ketten den Boden Spaniens (November 1500). Die Kunde, daß man den Entdecker der Neuen Welt in Ketten nach Spanien zurückgebracht



23. Amerigo Vespucci. Nach einem alten Kupferstich.

habe, erregte natürlich das größte Aufsehen, und die Monarchen, fühlend, daß die dem Vizekönige angethane Schmach auf sie selbst zurückfalle, gaben ihn nicht nur auf der Stelle frei, sondern ließen ihm auch eine bedeutende Summe (2000 Dukaten) zustellen, damit er seinem Range gemäß reisen und bei Hofe erscheinen könne. Gnädig empfingen sie den Gekränkten zu Granada, gaben ihm aber, was er vor allem wünschte, die Statthalterschaft nicht zurück.

Das war allerdings ein Bruch des alten Vertrages, doch die Krone konnte die Anklagen gegen Kolumbus' Amtsführung nicht unberücksichtigt lassen, da er unzweifelhaft der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen gewesen war. Vielmehr übernahm der treffliche Nikolaus de Ovando, der im Februar 1502 mit 32 Schiffen und 2500 Mann abging, den erledigten Posten, um ihn mit besserem Erfolge zu bekleiden.

Entdeckungen auf dem Festlande von Süd- und Nordamerika. Brasilien.

Fahrten Hojedas und Bastidas'.

Während Kolumbus, mit allerlei widerwärtigen Händeln beschäftigt, auf Española und dann in erzwungener Unthätigkeit in Kastilien saß, hatten andre das Entdeckungswerk, das er über seinen Verwaltungsgeschäften vergessen, rüstig weiter gefördert. Vom Mai bis zum September 1499 befuhr Alonso de Hojeda mit dem großen Piloten Juan de la Cosa und dem Florentiner Amerigo Vespucci (geb. 1451), der seit 1493 im Dienste des spanischen Handelshauses Berardi stand, die Nordküste von Südamerika vom späteren holländischen Guyana bis zum Cabo de la Vela an der Küste Venezuelas, dem er diesen Namen (d. i. Klein-Venedig) gab, weil er am Gestade verschiedene Dörfer antraf, die auf Pfählen im Wasser errichtet waren. Gegen Ende des Jahres 1500 befuhr Rodrigo de Bastidas mit Juan de la Cosa die noch übrige Küstenstrecke von Venezuela, sah die hohen Schneegipfel der Sierra de Santa Marta, das Delta des Magdalenenstromes und auch den Golf von Darien bis an die Landenge von Panama.

Erkenntnis der Ostküste Südamerikas.

In demselben Jahre hoben sich die Schleier von der Ostküste des südamerikanischen Kontinents. Am 26. Januar 1500 stieß der alte Gefährte des Kolumbus, Vicente Yañez Pinzon, der am 18. November 1499 in See gegangen und geradeswegs nach Südwesten gesegelt war, beim Kap Augustin unter 8° südl. Br. auf die Ostküste des Festlandes und fuhr längs derselben am Amazonenstrom vorüber bis an die Mündung des Orinoko und von dort nach Haiti. Fast dieselbe Fahrt machte kurz danach Diego de Lepe mit Amerigo Vespucci. Zugleich hatte Vasco da Gama, als er von seiner ersten glücklichen Indienfahrt nach Portugal zurückkehrte (s. oben S. 42) den Rat gegeben, zur Vermeidung des gefährlichen Windstillengürtels nördlich des Äquators möglichst weit westwärts zu halten. Diesem Rate folgend, erblickte Pedro Alvarez Cabral auf der zweiten Fahrt nach Indien am 21. April 1500 unvermutet hohes Land im Westen, den seitdem sogenannten Monte Pascoal (Osterberg), eine weithin sichtbare Landmarke, und lief in eine windgeschützte Bucht, die er Porto seguro (Sicherer Hafen) nannte. Sein Auftrag zwang ihn, schon am 2. Mai wieder nach Osten zu steuern, aber auf seinen Bericht fertigte schon im nächsten Jahre König Emanuel drei Schiffe von Lissabon ab, an deren Bord sich wieder in untergeordneter Stellung Amerigo Vespucci befand. Am 17. August 1501 kam das Land in Sicht, die äußerste Ostspitze Südamerikas, die dem Heiligen des Tages zu Ehren nach dem Brauche der Portugiesen San Roque benannt wurde. Die flache, waldige Küste wurde dann südwärts verfolgt bis zur Bai von Cananea (26° 3' südl. Br.), aber die auftauchende Ländermasse noch nicht als ein Festland erkannt, sondern Ilha de Santa Cruz (Insel des heiligen Kreuzes) benannt. Erst später dachten die Portugiesen daran, den Reichtum an Farbeholz (Brezil, daher Brasilien) auszubeuten; aber da sie in den tropischen Urwaldungen weder Gewürze noch Edelmetalle fanden, so war von einer Besiedelung zunächst keine Rede.

Die Fahrten der Cabots.

Etwas früher schon enthüllten englische Seefahrer die Ostküste Nordamerikas. Der Genuese Johann Cabot (Giovanni Gabotto), später Bürger von Venedig, wo sein Sohn Sebastian geboren wurde, endlich in Bristol ansässig, suchte schon vor

Kolumbus (seit 1491) in höheren Breiten und also auf kürzerem Wege Kathai (China) zu erreichen und ließ sich deshalb am 5. März 1496 von König Heinrich VII. eine Ermächtigung für seine Westfahrten ausstellen. Aber erst am 24. Juni 1497 entdeckte er eine Landspitze, wahrscheinlich von Labrador, die er als die erste Spur des neuen Landes Prima vista nannte. So verfolgte er im Jahre 1498 mit Sebastian Cabot bereits auf eine lange Strecke die nordamerikanische Ostküste bis gegen Nordcarolina hin. Nach dem Tode des Vaters führte der Sohn dessen Gedanken weiter aus, indem er im Jahre 1503 wahrscheinlich die Davis- oder Hudsonsstraße auffand. Doch England war damals noch nicht reif dazu, seine Entdeckungen zu benutzen. So ging Sebastian Cabot in die Dienste Spaniens als Reichspilot (1512—16), ist aber doch in England ohne Dank zu finden und unbeachtet gestorben. Fremde folgten seinen Spuren. Zwei Portugiesen, Gaspar und Miguel Cortereal, fanden 1500 und 1501 Grönland wieder und die Felsenküste von Labrador. Nirgends aber wurde ein Versuch zur Ansiedelung an den scheinbar unwirtlichen Gestaden gemacht, wo weder Gold noch Gewürze lockten.

Des Kolumbus vierte Reise und Tod.

Vierte Reise des Kolumbus.

Um diese portugiesischen und englischen Entdeckungen, die so wenig mit seinen vorgefaßten Meinungen übereinstimmten, hat Kolumbus sich nicht bekümmert. Ihn erfüllte jetzt der Gedanke, den Weg nach Kathai (China) zu finden. Dazu rüstete er mit der Erlaubnis und dem Gelde der Krone vier kleine bewegliche Schiffe in Sevilla, und begleitet von seinem Bruder Bartolomeo und seinem heldenhaften erst dreizehnjährigen Sohne Fernando (Ferdinand) lichtete er am 9. Mai 1502 im Hafen von Cadiz die Anker zu seiner vierten und letzten Reise. Schon am 15. Juni lag er vor San Domingo; doch Ovando, besorgt, die Ankunft des unbeliebten Mannes möchte Unruhen unter den Kolonisten hervorrufen, sperrte ihm den Hafen. Eben lag in diesem ein stattliches Geschwader von 28 Segeln fertig zur Abfahrt, um eine Kronladung Gold im Werte von etwa $2\frac{1}{2}$ Mill. Mark und Bobadilla samt Roldan nach Spanien zu überführen. Umsonst warnte Kolumbus vor der Abreise, weil er aus astrologischen, nicht aus physikalischen Gründen einen Sturm voraussah; das Geschwader lief aus, und das Geschick gab dem Warner recht: ein furchtbarer Wirbelsturm, den niemand auf so lange Zeit voraussagen kann, versenkte 20 Schiffe, mit ihnen die beiden Männer, in denen der Entdecker seine bittersten Feinde sah.

Entdeckung von Honduras und Costa rica.

Von Española gelangte Kolumbus am 30. Juli in die Bai von Honduras bei der Insel Guanaja und dann an das mittelamerikanischen Festland selber beim Kap Honduras. Hätte er diese Richtung noch ein paar Tage weiter verfolgt, so wäre er auf das Gestade Mexikos, des ersten der großen amerikanischen Kulturstaaten, gestoßen. Doch yukatekische Kauffahrer, die auf wohlgebautem Ruderschiff zum Erstaunen der Spanier bunte Baumwollenzeuge, Metallwaren und Schwerter mit Obsidianklingen führten, verhießen neue Goldländer im Süden. So wandte er das Steuer südwärts, lief an der Moskitoküste hin und fand die gehofften Goldschätze auf der „reichen Küste" (Costa rica). Hier, an den Chiriqui-Inseln war es auch, wo er von den Eingeborenen erfuhr, neun Tagereisen weiter westlich läge ein neuer Ozean, die erste Kunde vom Stillen Meere, welche die Europäer erreichte. Doch Kolumbus war blind für das neue Licht; er sah in dem mittelamerikanischen Festlande, das er vor sich hatte, die „Goldene Halbinsel" des Ptolemäos (d. i. Malakka) und meinte nun in etwa zehn Tagen den Indischen Ozean an der Mündung des Ganges erreichen zu können! Aber er fand nicht die gesuchte Durchfahrt nach dem Westen, und endlich zwangen ihn widrige Winde

beim Kap St. Blas umzukehren (5. Dezember 1502). Doch auch der Versuch einer Ansiedelung am Belenflusse scheiterte an der Feindseligkeit der Eingeborenen; furchtbare tropische Gewitterstürme, die Meer und Himmel fortgesetzt in elektrisches Feuer zu hüllen schienen, verbunden mit Mangel an Vorräten und dem Verluste zweier Schiffe, machten die Fortsetzung der Fahrt unmöglich. Am 10. Mai 1503 sah Kolumbus wieder die Südküste von Cuba vor sich, aber seine Fahrzeuge waren so übel zugerichtet, daß er St. Domingo nicht mehr erreichen konnte, sondern sie am Nordgestade von Jamaika auf den Strand laufen ließ. In dieser verzweiflungsvollen Lage unternahmen schließlich einige Wagehälse in zwei offenen indianischen Ruderkähnen die tollkühne Fahrt nach Kap Tiburon auf Española (August 1503). Doch erst im Frühjahr 1504 konnten sie ein hineinreichend großes Schiff auftreiben, während Krankheit und Mangel Kolumbus mit seinen Leuten niederwarfen, und die Gesunden meuterten. Mit Waffengewalt mußte sein Bruder gegen die Rebellen einschreiten. Endlich im August kam das erlösende Schiff. Und als wollte der Ozean bei dieser letzten Reise alles Ungemach auf das Haupt des Entdeckers häufen, so wurde Kolumbus, am 12. September von St. Domingo ausgelaufen, von den Herbststürmen so arg mitgenommen, daß er erst im Anfang des November 1504 den Hafen von Cadiz gewann.

24. Schlußzeilen eines Briefes des Christoph Kolumbus an das Katholische Königspaar.

La Sancta Trenydad guarde à Vuestras Alteças como deseo y menester habemos, con todos sus grandes estades y senorios. De Granada à seys de hebrero de mill y quinientos y dos años. „Die heilige Trinität bewahre Eure Hoheiten, wie ich bitte und wie wir es bedürfen, mit allen ihren Staaten und Herrschaften. In Granada am 6. Febr. 1502.“ Dieser fromme Briefschluß ist nicht minder kennzeichnend für Kolumbus wie der mystische Bau seiner Unterschrift. Die Bedeutung der sieben Buchstaben, welche er mit peinlicher Genauigkeit unter alle seine Briefe malte, wird verschieden ausgelegt. Die wahrscheinlichste Erklärung ist: „Servidor Sus Alteças Sacras Jesus Maria Isabel — Christoferens“ (Christusträger).

Kolumbus' Ende.

Er hat Spanien nicht wieder verlassen. Königin Isabella starb kurz nach seiner Ankunft am 29. November; ihr Gemahl war in die europäische Politik tiefer verflochten, als es für die überseeischen Unternehmungen förderlich war. Vergebens hoffte deshalb Kolumbus die Wiedereinsetzung in seine Statthalterschaft; sie ist nicht erfolgt und konnte nicht erfolgen. Er hat das als schwarzen Undank empfunden, aber sonst sich über die Krone nicht beklagen können; von den reinen Kroneinkünften hat er stets den zehnten Teil erhalten, und zum Ersatz für seine Statthalterschaft hat ihm Ferdinand eine kastilische Grafschaft angeboten. Noch hoffte er auf die neuen Herrscher Kastiliens, Erzherzog Philipp und Johanna, aber auch das schlug ihm fehl, und sein Leben

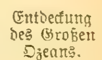


Faksimile einer Karte von Amerika zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.

Aus der Kosmographie des Sebastian Münster. 1540.

war am Ziele. Am Himmelfahrtstage (21. Mai) 1506 starb er zu Valladolid im Franziskanerkloster. Zu Sevilla in der Karthause wurde er bestattet, und die stolze Inschrift, die König Ferdinand ihm setzen ließ, rühmt, daß er Kastilien eine neue Welt geschenkt habe. Nachmals, im Jahre 1538, hat man die Gebeine nach St. Domingo übergeführt.

Die Entdeckung des Großen Ozeans und der mittelamerikanischen Kulturländer.


Entdeckung des Großen Ozeans.

Kolumbus starb ohne Ahnung davon, daß die Bedeutung des Gefundenen (eines neuen Erdteiles) die des Gesuchten (der Gestade Ostasiens) unendlich übertraf. Nur wenige Jahre nach seinem Tode, und alle Zweifel mußten schwinden. Bereits im Jahre 1508 wurde die Inselnatur Cubas durch eine Umfahrt festgestellt. Besonders aber richtete sich der Drang der Entdecker und Abenteurer nach den Küsten des Golfes von Darien, die Kolumbus aufgefunden hatte. Zwei Unternehmungen unter Diego de Nicuesa und Hojeda führten Anfang 1510 nach mehreren mißlungenen Versuchen zur Gründung von Santa Maria an der Westseite des Golfes und Nombre de Dios an der Stelle des heutigen Aspinwall, aber Kämpfe mit den kriegerischen Kariben und noch mehr die giftige Fieberluft der tropischen Uferniederungen rafften die meisten dahin; Hojeda starb gänzlich mittellos in Española, wohin er gegangen war, um Hilfe zu holen, Nicuesa wurde von seinen meuterischen Untergebenen ausgesetzt und verscholl.



25. Kärtchen zu den Entdeckungsreisen des Balboa.

Endlich vereinigte der verwegene Vasco Nuñez de Balboa, der Führer der Empörer, die Reste beider Scharen zu Beutezügen auf der Landenge von Panama. Dabei erhielt er von einem Kaziken die Kunde von einem Ozean jenseit der Kordilleren, und als er daraufhin im Thale des Chucunaque durch dicht verschlungenen Urwald abwärts drang, erblickte er als der erste Europäer von der letzten Uferhöhe aus den vielgegliederten Golf von St. Miguel, der sich nach dem Großen Ozean hin öffnet (25. September 1513); wenige Tage später nahm er von allen seinen Inseln und Küsten im Namen der Krone Kastilien förmlich Besitz. Seitdem gingen spanische Raubfahrten auf den kaum entdeckten Gewässern ostwärts bis zum Golfe von Parita, westwärts bis zur Nicoyabucht (Costarica).

Von den Gestaden des Mexikanischen Reiches hielt jedoch die Spanier gewissermaßen ein böser Zauber noch zurück. Auch Juan Ponce de Leon hatte im Jahre 1513 zwar *Yukatan und Mexiko.*

die Halbinsel Florida entdeckt, war aber dem festländischen Gestade nicht weiter westwärts gefolgt. Erst im Jahre 1517 erreichte Francisco Hernandez de Cordova auf einer Sklavenjagd von Cuba aus, das 1511 mit leichter Mühe unterworfen worden war, die Küste Yukatans beim Kap Catoche und sah mit Erstaunen die Merkmale einer hohen Gesittung: dicht bevölkerte Städte mit mächtigen Steinbauten, wohlbewaffnete und wohlbekleidete Einwohner, die den Kampf mit den Spaniern keineswegs scheuten. Daraufhin entsandte der Eroberer und Statthalter von Cuba, Diego Velasquez, von Matanzas aus seinen Neffen Juan de Grijalva. Am 4. Mai 1518 erblickte dieser die Insel Cozumel, am 7. erreichte er das Festland von Yukatan und westlich vordringend die Küste Mexikos am Tabascoflusse. Hinter dem niedrigen, ungesunden Küstenlande erhoben sich über vorliegenden Terrassen hohe glänzende Schneegebirge, steinerne Städte lagen am Ufer, reicher Goldschmuck an Kleidern und Waffen der Eingeborenen blendete die Spanier und reizte ihre Begier. An zahlreichen Küstenplätzen trat man mit den Azteken in gewinnbringenden Handelsverkehr, und nicht fern vom späteren Veracruz, am Rio de Banderas, erreichten die Botschafter des „Kaisers“ Moctheuzoma (Montezuma) die weißen Fremdlinge. Am liebsten hätten Grijalvas Leute sich sofort in dem Goldlande festgesetzt, aber dazu hielt sich ihr Führer nicht für bevollmächtigt, er begnügte sich mit der Besitzergreifung unter den üblichen Formen (19. Juni) und kehrte am Panucoflusse um. Doch die letzte Stunde des Aztekenreiches hatte geschlagen, als der erste Spanier seine Küste betrat.

Die erste Fahrt um die Welt.

So hoben sich allmählich die Umrisse Mittel- und Nordamerikas aus den Wassern; gleichzeitig wurden aber auch die Küstengebiete des Ostens von Südamerika von kühnen Seefahrern erforscht.

Auf Vespuccis Anregung, der auf die Möglichkeit, dieses Festland im Süden zu umsegeln aufmerksam gemacht hatte, brach 1515 Juan Diaz de Solis auf und fand die gewaltige Mündung des Platastromes, die er verzeihlicherweise für einen Meeresarm hielt. Doch bei einer Landung ward er angesichts seines Geschwaders von den wilden Eingeborenen erschlagen, und seine erschreckten Gefährten kehrten um. Ein Portugiese in spanischen Diensten übernahm es, die unvollendet gelassene Aufgabe zu lösen. Das war Ferdinand Magellan (Fernão del Magalhaẽs, spr. Magaljaings), trotz seines unscheinbaren Äußern entschlossen und furchtlos, zum Befehlen geschaffen.

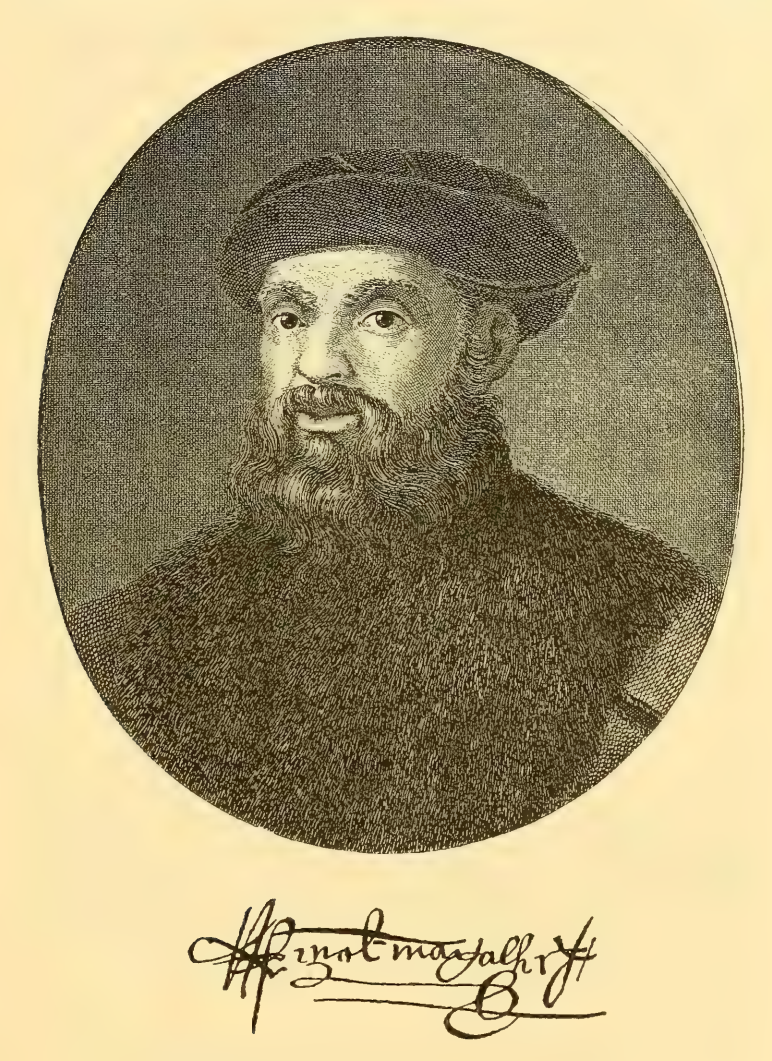
Magellan.

Geboren um 1480, hatte er zuerst in Ostindien unter Albuquerque, später in Afrika gedient, dann aber unwillig, weil ihm eine unbedeutende Erhöhung seiner Besoldung verweigert worden war, sein Vaterland aufgegeben und sich der spanischen Regierung angeboten, um durch eine Fahrt um Südamerika die Molukken zu erreichen, die er für näher hielt, als sie sind. Wirklich schloß diese mit ihm einen Dienstvertrag ab, versprach ihm fünf Schiffe zu stellen und einen Teil des Gewinns mit der Statthalterschaft der zu entdeckenden Länder zu überlassen. Auch sollte in den nächsten zehn Jahren niemand außer Magellan die Fahrt wiederholen dürfen. So verließ der Portugiese, dem die stolzen Spanier nur widerwillig gehorchten, am 20. September 1519 mit fünf Segeln den Guadalquivir.

Schon am 10. Januar 1520 hatte er die Laplata-Mündung erreicht, von wo aus seine eignen Entdeckungen erst begannen. Langsam an der Küste hinsegelnd kam er am 24. Februar in den Matthiasgolf, am 31. März in die Bucht St. Julian, wo er trotz des Murrens seiner Offiziere, die lieber nach dem portugiesischen Ostindien abgeschwenkt wären, den Winter der südlichen Halbkugel abzuwarten beschloß. Indes meuterten sie dort gegen den Commodore und konnten nur mit blutiger Strenge zum Gehorsam zurückgebracht werden.

Während dieses Winteraufenthalts trat man auch mit den Bewohnern des in Schnee gehüllten Landes in Verkehr. Am 24. August endlich lief das Geschwader, durch die Strandung eines Fahrzeugs auf vier Segel vermindert, wieder aus, wurde aber durch rauhes Wetter unterwegs so aufgehalten, daß es erst am 21. Oktober die

Mündung einer tief einschneidenden Meeresstraße gewann. Es war die gesuchte Durchfahrt nach dem Großen Ozean. Mit Bangen wagten sich die Spanier in die furchtbaren Engen hinein, links und rechts umstarrt von himmelanstrebenden düsteren Steinmassen, deren weiße Schneegipfel meist von Wolken umhüllt sind, während ihre blauen Gletscher bis an den Saum des tintenschwarzen Meeres herunterhängen. Bei der Durchfahrt verlor Magellan ein zweites Schiff, das er in die südlichen Buchten ausgesandt hatte;



26. Ferdinand Magellan, der erste Weltumsegler.
Nach einem Kupferstich.

denn weil er unvorsichtig den Ankerplatz verlassen hatte, fand das zurückkehrende ihn nicht mehr auf und steuerte nach der Heimat. Die andern Schiffe warteten neun Tage und begrüßten so erst am 27. November frohlockend die unermeßliche Fläche des Großen Ozeans beim Kap Deseado, dem „Erwünschten“. Die Küste Südamerikas sah Magellan seitdem nur noch einmal auf weite Entfernung, ihn trieb es westwärts nach Indien. Das Wetter war günstig, der Ozean so ruhig, daß er ihn unverdienterweise

den „Stillen“ nannte (richtiger den „Friedlichen“, el Pacifico). Von den Inselwolken des südlichen Teiles sah er nichts. Am 11. oder 12. Februar 1521 kreuzte er östlich der Weihnachts- (Christmas-)Insel den Äquator und traf am 6. März auf die Diebsinseln (Ladronen). Später kamen die Philippinen zwischen Luçon und Mindanao in Sicht. Die Eingeborenen von Zebu (Çebu) nahmen die Erschöpften



27. Titelblatt der deutschen Übersetzung des Briefes des Amerigo Vespucci an Lorenzo Pierfrancesco de' Medici, in welchem er über seine dritte Reise schrieb.

freundlich auf, ihr Fürst ließ sich sogar taufen und schwur dem König von Spanien den Lehnseid. Aber als Magellan, um diesem nunmehrigen spanischen Vasallen die kleine Insel Mactan zu unterwerfen, dorthin übersetzte, fand er in einem Gefechte mit den Bewohnern seinen Tod (27. April 1521). Infolgedessen lockten auch die Zebuaner heimtückisch den neuen Befehlshaber Duarte Barbosa mit 23 Gefährten ans Land und erschlugen sie alle. Geschwächt und entmutigt verbrannten die Über-

lebenden ein Schiff, da sie nur zwei zu bemannen vermochten, und erreichten das Gestade von **Borneo** bei dem bedeutenden Hafen Bruni. Da sie jedoch trotz des freundlichen und glänzenden Empfanges sich nicht sicher glaubten, so segelten sie eilig nach Mindanao zurück. Von hier aus kamen sie endlich mit Hilfe eines Malaien nach den Molukken (6. November). Hier gelang es, Gewürzfrachten einzunehmen und mit mehreren Häuptlingen Freundschaftsverträge abzuschließen. Am 18. Dezember endlich trat die „Victoria" unter **Sebastian d'Elcano**, die leckgewordene „Trinidad" zurücklassend, die Rückfahrt durch den Indischen Ozean nach Europa an. Anfang Mai

Albericus Vespuccius Laurentio Petri
Francisci de medicis vil gruß.

In vergangen tagen hab ich dir eben weyt geschrybën von
meiner widerfart von den neuen lantschafften die ich mit
Clasen versambneter schyffen mit schwerem kosten von ge
bot des durchleuchtigisten Künigs von Portigal durchsucht ha=
ben vnd funden/ Die man mag die neuen welt nennen/ So bey vn
sern vorfarñ vetterñ dauon keyn wissen gewesen/vnd allen den die
solichs hörñ aller ding ein neus sey/ Sůnder auch das alle meinũg
vnser eltern über trifft so doch der merteyl der selben spricht / das
vber die gleichmitnechtige lynien genant Equinoctialis / vnd ge=
gen mittag keyn wonung der leutten/sunder alleyn das groß mer
inhalten/ Das sy nennen das attlandisch mer/ Vñ ob yemand der
selben wonungen daselbs sein geredt so habẽ sy doch aus vil sachẽ
das do wonhafftig land vñ ertrich sey widerredt/ Aber das solich
ir maynung falsch vnnd der warheit wider sey in alle weg hat diß
mein letzte schiffung beweist/ So ich in den selben gegnungẽ gegẽ
mittag menschliche inwonung funden hab mit vil volcks vnd vil
thieren bewert/ dañ vnser Europa oder Asiam oder Affricam/ vñ
so vil mer gefunden temperierten lufft schon vnd lauter mer vnnd
lustiger dañ in eynicher andern lantschafft die wir wissen/ Als du
hernach sehen vnnd verstan wůrst/ so ich kürtz die obern ding be=
schrybën vnd die ding so vermerckens vnnd gedegniß aller wirdi
gest vnnd von mir gesehen oder gehőrt in dieser neuen welt synd/
Als hernach gezeygt wůrt.

28. Anfang desselben Briefes.

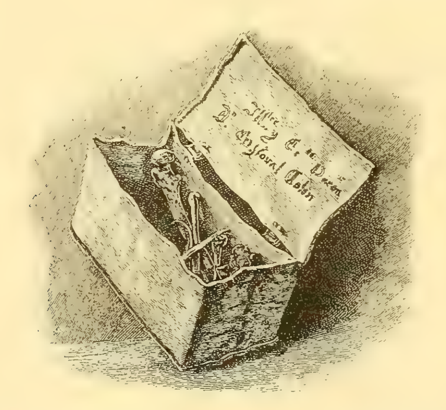
erreichte sie Afrika, im Juli die Kapverdischen Inseln, und endlich am 6. September 1522 lief sie als das letzte Schiff des stattlichen Geschwaders mit nicht mehr als dreizehn Europäern und drei Asiaten, aber einer Gewürzfracht von 100 000 Dukaten Wert an Bord, in die Mündung des Guadalquivir ein. In Valladolid empfing König Karl I. (als deutscher Kaiser Karl V.) die Heimgekehrten und lohnte ihre unsäglichen Anstrengungen und Erfolge mit Gnadengehalten und Wappen.

Die erste Reise um die Welt war vollbracht, die wirkliche Größe der Erde erkannt, die von **Kolumbus zuerst entdeckten Lande** hatten sich als ein neuer Erdteil enthüllt.

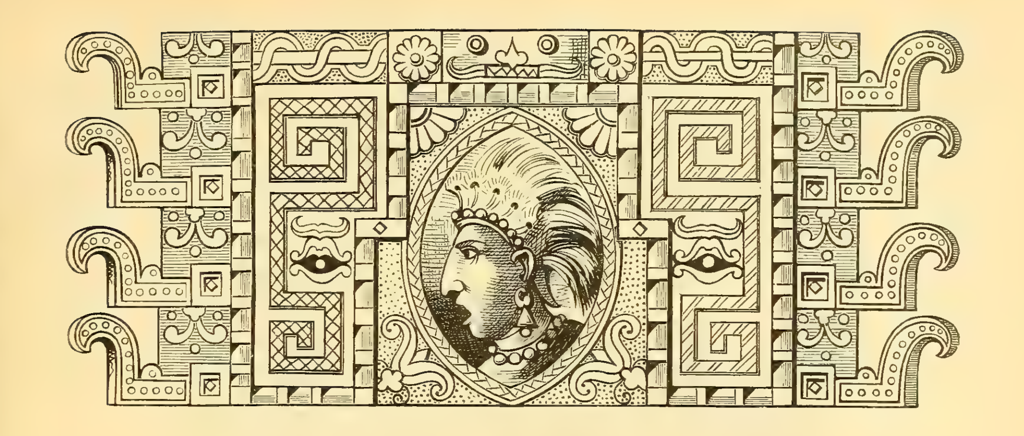
* * *

Der Name Amerika.

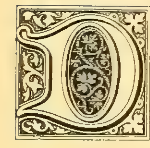
Durch ein, man möchte sagen, heimtückisches Spiel des Zufalls führt dieser neue Erdteil nicht den Namen dessen, der ihn auffand. Jener Amerigo (Amalrich, Alberich, Emmerich) Vespucci, der an mehreren spanischen und portugiesischen Reisen längs der südamerikanischen Küsten teilgenommen hatte (s. S. 62 u. 66) und, seit 1508 wieder in spanischen Diensten, das hochwichtige Amt eines Reichspiloten bekleidete (gest. 1512), hatte eine Karte jener Entdeckungen und ausführliche Beschreibungen seiner Reisen veröffentlicht, die viel gedruckt und übersetzt und daher mehr gelesen wurden, als die kurzen Briefe des Kolumbus an die spanischen Monarchen. Auf jener Karte hatte er das Gefundene als die „Neue Welt" (Novus mundus) und ehrlich Kolumbus als ihren Entdecker bezeichnet. Erst ein Deutscher, Martin Waltseemüller (Hylacomylus) zu St. Dié in Lothringen, wo damals eine Gruppe deutscher und französischer Gelehrter, unterstützt von dem Herzog René, sich sehr eifrig mit geographischen Studien beschäftigte, kam, als ihm jene Karten in die Hände fielen, auf den Gedanken, den neuen Weltteil nach dem Vornamen dessen, der ihm die ersten Beschreibungen gewidmet hatte, Amerika (urspünglich Ameriga) zu taufen, und machte diesen Vorschlag zuerst in der Vorrede zu seiner 1507 in St. Dié erschienenen Kosmographie. Rasch fand der neue Name Beifall, zumal da er so wohlklingend in Tonfall und Anlaut an die Namen der übrigen außereuropäischen Erdteile anklang. Schon 1509 nennt ihn eine handschriftliche, 1520 eine gedruckte Wiener Karte. Doch drang er zunächst amtlich nicht durch, vielmehr haben die Spanier ihre Besitzungen im Westen stets als Indien bezeichnet. Auch bei ihnen ist also Kolumbus niemals zur verdienten Ehre gelangt.



29. Bleierner Sarg mit den Gebeinen des Christoph Kolumbus.
Aufgefunden im Jahre 1877 in der Kathedrale von San Domingo.



Die Begründung der spanischen Herrschaft
auf dem Festlande von Amerika.



Die Antillen hatten die Spanier fast ohne Widerstand besetzt; das Zeitalter der Eroberung, der „Conquista“, begann erst, als sie die Küsten des Festlandes betraten und dort zusammenstießen mit alten Kulturvölkern, deren Gesittung der europäischen sich im allgemeinen näherte, in manchen Stücken sie sogar übertraf. Zeitalter der Conquista.

Nicht etwa die spanische Krone war es in erster Linie, die das Werk der Eroberung ausführte, vielmehr that es die Nation überhaupt, ihr voran der Adel, in zahlreichen privaten, von der Krone nur gutgeheißenen, selten oder niemals unterstützten Unternehmungen. In diesem Geschlechte der spanischen Eroberer, der Conquistadores, lebten dicht nebeneinander die gemeinsten und edelsten Regungen: rohe Habgier und barbarische Grausamkeit, löwenherziger Heldenmut und kecke Abenteuerlust, glühender Glaubenseifer und gebietende Herrscherkraft, und das alles wurde getragen von einer ausschweifenden Phantasie, die, genährt durch die romantische Dichtung der Zeit, beständig in einer Welt der Wunder und Märchen schwelgte und diese nun im fernen Westen leibhaftig vor ihren verzückten Augen aufsteigen sah. Nicht der leiseste Zweifel an ihrem guten Rechte zur Eroberung regte sich in diesen Köpfen, denn Heiden und Ungläubige waren rechtlos, ihr Besitz gute Beute des tapferen Christen, der sie zu gewinnen verstand, und obendrein hatte der oberste Herr der Christenheit, der Papst, alles dies „herrenlose“ Land jenseit des Weltmeeres dem Könige von Spanien verliehen (s. S. 57). Es war derselbe Sinn, der um dieselbe Zeit in Europa den Kampf gegen die Ketzer aufnahm und in der Neuen Welt das Heidentum zerschlug, um auf den Trümmern beider die Herrlichkeit des katholischen Weltreiches aufzurichten.

Die Eroberung von Mexiko.

Die Vorzeit Mexikos.

Auf den herrlichen Hochlanden von Mittelamerika (Anahuac), auf deren Terrassen die Gewächse aller Zonen nebeneinander gedeihen und die bespült werden von den beiden größten Ozeanen der Erde, entwickelten sich frühzeitig, und soviel sich erkennen läßt, vollkommen unabhängig von außeramerikanischen Einflüssen die drei Kulturvölker der Tolteken in Mexiko, der Maya in Yukatan und der Quiché in Guatemala. Kulturvölker Mexikos.

Während nun die beiden letzteren ungestört blieben, brachen nach Mexiko seit dem 11. Jahrhundert von Norden her die roheren Stämme der Nahuatlaken ein, zuletzt die Chichimeken, dann die Tepaneken, endlich die Azteken. Vor ihnen wichen die Tolteken nach Süden zurück, sie selber aber setzten sich allmählich fest, vor allem in und um das herrliche Hochthal von Mexiko auf der obersten Terrasse, doch in einzelnen Niederlassungen verstreut auch bis Guatemala hinein, mitten unter anderssprachigen Stämmen. So entstanden die drei Staaten von Tezcuko, Tenochtitlan (Mexiko) und Tlacopan, alle um die kleinen Seen jenes Hochthales gelegen und durch einen festen Bund geeinigt, der seit



31. Aztekisches Götzenbild, darstellend die Göttin Teoyaomiqui, Gemahlin des Kriegsgottes, im Nationalmuseum zu Mexiko.

dem 14. Jahrhundert unter der Führung Tenochtitlans, des Staates der Azteken, allmählich die Stämme des gesamten Hochlandes von Meer zu Meer und südlich bis Guatemala zu einem mächtigen Reiche verband.

Staatsverfassung.

So standen die Dinge, als die Spanier in Mexiko landeten. Das Reich war eine Anhäufung von herrschenden, verbündeten und unterworfenen Gebieten, etwa wie das altpersische. Diesen hatten die Azteken entweder ihre Fürsten als Vasallen belassen oder sie aztekischen Statthaltern unterstellt; starke aztekische Garnisonen behüteten die wichtigsten Plätze. An der Spitze des Ganzen stand mit despotischer Gewalt der „Kaiser“. Er wurde stets aus demselben Geschlechte von den vier vornehmsten Adligen gewählt und vom Adel auch in wichtigen Fällen beraten. Umgeben von blendender Pracht und unterwürfiger Demut, galt er als die alleinige Quelle des Rechtes, übte aber keinen Einfluß auf die richterliche Gewalt, die in verschiedenen Abstufungen sich vollkommen unabhängig bewegen durfte. Reiche Einkünfte standen ihm zur Verfügung aus den Kron=

gütern, den Abgaben der Kronvasallen, den Lieferungen der Orte um die Hauptstadt und den Tributen der Unterworfenen. Dem Herrscher zunächst stand ein kriegerischer Adel, ihm zu Abgaben von seinen Gütern verpflichtet. Die Masse des Volkes lebte in harter Unterthänigkeit, aber in außerordentlich festen Verhältnissen, die sich bis zur Gegenwart wenig verändert haben. Jede Gemeinde existierte in völliger Abgeschlossenheit, denn der gesamte Grund und Boden gehörte der Gesamtheit, nur der Ertrag seiner Arbeit fiel dem einzelnen zu. Doch konnte jeder nach Kraft und Lust ein größeres oder kleineres Stück bebauen. Wanderte er aus, so verlor er natürlich seinen Anteil am Grundbesitz, jeder war also fest an seine Heimat gebunden.



32 und 33. Mexikanische Krieger. Nach Kingsborough, „Antiquities of Mexiko".

Als die Hauptaufgabe des Reiches erschien der Krieg. Daher die hohe Ausbildung des Heerwesens. Das Heer setzte sich aus den Azteken und den Aufgeboten der verbündeten und unterworfenen Stämme zusammen, war in Korps von 8000 Mann geteilt, die unter besonderen Feldzeichen fochten — das Reichswappen zeigte den Adler, auf dem Kaktus sitzend, eine Schlange im Schnabel — an strenge Disziplin und Ordnung bei Marsch und Lagerung gewöhnt. Die Krieger deckten sich mit dick gesteppten Kollern aus Baumwolle in bunten Farben, die Führer trugen eine Art Küraffe aus goldenen oder silbernen Platten, darüber wohl einen kostbaren Federüberwurf; alle hatten Helme von Holz oder Leder oft in Form von Tierköpfen mit mächtigen bunten Federbüschen, dazu runde Schilde mit langen Federbehängen. Das fehlende Eisen ersetzte an den Lanzenspitzen und Schwerterklingen das mit Zinn gehärtete Kupfer oder der haarscharfe Obsidian (Feuerstein, Iztli), dessen Furchtbarkeit die Spanier mehr als einmal entsetzte. Heerwesen.

Religion. Die so ausgerüsteten Heere waren der Schrecken von Anahuac, denn kaum jemals ruhten die Waffen. Galt doch der Krieg den Azteken als die höchste Pflicht gegen ihre blutgierigen Götter. Ihre Religion beruhte auf der Vorstellung eines höchsten Wesens, aber dasselbe trat hinter zahllosen Gottheiten niederen Ranges und vielfach nur örtlicher Bedeutung in der Praxis zurück. Unter ihnen nahm die oberste Stellung der Kriegsgott ein, Huitzilopochtli oder Mextli (daher der Name Mexiko); neben ihm stand Tezcatlepoka, der Schöpfer der Welt, Tlalok, der Gott des Regens, Quetzalcoatl,



34. Tlalok, der Gott des Regens.



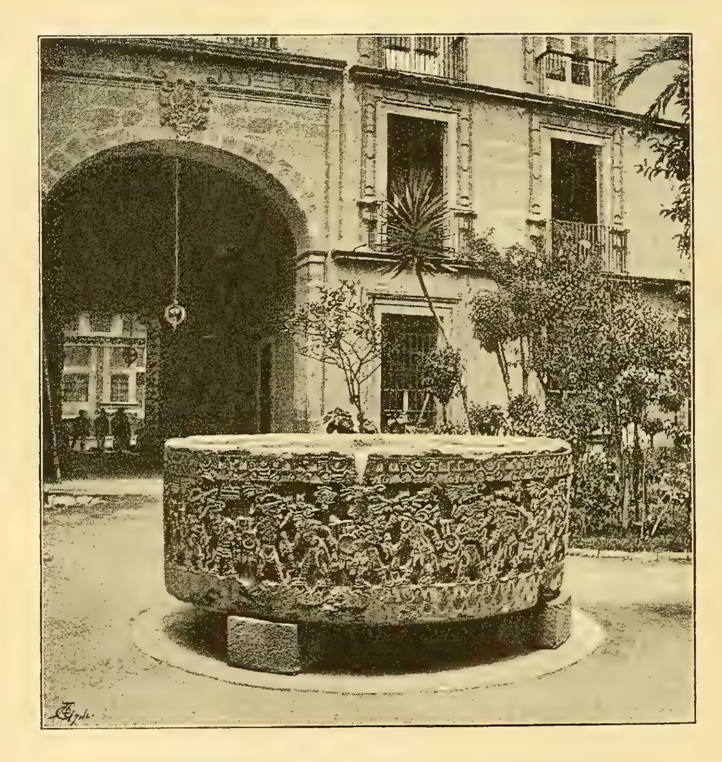
35. Quetzalcoatl, der Gott der Luft.

ursprünglich ein Priester und Reformator der Tolteken, später Gott der Luft, den man sich hellfarbig, langbärtig und dunkelhaarig vorstellte, nach der Sage der Gründer der mexikanischen Kultur und Herrschaft. Wer diesen Göttern treulich diente, wer für sie im Kriege fiel oder ihnen geopfert wurde, der wurde nach dem Tode der höchsten Stufe der Seligkeit in einem heiteren Paradiese teilhaftig. Die Mehrzahl der Abgeschiedenen aber genoß nur eine dumpfe Befriedigung oder lebte in ewiger Dunkelheit. Die Toten wurden verbrannt, die Asche in einer Urne aufbewahrt. In den Moralgeboten und Gebeten kreuzen sich Anschauungen, die sich den christlichen nähern, mit ganz rohen oder kindischen Vorstellungen.

Priester, Tempel. Ungeheuer war die Macht und die Zahl der Priester. Am Haupttempel zu Mexiko gab es ihrer 500. Sie waren nach Rang und Aufgaben streng gegliedert — am höchsten standen die Oberpriester — wohnten zum Teil im Tempelbezirk unter

36. Tempelruine zu Uxmal in Yukatan. Nach Gailhabaud, „Monuments“.

mönchischer Disziplin, kasteiten sich durch Fasten, Nachtwachen und Peinigungen, verrichteten regelmäßige Waschungen und Gebete und standen alle unter zwei Oberpriestern, die vom Kaiser und seinen Edlen gewählt wurden und im Rate des Monarchen sehr oft den entscheidenden Einfluß ausübten. Jede Stadt war in geistliche Sprengel abgeteilt und besaß zahlreiche Tempel (Teocalli, d. i. Gotteshaus), oft riesige Bauwerke inmitten einer festen Mauer, die in Pyramidenform, gewöhnlich in vier oder mehr Absätzen emporstiegen und oben auf der Plattform turmartige hölzerne Kapellen mit den Götterbildern, den Opfersteinen und Altären enthielten. Ununterbrochen brannte auf diesen das heilige Feuer. Jedem Tempel war ein bestimmter Landbesitz zugewiesen, den die Fürsten durch Schenkungen beständig vermehrten; außerdem empfing er die



37. Aztekischer Opferstein im Nationalmuseum zu Mexiko.

Erstlinge des Feldes und andre Gaben. Was sie davon nicht zu ihrem Unterhalt brauchten, gaben die Priester als Almosen den Armen.

Gottesdienst. Der ältere, von den milden Tolteken übernommene Kultus bestand in feierlichen Prozessionen und Tänzen, in Spenden von Früchten, Räucherwerk und Tieropfern. Erst seit dem 14. Jahrhundert begannen die Menschenopfer, erst seltener, dann immer häufiger mit der wachsenden Ausdehnung des Reiches, so daß endlich kein Fest mehr ohne sie denkbar war und ihre Zahl schließlich zu grauenvoller Höhe stieg. In den letzten Zeiten des Reiches fielen dem schrecklichen Wahne alljährlich etwa 20 000 Menschen zum Opfer; bei der Einweihung des großen Haupttempels zu Mexiko sollen ihrer 70 000 getötet worden sein! In feierlicher Prozession und festlichem Schmuck führte man die Unglücklichen durch die Straßen und die Stufen zum Haupttempel hinauf; das Volk pries sie selig und gab ihnen Aufträge ins Jenseits mit, denn sie gingen

ja sofort ins Paradies ein! Oben auf der Plattform angekommen, wurde der dem Tode Geweihte seines Schmuckes entkleidet, dann, an Armen und Beinen festgehalten, über dem Opferstein ausgestreckt. Darauf schnitt der Priester in blutrotem Gewande mit einem starken Hiebe des Messers aus Itztli dem Opfer die Brust auf, riß das Herz heraus und legte es noch heiß und zuckend dem Götzenbild in den Mund, oder verbrannte es in goldenem Becken. Die Leiche aber stieß er die steile Tempeltreppe hinab, wo sie unten in Empfang genommen und zum kannibalischen Schmause zubereitet wurde. So sehr war dies Menschenopfer schließlich zum Mittelpunkte der mexikanischen Religion geworden, daß man Kriege oft nur führte, um Gefangene zu machen, und oft genug drängten



38. Aztekisches Kalendarium im Nationalmuseum zu Mexiko.

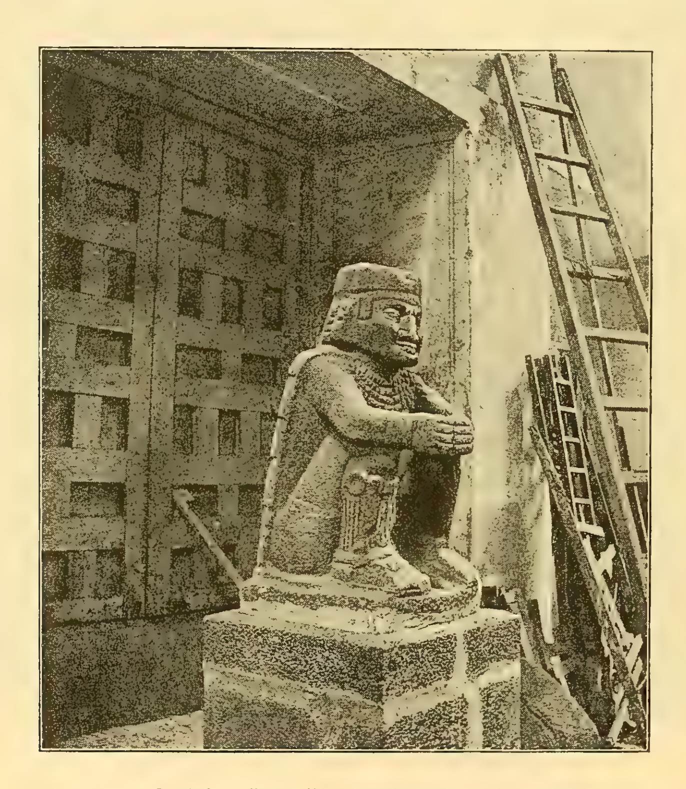
die Priester zum Kampfe, fochten wohl gar selber unter den vordersten mit. Wie eine schwarze Wolke lag der blutige Aberglaube über dem sonnigen Hochlande von Anahuac; er wirkte verwildernd und verdüsternd auf seine Völker und beschleunigte den Untergang des Reiches. Und doch hielt der allmächtige Einfluß der fanatischen Priester die Mexikaner dabei fest.

Denn sie beherrschten auch die Erziehung wenigstens der oberen Klassen, die sie in großen mit den Tempeln verbundenen Anstalten leiteten. Die Knaben wurden vor allem zur Kenntnis der religiösen Zeremonien angehalten, lernten aber auf den höheren Stufen auch die eigentümliche Bilder- (Hieroglyphen-) Schrift und die priesterlichen „Wissenschaften", Wahrsagerei und Astrologie, die Mädchen namentlich weibliche Handarbeiten. Denn auch alle wissenschaftlichen Kenntnisse waren priesterliches Eigentum, und sie waren nicht ganz gering. Ja die Azteken besaßen das von den Tolteken merk-

würdig scharf berechnete Sonnenjahr von 365¼ Tagen, das sie in 18 Monate zu je 20 Tagen teilten und am Ende mit fünf Schalttagen ergänzten, und sie wußten selbst Landkarten herzustellen, die auch den Spaniern brauchbar erschienen und den älteren europäischen schwerlich viel nachstanden.

Ackerbau, Gewerbe, Verkehr.

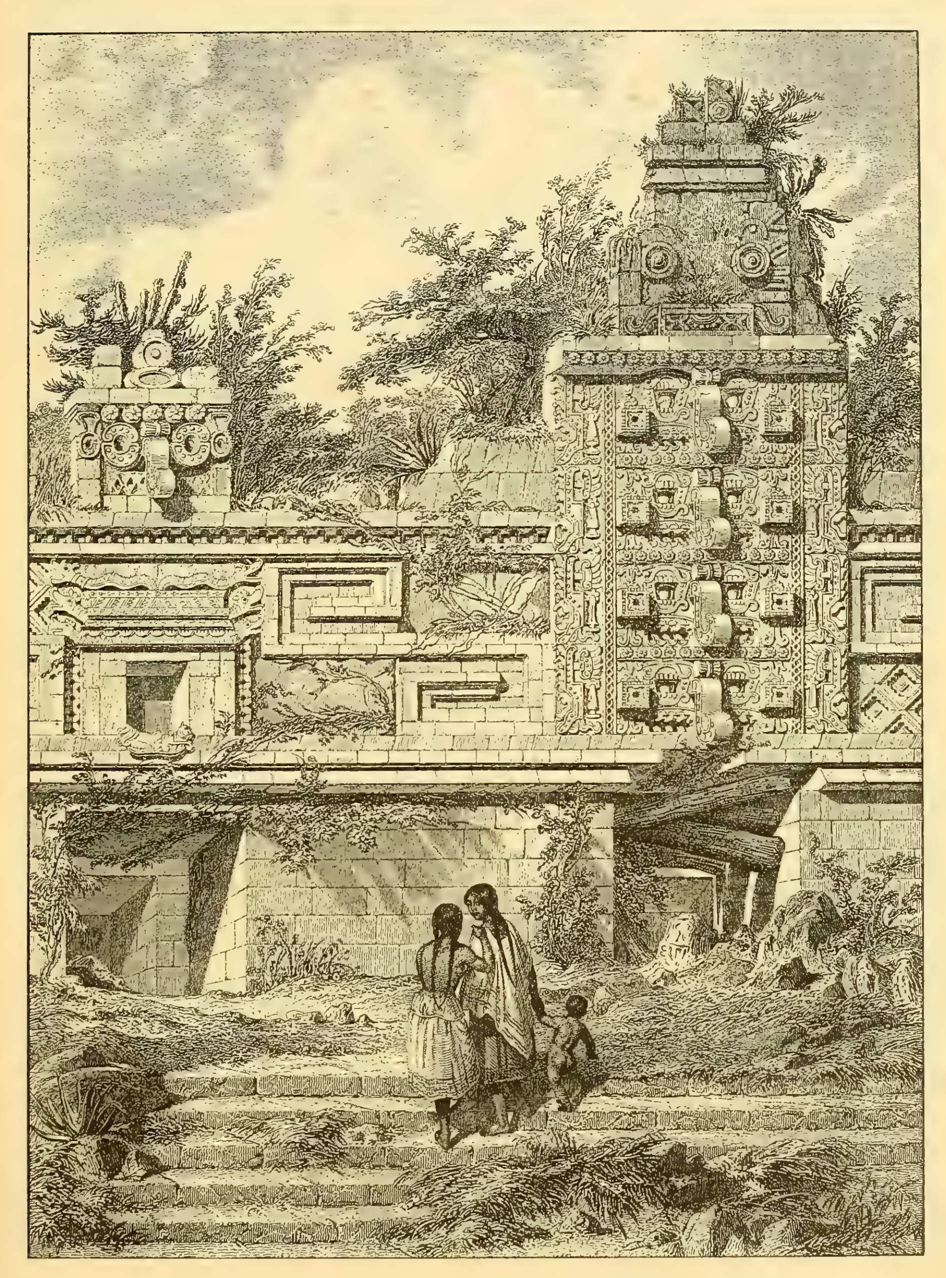
So abstoßend nun vieles in dieser mexikanischen Zivilisation für uns ist, daß sie sich nur auf der Grundlage einer sehr entwickelten wirtschaftlichen Arbeit aufbauen konnte, ist doch auf der Stelle klar. Zwar wurde sie beeinträchtigt durch den Mangel an arbeitsfähigen Haustieren — nur der Truthahn wurde gezähmt — und das Fehlen des Eisens, aber beides hinderte nicht den sorgfältigsten Anbau des reichen, vielfach auch künstlich bewässerten Bodens mit Mais, Kakao, Baumwolle, Agave (Aloe, Maguey), deren Saft ein berauschendes Getränk (Pulque) lieferte, während die



39. Aztekisches Götzenbild im Nationalmuseum zu Mexiko.

Dornen als Nadeln, die Fasern zu Schreib- und Kleiderstoffen benutzt worden. Daneben wurden die Baumwolle und die herrlichen Federn der einheimischen Vögel zu den feinsten Gewändern verarbeitet, und aus Gold und Federn reiche, oft höchst kunst- und geschmackvolle Geräte und Schmuckgegenstände hergestellt. Ohne Eisen erbauten die Mexikaner mächtige Tempel und ausgedehnte Paläste aus Stein. Letztere waren Anhäufungen niedriger Gebäude, Decken und Thore von starken Pfeilern getragen, die Außenwände oft mit Reliefs oder mit Verzierungen in Stuck bekleidet, die Innenräume mit feinen Baumwollzeugen oder Tierfellen behangen. In Plastik und Malerei zeigen diese Völker eine scharfe Naturbeobachtung und energische Wiedergabe des Charakteristischen; da sie aber die Verhältnisse (Proportionen) nicht genug beachten und durchweg zur Stilisierung natürlicher Formen in geometrische Figuren neigen, so machen die menschlichen

Gestalten auf uns meist den Eindruck von Zerrbildern. Bei den Götterbildern insbesondere scheinen sie das Schreckliche als zur Natur der Gottheit gehörig betrachtet, daher das Abstoßende und Häßliche absichtlich betont zu haben.



40. Ruinen eines Palastes zu Uxmal in Yukatan. Nach Gailhabaud, „Monuments“.

Zum Austausch der sehr verschiedenen Produkte der einzelnen Teile des Reiches dienten treffliche Straßen. Kaiserliche Läufer besorgten mit Windeseile die Depeschen — von der Küste nach der Hauptstadt in etwa zwei Tagen — Reisende wurden in

Sänften befördert, und steinerne Posthäuser gewährten ihnen Unterkunft. In den großen Städten strömten zu den Märkten oft viele Tausende zusammen, um ihre Bedürfnisse gegen Goldstaub in Federkielen, Zinn- und Kupferbarren oder Kakaobohnen einzutauschen.

Keime des Verfalls.

Aber so mächtig auch das Aztekenreich, so bedeutend auch seine Zivilisation beim Beginn des 16. Jahrhunderts erschien, es trug die Keime des Verfalls bereits in sich. Nur unwillig duldeten die unterworfenen Stämme die Zwingherrschaft der Azteken, und selbst in dem herrschenden Volke fehlte es nicht an Unzufriedenheit mit dem harten Steuerdruck. Nur solange der Schrecken seiner Waffen alles daniederhielt, konnte dieses Reich bestehen.

Das Verhängnisvollste aber war, daß ein religiöser Glaube seine Widerstandskraft untergrub. Jener Quetzalcoatl, sein göttlicher Begründer, war nach der Sage übers Meer gen Osten gezogen, um dereinst selbst oder durch seine Nachkommen das Reich wieder in Besitz zu nehmen. Und jetzt forschten die aztekischen Weisen ängstlich, ob dieser Zeitpunkt nicht nahe sei! Ungewöhnliche Naturereignisse, Kometen, ein seltsames Licht im Osten und dergl., schienen Ungewöhnliches anzukünden, und die Geister waren dafür um so empfänglicher, als in kurzem ein aztekisches Zeitalter (104 Jahre) zu Ende ging, auf das erste Jahr des neuen aber stets unheimliche Erschütterungen vorausgesagt wurden. Und jetzt erschienen wirklich weiße, bärtige, dunkelhaarige Männer an der Küste, die auf „Schlangen“ ritten, auf geflügelten Schiffen das Meer befuhren, Blitz und Donner in ihren Waffen führten. Waren das die Nachkommen Quetzalcoatls, die da kamen, um ihr altes Erbe wieder zu fordern?

Aufbruch des Cortez.

Zug des Cortez.

So sorgte man schon in der Kaiserstadt von Anahuac, als auf Cuba das Geschwader ausgerüstet wurde, dessen kühner Führer der Eroberer des gewaltigen Reiches werden sollte. Das war Fernando Cortez. Geboren 1483, war er nach dem Abschlusse seiner Studien in Salamanca, wo er Baccalar der Rechte geworden war, 1504 nach Haiti gekommen, hatte sich bei der Eroberung von Cuba beteiligt und Grundbesitz erworben, dann als wissenschaftlich gebildeter Mann eins der ersten Ämter erhalten. Jetzt war er ein stattlicher Herr von ungemeiner Körperkraft, die Herzen gewinnend durch Benehmen und Rede und doch voll entschlossenen Ernstes, durch beides geboren zur Herrschaft über andre, ehrgeizig und hochstrebend, auch vor Gewaltthat nicht scheuend, wenn sie zum Ziele führte, aber hochsinniger und scharfblickender als die meisten seiner Genossen, die einzige wirkliche Heldengestalt in der abenteuerlichen Schar der Conquistadoren. Ihn hatte Diego Velasquez, der Statthalter von Cuba, welcher schon die Expeditionen von 1517 und 1518 ausgesandt, zum Führer einer neuen ausersehen, deren Ziel die Eroberung Mexikos war. Aber da Cortez selbständiger handelte, als ihm recht war, wollte er ihn durch einen andern ersetzen. Doch schnell entschlossen kommt ihm dieser zuvor, reißt seine Mannschaften mit sich fort und hebt am 18. Februar 1519 beim Kap S. Antonio, der Westspitze von Cuba, die Anker an der Spitze von 553 Soldaten, von denen nur 32 Armbrüste, 13 Hakenbüchsen führten und 19 beritten waren. Außerdem verfügte er über 14 größere und kleinere Geschütze. Das war die Macht, mit welcher er, ein Rebell gegen den Statthalter von Cuba und damit gegen die Krone Kastilien, ein Reich erobern wollte, das Spanien an Größe übertraf und an äußerer Kultur ihm wenig nachstand.

Landung und Unterhandlungen.

Nach stürmischer Überfahrt landete das Geschwader auf Cozumel vor der yukatekischen Küste, wo es in Aguilar, einem im Jahre 1511 hierher verschlagenen Spanier, einen Dolmetscher fand, welcher der Mayasprache mächtig war. Dann südwestlich steuernd, lief Cortez den Tabascofluß an (4. März). Die etwas landeinwärts gelegene Stadt wurde erobert, die tapfer fechtenden Eingeborenen im offenen Felde



41. Ferdinand Cortez. Nach dem Kupferstich von Carmona.

geschlagen und zur Unterwerfung gezwungen. Nachdem man den Palmsonntag durch eine Messe in der eroberten Stadt feierlich begangen hatte, fuhr man an der Küste hin weiter nordwärts und warf am 20. April Anker unter dem Schutze der Insel San Juan de Ulloa gegenüber der Stätte des heutigen Veracruz.

Zum Glück für die Spanier, deren Dolmetscher das hier gesprochene Nahuatl nicht mehr verstand, gesellte sich dort eine junge Mexikanerin vornehmer Abkunft zu ihnen, die der Sklaverei entkommen war und ihnen, da sie des Aztekischen, des Mayadialekts und rasch auch des Kastilianischen mächtig war, die größten Dienste leistete. Die kluge schöne Fremde erhielt in der Taufe den Namen Marina und war bald Cortez' unzertrennliche Gefährtin. Mit ihrer Hilfe setzte er sich hier mit den Eingeborenen in Verbindung. Am Charfreitag (21. April) betrat er den Boden Mexikos, schlug ein Lager auf und eröffnete den Marktverkehr. Auch der aztekische Statthalter der Provinz kam herbei



42. **Kaiser Montezuma.**
Nach einem der Überlieferung zufolge von Ferdinand Cortez bestellten Gemälde.

und erhielt von Cortez auf sein Befragen die Auskunft, er habe einen Auftrag seines Herrn, des Königs von Spanien, den er dem Herrscher der Azteken nur persönlich in seiner Hauptstadt eröffnen könne. Mit den Bildern, welche mexikanische Schnellmaler wunderbar rasch und in genügender Treue aufgenommen hatten, flogen Kuriere nach Tenochtitlan.

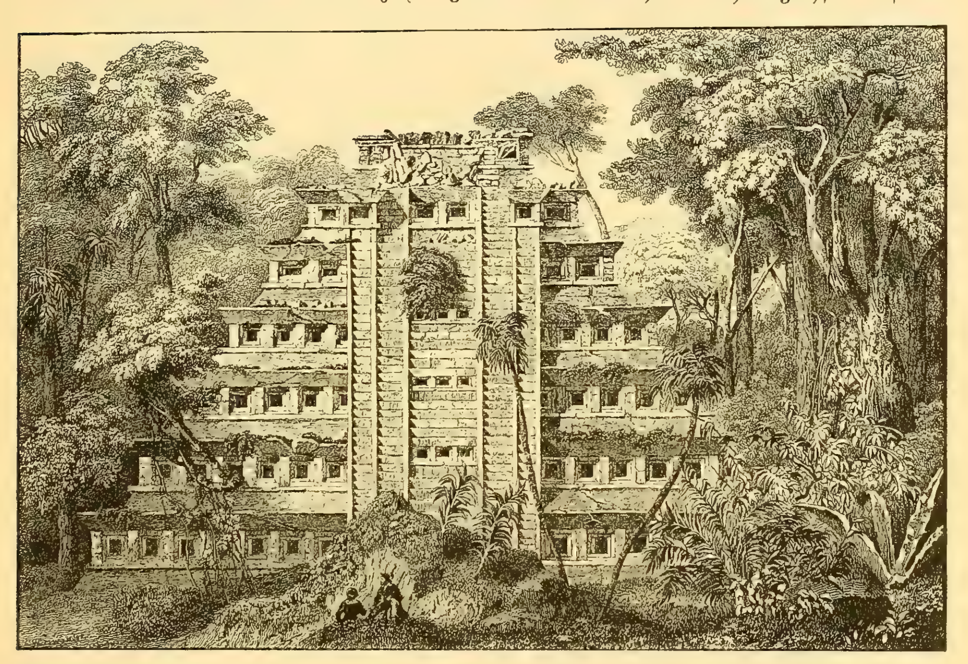
Montezuma II. — Dort saß auf dem Throne seit 1502 Montezuma II. (Mocteuzoma), ursprünglich Oberpriester, später als Eroberer bis Guatemala gefürchtet, prachtliebend und verschwenderisch, stolz und ernst, aber im höchsten Maße bigott und deshalb ganz abhängig von dem Glauben an die Rückkunft Quetzalcoatls. Wenn diese weißen Männer nun seine Nachkommen waren, wie durfte er ihnen entgegentreten? Da ihm jedoch ahnte, daß sie ihm Verderben brächten, so beschloß er das Verkehrteste: sie zur Umkehr aufzufordern und ihnen zugleich durch blendende Geschenke einen Begriff von seiner Macht zu geben. Er zeigte ihnen seinen Reichtum und seine Schwäche.

Und so sahen denn die Spanier schon nach acht Tagen eine aztekische Gesandtschaft in ihrem Lager, welche eine verwirrende Fülle der prachtvollsten Gaben in Gold,

Federwerk und feiner Baumwolle vor ihnen ausbreitete. Albrecht Dürer, gewiß ein zuständiger Beurteiler, der sie im Jahre danach in Brüssel sah, erstaunte über die „wunderbaren, kunstvollen Sachen und die subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen". Aber Cortez bestand auf seinem angeblichen Auftrag auch einer zweiten Botschaft gegenüber, und ihn anzugreifen hinderte Montezuma seine abergläubische Scheu.

Vorbereitungen zum Zuge nach der Hauptstadt.

Bald zeigten sich die Früchte dieser unsicheren Politik. Der noch nicht lange von den Azteken unterworfene Stamm der Totonaken von Cempoalla trat mit Cortez in Bündnis und ließ es sich sogar widerstrebend und entsetzt gefallen, daß die Spanier die bluttriefenden Götterbilder vom Teocalli stürzten, dort ein Kreuz aufrichteten und christlichen Gottesdienst feierten; er erkannte die spanische Hoheit an, gestattete und beförderte sogar die Anlage einer spanischen Niederlassung auf seinem Gebiete, der Villa rica della **Vera Cruz** (einige Meilen nördlich vom heutigen), die fortan



43. Teocalli von Papantla (im Staate Veracruz). Nach Gailhabaud, „Monuments".

der Ausgangspunkt der Unternehmungen des Cortez und das Bindeglied zwischen Mexiko und den Antillen wurde. Indem aber Cortez sein kleines Heer in eine bürgerliche Gemeinde umschuf und von dieser nun sich zum Oberfeldherrn (Generalkapitän) und Oberrichter ernennen ließ, wälzte er den größten Teil seiner Verantwortlichkeit gegenüber der Krone Spanien auf seine Genossen und kettete sie dadurch fester als jemals an sich. Zugleich schickte er ein Schiff nach Spanien, um dort die Bestätigung seiner Würden zu erlangen, und damit alles Schwanken unmöglich werde, ließ er vor den Augen seiner Mannschaft seine sämtlichen Fahrzeuge bis auf jenes eine versenken. Stumm schaute die Schar dem Schauspiel zu, dann aber brach von allen Seiten der brausende Ruf los: „nach Mexiko, nach Mexiko!" Der verwegene Zug, ein Abenteuer sondergleichen, begann.

Kampf mit Tlaskala.

Am 16. August 1519 brachen von Veracruz, wo eine Besatzung unter Escalate zurückblieb, 300 Spanier und 1300 Totonaken gen Tenochtitlan auf, gefolgt von 1000 Lastträgern für Gepäck und Geschütz. Durch die prachtvolle Tropenlandschaft der Tierra caliente ging es über Jalapa aufwärts nach der Hochterrasse und durch

schwierige Pässe, aber ohne Hindernisse von seiten der Mexikaner bis an die Grenzen des kleinen Staates von Tlaskala, der seine Unabhängigkeit gegen die Azteken trotzig behauptet hatte. Tlaskala war ein Bundesstaat aus vier Kantonen unter einem kriegerischen Adel, bewohnt von einer arbeitsamen, abgehärteten, freiheitsstolzen Bauernschaft, im übrigen den Azteken an Kultur keineswegs nachstehend. Als eine totonakische Gesandtschaft für die Spanier freien Durchzug forderte, riet der hundertjährige Xicotencatl, einer der vier großen Häuptlinge des Staates, das schlagfertige Grenzheer unter seinem gleichnamigen Sohne möge die Fremden angreifen; je nach dem Erfolge könne dann der Staat das Geschehene anerkennen oder verleugnen. So sah sich Cortez zu Anfang September in zwei blutigen Gefechten die Tlaskalteken gegenüber; er siegte zwar, befestigte sich aber auf dem Hügel von Tzompach. In ernster Stimmung, gestärkt durch Beichte und Abendmahl, gingen am 5. September seine Spanier nochmals vor. Aber trotz des Entsetzens, das den Feinden die Reiter und die Feuerwaffen einflößten, bedurfte es einer vierstündigen Schlacht, um den Sieg zu erkämpfen, und erst als ein nächtlicher Überfall der spanischen Stellung mißlungen und einige Spione dort aufgegriffen worden, als schon die Lage der Fremden bedenklich, ihr Mut im Sinken war, erschien endlich der junge Xicotencatl, das Haupt der nationalen Partei, im spanischen Lager, noch stolz und selbstbewußt, und nahm die Bedingungen des Cortez: Bündnis und Unterwerfung unter Spanien, an. Es war die entscheidende Thatsache des Feldzuges. Am 23. September zogen die Spanier als Freunde in Tlaskala ein, dessen Größe Cortez mit der von Granada verglich, und wenn auch der Versuch einer allgemeinen Bekehrung mißlang, so ließen sich doch die Töchter tlaskaltekischer Edlen, welche den spanischen Offizieren als Frauen zugeführt wurden, taufen, und der christliche Gottesdienst wurde nicht gestört.

Blutbad von Cholula.

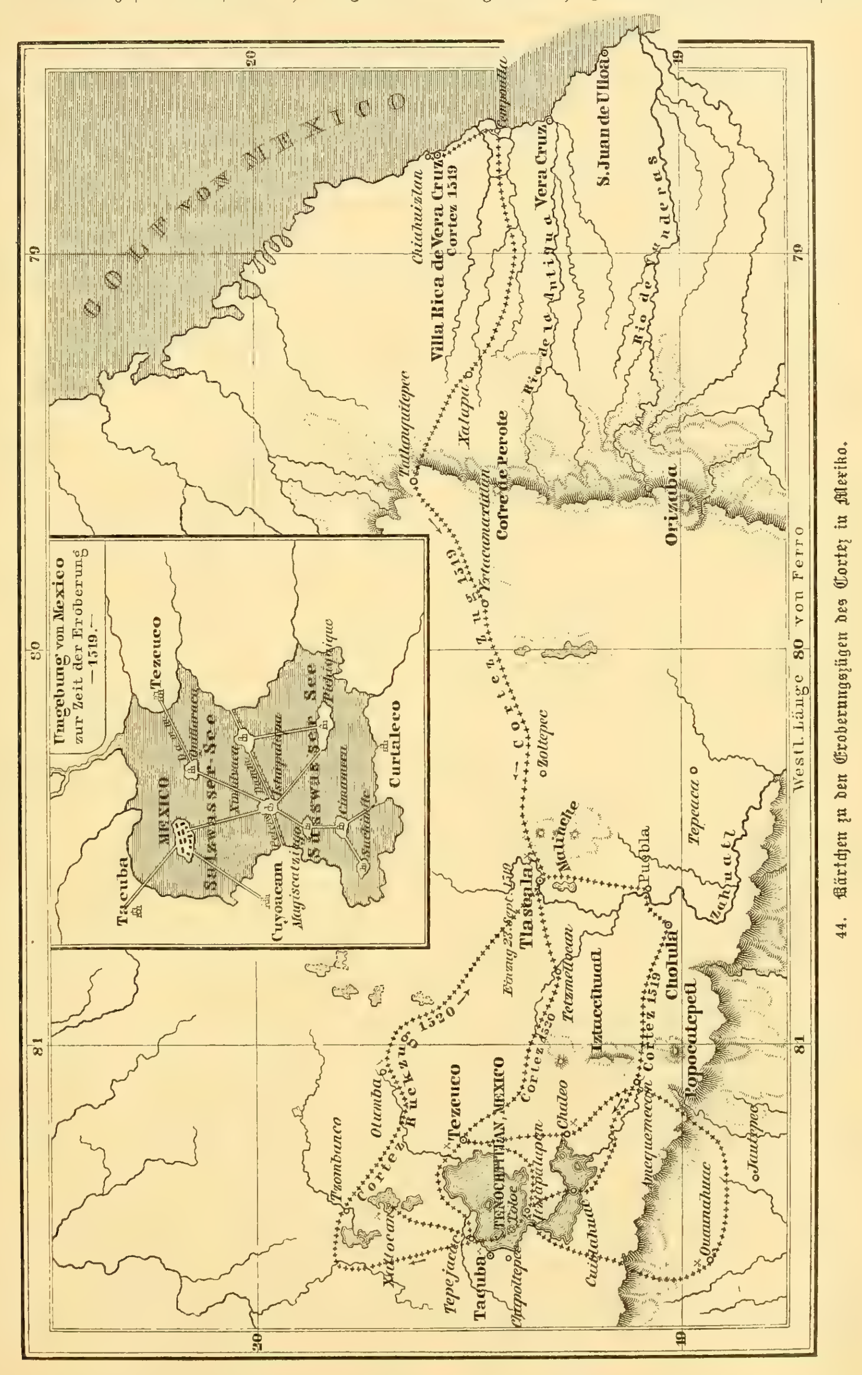
Über diesen Nachrichten brach die Widerstandskraft Montezumas zusammen. Er lud durch eine neue Gesandtschaft die unbezwinglichen Fremden nach seiner Hauptstadt ein und bat sie, den Weg über Cholula zu nehmen, wo er alles zu ihrer Aufnahme vorbereiten lasse. Diese Stadt, in reichangebauter Gegend gelegen, von einer hochzivilisierten, äußerst betriebsamen Bevölkerung bewohnt, war der große Stapelplatz Anahuacs und zugleich ein religiöser Mittelpunkt, der Sitz Quetzalcoatls, dessen riesiger Teocalli noch heute im wesentlichen aufrecht steht, die Stätte zahlloser Tempel, der Sammelplatz unendlicher Wallfahrerscharen. Hier zogen die Spanier mit den Totonaken und 6000 Tlaskalteken durch drängende Menschen unter Blumengewinden ein.

Aber bald wurde, als eine aztekische Gesandtschaft eingetroffen war, das Benehmen der Cholulaner zurückhaltend, unheimliche Anzeichen deuteten auf Vorbereitungen zu einem Überfall, und endlich gelang es Marina, einigen geschwätzigen Frauen das Geheimnis zu entlocken: die Spanier sollten beim Abmarsche in den engen Straßen angefallen und vernichtet werden. In dieser verzweifelten Lage griff Cortez zu einem Akte verzweifelter Notwehr. Er ließ die vornehmen Cholulaner, welche am Morgen des Marschtages in seinem Quartiere, einem großen Tempelhofe, erschienen, um sich von ihm zu verabschieden, zusammenhauen und entfesselte dann seine Soldateska gegen die unglückliche Stadt zu Mord, Brand und Plünderung. Mehrere Tausend Menschen fielen der Schlächterei zum Opfer, erst nach mehreren Stunden wurde sie eingestellt, aber ihr Schrecken flog durch ganz Anahuac, die benachbarten Gemeinden unterwarfen sich, und Montezuma, dessen geheime Befehle vermutlich den Überfall angeordnet hatten, warf alle Schuld auf die Cholulaner.

Marsch zur Hauptstadt.

Nun konnte nichts mehr den Marsch auf seine Hauptstadt hindern. Mit den Tlaskalteken — die Totonaken wurden zurückgesandt — erstiegen die Spanier den Gebirgssattel zwischen den riesigen Vulkankegeln des Popokatepetl und Iztaccihuatl,

die, in weiße Schneemäntel gehüllt, auf das blühende Land herniederschauen. Sie fanden die kürzeste Straße nach Mexiko allerdings durch Felsblöcke und Baumstämme



44. Kärtchen zu den Eroberungszügen des Cortez in Mexiko.

gesperrt — ein letzter schwächlicher Versuch, sie zu hemmen — aber sie schlugen sie dennoch ein und fanden dabei Schutz gegen Sturm und Nachtkälte in den steinernen Posthäusern. So gelangten sie unter harten Anstrengungen empor, und plötzlich öffnete

sich ihnen bei einer Wegbiegung der Blick auf das wundervolle Hochthal von Mexiko. Da lag es vor ihnen im Kranze strahlender Schneeberge, eine blühende Landschaft voll dunkler Wälder, grüner Gärten und reicher Felder mit zahllosen weißen Ortschaften, in der Mitte schimmerten die Spiegel der großen Seen, und aus dem größten erhob sich mit ragenden Türmen und Palästen die Inselstadt Tenochtitlan, das Venedig der Neuen Welt. In raschem Abstieg ging es nun hinunter am Abhange der Sierra. Es war zu spät, als Montezuma unter Anbietung reichster Geschenke Cortez nochmals zum Rückzuge auffordern ließ; wie hätte dieser angesichts des herrlichen Zieles auf seine Gewinnung verzichten können! Er bestand auf dem Einzuge und der persönlichen Begegnung mit dem Kaiser. Montezumas Götter aber blieben stumm, trotz Opfer und Gebete, und so that dieser den letzten Schritt: er ließ Cortez, der schon in Ajotzinko stand, durch seinen Neffen Cacama, den Fürsten von Tezcuco, feierlich nach seiner Hauptstadt einladen. Am See von Chalko hin bewegte sich der Zug der Spanier wie durch ein Zauberland nach Iztapalapan, wo herrliche Gärten mit Fischteichen und Vogelhäusern sie entzückten, durch die Nacht aber glühten über den See die zahllosen Tempelfeuer herüber und verkündeten die Nähe der Hauptstadt.

Einzug in Mexiko.

Als der Morgen des 8. November 1519 anbrach, standen die Spanier bereits unter Waffen. Noch verhüllten weiße Nebel den See und Mexiko selbst wie mit einem Schleier, dann stieg die Sonne der Tropen strahlend empor und übergoß alles mit ihrem hellsten Lichte, die weiße Stadt, die grünen Ufer und den blauen See, auf dem sich hunderte von Kähnen tummelten. So ging es vorwärts, Cortez mit den Reitern voran, auf einem breiten Dammweg aus Steinen und Ziegeln durch dichtgedrängte Menschenreihen. Da zeigte sich von ferne ein schimmernder Zug, es war Montezuma in einer Sänfte, von glänzendem Gefolge umgeben. Als Cortez ihn erblickte, stieg er vom Roß und ging dem Fürsten entgegen, der gleichfalls zu Fuß ihm gegenübertrat, von seinen Unterthanen in stummer Ehrfurcht begrüßt. Es war ein stattlicher Mann von Mittelgröße in den vierziger Jahren, auffallend hellfarbig für seine Rasse, von schlankem, ebenmäßigem Bau, schwachem Bart und schwarzen Haaren, von würdevoller Haltung und gütig-ernstem Ausdruck. Die erste Begrüßung der beiden Männer war freundlich, aber stumm, nur Geschenke — sehr ungleichen Wertes — tauschten sie aus, dann kehrte der Monarch in die Hauptstadt zurück, die Spanier aber setzten ihren Marsch fort, eine lange, gerade, breite Straße hinein, zwischen niedrigen, steinernen Palästen mit flachen Dächern, über zahlreiche Brücken und Kanäle, angestaunt von dichten Menschenmassen und selbst wie im Traume dieser Entfaltung einer ungeahnten Zivilisation gegenüber. Ein weiter Palast, umgeben von einer festen Steinmauer, unmittelbar beim großen Tempel, nahm sie in seinen Höfen und Hallen auf.

Huldigung Montezumas.

In Mexiko waren die Spanier, aber was nun weiter? Keine 400 Mann, saßen sie inmitten einer Stadt, deren Einwohnerzahl in die Hunderttausende ging, die nur durch drei lange, leicht zu unterbrechende Dämme mit dem Festlande zusammenhing und selbst wieder ein Gewirr von Straßen und Kanälen war. Ein Wink Montezumas, und seine unbesiegten Azteken warfen sich auf das isolierte Häuflein der Fremden. Und wie lange konnte es dauern, daß er diesen Wink gab! Zwar hatte er sie freundlich aufgenommen, er sorgte reichlich für alles, besuchte sie gleich nach der Ankunft in ihren Quartieren und überschüttete sie mit Geschenken; er empfing am nächsten Tage Cortez selbst in seinem Palaste, ja er zeigte sich bereit, die Oberhoheit der Spanier anzuerkennen, da er sie im vollen Ernste für die Nachkommen Quetzalcoatls hielt, aber die Zumutung, seinem blutigen Heidentume zu entsagen, wies er rundweg von der Hand und verbarg auch seine Verstimmung nicht, als bei einem Besuche des großen Tempels mit seiner entzückenden Aussicht Cortez seinen Abscheu vor den blutigen Greueln dieses

Kultus äußerte. Solange dieser aber aufrecht stand, blieb die Unterwerfung unter Spanien eine leere Form.

Montezumas Gefangennahme.

Nur ein verwegener Streich konnte aus dieser Lage befreien. Die Gelegenheit bot sich bald. Von Veracruz kam die Nachricht, daß der aztekische Statthalter der Küstenprovinz die dortigen Spanier angegriffen habe und ihr Befehlshaber Escalate gefallen sei. Da beschloß Cortez, Montezuma in seiner eignen Hauptstadt als Geisel für die Sicherheit der Spanier festzunehmen! Mit starkem Gefolge begab er sich zu ihm und bat ihn, zum Beweise seiner freundlichen Gesinnungen eine Zeitlang im spanischen Palaste zu residieren. Fassungslos, zitternd fügte sich der Monarch der unerhörten Zumutung des furchtbaren Fremden, ja er hielt seinen klagenden Unterthanen gegenüber den Schein freiwilligen Entschlusses fest. Seitdem war er ein Werkzeug der Spanier, überzeugt, daß dies der Wille seiner Götter sei. Er lieferte seine Häuptlinge, die Veracruz angegriffen hatten, zur Hinrichtung an Cortez aus, er setzte in Tezcuco an die Stelle des nationalgesinnten Cacama dessen Bruder Ixtlilochitl, der den Spaniern günstig gestimmt war, er ließ seine Beamten und Vasallen den Eid der Treue für Karl V. schwören und Tribut für den spanischen Herrscher einfordern, er gestattete sogar christlichen Kultus auf dem großen Teocalli. Das Reich der Azteken schien durch einen Handstreich in eine spanische Provinz verwandelt zu sein.

Aber wenn der Herrscher in so weitgehender Weise seinen nationalen Stolz vergaß, sein tapferes Volk that es nicht. Immer weiter und tiefer fraß unter den Azteken der Groll gegen die Fremdlinge um sich, und zu diesen drohenden Anzeichen gesellte sich eine längst gefürchtete Gefahr von Cuba her.

Narvaez' Niederlage.

Am 23. April 1520 landete vor Veracruz mit dem Befehle, Cortez zu entsetzen und die Unternehmung im Namen des Velasquez fortzuführen, Panfilo de Narvaez an der Spitze von 900 Mann, darunter 80 Reiter. Zum Glück für Cortez nahm der neue Kommandant von Veracruz, der entschlossene Gonzalo de Sandoval, Narvaez' Abgesandte sofort fest und schickte sie nach Mexiko. Dort gewann Cortez sie im geheimen und ließ dann durch sie und Pater Olmedo, seinen Kaplan, Narvaez' kleines Heer so wirksam bearbeiten, daß die meisten sich zu ihm neigten. Davon unterrichtet, eilte der kühne Mann mit 260 Spaniern nach der Küste, überfiel im Mai 1520 Narvaez bei dunkler Regennacht in Cempoalla, nahm ihn selbst, verwundet wie er war, gefangen und brachte sein kleines Heer ohne Mühe zum Übertritt. Bis auf 1300 Mann verstärkt, trat er den Rückmarsch nach Tenochtitlan an.

Aufstand in Mexiko.

Dort aber entlud sich inzwischen das lange drohende Unwetter in einer blutigen Katastrophe. Sein zurückgelassener Stellvertreter, der kühne, aber leidenschaftliche Pedro de Alvarado, glaubte oder gab vor zu glauben, daß die aztekischen Edlen ein großes religiöses Fest, zu dessen Begehung sie sich in großer Zahl im Haupttempel einfanden, zu einem Angriff auf die Spanier benützen würden. Um ihnen zuvorzukommen — wie Cortez in Cholula — ließ er die Unbewaffneten im Tempel überfallen und niedermachen. Die Blüte des aztekischen Adels fiel an diesem Tage, und damit zerriß das Band zwischen den Mexikanern und den Spaniern. An die Spitze der empörten Nation trat Montezumas Bruder Cuitlahuac, ein Todfeind der Weißen, und eröffnete sofort den Angriff auf den spanischen Palast. Bei dieser Lage der Dinge traf Cortez am Johannistage 1520 wieder in der Hauptstadt ein. Aber das Geschehene konnte auch er nicht ungeschehen machen, die Azteken wiesen jeden Vorschlag zurück und bestürmten unausgesetzt die spanische Stellung. Zwar setzten sich die Spanier mit Cortez an der Spitze nach blutigem Ringen in Besitz des Haupttempels, der ihren Palast völlig beherrschte, und zündeten die hölzernen Gotteshäuser auf seiner Plattform an, doch brachte das nur eine vorübergehende Erleichterung. Da in der äußersten Not

Montezumas Tod.

ging Cortez Montezuma um seine Vermittelung an. Als nun der unglückliche Monarch vom flachen Dache des Palastes herab zu seinen Unterthanen begütigende Worte sprach, schwieg zwar einen Moment der Streit, aber dann brach wütendes Geschrei los, Steine und Pfeile flogen gegen den einst abgöttisch verehrten Kaiser, und schwer verwundet sank er den Spaniern in die Arme. Doch mehr noch als die Wunden verzehrte ihn der Gram über die jammervolle Rolle, zu der ihn sein Geschick verdammt hatte. In dumpfem Hinbrüten verbrachte er seine letzten Tage, die Verbände riß er ab, er wollte sterben. Am 30. Juni 1520 schloß er die Augen als spanischer Gefangener in seiner Hauptstadt.

Die Trauernacht.

Sein Tod entband die Azteken von der letzten Rücksicht, raubte Cortez seine kostbarste Geisel. Es blieb ihm nichts andres als der schleunigste Abzug! Auf dem westlichen Dammwege nach Tlakopan sollte er erfolgen, bei Nacht, in tiefster Stille, denn nur unentdeckt konnte er gelingen. Um die drei Öffnungen im Damm — denn die Brücken waren abgeworfen — gangbar zu machen, war eine tragbare Brücke aus Holz angefertigt worden. In der Nacht des 1. Juli setzten sich die Spanier und Tlaskalteken in Bewegung. Schweigendes Dunkel lag über Stadt und See, und glücklich gewann das Heer auch die Dammstraße. Da plötzlich tönt von den Tempeln her der wohlbekannte dumpfe Ton der Trommel Huitzilopochtlis, über den dunklen See schießen von allen Seiten wohlbemannte Kähne heran, wütendes Kriegsgeschrei gellt den entsetzten Spaniern ins Ohr, Pfeile und Speere hageln auf Helm und Panzer. Entsetzlich ist die Lage der auf dem schmalen Damme Zusammengedrängten; zwar die erste Öffnung wird glücklich überschritten, aber es gelingt nicht, die festeingetretene Brücke wieder in die Höhe zu bringen; mit Gepäckstücken, Kanonen, Leichen versuchen die Spanier die beiden andern Lücken auszufüllen oder sich durch Schwimmen zu retten, aber rechts und links klimmen immer dichter die dunklen Gestalten der Azteken empor, überall rasender Angriff, verzweifelte Gegenwehr, Auflösung jeder Ordnung, die nackte Selbstsucht der Angst auf Schritt und Tritt. Alvarado entkommt, seine Rennlanze einstemmend, durch einen Riesensprung über die dritte Öffnung, deren Stelle noch heute davon den Namen bewahrt („Alvarados Sprung“); wer's ihm nicht nachthun kann, wird gefangen als wohlgefälliges Opfer für den Kriegsgott, der endlich seinen treuen Verehrern den blutigen Sieg geschenkt hat.

Rückzug nach Tlaskala.

Das war die „Trauernacht“, die Noche triste, noch heute unvergessen in Mexiko. Als sich auf dem westlichen Ufer des Sees um den Teocalli von Otoncalpolco die Reste sammelten, da fehlten 860 von den Spaniern, über 4000 von den treuen Tlaskalteken. Was übrig geblieben, das war eine Handvoll Leute, von den Spaniern 440, alle erschöpft bis zum Tode, alle verwundet, fast ohne Pferde, ohne Geschütze und Feuergewehre, aber nicht entmutigt. Unentwegt stand in diesen eisernen Herzen der Gedanke der Eroberung Mexikos. Zunächst freilich galt es den Rückzug nach Tlaskala zu gewinnen. Unter den härtesten Entbehrungen umging Cortez die Seen am West- und Nordufer und erstieg den Gebirgssattel bei Teotihuacan. Aber von dort erblickte er zu seinem Entsetzen ein gewaltiges Heer, das die weite Ebene von Otumpan erfüllend, ihm die Rettungsstraße nach Tlaskala sperrte. Erst ein verzweifelter Kampf am 8. Juli, den der Ritter Juan Salamanca entschied, indem er den feindlichen Feldherrn mit dem Reichsbanner niederstreckte, öffnete ihm die Bahn; und Tlaskala erwies sich in dieser äußersten Not als treu, nahm die Spanier auf, gewährte ihnen Ruhe und diente ihnen als Ausgangspunkt für den neuen Angriff auf Mexiko.

Neue Rüstungen.

Nicht durch einen verwegenen Handstreich wie zuerst, sondern durch sorgsam vorbereitetes und berechnetes Vorgehen dachte Cortez diesmal zum Ziele zu gelangen. Aus Cuba kamen Zufuhren und Verstärkungen; dreizehn leichte Schiffe (Brigantinen) wurden in Tlaskala gezimmert, um in Stücken nach dem See von Mexiko geschafft

zu werden und diesen zu beherrschen; und was wichtiger war, zahlreiche, den Azteken unterworfene Stämme, begierig, ihr Joch zu brechen, stellten den Spaniern ihre Hilfstruppen. Durch einheimische mehr als durch spanische Waffen, durch den Bund der abtrünnigen Vasallen mit den Fremden sollte Mexiko zu Grunde gehen.

Wiedereroberung von Tenochtitlan.

Anfang 1521 überschritt Cortez mit 600 Spaniern und 100000 Mann eingeborener Bundesgenossen die Sierra nördlich des Iztaccihuatl und warf sich zunächst auf die Städte rings um Tenochtitlan, um dies zu isolieren und auf seine eignen Kräfte zu beschränken. Zuerst fiel ohne Widerstand Tezcuco, dann, zum Teil unter heldenmütiger Gegenwehr, alle Plätze um den See und am Gebirge. Von Tlakopan aus übersah endlich Cortez die herrliche Hauptstadt, der er Tod und Zerstörung brachte. Denn ihr neuer Fürst Guatemozin (Guauhtemozin), ein Neffe Montezumas, wies alle Anträge, die ihn zur Ergebung bestimmen sollten, trotzig zurück und bereitete eine Verteidigung vor, würdig, mit der Karthagos verglichen zu werden. So besetzten die Spanier, während die Brigantinen den See von den Kähnen der Azteken rein fegten, die Ausgänge der drei Dammstraßen und drangen dann seit dem 30. Mai trotz wütenden Widerstandes bis an die Stadt. Aber zwei Stürme auf diese selbst scheiterten an der verzweifelten Gegenwehr der Belagerten, ein dritter führte zu einer schweren Niederlage. Cortez selbst entging nur durch die Aufopferung Christobal de Oleas der Gefangenschaft, doch zwei Geschütze und sieben Pferde samt 62 Spaniern fielen den Siegern in die Hände. Mit Grauen sahen die Belagerer, wie diese alle, auf den ragenden Tempeln und in der klaren Luft des Hochlandes deutlich erkennbar, noch in der nächsten Nacht als Schlachtopfer für Huitzilopochtli bluteten. Durch diesen Sieg und Orakelsprüche ermutigt, hielten die Belagerten auch dann aus, als, da jede Zufuhr aufhörte, Hungersnot und Seuchen in der unseligen Stadt wüteten; die Angreifer mußten Gasse für Gasse, Haus für Haus erstürmen, bis sieben Achtel der Stadt samt dem Haupttempel in ihren Händen waren. Aber in den letzten ihnen noch übrigbleibenden Straßen zusammengedrängt, schleuderten die Eingeschlossenen stieren Auges und irren Geistes ihre Geschosse den Stürmenden entgegen. Ein letzter Angriff endlich am 13. August entschied. Guatemozin versuchte über den See zu fliehen, doch eine spanische Brigantine fing ihn auf, nahm den letzten Kaiser der Azteken gefangen.

Ein paar Tausend wankende, hohläugige, zu Skeletten abgemagerte Gestalten, das war alles, was der fürchterliche Kampf von den stolzen Azteken Tenochtitlans übrig gelassen hatte. In einem furchtbaren Gewitter, das in der Nacht nach der Erstürmung mit flammenden Blitzen die Thallandschaft taghell erleuchtete und in krachenden Donnerschlägen an den Bergwänden widerhallte, schienen auch die besiegten Heidengötter Abschied zu nehmen von ihrem alten Herrschersitze.

Die Beute in der eroberten Stadt befriedigte die gierigen Spanier so wenig, daß, ihrem Drängen nachgebend, Cortez seinen Ruhm mit der Folterung Guatemozins befleckte, um das Geständnis verborgener Schätze aus ihm herauszupressen. Doch mit stoischem Mut ertrug der Fürst die Qualen, kein Wort kam über seine Lippen.

Cortez als Statthalter von Neuspanien.

Die Eroberung war zu Ende. Es mußte sich zeigen, ob die Spanier sie auch festzuhalten, sie zu organisieren wissen würden. Und in der That hat hier Cortez große Gaben eines Regenten entfaltet. Als er nach vielen Mühen gegen Velasquez' und des Bischofs Fonseca Einfluß, der seit Isabellas Zeiten die „indischen" Geschäfte in Händen hielt, seine Bestätigung als Statthalter, Oberrichter und Oberfeldherr in „Neuspanien" durchgesetzt hatte (1522), entwickelte er eine überaus energische Thätigkeit, um das Zerstörte wiederherzustellen, der spanischen Herrschaft eine feste Grundlage zu geben, das reiche Land für sie nutzbar zu machen, die Eingeborenen zu bekehren. In kurzer Zeit entstand Mexiko wieder aus seinen Trümmern auf Grund der alten Straßenlinien. An Stelle des Haupttempels erhob sich zuerst eine Kirche des



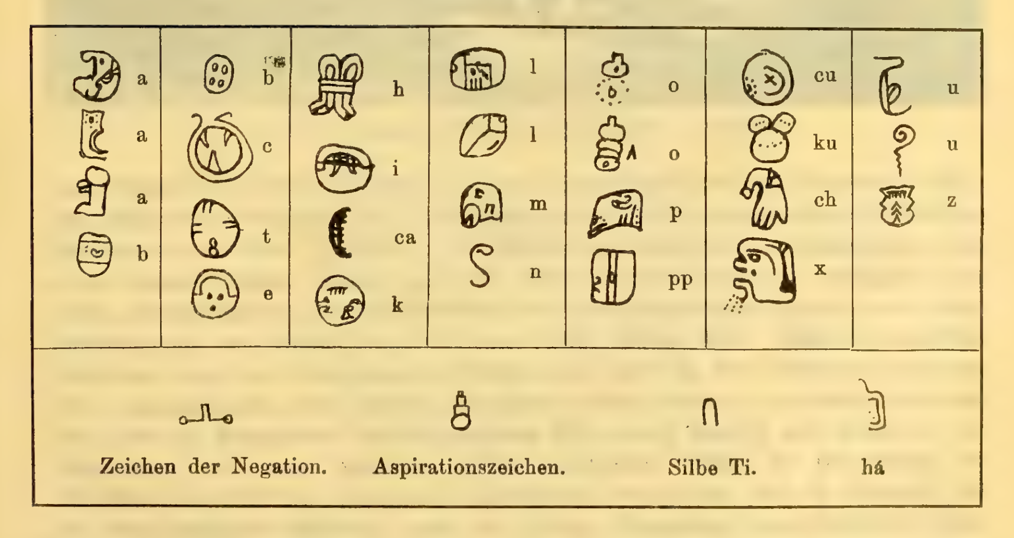
45. Eine Seite aus der Mayahandschrift der Königl. Bibliothek zu Dresden.

Erklärung der Fig. 45:

Eine Seite aus der Mayahandschrift der Königlichen Bibliothek zu Dresden.

Diese Mayahandschrift, das wichtigste unter den vier uns in Dresden, Paris und Madrid erhaltenen größeren Denkmälern der einst reichen Mayalitteratur, enthält auf 39 Blättern (74 Seiten) der vorstehenden Größe und Form, die aus den Fasern der Agave hergestellt und mit einem weißlichen Gipsüberzuge versehen sind, einen religiösen Festkalender für einen sehr großen Zeitraum. Auf der hier wiedergegebenen Seite sind menschliche Figuren dargestellt, die, wie es scheint, teils Opfergaben darbringen, teils das mittelamerikanische Landesgetränk Pulque (s. S. 78) bereiten. Dazwischen laufen Reihen von Hieroglyphen und Zahlzeichen, und zwar bedeuten bei diesen die wagerechten Striche die Zehner, die Punkte die Einer, die größte Einheit ist die Zwanzig. Von den Hieroglyphen sind erst einzelne Zeichen in ihrer sinnlichen Bedeutung enträtselt. Im allgemeinen steht nur soviel fest, daß die Zeichen weder eine reine Bilderschrift, noch eine reine Buchstabenschrift, sondern ein Gemisch von beiden sind, etwa wie die ägyptischen Hieroglyphen. Figuren und Hieroglyphen sind mit einer Art von Tusche, teilweise auch mit Farben aufgemalt. Die menschlichen Gestalten gewähren zugleich eine Vorstellung von der Art, wie die mittelamerikanischen Kulturvölker die Natur auffaßten und wiedergaben.

Maya-Alphabet.



Dieser aus dem 16. Jahrhundert von Diego de Landas überlieferte Schlüssel zur Mayaschrift ist weder vollständig noch unbedingt zuverlässig, reicht also zur Deutung von Handschriften nicht aus.

heiligen Franciscus, seit 1573 die prachtvolle Kathedrale zu Maria de la Asuncion (Himmelfahrt), in ihrer Nähe entstand Cortez' Palast. Zahlreiche Spanier siedelten sich bald hier an, doch überwogen die Eingeborenen, deren man noch unter Cortez etwa 30000 Familien zählte (gegen 2000 europäische), bei weitem an Zahl. Ferner wurden die wichtigsten Häfen und Metallgruben durch spanische Kolonien gesichert; so entstanden an der Ostküste außer Veracruz, das erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts an seine heutige reizlose und ungesunde Stätte verlegt wurde, Medellin (nach Cortez' Heimat genannt) und Antigua, mit der Hauptstadt durch eine gute Straße verbunden, am Großen Ozean Zacatula, weiter im Binnenlande Colima. Durch mannigfache Begünstigungen lockte Cortez spanische Einwanderer herbei; er verhing deshalb über die Eingeborenen mit Ausnahme der Tlaskalteken trotz ihrer hohen Kulturstufe das



46. Thor zu Labnah in Yukatan. Nach Gailhabaud, „Monuments".

harte System der „Repartimientos" (s. S. 60), wie er denn selbst als Marquis de Valle das reiche Thal von Oaxaca mit 17000 Einwohnern, 50 Ortschaften und 60000 Dukaten Einkommen von Karl V. erhielt. Im Anbau von europäischen Kulturpflanzen ging er mit gutem Beispiele voran, auch neue Minen wurden eröffnet. Gleichzeitig trug er für die Ausbreitung des Christentums unter den Eingeborenen Sorge, da er dessen Verkündigung von Anfang an für seine heilige Pflicht hielt. Hatte das aztekische Heidentum durch den Untergang des Reiches allen Halt in der Bevölkerung verloren, deren Unabhängigkeit ihre Götter nicht hatten retten können, so arbeiteten nun auch seit 1524 die Franziskaner mit hingebendem Eifer durch Predigt und Schule an der Begründung des neuen Glaubens, dessen prunkvollem Kultus die Gewöhnung der Mexikaner an feierlichen, glänzenden Gottesdienst entgegenkam, und sie erwarben sich ein unvergängliches Verdienst durch die fleißige Sammlung altmexikanischer Überlieferungen. Diese Sorgfalt kam freilich nicht dem ausgebildeten Schrifttum der

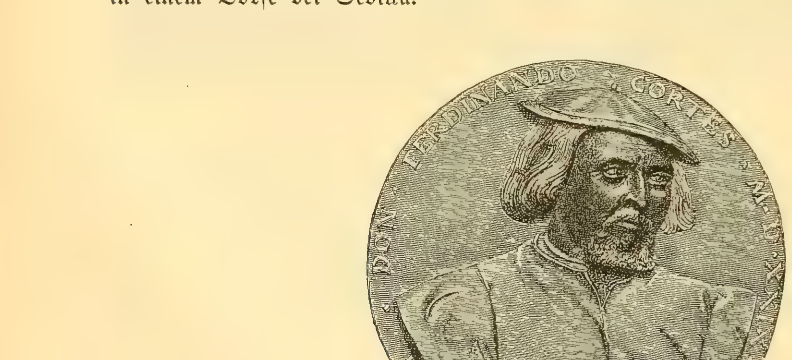
Mexikaner zu gute. Vielmehr wütete hier der spanische Fanatismus ebenso wie gegen die Erzeugnisse der spanisch-arabischen Litteratur, und die dürftigen Reste, die ihm entgingen, entziehen sich auch der Benutzung der Nachwelt, da sie, trotz eifrigster Thätigkeit der Amerikanisten, noch immer keinen genügenden Schlüssel zu ihrer seltsamen Bilderschrift besitzt.

Weitere Entdeckungen und Eroberungen Cortez'.

Doch neben friedlicher Arbeit gingen bei Cortez neue Unternehmungen zu Lande und zur See. Schon 1522 hatte unabhängig von ihm Gonzalez das herrliche Nicaragua erobert; 1524 besetzte in seinem Auftrage Alvarado zum Teil unter heftigem Widerstande das Land der Guiché, Guatemala, und sicherte es durch die Gründung von St. Jago; Cortez selbst durchzog und unterwarf 1524—26 unter großen Beschwerden Yukatan und Honduras. Überall leitete ihn dabei auch der Gedanke, eine Durchfahrt zwischen beiden Ozeanen aufzufinden. Verleumdungen bei Hofe veranlaßten ihn, 1527 nach Spanien zu gehen, um sie zu entkräften. Hier empfing ihn Karl V. mit der höchsten Auszeichnung zu Toledo, beließ ihm auch sein Oberfeldherrnamt in Neuspanien und verlieh ihm dazu das Recht auf neue Entdeckungen am Großen Ozean, doch seine Statthalterwürde bestätigte er ihm nicht, denn Cortez hatte bereits allzugroße Verdienste um die spanische Krone. Mißmutig im Frühjahr 1530 zurückgekehrt, vermochte er sich da, wo er jahrelang als ein Fürst geboten hatte, in eine untergeordnete Stellung nicht zu finden, lebte deshalb meist fern von Mexiko auf seinen musterhaft bewirtschafteten Gütern und suchte Genüge in neuen Entdeckungen. Den Fahrten Nuño de Guzmans folgend, der 1530 Xalisco und Cinaloa aufgehellt hatte, sandte er mehrere Expeditionen nach Nordwesten, die auch die Südspitze der kalifornischen Halbinsel fanden, und machte selbst 1535—37 eine Fahrt dahin. In seinem Auftrage befuhr dann Juan de Ulloa im Jahre 1539 den kalifornischen Meerbusen und die öde Westküste der Halbinsel bis zum Kap Engaño

Cortez' Ende.

(Eugenio). Da Cortez aber mit seinem Nachfolger, dem Vizekönig Antonio de Mendoza, über sein Entdeckerrecht in Streit geriet und viele Kosten unnütz aufgewendet hatte, so reiste er im Jahre 1540 zum zweitenmal nach Spanien, um dort seine Sache zu betreiben, begleitete auch im Jahre darauf den Kaiser nach Afrika; indessen richtete er nichts aus, und mit härterem Undank gelohnt als Kolumbus, starb er, nach langem Harren im Begriffe nach Mexiko zurückzukehren, am 2. Dezember 1547 in einem Dorfe bei Sevilla.



47. **Medaille mit dem Bildnis des Ferdinand Cortez.**
(Münzkabinett in Berlin.) Nach Ruge.

Er erlebte noch, daß in Mendozas Auftrage Hernando de Alarcon den Coloradofluß 85 spanische Meilen hinauffuhr und damit die Halbinselnatur Altkaliforniens feststellte (1540), daß dann Juan Cabrillo Neukalifornien auffand und seine Küste bis zum Kap Mendocino verfolgte (1542—43). Im Binnenlande war schon 1538 Vasquez de Coronado in der Richtung auf Neumexiko vorgedrungen; nähere Nachrichten über das Land brachte jedoch erst 1582 Antonio de Espejo zurück; die Besitzergreifung vollzog erst 1596 Juan de Oñate, doch man fand kein Gold und kümmerte sich infolgedessen nicht viel um das Land. Auch die Fahrt des Sebastian Viscayno, der 1603 bis zum Cabo Blanco gelangte, blieb vereinzelt. Seitdem gerieten die Entdeckungen der Spanier in dieser Richtung völlig ins Stocken, denn nur der Goldreichtum, nicht wissenschaftliches Interesse, hat sie von jeher bestimmt, und ein neidisches Geschick hat ihnen die Silberschätze Neukaliforniens verhüllt.

Kalifornien und Neumexiko.

Aus denselben Gründen gewannen die Entdeckungen an der **Nordküste des mexikanischen Golfes** für die Spanier keine Bedeutung. Schon 1522 hatte eine spanische Expedition unter Pineda, die der Statthalter von Jamaika, Francisco de Garay, aussandte, Florida entdeckt und die ganze Küste über den Mississippi hinaus bis in die Gegend von Veracruz aufgenommen; bei einer zweiten Unternehmung im Jahre 1528 kam ihr Führer Narvaez um. Die dritte und bedeutendste unter Hernando de **Soto** (1539—42) drang von Florida aus unter unsäglichen Schwierigkeiten durch das sumpfige Küstenland westwärts vor, erstürmte die starke indianische Festung Mavila (Mobile) und überschritt den Mississippi. Kurz nachher starb Soto (1541); seine Schar setzte trotzdem den Marsch noch bis ans Felsengebirge fort, kehrte dann aber um, erreichte wieder den Mississippi und fuhr schließlich unter furchtbaren Strapazen und Kämpfen im Sommer 1542 den Riesenstrom hinunter ins Meer und längs der fast unzugänglichen Lagunenküste bis in die Nähe des Panucoflusses, wo der spanische Statthalter die gänzlich erschöpften Leute aufnahm. Seitdem haben die Spanier keine Versuche mehr gemacht, das Mississippiland zu erobern, denn Gold gab es dort nicht.

Die Spanier im Mississippiland.

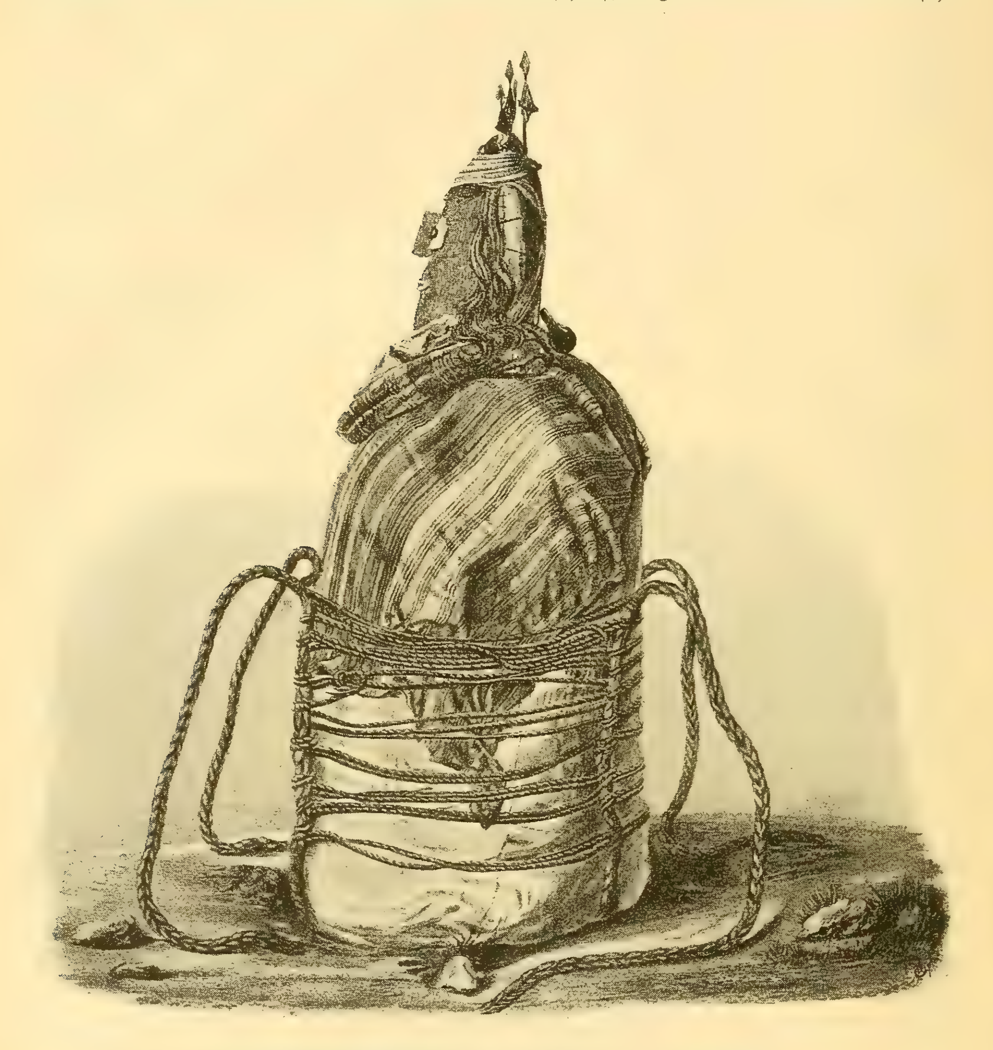
Die Spanier in Peru.

Altperuanische Kultur.

Die Suche nach Gold führte die Spanier auch an die Küste des zweiten großen Kulturstaates der Neuen Welt, des Inkareiches **Peru**. In den großen Thälern zwischen den riesigen Ketten der Anden, deren Höhe die Glut der Äquatorsonne mäßigt, nicht an der teils waldigen und sumpfigen, teils regenlosen und dürren Küste, die höchstens an ihren zahlreichen Flußläufen den Anbau verstattet, hat sich die peruanische Kultur entfaltet. Sie wurde begünstigt durch die Widerstandsfähigkeit, welche ihre wichtigsten Nährpflanzen (Mais, Kinoahirse, Kartoffel, Coca), dem rauhen Klima der Hochebenen gegenüber bewähren. Ihr sorgfältiger, durch künstliche Bewässerung und Guanodüngung geförderter Anbau bildete die Hauptbeschäftigung der Peruaner. Hierin standen sie den Mexikanern gleich, in andern voran. Sie züchteten das einzige der Neuen Welt eigentümliche vierfüßige Haustier, das Lama, zum Lasttragen und zur Produktion von Wolle, die sie wie die Baumwolle zu den feinsten, oft sehr schön gemusterten Geweben zu verarbeiten und prachtvoll zu färben verstanden; sie wußten Thongefäße in der mannigfaltigsten Gestalt und Farbe herzustellen; mit ihren Werkzeugen aus Bronze und Kupfer errichteten sie mächtige Steinbauten, ja sie wölbten Bogen, was die Mexikaner nicht vermochten. Feste Steinstraßen verbanden die einzelnen Landesteile, wie vor allem die 225 Meilen lange Linie von Cuzco nach Quito, ein Werk, dessengleichen es damals in Europa nirgends gab, Hängebrücken aus Holz, Stein oder zähem Weidengeflecht überspannten die reißenden Bergströme, und eine vor-

Bodenbau, Gewerbe und Verkehr.

treffliche Post, welche Botschaften durch Läufer und Reisende durch Sänften beförderte, gestattete den regsten Verkehr. Freilich bediente man sich bei Kauf und Verkauf nur der Wage, um Edelmetalle in ihrem Werte zu bestimmen, also des unvollkommensten Verfahrens, und die Peruaner erschienen weniger scharfsinnig als die mittelamerikanischen



48. **Große peruanische Mumie mit falschem Kopf ($^1/_{14}$ natürlicher Größe).**

Nach Reiß und Stübel, „Totenfeld von Ancon“.

Auf den ersten Anblick scheint bei diesen mumifizierten Leichen der Kopf aus dem Mumienballen hervorzuragen. Dies ist aber nicht der Fall, da der eigentliche Körper in der gewohnten, hockenden Stellung im Innern des Ballens verwahrt ist, während das den Kopf darstellende Bündel nur aus zusammengedrehten Tüchern besteht, die durch Bänder und Fäden an der Rückseite fest verknotet sind. Ein rot gemaltes Gesicht sowie eine Art Perücke begünstigen die Täuschung noch mehr. Ebenso wie der Kopf ist auch der untere Teil des großen Ballens verwahrt; diese Umschnürung gibt außerdem den starken Basttauen Halt, an welchen die Mumie behutsam in das Grab gelassen wurde.

Völker, wenn sie keine festbegrenzte Zeitrechnung zustandebrachten, sondern sich nur nach den Sonnenwenden zu richten vermochten, keine Landkarten, sondern nur Stadtpläne in erhabener Arbeit herstellten, und schließlich auch statt einer Bilderschrift künstlich ineinander verschlungene und verknüpfte buntfarbige Wollschnüre (Quippu) zu Mitteilungen, namentlich zur Darstellung von Tribut- und Heerlisten verwandten. Dagegen

wußte ihre Malerei die menschliche Gestalt ohne die aztekischen Verzerrungen mit guter Beobachtung darzustellen.

Religion, Staats- und Heerwesen.

Die Begründung dieser ganzen Kultur schrieben die Peruaner dem Manco Capac und seiner Schwester (1000 n. Chr.) zu. Er war der Fürst der Quechuastämme um Cuzco,



49 **Durchschnitt einer einfachen Mumie ($^1/_8$ natürlicher Größe).**
Nach Reiß und Stübel, „Totenfeld von Ancon".
Es treten hier deutlich die beiden Hüllen hervor, aus welchen die Mumienballen, ähnlich den Mumien mit falschen Köpfen, gebildet werden. Bei fast sämtlichen Mumien finden sich Schmuckstücke, wie Ringe, Armspangen u. s. w.

neben dem ein älteres Kulturvolk, die Aymara, um den Titicacasee saß, und galt als Sohn der Sonne. Denn neben zahllosen andern Gottheiten verehrten sie in ihrem sonnenbeglänzten Lande die Sonne zumeist. Ihr zu Ehren erhoben sich goldstrahlende Steintempel vor allem am stillen Titicacasee und in der Hauptstadt Cuzco; zahlreiche Priester und klösterlich lebende „Sonnenjungfrauen" dienten ihr durch Gebete, Spenden

von Früchten und Opfertieren, nur sehr selten durch Menschenopfer. Als „Sohn der Sonne“ genoß der Herrscher aus dem Stamme der Inkas göttliche, widerspruchlose Macht; er war zugleich Vorsteher der Priesterschaft, Oberfeldherr und Oberrichter, alleiniger Eigentümer des ganzen Landes. Mit glänzendem Gepränge machte er seine Reisen, und starb er, so wurde er zu Cuzco im Sonnentempel einbalsamiert und auf goldenem Stuhle sitzend bestattet, wobei seine Frauen und Diener sich wetteifernd zum Opfertod drängten, um mit ihm zur Sonne einzugehen. Mit diesem Glauben an ein künftiges Leben hängt auch die Art der Bestattung zusammen, wie sie sich namentlich aus den Ausgrabungen auf dem ausgedehnten Totenfeld von Ancon nördlich von Lima ergeben hat. Der Leichnam wurde in hockender oder kauernder Stellung zusammengeschnürt, mit mehr oder weniger kostbaren Stoffen umgeben, in einen Sack von grobem Zeug eingenäht und versenkt, wobei man ihm allerlei Gerätschaften, wie er sie im täglichen Leben benützt hatte, mit ins Grab gab. Dem göttlichen Ansehen des Inka und seiner Einrichtung zufolge läßt sich das peruanische Staatswesen am besten als ein durchgebildeter theokratischer Sozialismus bezeichnen. Aller Landbesitz zerfiel in drei Teile: für den Gebrauch des Königs und des Adels, unter dem die Klasse der Inkas die vornehmste war, der Geistlichkeit, welche sich aus jenem ergänzte, und des Volkes, das mit seiner harten Arbeit sich selbst und die herrschenden Kasten zu ernähren hatte. Die für Adel und Priester bestimmten Erträge flossen in große Vorratshäuser; in jeder Gemeinde wurden die Grundstücke alljährlich von neuem, je nach der Größe der Familie, zur Bearbeitung zugeteilt. Ebenso waren die Lamaherden sowie alles Gold und Silber gemeinsames Eigentum; daher erhielt jede Familie von der Wolle der Lamas ihren Anteil, und die Edelmetalle wurden fast nur zur Ausschmückung der Tempel und Paläste verwendet. Das Heerwesen war ebenso streng geregelt wie das wirtschaftliche Leben. Die Krieger trugen Helme meist von spitzer Form mit schützenden Nackentüchern, Baumwollenkoller, darüber den noch jetzt üblichen Poncho und kleine runde Schilde. Als Waffen führten sie kupferne Keulen, bronzene Streitäxte, Speere und Pfeile mit Bronze- oder Kupferspitzen (s. das Vasenbild). In der Schlacht eröffneten die Schützen oder Schleuderer das Gefecht. Die Stärke des ganzen wohlgegliederten Heeres stieg in großen Kriegen bis auf 200 000 Mann.

Innere Schwäche.

Und doch hat das Reich den Spaniern keinen nennenswerten Widerstand geleistet. Denn dieser peruanische Zwangsstaat schützte allerdings den gemeinen Mann vor Mangel, aber er ließ ihn auch niemals sich emporarbeiten aus der Sklaverei, zu der ihn die Geburt bestimmte, und hielt zugleich die sittlichen Kräfte nieder, die sich nur in der Freiheit entfalten können. Unleugbar waren seine Kulturleistungen sehr achtungswert; er verbreitete seine Einrichtungen durch Eroberung von Chile bis Neugranada und mit ihnen den Sonnendienst und die feingebildete Quechuasprache von Cuzco; doch er erzeugte in seinem Volke nichts von der aufopfernden Vaterlandsliebe der freien Nationen, und so ist das glänzende Reich der Inkas ruhmlos gefallen.

Die Eroberung Perus.

Franz Pizarro.

Es war ein roher Abenteurer, der es zerstörte, Franz Pizarro aus Truxillo in Estremadura.

Er war der außereheliche Sohn eines spanischen Offiziers und einer Mutter niederen Standes, geboren um 1471, ohne jede Bildung aufgewachsen und deshalb des Lesens und Schreibens niemals mächtig, aber begabt mit scharfem Verstand und einem Herzen, das erfüllt war von Habgier und Herrschsucht und die Furcht nicht kannte. In jungen Jahren war er nach Westindien gegangen, war lange mit Hojeda und Balboa auf Abenteuer und Gewinn ausgezogen und endlich zu einem kleinen Landgut in Panama gekommen.



Krieger aus der Inkazeit.

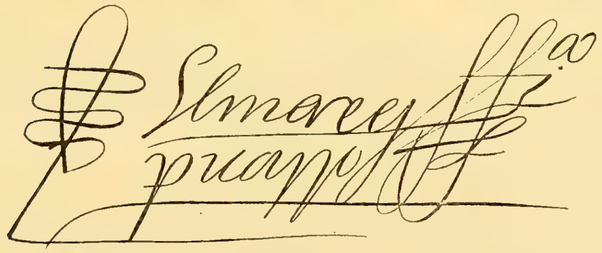
Malerei auf einer altperuanischen Vase (s. unten S. 96).

Die Abbildung stellt fünf Krieger dar, deren mittelster der Anführer ist. Alle haben gleiche Helme mit mehr oder minder langen, den Nacken schützenden Tüchern. Das des Anführers ist am längsten. Dieser ist auch der einzige, welcher keine Tasche trägt, wie man sie bei den andern sieht und wie sie häufig in Gräbern gefunden wurden. Außerdem hat der Anführer einen Nasenring; bei seinen beiden Nachbarn erblickt man große Ohrpflöcke. Bekleidet sind die Krieger mit einem Untergewand und einem dem jetzigen Poncho ähnlichen Oberkleid, welches sackförmig und mit Schlitzen für Kopf und Arme versehen ist. Drei Figuren haben als besondere Auszeichnung Schleifen auf der linken Schulter. Von den Waffen läßt sich nicht unterscheiden, ob es flache, stabförmige Lanzen oder morgensternartige Keulen oder Verbindungen von beiden sind. Einen kleinen runden Schild führt nur die Figur rechts. Bei sämtlichen Personen sind Gesicht, Arme und Beine bemalt.

Entdeckung von Peru.

Dorthin drang die Kunde von einem goldreichen Lande im Süden, und kurz nachdem Mexiko gefallen war, brachte Pizarro mit einem Kameraden, Diego de Almagro und dem Priester Hernando de Luque soviel auf, um zwei kleine Schiffe und 112 Mann auszurüsten. Als sie indes im November 1524 nach Süden steuerten, gerieten sie in die Zeit der strömenden Herbstregen und an eine waldige, sumpfige, fast





50. Franz Pizarro. Nach einem Ölgemälde im Palais des Vizekönigs zu Lima.
Im Namenszug rühren nur die Schnörkel von Pizarros Hand her, welcher nicht schreiben konnte; der Name ist von dessen Sekretär geschrieben.

unbewohnte Küste, so daß Pizarro lange Zeit Not litt im „Hungerhafen“ (etwa 8° nördl. Br.) und die meisten Leute verlor, und Almagro, der allein, ohne ihn gefunden zu haben, weiter südwärts fuhr, auch nur bis zum Juanflusse (4° nördl. Br.) gelangte; dort aber erspähte er ackerbautreibende Stämme und bei ihnen goldene Geschmeide. Dadurch ermutigt schlossen die Abenteurer mit Pedrarias de Avila, dem Statthalter von Panama, am 10. März 1526 einen Vertrag, der ihnen das alleinige Recht auf Entdeckungen

und Eroberungen im Südlande und das Drittel aller Einkünfte zusicherte. Diesmal kam Pizarro bis zum San Juan, Almagro bis zum Kap Passado am Äquator; als dieser dann von Panama noch Verstärkungen zugeführt hatte, segelten beide weiter, wagten aber, auf der Höhe von Tacumez (1° nördl. Br.) angekommen, keine Landung, denn sie sahen vor sich eine große nach der Schnur gebaute Stadt und die Küste bedeckt mit Bewaffneten. Deshalb kehrte Almagro, um Verstärkungen herbeizuschaffen, nach Panama zurück, Pizarro blieb auf der Insel San Gallo in der Matthäusbucht; schließlich verließen ihn aber alle seine Leute bis auf zwölf. Mit diesen wenigen brachte der unerschütterliche Mann auf der nicht weit entfernten unbewohnten, sumpfigen Insel Gorgona sieben schreckliche Monate zu, geplagt von Hunger, Krankheit und Muskitoschwärmen. Als endlich Almagro mit einiger Verstärkung wieder kam, setzten sie die Fahrt weiter fort bis in den schönen Golf von Guayaquil, traten dort mit der Bevölkerung von Tumbez, die alle Merkmale höherer Kultur offenbarte, in freundlichen Verkehr und drangen schließlich bis zum Hafen von Santa (9° südl. Br.) vor. Aber ihre lange, mühselige Unternehmung hatte den Entdeckern so wenig Gewinn gebracht, daß in Panama niemand mehr etwas an die Sache wagen wollte. Deshalb ging Pizarro im Jahre 1529 nach Spanien, wo er mit Cortez verkehrte (s. S. 91), und erlangte vom König Karl I., den er in Toledo Bericht erstattete, die Ernennung zum Statthalter, Oberbefehlshaber und Oberrichter in den noch zu entdeckenden neuen Ländern, die künftig „Neukastilien" heißen sollten (26. Juli 1529). Im übrigen leistete die spanische Krone für das Unternehmen fast gar nichts.

Pizarros Landung.

So segelte Pizarro mit Almagro und seinen drei Brüdern Hernando, Juan und Gonzalo am 28. Januar 1531 zum drittenmal von Panama aus, diesmal an der Spitze von 180 Mann, darunter 37 Reiter, einigen Geschützen und drei Schiffen. Eine erste Landung im Matthäusgolfe führte nur zur Plünderung der Stadt Coaque; aber auf Puna fand man so lange freundliche Aufnahme, bis Pizarro durch die Hinrichtung einiger Edlen wegen angeblicher Verschwörung den Zorn der Einwohner reizte und sich gezwungen sah, nach Tumbez überzusetzen. Er fand das Reich der Inkas in größter Zerrüttung. Im Jahre 1525 war Huyana Capac gestorben und hatte seinen älteren Sohn **Huascar** zum Nachfolger bestellt, den jüngeren **Atahualpa** von der Tochter des letzten Herrschers von Quito (Ecuador) zum König dieses erst von ihm eroberten Reiches. Doch der ehrgeizigere und kräftigere Atahualpa erstrebte die Alleinherrschaft, brachte die besten Feldherren und Truppen auf seine Seite, schlug seinen Bruder in der Nähe von Cuzco aufs Haupt und nahm ihn gefangen (Frühjahr 1532). So zum Ziele gelangt, wütete er erbarmungslos gegen die Anhänger des gestürzten Herrschers, hinderte aber nicht die Festsetzung der Spanier, die er leicht zu überwältigen hoffte.

Atahualpas Gefangennahme und Tod.

So konnte Pizarro ungestört etwa 30 Meilen südlich von Tumbez in der Nähe der Küste das feste Standlager St. Miguel de Piura anlegen und in der Umgegend sogar das System der Repartimientos durchführen. Erst im September 1532 trat er mit 110 Mann Infanterie und 67 Reitern den Zug ins Innere an. Durch eine reich angebaute Landschaft auf trefflicher Straße erreichte er am 15. November die heißen Bäder von Caxamalca (Cajamarca), in dessen Nähe Atahualpa mit starkem Heere lagerte. Wohl erregte die Zahl und Ordnung desselben das Erstaunen und den Schrecken der spanischen Abordnung, die den Inka zu einer Zusammenkunft mit Pizarro einlud; um so fester aber war dieser entschlossen, sich nach Cortez' Vorbilde der Person des Herrschers zu bemächtigen. Am 16. November erschien der Inka im spanischen Lager auf dem Markte von Cajamarca, mit starkem und glänzendem Gefolge. Stolz wies er Pizarros Aufforderung, dem Könige von Spanien zu huldigen, von sich, ja er drohte,

die Unbilden seiner Unterthanen an den Abenteurern zu rächen. Darauf hielt ihm der Kaplan Vincente de Valverde einen langen Vortrag über die Grundlehren des Christentums, die Macht des Papstes und die Übertragung der Neuen Welt an den König von Spanien, Ausführungen, die dem Inka die Übertragung in die Quechuasprache nicht verständlicher machte; vielmehr begehrte er zu erfahren, woher denn der Pater das alles so genau wisse. Als dieser ihm nun die Bibel zeigte, hielt Atahualpa das Buch ans Ohr, in der Meinung, es spräche, und warf es dann enttäuscht und zornig weit von sich. Da forderte der



51. Kärtchen zu den Eroberungszügen des Pizarro in Peru.

fanatische Mönch seine Landsleute auf, diese Entweihung ihres Heiligtums an den Heiden zu rächen; von allen Seiten blitzten die scharfen Stahlklingen von Toledo, ein greuliches Blutbad begann unter den überraschten, entsetzten, flüchtenden Leuten des Inka, er selber fiel den Spaniern in die Hände. Aber weniger ergeben in sein Schicksal als Montezuma setzte er alles daran, seine Freiheit wiederzuerlangen, und Pizarros Habgier ging auf sein unerhörtes Anerbieten ein, das Zimmer, in dem er sich befand, einen Raum von 5 m Länge und 7 m Breite bis zu der Höhe, die er mit ausgestrecktem Arm erreichen könne — und er war ein hochgewachsener, schöner Mann —

mit Gold und ein kleineres mit Silber zu füllen. Während nun Eilboten nach Cuzco gingen, um das Gold zu beschaffen, und Hernando Pizarro die Orakelstadt Pachacamac ausplünderte, verbreiteten sich im übrigen unbegründete Gerüchte von „aufständischen“ Bewegungen im Norden und die allerdings gegründete Nachricht, Huascar sei auf Befehl Atahualpas, dem seine Unterthanen nach wie vor blindlings gehorchten, ermordet worden. Obwohl nun der Inka in der That die Bedingung seiner Freilassung erfüllte, und ein enormer Reichtum, selbst nach Abzug des königlichen Fünftels, das über 900000 Dukaten betrug, den Abenteurern zufloß, so wagte doch Pizarro den gefährlichen, schwer gereizten Mann nicht freizugeben, und Almagro forderte kurzweg seinen Tod. Seinem und andrer Drängen nachgebend, ließ Pizarro durch seine Offiziere den unglücklichen Fürsten unter den nichtigsten Vorwänden, als Mörder seines Bruders, Rebellen gegen Kaiser und Papst und dergleichen zum Tode durch das Feuer verurteilen, und da der Geängstete, schon auf dem Scheiterhaufen, die Taufe duldete, den schnödesten Justizmord durch Erdrosselung vollstrecken (29. August 1533).

Unterwerfung Perus.

Der Tod des Inka stürzte alles in Auflösung. Zügellosigkeit und Empörung herrschten allerorten, aber hier und da begann doch auch der Widerstand gegen die fremden Eindringlinge, als Pizarros Reiter gegen Cuzco vorückten. Zum Glück für ihn erbat jetzt Manco Capac, Atahualpas Bruder, den spanischen Beistand zur Erlangung des Thrones, der sofort bewilligt wurde, und an seiner Seite zog der Eroberer mit 500 Spaniern am 15. November 1533 mit großem Prunk in Cuzco ein. In dieser alten Hauptstadt der Inkas, wo breite Straßen und Plätze, stattliche Paläste und gewölbte Brücken, die starke Festung auf der Höhe und der strahlende Sonnentempel im Thal die Spanier mit Bewunderung erfüllten, vollzog Pizarro die Krönung des Inka Manco Capac als eines spanischen Vasallen und regierte fortan Peru wie eine spanische Provinz. Selbst das Heidentum brach viel schneller zusammen als das der Azteken. Valverde wurde der erste Bischof von Cuzco, an Stelle des Sonnentempels entstand bald ein Franziskanerkloster, der heiligen Katharina geweiht. Zur Sicherung der Verbindung mit dem Mutterlande gründete Pizarro scharfblickend Truxillo und Lima (eigentlich Ciudad de los Reyes — Stadt der heiligen Dreikönige — am Rimac) und führte, wo Spanier sich ansiedelten, überall die Repartimientos ein, die im Grunde genommen die Peruaner nur zwangen, ihre Herren, aber nicht ihre Sklaverei zu ändern. Zugleich besetzten Almagro und Benalcazar das Reich von Quito.

Almagro in Chile.

Doch mit jenem seinem ältesten Gefährten ergab sich bald Anlaß zu bösem Zwiste. Pizarro hatte durch seinen Bruder Hernando die Anerkennung seiner Stellung samt dem Titel eines Marques de los Atavillos erlangt, Almagro auf Betrieb seiner Anhänger die Statthalterschaft über die „südlichen Lande“, zu denen er Cuzco zu zählen geneigt war. Indes ward vorläufig der Ausbruch des Zwistes vermieden, indem sich Almagro nach Chile aufmachte. Unter furchtbaren Strapazen und herben Verlusten überschritt er 1535 die eisigen Höhen der Kordilleren und drang bis zum Coquimboflusse vor (30° südl. Br.), während einer seiner Offiziere die ganze chilenische Küste bis zum Rio Maule an der Grenze Araukaniens untersuchte; da aber kein Gold gefunden wurde, so kehrte Almagro enttäuscht um und nahm seinen Rückweg, um das Hochgebirge zu vermeiden, an der Küste, mußte jedoch dabei die brennende Sandwüste von Atacama passieren und kam erst im Frühjahr 1537 gänzlich erschöpft in Arequipa an. Hier überraschte ihn die Nachricht, daß das Land im Aufstande, Cuzco belagert sei.

Aufstand in Peru.

In der That hatte Manco Capac, der unwürdigen Rolle eines willenlosen Werkzeuges der Spanier müde, sein Volk gegen die Weißen aufgerufen und dadurch wenigstens die Schmach kampflosen Unterliegens von Peru abgewendet. Seit dem Februar 1536 lag er mit großen Heeresmassen vor Cuzco, das Juan und Gonzalo

Pizarro verteidigten. Die strohgedeckten Häuser der Stadt wurden durch peruanische Brandpfeile in Flammen gesetzt, die schwach verwahrte Burg überrumpelt und nur mit Mühe von Juan Pizarro, der jedoch selbst dabei umkam, wiedergenommen, die von Pizarro aus Lima gesandten Entsatztruppen in den Gebirgen vernichtet, die vereinzelten spanischen Grundbesitzer erschlagen. Die Not war arg, als Almagro von Süden her erschien. Sein Sieg bei Yucay in der Nähe von Cuzco warf die Peruaner ins Gebirge zurück, beendete aber keineswegs den kleinen Krieg und entzündete zudem zwischen den alten Kriegsgenossen den Kampf um die Herrschaft.

Denn Almagro nahm nun wirklich Cuzco als seine Hauptstadt in Anspruch, bemächtigte sich am 8. April 1537 der Stadt durch nächtlichen Überfall, wies eine Abteilung Alvarados, den Pizarro aus Guatemala zu Hilfe gerufen hatte, mit Waffengewalt zurück und zeigte sich allen Vergleichungsvorschlägen unzugänglich. Es blieb nur die Entscheidung des Schwertes. Sie erfolgte am 26. April 1538 bei Las Salinas, eine Stunde von Cuzco, während Tausende von Peruanern dem Bruderkampfe ihrer Bezwinger wie einem Schauspiele frohlockend zusahen. Das Geschick entschied für Hernando Pizarro; Almagro wurde auf der Flucht gefangen, zum Tode verurteilt und trotz seiner grauen Haare im Gefängnis erdrosselt. Almagros und Pizarros Ende.

Nun war Franz Pizarro allein Herr von Peru, während sein Bruder Gonzalo in Quito saß. Eifrig für die Befestigung der spanischen Herrschaft sicherte er die wichtigsten Punkte gegen die noch immer aufständischen Peruaner durch feste Standlager, legte im Süden Arequipa an, führte europäische Haustiere und Kulturgewächse ein. Von Natur nicht eben argwöhnisch und rachgierig, ließ er aber fast unter seinen Augen eine Verschwörung der Anhänger Almagros, der „Chilemänner", gegen sein Leben reifen, die dessen Lieblingssohn Diego leitete. So überraschten ihn um die heiße Mittagsstunde des 26. Juni 1541, eines Sonntags, die Verschworenen in seinem Palaste zu Lima. Von der Übermacht bewältigt, aber sein Leben teuer verkaufend, fiel der Eroberer unter den Streichen seiner eignen Landsleute.

Mit seinem Tode begann eine Zeit wildester Zerrüttung. Zunächst wurde Diego Almagro zum Statthalter ausgerufen, als kurz danach mit königlicher Vollmacht an Pizarros Stelle zu treten, falls dieser mit Tod abgehe, der Rechtsgelehrte Christoval Vaca de Castro aus Spanien ankam. Da Almagro ihm nicht weichen wollte, so schlug er ihn bei Ayacucho an der Straße von Lima nach Cuzco, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten (September 1542). Als nun aber sein Nachfolger Blasco Nuñez Vela allen früheren Rebellen ihre Repartimientos entzog und den Peruanern die Freiheit gab, erregte er eine so leidenschaftliche Entrüstung unter den Ansiedlern, daß es Gonzalo Pizarro leicht fiel, mit 1200 Spaniern Lima einzunehmen, sich als königlichen Statthalter Perus zu proklamieren (1544) und Vela, der nach Quito gewichen war, zu schlagen (1546). Doch die Krone, nicht geneigt diese offene Auflehnung zu verzeihen, sandte ohne Heer, aber mit unbedingter Vollmacht den trefflichen Pedro de Gasca, einen Geistlichen, hinüber. Dieser gewann zunächst den Statthalter von Panama und die Flotte des Stillen Meeres. Mit ihr landete er in Lima und rückte dann ins Innere vor, wo sich bereits die königlich Gesinnten gegen Pizarro regten. Ungeschreckt durch eine Schlappe unweit des Titicacasees (1547), verstärkte er sein Heer bis auf 2000 Spanier, und indem er die Pässe der Kordilleren und den schäumenden Apurimac überschritt, stieß er am 9. April 1548 vier Meilen von Cuzco bei Xaquixaguana auf Pizarro. Zum Kampfe kam es nicht, denn die feindlichen Truppen liefen im Augenblicke des Zusammenstoßes über, und ihr Führer ergab sich. Das rettete ihm nicht das Leben, er ward am nächsten Tage enthauptet, nach ihm noch eine Anzahl andrer. Gasca aber übernahm unter königlicher Autorität als Vizekönig die Ordnung des Pflanzstaates „Neukastilien". Wirren. Herstellung der königlichen Gewalt.

Ausdehnung der spanischen Herrschaft.

Peru wurde der Ausgangspunkt für die Eroberung der übrigen Länder Südamerikas und die Entdeckung des Amazonenstromes.

In Chile setzte sich nach Pizarros Tode 1541 Pedro de Valdivia fest, gründete Concepcion und andre Plätze und begann wie gewöhnlich die Ausbeutung der aufgefundenen Bergwerke durch einheimische Zwangsarbeiter. Indes diese kriegerischen Leute, die Araukaner, erhoben sich, nahmen alle spanischen Plätze, erschlugen Valdivia samt seinen Leuten und behaupteten auch in den folgenden Kämpfen tapfer ihre Unabhängigkeit, bis man es aufgab, sie zu bezwingen. So sehr aber hatten sie sich die Achtung, ja die Bewunderung der Spanier erworben, daß ein Mitkämpfer, Ercilla, diese Kriege in einem Epos („Araucania“) gefeiert hat.

Entdeckung des Amazonenstromes.

Nach dem Amazonenstrome gelangten die ersten Spanier schon 1540. Damals überschritt Gonzalo Pizarro mit einigen Hundert Spaniern und 4000 Eingeborenen die Kordilleren und drang im Thale des Napo hinab, trotz eisiger Bergluft, trotz Regengüsse und Gluthitze in den Ebenen bis zum Amazonenstrome vor. Da die meisten Pferde und Hunde aufgezehrt waren und nur Wurzeln oder Beeren des unermeßlichen Sumpflandes die Nahrung bildeten, so ward Franz Orellaña auf einem Flosse den Strom hinabgeschickt, um eine angebaute Gegend aufzufinden. Doch dieser kehrte nicht zurück, weil er die Strömung nicht überwinden konnte, sondern ließ sich, nachdem er zwei Fahrzeuge hatte zimmern lassen, in siebenmonatlicher beispielloser Fahrt den Amazonenstrom hinuntertreiben bis zum Ozean und erreichte im September 1541 glücklich die Antillen. Da er unterwegs, wahrscheinlich an der Mündung des Jamunda unterhalb des tintenschwarzen Rio negro, ein großes Dorf getroffen hatte, das nur von wehrfähigen Frauen bewohnt war, so nannte er den neuentdeckten Riesenstrom nach ihnen „Amazonenstrom“. — 400 Meilen von Quito befand sich Pizarro, als er sich zur Umkehr entschloß, und nur seiner Thatkraft und Aufopferung war es zu danken, daß wenigstens 80 Spanier Peru erreichten, freilich Gerippen ähnlicher als Menschen.

Neugranada.

Die Lande am Amazonenstrome gewannen niemals Bedeutung für die Spanier, zumal da sich Orellañas Angaben von den goldstrahlenden Städten eines Amazonenvolkes an seinen Ufern als phantasievolle Lügen herausgestellt hatten. Aber auch die fruchtbaren Striche an der Nord- und Ostküste Südamerikas zu würdigen, verhinderte sie ihr Golddurst, den sie dort wenig oder gar nicht befriedigen konnten. In Neugranada entstand 1521 Santa Marta, 1532 Cartagena, das bald zum Ausgangspunkte für die Unterwerfung des Innern wurde, wo auf den Hochebenen von Cundinamarca inmitten wilder Stämme die Mozcas hausten, zivilisiert wie die Peruaner und reich an Waschgold und Smaragden. Gonzalo Ximenez unterwarf sie im Jahre 1537 und legte dort Santa Fé de Bogotá an.

Venezuela.

In Venezuela entstand im Jahre 1527 Coro als Sklavenhandelsplatz; darauf erlangten die Welser von Augsburg, mit Karl V. in gewinnbringenden finanziellen Beziehungen, einen sehr günstigen Vertrag, der ihnen Venezuela als spanisches Lehen übertrug und die Ausbeutung des Landes gestattete. Von 1528 bis 1546 haben hier die Deutschen rüstig gearbeitet (s. das Nähere weiter unten); aber Neid und Mißgunst der Spanier legten ihnen so viele Hindernisse in den Weg, daß die Welser seit 1546 das Unternehmen aufgaben, worauf Karl V., wie es scheint 1555, die Belehnung zurückzog. Später gründeten die Spanier hier Puerto Cabello, brachten mit Hilfe der Negersklaven den Plantagenbau in Aufnahme und legten unter dem heroischen Pedro Alonso Galeas 1567 Carácas an. Von hier aus drangen sie bis in die Weidelande des Orinoko vor.

Die La-Plataländer.

In den Tiefländern des La-Platastromes, in denen vom Atlantischen Ozean bis zu den Anden die zum Teil ackerbauenden Stämme der Guaranis hausten, gründete mit einer glänzenden Ausrüstung 1525 Pedro de Mendoza Buenos Ayres. Doch mußte dies wieder aufgegeben werden — erst 1580 erfolgte eine neue Anlage — und die erste dauernde Niederlassung entstand tief im Binnenlande durch Juan de Ayola. Das war Assuncion (1538), von Anfang an auf Landbau und Viehzucht angewiesen, die seit 1555 besonders im großen Maßstabe betrieben wurden. Von der damals eingeführten, später verwilderten Herde stammen die zahllosen Rinderscharen in den südamerikanischen Pampas ab.

Die Philippinen.

Von Neuspanien aus ließ 1565 der Vizekönig Luis de Velasco durch Lopez de Legazpi die Philippinen besetzen, der auf Zebu landete, San Miguel anlegte und die Inseln nach seinem König „Philippinen“ taufte. Bald wurde der Hauptort Manilla auf Luçon. Auch hier erwarben sich die Dominikaner besondere Verdienste um die Bekehrung der Eingeborenen, die in ihrem nationalen Bestande erhalten blieben.

Die spanische Kolonialpolitik.

Behandlung der Eingeborenen.

Beispiellose Leistungen und beispiellose Erfolge bezeichnen dies Zeitalter der Conquista. Von der Nordgrenze Neukaliforniens bis zur Magelhaensstraße, über einem Gebiete von etwa 200 000 Quadratmeilen, wehte die rotgoldene Flagge Spaniens. Es war die Weltmacht der Epoche und wollte es bleiben. Daher seine ganze Kolonialpolitik, in vieler Beziehung der schroffste Gegensatz zu der späteren englischen. Es galt

diese unermeßlichen Besitzungen auszubeuten für Spanien und nur für Spanien. Der ganze Grund und Boden galt kraft des einheimischen Staatsrechts und der päpstlichen Schenkung als Eigentum der Krone. Die Spanier bildeten die herrschende Kaste, sie stellten die höheren Beamten, die Großgrundbesitzer, die gesamte Geistlichkeit wenigstens im Anfange. Ihre Zahl war nicht groß, denn die verhältnismäßige dichte Bevölkerung der alten Kulturlande und in andern das tropische Klima gestatteten keine massenhafte spanische Einwanderung; auch hatte das Mutterland keinen Überschuß an Menschen, der Volkscharakter widerstrebte der „gemeinen" Arbeit des Ackerbaues, und schließlich hemmte die Regierung thatsächlich die Auswanderung, indem sie die Erlaubnis dazu an den



52. Bartolomeo de Las Casas. Nach einem Stiche von Enguidanos.

Nachweis knüpfte, daß der Auswanderer selbst und seine Eltern und Großeltern niemals von der Inquisition bestraft worden seien, und „Neuchristen", Araber und Juden überhaupt nicht zuließ, obwohl sie grundsätzlich die Ansiedelung spanischer Bauern und Arbeiter beförderte und ihnen mancherlei Vorteile in betreff der Zölle und Abgaben in Aussicht stellte (so schon in der Instruktion für Cortez vom Juni 1523). So erklärt sich's, daß im Jahre 1546 in ganz Peru nur etwa 6000, im Jahre 1550 in allen Kolonien nicht mehr als 15000 Spanier gezählt wurden. Der herrschenden Kaste gegenüber waren die Eingeborenen in den alten Kulturländern überall für die Bergwerke und durch das System der Repartimientos für den Landbau zu mäßigen Frondiensten angehalten; sie tauschten freilich in den meisten Fällen nur die europäischen

gegen ihre einheimischen Herren ein, die nun nach dem Verluste ihrer Güter meist zu Grunde gingen, doch aber teilweise sich dem spanischen Adel zugesellten, so daß z. B. ein Nachkomme Montezumas einmal Vizekönig von Neuspanien wurde, wie auch der tlaskaltekische Adel seine Stellung behauptete. Im ganzen trat die Regierung im Bunde mit der Kirche fortwährend für die milde Behandlung der Eingeborenen ein. Sie beschränkte schon 1512 und 1514 die Größe der Repartimientos auf den Antillen, gestattete sie überhaupt 1526 grundsätzlich nur zum Zwecke der Bekehrung der Indianer, was freilich an der Sache nicht viel änderte, und hob endlich zur großen Unzufriedenheit der Eroberer noch unter Karl V. wenigstens die Erblichkeit der Repartimientos auf. Weiter verbot sie schon 1526, die Indianer zu Sklaven zu machen, schützte sie vor wucherischer Ausbeutung, wandte die Inquisition niemals gegen sie an, ließ ihnen auch ihre eignen Vorsteher und begünstigte ihre nationale Erhaltung derartig, daß noch heute der größte Teil der Eingeborenen seine alten Sprachen redet. Ja sie stützte allmählich geradezu ihr Ansehen auf die Masse der einheimischen Bevölkerung im Gegensatze zu den selbstherrlichen Neigungen der spanischen Eroberer. Zu Grunde ging nur die schwächliche Bevölkerung der Antillen. Denn die dort angesiedelten spanischen Abenteurer, die ein Bericht der Dominikaner auf Española als die infamste Sorte Menschen, Las Casas als „Priester des Teufels" bezeichnet, behandelten die Indianer als ihre Sklaven, während diese nach ihrer ganzen Art die harte Zwangsarbeit nicht vertrugen, sich ihr sogar durch massenhaften Selbstmord entzogen. So waren die ursprünglich angeblich über 1 Million Köpfe zählenden Einwohner von Española schon im Jahre 1508 auf 60 000 zusammengeschmolzen, 1510 auf 46 000, 1514 — nach einer verheerenden Pockenseuche — auf 13—14 000, im Jahre 1548 auf 500. Um dieselbe Zeit erloschen die Eingeborenen Cubas. Dank dem ebenso barbarischen wie unverständigen Verfahren der ersten Ansiedler waren die herrlichen Antillen schon um 1520 zu Grunde gerichtet. Man versuchte die mangelnden Arbeitskräfte anfangs durch Menschenraub aus andern Gegenden zu ergänzen; da dies nicht viel half und spanische Bauern nicht verwendbar waren, so entwickelte sich auf den menschenfreundlich gemeinten Rat des Dominikaners Bartolomeo de Las Casas die Einfuhr afrikanischer Neger, die an schwere Arbeit unter den Tropen gewöhnt waren.

Las Casas. Las Casas ließ die glänzendsten weltlichen Aussichten fahren, um sich dem geistlichen Stande zu widmen, und war der erste, der in Amerika die Priesterweihe empfing. Er wirkte zuerst seit 1502 als Missionar auf Española und Cuba, trat 1520 in den Dominikanerorden, wurde später Prior des Klosters in Puerto de Plata an der Nordküste von Española, endlich Bischof von Chiapa in Guatemala und starb 1566. Unermüdlich bekämpfte er in Wort und Schrift auf mehreren Reisen nach Spanien das anfängliche grausame Verfahren gegen die Eingeborenen, das er unchristlich, unmenschlich und unverständig nannte, und befürwortete eifrig und erfolgreich eine mildere Behandlung, kam aber dadurch freilich um 1517 auf den Gedanken der Negersklaverei, die durch den Fluch Noahs gegen Ham gerechtfertigt erschien (1. Mos. 9, 25 ff.). Später hat er seinen „verderblichen und sündhaften Vorschlag" bitter bereut.

Nach einer Denkschrift, die Las Casas 1517 dem König Karl in Spanien überreichte, erhielt zuerst ein niederländischer Edelmann aus dem Gefolge des Königs das Privilegium, 4000 Neger nach den Antillen einzuführen. Ein genuesisches Haus, an das er dies Recht sofort um 25 000 Dukaten verkaufte, machte davon einen Gewinn von 300 000 Dukaten. Jene anfänglich gestattete Zahl von Negern wurde übrigens so rasch überschritten, daß schon 1522 auf Española, 1550 in Venezuela Sklavenaufstände unter ihnen ausbrechen konnten und 1545 bereits vorausgesagt wurde, Haiti, die Perle der Antillen, werde ihnen dereinst ganz in die Hände fallen.

Um die Zivilisierung der wilden Indianerstämme des Festlandes erwarben sich später die größten Verdienste die sogenannten Missionen der Franziskaner und Jesuiten. Sie sperrten ausgedehnte Bezirke derartig ab, daß sie Europäern den Aufenthalt nur

während einer Nacht, den Verkehr nur mit den Geistlichen gestatteten. Diese organisierten die Indianer zu einer großen von ihnen straff, aber wohlwollend und verständig geleiteten Genossenschaft von Arbeitern auf gemeinsame Rechnung. Jeder arbeitete einen Teil des Tages oder der Woche auf dem Gemeindefelde und lieferte den Ertrag dann ab. Den Verkauf an Auswärtige besorgten die geistlichen Vorstände. Missionen derart gab es in Neukalifornien, am Orinoko, in Paraguay (seit 1609) und sie entwickelten sich zu schöner, materieller Blüte, hatten aber den Fehler, daß sie die Indianer nicht zur Selbständigkeit erzogen, sondern in ewiger Bevormundung erhielten. Als deshalb mit dem Abfalle der Kolonien von Spanien die geistliche Leitung aufhörte, sanken auch die Indianer zumeist in ihre Wildheit zurück.

Die Ausbeutung des erworbenen Bodens durch den Anbau europäischer und orientalischer Kulturgewächse und die Einführung europäischer Haustiere folgten sehr bald der Entdeckung. Schon 1493 wurde auf Española neben der Baumwolle das Zuckerrohr angebaut, in seinem Gefolge kam aber auch die Negersklaverei. Cortez verpflanzte es mit den meisten europäischen Südfruchtbäumen nach Mexiko, Pizarro versuchte Ähnliches in Peru. Die europäischen Haustiere vermehrten sich auf den Antillen so rasch, daß schon 1516 Pferde und Rinder von Española nach Spanien verkauft wurden, und außerordentlich schnell bevölkerten sich mit ihnen die weiten Ebenen Südamerikas. Anbau von Kulturgewächsen.

Doch viel wichtiger als die Ausnutzung des Bodens durch Ackerbau und Viehzucht erschien den Spaniern stets die Ausbeutung der Metallschätze der Antillen, Mexikos und Perus, und sie vernachlässigten systematisch die Länder, aus denen nur Rohprodukte zu gewinnen waren. Der Goldreichtum der Antillen ging allerdings schon 1541 zu Ende, aber unerschöpflich schienen die Minen des Festlandes, die Gruben von Zacatecas, Guanaxato und Tasco in Neu-Spanien, von San Luis de Potosi in Peru, und ganz ohne Frage verdankte Spanien die Möglichkeit seiner weltumspannenden „katholischen“ Politik zu nicht geringem Teile den Bergwerken Amerikas. Unter Karl V. betrug der königliche Anteil (das Fünftel, Quintal) aus Peru jährlich etwa 400 000 Dukaten, unter Philipp II. dagegen allein aus Potosi fast immer 1—1 $^1/_2$ Millionen Pesos (zu 4 Mark). Unter Philipp III. brachten die Silberflotten gewöhnlich über 10 Millionen Dukaten, mehrmals aber über 11 Millionen. Und noch um 1800, als die große Zeit längst vorüber war, lieferte Neuspanien 5—6 Millionen, Peru 1 Million Pesos Überschuß in die spanische Staatskasse. Bergbau.

Denn der Gewinn aus den neuentdeckten Landen sollte unverkürzt allein nach Spanien fließen. Darauf war die ganze Verwaltung berechnet. Den höheren Beamtenstand, einen glänzend besoldeten, überaus tüchtigen und im ganzen sehr wohlwollenden, aber auch scharf beobachteten Amtsadel, stellte fast nur Spanien, nicht Amerika, selbst nicht die dort lebende Bevölkerung spanischer Abkunft, die Kreolen, denn kein Beamter sollte mit dem Lande, das er regierte, verwachsen, damit jede Gefahr einer Empörung vermieden werde, und sie ist jahrhundertelang vermieden worden. An der Spitze standen die drei großen Vizekönige von Neuspanien, Neugranada und Neukastilien, zu denen später noch ein vierter in Buenos Ayres eintrat. Neben ihnen leiteten Generalkapitäne die Landesverteidigung. Den Vizekönigen zur Seite standen die Audiencias, ursprünglich Gerichtshöfe, dann eine Art Staatsrat, unterstützend, beratend, beaufsichtigend, unter ihnen für die einzelnen Provinzen die Statthalter. Alle Fäden der amerikanischen Verwaltung liefen seit 1524 zusammen in dem „Rate von Indien“ (Consejo supremo de las Indias) in Sevilla, der aus den bewährtesten Männern des amerikanischen Dienstes gebildet war und stets einen Vertreter am Hofe hatte. — Daß auch die Kirche ganz nach europäischer Weise eingerichtet wurde, Verwaltung.

versteht sich von selbst. Sie war von der Krone hier fast noch abhängiger als in Spanien. Alle Bischöfe schlug der König dem Papste, alle Kanoniker (Dom- und Stiftsherren) den Bischöfen vor, und nur durch Vermittelung des indischen Rates konnten päpstliche Bullen nach „Indien" gehen. Dafür wurde die Kirche aufs glänzendste ausgestattet und überall gefördert. Erzbischöfe saßen in Mexiko und Cuzco, zahlreiche Klöster, besonders der Bettelorden, arbeiteten für Bekehrung und Seelsorge unter den Eingeborenen. Mit großem Geschick wußten sie sich dabei den heimischen Überlieferungen anzubequemen. Sie gaben jedem Dorfe (pueblo) seinen örtlichen Schutzheiligen, der einfach an die Stelle des einheimischen Heidengottes trat, ließen sein Fest mit den altüberlieferten Tänzen unter den Klängen ihrer heimischen Weisen feiern und führten ihnen daneben Darstellungen aus dem Leben Jesu in Weihnachts- und Passionsspielen vor. Dem tiefgewurzelten Glauben an Zaubermittel suchte die Kirche zwar entgegenzutreten, aber ohne jeden Erfolg. Auch Schulen und Universitäten (z. B. in Lima) entstanden nach spanischem Muster und zogen sehr bald auch die Eingeborenen an.

Verkehr zwischen Spanien und Amerika.

Auch der ganze Verkehr mit „Indien" war einheitlich geregelt. Fremde Seefahrer in den spanisch-amerikanischen Gewässern wurden als Seeräuber angesehen und demnach bestraft. Aber selbst für Spanien war der Handel mit Amerika an bestimmte Gelegenheiten gebunden. Nur von Sevilla aus konnte man nach Westindien segeln, obwohl dies Vorrecht anfangs sehr lebhaft bekämpft wurde. Hier bestand schon seit dem Jahre 1503 das „Indienhaus" (Casa de Contratacion), das mit der Aufsicht und Leitung des gesamten spanisch-amerikanischen Handels und der Kolonisation betraut war. In Amerika beschränkte sich seit 1526 der ganze Verkehr auf die Häfen von Portobello und Veracruz. In jenem floß alles zusammen, was von Peru und Chile kam, in diesem die Ausfuhr von Mittelamerika und später auch das, was die jährlich in Acapulco von den Philippinen (besetzt 1565) anlangende große Galione herüberbrachte. In Portobello auf der Landenge von Panama fand alljährlich, in Veracruz (oder vielmehr im nahen gesünderen Jalapa) aller drei Jahre eine große Messe statt, bei der die europäischen und amerikanischen Kaufleute einander wie zwei geschlossene Handelsgesellschaften gegenübertraten und die Warenpreise auf dem spanischen Admiralschiffe festgestellt wurden. In denselben Fristen gingen die berühmten „Silberflotten" aus beiden Häfen nach Sevilla ab, jede aus einigen 20 großen, wohlbewaffneten und starkbemannten Segelschiffen (Galionen) bestehend. Die mittelamerikanische Flotte legte unterwegs in La Guyara bei Caracas an, beide Geschwader vereinigten sich auf der Rückreise in Havaña. Es war eine langwierige Fahrt, denn schon von S. Domingo nach Sevilla brauchte man damals 35 bis 40, in umgekehrter Richtung etwa 50 Tage. Der Wert der Ladung war enorm, bei einer Flotte im Jahre 1618 z. B. gegen 16 Millionen Mark. Der ganze Gewinn aus dem Verkaufe dieser Waren floß nun teils in die Kassen der spanischen Krone, teils einiger weniger bevorzugter Handelshäuser und betrug, da es eine Konkurrenz nicht gab, 100—300 Prozent.

Folgen der Eroberung.

Dieses ganze Verfahren hemmte natürlich den wirtschaftlichen Aufschwung der Kolonien ganz erheblich, besonders der auf Ackerbau und Viehzucht gerichteten, die z. B. keinen Wein bauen und von andern Erzeugnissen nicht mehr ausführen durften, als das Mutterland brauchte. Aber auch das geistige Leben der Koloniallande versumpfte und stockte völlig, denn Inquisition und Bücherzensur wurden hier womöglich noch strenger gehandhabt als in Spanien, und während die Eroberer die einheimische Kultur roh zertraten, die sonst diesen Ländern vielleicht eine Entwickelung wie in Japan und Ostindien gestattet haben würde, entwickelten sich jetzt nur schwache Ableger der europäischen Gesittung. Für die gesamte geistige Entwickelung der Menschheit haben sie

bis heute so gut wie nichts geleistet. Für Spanien selbst aber ist die Eroberung und Ausbeutung Amerikas weit mehr ein Fluch als ein Segen gewesen. Die Aussicht auf leichten Gewinn und eine glänzende Laufbahn jenseit des Weltmeeres brachte die ehrliche Arbeit daheim vollends in Mißachtung, entvölkerte das Mutterland und steigerte die ohnehin starke Neigung des Volkes zum Staats- und Kirchendienst ins Krankhafte; die spanische Volkswirtschaft verkümmerte, der Staat selbst verschwendete den rasch gewonnenen Reichtum in unaufhörlichen Kriegen für den Traum des katholischen Weltreichs. So wurde Spaniens Größe auch Spaniens Verfall.

* * *

Allgemeine Folgen der Entdeckungen.

Anderseits bleibt selbstverständlich die Entdeckung des Seeweges nach Indien und die Auffindung eines neuen Erdteiles eine Thatsache von der entscheidendsten Bedeutung für die Weltgeschichte. Eine unermeßliche Erweiterung des geistigen Gesichtskreises trat ein. Erst jetzt wurde die wahre Größe der Erde erkannt und damit dem unfehlbaren Ansehen der Alten und der Scholastik der entscheidende Stoß versetzt; die moderne Menschheit begann sich auch in dieser Beziehung auf eigne Füße zu stellen. Nicht minder groß waren die wirtschaftlichen Folgen. Indem der alte Weg durch das Mittelmeer allmählich vor dem neuen um das Vorgebirge der guten Hoffnung zurücktrat, verschob sich das Zentrum des Welthandels von den mitteleuropäischen Ländern nach dem Westen, und die rasche Vermehrung des Edelmetallvorrats durch die amerikanischen Bergwerke führte eine vollständige Veränderung der bisherigen Grundlagen des europäischen Wirtschaftslebens herbei, die sich jedem einzelnen fühlbar machte. Und dies alles traf zusammen mit einer ungeheuren Umgestaltung des geistigen Lebens.



53 Altperuanisches Thongefäß.
Nach Reiß und Stübel.



Die italienische Renaissance in ihrer Vollendung.

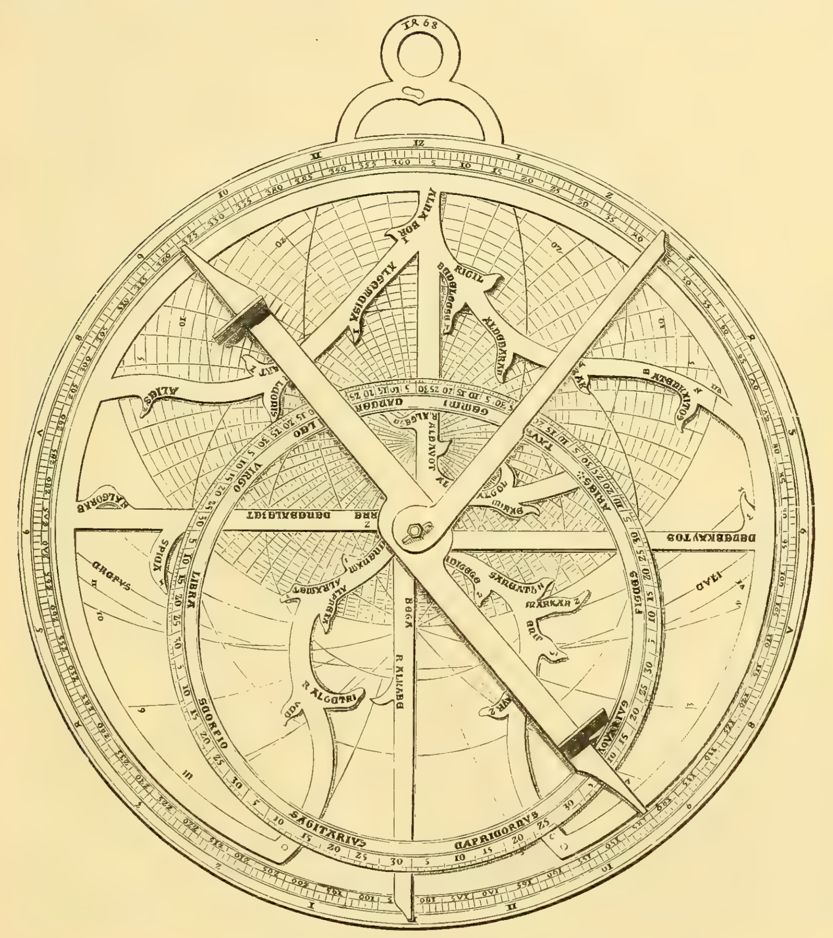
Während Spanier und Portugiesen die Kenntnis des Erdballes in der unerwartetsten Weise erweiterten und dem Welthandel neue Bahnen wiesen, legten die Italiener den Grund zur modernen Wissenschaft und entwickelten eine wunderbare Kunstblüte, dergleichen die Welt vordem nur einmal auf weit beschränkterem Raume, im alten Griechenland, und nachher nie wieder geschaut hat. Die Erregung eines neuen Interesses für das klassische Altertum, die Sammlung seiner litterarischen und künstlerischen Überreste, die begeisterte Vertiefung der Gebildeten in diese neuentdeckte antike Welt und die erste Anwendung ihrer Vorbilder auf die bildende Kunst in der Frührenaissance, das alles fällt bereits in den Verlauf des 14. und namentlich des 15. Jahrhunderts; die volle Konsequenz dieser Studien aber für Wissenschaft und Kunst zieht erst das sechzehnte gleichzeitig mit der deutschen Reformation. Die Italiener erschöpfen ihre Kraft auf diesen Gebieten. Der große politische Fortschritt in der Durchführung der strengen Staatseinheit und der Zerstörung des mittelalterlichen Lehnswesens blieb auf die Einzelstaaten beschränkt, verhalf Italien weder zur nationalen Einheit, noch rettete er es vor der Fremdherrschaft, und die Ansätze zu einer religiösen Reform kamen nicht über einzelne Kreise und Personen hinaus. Es blieb den Deutschen vorbehalten, die Religion auf der Grundlage der Gewissensfreiheit neu zu gestalten, indem sie zugleich in der Pflege der Wissenschaft es den Italienern wenigstens gleich thaten, in der künstlerischen Entwickelung sie zwar nicht entfernt erreichten, aber doch in ihrer Weise daran arbeiteten, italienische Formenschönheit mit deutscher Innigkeit und Tiefe zu verschmelzen.

Die Wiederbelebung der Wissenschaft.

Die exakten Wissenschaften

Einen andern Weg, zu wissenschaftlicher Betrachtung der Welt allmählich durchzudringen, als die Rückkehr zu den Werken der Alten, gab es nicht, man hätte denn ganz von vorn anfangen wollen. Das christliche Mittelalter hatte die griechisch-römische Wissenschaft nur aus den unvollkommenen Handbüchern des späten Altertums oder aus Übersetzungen, nicht aus den echten Quellen gelernt, war überdies, befangen in theologischen Voraussetzungen und logischen Konstruktionen oder zu phantastischer

Auffassung geneigt, seinem ganzen Geisteszustande nach nicht geeignet zu schöpferischer wissenschaftlicher Thätigkeit. Jetzt lernte man den Umfang des antiken Wissens allmählich kennen, fand erstaunt, um wieviel die Kenntnis und die Methode des Altertums der des Mittelalters vorausgewesen seien, und ging eifrig daran, sie sich anzueignen, auf ihr weiterzubauen, sich zu befreien von den Voraussetzungen der Scholastik. Am bedeutsamsten mußte das auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften wirken. An der Hand der Alten lernte man allmählich die Natur selber beobachten und die



55. Astrolabium des Regiomontanus (vgl. S. 179).

Ergebnisse an die Stelle der früheren Phantasiebilder setzen, so vielfach auch die Gewohnheit, beide zu vermischen, nachgewirkt hat. An Ptolemäos lernte man die Erdkunde und die Bewegungen der Gestirne studieren. Zwar der astrologische Irrwahn, man könne aus ihnen die Geschicke der Menschen ablesen, behauptete sich noch sehr lange, und auch ein so aufgeklärter Mann wie Petrus Pomponatius (eigentlich Pietro Pomponazzi, 1462 bis 1524) hielt an ihm fest, aber bereits bekämpfte ihn Giovanni Pico (Graf von Mirandola, 1463 bis 1494) aufs entschiedenste und wollte nur die natürlichen Ursachen zur Erklärung irdischer Vorgänge herangezogen wissen. Die bedeutendsten Leistungen freilich sollten hier den Deutschen vorbehalten bleiben, unter denen vor andern Regiomontanus glänzte. Auf dem Gebiete der

Physik und Mechanik machte zuerst der vielseitige Lionardo da Vinci (1452 bis 1519) Ernst mit der Beobachtung und dem Versuche, aus denen allein die Naturgesetze erkannt werden können. Er studierte die Lehre vom Stoß und der Reibung fester, von der Wellenbewegung flüssiger Körper, er suchte aus ihr Schall und Licht zu erklären und beobachtete den Widerstand der Luft, wie Ebbe und Flut des Meeres. Seine plastischen und malerischen Arbeiten führten ihn zum Studium der Anatomie, die dann nach ihm Vesalius weiter förderte. Zugleich begann man botanische Gärten anzulegen, und Pandolfo Collenuccio begründete nach Plinius das erste Naturalienkabinett. In der Mathematik wirkten Tartaglia und Cardanus. In der Medizin befreite man sich durch eifrige Pflege der Anatomie von dem beherrschenden Ansehen des Galenus und lernte mit eignen Augen beobachten.

Geschichte und Staatswissenschaft.

Nicht minder brach sich auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften eine neue Auffassung Bahn. Die Italiener zuerst machten sich los von dem mittelalterlichen Schema der Welt- und Ortschroniken. Jene hatten den Geschichtschreiber gezwungen, sein Werk mit Erschaffung der Welt zu beginnen und fortzuführen bis auf seine Zeit, diese bannten Schriftsteller wie Leser in den engsten Kreis der Ereignisse. Jetzt lernte man von den Alten die Geschichte eines bestimmten Zeitraumes oder eines Volkes aus dem Flusse der Begebenheiten herausheben, die Thatsachen nicht nur äußerlich aneinander reihen, sondern in ihrem Zusammenhange und nur aus sich heraus erklären, statt sie auf die fortwährende direkte Einwirkung höherer Mächte zurückzuführen, die Personen in ihren Eigentümlichkeiten auffassen und schildern, ja selbst historische Gesetze in dem scheinbaren Wirrsal der irdischen Dinge erkennen. Durch alles dies und durch den Reichtum an eigner Lebenserfahrung, nicht nur und nicht einmal vorzugsweise durch gelehrte Studien, wurden die Florentiner die Begründer der modernen Geschichtschreibung und Staatswissenschaft. Denn Florenz war das erste wirklich ganz moderne Staatswesen Europas, das in seiner unendlich bewegten und reichen Geschichte auf engem Raume fast alle Probleme der modernen Entwickelung aufgestellt und alle erdenklichen Staatsformen praktisch erprobt hatte. Daher haben Niccolo Macchiavelli und Francesco Guicciardini in der ganzen damaligen Zeit als Historiker das Größte geleistet.

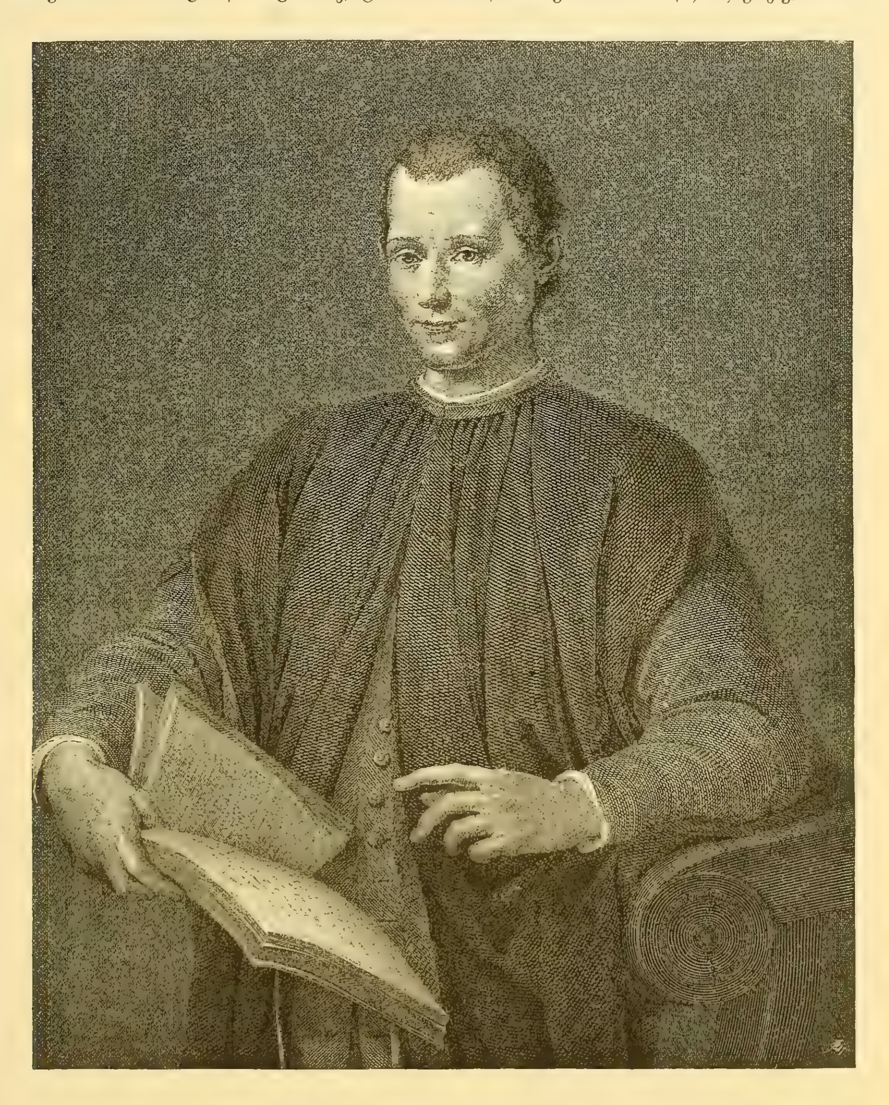
Niccolo Macchiavelli.

Niccolo Macchiavelli war am 3. Mai 1469 geboren und erhielt die wissenschaftliche Bildung vornehmer Italiener. Als 1494 die Medici verjagt worden waren und Florenz sich als demokratische Republik eingerichtet hatte, trat er, ein eifriger Republikaner, in den Staatsdienst, wurde 1498 Kanzler der Signoria und Staatssekretär und vertrat, wie es heißt, in 23 Gesandtschaften seine Vaterstadt. Die Rückkehr der Medici im September 1512 machte seiner politischen Laufbahn ein Ende. Er zog sich ganz auf seine Studien zurück und begann seine Erfahrungen und Beobachtungen in zahlreichen Arbeiten zu verwerten, obwohl er den Mangel einer praktischen Thätigkeit sehr schmerzlich empfand. Die abermalige Vertreibung der Medici im Mai 1527 schien ihm neue Aussichten zu eröffnen, doch starb er schon am 22. Juni 1527. Praktisch vorzüglich gebildet, ein scharfer Beobachter und strenger Logiker, ein aufrichtiger, begeisterter Patriot, mehr alter Römer als moderner Italiener, durchaus weltlich, politisch, von religiösen Interessen gar nicht berührt, sogar ohne sittliches Ideal, hat er zuerst die Staatslehre von der Theologie vollständig abgelöst und die geschichtliche Entwickelung auf bestimmte Gesetze zurückgeführt. In seinen Abhandlungen über Livius (Discorsi) zeigte er an dem Beispiele der Römer, wie ein gesundes Volk durch Gemeinsinn emporkomme, in seiner Geschichte von Florenz (Storie Fiorentine) bis 1492 gibt er das erste große Beispiel eines rein politischen Geschichtswerkes, in seinem berufenen Buche vom „Fürsten" (il Principe) entwickelte er die Mittel, mit denen ein italienischer Fürst seine zerspaltene und von Fremden mißhandelte Nation zur politischen Einheit bringen könne, freilich Mittel, die durchaus nur nach der Zweckmäßigkeit, nicht nach den Grundsätzen der Sittlichkeit bemessen werden, vorwiegend also auf schlauer und gewaltthätiger Benutzung jeder menschlichen Schwäche beruhen und den Namen Macchiavellis in unverdienten Verruf gebracht haben. Dem Papsttume gilt sein bitterster Haß; er hat seine Verderbnis mit dem berühmten Worte gezeichnet, „daß, je näher die Völker der römischen Kirche stehen, sie desto weniger Religion besitzen"; er will „das Eisen aus der Wunde ziehen", d. h. die weltliche Herrschaft des Papsttums zerstören, das zu schwach sei, Italien zu

einigen, aber stark genug, um seine Einheit zu verhindern. Selbst dem Christentume als solchem bringt er Abneigung engegen, denn dessen Demut und Weltverachtung hindere die Thatkraft.

Francesco Guicciardini.

In vielen Dingen das Gegenteil von Macchiavelli ist sein jüngerer Landsmann Francesco Guicciardini. Er gehörte einer der adligen Florentiner Familien an und war am 6. März 1483 geboren. Als Jurist in Florenz, Ferrara und Padua gebildet und sehr ehrgeizig, bekleidete



56. Niccolo Macchiavelli.
Nach dem Gemälde von Sante di Tito gestochen von P. Toschi.

er seit 1505 eine Lehrerstelle an der Hochschule seiner Vaterstadt, widmete sich aber daneben der Rechtsanwaltschaft und zwar mit solchem Erfolge, daß er bald ein wohlhabender Mann wurde. Seine politische Laufbahn begann er in demselben Jahre 1512, in dem sie Macchiavelli beendete, mit einer Gesandtschaft an den Hof Ferdinands von Aragonien, der ihn sehr auszeichnete. Nach der Rückkehr der Medici (1512) trat er in ihre Dienste, auch deshalb, weil er hoffte, sie würden, da sie seit der Thronbesteigung des Mediceerpapstes Leos X. (1513—21) mit der Herrschaft

über Florenz und Toscana auch die über den Kirchenstaat vereinigten, im stande sein, die Spanier aus Italien zu verjagen und die Unabhängigkeit des Landes in der Form eines Staatenbundes zu begründen, denn er war ein italienischer Patriot wie Macchiavelli. Seit 1518 war er päpstlicher Statthalter in Modena und Reggio, 1521 auch in Parma und verteidigte als solcher Reggio tapfer gegen die Franzosen. Clemens VII., auch ein Medici (1523—32), machte ihn zum Statthalter der Romagna. Als solcher arbeitete er eifrig an dem Bündnisse des Papstes mit Frankreich (1526), verlor deshalb sein Amt, als der Papst nach der Erstürmung Roms mit dem Kaiser 1527 Frieden schließen mußte, und erlebte die zweite Verjagung der Medici aus Florenz. Aber die Versöhnung beider Herrscher im Vertrage von Bologna (1529) führte ihn wieder nach der Romagna zurück; 1531 wurden die Medici durch spanische Waffen in Florenz wiederhergestellt und erhielten den Herzogstitel. Guicciardini wurde die wichtigste Stütze der neuen Gewalt, das eigentliche Haupt der Regierung. Trotzdem lohnte ihm Herzog Cosimo I. mit Undank, und in Groll darüber starb Guicciardini am 23. Mai 1540. Ein Aristokrat durch und durch, der Gesinnung nach wie in seiner Erscheinung, von hoher imponierender Gestalt und strengem Blick, kannte er die Weltverhältnisse gründlich wie wenige und hatte die Jahrzehnte der für Italien entscheidenden Umgestaltung nicht nur mit Bewußtsein, sondern zum Teil in hervorragender Stellung durchlebt und an diesen Veränderungen thätigen Anteil genommen. So unternahm er es, diese drei schicksalsvollen Jahrzehnte 1494—1526, vom ersten Einfall der Franzosen bis zum Frieden von Madrid in seiner großen „Istoria d'Italia", die erst nach seinem Tode 1541 erschien, in streng chronologischer Ordnung darzustellen. Das Verdienst des Werkes liegt weniger in der Gründlichkeit der Forschung, mit der er es vielmehr ziemlich leicht nimmt, als in der Lebendigkeit der Darstellung, der eindringenden Erörterung der Ursachen und Folgen der Begebenheiten und der stolzen Unabhängigkeit der Gesinnung gegenüber den Fürsten wie der Kirche. Daher erlebte das umfängliche Werk binnen 50 Jahren zehn Auflagen in italienischer Sprache und eine Menge von Übersetzungen. Daneben schrieb er wie Macchiavelli Abhandlungen über Livius und über die florentinische Verfassung, sowie eine „Storia Fiorentina" vom Emporkommen der Medici an bis 1509.

Philosophie, Religion und Sittlichkeit.

Macchiavellis Anschauungen sind ein treffendes Beispiel dafür, bis zu welchem Grade in dieser italienischen Renaissance die Gemüter der Gebildeten sich der Kirche und der Religion entfremdeten. So völlig aufgegangen war die römische Kirche in leerem Formeldienst und rohem Aberglauben, daß sie dem tieferen sittlichen Bedürfnis nichts mehr bieten zu können schien, und so herrlich entfaltete sich die antike Weltanschauung vor den Augen der Humanisten, daß sie bei denen, die überhaupt für religiös-sittliche Ideale noch empfänglich waren, wie von selber an die Stelle des Christentums trat. Florenz und der Hof der Mediceer wurden der Sitz einer platonischen Akademie, deren Jünger die Lehre Platons nicht etwa nur studierten, um sie wissenschaftlich kennen zu lernen, sondern ebenso an sie glaubten wie andre an die Lehren des Christentums, so Pico von Mirandola, so Lorenzo de'Medici, der auf seinem Sterbebett sich ein Kapitel aus Platons Phädon vorlesen ließ, statt von Savonarola die Absolution zu empfangen (1492). Der schon genannte Pomponatius war sogar überzeugt, alle Religionen seien von weisen Leuten nur erfunden, um die Menge auf den rechten Weg zu leiten, daher ebenso vergänglich wie alle menschlichen Erfindungen, und der geistvolle Papst Leo X., der echte Sohn seines Landes, sprach von einer „Fabel von Christus", an die man selber nicht glaube, die man aber nicht entbehren könne, da sie allzu einträglich sei. Hier tritt schon die volle Glaubenslosigkeit hervor, die der Mehrzahl dieser Menschen der italienischen Renaissance eigen ist. Sie führte schließlich zum völligen Verluste nicht bloß jedes religiösen, sondern auch jedes sittlichen Gefühls, zu einer Auffassung, die als Aufgabe des Lebens nur den Genuß ansah und die Regeln es zu führen lediglich nach dem Maßstabe der Zweckmäßigkeit, nicht der Sittlichkeit, bemaß. Daher brachte Italien auf der einen Seite jene feingebildeten Naturen hervor, die als Meister des Lebensgenusses allen voranstehen, auf der andern jene Ungeheuer, die zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Zwecke auch das schwärzeste Verbrechen nicht scheuen, wenn es zum Ziele führt, wie Cesare Borgia, Erscheinungen, die antik-heidnisch zu nennen ein Unrecht gegen das Altertum wäre.

So die Gebildeten; die Masse des Volkes wurde davon direkt nicht berührt, so wenig wie von der Wissenschaft der Renaissance. Ihr genügte der sinnliche Prunk



57. Papst Leo X. und die Kardinäle Medici (der spätere Papst Clemens VII.) und Rossi.
Nach dem Gemälde Raffaels im Palazzo Pitti zu Florenz.

des katholischen Kultus, die Auflösung des Glaubens an Gott und Christus in die heidnische Anbetung zahlloser Heiligen und die niedrigste Auffassung von dem Verhältnis des Menschen zu den himmlischen Gewalten, deren Verzeihung und Wohlwollen sich durch Geldspenden, Gelübde und Andachtsübungen erkaufen ließ. So ganz heidnisch dachte dies Volk, daß noch unter dem frommen Papst Hadrian VI. (1521—1523) in Rom zur Zeit einer verheerenden Seuche ein Stier geopfert wurde.

Die italienische Litteratur.

Die Akademien.

Der tiefe Gegensatz, der so auf wissenschaftlichem und sittlich-religiösem Gebiete zwischen den Gebildeten und der Masse des Volkes klaffte, tritt nicht minder hervor in der Entwickelung der Litteratur und der bildenden Kunst. Ist diese ihrer ganzen Natur nach aristokratisch, so hat sich auch die Poesie des 16. Jahrhunderts in Italien nicht eigentlich zu einer volkstümlichen gestaltet, sondern sie blieb im wesentlichen eine Sache der höheren Kreise. Das Volk fand wie anderwärts Befriedigung an Schwänken, Satiren und Novellen; die Gebildeten thaten sich zusammen in sogenannten „Akademien“ mit oft wunderlichen Namen, so die della „Crusca“ („von der Kleie“) in Florenz, die „Winzer“ und die „arkadischen Schäfer“ in Rom, die „Entflammten“ in Padua u. s. f. Hier wurden antike Dichtungen gelesen, eigne Produktionen vorgetragen und besprochen. Dabei traten naturgemäß bald das Äußerliche der Poesie, der sprachliche Ausdruck, die Form des Verses, das mythologische Beiwerk so stark hervor, daß die Hauptsache, Gedanke und Empfindung, als Nebensache erschien. Das Ziel aber war die möglichste Nachbildung aller antiken Gattungen nebeneinander, ohne Rücksicht darauf, daß jede Gattung der Dichtkunst auf einer ganz bestimmten Bildungsstufe des Volkes beruht, die sich künstlich nicht nachmachen läßt.

Lyrik.

Vorzügliches wurde in der Lyrik geleistet. In klangvollen Sonetten kamen alle Empfindungen und Gedanken der reichen Zeit zum vollendetsten Ausdruck, und die hervorragendsten Persönlichkeiten haben sich dieser edlen Form bedient: Vittoria Colonna, Tasso, Michelangelo, Machiavelli.

Vittoria Colonna, geb. 1492, Tochter des Fabrizio Colonna, des Großkonnetables von Neapel, und der Agnese von Montefeltro, wurde sehr jung mit Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara, vermählt und dadurch nach einem kurzen glücklichen Stillleben auf Ischia in die heißen Kämpfe der Zeit tief verflochten. Ihrem Gemahl, der als spanischer Feldherr der Todfeind der italienischen Freiheit wurde, bewahrte sie auch nach seinem frühen Tode (1526) treue Anhänglichkeit und fand dann einen Ersatz in der reinen Freundschaft mit Michelangelo. Erst als Witwe wurde sie die erste Dichterin Italiens vor allem durch ihre religiösen Dichtungen, die in klangvollen Versen eine tiefinnerliche Frömmigkeit, unbedingte Ergebung und feste Zuversicht zum Ausdruck bringen. Sie erlebte noch die kirchlichen Reformbestrebungen Pauls III., an denen sie warmen Anteil nahm, und starb 1547.

Schäferspiele.

Aber den breitesten Raum nahmen die Schäferspiele ein, Nachbildungen namentlich der „Hirtengedichte“ des Vergil. Die überfeinerte Kultur der Zeit sehnte sich zurück zu der vermeintlichen Unschuld und Reinheit des Hirtenlebens, und so traten an allen Höfen der Halbinsel in prachtvoller Ausstattung, singend und klagend jene phantastischen Schäfer und Schäferinnen auf, die in überschwenglich-weichlichen Versen ihr Liebesleid und Liebesglück schilderten und dabei Schmeicheleien gegen das erhabene fürstliche Haus, Anspielungen auf Personen und Vorgänge am Hofe keineswegs sparten. So hat Tasso in seinem Schäferspiel „Aminta“ sein eignes Geschick vergegenwärtigt, so Guarini in seinem „treuen Hirten“ (Pastor fido) ein vielbewundertes und oft nachgeahmtes Beispiel geliefert.

Epos.

Auch das Heldengedicht war nicht volkstümlich. Dazu fehlte es an einem geeigneten national-italienischen Stoffe, denn das Altertum lag allzuweit zurück, und im

Mittelalter hat Italien keine wirklich nationalen Helden gehabt, es war aber auch die ganze Zeit nicht mehr naiv genug. Also blieb den Italienern, wie den Römern zur Zeit Vergils, nur das Kunstepos. Das meiste Material dazu lieferte die Karlssage, dieses bunte Durcheinander von Kreuzzügen und Liebesabenteuern, von Zauberei und Wunderromantik, ein Erbstück des französisch-gallischen Wesens. Das künstliche phantastische Rittertum der italienischen Höfe mit seinen ungefährlichen Turnieren und spielenden Liebesabenteuern trug nicht wenig zur Aufnahme und Ausbildung jener



58. Ludovico Ariosto. Nach dem Gemälde von Dosso Dossi.

innerlich verwandten Stoffe bei, das Altertum lieferte in Vergils Äneide das formelle Muster. Zur Hauptpflegestätte dieser Kunstdichtung wurde der Hof der Este zu Ferrara, musterhaft durch seine ganz despotische, aber wohlberechnete Landesverwaltung, seine hochgerühmte Befestigung der für uneinnehmbar geltenden Hauptstadt, seine einsichtsvolle Pflege der bildenden Kunst bei bescheidenen Mitteln, unter Alfonso I. (1505 bis 1535), Ercole (1535—1559) und Alfonso II. (1559—1597) eine Sammelstätte der erlesensten litterarischen Größen Italiens. Hier lebte Bojardo Graf Scandiano 1438—1494), der in seinem „Verliebten Roland" das erste große Beispiel des neuen

Ariost. Kunstepos gab, hier **Ludovico Ariosto** (1474—1533), ein geborener Ferrarese, lange im Dienste der Medici, dann Alfonsos I. von Ferrara.

Er setzte das unvollendete Werk Bojardos in seinem „Rasenden Roland" (Orlando furioso) fort, zugleich zur Verherrlichung des Hauses Este, das er von dem sagenhaften Liebespaare Rüdiger und Bradamante ableitet. In bunten Farben entfaltet er eine phantastische Zauberwelt, doch seine Gestalten sind Puppen in den Händen höherer Gewalten und tragen keine Verantwortung für das, was sie thun, haben demnach auch keine sittlichen Kämpfe in sich durchzufechten, können also auch kein wahres Interesse einflößen. Ja, der Dichter selbst steht dem, was er schildert, wie spöttisch lächelnd, ohne inneren Anteil gegenüber.

Torquato Tasso. Anders doch **Torquato Tasso** (1544—1595), sein Nebenbuhler und Überwinder, der zwar der Zeit nach erst der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört, aber nach seiner dichterischen Thätigkeit noch im engsten Zusammenhang mit der vorausgegangenen Entwickelung steht und sie abschließt.

Geboren zu Salerno am 11. März 1544 als Sohn Bernardo Tassos, eines armen Edelmanns, und der Porzia Rossi, verlebte er eine trübe Jugend, da sein Vater aus der Heimat verbannt wurde und sich, von der Mutter dadurch getrennt, in Rom aufhielt. Torquato besuchte zuerst eine Jesuitenschule in Neapel, trieb dann in Rom unter den Augen des Vaters seit 1554 eifrig klassische Studien und folgte 1557 dem Vater an den berühmten mustergültigen Hof von Urbino, wo er sich zu einem vollendeten Edelmann auszubilden strebte. In Padua sollte er Rechtswissenschaft studieren, kam aber dort bald zu völliger Klarheit über seinen dichterischen Beruf, dem er sich fortan ganz widmete, indem er dabei die Berechtigung des romantischen Epos gegenüber der einseitigen humanistischen Nachahmung der Alten nachdrücklich verfocht und dadurch in den heftigen Gegensatz dieser beiden Richtungen verflochten wurde. Seine erste Probe gab er in dem romantischen Epos „Rinaldi". Kurz darauf, 1565, nahm ihn Alfonso II. von Ferrara als Hofkavalier in seine Dienste. Fortan konnte er sorgenlos und ungehindert seinen Neigungen, dem großen Epos und der phantastisch-poetischen Welt leben, die er sich in seinem Innern auferbaute. Da ihm aber das Gegengewicht einer verantwortlichen, praktischen Thätigkeit fehlte, so stieß er heftig mit der Welt zusammen; seine reizbare Empfindlichkeit steigerte sich bis zur Krankhaftigkeit, er verließ 1577 halb als Flüchtling Ferrara, kehrte 1579 zwar wieder zurück, wurde aber vom Herzog wegen heftiger Reden und noch mehr in der Besorgnis, die Ehre der Widmung des großen Epos zu verlieren, wenn sich Tasso wieder entferne, als geisteskrank im Hospital zu St. Anna sieben Jahre lang gefangen gehalten (1579—1586) und fand, endlich entlassen, doch nirgends mehr Ruhe; er wurde schließlich sogar irre an seinem eignen Werk und begann es umzuarbeiten. In Rom ist er am 25. April 1595 im Kloster von S. Onoffrio, hoch oben auf dem Janiculus, gestorben. Die schöne „Tassoeiche", unter der sitzend er das herrliche Stadtbild zu seinen Füßen zu betrachten pflegte, hat 1891 der Sturm gebrochen.

Niemals ist ein Gedicht mit größerer Spannung erwartet worden als Tassos „Befreites Jerusalem" (Gerusalemme liberata), das vollständig zuerst im Jahre 1581 ohne Zuthun des Dichters in Parma erschien. Der Stoff, die Eroberung Jerusalems in dem ersten Kreuzzuge, erregte an sich das Interesse, weil er sich an die gleichzeitigen Kämpfe mit den Türken anschloß; noch mehr wurde die Ausführung bewundert. Vieles ist den Alten abgesehen, modern-romantisch dagegen sind die Anwendung der Zaubermaschinerie und das starke Hervortreten der Liebe als Motiv bei den berühmten Paaren Rinaldo und Armida, Tankred und Chlorinde, und in der Schilderung solcher Szenen, in denen Tassos eigne Empfindung mit zum Durchbruch kommt, liegt die Stärke des Gedichts, weniger in der Fügung des Ganzen. Weil es den Anschauungen seiner Zeit und Nation entsprach, ist es in gewissem Sinne das Nationalepos der Italiener geworden und hat zahlreiche Nachahmer gefunden, ohne freilich ein echtes Volksepos ganz zu ersetzen.

Drama. Ebenso wenig wie ein solches konnte es im damaligen Italien ein volkstümliches **Drama** geben. Denn dies setzt eine einheitliche, in allen Kreisen des Volkes lebendige sittliche Anschauung voraus, vor allem die Überzeugung von einer Weltordnung, die in ausgleichender Gerechtigkeit das Thun der Menschen belohnt oder bestraft und die Verantwortung für sein Handeln jedem selber anheimstellt. Solche Überzeugung aber war in Italien der Renaissance so wenig allgemein, daß vielmehr eine unglaubliche Stumpfheit des sittlichen Gefühls bei hoch und niedrig die Regel bildet. Daher verwechseln die Dichter von **Trauerspielen** die Begriffe „tragisch" und „schrecklich" und suchen das Wesen der Tragödie in der sinnlosen Anhäufung von Greuelszenen, wobei in Äußerlichkeiten das antike Drama als Muster dient. Eine bessere Entwickelung nahm das **Lustspiel**, wozu die römischen Dichter leichter nachzuahmende Vor-

bilder boten und das Naturell des Volkes selbst mehr Neigung und Geschick zeigte. So bildete sich das antikisierende Charakterlustspiel nach Plautus und Terenz neben der altheimischen volkstümlichen Maskenkomödie (comedia dell' arte), die in Anlehnung an feste Rollen das einzelne des Dialogs den Schauspielern überließ. Aber auch hier



59. Torquato Tasso.

tritt in grellster Weise die Abwesenheit jedes sittlichen Urteils bei Dichtern und Zuhörern hervor, so bei der vielbewunderten „Calandra“ des Kardinals Bibiena, einer Nachahmung von Plautus' „Menächmen“, oder bei Macchiavellis an sich geistvoller „Mandragola“, einer scharfen Satire auf das unsittliche Leben der Klostergeistlichen. Trotzdem wurden beide am römischen Hofe vor Leo X. aufgeführt. Nur solche Zustände erklären es, daß ein unbestrittener Lump, der geistreiche, aber sittlich völlig haltlose Pietro Aretino (1492—1557), über dreißig Jahre lang von Venedig aus

die ganze vornehme Gesellschaft Italiens und Südeuropas überhaupt durch seine boshaften Satiren, gewissenlosen Verleumdungen und hündischen Schmeicheleien in Schach halten und sich förmlich tributpflichtig machen konnte.

Bildende Kunst.

Kann so die italienische Litteratur dieser Zeit keinen Anspruch machen auf Mustergültigkeit, so hat dagegen das Land in der bildenden Kunst aller Gattungen eine so unermeßliche Fülle großartiger und schöner Schöpfungen aufzuweisen, daß darin die weltgeschichtliche Bedeutung dieser Zeit vor allem zu suchen ist.

Befördernde Momente.

Es gab freilich auch kein Land Europas, wo so viele Vorbedingungen zu glänzender Kunstentfaltung zusammengetroffen wären wie eben hier: eine altüberlieferte, festgegründete Technik, verbunden mit künstlerischem Geschmack, die in größter Fülle entdeckten bildnerischen und litterarischen Denkmäler des Altertums, der altererbte, durch rege Thätigkeit beständig gesteigerte Reichtum der Gemeinden und Fürsten, der Geistlichkeit und des Adels, der es den Künstlern niemals an großen Aufträgen und glänzender äußerer Stellung fehlen ließ.

So erwuchs noch im 15. Jahrhundert die neue Bauweise in Anlehnung an die spätrömische; sie findet ihre Hauptaufgabe im Palastbau und überträgt seine Grundsätze auf den Kirchenbau, während das Mittelalter gerade umgekehrt verfahren war. Bildnerei und Malerei lösen sich aus der engen Verbindung mit der Baukunst, in der sie das Mittelalter gefangen gehalten hatte; sie erfrischen sich an dem Vorbilde der Antike und (nach deren Beispiele) an der Natur; sie wollen jetzt nicht mehr das kirchlich Überlieferte, sondern das Schöne darstellen, widmen sich also auch nicht mehr ausschließlich religiösen Gegenständen, sondern ziehen neben solchen bereits die Landschaft (wenn auch nur als Hintergrund), das Bildnis, die mythologischen und geschichtlichen Vorgänge in den Kreis ihrer Aufgaben. Dabei bedient sich die Bildnerei der althergebrachten Stoffe des Marmors, des Bronzegusses und der gebrannten Erde (Terrakotta); der Malerei dagegen gelingt ein gewaltiger Fortschritt, indem sie von der vergänglichen Tempera (Aquarell) zum Fresko und zur Ölmalerei übergeht, letzteres nach niederländischem Vorbilde, das Antonello da Messina um 1474 nach Venedig übertrug. So wird die Malerei zum vollendetsten Kunstzweige der neuen Zeit, wie es im klassischen Altertum die Plastik gewesen war, und übt den größten Einfluß auch auf die andern Künste aus.

Frührenaissance.

Während des 15. Jahrhunderts, zur Zeit der Frührenaissance (1420—1500), hatte sich das alles erst in den Anfängen entfaltet. Die Baukunst, am glänzendsten in Florenz und Venedig, wandte da die antiken Bestandteile noch mehr vereinzelt an, daneben, besonders in Venedig, noch viele gotische und orientalische Elemente; die schon hoch ausgebildete Plastik, von den Florentinern Ghiberti, Luca della Robbia und Donatello hervorragend vertreten, bewegte sich noch ganz in religiösen Gegenständen und verwandte ihre Werke noch meist zum Schmucke von Kirchen; ebenso offenbarte die Malerei in der umbrischen Schule, z. B. in den Werken Peruginos, rein religiöses Interesse, schlug jedoch in Florenz bei Masaccio, Ghirlandajo, Signorelli u. a. in der Darstellungsweise (z. B. der Aufnahme des nackten Menschenkörpers) bereits eine mehr weltliche Richtung ein und wagte sich zuerst in Venedig an das Geschichtsbild durch Mantegna.

Hochrenaissance.

Zu einer wahrhaft staunenswürdigen, unübertroffenen Höhe und Vortrefflichkeit entwickelten sich alle Kunstzweige erst in der Hochrenaissance (1500—80). Von den unglücklichen politischen Verhältnissen, die Italien durch die Schuld seiner Fürsten und Stämme die Unabhängigkeit gekostet und es dem spanisch-französischen Einflusse

rettungslos überliefert hatten, zogen sich die Teilnahme und die schöpferische Kraft des Volkes gewissermaßen ganz auf die Kunst zurück; ja in ihr hat vorwiegend auch das Streben der edelsten Geister nach einer religiös-sittlichen Erneuerung seinen Ausdruck gefunden. Der patriotische Italiener mochte dabei wenigstens die Genugthuung empfinden, daß sein von Fremden beherrschtes und mißhandeltes Vaterland doch im Reiche des Schönen die unbestrittene Meisterin seiner Besieger wurde.

Baukunst.

Herrlich entstanden durch die ganze Halbinsel im Anschluß an die Vorbilder der altrömischen Bauten und die Regeln Vitruvs die Werke der **Baukunst**, vor allem die Paläste. Ihre Fassaden (Stirnseiten), die durch Säulen und Pfeiler gegliedert werden, sind mit Reliefs, Statuen und Malereien geschmückt, die Treppen weiträumig und prunkvoll, die Säle prangen im Schmucke der Wandmalereien und Stuckdecken, und das alles gruppiert sich um offene Höfe mit Säulengalerien und Bogengängen. Dazu traten bald prächtige Landhäuser, mit planvollen Gartenanlagen harmonisch verbunden. In allem ist es eine durchaus vornehme Baukunst, auf ein prunkvolles, geselliges Leben berechnet, wie von ihm gefordert. Im Kirchenbau wird das mittelalterliche Langschiff vielfach vom quadratischen Grundriß oder der gleicharmigen griechischen Kreuzform und der hochragenden majestätischen Kuppel darüber verdrängt, das Kreuzgewölbe wird durch die flache Holzdecke oder das Tonnengewölbe, der Spitzbogen durch den Rundbogen oder den wagerechten Fensterabschluß ersetzt.

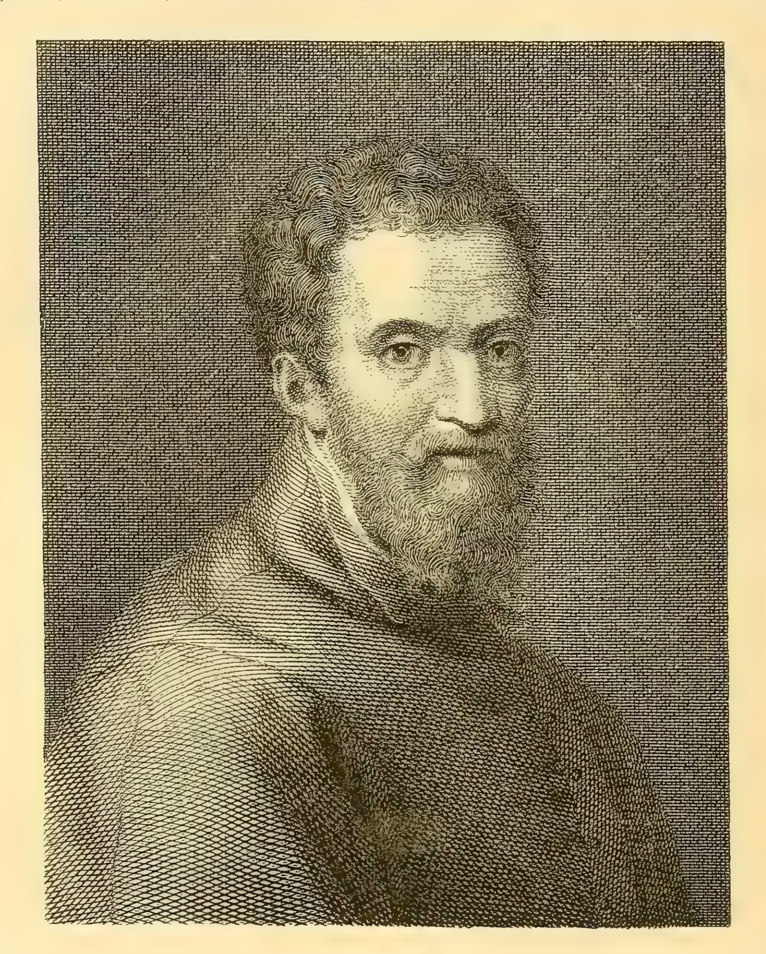
Die Hochrenaissance in Rom.

Und jetzt übernahm das päpstliche **Rom** die Führung in allen Künsten zugleich. Zwar gab es hier keinen gebildeten und unabhängigen Adel, kein fleißiges und freiheitstolzes Volk wie in Venedig oder Florenz, vielmehr war Rom nur der Anhang des päpstlichen Hofes mit seinen zahllosen geistlichen Würdenträgern und dem höfisch gewordenen weltlichen Adel, das Volk faul, unwissend, bettelhaft, die Sittlichkeit überall auf tiefer Stufe. Aber ein unermeßlicher Reichtum war hier aufgehäuft durch die frommen Spenden der gläubigen Völker; seit **Nikolaus** V. (1447—55) hatten die Humanisten im Vatikan ihren Einzug gehalten, **Sixtus** IV. (1471—84) hatte zum kapitolinischen Museum den Grund gelegt, das neue Funde (kurz vor 1500 Apollo von Belvedere, 1506 Laokoon) fortwährend bereicherten, und nach dem wüsten **Alexander** VI. (1492—1503) saßen hintereinander zwei Päpste auf dem Stuhle Petri, die, so verschieden sie voneinander waren, doch beide, dicht vor dem großen Abfall in Deutschland, in dem Bewußtsein der ungebrochenen Macht ihrer Kirche schwelgten und sie beide in großartigen Kunstschöpfungen zum Ausdruck zu bringen strebten: **Julius** II. della Rovere (1503—13) und der Mediceer **Leo** X. (1513—21). Jener war ein leidenschaftlicher, wilder Kraftmensch voll maßlosen Selbstbewußtseins, der den Kirchenstaat zur ersten Macht Italiens zu erheben und die Fremden hinauszujagen sich vorgesetzt hatte. Leo X. begnügte sich in der Politik mit der Förderung der Interessen seines Hauses, gab die national-italienischen Pläne auf und war bemüht, alles Störende von sich entfernt zu halten, denn er war vor allem ein behaglicher Lebemann, geistvoller Humanist und Kunstkenner, kirchlich ungläubig und sittlich gleichgültig.

Leo X.

Mit Leo X. kam der Geist der Florentiner und der Mediceer in Rom zur Herrschaft. Giovanni de' Medici, geb. 1474, hatte sich als ein jüngerer Sohn Lorenzos des Prächtigen ohne innere Neigung dem geistlichen Stande gewidmet und war 1513, als er ungewöhnlich jung zum Papste gewählt wurde, erst Kardinaldiakon, mußte also die Priesterweihe empfangen, unmittelbar bevor er den päpstlichen Stuhl bestieg. Man sagte ihm keine besonderen Laster nach, er war populär und erfüllte seine kirchlichen Pflichten gewissenhaft. Dabei verband er mit natürlicher Gutmütigkeit und einer Liebenswürdigkeit, die jeden unwiderstehlich fesselte, eine würdevolle Haltung, obwohl ihn sein Äußeres nicht besonders begünstigte, denn auf einem kräftigen Körper saß ein etwas zu großer Kopf mit plumpen, stark geröteten Gesichtszügen und vorstehenden, kurzsichtigen Augen, die ihn nötigten, sich eines Glases zu bedienen. Aber seine geistliche Aufgabe war ihm keine Herzenssache, und die Notwendigkeit einer Kirchenreform hat er niemals begriffen. „Laßt uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat", in diesem Worte

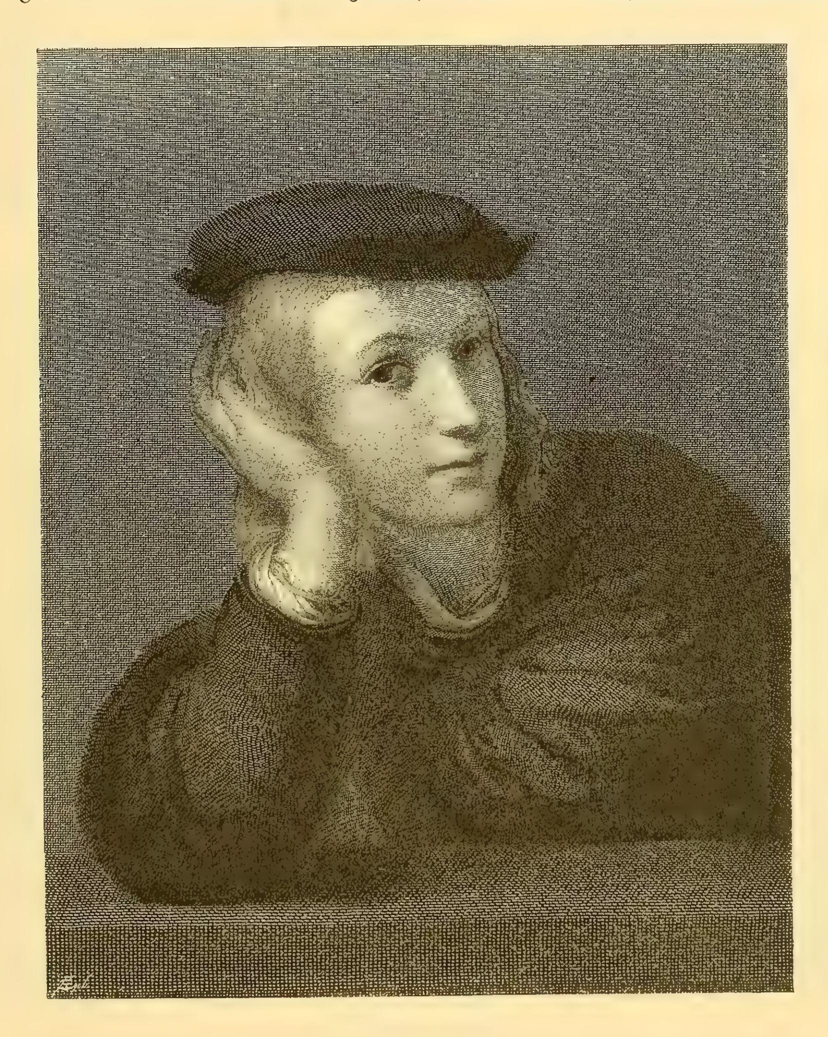
kennzeichnet er sich selbst vollständig. In seiner geistiger Schwelgerei sah er den Zweck des Lebens. Der Vatikan wurde unter ihm der Sammelplatz einer Menge vornehmer, geistreicher, feingebildeter, lebenskluger und lebenslustiger, jedenfalls sehr weltlicher Männer. Leo X. liebte ein geistreiches Gespräch an gutbesetzter Tafel und gewandte Improvisation, am liebsten in lateinischen Versen, worin er selbst Meister war, ergötzte sich an Komödien, pflegte eifrig die Musik, sang sogar selber sehr gut und lag daneben mit Leidenschaft der Jagd ob. Für Poeten, Künstler und Gelehrte hatte er stets eine offene Hand; „eher würde ein Stein von selber fliegen, als daß Leo tausend Dukaten zusammenhalten könnte“, hieß es von ihm. Daher steckte er immer in Schulden, und bei seinem Tode waren selbst seine Tiaren beim Pfandleiher. Aber er hat



60. **Michelangelo Buonarrotti.**
Nach G. Vasaris Gemälde gestochen von G. Cantini.

doch auch Großes geschaffen. Die alte, 1303 gegründete Hochschule der Stadt Rom, die sogenannte Sapienza, erweiterte er so, daß sie 1514 in allen Fakultäten 88 Lehrer zählte; er gründete das griechische Kolleg unter Johannes Lascaris für zehn junge Griechen als Pflanzstätte des Hellenismus in Italien und errichtete dort die erste Druckerei griechischer Werke. Nicht geringere Teilnahme brachte er der lateinischen Litteratur entgegen, wie er z. B. 1515 die eben aus dem deutschen Kloster Corvey entführte Handschrift der „Annalen“ des Tacitus herausgeben ließ; er dachte sogar daran, das antike Rom im Bilde wiederherzustellen, und ernannte Raffael zum ersten Konservator der Altertümer.

So wurde Leo X. der glänzendste Vertreter der italienischen Hochrenaissance, nicht weil er die Bewegung seiner Zeit geleitet hätte, sondern weil er sich ihrem Zuge völlig hingab, und Rom gestaltete sich unter diesen beiden Päpsten durch die Arbeiten von Italienern aller Länder der Halbinsel inmitten fortwährender Kriegsstürme zu



Raphaello

61. Raffael Santi von Urbino.

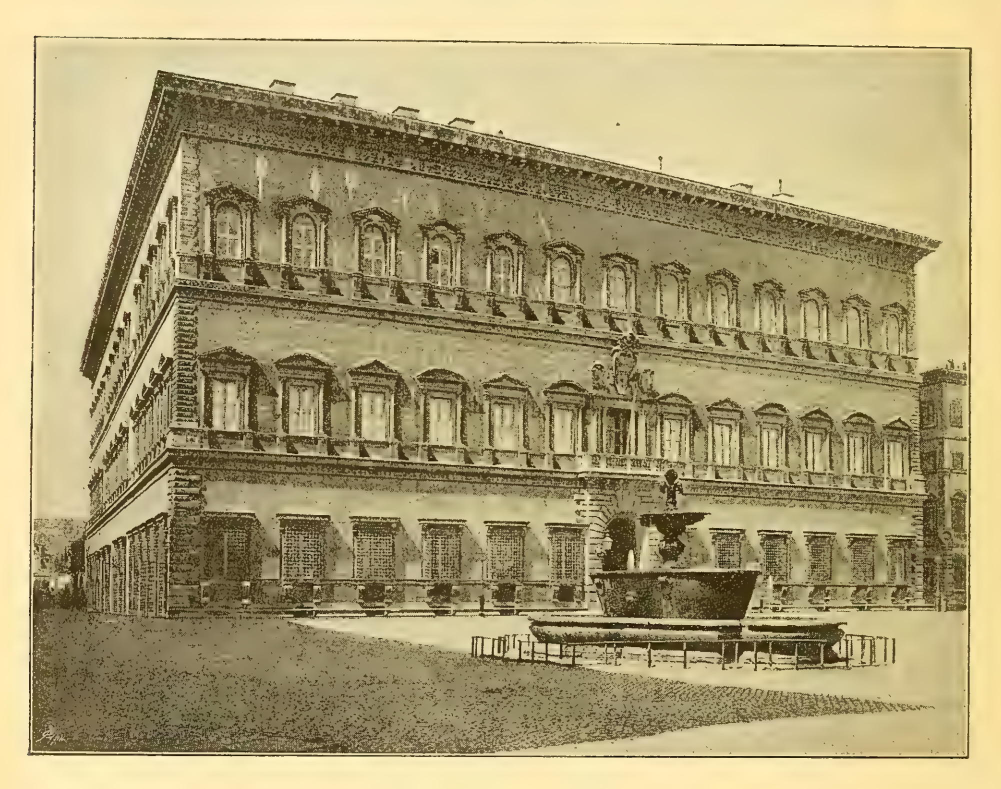
Nach dem Selbstporträt gestochen von E. Mandel (E. H. Schröder-Berlin).

einer Stätte edelster Kunst, wie sie die Welt nicht zum zweitenmal gesehen hat. Damals begann Donato Lazzari, genannt Bramante (1444—1516), die Peterskirche und baute den Palast der Cancellaria mit der Kirche San Lorenzo und die großartigen Säulenhallen des Damasushofes im Vatikan; Baldassare Peruzzi (1481—1536) errichtete den Palazzo Massimi mit seinem gewaltigen Säulenhof und die schmuckvolle Villa Farnesina, die später Raffael ausmalte, Antonio da San Gallo (gest. 1546) den großartigen

Palazzo Farnese u. a. m. Vor allem aber haben jene beiden Päpste das ganz persönliche Verdienst, die beiden größten Meister ihres Jahrhunderts nach Rom berufen oder ihnen große Aufgaben übertragen zu haben, Michelangelo und Raffael, beide auf allen Gebieten der Kunst gleich heimisch, beide gleich Fürsten geehrt.

Michelangelo Buonarrotti.

Michelangelo Buonarrotti, geb. 1475 in Chiusi aus edlem Geschlecht, bildete sich bei Ghirlandajo zum Maler, nach der Antike unter dem Schutze Lorenzos von Medici zum Bildhauer und schuf als solcher nach Savonarolas Tode 1498, den er hoch verehrte, jene wundervolle Gruppe der trauernden Maria mit dem Leichnam Christi (Pietà), die ihn sofort den größten Meistern aller Zeiten gleichsetzte, während er in der Malerei mit Lionardo da Vinci in einem großen Schlachtenkarton wetteiferte. Im Jahre 1503 berief ihn Julius II. nach Rom. Der junge Künstler hatte etwas in seiner Natur, was ihn dem Kirchenfürsten ähnlich machte; in ihrer Leidenschaft sind sie wohl gelegentlich hart aneinander geraten, denn der Papst verlangte, wie man sagte, daß die Bauten nicht gemauert würden, sondern aus dem Boden wüchsen.



62. Palazzo Farnese in Rom.

Selbstbewußte Kraft verband sich bei Michelangelo mit der Urgewalt des Genius und dem Vollbesitze aller technischen Mittel. Aus den Kämpfen seiner großen Seele heraus gestaltet er seine Kunstwerke; deshalb herrscht in ihnen dieselbe Leidenschaft, wie in ihm selber, und mit allen Mitteln bringt er sie in Haltung und Gebärde zum Ausdruck, ohne Rücksicht zuweilen selbst auf die Schönheit, aber immer von der gründlichsten anatomischen Kenntnis unterstützt. Die höchste Vorstellung hat er von der Kunst: sie soll Vollendetes schaffen, so strebt sie dem Göttlichen nach. In ihm ist nichts von der Frivolität seiner Zeit. Er bekannte ein Christentum, das sich nicht an Formeln und Satzungen band, und er übte es, frei von Selbstsucht und Neid; er glühte tief innerlich für die republikanische Freiheit seines Florenz und suchte umsonst sie zu retten, ein reiner, ernster, hoher Mensch inmitten einer grundverderbten Umgebung, der von sich selber in einem seiner tief empfundenen Sonette sagt: „Ich wandle einsam unbetretene Wege."

In Rom sollte er zunächst ein riesenhaftes Grabmal für Julius II. schaffen; es kam nicht so wie gedacht zur Ausführung, aber der gewaltige Moses, das idealisierte Abbild des gewaltigen Papstes, macht es allein unsterblich. Dann begann er sein malerisches Hauptwerk, die Aus-



Kunstbeilage.

Die Peterskirche und der Vatikan zu Rom.

malung der Sixtinischen Kapelle im Vatikan mit den Darstellungen der Schöpfung, des Sündenfalls und der Sintflut, den zwölf Propheten und Sibyllen, „das Großartigste, was die Malerei geschaffen", und vollendete es allein ohne jede Beihilfe — er jagte die Gesellen vom Gerüst — binnen vier Jahren (1508—12). Als er dann zum zweitenmal nach Rom kam (1534), gab er dem Riesenwerke durch das „Weltgericht" den großartigsten Abschluß und übernahm endlich 1546 ohne Entgelt, „um Gotteswillen", die Leitung des Baues der Peterskirche. Julius II. hatte sie geplant als ein Denkmal für seine und des Papsttums Größe, das die ehrwürdige romanische, aber damals gänzlich baufällige Basilika, die Krönungsstätte so vieler Kaiser, ersetzen sollte, und hatte am 1. April 1506 den Grundstein gelegt; Bramante entwarf damals einen riesigen quadratischen Bau mit einer Kuppel, Raffael dachte an ein Langschiff, Peruzzi und San Gallo kamen auf den ursprünglichen Gedanken zurück. Endlich erhob Michelangelo ein Abbild des Pantheons, die riesige und schlanke Kuppel, deren Scheitel 143 m über dem Boden schwebt, und errichtete damit sich selber das großartigste Denkmal, zugleich freilich auch dem wiederhergestellten Papsttum, dessen Herrschaft soeben die freie Geistesbildung Italiens in Fesseln schlug. Seiner Zeit müde, die ihn nicht mehr verstand, vollends einsam seit dem Tode der edlen Vittoria Colonna (1547), mit der ihn gleiche Überzeugung zu reinster Freundschaft verbunden hatte, starb er zu Rom am Abend des 18. Februar 1564, aber nicht dort, sondern zu Florenz in Santa Croce, dem Nationalheiligtum der Florentiner, wurde er bestattet.

Er hatte noch das Modell der Peterskuppel vollendet, und bei seinem Tode war nur noch das Gewölbe selbst herzustellen. Doch geschah dies erst unter Sixtus V. in nicht ganz zwei Jahren (1588—90) durch Giacomo della Porta und Domenico Fontana. Die Laterne wurde erst unter Gregor XIV. aufgesetzt, die innere Ausschmückung der Kirche 1603 unter Clemens VIII. vollendet, endlich bis 1612 unter Paul V. der vordere Kreuzarm zum Langschiff ausgebaut. Die majestätischen Säulenhallen des Petersplatzes fügte Lorenzo Bernini unter Alexander VII. (1655—67) hinzu.

Michelangelos jüngerem Genossen wurde ein glücklicheres Los. **Raffael Santi** (Sanzio), eines Malers Sohn, war 1484 im stillen, waldgrünen Urbino in Umbrien geboren und wuchs hier in glücklichem Familienleben auf. Nach der Eltern Tode wurde er Schüler Pietro Peruginos, kam 1505 nach dem ewigbewegten Florenz und wurde 1508 nach dem stolzen Rom gerufen, dem er bis an das Ende seines kurzen Lebens angehörte. In diesem Leben aber gab es keinen Kampf, in dieser Seele keine Gegensätze, und so bildete sich Raffael zu einem wunderbar harmonischen Menschen, vor dessen Anblick jeder Streit verstummte, zu einer Natur voll Anmut, Gesinnungsadel und Herzensgüte, aber auch voll rastlosen Strebens nach dem Höchsten. So sind auch seine Kunstschöpfungen durchaus edel und harmonisch; in vollendeter Meisterschaft der Technik weiß er die religiöse Innigkeit der Umbrier und die kräftige Naturwahrheit der Florentiner mit der reinen Formenschönheit der Antike, wie er sie in Rom fand, vollkommen zu verschmelzen. Er hat sich auch als Bildner und Baumeister versucht, war sogar seit 1516 der leitende Architekt an der Peterskirche, aber unerreicht ist er als Maler, da bezeichnet er die höchste Vollendung der religiösen Kunst des Mittelalters und den Anfang der modernen Geschichtsmalerei.

Raffael Santi.

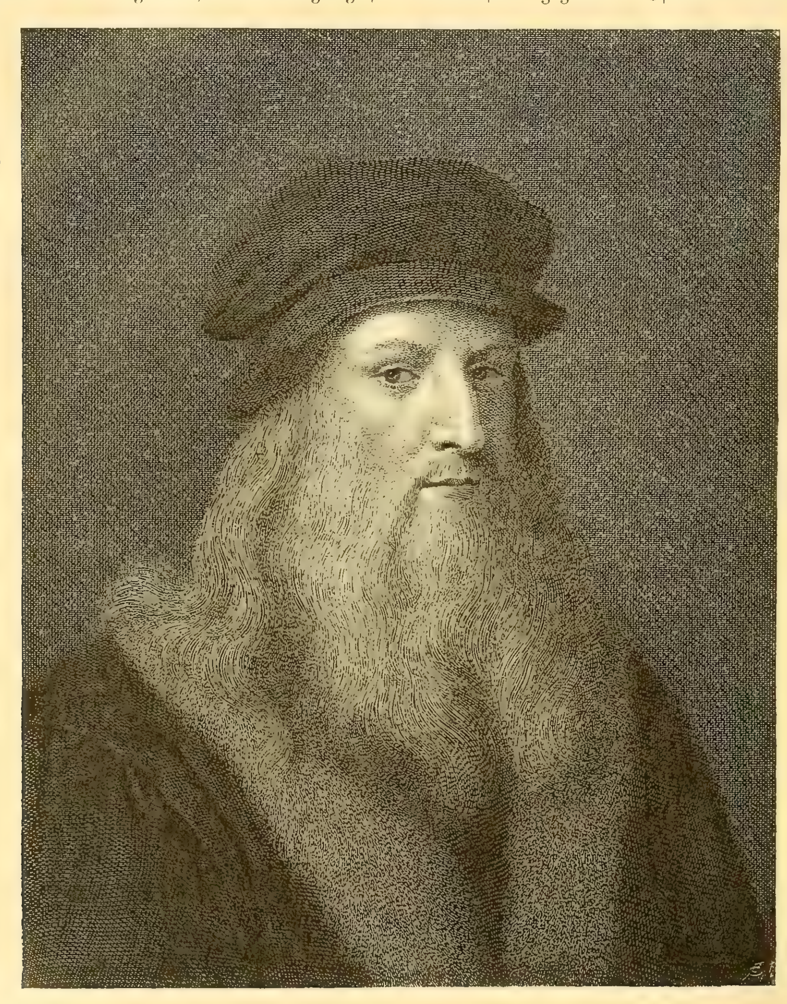
Sein großartigstes Werk in Rom ist die Ausmalung der sogenannten „Stanzen" (stanza, d. i. Zimmer) im Vatikan und der „Loggien" (offener Bogengänge) im Damasushofe, die ihren Zugang bilden. Dort stellte Raffael in vier aufeinander folgenden Sälen das menschliche Geistesleben in seinen höchsten Thätigkeiten, in Philosophie, Poesie, Theologie und Rechtswissenschaft dar, nicht durch allegorische Figuren, sondern durch Gruppen handelnd bewegter Menschen (Stanza della Segnatura d. i. Zimmer des höchsten päpstlichen Gerichtshofes), sodann die Rettung der Kirche aus drängenden Gefahren in dramatisch bewegten Geschichtsbildern (Stanza d'Eliodoro), weiter Kundgebungen der geistlichen Macht (Stanza del Incendio) und endlich die Begründung der weltlichen Macht durch Konstantin den Großen, daher hier das berühmte Gemälde der Schlacht an der Milvischen Brücke im Jahre 312 (s. Nachbildung Band II.). Später schmückte er die Deckenwölbungen der Loggien mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte und entwarf für die Sixtinische Kapelle, die Michelangelo ausgemalt hatte, die herrlichen Tapeten (Teppiche) mit Szenen aus der Apostelgeschichte (s. Band II.), die dann zu Brüssel in Seide und Goldstoff meisterhaft gewebt wurden. Nebenher malte Raffael auch noch den prachtvollen Saal der Villa Farnesina aus (Triumph Galatheas) und schuf neben einer Reihe von Bildnissen, wie Julius' II. (s. Band IV) und Leos X. (S. 113), allerdings mit Hilfe zahlreicher Schüler, eine unglaubliche Fülle von Ölbildern für Kirchen und Klöster, vor allem in immer neuer, bald lieblicher, bald erhabener Auffassung Darstellungen Marias mit dem Christuskinde, unter denen die altberühmte Sixtinische Madonna (zu Dresden), ursprünglich ein Altarbild für das Benediktinerkloster San Sisto in Piacenza, mit Recht die oberste Stelle behauptet. Ein Gemälde der Himmelfahrt war seine letzte Arbeit; es stand halb vollendet über seinem Bette, als er, kaum 36 Jahre alt, am Karfreitag verschied (6. April 1520), auch im Tode noch ein Kind des Glücks, denn sein frühes Ende ersparte es ihm, das Ende der ihn umgebenden Herrlichkeit zu sehen.

In seinen und Michelangelos Schöpfungen hat die Malerei das schlechthin Schönste, das für alle Zeiten Klassische und zugleich das Gedankenreichste geleistet, dessen sie überhaupt fähig ist. Hier vereinigen sich vollendete Formengebung und tiefster Ideengehalt zum wunderbaren Ganzen, und nirgends ist die Verbindung des Christlichen mit

dem Antiken, des frommen Glaubens und der forschenden Weisheit, wie sie diese Zeit in ihren edelsten Geistern erstrebt, zu so vollkommenem Ausdruck gebracht worden als in den Werken der beiden Meister im Vatikan.

Michelangelo und Raffael in Florenz.

Auch außerhalb Roms erscheinen beide gewissermaßen vereint. Im Jahre 1520 ging Michelangelo nach Florenz, der früher ersten Stadt der Renaissance, um hier im Auftrage Papst Leos X. für Giulio und Lorenzo Medici, den Bruder und Neffen des Papstes, die berühmten „Mediceergräber“ in San Lorenzo aufzurichten. Während dieser Arbeit nahm er leitend an der unglücklichen Verteidigung seiner Vaterstadt gegen die Spanier Karls V. teil



63. Lionardo da Vinci.
Nach dem Selbstporträt gestochen von Raphael Morghen.

(1529 — 30) und ließ dann grollend sein Werk unvollendet liegen, und so wurde es 1534 aufgestellt, die sitzenden Statuen der beiden Medici, darüber die liegenden Gestalten des Tages und der Nacht, der Morgenröte und des Abends. Raffael aber baute zu Florenz den edel-einfachen Palazzo Pandolfini neben Vasaris Uffizien.

Schulen.

Beide, Raffael und Michelangelo, wurden Gründer bedeutender Schulen, jener der römischen, dieser der florentinischen, soweit solche Meister überhaupt Schüler haben können. Ihre Mitglieder erreichten natürlich die Meister nicht im entferntesten; die Römer suchten bald das Wesen der Malerei lediglich in der schönen Form, die Florentiner ahmten das Kraftvolle ihres Vorbildes bis zur Verzerrung nach.

Von Florenz ging auch der größte Meister der lombardischen Schule aus, Lionardo da Vinci (geb. 1452). Lionardo da Vinci.

Ein Schüler Verocchios, hat er den größten Teil seines Lebens in Florenz zugebracht, aber gerade in Mailand, wo er im Dienste des Hauses Sforza 1492—99 wirkte, mehrere seiner Hauptwerke geschaffen. Dann berief ihn König Franz I., der 1515 Herr der Lombardei geworden war, nach Paris (1516), und in Frankreich ist er auch drei Jahre später gestorben.

Ein bildschöner und riesenstarker Mann, Meister in allen körperlichen Übungen und voll freudiger Lebenslust, aber auch weichen Gemüts und ein trefflicher Vater seiner Familie, konnte er als Ideal eines Mannes gelten. Alle Interessen der reichen Zeit, all ihr Wissen und Können waren in ihm wunderbar vereinigt. Von seiner wissenschaftlichen Bedeutung ist schon früher die Rede gewesen (S. 110), aber auch als Künstler ist er vielseitig wie Michelangelo und Raffael, voll schärfster Beobachtungsgabe und unermüdlichem Triebe nach Vervollkommnung, weshalb er nur



64. Antonio Allegri da Correggio. Nach dem Kupferstich von Asioli.

wenig vollendet hat. Als Maler strebte er nach feinster Wiedergabe des seelischen Ausdrucks und plastischer Rundung der Gestalten bei sorgsamster Ausführung und meisterhafter Behandlung der Beleuchtung, deshalb wurde er einer der ersten Porträtmaler aller Zeiten; sein vollendetstes Werk ist das Bildnis der Mona Lisa, der Gattin eines Freundes. Nicht minder treten aber seine Vorzüge in dem berühmten „Abendmahl“ hervor, das er in Mailand für das Kloster Sta. Maria delle Grazie in Fresko malte, und in dem wenigen, was von seinen Florentinischen Geschichtsbildern erhalten ist.

Auf seinen Schultern steht Antonio Allegri da Correggio aus der Gegend von Modena (1494—1534). Correggio.

Er will vor allem wirken durch die aus Hell und Dunkel wunderbar gemischte Beleuchtung und den sinnlichen Reiz in Gestaltung und Gruppierung ohne tieferen Ernst und große Gedanken. Die heilige Familie bildet seinen Lieblingsgegenstand, so in dem berühmten Gemälde „Heilige Nacht“, doch hat er auch üppige mythologische Szenen und namentlich in Parma große Fresken gemalt.

Venedig. Eine abgesonderte Stellung nimmt wie im Staatsleben so auch in der Kunstentwickelung Venedig ein, die stolze Aristokratie, die mächtige und reiche Welthandelsstadt, die Herrin des östlichen Meeres. Hier haben in der Baukunst länger als sonstwo in Italien orientalische und gotische Erinnerungen nachgewirkt; hier baute Jacopo Sansovino (1477—1570) die herrliche Markusbibliothek und den stolzen Palazzo Cornaro am großen Kanal: zu Padua und Vicenza errichtete der thätige, nach dem Kolossalen strebende Andrea Palladio (1518—80) seine zahlreichen Paläste. Die Malerei findet entsprechend dem gediegenen Glanze des venezianischen Lebens ihren Gegenstand in seiner Darstellung, in der Vorführung namentlich weiblicher Schönheit und prunkender Kostüme oft auf großartigem architektonischen oder landschaftlichen Hintergrund, und das alles ist übergossen von prachtvollem Kolorit. So malen die beiden Sansovino, so Giorgione (1477—1511), Palma Vecchio (1480—1528), Tintoretto (1512—94), der den Dogenpalast ausschmückte, Paolo Veronese (1538—88), der, auch wenn er biblische Szenen darstellt, doch immer nur venezianische Nobili vorführt (z. B. in seiner „Hochzeit zu Kana"). Tizian. Ihr größter Meister aber wurde Tiziano Vecellio aus Cadore (1477—1576)

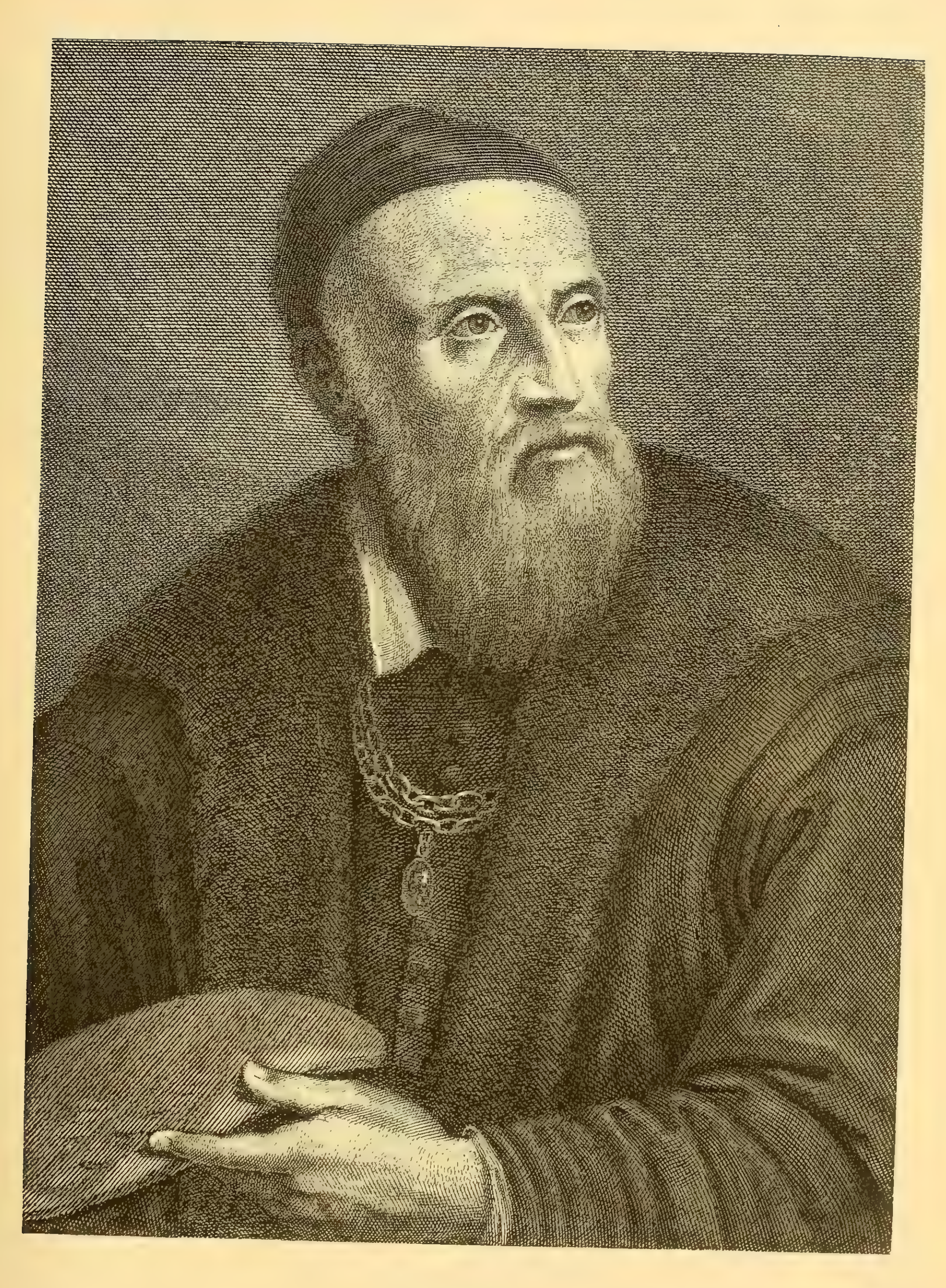
Tizian war ein Liebling des Glücks. Fröhlich schwamm er im Strome der vornehmen Gesellschaft, ein Günstling der Großen, ohne ihnen zu schmeicheln. Den Menschen zu schildern in voller Lebenswahrheit, galt ihm als das Höchste. Das machte ihn zum ersten Porträtmaler des Jahrhunderts — Karl V. wollte nur von ihm gemalt sein — und zum ersten Darsteller der Frauenschönheit; aber auch in kirchlichen Gegenständen wußte er das menschlich Hohe zum vollen Ausdruck zu bringen (so in „Christus mit dem Zinsgroschen"). Die Kämpfe seiner Zeit haben ihn so wenig erschüttert, wie den Staat Venedig.

Kunsthandwerk. Es ist ein Beweis für den lebendigen Zusammenhang der damaligen Kunst mit dem Volksleben, daß auch das Handwerk seine Erzeugnisse künstlerisch, d. h. schön, und dabei dem Zwecke des Gegenstandes entsprechend zu behandeln verstand, und daß es also zum Kunsthandwerk wurde. Die Möbel werden mit stilvollem Schnitzwerk oder eingelegter Elfenbeinarbeit verziert; nach antiken Vorbildern formen sich die Glasgefäße, wie sie namentlich Venedig in unübertroffener Feinheit hervorbringt, ebenso wie die reizvollen glasierten Thongefäße, die unter dem Namen der Majoliken in Urbino und Gubbio, Florenz und Faenza (Fayencen) gearbeitet werden; in schwungvollen Pflanzenranken schlingt sich das geschmiedete Eisenwerk der Thüren. Auch die Waffe wird zum Gegenstand für das Kunsthandwerk. Gefäß und Griff des Degens werden in Eisen geschnitten oder, wie auch die Klinge, ziseliert; Elfenbeineinlagen bedeckten den Kolben des Gewehres; vollends die Flächen der Plattenharnische geben Raum für die reichste Ornamentik, ja für die Darstellung ganzer Gestaltengruppen in getriebener oder ziselierter Arbeit, und auch das feuerspeiende Geschütz wird künstlerisch geadelt. In Arbeiten solcher Art stehen Mailand und Florenz voran, und kein Meister kann sich auf diesem Gebiete des Kunsthandwerks mit Benvenuto Cellini (1500—71) messen.

Cellini war ein geborener Florentiner, der Sohn eines Baumeisters, fand aber bei seinem unruhigen und händelsüchtigen Wesen nirgends recht Ruhe und lebte daher abwechselnd in Rom, Mantua, Frankreich und Florenz, wo er auch 1571 starb. Er war vor allem Goldschmied und Stempelschneider, zeichnete sich aber auch durch seine Emaillierkunst aus und lieferte selbst einige treffliche Bildhauerarbeiten. Seine Selbstbiographie verrät große Neigung zur Ruhmredigkeit und ist daher nicht unbedingt zuverlässig.

* * *

Mit einer blendenden, fast unbegreiflichen Fülle edler Schöpfungen hat die Kunst der Renaissance Italien übergossen, während gleichzeitig die edelsten Geister an der Begründung der modernen Wissenschaft arbeiteten. Doch das rechte Wort für die Reform der Kirche zu finden blieb ihnen versagt, die Folgerungen von ihrer Verstandesarbeit



Tiziano

65. Tiziano Vecellio. Selbstbildnis des Künstlers.

Tizian hat sich im höheren Alter dargestellt, geschmückt mit der goldenen Gnadenkette Kaiser Karls V.

auf die Religion haben sie nicht gezogen. Die Männer, die ein vergeistigtes Christentum glaubten wie manche der großen Künstler, blieben vereinzelt; der einzige, der ernsthaft eine Umgestaltung der Kirche in diesem Sinne erstrebte, Girolamo Savonarola, wurde 1498 als Ketzer verbrannt. Michelangelo und Raffael haben ihn Zeit ihres Lebens hoch verehrt, aber für Italien gewann er keine dauernde Bedeutung, und er fand keinen Nachfolger; Italien brachte der Kirche nicht die Reform.

Denn die meisten humanistisch Gebildeten dachten heidnisch; sie standen der Kirche gleichgültig gegenüber und äußerten ihr Interesse an ihr höchstens in Spott und Satire. Die wenigen, die aufrichtig religiös empfanden, standen doch in unnahbarer Vornehmheit hoch über dem Volke, wie überhaupt die Humanisten, und schließlich waren alle diese Kreise in so reger persönlicher Berührung mit der höheren Geistlichkeit, welche künstlerische und humanistische Interessen eifrig förderte, daß sie an eine ernsthafte Bekämpfung kirchlicher Mißbräuche gar nicht denken konnten, ohne jene, die ihnen doch das Höchste waren, zugleich in Frage zu stellen. Die Masse des Volkes aber fühlte sich befriedigt von dem prunkvollen Kultus und der bequemen Moral, die ihr diese Kirche bot, und war ihrer ganzen Natur nach tieferem Erfassen religiöser Dinge abgeneigt. Und nur ein solches konnte die Kirche neu gestalten, deshalb blieb deutscher Gemütstiefe diese Aufgabe vorbehalten. Über ihrer Lösung hat Deutschland seine besten Kräfte zugesetzt und darüber die dringend notwendige Reform seiner staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse versäumt.

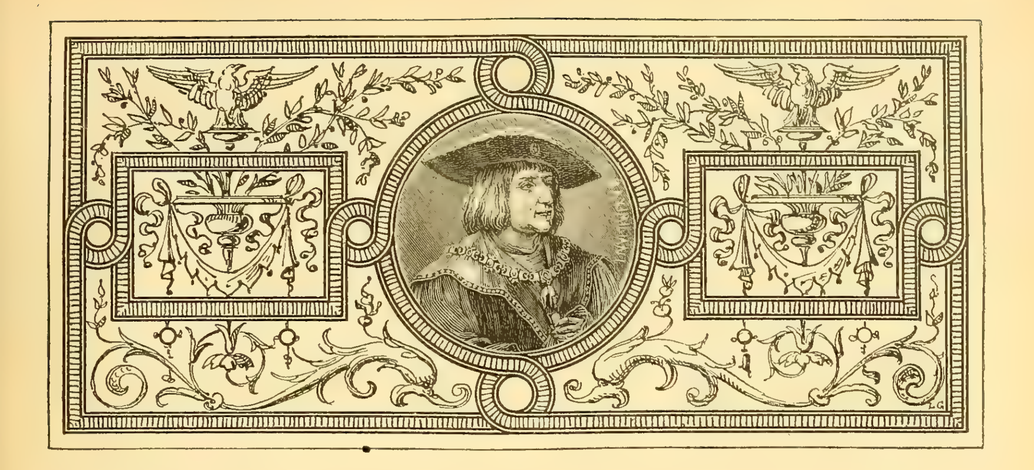


benvenuto

66. Benvenuto Cellini.
Nach G. Vasaris Gemälde gestochen von Wachsmann.


EUROPA
zu Beginn der Reformation
um 1520
bearbeitet von Carl Wolf
Maßstab 1:15000000
Römisch Deutsches Kaiserreich
Habsburgischer
Hohenzollernscher
Wittelsbachischer
Wettinischer
Böhm. Jagellonischer
Besitz
In Frankreich
Habsburgischer Besitz
Geb. der alt. lothr. Linie (Vaudemonts)
(Guises)
Bourbons
Albrets
Alençons
NORDSEE
KÖNIGR. NORWEGEN
SCHWEDEN
KÖNIGR. DÄNEMARK
KÖNIGR. SCHOTTLAND
KÖNIGR. ENGLAND
KÖNIGR. FRANKREICH
KÖNIGR. PORTUGAL
KÖNIGR. KASTILIEN
KÖNIGR. ARAGONIEN
Königr. Granada
KÖNIGR. NEAPEL
KÖNIGR. SARDINIEN
KÖNIGR. SIZILIEN
REPUBLIK VENEDIG
KÖNIGR. UNGARN
KÖNIGR. POLEN
GROSSFÜRSTENTUM LITAUEN
MOSCOWITISCHES REICH
CHANAT DER KRIM
CHANAT ASTRACHAN
Chanat Kasan
OSMANISCHES REICH
PERSISCHES REICH
KÖNIGR. IMERETHI
SULTANAT FES
SULTANAT ALGIER
SULTANAT TUNIS
Schwarzes Meer
Adriatisches Meer
Tyrrhenisches Meer
Ionisches Meer
Ostsee
Ed. Gaeblers Geogr. Inst. Leipzig.


Tavastehus
Reval
Esthland
Pernau
Dorpat
DEUTSCHEN ORDENS
Livland
Riga
Düna
Wilna
Grodno
Nowogrodek
Pinsk
Brest
Lublin
Lutzk
Lemberg
Halitsch
GARN
Siebenbürgen
Hermannstadt
Orsowa
Widdin
Sofia
Philippopel
Üskub
Saloniki
Negroponte
Athen
Patras
Korinth
Nauplia (Ven.)
Monemvasia (Ven.)
Cerigo (Ven.)



Deutschland unter Maximilian I.

Das Reich und seine Glieder.

Um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts bot Deutschland das merkwürdige Schauspiel eines Volkes, das an Reichtum hinter wenigen zurückblieb, an Wehrhaftigkeit alle übertraf, auf jedem Gebiete des geistigen Lebens täglich Fortschritte machte, während doch seine gemeinsamen politischen Einrichtungen in völliger Auflösung begriffen waren, eine steigende Verstimmung alle Stände erfaßt hatte, die Kirche aber trotz alles äußeren Pompes in Kultus und Festen, trotz tiefgreifenden weltlichen Einflusses und umfassenden weltlichen Besitzes, trotz frommer Ergebenheit der Laien doch alle Merkmale tiefer Verderbnis offenbarte.

Das Reich, breit hingelagert durch ganz Mitteleuropa, mit seinen Grenzgebieten tief eingreifend in die romanische und slawische Welt, behauptete immer noch an Ausdehnung den ersten Rang unter den zivilisierten Staaten des Erdteiles; immer noch war sein König als der geborene Träger der römischen Kaiserkrone der anerkannt erste Herrscher der Christenheit, und noch galt der Grundsatz, daß jedes Recht in seinen weiten Grenzen auf der Verleihung des Kaisers beruhe; doch thatsächlich war es nur noch eine lose Anhäufung einiger Hundert fürstlicher, städtischer und adliger Gebiete von der verschiedensten Größe und Beschaffenheit. Stellung.

Den ersten Rang wenigstens, wenn auch nicht immer an Umfang und Macht, so doch in der Geltung innerhalb der stolzen Aristokratie deutscher Fürsten, nahmen die kurfürstlichen Territorien ein, das Königreich Böhmen, die Pfalzgrafschaft bei Rhein, das Herzogtum Sachsen-Wittenberg, die Markgrafschaft Brandenburg samt den reichen Landen der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln. Die letzteren bildeten zugleich die bedeutendsten Glieder in der langen Kette geistlicher Fürstentümer, die dem Rheinstrome den Namen der „Pfaffengasse des heiligen römischen Reiches“ verschaffte, wie Basel, Straßburg, Worms, Speier, Utrecht. Geistliche Gebiete beherrschten weiterhin einen großen Teil Niedersachsens (Münster, Osnabrück, Paderborn, Hildesheim, Halberstadt, Verden); im Osten lagerten die großen Erzstifte Bremen, Magdeburg, Salzburg, an der oberen Donau Eichstätt, Regensburg, Passau, am Main Würzburg und Bamberg, während die Stiftslande östlich der Saale und Elbe, wie Reichsstände. Gebietsverteilung.

Naumburg-Zeitz, Merseburg, Meißen, Brandenburg, Havelberg, Lübeck, Kammin, Breslau u. a., niemals zur Reichsunmittelbarkeit gelangt waren. Dazu gesellten sich noch beträchtliche Besitzungen des Deutschen und des Johanniterordens im Süden, so daß mindestens der dritte Teil des Reichsbodens unter der Hoheit geistlicher Fürsten stand.

Unter den weltlichen Territorien, die nicht den Kurfürsten gehorchten, ragten im Südosten die österreichischen Lande und Bayern, im Südwesten das Herzogtum Württemberg, im Nordwesten die weitgestreckten Besitzungen der Herzöge von Kleve und die reichen burgundischen Landschaften in den Niederlanden hervor. Aber überall im Süden und Westen, wenig oder gar nicht im Norden und Osten, wurden diese fürstlichen Gebiete durch die Besitzungen reichsunmittelbarer Grafen und Ritter wie durch die zum Teil weit ausgedehnten Territorien der Reichsstädte durchbrochen. Unter ihnen behaupteten damals Nürnberg, Ulm, Augsburg, Frankfurt a. M., Straßburg, Metz im Süden, Bremen, Hamburg, Lübeck im Norden den unbestrittenen Vorrang vor den viel zahlreicheren kleineren Genossinnen, die nirgends dichter nebeneinander lagen als in Schwaben, während östlich des Elbstromes, von Lübeck abgesehen, sich keine einzige Reichsstadt entwickelt hat. — So ist die Gebietsverteilung in den einzelnen Landschaften des Reiches eine äußerst verschiedene. Große geschlossene Fürstentümer gab es nur im Osten: hier erscheinen weder reichsunmittelbare Städte noch Grafen und Ritter; der Süden und Westen bietet ein Bild verworrenster Gebietsverhältnisse, ein Durcheinander kleinerer und größerer Trümmer aus dem einst stolzen Ganzen des Reiches.

Grenzen des Reiches.

Wer aber damals versucht hätte, die Grenzen des Reiches bestimmt zu ziehen, der würde außer etwa da, wo das Meer sie darstellte, dazu kaum im stande gewesen sein. Unzweifelhaft war Böhmen mit seinen Nebenlanden, mit Mähren, Schlesien und den beiden Lausitzen, ein Glied des Reiches, sein König der erste weltliche Kurfürst, aber es trug nichts zu den Reichslasten bei, und die Vorherrschaft der tschechischen Nationalität im Kernlande in Verbindung mit der hussitischen Landeskirche, endlich das fremde Fürstenhaus der polnischen Jagellonen entfremdeten es völlig dem deutschen Leben und verbanden es näher mit Polen und Ungarn. Unbestritten gehörte sodann das Ordensland Preußen nicht zum Reiche, denn Ostpreußen mit Königsberg war seit 1466 polnisches Lehen, Westpreußen mit Danzig und Thorn ebenso lange polnischer Besitz; aber die Bevölkerung war ganz überwiegend deutsch, der Hochmeister ein deutscher Fürst und im engsten Zusammenhange mit dem Ordensmeister in Mergentheim, sein Verhältnis also zur Nation ein ungleich engeres als das Böhmens. Weiter zählte zwar Holstein zu den Reichslanden, aber sein Schwesterland Schleswig nicht, und beide waren wiederum seit 1459 durch das Herrscherhaus mit Dänemark verbunden. Vollends an der Westgrenze, wo französische Lehnsansprüche tief in die nun habsburgischen Niederlande reichten, während wiederum das Herzogtum Lothringen und die Freigrafschaft Burgund zwar deutsches Lehen, aber ihrer Bevölkerung nach großenteils französisches Land waren, und im Süden, wo die Schweizer Eidgenossen seit 1499 sich von ihren Pflichten gegen das Reich befreit hatten, Savoyen, Mailand und Genua aber noch immer als Reichslehen galten, da waren deutsche und fremde Beziehungen und Ansprüche so unentwirrbar miteinander verflochten, daß es fast unmöglich zu sagen war, wo die Rechte des Reiches anfingen und wo sie aufhörten. Eben diese Zustände bargen eine Menge Gefahren in sich, mußten das Reich in unaufhörliche Kämpfe verwickeln.

In diesem bunten Gewirr waren am Ende des 15. Jahrhunderts zwei Mächte im Aufstreben begriffen: in politischer Beziehung die Fürstentümer, in wirtschaftlicher Hinsicht die Städte.

Die Fürstentümer.

Rechtliche Stellung des Landesherrn.

Freilich war ein fürstliches Territorium jener Zeit noch weit entfernt davon, ein modernes Staatswesen zu sein. Allerorten betrachtete das fürstliche Haus das Ganze seiner Güter und Rechte als sein Privateigentum und behandelte es danach von rein dynastischem Gesichtspunkte aus, ohne jede Rücksicht auf das Wohl des Ganzen, ja gelegentlich selbst ohne Rücksicht auf das wirkliche Interesse des eignen Hauses. Verpfändungen und Verkäufe einzelner Landesteile, Erbteilungen des ganzen Territoriums für die hinterbliebenen Söhne waren an der Tagesordnung, das Vorrecht des Erstgeborenen wurde nur in wenigen Gebieten, wie in Brandenburg und im albertinischen Sachsen, in Bayern und Württemberg, anerkannt. Noch bildeten auch die Haupteinnahmequellen des fürstlichen Hauses nicht die regelmäßigen Steuern der Unterthanen, sondern die ausgedehnten Kammergüter (Domänen) und die möglichst gesteigerten nutzbaren Hoheitsrechte (Regalien), wie Zölle, Münzrecht, Bergwerksregal. Noch waren demgemäß die Aufgaben der fürstlichen Landesverwaltung sehr beschränkt, gar nicht zu vergleichen mit der allumfassenden Wirksamkeit des modernen Staates, wesentlich gerichtet auf die Administration der fürstlichen Einkünfte, auf die oberste Gerichtsbarkeit und die Handhabung des Landfriedens. Dem entsprach die geringe Zahl der fürstlichen Beamten. Am Hofe der Kanzler als der eigentliche Leiter des Ganzen, in den einzelnen Bezirken die Rentmeister und Landvögte oder Hauptleute, das war so ziemlich alles, ganz zu geschweigen davon, daß alle Sorge für die geistige Bildung lediglich Sache der Stadtgemeinden oder der Kirche blieb.

Die Landstände.

Unter solchen Umständen mußte ein großer Teil der Aufgaben, welche heute die Landesregierung übernommen hat, den örtlichen Gewalten innerhalb des Territoriums zufallen, den Edelleuten, den geistlichen Stiftern, den Städten. Sie alle übten auf ihren Gebieten über ihre Unterthanen die Polizeigewalt und die niedere, ja soweit die Städte in Betracht kommen, häufig auch die höhere Gerichtsbarkeit aus. Die Stadtgemeinden genossen auch in allen übrigen Dingen fast überall einer wenig beschränkten Selbstverwaltung, die sie mehr zu Verbündeten, als zu Untergebenen ihres Landesherrn machte. Und nun traten wiederum diese Stände dem Fürsten als geschlossene Körperschaft, als Landstände, gegenüber. Meist in drei, seltener in vier oder in zwei Stände, in Geistlichkeit, Edelleute und Städte gegliedert, fanden sie sich eigenmächtig oder auf den Ruf des Landesherrn zu Landtagen ein. Nur in Friesland und Tirol hatten auch die Bauern das Recht der Vertretung behauptet, sonst galt überall der Satz, sie seien durch ihre Grundherren repräsentiert. Die Mitglieder des Landtags aber waren dies stets kraft eignen Rechts, nicht durch die Wahl irgend welches Bezirks; nur die Städter vertraten als bevollmächtigte Deputierte ihre Gemeinden. Die Verhandlungen mußten um so langwieriger und schwieriger werden, je zäher jeder Stand sein Sonderinteresse verfocht, je weniger in der Regel das Bewußtsein der Gemeinsamkeit lebendig war. Und doch war die Bedeutung dieser schwerfälligen Versammlungen sehr groß geworden. Die nächste Veranlassung zu ihrer Bildung war das Bedürfnis des Landesherrn nach Vermehrung seiner Einnahmen gewesen, und diese konnte nur durch die Bewilligung von Steuern erreicht werden, die grundsätzlich nur als außerordentliche, auf Zeit und zu bestimmten Zwecken, zu Krieg, Bauten, Tilgung landesfürstlicher Schulden u. a. bewilligte Leistungen galten. Denn zu außerordentlichen Anstrengungen reichten die regelmäßigen fürstlichen Einkünfte nicht aus. Betrugen doch um 1500 die Einnahmen von Kur-Köln nur 110 000 Gulden (damals zu etwa 7 RM. Metallwert), von Kur-Mainz 80 000 Gulden, von

Kur-Trier 60 000 Gulden; ebensoviel etwa vermochte Kur-Sachsen, Kur-Brandenburg dagegen nur 40 000 Gulden, während Bayern 100 000 Gulden, Württemberg 80 000 Gulden, das Erzstift Magdeburg 50 000 Gulden verrechneten. Wie gewaltig überragte da doch sie alle das Haus Habsburg, das aus seinen deutschen Erblanden 300 000 Gulden, aus Burgund gar 580 000 Gulden zog! Aber auch diese Summen wollten wenig bedeuten gegenüber den enormen Kosten der Söldnertruppen jener Tage, da 100 Fußknechte ein Jahr hindurch 5000 Gulden, 100 Reiter 12 000 Gulden Sold erforderten, beispielsweise also die gesamten Jahreseinkünfte von Kur-Sachsen eben ausreichten, um 1200 Fußknechten oder 500 Reitern ein Jahr lang den Sold zu zahlen! Besser als alles andre machen diese Daten die Notwendigkeit, die Steuerkraft des Landes anzuspannen, deutlich; je mehr aber dies der Fall war, desto mehr entwickelte sich das Steuerbewilligungsrecht, also die Macht der Stände. Und sprachen sie die Bewilligung aus, dann nahmen sie sich auch das Recht, die Steuern selbst zu veranlagen, einzuziehen und ihre Verwendung durch ihre Ausschüsse und ihre Beamten zu leiten. Für den Fall kriegerischer Rüstung übernahmen ständische Deputierte auch die Aufbringung der Mannschaften, ständische Mustermeister die Organisation, ständische Offiziere die Führung im Felde. So entwickelte sich neben der landesherrlichen Verwaltung eine ständische, die oft mehr bedeutete als jene und den Territorien mehr das Ansehen aristokratisch als monarchisch geordneter Länder gab. Urkunden fixierten dann wohl das Verhältnis der Stände zum Landesherrn, wie das „Libell" von Augsburg im Jahre 1510 in Österreich; die Huldigung wurde dem Nachfolger erst dann geleistet, wenn er sie beschworen hatte, jeder Versuch des Fürsten, die ständischen Rechte zu brechen, ward mit Steuerverweigerung, wenn nicht gar mit Aufruhr beantwortet. Und doch zogen die schwerfälligen, mit Hader und Streit erfüllten Beratungen dieser stolzen Stände gegenüber den Privatinteressen des Fürstenhauses ein landschaftliches Gesamtbewußtsein groß; ja unter besonderen Umständen schlossen sich die Gebiete eines Fürstenhauses, die bis dahin nur durch die Dynastie zusammengehalten worden waren, in ständischen Formen enger aneinander, wie z. B. in der Not der Türkeneinfälle gemeinsame Ausschußlandtage sowohl der drei Lande, Steiermark, Kärnten und Krain, als auch der fünf, Ober- und Niederösterreich samt den drei erstgenannten, stattfanden, von jenen zuerst im Jahre 1494, von diesen im Jahre 1496.

Steigen der fürstlichen Gewalt.

Aber gegenüber dieser Macht der Stände begann in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts das Streben nach Steigerung der fürstlichen Gewalt sich geltend zu machen, freilich in den meisten Fällen wenig konsequent und gar nicht zu vergleichen mit der rücksichtslosen Ausbildung des fürstlichen Absolutismus in Italien. Wenn Österreich die ständische Macht in höchster Blüte sah, so war in Brandenburg die Macht der Hohenzollern schon hoch gestiegen. Die Kirche des Landes war bereits seit Friedrich II., dem Eisernen (1440—1470), dem Landesherrn völlig unterworfen, den Städten, die ihm trotzig widerstanden, hatte dieser Fürst ihre Bündnisse und den Beitritt zur Hansa verboten; Joachim I. (1499—1535) schrieb in seiner „Polizeiordnung" 1515 den Städten die Formen ihrer Verwaltung vor und traf eine Reihe tiefeinschneidender Verfügungen. Überhaupt äußerte sich das Wachstum fürstlicher Macht wesentlich auf dem Gebiete der Gesetzgebung, die immer zahlreichere Seiten des Volkslebens allgemeiner Regelung unterwarf; die ausführende und richterliche Gewalt dagegen verblieb nach wie vor der Hauptsache nach den Städten und den Grundherren. Der fürstliche Staat jener Zeit war und blieb also in dieser Beziehung eine Verbindung von landesherrlichen Kammergütern, adligen und geistlichen Grundherrschaften und städtischen Gebieten unter einer langsam um sich greifenden monarchischen Gewalt.

Nichts hat mehr die Ausbildung der landesherrlichen Macht gefördert, als die Einführung des römischen Rechts. Gewiß ein seltsames Schauspiel, daß das Recht eines längst untergegangenen fremden Volkes die Herrschaft über Deutschland gewann in demselben Augenblicke, als sich unsre Nation anschickte, das Joch des römischen Papsttums zu zerbrechen, aber es ist erklärlich nicht etwa nur aus dem Interesse der Landesherren, sondern vor allem aus Mangel einer wirklich nationalen Rechtsbildung, die eine der traurigsten Folgen des Zerfalls der staatlichen Einheit war und wieder die Das römische Recht.



68. Richtstätte mit Rad und Galgen.
Faksimile eines Holzschnittes von Hans Burgkmaier im „Theuerdank“.

ordnungslose Mannigfaltigkeit der Rechte mit sich brachte, sowie daraus, daß dies heimische Recht hinter der Kulturentwickelung zurückgeblieben war. Das römische Recht dagegen entsprach eben der jetzt von den Deutschen erreichten höheren Kulturstufe und trat in imponierender, folgerichtiger Durchbildung der Zerfahrenheit des deutschen gegenüber. Indem es die Gewalt des römischen Kaisers als unumschränkt auffaßte, förderte es die der deutschen Fürsten, auf deren Stellung dienstfertige Juristen die Idee des kaiserlichen Absolutismus anwandten. Schon im 15. Jahrhundert war dies römische Recht als „geschrie-

benes", als „kaiserliches Recht" proklamiert, das kaiserliche Gericht zum Teil mit römischen Rechtsgelehrten besetzt worden. In wachsender Zahl erscheinen sodann junge Deutsche auf italienischen Universitäten, namentlich in Bologna und Padua, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, und seit der Mitte des Jahrhunderts öffnen deutsche Hochschulen ihre Hörsäle den Lehrern des fremden Rechts, so zuerst Greifswald und Erfurt, während das einheimische Recht keinerlei wissenschaftliche Behandlung erfuhr und so immer weniger im stande war, den Wettkampf aufzunehmen. Mehr Schwierigkeiten stellten sich der praktischen Einführung entgegen. Nach deutschem Recht entschieden ohne Appellationsinstanz, in öffentlicher Sitzung und mündlichem Verfahren die Schöffen aus dem Laienstande als „Urteilsfinder" unter Vorsitz des Richters als „Urteilsfrager", nach römischem gelehrte Einzelrichter nach äußeren Normen im geheimen, schriftlichen Prozeß. Auch die Anschauungen und Bestimmungen des fremden Rechts standen denen des deutschen in vieler Beziehung schnurstracks entgegen. Trotzdem gewannen allmählich die fürstlichen Beamten die mächtige Stellung des Richters in römischem Sinne und drängten die ungelehrten Schöffen zurück; die fürstlichen Hofgerichte oder Kammergerichte wurden zum Teil oder auch ganz mit römischen Rechtsgelehrten besetzt (so in Württemberg 1495, in Brandenburg 1516) und gegen deutschen Rechtsbrauch zu Appellationsgerichten gestaltet. Die Einholung von Rechtsbelehrungen bei den sogenannten Oberhöfen, wie solche in Freiburg i. Br. und Frankfurt a. M. für den Süden, ferner in Köln, Lübeck, Magdeburg für den Norden bestanden, kam mehr und mehr in Abnahme, wurde wohl geradezu verboten, so in Sachsen schon 1432. So drängten mit überlegener Gewalt römisches Rechtsverfahren und römische Rechtsanschauung das einheimische Wesen zurück, ertötete allmählich jedes lebendige Verständnis und Interesse für das Recht im Volke und schuf eine tiefe Kluft zwischen den juristisch gebildeten Beamten und ihm. Um so hohen Preis wurde die Förderung der fürstlichen Gewalt und die Herstellung einer annähernden Rechtseinheit erkauft; kein Wunder, daß die ungeheure Mehrheit der Nation zunächst nicht die Wohlthaten, sondern nur den Druck der neuen Ordnung empfand und ihr tiefe Abneigung entgegenbrachte.

Es ist klar, daß sich die Bestrebungen nach Steigerung der fürstlichen Gewalt vor allem in den weltlichen Gebieten äußern mußten, wo alles, was der Fürst seiner Macht zufügte, seinem ganzen Geschlechte zu gute kam. Anders in den zahlreichen geistlichen Territorien. An Stelle des erblichen Fürsten trat hier der von den Domherren, dem „Kapitel", gewählte, von ihm beratene und beschränkte Bischof oder Erzbischof, den kein ähnliches Interesse lenkte. So änderten sich die Verhältnisse hier wenig; die Stiftslande blieben, was sie seit lange waren, bequeme Versorgungsanstalten für die jüngeren Söhne der großen Fürstenhäuser und des benachbarten oder dem Stifte lehnspflichtigen Adels, oft ohne jede Rücksicht auf die meist sehr ungeistlichen Neigungen der jungen Herren.

Alles in allem betrachtet, erscheint aber auch in den weltlichen Fürstentümern der Staatsbau als ein schwaches Gerüst; die Gewalt war geteilt zwischen dem Landesherrn und seinen Ständen, überall herrschte das fürstliche, städtische oder adlige Sonderinteresse vor, das gemeinsame Bewußtsein war erst schwach entwickelt.

Die Städte; Handel und Gewerbe.

Verfassung. Gegenüber dem Fürstentume hatten die Städte, politisch betrachtet, ihr Spiel verloren. Zwar der Zutritt zum Reichstage war den Reichsstädten gewährt worden, aber die großen Städtebündnisse hatten sich im Süden nicht zu behaupten vermocht. Im Norden bestand, abgesehen von kleineren Einigungen von nur landschaftlicher Bedeutung, wie z. B. der damals noch sehr kräftige Sechsstädtebund in der Ober-

Lausitz eine war, die ruhmvolle Hansa fort, freilich auch geschwächt durch den Abfall der niederländischen wie durch den Austritt vieler binnenländischen Städte, den ihre Landesherren erzwungen hatten.

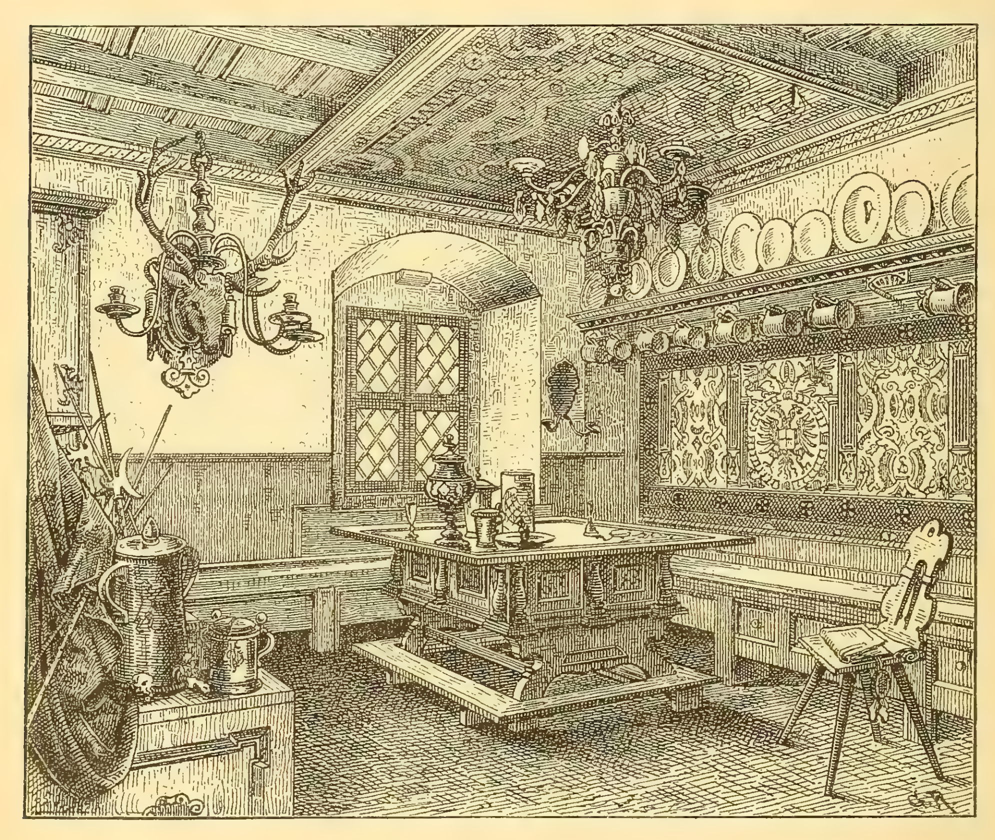
Verfassung und Verwaltung.

Doch wenn auch die Geltung der Reichsstädte in der Reichspolitik erschüttert erscheint, städtische Verfassung und Verwaltung sind doch die bei weitem entwickeltsten, die städtischen Gebiete in der That die einzigen wirklich modern organisierten Territorien im Reiche, und ihre wirtschaftliche Bedeutung wie ihre Bevölkerung ist beständig im Steigen. Freilich darf man die Einwohnerzahlen moderner Großstädte nicht auf die des 15. Jahrhunderts übertragen. Nach einer genauen Zählung hatte 1449 Nürnberg nur 20000 E., Straßburg um dieselbe Zeit 16—17000, Basel 15000, Frankfurt a. M. 7000, Danzig nur wenig über 16000. Aus den heftigsten Parteikämpfen zwischen den Zünften der Handwerker und den durch Großgrundbesitz und Großhandel hervorragenden Geschlechtern der Patrizier im 14. und 15. Jahrhundert hatte sich die städtische Verfassung fast überall herausgebildet auf Grundlage einer Vereinbarung, die entweder einer Anzahl von Handwerksmeistern den Eintritt in den Rat, also Anteil am städtischen Regiment verstattete oder auch die Patrizier zu zunftähnlichen Verbindungen vereinigte (wie in Straßburg und Köln). Der Charakter der städtischen Verfassung blieb trotzdem im wesentlichen aristokratisch, das Übergewicht lag überall in den Händen der geschäfts- und weltkundigen Geschlechter. Alljährlich wurde der Rat neugebildet, aber der Wechsel in den Personen war dabei faktisch ein sehr geringer. In seinen Händen lag die gesamte Verwaltung der Finanzen, der Polizei, des Gerichts, des Kriegswesens, der auswärtigen Politik, und er nahm sie teils in seiner Gesamtheit, teils durch einzelne seiner Mitglieder oder durch stehende Ausschüsse mit einer Anzahl von ständigen, besoldeten Unterbeamten wahr. So oft auch eine solche Regierung durch parteiisches und hartes Verfahren fehlen mochte, die strenge Zusammenfassung aller Gewalt im Rate, die treffliche Ordnung der Finanzen, die sehr achtungswerte Wehrfähigkeit, endlich die kühle, berechnende, konsequente, wenn auch stets hart egoistische Interessenpolitik nach außen machen doch im ganzen die Städte zu einer der erfreulichsten Erscheinungen dieser gärungsvollen Zeit.

Zünfte und Gewerbe.

Die Ausbildung einer straffen und folgerichtig arbeitenden Verfassung und Verwaltung war den Städten aber nur deshalb möglich, weil ihre wirtschaftliche Entwickelung die aller andern Stände übertraf. Wie in politischer, so war auch in wirtschaftlicher Beziehung jede Stadt eine kunstvoll gegliederte Genossenschaft, da das Handwerk nicht Sache des einzelnen, sondern der Zunft (Innung, Gilde) war. Jede Innung wiederum erscheint als eine halbsozialistisch organisierte Verbindung der Genossen eines bestimmten Handwerks. Sie verpflichtete ihre Mitglieder zur Arbeit und überwachte die Güte der gelieferten Waren aufs strengste; sie schaffte ihnen das Arbeitsmaterial am liebsten durch Gesamteinkauf, auf Rechnung der Zunft, sie schützte jeden einzelnen gegen die Genossen durch die Beschränkung der Produktion auf ein bestimmtes Maß wie durch Vorschriften über die Zahl der Gesellen und Lehrlinge, nach außen durch das Alleinrecht der Zunft auf dies bestimmte Gewerbe; sie unterstützte sie im Falle des Unvermögens oder der Krankheit aus der gemeinsamen Kasse. Streng regelte sie die Verhältnisse der Lehrlinge und Gesellen zum Meister, als dessen Hausgenossen beide gehalten wurden; sorglich achtete sie auf die Ehre der Zunft und wußte sich nach außen bei fröhlichen Festen wie in ernster Sache würdig und nachdrücklich zu behaupten. Die ganze Organisation konnte um so wuchtiger wirken, je enger die Zünfte desselben Handwerks durch weite Landschaften, ja durch das ganze Reich zusammenhielten; das ermöglichte den Gesellen die freie Wanderschaft und setzte sie, da auch sie ihre besonderen Verbindungen unter sich hatten, wohl in den Stand, selbst mit großen Arbeits-

einstellungen ihre Sache durchzufechten, wie die Bäckergesellen in Kolmar von 1495 bis 1505 mit Unterstützung der oberrheinischen Genossenschaften, in Nürnberg die Blechschmiedgesellen im Jahre 1475 thaten. Eben diese zunftmäßige Organisation hat das deutsche Handwerk des 15. Jahrhunderts groß gemacht, zumal da eine Trennung zwischen Kunst und Handwerk nicht vorhanden war. Alle die großen Nürnberger Meister der Plastik und Malerei, Adam Kraft, Peter Vischer, Albrecht Dürer, waren ehrsame Mitglieder einer bestimmten Zunft. Glänzend entfaltete sich so zu Nürnberg besonders die Metallarbeit in der Herstellung von Hausgeräten, Werkzeugen und Waffen aller Art. Augsburg machte sich einen weitberühmten Namen durch seine kunstvollen



69. Innungsstube der Loh- und Weißgerber zu Breslau.
Nach der Zeichnung von G. Rehlender in Henne am Rhyn, „Kulturgeschichte".

Harnische und Helme, Ulm durch seine Leinweberei; in den Städten des nördlichen Deutschland blühten die Tuchfabrikation und die Bierbrauerei, und weithin verführte der deutsche Handel die Erzeugnisse der deutschen Industrie.

Der Handel.

Zwar hatte der Handel jener Zeit mit zahlreichen uns jetzt unbekannten Hindernissen und Erschwerungen zu kämpfen. Auf schlechten Straßen zogen mühsam zahlreiche Gäule die kleinen Karren des Kaufmanns daher, häufig bedroht durch eine entbrennende Fehde zwischen seiner Stadt und einem benachbarten Edelmann, wenn es nicht gar einem adligen Schnapphahn beliebte, ohne die Formalitäten einer ritterlichen Absage den Warenzug auszurauben und die Kaufleute einzutürmen, bis sie schweres Lösegeld zahlten. Daher zogen die Wagen fast immer in Karawanen, von Reisigen

gedeckt, ihre Straße, wie die Kauffahrteischiffe gegen ähnliche Gefahren sich zu Flotten unter dem Schutze von Kriegsschiffen zusammenschlossen. Doch wenn der Kaufmann den Beraubungen entging, den zahllosen Zollstätten kleiner und großer Herren vermochte er nicht auszuweichen; zahlte man doch von der bayrischen Grenze bis Wien elfmal Zoll! Oder er sah sich gezwungen, in einer Stadt, welche das „Stapelrecht“, d. h. die Befugnis besaß, bestimmte Waren, die sie vielleicht zu ihrem Gewerbebetriebe besonders brauchte, auf dem Durchgange anzuhalten und zu einem teilweisen Verkaufe zu nötigen, mehrere Wochen hindurch liegen zu bleiben, also Geld und Zeit zu opfern. Solches Recht machten z. B. Großenhain und Görlitz für den Erfurter Waid geltend, dessen blauen Färbestoffs sich die Tuchmacher damals statt des Indigos bedienten, und Leipzig erhielt 1507 ein Stapelrecht für alle Waren, die in einem Umkreise von 15 Meilen an der Stadt vorbeigingen. Vielleicht endlich gefiel es gar einer mächtigen Stadt, ganze Straßenzüge, die sie nicht berührten, dem Verkehr zu sperren, wie man im Jahre 1512 einmal den gesamten Handel zwischen den böhmischen Landen und Polen auf die einzige Straße über Breslau zu leiten versuchte. Das wirre Durcheinander der deutschen Münzverhältnisse in Verbindung mit der ganz gewöhnlichen Verschlechterung des Münzgehaltes kam noch hinzu. Ja die Kirche stellte sich mit ihrem kanonischen Recht, das vielfach, weil es den älteren wirtschaftlichen Verhältnissen entsprach, in das deutsche Recht Aufnahme gefunden hatte, der Entwickelung des Handels geradezu feindlich gegenüber. Sie schätzte von den Erwerbszweigen mittelalterlicher Anschauung gemäß den Ackerbau am höchsten, den Handel am geringsten, sie verwarf gänzlich auch den Eigennutz als Beweggrund wirtschaftlicher Arbeit und verbot infolgedessen kurzweg das Zinsnehmen von einem Geldkapital, hinderte also die Anhäufung solchen Kapitals, damit die Entwickelung des Kredits und somit überhaupt den wirtschaftlichen Fortschritt. Die Folge war zunächst die, daß die Juden, an das kirchliche Zinsenverbot nicht gebunden und von jedem andern Erwerb durch Gesetz und Vorurteil ausgeschlossen, sich des gesamten Geldwechsels und Handels bemächtigten und in ihren Truhen um so beträchtlichere Kapitalien sammelten, je höher bei der herrschenden Unsicherheit sie die Zinsen stellen mußten. So brachten sie nicht bloß einzelne Herren, sondern ganze Dorfschaften und Stadtgemeinden in Abhängigkeit und Not und erregten gegen sich jenen tödlichen Haß, der, aus kirchlichen wie wirtschaftlichen Motiven entsprungen, mehrfach, so im Beginne der Kreuzzüge, so beim Regierungsantritt König Karls IV. 1347, zu den blutigsten Verfolgungen und noch im 15. Jahrhundert zur fast allgemeinen Ausweisung der Juden führte. Jedenfalls haben sie aber die Entwickelung des Geldverkehrs wesentlich gefördert, und trotz des kirchlichen Zinsenverbots, das übrigens unter dem übermächtigen Drucke der Verhältnisse in seiner vollen Konsequenz nie aufrecht erhalten werden konnte, entwickelte sich auch in den Händen der Christen der deutsche Handel des 15. Jahrhunderts in mehr moderner Weise.

Handelsgesellschaften.

Schon am Anfange desselben errichtete in Frankfurt a. M. der Rat vier Banken für Geldwechsel und Geldgeschäfte, 1498 konzessionierte Kaiser Maximilian I. eine solche in Nürnberg. Sehr Erhebliches trugen dann die großen Handelsgesellschaften in Süddeutschland zur Steigerung des Verkehrs und zur Entwickelung des Kredits bei. Die Bestrebungen dieser Gesellschaften richteten sich zunächst auf die Beherrschung des südländischen und orientalischen Verkehrs, dessen Betrieb bei der Kostspieligkeit der Waren und ihres Transports wie dem großen Risiko einem einzelnen kaum möglich gewesen wäre, dann auch auf den Aufkauf einheimischer Lebensmittel und den Betrieb der Bergwerke. Der große Gewinn lockte zahlreiche kleine Leute, Bauern und Handwerker, ihre Ersparnisse ihnen anzuvertrauen, wie Höchstetter in Augsburg einmal 1 Million Gulden an solchen Einlagen zu verzinsen hatte, und kolossale Vermögen

bildeten sich damals. Die **Fugger** wurden im Anfange des 16. Jahrhunderts auf 63 Millionen Gulden geschätzt; Jakob Fugger übernahm daher 1507 vom Kaiser Maximilian pfandweise um 70000 Gulden sieben Herrschaften und schoß ihm 1509 innerhalb acht Wochen 170000 Dukaten (Goldgulden), den Betrag der ihm für den italienischen Krieg bewilligten Hilfsgelder, vor. Ambrosius Höchstetter machte mit 800000 Gulden Passiva Bankrott. Bei demselben Hause gewann Bartholomäus Rem mit einer Einlage von 500 Gulden in sechs Jahren (1511—1517) 24500 Gulden.

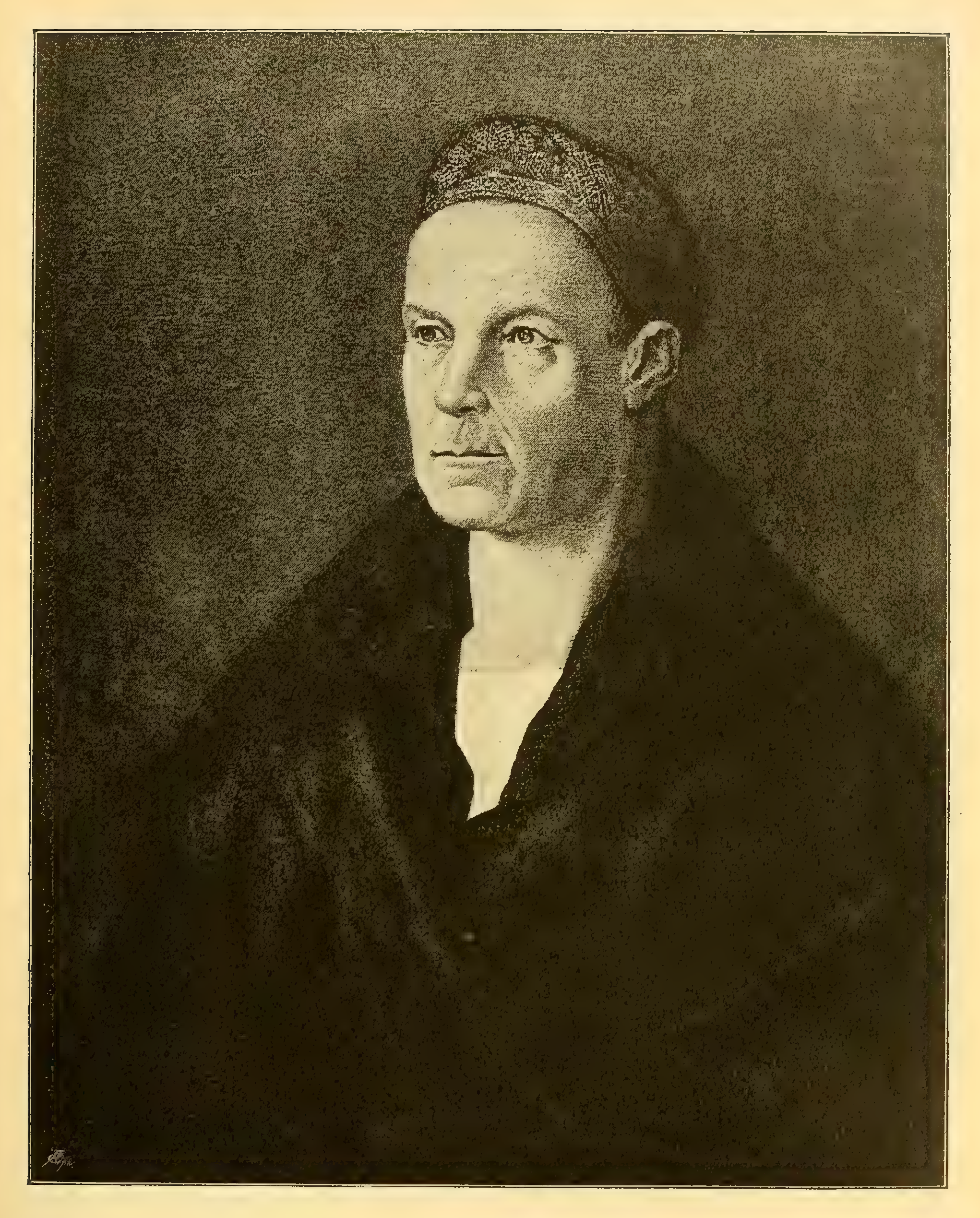
Die Fugger. Die Gründer des Augsburgischen Hauses **Fugger** waren die Brüder Ulrich und Johann Fugger, die 1368 und 1376 aus der Gegend von Schwabmünchen in Augsburg einwanderten. Johann erwarb durch die Ehe mit einer Augsburgerin das Bürgerrecht. Schon der erste Sohn dieses Paares, Andreas, hieß „der reiche Fugger", der zweite, **Jakob**, war Zunftmeister der Barchentweber. Den Welthandel des Hauses begründeten erst die Söhne Jakobs. Ulrich (gest. 1510) ergriff das Bankfach, trat schon 1473 mit Kaiser Friedrich III. in Geschäftsverbindung und errichtete mit seinem Bruder 1494 eine Gesellschaft, die mit Spezereien, Seide und Wolle durch Deutschland, die Niederlande, Italien und Ungarn einen schwunghaften Handel trieb. Sein jüngerer Bruder **Jakob** (geb. 1459), ursprünglich Geistlicher, erst später Kaufmann, machte Geldhandel und Bergwerksbetrieb zur Hauptsache, erwarb ergiebige Gruben in Tirol, Kärten, Ungarn und Spanien, beteiligte sich mit den Welsern am ostindisch-portugiesischen Handel und setzte die Verbindung mit den Habsburgern erfolgreich fort, wurde daher 1504 mit seinen Brüdern geadelt. Nach seinem Tode (1525) übernahmen, da er kinderlos war, seine Neffen **Raimund** und **Anton**, die Söhne seines schon 1506 verstorbenen Bruders Georg, das reiche Erbe.

Postwesen. Auch sonst kam manches dem Aufschwunge des Handels zu gute. Zwar die Entwickelung des **Postwesens** wollte noch nicht eben viel bedeuten, da fast nur Briefe befördert wurden. So hatte der Deutsche Orden längst seine wohlorganisierte Reitpost, aber nur für seine Zwecke; so unterhielt Danzig Reiter und Läufer, die durch das ganze weitgedehnte Gebiet der Hansa gingen; so bestand schon seit dem 14. Jahrhundert eine regelmäßige Reitpostverbindung zwischen Augsburg und Venedig. Maximilian I. entwickelte dann besonders in dem wichtigen Durchgangslande Tirol das Postwesen und gab 1517 dem Hause Thurn und Taxis das Postregal für die Linie Wien-Brüssel.

Bergbau. Viel wichtiger war die außerordentliche Vermehrung des Vorrats an **Edelmetallen** durch die systematische Ausbeutung der österreichischen, ungarischen, böhmischen, sächsischen und Harzer Bergwerke. In Tirol brachte z. B. Schwaz eine jährliche Ausbeute von 300000 Gulden, das erzgebirgische Schneeberg, 1471 fündig geworden, lieferte bis 1501 325000 Zentner Silber, Annaberg gab 1495 — 1499 125000 Thaler Überschuß, bis 1505 über 400000 Gulden. Deutsche Bergleute arbeiteten in Ungarn, Frankreich, Spanien und Schottland, später sogar im spanischen Amerika.

Eben diese Verhältnisse, die Monopolisierung ganzer Geschäftszweige durch die Handelsgesellschaften wie die damalige außerordentliche Vermehrung des Edelmetallvorrats machten sich vielfach drückend in einer raschen Steigerung der Preise fühlbar, wie z. B. in Württemberg seit 1510 in wenigen Jahren der Wein um 49 Prozent, das Korn um 32 Prozent im Werte stieg. Die öffentliche Meinung machte dafür einfach die Gewinnsucht der großen Kaufherren verantwortlich; sie war so mächtig, daß der Kölner Reichstag im Jahre 1512 die Handelsgesellschaften kurzweg verbot, übrigens ohne sichtlichen Erfolg; sie äußerte sich ungestüm in der volkstümlichen Litteratur wie auf der Kanzel; noch Ulrich von Hutten bezeichnete 1521 die Kaufleute als die schlimmste Sorte von Räubern, alles Erscheinungen, wie sie mit großen wirtschaftlichen Umgestaltungen immer verbunden gewesen sind.

Die Hansa. War die Bedeutung des deutschen Handels im Steigen, so war seine **Ausdehnung** wenigstens nicht geringer geworden; auch die portugiesische Entdeckung des Seeweges nach Indien bewirkte zunächst keine Verengerung, sondern eine Erweiterung des deut-



70. Jakob Fugger.
Nach Dürers Gemälde in der königl. älteren Pinakothek zu München.

schen Handelsgebiets, und in beschränkterem Sinne galt dies sogar von der Entdeckung Amerikas. Noch stand die Hansa groß und mächtig da, trotz der Schließung ihres Kaufhofes zu St. Peter in Nowgorod durch die Moskowiter im Jahre 1494, wo Waren im Werte von 960000 Mark Silber in Beschlag genommen wurden, trotz der Feindseligkeiten der nordischen Reiche, selbst trotz des Abfalls der niederländischen Städte, der „Westerlinge", die mit den Nordländern verbündet den Ostseestädten, den „Osterlingen", schwere Konkurrenz zu machen begannen. Die Hansa behauptete immer

noch, gestützt auf ihre großen Kaufhöfe in Bergen, Brügge und London, den altgewohnten Verkehr mit Norwegen, mit Flandern und England, mit Spanien und Portugal. Ihre großen, starken, hochbordigen „Koggen“, von denen manche 1600, 1800, ja über 4000 Tonnen hielt, trotzten, gut bemannt und bewaffnet, allen Gefahren der wilden See wie feindlichem Angriff. Lübeck vornehmlich war immer noch, obwohl es den Verkehr durch den Sund nicht zu hindern vermochte, der wichtigste Platz für den Umtausch russischer und skandinavischer Rohprodukte mit den Naturerzeugnissen und Industriewaren des mittleren und westlichen Europa. Von 537 Schiffen, die 1475 im Danziger Hafen einliefen, kamen 197 auf Lübeck. Danzig selbst sandte



71. Der Stahlhof oder „der deutschen Hansen Stapelhof“ zu London im 17. Jahrhundert. Nach Merians „Archontologia Cosmica“.

häufig in einem Jahre 600 — 700 Schiffe mit Getreide nach England, einmal, im Jahre 1481, sogar 1100 Fahrzeuge derart nach den Niederlanden. Im Jahre 1474 waren 74 Danziger Schiffe in der „Baie“ vor Nantes, dem großen Stapelplatz für den westeuropäischen Handel. In sechs Jahren, 1441 — 1447, zahlten die Holländer in Danzig über 12 Millionen Thaler an Zoll. Wiederum die Binnenstädte des deutschen Nordostens unterhielten, noch nicht gestört durch sperrende Zollgrenzen, einen schwunghaften Verkehr bis tief nach Polen und Ungarn hinein, selbst bis nach Konstantinopel, teils als Vermittler für Südwestdeutschland, teils zum Vertrieb ihrer eignen Produkte, namentlich des Tuches und der Leinwand.

Der süddeutsche Handel.

Von Süd- und Westdeutschland aus bewegte sich ein lebhafter Verkehr nach Frankreich, namentlich nach Paris und Lyon, den Rhein hinunter nach den Niederlanden, die

Donau hinab nach Ungarn, über die Alpen nach Venedig. Ulm nahm an Handelsabgaben um 1500 jährlich über eine halbe Million Gulden ein, Frankfurt vermittelte durch seine großen Messen den ober- und niederdeutschen Handel. Augsburg war der Hauptplatz für den italienischen Verkehr. In Venedig, das den Süddeutschen noch lange als Hochschule des Handels galt, hatten die Fugger, Welser, Paumgartner u. a., wie die Kaufherren von Nürnberg und Köln ihre festen Kontore; im „Deutschen Speicher", dem noch heute stehenden „Fondacco dei Tedeschi" am Canale grande, stapelten die Deutschen ihre Waren auf und verkehrten dort. Im Jahre 1484 betrugen die Zolleinnahmen Venedigs für die nach Deutschland gehenden Waren trotz zahlreicher Veruntreuungen 20000 Dukaten, was begreiflich ist, wenn einmal in einem Monat allein an Spezereien, Zucker u. s. w. für 140000 Dukaten an die Deutschen verkauft wurden. Die Ausfuhr aus Venedig bestand vorwiegend aus Gewürzen, Südfrüchten, kostbaren Stoffen und Glaswaren, die Einfuhr aus Metallen, Leder, Tuch, Leinwand und Pelzwerk.

Der stolze Senat von Venedig nahm auf die deutschen Kaufleute um so mehr Rücksicht, je höher die Bedeutung Lissabons als Gewürzmarkt stieg. Um 1492 erhielt der Fondacco, der bis dahin völlig unter venezianischen Beamten gestanden hatte, eigne deutsche Beamte (die Cottimieri), und als das Gebäude im Winter 1504/5 abbrannte, baute der Staat auf seine Kosten ein neues prächtiges Haus und ließ es von Tizian mit Fresken zieren.

Von Italien aus ließen die Welser ihre Schiffe regelmäßig nach der Levante gehen, anderseits hatten sie eine Filiale in Antwerpen, die mit London, Lissabon und Sevilla in Verbindung stand.

Eben die Süddeutschen, die Augsburger Firmen voran, waren es auch, die für Deutschland die Teilnahme an dem aufblühenden portugiesisch-afrikanisch-indischen Handel eroberten und besonders den Erträgnissen des deutschen Bergbaus dort gewinnbringenden Absatz sicherten. Im Jahre 1503 gründeten die Welser und andre Augsburger Häuser eine mit großen Vorrechten ausgestattete Handelsgesellschaft in Lissabon und nahmen zuerst 1505 mit drei eignen, allerdings von Portugiesen bemannten, aber doch auch von Deutschen begleiteten Schiffen und mit einem Kapital von 21000 Cruzados (zu $2{,}_{75}$ Mark) an den Fahrten nach Ostindien Anteil; im Jahre 1504 begabte König Johann die deutschen Kaufleute in Portugal mit besonderem Gerichtsstande. So groß war der Aufschwung des deutsch-portugiesischen Verkehrs, daß einmal eine Handelsgesellschaft mit der Krone Portugal ein Geschäft von 600000 Gulden abschloß, ein andermal allein aus Lissabon 36000 Zentner Pfeffer, 24000 Zentner Zimt ausgeführt wurden. Gewinn und Risiko entsprachen einander. Der Untergang eines mit Spezereien beladenen Schiffes führte den Fall des Hauses Höchstetter herbei; anderseits brachte die Fahrt von Indien 1505 den Unternehmern einen Gewinn von 150 Prozent, denn die Preisstellung in der Heimat war ganz in ihrer Hand. Erst die unvernünftige Erhöhung der Pfefferpreise (von 1505 bis 1520 um etwa 50 Prozent) schreckte die Deutschen von diesen Unternehmungen ab.

Beteiligung am ostindischen Handel

Dafür benutzten die Welser ihre Beziehungen zu Spanien und zu Karl V., um in Westindien Fuß zu fassen. Nachdem sie schon auf Madeira und auf den Kanarien Plantagen angelegt hatten, gründeten sie 1525 auf Grund eines königlichen Freibriefs, der sie den Spaniern gleichstellte, eine Faktorei in St. Domingo, und 1527 ließen sich die beiden Brüder Bartholomäus und Anton Welser Venezuela als spanisches Lehen übertragen. Dort begannen sie seit 1528 die Unterwerfung und Ausbeutung des Landes, wobei sie auch die Südsee zu erreichen hofften, aber 1546 fanden ihre Unternehmungen durch die Eifersucht der Spanier ein tragisches Ende, und sie gaben den Gedanken auf.

Die Welser in Ostindien.

Die erste Expedition führte der bisherige Faktor der Welser in St. Domingo, Ambrosius Dalfinger aus Ulm, 1527 von Sevilla nach Coro in Venezuela, wo er im Februar 1528 landete. Auf seinem zweiten Zuge fand er 1532 im Gefecht mit Indianern seinen Tod. Inzwischen erreichte sein Stellvertreter, Nikolaus Federmann, das nördliche Stromgebiet des Orinoko. Dalfingers Nachfolger, Georg Hohermut aus Speier, drang 1535—38 bis zum Apure vor, während Federmann auf eigne Faust den Magdalenenstrom erreichte und dort mit einer spanischen Expedition zusammentraf, die von Peru her kam. Nach Hohermuts Tode in Coro im November 1540 erhielt Philipp von Hutten zu Anfang 1541 die Ernennung zum Generalkapitän, und zu seiner Unterstützung erschien der junge, erst 28jährige Bartholomäus Welser selbst in Coro. Beide dehnten vereinigt ihre Züge bis tief in den Süden des Landes hin aus, kehrten erst nach mehrjährigen Kämpfen und Strapazen um und stießen auf dem Heimwege im oberen Tocuyothale auf den von der Regierung in St. Domingo eigenmächtig ernannten Statthalter Juan de Caravajal. Da Hutten ihn in dieser Eigenschaft nicht anerkennen wollte, so kam es zum Streit; trotz eines Vertrages wurden die Welserischen auf dem Abzug heimtückisch überfallen und Hutten mit Bartholomäus Welser ohne Urteil und Recht auf Caravajals Befehl enthauptet (April 1546). Dafür büßte dieser allerdings selbst mit dem Tode, als der neuernannte königliche Statthalter Juan de Tolosa anlangte. Für die Besiedelung haben die Welser wenig gethan, da sie ganz in der Weise der spanischen Conquistadoren verfuhren, zur Erforschung des Binnenlandes dagegen viel beigetragen.

Dieselben süddeutschen Kaufleute brachten den ganzen Wechselverkehr nach Venedig, dann über Antwerpen mit England, Spanien, Portugal und Italien, ebenso zwischen dem Westen und dem deutsch-ungarischen Südosten in ihre Hand.

Wohlstand. Wo so Handwerk und Handel wetteifernd zusammenwirkten, da mußte sich auch gediegener Wohlstand entfalten.

Allerdings darf man ihn nicht mit modernem Maßstab messen. Noch Luther bezeichnet als das Durchschnittseinkommen eines vermögenden Bürgers, etwa eines Handwerksmeisters, 40 Gulden, und in Basel betrug 1446 das größte Vermögen 14—15 000 Gulden. Dagegen standen die städtischen Arbeitslöhne verhältnismäßig sehr hoch, weit höher als heute. Zwischen 1455/80 verdiente in Sachsen ein männlicher Arbeiter jährlich etwa 20 Gulden, ein Bergmann im Erzgebirge sogar 26 Gulden, auch der gewöhnliche Tagelöhner etwa 18 Gulden. Der Kaufwert des Geldes aber betrug damals mindestens das vier- oder fünffache des heutigen, so daß man für 20 Gulden (damals 1 Gulden etwas über 9 Mark Metallwert) 100 Scheffel Roggen oder 1200 Pfund Fleisch oder 80 Ellen Tuch erhielt.

Gern legten die Kaufherren der Städte ihren Reichtum in liegenden Gründen, in Schlössern und Landgütern an, wie z. B. die Fugger und Paumgartner in Augsburg große Grundherrschaften mit Hoheitsrechten erwarben, oder der bekannte Görlitzer Patrizier Georg Emmerich bei seinem Tode im Jahre 1507 15 Dörfer oder Dorfanteile hinterließ.

Stattlich trugen die reichen Gemeinden diesen Reichtum auch in großen Bauten zur Schau, in hochgetürmten Kirchen, deren das 15. Jahrhundert noch eine ganze Reihe entstehen sah, in schön gegiebelten Rats- und Zunfthäusern, hier und da auch schon in wohnlichen Privathäusern mit wohlverwahrten Glasfenstern und mannigfachem Hausrat, während früher das Behagen viel mehr außerhalb als innerhalb des eignen Hauses gesucht und dies demnach nur dürftig ausgestattet, das Hauptgewicht auf Vorratsräume und Geschäftslokale gelegt wurde. Allgemein war die Freude an prunkvoller, bunter Tracht, deren Moden kaum weniger häufig wechselten als heute, an kostbarem Schmuck, an geschmackvollen Waffen; nicht weniger fand die derbe Sinnlichkeit der Zeit Behagen an üppigen Gastereien, bei denen die Tische unter der Last starkgewürzter Gerichte beinahe brachen und neben Bier der verschiedensten Sorten auch einheimischer wie fremder, namentlich südländischer Wein, istrischer Rivoglio (Reifal) und griechischer Malvasier, in Strömen floß. Umsonst eiferten Kleider- und Speiseordnungen einer gestrengen Obrigkeit dagegen. „Welches Gastmahl gibt es bei euch“, so ruft um 1450 der vielgereiste Äneas Sylvius Piccolomini (später Papst Pius II.) den Deutschen zu, „wobei man nicht aus Silber trinkt? Welche Frau, nicht nur von Stande, sondern auch aus dem Volke, glänzt nicht von Gold? Was soll ich

von den goldenen Ketten der Ritter und den goldgeschmückten Zügeln der Rosse reden, was von den mit Edelsteinen besetzten Schwertergriffen, von den Ringen, Gürteln, Panzern und Helmen, die von Golde schimmern? Wieviel kostbares Gerät gibt es in den Kirchen, wieviele mit Perlen und Gold verzierte Reliquien, wie groß ist die Pracht der Altäre und ihrer Priester!"

Kriegswesen der Städte.

Und nicht nur reich, auch wehrkräftig waren die deutschen Städte. In Wehr und Waffen verteidigten die Bürger ihre gewaltigen Mauern und zogen gegen benachbarte Adelsburgen zu Felde; manche Stadt wußte auch ihre unterthänigen Bauern in eine streitfertige Miliz zu verwandeln, wie Nürnberg deren 10 000 Mann ins Feld stellen konnte. Die Kunst, mit dem Feuergewehr und dem schweren Geschütz umzugehen,

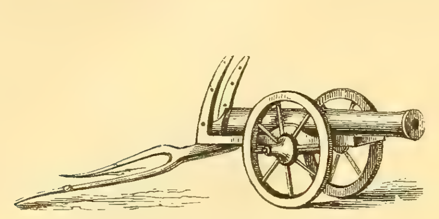


72 und 73. Baseler Frauentrachten zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Nach Hans Holbein.

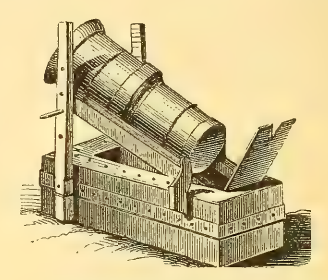
war am frühesten in den Städten heimisch. „Wer die deutschen Zeughäuser gesehen hat", sagt Äneas Sylvius, „der muß lachen, wenn er andre Rüstkammern erblickt. So viele große Ballisten, Katapulten und Mauerbrecher, so viel eherne Geschütze von ungewöhnlicher Größe, die man Bombarden nennt, sind da zu sehen." Er findet weiter, die deutschen Knaben lernten eher reiten als reden, und „nicht nur die Edlen, sondern auch die Bürger geringeren Standes haben Rüstkammern in ihren Häusern und eilen bei unerwarteten Überfällen oder Alarmierungen sofort bewaffnet herbei." Da befremdet es nicht, wenn Lübeck mit Hamburg zusammen im Jahre 1420 einmal 800 Reiter, 2000 Mann zu Fuß nebst 1000 Schützen ins Feld stellte, wenn sechs Hansestädte im Jahre 1427 eine große Kriegsflotte mit 8000 Mann Besatzung gegen Dänemark in See gehen ließen, wenn das doch eben nicht bedeutende Görlitz im Jahre 1532 an Söldnern 333 Mann mit Geschütz und Heerwagen gegen die Türken sandte.

Deutsche Städtebilder.

Wieviele anziehende Städtebilder ließen sich da nun im einzelnen entwerfen! Da war am Rheine Straßburg, von dreifacher Mauer umgeben, wie Venedig durchflossen von zahlreichen schiffbaren Kanälen, überragt von dem herrlichen Münster, dessen vollendeter Turm „sein Haupt in den Wolken verbirgt", ansehnlich durch stattliche Bürgerhäuser, „die zu bewohnen selbst Könige nicht verschmähen würden." Da breitete sich an der Donau mit weitgedehnten Vorstädten das behäbige Wien mit seinen hochgiebeligen, steinernen, aber noch schindelgedeckten Häusern, seinem Stephansdome, von dem ein bosnischer Gesandter einmal sagte, der Turm sei mehr wert, als das ganze Königreich Bosnien, seinen gut gepflasterten Straßen, auf denen sich ein übermütiges, reiches, üppiges Leben entfaltete.



74. Bombarde aus dem 16. Jahrhundert.

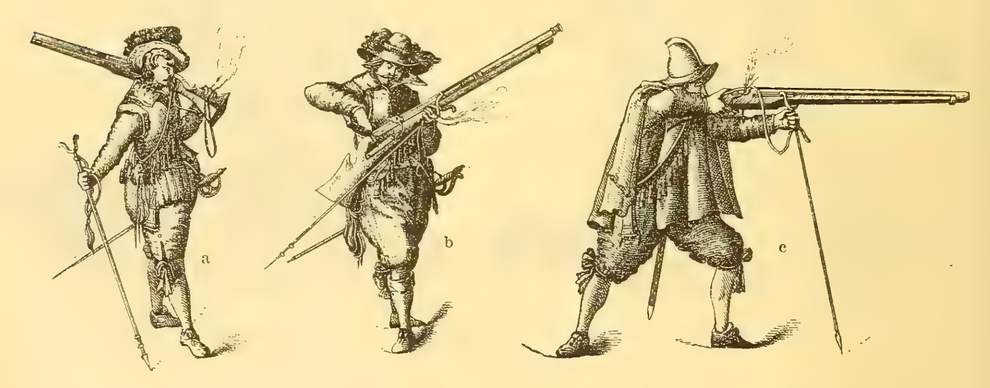


75. Alte schweizerische Gebirgskanone.

Da prangte weit im Norden das ehrwürdige und stolze Lübeck, von dem ein zeitgenössischer Dichter sagt:

„Lubeck aller stete schône,
von rîcher êre tragestu die Krône."

Weithin blickte damals wie noch heute das spitze Turmpaar seiner gotischen Marienkirche über Land und Meer, hernieder auf den belebten, menschenerfüllten Markt vor dem mit Wappen und Laubengängen geschmückten Rathause, dem Schauplatze so vieler Hansatage, auf das trotzige erst 1477 vollendete Holstenthor, auf den schiffwimmelnden Hafen im Travestrom. Und weit-



76—78. Aus dem Exerzitium der Musketiere. Nach Jähns.
a Marschiert mit der Gabel in der Hand; b Thut Pulver auf euer Pfann; c Schlagt an euer Musket und gebt Feuer.

hin im Küstenlande, in Rostock und Stralsund, in Danzig und Riga, ragten die hochgetürmten Backsteinkirchen, noch jetzt stolze Denkmale der Frömmigkeit, des Reichtums und der ausdauernden Thatkraft unsrer Vorfahren.

Nürnberg.

Doch von keiner deutschen Stadt aus der letzten Zeit des Mittelalters ist uns ein so liebevoll und eingehend gezeichnetes Bild erhalten, wie dasjenige, welches des Humanisten Konrad Celtes kundige Feder von Nürnberg entworfen hat. Behauptete doch ebendiese Stadt einen unzweifelhaften Vorrang vor allen andern, so daß sie in der That beinahe als die Hauptstadt des damaligen Deutschland erscheinen kann, und so mag mit ihrem Bilde diese Schilderung deutschen Städtewesens geschlossen sein.

Schon wer sie von ferne sah, wie sie, im weiten Umkreise von dem alten Reichswalde umgeben, von der schmalen Pegnitz durchflossen, sich in sandiger Ebene erhob, umkränzt von doppelter Mauer, mit gegen 400 Türmen hinter dem 20 Klafter breiten Wallgraben gelagert, der empfing einen mächtigen Eindruck. Dieser steigerte sich nur noch, wenn der Wanderer durch



Anſicht des Hauptmarktes von Nürnberg im XVI. Jahrhundert.

Nach einem Stich von Lorenz Strauch.

eines der sechs Thore, über denen der vergoldete Reichsadler prangte, und die mit Fallgittern und Ketten wohl verwahrt waren, das Innere der Stadt betrat. Da lag im Norden auf hohem Sandsteinfelsen die alte Kaiserburg, überragt von dem uralten, schwarzen „Heidenturme“ und dem schlanken „Luginsland“. Breite Straßen, weite Plätze, alle sauber und gut gepflastert, waren belebt von zahlreichen öffentlichen Brunnen, deren Celtes 120 zählt, 23 Röhrbrunnen ungerechnet; dem „schönen Brunnen“ auf dem Hauptmarkte widmet er eine genauere Beschreibung. Schattige Baumreihen auf der Insel Schütt inmitten der Stadt und auf der Hallerwiese draußen am Fuße der Burg luden zu Spaziergängen ein. Massiv in Stein aufgeführt prangten die Privathäuser mit zierlich vergitterten, oft blumengeschmückten Glasfenstern; im Innern glänzten schöner, oft kostbarer Hausrat und eine wohlausgestattete Rüstkammer. Ausführlich schildert Celtes die beiden Hauptkirchen zu St. Lorenz und St. Sebald, er rühmt die sieben Mönchs- und die beiden Nonnenklöster. Genauer berichtet er noch über die Verfassung und Verwaltung der Stadt, die uns freilich aus andern Quellen noch besser bekannt ist als aus seiner Schilderung. Der Rat bestand seit etwa 1350 aus 42 Mitgliedern, nämlich 26 „Bürgermeistern“, von denen 13 zugleich Schöffen des Stadtgerichts waren, 8 „Genannten“, d. i. Mitgliedern des weiteren, übrigens auch patrizischen Rates, und 8 Handwerksmeistern. Doch fiel das Hauptgewicht durchaus auf die 26 „Bürgermeister“, und unter diesen wieder auf die 7 „Ältesten“. Den drei „obersten Hauptleuten“ waren die wichtigsten Ämter übertragen, den beiden „Losungern“ die Finanzverwaltung, dem dritten das Kriegswesen. Nur einmal im Jahre trat der weitere Rat, die „Genannten“, etwa 200 Männer, zusammen. Wie die Verwaltung, so lag auch die Gerichtsbarkeit in den Händen des Rates oder mindestens des Patriziats, aus dem sich jener fast ausschließlich ergänzte. Sehr streng war die Polizei über Maß, Gewicht und Münze, über Luxus und Ordnung in den Straßen. Bewundernswürdig erschien unserm Gewährsmann die Fürsorge für Arme und Kranke durch vier große Hospitäler, mehrere Krankenhäuser selbst für Aussätzige, Herbergen und zahlreiche fromme Stiftungen, nicht minder die Sorge für elternlose Kinder und die trefflichen Anstalten für die nötige Verpflegung der Stadt im Fall einer Teuerung.

In seinem Erwerbsleben war Nürnberg, ohne schiffbaren Fluß, ohne fruchtbare Umgebung, fast allein auf Handwerk und Industrie angewiesen. Überall schwirrten die Räder, klapperten Hammer und Meißel. Vor allem die Pegnitz trieb zahlreiche Werke. Weithin gingen dann die Produkte nürnbergischen Kunstfleißes, während die Stadt fast alle Lebens- und Genußmittel aus geringerer oder größerer Entfernung herbeizuschaffen hatte. Eben dies machte sie zu einem großen Mittelpunkte des Weltverkehrs, zu einer Stadt, „die alles erfährt, was in Europa geschieht, und nichts verschweigt.“

Industrielle Betriebsamkeit und weitumfassender Verkehr drückten auch der Bevölkerung ihren eigentümlichen Charakter auf. Sie erschien dem Beobachter äußerlich einnehmend durch kräftige, dabei schlanke Gestalten und freundlichen Ausdruck, ihrem Wesen nach erfinderisch, betriebsam, sprachkundig, begierig nach Neuem, daher wechselnden Moden geneigt, gelegentlich wohl herausfordernd im Auftreten. Die Frauen schildert er als sauber und anmutig, entgegenkommend in ihrem Benehmen, als tüchtige Hausfrauen und sorgsame Mütter, aber auch wohlbewandert in geschäftlichen Dingen, gut unterrichtet, vielfach selbst des Lateinischen kundig, der Weltsprache jener Tage, in ihrer Tracht gegen die Erwartung einfach und prunklos.

So imposant und anziehend zugleich stellte sich einem Manne, der „mancherlei Städt' und Länder geschaut und Sitten erkannt hat“, das alte Nürnberg am Anfange des 16. Jahrhunderts dar.

Doch dem hellen Lichte fehlte weder in Nürnberg noch in andern deutschen Städten dunkler Schatten. So wohl geordnet die Verhältnisse überall erschienen, der alte Gegensatz zwischen Patriziat und Zünften war keineswegs ausgetragen; es gärte allerorten in den unteren Schichten der bürgerlichen Bevölkerung, zumal in jenen Städten, die das Unglück hatten unter dem „mehr als türkischen Joche“ geistlicher Fürsten zu stehen. Doch diese Bewegungen hätten schwerlich viel bedeutet, wenn nicht das Aufsteigen fürstlicher Macht und bürgerlichen Reichtums in der großen Masse der Nation als die Ursache wachsenden Druckes empfunden worden wäre. Eben deshalb wurden die an sich konservativsten Elemente des Volkes, der Adel und die Bauern, damals zu einer furchtbaren revolutionären Macht.

Der mittlere und niedere Adel.

Verfall des Adels.

Sieht man von dem hohen Adel, den Reichsfürsten ab, so zeigte die ungeheure Mehrheit des deutschen Adels, die Reichsritterschaft des Südwestens wie der gesamte landsässige, den Fürsten lehnspflichtige Adel, alle Merkmale des Verfalls. Die furchtbaren Erfahrungen der französischen Ritterschaft gegenüber den Engländern und Vlamingen, der schwäbischen und österreichischen gegenüber den schweizerischen Eid-

genossen, die Schmach endlich großer deutscher Heere im Hussitenkriege hatten darüber belehrt, daß die schwere Panzerreiterei, wie sie der Adel stellte, jahrhundertelang die Krone des Kriegsvolkes, nichts vermöge über ein standfestes, mit langen Speeren und Feuerwaffen ausgestattetes Fußvolk. Seitdem spielte das geworbene Söldnerfußvolk der Schweizer und der deutschen Landsknechte, wie sie zuerst Kaiser Maximilian I. in seinen niederländischen Kriegen verwendet hatte, die Hauptrolle; die allgemeine Verbreitung der Pulvergeschütze und Handfeuerwaffen drückte die geharnischten Geschwader des Adels vollends in der Geltung herab, so schwerfällig sich die neue Erfindung auch noch im offenen Felde erwies. War seitdem jede leidlich befestigte Stadt den Kriegsmitteln des Adels unangreifbar, so hatte schon mehr als einmal das Gemäuer adliger Burgen die schreckliche Wucht bürgerlichen Geschützfeuers erfahren, und vor den Steinkugeln der „faulen Grete" waren die Burgen des märkischen Adels gegenüber dem Hohenzoller Friedrich I. zusammengebrochen.

Wirtschaftlicher Rückgang.

Nur sehr wenige Edelleute waren finanziell in der Lage, ihre Schlösser mit der neuen höchst kostspieligen Artillerie auszurüsten, um so weniger, als auch in seinen wirtschaftlichen Verhältnissen der Adel in unaufhaltsamem Rückgange begriffen war. Seine Einkünfte von den meist schlecht mit Fronarbeitern bewirtschafteten Gütern und aus den Zinsen der Bauern blieben im besten Falle dieselben; der Wohlstand der Städte war dagegen durch Handel und Gewerbe beständig im Steigen, so daß das Wertverhältnis zwischen dem Grundbesitz und dem beweglichen Vermögen sich zu ungunsten des ersteren verschob. Und doch schien es dem Edelmann (und vielleicht noch mehr seiner Frau) Ehrensache, in Kleidung und Schmuck nicht hinter dem „Krämervolk" der Städte zurückzustehen. Sinnloser Luxus und unverständige Erbteilungen verwüsteten allmählich eine Unmasse adliger Vermögen, ganze Reihen adliger Schildträger verarmten oder gingen zu Grunde, ihre Güter gingen an Stadtgemeinden oder einzelne Bürger über.

„Von der costlichkeit der kleider komt es vil her", sagt ein Zeitgenosse, „daß es so ser abwerts get mit dem adel in deutschen landen; sie wollen prunken als die richen kaufleute in den stedten tun, und wollen nit lyden, das die frauen und tochter der kaufherren besser und costlicher gecleidet sint, den ire frauen und tochter und sy selbs. Aber sie hant das gelt nit, was jhene hant." So verschwand damals ein großer Teil des westfälischen Adels; so gingen in Oberhessen in den letzten Zeiten des Mittelalters etwa 200 Ritterfamilien unter; so gab es in Bayern eine Menge Edelleute, die so ärmlich lebten wie die ärmsten Bauern; so besaß um 1510 das einzige Görlitz nicht weniger als 25 Dörfer, die fast alle vorher in adligem Eigentum gewesen waren, und um dieselbe Zeit standen in der Oberlausitz eine Menge adliger Güter zum Verkauf.

Vollends von der feinen ritterlichen Sitte und Bildung der glänzenden Hohenstaufenzeit war auf den adligen Burgen am Ausgange des 15. Jahrhunderts keine Spur mehr zu finden, die Leitung der geistigen Kultur war längst in die Hände der Städter übergegangen. Wilde Jagden und wüste Trinkgelage bildeten fast die einzige Unterhaltung der Burginsassen, die auf einsamem Felsen oder hinter sumpfigen Gräben, in engen Räumen zusammengedrängt hausten, wenn nicht eine Fehde mit irgend einer Stadt Abwechselung in das öde Einerlei und Aussicht auf lohnende Beute brachte.

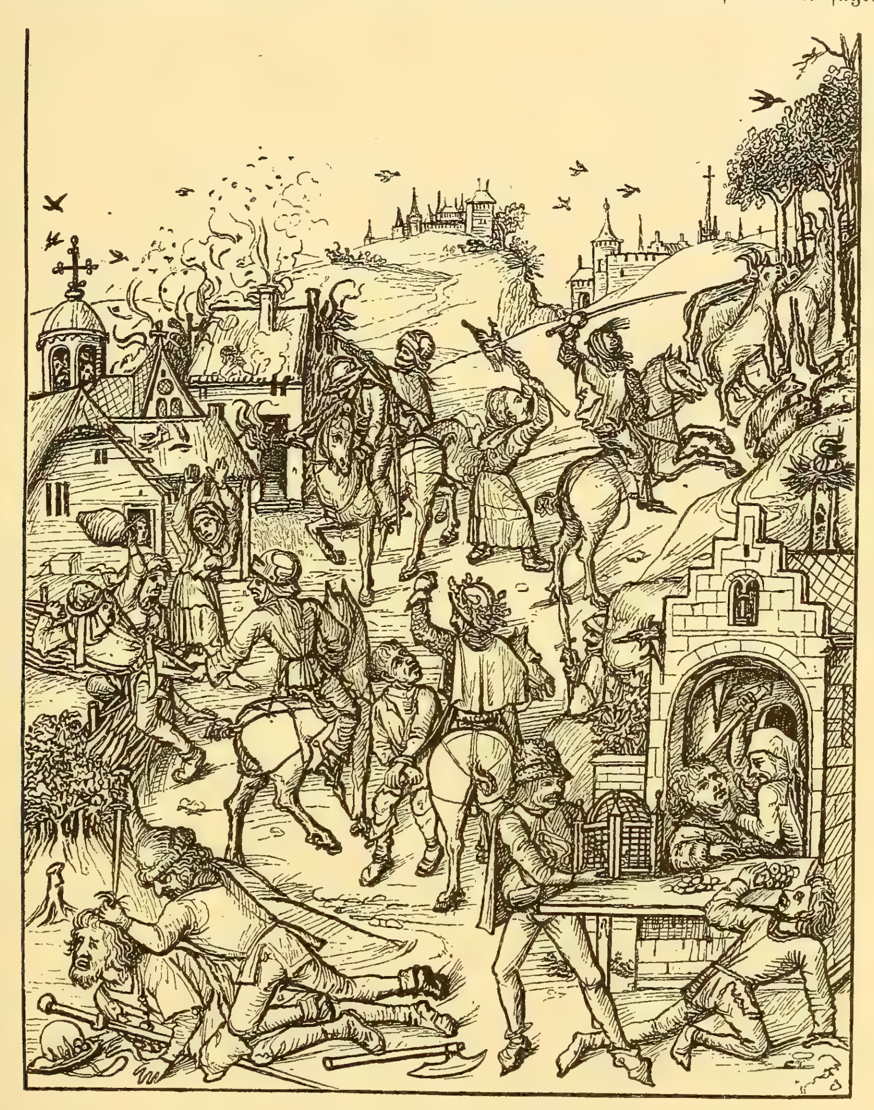
Gegensatz zu den Städten.

Denn das allgemeine Unbehagen, das der Adel über seine Lage empfand, äußerte sich zunächst in einem unendlichen Haß gegen Bürger und Bauern. Ein fränkisches Reiterlied aus dieser Zeit läßt sich vernehmen:

„Kaufleut sind edel worden,
Das merkt man täglich wohl;
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchsnen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben,
Dieselben Kaufleut gut
Um ihren Übermut.

Wir hab'n uns das vermessen
Im edlen Frankenland;
Die Bauern wolln uns fressen,
Den Adel wohl bekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir wolln sie vor uns sprengen,
Sie wie die Säu' besengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Kopf den Galgen rührt."

Die wildesten, in ihrem Neid und Haß gegen die Bürger fast sinnlosen Edelleute wünschten geradezu Vernichtung aller städtischen Kultur; der Kriegszustand erschien ihnen als das naturgemäße Verhältnis beider Stände. Begreiflich, daß dieser Haß von der andern Seite ebenso ehrlich erwidert wurde. Ein Volkslied von dieser Seite sagt:



79. Raubritter überfallen ein Dorf.
Nach dem „Mittelalterl. Hausbuch", Bilderhandschrift aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

„Was soll man vil erzelen
Von dieser buben tat?
Berauben, brennen, stehlen,
Das ist ihr täglich prot.

Deshalb soll man nit baiten (warten),
Jetz tut man strick beraiten,
Daran man wird belaiten
Die buben in gemain
Mit freud zum rabenstain."

Und es blieb nicht bei diesen beiderseitigen Gefühlen. Der Krieg bildete nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Wirklichkeit zwischen Adel und Städten die Regel. Denn tief eingewurzelt war die altgermanische Rechtsüberzeugung, jeder freie

Mann sei befugt, sein wirkliches oder vermeintliches Recht in offener Fehde wider den Schädiger zu suchen; sie galt für ehrlich, sobald der Absagebrief rechtzeitig dem Gegner, also in den meisten Fällen einer Stadt, übersandt worden war. Dann hielt die bedrohte Gemeinde gute Wacht auf Mauern und Türmen, legte Bewaffnete in die ausgesetzten Dörfer und Landsitze und ließ ihre Reiter streifen, um den Fehdesüchtigen nachzuspüren und die bedrohten Warenzüge zu schützen. Von der andern Seite konnte man fast nie daran denken, die feste Stadt selbst anzugreifen; wohl aber überfielen die feindlichen Reiterhaufen, Edelleute und geworbene Knechte, den Kaufmann auf der Landstraße, raubten seine Ballen, warfen ihn in finsteren Kerker, bis er Lösegeld zahlte, oder sie setzten den Bauern der städtischen Dörfer den roten Hahn aufs Dach, erschlugen die Männer und trieben die Viehherden fort. Es war im ganzen ein elender Verderb von Land und Leuten, ohne irgend welche Aussicht auf rasche Entscheidung. Wohl aber wuchs die Erbitterung, und von den feindlichen Edelleuten, die den Bürgern in die Hände fielen, entgingen nur sehr wenige dem Galgen oder dem Henkerschwert. Endlich machte vielleicht ein Vergleich dem wüsten Handel ein Ende, meist zum Nachteil der Stadt, weil sie ungleich mehr als ihre adligen Gegner zu verlieren hatte.

In solchem Treiben kamen ritterliche Männer empor, wie **Franz von Sickingen**, **Götz von Berlichingen**, **Hans von Selbitz**, **Mangold von Eberstein** u. a., Charaktere und Existenzen, wie sie in keiner andern Zeit möglich gewesen wären, in ihrer Stellung zum Teil über die Schranken ihres Standes hinausgewachsen, wie denn Sickingen eine fast fürstliche Macht erwarb, in ihrem Wesen ein wunderliches Gemisch von persönlicher Ehrenhaftigkeit, sogar Hochherzigkeit, hartem Egoismus und gefühlloser Roheit, Persönlichkeiten, denen wir von unserm sittlichen Standpunkt aus unmöglich gerecht werden können; denn vieles, was wir schlechthin verdammen müßten, fand jene Zeit gerechtfertigt oder wenigstens entschuldbar.

Sickingen, auf dem Landstuhl bei Kaiserslautern und der Ebernburg unweit Kreuznach gesessen, begann im Jahre 1515 eine Fehde mit der Reichsstadt Worms aus keinem andern Grunde, als weil ein von dort ausgewiesener und mit Konfiskation seines Vermögens bestrafter Notar ihm einige Forderungen an Wormser Bürger abgetreten und der Rat sich zwar zu gerichtlicher Verhandlung erboten, aber die sofortige Auszahlung der Summe verweigert hatte. Ohne Fehdebrief warf der Ritter dreißig zur Messe nach Frankfurt ziehende Kaufleute aus Worms bei Oppenheim nieder und sandte erst dann der Stadt eine Absage. Unbekümmert um die Acht des kurz vorher eingesetzten Reichskammergerichts wie um die Versuche des Kaisers, den oberrheinischen Kreis gegen ihn in Waffen zu bringen, bedrängte Sickingen drei Jahre lang Worms durch verheerende Raubzüge, unterstützt unter andern auch durch den Ritter **Götz von Berlichingen** „mit der eisernen Hand“, der seinen ritterlichen Ruf wenige Jahre vorher durch die Fehde gegen Nürnberg begründet und im späten Alter sich und dem ganzen Treiben seines Standes in seiner Selbstbiographie ein Denkmal von unnachahmlicher Naivität gesetzt hat.

So sah es allerorten in den süd- und westdeutschen Landen aus. Unzweifelhaft war hier der bei weitem größte Teil des Adels ein Verderb der Nation, völlig begreiflich deshalb der bittere Haß der Bürgerschaften, berechtigt das Streben der größeren Fürsten, die Selbständigkeit des ganzen Standes, vor allem der Reichsritterschaft, in deren Mißbrauch er sich und andre verdarb, einzuschränken oder zu vernichten. Doch je mehr dies hervortrat, desto mehr sah sich der Adel auf die Bahnen der Gewalt gedrängt. Im Osten, in den Koloniallanden jenseit der Elbe, stand es insofern meist besser, als hier der Adel mehr und mehr zur Selbstbewirtschaftung seiner Güter überging, diese allerdings, weil sie an sich nicht groß genug waren, auf Kosten der Bauern vergrößerte, dafür aber auch sein Einkommen auf friedliche Weise steigerte.

Die Bauern und die Landwirtschaft.

Viel gefährlicher noch als die Mißstimmung des Adels war es, daß weithin durch Deutschlands Gaue, namentlich im Süden und Westen, die dumpfe Gärung im Bauernstand immer mehr zu gewaltsamem Ausbruche trieb. Die verschiedensten Ursachen wirkten dazu mit.

Bäuerliche Abhängigkeitsverhältnisse.

Seit Jahrhunderten war ein großer, vielleicht der größte Teil der deutschen Bauern in sehr mannigfacher Form von größeren Grundherren abhängig gewesen. Am Ende des Mittelalters aber war der ganze Stand in Unterthänigkeit geraten; nur in wenigen Gegenden hatten sich freie Bauernschaften behauptet, so vor allem in der Schweiz, in Tirol, wo sie sogar den Landtag beschickten, und in den holsteinischen Dithmarschen, deren handfeste Bauern noch im Jahre 1500 das holsteinische Ritterheer des Königs Johann von Dänemark in der Mordschlacht bei Hemmingstedt am Dusenddüvelswarf vernichteten.

Doch dies waren seltene Ausnahmen. Im übrigen lassen sich drei wesentliche Stufen der Abhängigkeit unterscheiden, obwohl sie vielfach ineinander übergingen.

Zinsbauern.

Die Zinsbauern lebten in einem festbegrenzten Vertragsverhältnis als Eigentümer ihres Grundes; sie leisteten der Schutzherrschaft einen gewöhnlich sehr mäßig bemessenen Schutz(Rekognitions-)zins meist in Naturalien, wie Eier, Hühner, Schweine und dergleichen mehr zu bestimmten Terminen; ihre Gemeinden regierten sich im ganzen selbst; der vom Herrn ernannte Schulze hegte das Dorfgericht mit ein paar Schöffen über kleinere Sachen, und die gemeine Mark oder die Allmende, d. i. der in Gemeinbesitz verbliebene und deshalb unangebaute Teil der Dorfflur (Wald, Weide, Wasser) stand für eignen Bedarf jedem einzelnen Gemeindegenossen zur freien Benutzung, so daß er Holz schlagen, eine bestimmte Zahl von Vieh auf die Weide treiben, fischen und jagen durfte.

Hörige.

Die Hörigen dagegen bewohnten und bebauten Grund und Boden ihres Herrn, waren zu stärkeren Leistungen an Naturalien und zu Fron- oder Hofedienstеn auf dem herrschaftlichen Gute verpflichtet und auch sonst mannigfach gebunden, z. B. verhindert, ihr Gut ohne Erlaubnis des Herrn zu verlassen, und gehalten, ihre Kinder dem Grundherrn eine Zeitlang zum Gesindedienste zu überlassen. Die Nutzung der gemeinen Mark war ihnen wohl gestattet, aber nur gegen Zins.

Leibeigene.

Endlich die Leibeigenen waren, was der Name sagt, Sklaven ihres Herrn, an die Scholle gefesselt und mit dieser verkäuflich, wurden im ganzen hart gehalten und zu „ungemessenen" Diensten und Leistungen verwandt. Indes wog diese Form der Abhängigkeit keineswegs vor, und das läßt sich im allgemeinen als Regel aufstellen: die milderen Formen der Unterthänigkeit herrschten im Süden und Westen, die härteren im Osten, wo die Unterwerfung slawischer Bevölkerung unter deutsche Herrschaft größeren Druck hervorgebracht und schließlich auch auf die Behandlung der eingewanderten, ursprünglich freien deutschen Bauern hinübergewirkt hat.

Landwirtschaftlicher Betrieb.

Alles in allem betrachtet, war der deutsche Bauer noch am Ausgange des Mittelalters keineswegs das geplagte Lasttier, zu dem er besonders nach dem Dreißigjährigen Kriege erniedrigt worden ist. Zwar am öffentlichen Leben in größeren Verhältnissen nahm er keinen Anteil, aber seine Gemeindeangelegenheiten durfte er meist frei besorgen, und waren die Bodenverhältnisse günstig, die Leistungen nicht allzu drückend und die Herrschaft wohlgesinnt, so konnte er zu ansehnlichem Wohlstande gelangen; denn Landbau und Viehzucht blühten. Fast durchgängig herrschte noch die Dreifelderwirtschaft, bei der alljährlich der dritte Teil des Pfluglandes als Brache liegen blieb; nur in den nördlichen Küstenlandschaften und in den Alpen blühte die Feldgraswirtschaft

mit Vorwiegen der Viehzucht; am Unterrhein und in Flandern trieb man sogar bereits die moderne Fruchtwechselwirtschaft mit Stallfütterung. Einsichtige Grundherren, wie namentlich kirchliche Herrschaften, leiteten ihre Wirtschaften in großartigem, sorgfältig geregeltem Betriebe, wie ihn z. B. das Wirtschaftsbuch des Nikolaus Engelmann, der 1495—1516 dem kurmainzischen Hofe in Erfurt vorstand, in trefflicher Weise vergegenwärtigt. Selbst die Hörigen und Leibeigenen, die auf dem Hofe als Tagelöhner dienten, wurden meist reichlich, namentlich mit derber Fleisch- und Gemüsekost verpflegt und nicht schlecht bezahlt, hatten also eine auskömmliche Existenz.

Ein (herrschaftliches) Dorf unter der Dreifelderwirtschaft sah ungefähr so aus:

Der Wald und die entlegeneren oder schlechteren Teile der Flur blieben stets als Hutweide zu gemeinsamer Nutzung liegen; nur etwa die große Hälfte der ganzen Flur, die dem Dorfe näher lag, war Wiese oder Pflugland. Dies zerfiel wieder in verschiedene „Gewanne“ nach der Güte des Bodens; daher hatte jeder Hof seinen Anteil an jedem Gewanne, so daß jedes Bauerngut und das Herrengut selbst aus zahlreichen kleinen, zerstreuten Stücken bestanden (Gemenglage). Nur im östlichen Deutschland wog die geschlossene (fränkische, vlämische) Hufe vor. Mit der Gemenglage war der Flurzwang unzertrennlich verbunden, d. h. der Zwang für alle, die Felder in einer und derselben Fruchtfolge anzubauen. Daher zerfiel das Pflugland in drei „Felder“, ein Ober-, Mittel- und Unterfeld, deren Benutzung alljährlich wechselte. Jedes „Feld“ wurde einmal mit Sommerkorn, einmal mit Winterkorn bestellt und blieb das dritte Jahr als Brache liegen, um zu ruhen und von den Bauern wie von der Herrschaft als Weide benutzt zu werden. Das Vieh blieb also nur im Winter im Stalle, im Sommer war es beständig auf der Weide, so daß der Dünger größtenteils verloren ging und das Vieh im Winter, da es oft an Futter mangelte, weil Futterkräuter nicht gebaut wurden, sehr herunterkam. Die Schweine trieb man wenn möglich auf die Eichelmast. Im ganzen lieferte ein Gut unter der Dreifelderwirtschaft nur etwa die Hälfte des Ertrags wie unter der Fruchtwechselwirtschaft; aber der Übergang zu dieser war sehr schwer wegen des Flurzwangs und der Weideservituten auf der Brache.

Wohlstand u. Selbstgefühl der Bauern.

Darüber stimmen denn auch alle Berichte überein: der Wohlstand der Bauern war am Ende des 15. Jahrhunderts nicht etwa im Sinken, sondern im Steigen, und mit ihm wuchs ihr Selbstgefühl. Denn die Gelegenheit, landwirtschaftliche Produkte durch Verkauf zu verwerten, war damals auf die nächste Umgebung beschränkt, der Bauer hatte also zwar wenig Geld, aber er mußte das, was er baute, größtenteils selber verbrauchen, lebte also nach einer guten Ernte und in gedeihlichen Jahren so recht „aus dem Vollen“. Im üppigen Aufwande bei Festtafeln, in reicher Tracht und kostbarem Schmuck thaten es viele Bauern den städtischen Patriziern gleich, den Landjunkern oft zuvor. Die Altenburger Bauern, jetzt noch wohlhäbig, trugen Mützen aus Bärenpelz, Korallenketten mit Goldstücken und seidene Bänder, die pommerschen trugen nur „englisch und ander gut gewandt“, die elsässischen machten nach des Straßburgers Wimpheling Versicherung oft solchen Aufwand bei Kindtaufen und Hochzeiten, daß man dafür ein Haus oder ein Ackergütchen hätte kaufen können.

„Sie sind grob, stolz, unnütze,
Treiben jetzt die größte Pracht ꝛc.“

sagt ein Volkslied von den Bauern, und ein Nürnberger Fastnachtsspiel faßt kurz und bündig das Ergebnis vieler Beobachtungen in die Worte zusammen: „Die Pauerschaft hochsteiget, und ritterschaft niedersteiget.“ Aber nicht nur der wachsende Wohlstand steigerte das bäuerliche Selbstgefühl, auch der Landsknechtsdienst, vornehmlich bei den süddeutschen Bauern. Wer vielleicht jahredurch in Italien oder Frankreich gefochten, Schlachten gewonnen und Städte geplündert, über zitternde Besiegte sich als Herr durch die Gewalt des Schwertes gefühlt hatte, wer jetzt in Samt und Seide einherprunkte, auf dem Hut die kostbare Feder und um den Hals die goldene Kette, der war schwerlich geneigt, in der Heimat vor dem Edelmann seinen Nacken zu beugen, und dessen Beispiel mußte, wenn er prangend, von gaffender Jugend umringt, in seinem Dorf einzog und seine Hellebarde vor dem Wirtshaus in die Erde stieß, auch die

Landsleute mit ähnlichem Selbstgefühl erfüllen. Nicht nur militärisch, sondern auch gesellschaftlich wurden die Landsknechte die gefährlichsten Gegner des Adels.

Gesteigerter Druck der Grundherrschaften.

Auf diesen vielfach wohlhäbigen, mit starkem Selbstgefühl erfüllten Bauernstand legte sich nun ein gesteigerter Druck der Grundherrschaften. Je weniger der Edelmann mit dem Bürger in Lebensweise und Auftreten Schritt zu halten vermochte, je höher sich zugleich die fürstlichen Steuerforderungen stellten, desto mehr versuchte er sich an seinen Bauern zu erholen. Größere Herren, namentlich geistliche Fürsten, verfuhren nicht anders, hier und da schon von römisch-rechtlichen Anschauungen geleitet, die nur Kolonen und Sklaven kannten und mit ihrem strengen Eigentumsbegriff auf die



80. Deutsche Bauern im 16. Jahrhundert.
Faksimile eines Kupferstichs von Albrecht Dürer.

halb sozialistischen Verhältnisse der deutschen Landwirtschaft gar nicht paßten. So begannen die Grundherren allerorten die bäuerlichen Lasten zu steigern, die Rechte und Freiheiten zu verkürzen. Namentlich die „gemeine Mark“, unentbehrlich für die ganze Wirtschaft jener Zeit, und besonders den Wald mit dem Jagdrecht nahmen sie als ihr Eigentum in Anspruch und gestatteten eine beschränkte Benutzung, wenn überhaupt, so nur gegen Zins. So verfuhr der Fürstabt von Kempten gegenüber der gleichnamigen Reichsstadt, der noch ausgedehnte Rechte an den Stiftswaldungen, als Ausfluß der gemeinen Mark, zugestanden hatten. So nahm der Rat von Görlitz dem Dorfe Langenau das bis dahin gegen Forstzins behauptete Nutzungsrecht in der Heide (1506). Derselbe Fürstabt drückte systematisch die freien Zinsleute des Stiftes zu Leibeigenen herab. Höchst nachteilig wirkte insbesondere die leidenschaftliche Jagdlust der Fürsten

und Herren. Pfalzgraf Friedrich I. legte sich auf den Rat seiner römischen Juristen das Obereigentumsrecht über sämtliche Waldungen seines Landes bei. Ulrich von Württemberg bedrohte im Jahre 1517 jeden, der in fürstlichen Waldungen mit Schießgewehr betroffen wurde, auch wenn er nicht schieße, mit Blendung. Nicht weniger wurde streng bestraft, wer einen Hirsch oder ein Wildschwein, die seinen Acker verwüsteten, niederschoß; dazu wurden den Bauern schwere Jagdfronden aufgebürdet. Ohnehin wurden die landesfürstlichen Steuern, die der Adel nicht bewilligte, fast stets auf die Bauern abgewälzt. Im Osten benutzten die Grundherren die Erwerbung obrigkeitlicher Rechte, die ihnen der Landesherr durch Pfand oder Kauf überlassen mußte, besonders dazu, die Bauern zu „legen", d. h. ihre Güter einzuziehen, meist um sie im Interesse der einträglichen Wollproduktion in Schafweide zu verwandeln, und allgemein war das Bestreben, die Freizügigkeit der Bauern zu beschränken, da sie durch das Erbrecht an ihre Hufen gebunden seien. So allgemein und heftig sind die Klagen über Verkürzung der Rechte und Steigerung der Lasten, daß an ihrer allgemeinen Begründung gar kein Zweifel bestehen kann. Rohe Mißhandlung der Person verstand sich bei der Roheit des damaligen Adels ganz von selbst. Aber auch andre Nöte drückten in manchen Gegenden die Bauern. Seitdem der Bevölkerungsabfluß in die slawischen Lande im Osten aufgehört hatte, war namentlich im westlichen Deutschland, im mittleren Rheinlande, im Tauber- und Neckarthale, am südlichen Schwarzwalde u. a. w. eine ungesunde Zersplitterung des bäuerlichen Grundbesitzes eingetreten. Viele Bauern verarmten deshalb, fielen städtischen Wucherern in die Hände, verloren schließlich ihr verschuldetes Gut und gerieten in Leibeigenschaft.

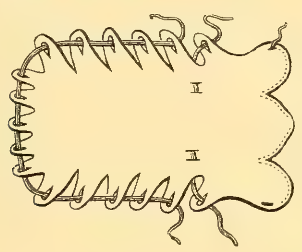
Bauernunruhen.

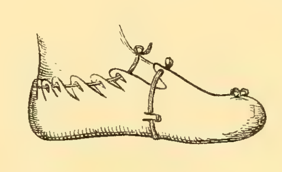
Da war es nur natürlich, daß längst vor dem großen Bauernkriege vielfach bereits vereinzelte Unruhen ausbrachen, oder wo es dazu nicht kam, Brandstiftungen und Mordanschläge die wachsende Erbitterung verrieten. Zeigte doch das Beispiel der Hussiten und mehr noch der freien Schweizer, was bäuerliche Kraft zu leisten vermöge. Solchen Unruhen lagen nun zunächst lediglich örtliche Beschwerden, nicht allgemeine Motive zu Grunde. So erhob sich 1432 um Worms ein Bauernaufstand gegen die Wucherzinsen der Juden, so 1462 im Erzstift Salzburg gegen drückende Steuern. Auch die Erhebung der Bauern um Kempten im Jahre 1492 galt nur der Behauptung oder Wiederherstellung der alten Rechte. Schon aber wurde dazwischen eine sozialistische oder vielmehr kommunistische Strömung sichtbar, die nicht der Beseitigung einzelner Übelstände galt, sondern auf den Umsturz alles Bestehenden und eine ganz neue Ordnung der Dinge hinstrebte. Hussitische Lehren waren es, die auch in Deutschland dergleichen radikal-revolutionäre Bestrebungen hervorriefen. Im Jahre 1476 tauchte plötzlich im würzburgischen Gebiete ein schwärmerischer, von mystischen Anschauungen erfüllter junger Mann, Namens Johannes Böhm, auf. Umringt von Tausenden, die aus Bayern, Schwaben, vom Rhein, aus Hessen, Thüringen und Sachsen herbeiströmten, predigte er in Nicklashausen an der Tauber den Sturz aller bestehenden weltlichen und geistlichen Ordnung, die gleichmäßige Verteilung der Güter, Gemeinsamkeit vor allem von Wald, Wasser und Weide, Ermordung aller Priester u. s. w. Zwar wurde Böhm verhaftet, um später den Feuertod zu sterben, und die regellosen Haufen, die zu seiner Befreiung gegen Würzburg zogen, stoben vor den Geschützen der Marienburg auseinander, aber die kommunistischen Gedanken wucherten unter dem deutschen Landvolke fort und prägten seinen Bewegungen einen radikalen Zug auf, den sie bisher durchaus noch nicht gehabt hatten.

Geheime Bünde.

War der Aufruhr von Nicklashausen infolge seines phantastischen Charakters rasch zusammengefallen, so führte sechzehn Jahre später (1492) die steigende Erbitterung zu einer weitverzweigten Verschwörung am Oberrhein, die entdeckt und mehrfach bestraft, doch niemals wirklich unterdrückt werden konnte und den großen Bauernaufstand der

Jahre 1524—1525 vorbereitete. Sie zeigt zum erstenmal eine höchst gefährliche Verbindung des ländlichen mit dem städtischen Proletariat und bezweckte auch eine politische Umwälzung. Ihr Zeichen war der **Bundschuh**, d. i. der aus einem Stück Leder gefertigte, mit Bändern oder Riemen zusammengeschnürte Schuh der Bauern, den um dieselbe Zeit die Kemptener Rebellen auf die Stange steckten, ihr Haupt war **Hans Ullmann**, der Bürgermeister von Schlettstadt im Elsaß; sie forderten die Ausplünderung oder gar Ausrottung der Juden, Aufhebung aller Schulden, Abschaffung des geistlichen Gerichts und Ersatz durch Volksgerichte, Aufhebung drückender Zölle, aber auch schon die Abschaffung der Klöster. Der Bundschuh.





81. Der Bundschuh.

Die Sache wurde entdeckt und unterdrückt, aber 1502 tauchte plötzlich der „Bundschuh" im Bistum **Speier** von neuem auf; 7000 Mann waren damals verschworen, eine allgemeine Erhebung des Landvolks am ganzen Oberrhein beabsichtigt. Diesmal stand neben den alten Forderungen auch die Freiheit der gemeinen Mark und die Aufhebung von Steuern, Zinsen und Zehnten auf dem Programm, ja sogar das rein politische Verlangen nach dem deutschen Einheitsstaat unter der kaiserlichen Monarchie. Wiederum wurde die Empörung vereitelt, aber einer der Leiter, **Joß Fritz**, überzog von der Gegend von Freiburg i. Br. aus das ganze Land bis Speier hinab und bis nach Württemberg und ins Elsaß hinein mit einem dichten Netze von Verschwörungen. Hausierer und Bettler trugen die Bewegung von Ort zu Ort; in zwölf Artikeln waren die Forderungen formuliert, im wesentlichen die früheren, aber diesmal wurden sie begründet mit der Berufung auf die Bibel, so daß sie als Ausfluß der göttlichen Wahrheit, ihre Verfechtung demnach als religiöse Pflicht erschienen, fast in hussitischer Weise. Dabei rechnete man auf den Beistand der nahen Schweizer. Aber diese kamen nicht, und im Oktober 1513 wurde der Bund abermals unterdrückt. Doch Joß Fritz entfloh und setzte seine Aufwiegelung fort. Unruhen am Oberrhein.

Ein Jahr später (1514) erhob in **Württemberg** der „**arme Konrad**" (d. i. der Bauer) sein Haupt und vereinigte wenigstens im Anfange Land und Städte. Zwar hatte hier die Bewegung zum großen Teil nicht soziale Gründe, sondern richtete sich im wesentlichen gegen die Mißwirtschaft des Herzogs Ulrich; aber die Beschwerden über die Entfremdung der gemeinen Mark und die Härte der Forstgesetze treten doch auch hier hervor, daneben zum erstenmal die Klagen über die Mißstände der römischen Rechtspflege. Erreicht wurde dort für die Bauern ebensowenig als anderswo, vielmehr gelang es, den Aufstand durch die Besetzung und Plünderung Schorndorfs und zahlreiche Blutgerichte niederzuwerfen, aber die Gärung dauerte auch hier fort. Aufstand in Württemberg.

Einen viel gefährlicheren Charakter noch gewann der fast gleichzeitig ausbrechende Aufstand des Landvolks im **inneren Österreich**, der schon ein Bauernkrieg genannt werden kann. Die Verwüstungen der Türkeneinfälle und die Steigerung der gutsherrlichen Forderungen infolge der Kriegslasten wirkten hier zusammen mit dem Beispiele des greuelvollen **Kuruzen**(Kreuziger-)**krieges** im nahen Ungarn (1514).

Kuruzenkrieg in Ungarn.

Das Landvolk, das in den südlichen Teilen Ungarns durch eine päpstliche Bulle zum Kreuzzuge gegen die Türken aufgerufen worden war, blieb beisammen und wandte sich unter der Führung des tüchtigen Georg Dozsa gegen seine adligen Unterdrücker. Bei mehrfachen Zusammenstößen, vornehmlich bei Csanad, nahm es blutige Rache an dem Adel. Es wäre diesem nicht so leicht gelungen, seinen Gegner zu Paaren zu treiben, wenn nicht der zu Hilfe gerufene kriegerische Großfürst Johann Zapolya von Siebenbürgen sich gegen den mächtigsten Haufen der aufständischen Kuruzen unter Dozsa selbst gewandt und den „Bauernkönig“ bei Temesvar niedergeworfen hätte. Dozsa büßte den Versuch, für seine Landsleute bessere Zustände herbeizuführen, auf einem glühend gemachten Eisenthrone, auf dem ihn der fürchterliche Szeklerfürst zu Tode martern ließ. Über die Bauernschaft Ungarns aber verhing ein Reichsgesetz die Leibeigenschaft in strengster Form.

Aufstand in Krain.

Aber auch in andern Teilen der habsburgischen Staaten sah man schon 1512 den hellen Aufstand vor der Thür; drei Jahre darauf erhob sich zuerst um Gottschee in Krain das deutsche, dann unter dem Feldgeschrei: „Stara pravda!“ („das alte Recht“) auch das slowenische Landvolk. Reißend schnell ergriff die Empörung ganz Krain, Untersteiermark und Unterkärnten; auch die kleinen Städte, selbst der niedere Klerus, fielen der Sache der Bauern als einer „gottgefälligen“ zu. Dutzende von Burgen, selbst das feste Hochschloß von Cilli, fielen, vielfach unter blutigen Greueln, in ihre Hände. Friedliche Vermittelung, wie sie namentlich Kaiser Maximilian wollte, schlug fehl; erst dem bewaffneten Eingreifen des Adels unter Georg von Herberstein, Siegmund von Dietrichstein und Hans von Auersperg gelang es im Sommer 1515 nach harten Kämpfen des Aufstandes Herr zu werden; aber umsonst drangen die landesherrlichen Kommissare auf Abhilfe der begründeten Beschwerden, und so glimmte auch hier das Feuer unter der Asche fort.

Aus allem ist ersichtlich, daß sich mehrere ganz verschiedene Strömungen in einem Bette zu sammeln begannen. Das Streben nach der Wiederherstellung der alten Markrechte, nach der Erleichterung oder Abschaffung der bäuerlichen Lasten überhaupt verbindet sich mit völlig revolutionären, kommunistischen Tendenzen. Dazu tritt dann eine Reihe rein politisch-kirchlicher Forderungen, und mehr und mehr beginnt man das ganze Programm auf die biblische Lehre zu stützen, sich auf gottgebotenes Recht zu berufen. Damit wurde der Bewegung eine unabsehbare Aussicht eröffnet.

Urteile über die Bauern.

Begreiflich war es nun freilich, wenn durch solche Erfahrungen der Haß der herrschenden Stände gegen die Bauern mehr und mehr anschwoll. Erschien ihnen doch der seiner ganzen Natur nach konservativste Stand des Volkes als der revolutionärste! Die zeitgenössische Litteratur, soweit sie vom Adel und den städtischen Patriziern beeinflußt ist, wird denn auch nicht müde, den Landmann zu verspotten. Er ist die komische Figur in Volksliedern und Fastnachtsspielen; grob, unnütz, üppig, Flegel, Ackertrappen, so lauten die Liebkosungen, mit denen man ihn überschüttet. Der große Satiriker Sebastian Brant jammert in seinem „Narrenschiff“ über die Hoffart der Bauern und erkennt als Grund derselben ganz richtig den gesteigerten Wohlstand; konsequenterweise ist deshalb der Züricher Felix Hemmerlin der Meinung, es wäre gut, wenn ihnen etwa alle fünfzig Jahre Haus und Hof abgebrannt würden, damit sie nicht zu üppig würden. Derselbe Schriftsteller faßt denn auch äußerlich den Rusticus, der im Dialog den Bauernstand gegenüber dem Ritter vertritt, als Inbegriff alles Unschönen, Widerwärtigen und Rohen. Dem entgegen macht endlich der Rusticus seinem Grimme über die ritterlichen und fürstlichen Gewaltthaten Luft und bricht zum Schluß in die racheatmenden Worte des Psalmisten aus: „Gieße Deine Ungnade auf sie, und Dein grimmiger Zorn ergreife sie. Ihre Wohnung müsse wüste werden und

sei niemand, der in ihren Hütten wohne. Denn ich weiß, der Herr wird des Elenden Sache und des Armen Recht ausführen!"

So war auf der andern Seite die Stimmung. Wie deshalb die Vertreter der bisherigen Ordnung die Bauern fürchteten als die revolutionäre Kraft, die sie aus ihren Angeln heben könnte, so sahen alle diejenigen, die jene Ordnung und die auf ihr beruhenden Zustände für ungerecht hielten, und ihre Zahl war groß, mit unverhehlter Hoffnung auf die am meisten von ihnen gedrückten Bauern als auf die Werkzeuge der Reform oder auch der Revolution. Prophezeiungen und astrologischer Wahn bestärkten darin. Allgemein war der Glaube an die Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. als eines erbitterten Pfaffenfeindes und Freundes des „armen Mannes". Schon im Jahre 1456 schien ein Komet auf Erniedrigung der Gewaltigen, Erhöhung der Niedrigen zu deuten. Die zahlreichen illustrierten Kalender trugen solche Anschauungen in jede Hütte. Da wird nun die längst vorhandene, schon aus der Zeit des Baseler Konzils (1431—49) stammende Schrift: „König Sigismunds Reformation" zur „Trompete des Bauernkrieges". Der unbekannte Verfasser erstrebt vor allem eine gründliche Reform der Kirche, worauf noch später näher einzugehen sein wird, aber auch Umbildung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse; doch er verzweifelt an der friedlichen Durchführung: „Hilfe kann nur durch Gotteskraft und das weltliche Schwert werden." Dies Schwert aber sollen „die Gemeinen" führen. Nicht nur der Bauernstand, auch die Bürger sind unter den „Gemeinen" zu verstehen. Denn Stadt und Land müssen gleichmäßig „reformiert" werden. Die Leibeigenschaft und alle Unterthänigkeit sind aufzuheben, da alle Menschen durch die Erlösung frei geworden sind. Der Bann (d. i. der private Besitz) von Wald, Wasser und Feld, die Zehnten und Zinsen müssen fallen. In den Städten sind die Zünfte und die großen Handelsgesellschaften abzuthun, Preise und Löhne müssen obrigkeitlich festgesetzt werden. „Es setzt sich niemand wider die göttliche Ordnung denn die Gelehrten, Weisen und Gewaltigen, die Kleinen aber rufen und schreien Gott an um Hilfe und um eine gute Ordnung." Deshalb sollen sie „es kecklich angreifen, fröhlich zuschlagen, alles Unheil zerstören, das Schwert brauchen. Die Zeit der christlichen Freiheit ist gekommen."

Waren die „Kleinen", voran die Bauern, zur Durchführung der Umgestaltung berufen, so lag es sehr nahe, aus dem „armen Manne" ein Ideal aller Vortrefflichkeit zu machen. Sowohl vom sittlich-religiösen, als vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus wurde die Arbeit des Landmanns als eine ganz besonders verdienstliche betrachtet, von jenem, weil sich beim Abendmahl Christi Leib in Brot verwandle, von diesem, weil der Ackerbau alle Stände ernähre.

„Ich lob dich, du edler baur,
für alle creatur,
für alle Herren auf Erden:
der kayser muß dir gleich werden",

so feiert der Nürnberger Hans Rosenplüt in „Des Bauern Lob" die ländliche Arbeit.

* * *

Eine gewaltige Gärung also hatte die unteren Schichten der städtischen wie der ländlichen Bevölkerung ergriffen. Und wie sie, so bäumte sich der Adel gegen die bestehende oder sich entwickelnde Ordnung auf. Aber diese beiden revolutionären Stände waren in grimmiger Feindschaft voneinander geschieden und konnten unmöglich zu einem Ziele zusammen wirken. Und wie Adel und Bauern einander entgegenstanden, so stand wieder jener gegen Fürsten und Städte, wie die Fürsten ihrerseits alle Stände sich beinahe gegenüber sahen. Alle Stände untereinander entzweit, jede Hand wider die andre, das war das bezeichnende Merkmal des Zeitalters. Gärung auf allen Gebieten.

Die Reichsgewalten.

Nur eine starke Monarchie wäre im stande gewesen, die feindlichen Gegensätze zu versöhnen, die Revolution zu verhindern durch die Reform. Es war das Unglück Deutschlands, daß es keine solche Monarchie, ja kaum noch eine feste Reichsordnung besaß.

Das Königtum.

Das Königtum hatte diese Bedeutung längst nicht mehr; ja es war, seitdem es mit dem Jahre 1439 thatsächlich in den erblichen Besitz des Hauses Habsburg übergegangen war, kaum noch ein nationales Institut. Hatte schon die Verbindung mit dem römischen Kaisertum, das, wenn auch nur dem Worte nach, den Anspruch auf die Weltherrschaft in sich schloß, die nationale Königsgewalt ihrer nächsten Bestimmung allmählich entfremdet, so drohte jetzt die ausgreifende Hauspolitik Maximilians I., der nicht nur die alten burgundischen Reichslande, sondern auch Ungarn und die spanische Monarchie seiner Familie zu gewinnen strebte, den Träger der Kaiser- und Königskrone vollends von einer wahrhaft deutsch-nationalen Politik abzuziehen. Und diese hätte ihm vor allem die Neubegründung einer festen Reichsgewalt zur Pflicht gemacht. Denn eine solche gab es nicht mehr. Der Kaiser erteilte noch Belehnungen, was bei der durchgebildeten Erblichkeit der Lehen meist zu einer reinen Formalität geworden war, er verlieh Standeserhöhungen und bezog als Rest der alten umfassenden Ansprüche auf die Regalien im Reiche noch gewisse Einkünfte, die schon Kaiser Sigismund 1412 auf nicht mehr als 13 000 Gulden angab. Die Rechte des Kriegsherrn, des Gesetzgebers und des höchsten Richters übte er entweder nur noch gemeinsam mit den Ständen des Reiches, oder sie hatten wenig Bedeutung. Das kaiserliche Gericht, an sich höchst ungenügend, weil es an den wechselnden Sitz des Kaisers gebunden und nicht von festangestellten Richtern besetzt war, sondern nur nach Bedürfnis gebildet wurde, besaß über die kurfürstlichen Territorien gar keine, über die übrigen nur sehr geringe Autorität und namentlich gar nicht die Mittel, um seinen Urteilssprüchen Geltung zu verschaffen. Alle übrigen Rechte übte der Kaiser nur gemeinsam mit dem Reichstage, über dessen Zusammentritt nach Ort und Zeit das Bedürfnis entschied; doch war eine süddeutsche Reichsstadt regelmäßig sein Sitz.

Der Reichstag.

Die Zusammensetzung des deutschen Reichstages hatte sich erst allmählich fixiert; die Reichsstädte erschienen in ihrer Gesamtheit regelmäßig erst 1487; seit 1489 traten die drei Kollegien der Kurfürsten, Fürsten und Städte hervor. Die Schwerfälligkeit der Verhandlungen, die sich aus dieser Zusammensetzung ergab, wurde damals wenigstens dadurch einigermaßen verringert, daß die Fürsten meist persönlich erschienen und zur Stelle ihre Meinung abgaben; sie war aber trotzdem noch groß genug, da zu einem gültigen Beschlusse die Einstimmigkeit aller drei Kollegien gehörte. Gewöhnlich wurde denn auch wenig erreicht. Namentlich das Kriegswesen und die auswärtige Politik des Reiches ließen die Schwächen der Reichsverwaltung in grellster Weise hervortreten; es gab weder ein einheitliches Reichsheer noch eine einheitliche Reichspolitik nach außen, ja nicht einmal eine wirksame Verteidigung ließ sich ermöglichen. Das wehrkräftigste Land der Welt, das Söldner für alle andern stellte, sah den Angriffen Karls des Kühnen auf die Reichslande Schweiz und Lothringen unthätig zu, es ließ Wien und Niederösterreich jahrelang in den Händen der Ungarn, es gestattete, daß ein polnisches Fürstenhaus in Böhmen herrschte und das Land thatsächlich vom Reiche trennte, es hatte der hussitischen Dreschflegel und Speere sich nicht zu erwehren gewußt. Wo irgend etwas Kraftvolles geschah, da ging es von einzelnen Fürsten oder von Sonderbündnissen der Reichsstände aus, die das notwendig ersetzen

mußten, was das Reich als Ganzes nicht mehr vermochte: von der Hansa, dem Schwäbischen Bunde (seit 1488), der schweizerischen Eidgenossenschaft, die man freilich kaum noch zum Reiche rechnen durfte.

So war die Reform der Reichsverfassung die dringendste Aufgabe, die Deutschland zu lösen hatte. Gelang sie nicht, dann trieb die Nation unabsehbaren Katastrophen entgegen.

Versuche zur Reform der deutschen Reichsverfassung unter Kaiser Maximilian I.

Die Einsicht in die Mängel der bestehenden Verhältnisse und in die Notwendigkeit ihrer Abhilfe war allgemein vorhanden, über die Art derselben aber bestand keinerlei durchgreifende Anschauung; nur darin stimmten die wenigen, welche über die Frage nachgedacht hatten, überein, daß eine Verstärkung der kaiserlichen Macht das Mittel sei, um aus unerträglichen Zuständen herauszukommen. Die Idee mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit wirkte dabei bestimmend mit. Es war natürlich, daß sich zumeist in den Reichsstädten solche Anschauungen bildeten, denn eben ihre Interessen litten unter der Zerrüttung im Reiche am meisten, und ihre Bürger standen in den nächsten Beziehungen zum Kaisertum. Da fordert z. B. ein Schriftsteller, der Maximilians Krieg gegen die Venezianer (1508—10) gefeiert hat, die deutschen Fürsten auf, ihre Hoheitsrechte dem Kaiser zurückzugeben, da sie doch nichts für das Reich thäten; auch der Abt Johann Tritheim (Trithemius) von Sponheim erklärt sich gegen jede Steigerung fürstlicher Gewalt, und ein Rheinfranke ruft, an das deutsche Königtum gewendet, geradezu aus: (Klagen über die Mängel.)

„Die Fürsten sind die Räuber, die Räuber deines Ruhms;
O daß ein Rächer käme des Volks- und Königtums!"

Die in Straßburg 1513 erschienene „Welschgattung" sieht ohne eine starke Kaisergewalt bürgerliche Kriege und kirchliche Spaltung voraus, womit sie nur zu sehr recht behalten sollte. Auch populäre Kreise setzten ihre Hoffnung auf die nationale Monarchie; der oberrheinische Bundschuh proklamierte sogar den deutschen Einheitsstaat.

Freilich praktische Vorschläge, wie nun die Reformen durchzuführen seien, tauchten nur ganz vereinzelt auf. So empfiehlt die „Reformation Kaiser Sigismunds" die Einziehung der Kirchengüter und die Übernahme der Zölle auf das Reich; so entwickelt der Kardinal Nikolaus von Cues (Cusanus) um die Mitte des 15. Jahrhunderts in eingehender Weise seine Reformideen auf Grund einer Verstärkung der kaiserlichen Gewalt. Er will völlige Aufhebung des Fehderechts durch einen ewigen Landfrieden und Neuordnung von Recht und Gericht. Deshalb soll das ganze Reich in zwölf Kreise geteilt, in jedem ein Reichsgericht mit fest besoldeten Beisitzern aus allen Ständen niedergesetzt werden; die von ihnen auferlegten Bußen fließen in die Reichskasse. Jährlich einmal zu fest bestimmter Zeit tritt auf wenigstens einen Monat der Reichstag zu Frankfurt a. M. zusammen, bei dem auch der Bürgerstand durch Abgeordnete der größeren Städte, nicht bloß der Reichsstädte, Vertretung findet. Seine Kompetenz erstreckt sich besonders auf die Gesetzgebung, die allmählich ein einheitliches Recht in ganz Deutschland auf deutscher Grundlage herstellen soll. Um das Reich finanziell selbständig zu machen, sollen ihm die Zölle und außerdem eine Reichssteuer überwiesen werden, aus denen die Kosten für ein stehendes Reichsheer und den kaiserlichen Hofhalt fließen sollen. Gewiß große und würdige Gedanken; doch in den Kreisen, denen ihre Ausführung am ehesten obgelegen hätte, waren sie am wenigsten lebendig. (Reformvorschläge.)

Denn die deutschen Fürsten des ausgehenden Mittelalters hatten überhaupt, mit wenigen Ausnahmen, nur noch ein dynastisches Interesse, das sie mit rücksichtsloser Gewaltsamkeit verfolgten, unbekümmert um das Wohl des Ganzen. Die im Westen

pflogen bereits ungescheut Verbindungen mit Frankreich. Schon im Jahre 1501 fand es Jakob Wimpheling von Straßburg (gest. 1528) nötig, nachzuweisen, daß Elsaß von jeher ein deutsches Land gewesen sei. Dazu drohten tagtäglich die schwersten Gefahren von außen. Im Osten verwüsteten türkische Raubscharen alljährlich die inner-österreichischen Länder, im Norden lag die Hansa in schwerer Fehde mit Dänemark, im Süden tobte der Kampf der Spanier und Franzosen um den Besitz Italiens. Alles mahnte dringend zum Vorgehen.

Wege zur Reichsreform.

Es gab für ein solches zwei Wege. Entweder mußte die aufsteigende Macht der größeren Fürsten, die das Reich zu zerreißen drohte, gebrochen, die kaiserliche Monarchie des Hauses Habsburg auf ihren Trümmern begründet werden; oder man mußte die Entwickelung der Territorialhoheit als zu Recht bestehend anerkennen und den Ständen einen sicheren, weitgreifenden Anteil an der Reichsregierung gestatten, der sie zwang, sich für das Reich zu interessieren. Der erste Weg führte zu einer sich dem Einheitsstaat nähernden Ordnung, der zweite zur Verwandlung des Reiches in einen Bundesstaat. So weit es in dieser Frage überhaupt eine öffentliche Meinung gab, war sie für den ersten Weg.

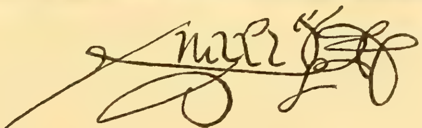
Schlug ihn das Haus Habsburg ein, dann mußte es vor allem die Nation in ihrer Masse für sich gewinnen, d. h. es mußte die ungeheure Aufgabe übernehmen, zugleich die kirchlichen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu reformieren. Von dem Momente an stand Habsburg an der Spitze der nationalen Bewegung, es hatte die Massen für sich, und vor ihnen wäre jeder Widerstand morsch zusammengebrochen. Denn schon damals sollte sich Uhlands Wort erfüllen: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem reichlichen Tropfen demokratischen Öles gesalbt ist.“ Konnte Habsburg das nicht, dann blieb nur der andre Weg.

Kaiser Maximilian I.

Kaiser Maximilian I. (1493—1519) hat es nicht vermocht. Aber er hat auch den andern Weg zur Reform, soviel an ihm war, abgeschnitten. Deutschland blieb ein Chaos.

Maximilians Persönlichkeit.

Welch eine liebenswürdige, bezaubernde Persönlichkeit war aber doch dieser Max, und wie populär ist er gewesen! Eine hohe breitschulterige Gestalt, blondlockig und blauäugig, voll Adel und Würde, prachtvoll anzuschauen, wenn er in glänzender Silberrüstung auf hohem Braunen seinen Einzug hielt oder als Kriegsherr leuchtenden Auges seine Tapferen führte, eine offene, fröhliche Natur voll Lebenslust und Lebenskraft. Leutselig war er und gewinnend im Umgang, ein geborener Redner, dem das Wort leicht von der Lippe floß, barmherzig gegen Mühselige und Beladene, aber auch ein Meister in jeder männlichen und ritterlichen Kunst, ein reisiger Reiter, der voll Kraft und Gewandtheit den gepanzerten Hengst im Turnier tummelte und jeden Gegner in den Sand warf — so jenen übermütigen Franzosen Claudius de Barre zu Worms, der sich stolz rühmte, jedem Gegner obgesiegt zu haben — ein verwegener Jäger, dessen schwindelnde Abenteuer noch spätere Geschlechter mit schauderndem Entzücken begleiteten. In seinen Kenntnissen und Fertigkeiten zeigt er, ein echter Vertreter der Renaissancezeit, eine bewundernswerte Vielseitigkeit. Als erfahrener Artillerist richtete er mit dem Genusse des Kunstverständigen seine schweren Geschütze gegen das Gemäuer feindlicher Burgen; er kannte jedes persönlich und nannte sie mit ironisch-zärtlichen Namen: die „schöne Kathl“, den „Weckauf“, den „Purlepauz“, die „Singerin“. Als trefflicher Exerziermeister wußte er mit Spieß und Feuerrohr so gut oder besser umzugehen wie jeder Landsknecht. Und als Sachkenner begutachtete er die Arbeit der Plattner (Harnischschmiede), wie er denn das kunstvolle Eisenkleid bis zur Vollendung ausbildete, das den ganzen Mann von Kopf bis zu Fuß bedeckte. Überhaupt gab es kaum eine Richtung des Interesses, die ihm fremd geblieben wäre. Sieben fremde Sprachen



82. Kaiser Maximilian I.
Nach Albrecht Dürers Gemälde in der Kaiserlichen Gemäldegalerie zu Wien.

hatte er sich angeeignet; die humanistischen Studien fanden in ihm einen eifrigen und verständnisvollen Förderer; bis zum eignen Schaffen pflegte er Poesie und Litteratur. Im „Theuerdank“ berichtet er über seine Brautfahrt nach dem „Fräulein von Burgund“ (Maria), im „Weißkunig“ über die Thaten seiner Jugend. Lebendiges Interesse hegte er für die Kunst; Albrecht Dürer hat für ihn gezeichnet und ihn gemalt, und sein Grabmal

zu Innsbruck mit den ehernen Gestalten deutscher Helden legt noch heute Zeugnis von des Kaisers Neigung ab. — Unter günstigeren Verhältnissen hätte Max für sein Volk das werden können, was für Frankreich sein jüngerer Zeitgenosse Franz I. wurde, dem er in manchen Stücken ähnelt. Aber er war leider ein Deutscher, an Zustände gefesselt, die er nicht zu beherrschen verstand. Von der zähen Beharrlichkeit, der opferwilligen Selbstverleugnung, dem durchdringenden Scharfblick, die dem Reformator Deutschlands unentbehrlich waren, besaß er nichts. Ihn berauschte der alte phantastische Traum mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit; über Italien seine Hoheit zu begründen und an der Spitze der Christenheit die Türken aus Europa zu verjagen, das waren seine Ideale. Aus dem Zwiespalt zwischen hochstrebendem Wollen und bitterem Mißmut über mangelhaftes Können kam er niemals heraus. Nur in der Arbeit für die Macht seines Hauses war er ein nüchterner Realist, und nur hier hat er Erfolge gehabt.

Ständische Reform-bestrebungen.

In drei Abschnitten verlaufen die Versuche zur Reform der Reichsverfassung. Hoffnungsvoll ließ sich die erste an mit dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495, freilich nicht im Sinne des Kaisers, sondern der Stände, an deren Spitze Berthold von Henneberg, Erzbischofkurfürst von Mainz, erschien. Auf ihren Antrag wurde beschlossen, einen Reichsrat, d. h. eine aus den (17) bedeutendsten Fürsten bestehende Reichsregierung mit voller Kompetenz über die Finanzen, Aufrechterhaltung des Friedens und äußere Politik zu bilden. Ein „ewiger Landfriede" sollte geboten, damit jede Streitigkeit vom Wege der Selbsthilfe durch Fehde auf den Weg der Klage vor dem Reichskammergericht gewiesen werden. Dieses sollte seinen festen Sitz in Frankfurt a. M. erhalten; seine Mitglieder ernannten die Stände, der König nur den Vorsitzenden. Der Reichstag sollte jährlich am 1. Februar in Frankfurt zusammentreten; über auswärtige Politik wie über die Verwendung der eingehenden Reichssteuer hatte er die Entscheidung. Diese letztere, der sogenannte „gemeine Pfennig", sollte direkt von jedem Reichsangehörigen gezahlt, von sieben Reichsschatzmeistern eingehoben, zum Unterhalt des Reichsgerichts und zur Führung des Krieges in Italien und gegen die Türken verwendet werden. Nur zögernd nahm Maximilian am 1. August diese Entwürfe an; er meinte damit „hinausgewiesen zu werden aus aller Macht und Gewalt", aber er hoffte so die Mittel zum Kampfe gegen Karl VIII. von Frankreich zu erhalten, der soeben, im Jahre 1494, Neapel erobert hatte.

In der That wurde das Reichsgericht am 3. November 1495 eröffnet, aber bald traten die größten Schwierigkeiten hervor. Die Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rhein weigerte kurzweg die Unterwerfung unter Reichsgericht und Reichssteuer, ebenso Lothringen; Danzig und Elbing wiesen als „polnische" Städte beides zurück. So löste sich schon im Juni 1496 das Reichskammergericht wieder auf, weil seine Mitglieder nicht bezahlt würden. Deshalb erneuerte der Tag von Lindau (1496/7) die Wormser Beschlüsse; aber ohne Geld, wie er war, weigerte er dem Kaiser die geforderte Hilfe gegen Frankreich, so daß Max voll Verdruß die Stadt verließ. Trotzdem wurde das Reichsgericht wieder eröffnet, die Erhebung des gemeinen Pfennigs wenigstens in Angriff genommen. Die Reichsstädte zahlten alle bis auf drei, Brandenburg und Sachsen waren zum Teil fertig. Max selbst brachte aus den österreichischen Erblanden etwa 27 000 Gulden zusammen. Doch vielfach stockte die Erhebung, und im ganzen kamen von den 250 000 Gulden, die man in Aussicht genommen hatte, nur 50 000 Gulden ein. Die Schweizer weigerten sogar die Unterwerfung unter den Spruch des Kammergerichts und begannen den offenen Kampf mit Maximilian.

Da berief der Kaiser im Jahre 1498 den Reichstag von neuem nach Freiburg. In feuriger Rede forderte er die Unterstützung der Stände gegen Frankreich, das eben Anstalten machte, sich des Herzogtums Mailand zu bemächtigen, und wirklich bewilligte

der Reichstag die sofortige Zahlung der auf die Reichssteuer eingegangenen Summen, wies auch die französischen Anträge, gegen den Verzicht auf Mailand dem Könige Ludwig XII. Genua und Neapel zu überlassen, zurück, da ersteres eine Camera imperii, letzteres ein Lehen des päpstlichen Stuhles sei und der Kaiser als Vogt der heiligen römischen Kirche diese bei ihren Rechten schützen müsse. So vollkommen mittelalterlich empfanden noch die Reichsfürsten.

Aber zu Anfang des Jahres 1500 setzte sich Ludwig XII. ungehindert in Mailand fest, und der Krieg Maximilians gegen die Schweiz endete im September 1499 mit dem Frieden von Basel, der einer Loslösung der Eidgenossen vom Reiche gleichkam. Der Schweizerkrieg.

Der Schweizer Krieg entsprang einesteils aus jener Weigerung der Eidgenossenschaft, sich dem Kammergerichte zu unterwerfen, anderseits aus Streitigkeiten zwischen Tirol und den Schweizern über Graubünden, das 1496 ein Bündnis, 1498 einen Kriegsbund mit den Eidgenossen schloß, um sich von der alten Verbindung mit Tirol gänzlich zu lösen. Dagegen fand Tirol zunächst Hilfe beim Schwäbischen Bunde, später griff das Reich ein. Im ganzen aber behaupteten in diesem Hochgebirgskriege die Schweizer das Übergewicht. Während die Tiroler das Engadin verheerten, siegten die Eidgenossen am 11. April 1496 am Schwaderloch bei Konstanz, am 22. Mai bei Glurns und Mals im Vintschgau, obwohl Maximilian vom Bodensee her bereits bis Feldkirch am Arlberg gekommen war, endlich am 22. Juli bei Dorneck an der Birs südlich von Basel. Darauf begannen die Friedensverhandlungen, da Maximilian auf eine ausgiebige Unterstützung vom Reiche nicht rechnen konnte.

Aufs neue berief in einem schwungvollen Ausschreiben der Kaiser die Stände des Reiches nach **Worms** (April 1500). Hier wurde in der That beschlossen, an Stelle des nur sehr langsam eingehenden gemeinen Pfennigs ein Reichsheer durch direkte Aushebung nach den Pfarreien zu bilden, so daß je 400 Einwohner einen Fußknecht auszurüsten, die Fürsten, Grafen und Herren die Reiterei zu stellen hätten. Zugleich verschritt man zur Bildung des **Reichsregiments** als eines stehenden Ausschusses der Reichsstände mit dem Sitze in **Nürnberg**. Es bestand aus den Vertretern der Kurfürsten und aus einem fürstlich-städtischen Kolleg; seine Mitglieder waren von jedem Eide ihrer Landesherrschaft gegenüber entbunden. Ein Kurfürst sollte beständig in Person zugegen sein, der Kaiser führte den Vorsitz oder ernannte einen Stellvertreter. So gestaltete sich das Reich aus einer Monarchie zu einer fürstlichen Oligarchie, zum „gemeinen Wesen deutscher Nation", mit einer festen Hauptstadt, wie sie nur zu lange gefehlt hatte und zweckmäßiger damals gar nicht gefunden werden konnte. Das Kaisertum allerdings war zu einer Ehrenpräsidentschaft herabgedrückt, gewaltig hob sich die fürstliche Macht ihm gegenüber wie gegenüber den eignen Landtagen.

Begreiflich ist es deshalb, aber auch beklagenswert, daß der Kaiser alles that, um dem kaum gebildeten ständischen Reichsregiment die Wege zu kreuzen. Als dieses mit König Ludwig XII. über einen Waffenstillstand verhandelte, belehnte er eigenmächtig den König mit Mailand und verhinderte den Zusammentritt des Reichstages. Anfang 1502 war deshalb schon alles wieder in voller Auflösung; die Kurfürsten, Berthold von Mainz voran, dachten deshalb sogar an Entsetzung des Kaisers. Dazu kam es nun freilich nicht, wohl aber zerrannen die ständischen Reformprojekte, und Maximilian schickte sich an, den **monarchischen** Weg zu betreten. Scheitern der ständischen Versuche.

Ein glänzender Kriegserfolg verschaffte ihm mit einem Male weitreichendes Ansehen. Gegen einen früheren Erbfolgevertrag wollte **Georg** der Reiche, Herzog von Bayern-Landshut, der letzte seines Stammes, statt seines Vetters **Albrecht IV. von Bayern-München** seinen Schwiegersohn **Ruprecht von der Pfalz** zum Erben einsetzen und übergab ihm wirklich kurz vor seinem Tode (1. Dezember 1503) Schatz, Geschütz und Hauptstadt. Der Kaiser, zur Entscheidung aufgefordert, verfügte nach mehrfachen vergeblichen Unterhandlungen eine Teilung des Besitzes zwischen den beiden Bewerbern in der Art, daß Albrecht alles Land südlich der Donau, Ruprecht das Gebiet nördlich des Stromes (die Versuche des Kaisers.

sogenannte Oberpfalz) erhalten sollte; er selbst behielt sich erhebliche Abtretungen (das jetzige nordöstliche Tirol um Kufstein) vor. Statt sich dem Spruche zu fügen, eröffnete die Pfalz den Krieg mit der Besetzung von Landshut am 24. April 1504. Schon am 28. April aber verfiel sie der Reichsacht und sah sich, nur von Böhmen kräftig unterstützt, einer überlegenen Macht gegenüber, denn zum Kaiser hielten der Schwäbische Bund, Württemberg, Hessen, Brandenburg, Bayern-München und zahlreiche Reichsstädte; auch die öffentliche Meinung stand durchaus auf des Kaisers Seite und begrüßte mit lautem Jubel den glänzenden Sieg, den Maximilian am 12. September 1504 bei Menzesbach unweit Regensburg über die ketzerischen Böhmen erfocht. Kurze Zeit darauf nahm er das damals bayrische Kufstein nach heftiger Beschießung. Überwunden, mußten die Söhne Ruprechts, der inzwischen am 20. Juli 1504 gestorben war, den Frieden suchen. In Köln kam dieser am 3. Juli 1505 zustande auf Grundlage des kaiserlichen Teilungsvorschlags. Max stand glänzender, imponierender da als je. Eine starke habsburgische Partei umgab ihn, durch persönliche Vorteile gewonnen, auf weitere hoffend. Die ständische Reformpartei aber war zersprengt, zumal da schon am 1. Dezember 1504 auch Kurfürst Berthold von Mainz gestorben war. — Jetzt mußte sich's zeigen, ob der habsburgische Weg zum Ziele führte. Wenigstens betreten hat ihn der Kaiser.

Unter dem Eindrucke seines Sieges im Landshuter Kriege schlug er zu Köln die Errichtung einer Reichsregierung und die Erhebung des „gemeinen Pfennigs" von neuem vor. Da er aber die Entscheidung über wichtigere Fälle sich selber vorbehielt und für die Reichssteuer die gemachten Erfahrungen nicht eben sprachen, so lehnte der Reichstag die kaiserlichen Anträge ab und beschloß statt dessen die Aufstellung einer sogenannten „Matrikel" mit Zugrundelegung der einzelnen Territorien, so daß jedes einzelne zu einer bestimmten Leistung an Truppen oder Geld verpflichtet wurde. Daraufhin wurde eine mäßige Rüstung zur Sicherung der habsburgischen Erbfolge in Ungarn bewilligt, damit dies Land „dem heiligen Reiche wieder verwandt gemacht werde". Denn dort widerstrebte eine starke Partei unter Stephan Zapolya, Grafen von der Zips, den früheren Abmachungen über die Erbfolge der Habsburger. Maximilians Einschreiten hatte auch wirklich den gewünschten Erfolg; er besetzte Preßburg, Ödenburg und Eisenburg ohne Schwertstreich und erzwang am 19. Juli 1506 den Frieden von Wien, in dem das habsburgische Erbrecht auf Ungarn aufs neue anerkannt wurde.

Maximilian in den italienischen Kämpfen.

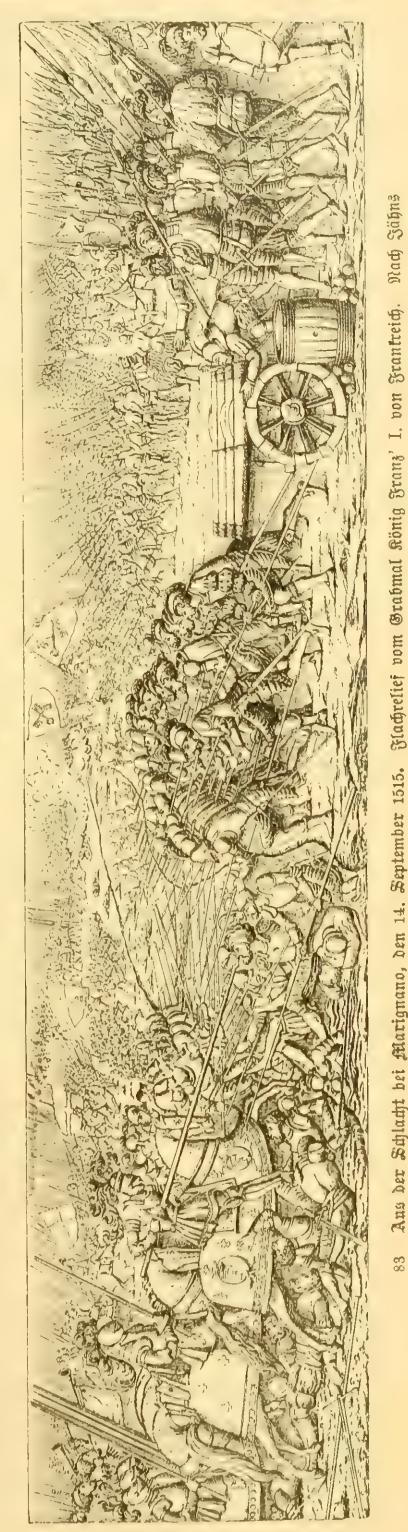
Ermutigt dachte er nun daran, zur Kaiserkrönung gen Rom zu ziehen. Da ihm aber die Venezianer den bewaffneten Durchmarsch verweigerten, überdies alte Grenzstreitigkeiten, namentlich über die Grafschaft Görz, die nach dem Tode des letzten Grafen Leonhard (1500) an die Habsburger gefallen war, mit ihnen schwebten, so forderte und erhielt der Kaiser im Jahre 1507 zu Konstanz die Bewilligung von 12 000 Mann auf Grund der Matrikel zum Römerzug und gab dagegen die Wiedereröffnung des Reichskammergerichts zu. Zugleich sprach er gegen das Versprechen, 6000 Mann für den italienischen Krieg zu stellen, die Schweizer vom Gerichte des Reiches förmlich los; sie waren seitdem nur „Reichsverwandte". Darauf nahm er im Januar 1508 zu Trient den Titel „erwählter römischer Kaiser" an und erklärte damit das Kaisertum für unabhängig von der päpstlichen Krönung.

Aber so stolzem Anfange entsprach mit nichten der Fortgang. Von der Reichshilfe erschien wenig, von der schweizerischen gar nichts; der Angriff auf das Venezianische scheiterte, und in stürmischem Vorgehen entrissen dann die Venezianer den Kaiserlichen Triest, Görz und ganz Istrien. Max mußte froh sein, einen Waffenstillstand zu schließen. Als er nun, bereits mit Frankreich und Spanien gegen die Republik von San Marco im Bunde, im April 1509 zu dem Reichstage in Worms einzog, stießen

seine erneuerten Hilfsanträge auf den entschiedensten Widerstand vor allem der Städte, die im Reichsgericht zu wenig vertreten zu sein klagten und voll Abneigung den Krieg gegen Venedig, das Muster einer städtischen Republik, verfolgten. Keine bessere Aufnahme fanden die kaiserlichen Hilfegesuche im nächsten Jahre zu Augsburg, als die Venezianer trotz ihrer furchtbaren Niederlage von Agnadello (Vaila) an der Adda am 14. Mai 1509 Padua tapfer gegen den Kaiser behauptet hatten. Zudem erregten seine beständigen Eingriffe in den Geschäftskreis des Reichsgerichts die lebhafteste Verstimmung. Es stellte sich immer mehr heraus: er selbst war ganz unfähig und auch gar nicht geneigt, die Verfassungsreform zustande zu bringen, und er störte noch das wenige, was aus der ständischen Anregung hervorgegangen war.

Mittlerweile mußte er zusehen, wie sich Papst Julius II. (1503—1513) mit Venedig versöhnte und sich schließlich, mit diesem und Spanien verbündet, anschickte, die Franzosen aus Italien zu verjagen. Deren glänzender Sieg bei Ravenna am Ostersonntage (12. April) des Jahres 1512 blieb fruchtlos, da die Schweizer inzwischen ins Mailändische einmarschierten; der ganze Feldzug endete mit dem Abzuge der Franzosen aus Oberitalien, und Spanien gebot als die einzige Großmacht auf der Halbinsel. Da mußte der Kaiser auf dem Reichstage zu Köln 1512 zufrieden sein, eine neue Bewilligung auf Grund des freilich stark herabgesetzten „gemeinen Pfennigs“ zu erhalten, dagegen aber den Widerstand gegen die ständischen Reformen fallen lassen. Für die Exekution der kammergerichtlichen Urteile sollte das Reich in zehn Kreise, jeder unter einem von den Fürsten ernannten Kreishauptmann, geteilt, auch ein ständischer Reichsrat dem kaiserlichen Hofe beigegeben werden. Doch es blieb auch hier bei den Beschlüssen; zur Ausführung kam nichts.

So konnte der Kaiser an der Seite Spaniens und Englands zwar an dem Kriege teilnehmen, der im Jahre 1513 abermals gegen Frankreich ausbrach und zu dem Siege bei Guinegate in Flandern führte (16. August), aber den kühnen Zug des jugendlichen Königs Franz I. von Frankreich über die Alpen, sodann dessen Einmarsch in Mailand, wo die Schweizer kurz vorher den Herzog Maximilian Sforza wiedereingesetzt hatten, und den entscheidenden Sieg der Franzosen über die bis dahin unbezwungenen Schweizer in der „Riesenschlacht“ von Marignano



83 Aus der Schlacht bei Marignano, den 14. September 1515. Flachrelief vom Grabmal König Franz' I. von Frankreich. Nach Jähns

am 13. und 14. September 1515 mit seinen Folgen vermochte er nicht zu hindern. Fortan gebot in Oberitalien Frankreich, im Süden Spanien; kaum daß Maximilian den Venezianern ein paar Grenzstriche in Friaul und eine Kriegsentschädigung abzugewinnen vermochte.

Drohender noch erschienen die inneren Verhältnisse: allerorten herrschten Gärung und Fehde, die Autorität der Reichsgewalt war überall hinfällig. Unter so trüben Aussichten eröffnete man am 1. Juli 1517 den Reichstag zu Mainz. Eine Kommission wurde niedergesetzt, um über die Ursachen des inneren Unfriedens zu beraten. Ihr Bericht gab ein trauriges Bild. Der Geschäftsgang des Reichsgerichts erschien ihr zu langsam, die Ausführung seiner Urteile höchst zweifelhaft, die Acht ohne Geltung, die Unsicherheit allgemein, die Ausbeutung durch Rom ungeheuer, im Bauernstande drohende Bewegung. Worms und Speier klagten über Franz von Sickingen, Lübeck über Dänemark. Wie zu helfen sei, wußte keiner zu sagen. Das war das Ende so großer Hoffnungen, so mühevoller Versuche. „Unsre inneren Zustände sind friedlos geworden", schrieb Abt Trithemius.

Ursachen des Mißerfolges.

Warum mußte es doch eben ein solches Ende sein? Beide Parteien, der Kaiser und die Stände, wollten die Reform, aber in einem durchaus entgegengesetzten Sinne, diese auf der Grundlage einer ausgedehnten Beteiligung der Fürsten am Reichsregiment, jener durch eine Verstärkung der kaiserlichen Macht, aber beide ohne Konsequenz, ohne den leisesten Versuch, die ungeheure Aufgabe der allgemeinen Reform in Angriff zu nehmen und so die öffentliche Meinung des Volkes auf ihre Seite zu ziehen. Beide Mächte waren gerade stark genug, ihre Wirkung gegenseitig aufzuheben, keine stark genug, die andre zu bewältigen. Aber die ständischen Reformvorschläge gingen auch über die damalige Stufe der Volkswirtschaft und Staatsverwaltung zum Teil hinaus. Die Reichssteuer- und Reichsmilitärpläne setzten bei allen Ständen einen geordneten, auf statistischer Erkenntnis beruhenden Haushalt und eine starke obrigkeitliche Gewalt voraus. Doch nur die Städte erfüllten diese Bedingungen, alle übrigen nicht. Dazu waren alle, außer den Städten, in ihren Einkünften noch wesentlich auf Naturalien angewiesen, mußten also jede Geldsteuer als eine drückende Last empfinden. So kam denn nichts zustande als die Matrikel und das Reichskammergericht; alles andre blieb Entwurf.

Es war ein schlechter Ersatz, wenn zu gleicher Zeit die ungestalten Umrisse der habsburgisch-spanischen Weltmonarchie aus dem Dunkel der Zukunft hervorzutreten begannen.

Beginn der habsburgisch-spanischen Weltmonarchie.

Durch seine Vermählung mit Karls des Kühnen (gest. 1477) Tochter Maria (1477—1482) hatte Maximilian die burgundischen Lande, mit Ausnahme des eigentlichen Herzogtums Burgund, in seinen Besitz gebracht und sie auch glücklich gegen die Franzosen behauptet. Sein Sohn aus dieser Ehe, Herzog Philipp, der nächste Erbe dieser Lande (geb. 21. Juni 1478) eröffnete sich und seinem Hause durch die Vermählung mit Johanna (Juana) von Kastilien, Ferdinands und Isabellas Tochter, wenigstens entfernte Aussichten auch auf den spanischen Besitz (1496). Diese verwirklichten sich jedoch erst, als Juanas Schwester Isabella wie ihr und Emanuels von Portugal Sohn Miguel rasch hintereinander starben (1498 und 1500) und nach ihnen auch die Mutter am 26. November 1504 ins Grab sank (s. S. 23). Jetzt war unzweifelhaft Juana Königin von Kastilien und nach ihres Vaters Tode auch Erbin Aragoniens. Doch nach dem jähen Tode des Gemahls (25. September 1506) versank die Unglückliche in hoffnungslose Schwermut, und als Vertreter ihrer Söhne Karl und Ferdinand (geb. 24. Februar 1500 und 10. März 1503) übernahm der aragonische Großvater die Verwaltung auch Kastiliens, während Maximilian in den Niederlanden regierte. Da dieser selbst von seiner zweiten Gemahlin, Maria Bianca Sforza von Mailand (1494—1511), keine Kinder hatte, so

mußten jene beiden Enkel ihm auch in den österreichischen Erblanden folgen. In ihren Absichten für die Zukunft stimmten freilich beide Großväter keineswegs überein. Der staatsmännische Ferdinand dachte aus der gesamten Ländermasse zwei Reiche zu bilden; für Karl (I.) bestimmte er Österreich, die Niederlande, eventuell Ungarn mit Böhmen und die Kaiserkrone, für Ferdinand Spanien und Neapel. Eine solche Gestaltung wäre haltbar gewesen und hätte zugleich dem Hause Habsburg eine beherrschende Stellung in Deutschland verschafft, ohne es doch allzu sehr mit auswärtigen Beziehungen zu belasten. Doch der phantastische Maximilian wünschte alle Kronen auf dem Haupte des älteren Enkels Karl zu versammeln. Unter dem gewaltigen Eindrucke der Schlacht von Marignano, die der Macht Frankreichs ein dauerndes Übergewicht zu verschaffen schien, ließ auch Ferdinand seinen Widerspruch fallen und gab die Vereinigung aller spanischen und habsburgischen Lande unter Karls I. Zepter zu. Sein Tod am 23. Januar 1516 führte den Enkel zunächst auf den Thron Spaniens.

Fast im selben Momente wurde das Anrecht der Habsburger auf Böhmen und Ungarn, die seit 1490 unter dem schwachen Jagellonen Wladislaw (seit 1471 König von Böhmen) vereinigt waren, durch die Verhandlungen in Preßburg und die feierliche Zusammenkunft der Herrscherfamilien in Wien (Juli 1515) gesichert. Maximilians I. Enkel Ferdinand wurde zum Gemahl Annas von Ungarn und Böhmen, seine Enkelin Maria zur Gemahlin ihres Bruders Ludwig, der dem Vater Wladislaw in beiden Reichen folgen mußte, bestimmt. Die päpstliche Bestätigung gab im Januar 1516 der ganzen Abkunft die Weihe.

Fürwahr, majestätische Aussichten für die Habsburger! Freilich, der künftige Herr der deutschen, burgundischen, spanischen und italienischen Lande konnte sich niemals nur als Deutscher fühlen, und die ungelösten Aufgaben im Reiche zu lösen, war er wahrscheinlich nicht im stande.

* * *

Die Verfassungsreform unvollendet, alle Stände wider einander verbittert, in den Volksmassen und im Adel tiefe Gärung, die Kirche von Grund aus verderbt und schon im unversöhnlichen Gegensatze mit der neuen Bildung, das Reich ohne jede feste, durchgreifende Leitung — so trieb die Nation einer ungeheuren geistigen Bewegung entgegen, die sie in ihren tiefsten Empfindungen, in allen Schichten erregen sollte.

Denn wenige Monate nach dem hoffnungslosen Schlusse des Reichstages von Mainz schlug Martin Luther seine Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg.

Die alte Kirche und die neue Bildung.

Wenn es am Ende des Mittelalters eine starke Monarchie nicht gab, so hatte dazu nichts so sehr beigetragen als der lange heiße Kampf der deutschen Könige als römischer Kaiser mit den Ansprüchen des Papsttums, ein prinzipieller Kampf, den das Mittelalter überhaupt nicht austragen konnte und den auch die Neuzeit vielleicht nicht austragen wird. Denn neben dem ausgebildeten päpstlichen Systeme war und ist überhaupt keine Selbständigkeit der staatlichen Gewalten möglich. Als Stellvertreter Gottes auf Erden trat seit Gregor VII (1073—1085) der Papst sämtlichen weltlichen Fürsten mit dem Anspruche auf Oberlehnsherrlichkeit entgegen; er hatte das Recht, die Eide der Unterthanen zu binden und zu lösen. Die Kirche war nicht im Staate, sondern die einzelnen Staaten waren in der römischen Kirche enthalten; der Staat war eine Institution untergeordneten Ranges, lediglich ein Werkzeug der Kirche, ein Notbehelf für dies kurze Erdenleben, die Kirche eine göttliche Stiftung, die Herrscherin des Himmels und der

Stellung des Papsttums.

Erde. Mit dem Falle der Hohenstaufen war diese Theorie beinahe Wirklichkeit geworden, niemals freilich volle Wirklichkeit. Denn rasch erhob sich dagegen im Verlaufe des 14. und 15. Jahrhunderts eine wachsende Opposition innerhalb wie außerhalb der Kirche. Sie betonte die Selbständigkeit staatlicher Ordnung, sie wollte an die Stelle der schrankenlosen Alleinherrschaft der Päpste in der Kirche die Autorität der Kirchengemeinschaft setzen, wie sie die Konzilien darstellten. Solche Bestrebungen scheiterten nicht ganz. Während sich zum erstenmal eine thatsächlich ketzerische Landeskirche, die hussitische in Böhmen, die Anerkennung Roms erzwang, sicherten Frankreich und England, kurz darauf auch die spanischen Reiche, dank einer kräftigen Monarchie, sich unter Wahrung der Kircheneinheit eigne Landeskirchen mit weitgehender Selbständigkeit gegenüber Rom und mit einem tiefgreifenden Einflusse der staatlichen Gewalt. Aber grundsätzlich wurde die Stellung des Papsttums nicht erschüttert, und Pius II. konnte es wagen, jede Appellation vom Spruche des Papstes an ein Konzil, also die Überordnung der Konzilien über den Papst, mit kirchlichen Strafen und Verwünschungen zu belegen (1460 und 1463).

Die katholische Kirche in Deutschland und die geistige Bildung.

Die römische Herrschaft in Deutschland seit 1448.

Für Deutschland aber war nicht einmal eine nationalkirchliche Organisation möglich gewesen, weil es hier eine nationale Staatsgewalt schon nicht mehr gab; vielmehr hatte hier das Konkordat von Wien im Jahre 1448 einen Zustand geschaffen oder wiederhergestellt, wie er sonst nirgends im weiten Umfange der römischen Kirche bestand. Schrankenlos waltete hier die Macht Roms, und auf allen Gebieten des Lebens behauptete die Kirche eine herrschende Stellung.

Jeder Erzbischof mußte das Pallium, das Abzeichen seiner Würde, jeder Bischof die päpstliche Bestätigung mit schwerem Geld in Rom erkaufen, und beständig wurden diese Summen gesteigert. Für das Erzstift Mainz wurden 1517 z. B. 30000 Gulden verlangt; Regensburg zahlte am Ende des 15. Jahrhunderts 12 Goldgulden, 1507 dagegen 1400 Gulden. Die fettesten Pfründen ferner waren als „Reservationen" der Vergebung durch den Papst vorbehalten und wurden von ihm oft genug an unwürdige Menschen verliehen, die, dem Lande und seiner Sprache meist fremd, sich damit begnügten, die Einkünfte ihrer Stellen zu beziehen und sie durch elend besoldete Vikare verwalten zu lassen. Ja, sämtliche geistliche Ämter, die in den ungeraden Monaten des Jahres erledigt wurden, fielen päpstlicher Besetzung anheim. Päpstliche Legaten, stolz wie Könige, erschienen beständig in Deutschland und griffen in die regelmäßige Verwaltung der Sprengel willkürlich ein. Jeder Anlaß wurde außerdem benutzt, um durch „Türkenzehnten" und Ablaß ungeheure Summen nach Rom zu ziehen. Und doch lag schon ein unverhältnismäßig großer Teil des deutschen Volksvermögens in den Händen der Kirche. Die schönsten Landschaften standen direkt unter ihrer Herrschaft, wie das Rheingebiet und Franken mit nur wenigen Ausnahmen; mindestens ein Drittel des gesamten Grund und Bodens, berechnete man, gehörte der „Toten Hand", und beständig mehrte sich ihr Besitz durch Schenkungen und Käufe.

Ansätze zu Landeskirchen.

Nur in einzelnen Landschaften hatte etwa ein stolzes Fürstenhaus oder eine kräftige Stadtgemeinde die ärgsten Eingriffe abgewendet; durch Sonderverträge mit Rom war hier eine Art landeskirchlicher Ordnung entstanden, die der Regierung ein weitgehendes Vorschlags- oder Anstellungsrecht für geistliche Ämter, selbst für Bistümer, sogar ein Oberaufsichtsrecht über die Geistlichkeit, namentlich über die Klöster, einräumte. So stand es in Österreich (seit 1446), so in Brandenburg (seit 1447), ja selbst in kleineren Territorien wie Kleve (seit 1444) und Sachsen, wo seit 1476 Meißen, seit 1484 Naumburg und Merseburg landesherrlicher Besetzung unterlagen. Auch Städte, wie z. B. Nürnberg, wußten ähnliche Rechte zu gewinnen und festzuhalten. Aber das waren eben doch nur Ausnahmen; im ganzen regierte Rom nirgends durchgreifender und rücksichtsloser als in Deutschland.

Organisation der deutschen Kirche.

Und in welcher breiten Ausdehnung war nun doch die Kirche in Deutschland gelagert! Sechs Erzbischöfe standen über mehr als dreißig Bischöfen; sie alle waren umgeben von den Domherren ihrer Kapitel, meist jüngeren Söhnen adliger Geschlechter,

die sie wählten, berieten und beschränkten; unter ihnen walteten über den einzelnen **Bezirken** der Sprengel Dekane, Archidiakonen und Erzpriester, über den einzelnen Gemeinden die Pfarrer (Plebani) mit ihrem zahlreichen Gefolge von Kaplänen, Altaristen und Prädikanten für Messelesen, Verwaltung der Sakramente und Predigen. Dazu gesellten sich eine Menge Kollegiatstifter, deren Mitglieder, obwohl Weltgeistliche, in klösterlicher Ordnung lebten. Und dieser zahlreichen Weltgeistlichkeit, die kein Ordensgelübde band, stand eine noch viel stärkere Ordensgeistlichkeit in Mönchs- und Nonnenklöstern gegenüber. Die Orden älterer Stiftung, die Benediktiner, Prämonstratenser und Cistercienser, waren in ihrem Einflusse weit überflügelt worden von den Dominikanern, Franziskanern, Augustiner-Eremiten, die nicht in vornehmer und bequemer Abgeschlossenheit und ländlicher Abgeschiedenheit, sondern in dem Getümmel der Städte lebten, durch Predigt, Beichtehören und Betteln in engster Berührung mit dem Volke standen und aus ihm meist auch hervorgingen. Die Gesamtzahl der geistlichen Stifter und Genossenschaften oder gar ihrer Mitglieder ist schwer zu schätzen. In Brandenburg z. B. gab es neun Dom- und Kollegiatstifter neben 85 Klöstern; Nürnberg zählte sieben Mönchs- und zwei Nonnenklöster; zu Breslau versahen in der Kirche St. Elisabeth 122, in St. Maria Magdalena 124 Altaristen den Dienst. Zu Köln wurden in dem einen Dominikanerkloster jährlich an 17000 Messen gelesen, und die Stadt sollte so viele Gotteshäuser zählen als das Jahr Tage. Selbst das mäßig große Görlitz hatte einen Pfarrer, einen Prediger, fünf Kapläne und fünfzig Altaristen, besaß außerdem ein Franziskanerkloster.

Mit einer fast unermeßlichen Autorität stand dieser zahllose Klerus dem Volke gegenüber. Er war der Mittler zwischen den Menschen und Gott, sein war das Recht, zu binden und zu lösen, er hatte, so war der Glaube, Seligkeit und Verdammnis jedes einzelnen in der Hand.

Anteil der Laien an der Kirche.

Auf dieser Anschauung und auf der Überzeugung von der seligmachenden Kraft der „guten Werke“ beruhte der Anteil der Laien an der Kirche. „Gute Werke“ waren das Gebet, die Teilnahme am Gottesdienst, in dessen Mittelpunkte nicht die Predigt, sondern die Messe stand, und an den großen Kirchenfesten, die durch figurenreiche Aufzüge oder dramatische Darstellungen die Schaulust lockten und befriedigten. Wer sich besonders eifrig erweisen wollte, der trat etwa einer der zahllosen frommen Brüderschaften bei, die oft die gesamte Bevölkerung einer Stadt in sich aufnahmen, da jede Zunft eine solche Bruderschaft darstellte, und auf der Anschauung beruhten, daß die guten Werke jedes einzelnen der Gesamtheit zu gute kämen. Über solche wurde dann natürlich sorgfältig Buch und Rechnung geführt. So hatte die Brüderschaft der elftausend Jungfrauen, der auch Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen angehörte, im Laufe der Jahre aufgesammelt: 6455 Messen, 3550 Psalter, 200000 Rosenkränze, 200000 Te deum laudamus, 1600 Gloria, 11000 Gebete für St. Ursula, 630 Mal 11000 Paternoster und Ave Maria. Verdienstlicher noch erschien eine Wallfahrt zu Gnadenörtern, nach einheimischen, wie etwa Wilsnack in Brandenburg, Aachen, Mariazell und andern, oder weit entlegenen, wie Rom, Jerusalem und St. Jago im spanischen Galicien. Alle Stände waren daran beteiligt, auch Frauen, selbst nach fremden Orten. Bekannt ist z. B. die Wallfahrt des Herzogs Albrecht von Sachsen nach Jerusalem im Jahre 1476, oder die doppelte Pilgerreise des Georg Emmerich von Görlitz nach demselben Ziele, nur zu dem Zwecke, eine genaue Nachbildung der Leidensstätten Christi in der Heimat herzustellen. Wer es vermochte, konnte sich durch die Stiftung von Messen, Altären, Kapellen oder durch Geschenke an ein Gotteshaus eine weitere Stufe in den Himmel bauen, und wurde vollends von Rom ein Jubeljahr ausgeschrieben, dann hatte auch der Geringste Gelegenheit, sich Ablaß von seinen Sünden durch einfache Geldzahlung zu erkaufen.

Es wäre unbillig, zu verkennen, daß das ganze System der guten Werke eine unübersehbare Masse wohlthätiger Stiftungen ins Leben gerufen und dadurch eine großartige Barmherzigkeitspflege ermöglicht, daß weiter der enge Zusammenhang der gesamten Bevölkerung mit der Kirche ein reiches Kunstleben entfaltet hat. Auf der andern Seite kann jedoch ebensowenig verborgen bleiben, wie äußerlich doch vieles in dieser Teilnahme der Laien an der Kirche war, wie dies Aufgehen aller Frömmigkeit in guten Werken die wahre Sittlichkeit nicht förderte, sondern eher untergrub, wie sich deshalb sittliche Roheit mit äußerlicher Kirchlichkeit sehr wohl vertrug. Niemals ist ohne Zweifel diese äußerliche Kirchlichkeit größer, die innere Herzensbildung geringer gewesen, als am Ausgange des Mittelalters.

Doch auf die Leitung des sittlich-religiösen Lebens beschränkte sich keineswegs die Wirksamkeit der Kirche, sie griff schlechtweg in alle Beziehungen ein. Sie erhob auch den Anspruch, die gesamte geistige Bildung zu beherrschen, unabhängig vom Staate und über dem Staate zu stehen, selbst den bürgerlichen Handel und Wandel in allen seinen Formen dem, was sie als göttliches Recht betrachtete, zu unterwerfen.

Universitäten.

Die Universitäten zunächst waren seit dem 14. Jahrhundert im wesentlichen nach dem Muster der Pariser Hochschule entstanden, daher, wenn auch von dem Landesherrn gestiftet, grundsätzlich kirchliche Anstalten, durch päpstliche Bullen bestätigt, jeder weltlichen Gerichtsbarkeit enthoben, meist mit liegenden Gründen und Stiftungen ausgestattet. Die Oberleitung führte ein geistlicher Herr, gewöhnlich der Bischof des Sprengels, zu dem sie gehörte, als ihr Kanzler; als solcher leitete er namentlich die Doktorpromotionen. An der Spitze stand ein gewählter Rektor, der nicht immer ein Professor zu sein brauchte, sondern gelegentlich auch ein Student vornehmen Ranges war. Die Professoren zerfielen gewöhnlich in vier Fakultäten, die artistische (philosophische), medizinische, juristische (oder auch nur kanonistische, d. h. kirchenrechtliche) und theologische; jede hatte ihren jährlich oder halbjährlich wechselnden Vorsteher, den Dekan. Bei den älteren Universitäten Prag, Wien und Leipzig lief daneben die Einteilung der Professoren und Studenten in Landsmannschaften (Nationen) nach dem Vorbilde von Paris; die späteren hatten sie als überflüssig aufgegeben. Alle diese Körperschaften gaben sich ihre selbständigen Satzungen, hatten ihre Kasse und andern Besitz und verfügten über bestimmte Einkünfte. Die Professoren erhielten gewöhnlich keinen eigentlichen Gehalt, sondern waren mit kirchlichen Pfründen ausgestattet, was eben auf der Voraussetzung beruhte, daß sie Angehörige der Kirche (clerici), also auch unverheiratet waren. Daher wohnten sie denn auch meist in sogenannten Kollegien zusammen, die auf Stiftungen beruhten und gewöhnlich auch einer Anzahl von armen Studenten Aufnahme gewährten. Die Mehrzahl der Studenten fand in den Bursen (daher bursarius, Bursche) Unterkunft, teils gegen einen Geldbeitrag (bursa), teils umsonst. Kollegien wie Bursen standen unter strenger, klösterlicher Zucht. Gewöhnlich waren die Kollegien, zuweilen auch die Fakultäten und die Universitäten mit Bibliotheken ausgestattet, deren Benutzung zunächst den Angehörigen, aber in der Regel nur im Bibliothekszimmer, wo die wertvollsten Bücher an den Lesepulten angekettet waren, freistand.

Studienordnung an den Universitäten.

Aufs strengste war die Studienordnung geregelt. Die jungen Leute traten zunächst in die artistische Fakultät ein, die für viele in jugendlichem Alter (mit 14 oder 15 Jahren) Aufgenommene die Stelle unsrer heutigen Gymnasien vertreten mußte, da die der Universität vorarbeitenden Anstalten damals durchschnittlich keine genügende Vorbildung vermittelten. Dem einleitenden philosophischen Studium (dem Trivium, Grammatik, Rhetorik, Logik) lagen die logischen, einige naturwissenschaftliche und philosophische Schriften des Aristoteles zu Grunde, die in den Vorlesungen erklärt wurden. Das daran sich schließende Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie)

vermittelte eine mathematische Bildung auf Grund meist mittelalterlicher Handbücher. Die meisten Studenten erlangten in dieser Fakultät nach $1\frac{1}{2}$—2 Jahren wenigstens den Grad des Baccalareus, verhältnismäßig wenige den höheren des Magisters der freien Künste nach etwa derselben Zeit. Dann erst war der Übergang zu den eigentlichen Fachstudien möglich. Unter ihnen behauptete weitaus den höchsten Rang die Theologie, die „Königin der Wissenschaften", und in ihr herrschte unbedingt die Autorität des Thomas von Aquino, des großen Theoretikers der päpstlichen und kirchlichen Weltherrschaft. Das ganze Gebäude der kirchlichen Dogmatik war hier mit einem gewaltigen Gerüst logischer Begründung umgeben, die es für den Verstand unanfechtbar machen sollte. Eine riesige Geistesarbeit vieler Jahrhunderte hatte diese „Scholastik" geschaffen; kein Wunder deshalb, daß für den artistischen Magister, nachdem er vorher zuerst als Cursor biblicus über die Heilige Schrift, später als Sententiarius über das grundlegende dogmatische Lehrbuch des Petrus Lombardus gelesen hatte, bis zur Graduierung als Licentiatus theologiae im ganzen ein zehn- bis zwölfjähriges Studium erforderlich war. Ebensolange brachte meist der Jurist mit dem Studium der Bücher des kirchlichen (kanonischen) und bürgerlichen (römischen) Rechtes zu, ehe er sich mit dem Doktorhute schmücken konnte, der Mediziner dagegen bis zum gleichen Ziele nur vier Jahre. Denn gerade dieses Fach litt unter dem Mangel an empirischer Kenntnis. Erst seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts verschaffte sich die zuerst in Italien und Frankreich ausgebildete Anatomie allmählich Eingang auf einigen deutschen Universitäten, namentlich in Wien.

Disputationen.

Den Vorlesungen gingen in allen Fakultäten, namentlich bei der artistischen, häufige und regelmäßige Disputationen zur Seite, die oft mit großer Feierlichkeit umgeben waren. Für diese Kämpfe zu schulen, war sogar die eigentliche Aufgabe der Vorlesungen. Freilich, so mühevoll und langwierig überhaupt das Universitätsstudium war, so bewundernswürdig die logische Durchbildung in den bestimmten Formen, ein wirklich wissenschaftlicher Fortschritt war nur äußerst langsam oder gar nicht möglich. Das Bedeutsamste, was die Universitäten für die geistige Entwickelung geleistet haben, war die Durchführung des ganz neuen Grundsatzes, daß die Wissenschaft eine Macht für sich sei, auch gegenüber der Kirche. Die Folgerung freilich, daß die Wissenschaft frei sein müsse, wurde daraus noch nicht gezogen, der ganze akademische Unterricht war vielmehr streng an die Kirchenlehre und die Tradition gebunden, infolgedessen eine beständige Wiederholung ererbter, zum Teil nicht einmal richtig verstandener Kenntnisse, daher im Grunde unfruchtbar und gedrängt, in den zahllosen Disputationen den Scharfsinn oft an nutzlosen Spitzfindigkeiten und unlösbaren Fragen zu üben, wie etwa diesen: „In welcher Sprache hat die Schlange zu Adam gesprochen?" „Wo liegt das Haupt Johannes des Täufers begraben?" „Wenn eine Maus eine geweihte Hostie verzehrt, hat dann diese auch die Wirkung, welche sie auf den Menschen hat, und wenn sie dieselbe hat, was wird dann aus der Maus?" Die Gelehrsamkeit war überall groß, die Wissenschaftlichkeit gering. Dazu standen die Universitäten überall dem Volksleben völlig fremd gegenüber. Sie lehrten nicht nur ausschließlich in lateinischer Sprache, sondern sie lehnten auch jedes Eingehen auf das nationale Leben grundsätzlich ab. Die Bildungsmittel, über die sie verfügten, waren ganz ausschließlich dem Altertume und dem Kirchentume entnommen; um nationale Geschichte und Litteratur, selbst um das nationale Recht kümmerten sie sich grundsätzlich nicht. So schufen sie allerdings gegenüber der Zerklüftung des Volkes in Berufsstände eine geistige Aristokratie, die sich aus allen Ständen ergänzte, aber diese stand mit souveräner Geringschätzung allem Volkstümlichen gegenüber und war weder gewillt, noch auch nur fähig, auf das Volksleben unmittelbar einzuwirken.

Geistliche Schulen und Stadtschulen.

Für die Schulbildung des Volkes in weiteren Kreisen zu sorgen, war dem Klerus niemals als Pflicht erschienen. Zwar hatten die alten Mönchsorden, die Benediktiner voran, stets Schulen an ihren Klöstern errichtet, aber sie waren nur für die Heranbildung von Geistlichen bestimmt, daher von geringem Umfang und, so groß auch in ihrer Blütezeit ihre Verdienste um die wissenschaftliche Bildung gewesen waren, mit dem Ordenswesen selber mehr und mehr verfallen. Außer ihnen bestand an jeder bischöflichen Kirche eine Schule unter Leitung des Domscholastikus, aber auch sie war der Heranbildung von Geistlichen gewidmet. So genügten die kirchlichen Schulen nirgends dem Bildungsbedürfnisse des aufstrebenden Bürgertums, weder durch ihre Zahl noch durch ihren rein kirchlichen Zwecken angepaßten Unterricht im Trivium. Da arbeiteten denn überall kräftige Gemeinden an der Errichtung von Stadtschulen, von Anstalten, die weiteren Kreisen dienen und von der Gemeinde unterhalten werden sollten, der erste Anfang eines weltlichen Schulwesens. Freilich gab es mit dem Domscholastikus und den Bischöfen harte Kämpfe um das Patronatsrecht zu bestehen, da dieses zunächst als Ausfluß des Aufsichtsrechtes jenen zustand. So bannte z. B. im Jahre 1338 Bischof Albrecht von Halberstadt den Rat zu Stendal wegen Errichtung einer Stadtschule; so wollte der Rat zu Leipzig mit päpstlicher Genehmigung schon im Jahre 1395 eine Schule zu St. Nikolai stiften, aber der Widerstand des Augustiner-Propstes zu St. Thomä verhinderte ihn daran bis 1511. Indes im ganzen ließ sich die Bewegung doch nicht hemmen. Unter Anerkennung des geistlichen Aufsichtsrechtes gewannen die Städte nach und nach das Patronat, d. h. die Besetzung der Lehrerstellen, zunächst des Rektorats.

Freilich haben sich keineswegs überall in deutschen Landen Stadtschulen entwickelt. In der Hochburg des Klerus, in den rheinischen und westfälischen Stiftslanden, behaupteten sich die geistlichen Anstalten fast ohne Mitbewerb; nur die Stadtschule von Wesel gewann einen größeren Namen. Dasselbe gilt von dem größten Teile Frankens und von Österreich, wo die Schule zu St. Stephan in Wien erst um 1296 in die Hände des Rates überging. Wo dagegen im Norden und Osten, im Süden und Westen sich das städtische Wesen besonders kräftig entfaltete, da kamen auch allerorten städtische Schulen empor, so namentlich in Schwaben — hier erhielt Ulm 1383 das Patronat — dann in den Küstenlanden des Nordostens, dessen trotziges Bürgertum die Hansa gegründet hatte, und im östlichen Mitteldeutschland. Die Stadtschule zu Zwickau zählte Ende des 15. Jahrhunderts ihre Schüler nach Hunderten, die sächsischen Bergstädte brachten es rasch zu eignen Anstalten, in der von Görlitz sammelten sich um 1490 jährlich 5—600 Schüler. In Breslau entstand die erste Stadtschule im Jahre 1266 bei St. Maria Magdalena, bis zum Ende des Mittelalters dann noch sechs andre. Selbst im größtenteils slawischen Mähren besaßen Olmütz (seit 1288) und Iglau städtische Anstalten.

Einrichtung der Stadtschulen.

Überall beweist der starke Zudrang, wie lebhaft das Bildungsbedürfnis in weiten Kreisen empfunden wurde. Und doch unterschieden sich die Stadtschulen in ihrem Unterricht gar nicht von den geistlichen Schulen, denn ihre Lehrer genossen genau dieselbe Vorbildung in der artistischen Fakultät und standen gewöhnlich im Dienste einer Kirche. Den Rektor (Schulmeister) ernannte der Rat; ihm blieb dann überlassen, nach Bedürfnis und auf Kündigung sich Hilfslehrer („Gesellen") anzunehmen (locati, baccalarei); daß keiner verheiratet war, wurde dabei vorausgesetzt. Die Besoldung floß größtenteils aus dem Schulgelde, dazu kamen Einnahmen aus kirchlichen Verrichtungen und Stiftungen; die Stadt selber leistete wenig oder gar nichts und begnügte sich damit, das meist recht dürftige Schulgebäude zu stellen und zu unterhalten. Bunt zusammengewürfelt war die Schülerschaft. Neben den Stadtkindern stellten sich in Banden vereinigt „fahrende Schüler" von auswärts ein, die als „Schützen" unter der tyrannischen Leitung älterer Genossen, der „Bacchanten", bettelnd, stehlend und hungernd von Stadt zu Stadt zogen und ein sehr bedeutendes, aber der Disziplin nicht eben förderliches Kontingent bildeten. Dürftig war der Unterricht, im wesentlichen bloß berechnet auf Aneignung der Elementarkenntnisse, auf Erlernung eines schwachen Lateins mit Hilfe von recht unpraktischen Lehrbüchern und auf Abrichtung für den Kirchendienst. Denn ein

großer Teil der Zeit verging Lehrern und Schülern mit kirchlichen Verrichtungen, über der Mitwirkung beim Gottesdienst und bei den Kirchenfesten. Sich unabhängig von der Kirche zu machen, waren die Stadtschulen weder im stande noch willens. Wo sich etwa freiere Gelüste regten, wurden sie rasch unterdrückt, wie z. B. im Jahre 1504 der Bischof von Meißen das Lesen der Bibel in den Schulen kurzweg verbot. Alles in allem betrachtet, beherrschte die Kirche den Unterricht der Stadtschulen nicht weniger als den an ihren eignen Anstalten, war also verantwortlich für das, was dort geleistet und nicht geleistet wurde.

Volksschulen.

So ausgedehnt nun auch die Kreise des Volkes sein mochten, die in diesen Schulen ihre Bildung suchten, ein eigentliches Volksschulwesen ersetzten sie doch nicht. Anfänge zu einem solchen bildeten in den Städten die „Deutschen Schulen“ oder „Schreibschulen“, die im 15. Jahrhundert vielfach gegründet wurden und Lesen, Schreiben und Rechnen lehrten. Die allgemeine Verbreitung dieser Fertigkeiten unter dem Handwerkerstande und die blühende bürgerliche Litteratur dieser Zeit sind keine schlechten Beweise für ihre Wirksamkeit. Für die Massen des Landvolkes kamen auch sie nicht in Betracht. Einen systematischen Schulunterricht für diese Schichten gab es überhaupt nicht; erst die Reformation hat ihn für das protestantische Deutschland angebahnt. So blieb die Masse des Volkes auf die religiöse Bildung angewiesen, die ihr weniger die Predigt, als die Darstellungen und Erzählungen aus der heiligen Geschichte, wie sie bei großen Kirchenfesten, namentlich zu Weihnachten und Ostern, vorgeführt wurden, endlich der reiche Bilderschmuck in den Kirchen selber vermittelten. Niemand wird jedoch behaupten wollen, daß diese ungeregelten und zufälligen Eindrücke den Mangel einer wirklichen Schulbildung ersetzt hätten.

Mit der Herrschaft über das religiöse Leben wie über alle Bildung und Wissenschaft ausgestattet, stand nun der Klerus unabhängig von jeder weltlichen Gewalt, befreit von weltlicher Gerichtsbarkeit auch in rein weltlichen Sachen, nur dem Gericht seiner Oberen unterworfen, und doch wiederum in allem, was das kirchliche Gebiet berührte, berechtigt, die Laien vor sein Forum zu ziehen, wie z. B. alle Ehesachen geistlichem Richterspruche unterlagen. Allerorten sah sich so die staatliche Behörde in ihren Aufgaben gehemmt, und jeder, der mit einem Geistlichen prozessierte, war in Gefahr, schließlich den ganzen Handel nach Rom zur Aburteilung gebracht zu sehen. Auch finanziell waren die Ansprüche der Kirche schon durch die Forderung des Zehnten nicht gering. In der That stand sie, einheitlich organisiert, auf der Grundlage einer uralten, ununterbrochenen Überlieferung gebaut, mit unermeßlichem Reichtum und durch die zahlreichen geistlichen Fürstentümer ganz direkt mit politischer Macht ausgestattet, von dem Glauben der Völker getragen, nicht sowohl neben, als über dem Staate. Sie nötigte ihn, ihr Arm zu sein wider die Ungehorsamen und die Ketzer; sie nahm sich das Recht, selbst die wirtschaftliche Arbeit ihrem Gesetze zu unterwerfen, das, wenngleich es nicht vollständig durchgeführt wurde, so doch z. B. das Zinsenverbot — außer für Hypotheken auf Grundbesitz — erzwang und dadurch die Entwickelung der wirtschaftlichen Kräfte hemmte. Die kirchliche Universalherrschaft, wie sie Gregor VII. geträumt hatte, war in Deutschland wenigstens kaum noch ein Traum zu nennen.

Sittlicher Verfall des Klerus.

Doch zum Segen war diese Herrschaft ihren Trägern nicht geworden. In dem Gefühle ihres — wie sie meinten — in göttlichem Gesetze begründeten Vorrechts war ihnen allmählich, und am meisten den Höchstgestellten, das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit abhanden gekommen. Gewiß war die Entsittlichung des höheren Klerus in Rom am schlimmsten, aber sie war doch auch in Deutschland sehr arg. Wer prunkvolles, üppiges Hofleben, Jagden und Gelage, Turniere und Liebeshändel

in breitester Entfaltung sehen wollte, der mußte die Residenzen deutscher Bischöfe aufsuchen. An ihr geistliches Amt dachten die Herren wenig, und ihre Domkapitularen thaten es ihnen darin gleich. Da sieht man, klagt ein Mönch dieser Zeit, aufgeblasene Gestalten einherschreiten, gekleidet in feinste englische Tuche, auf dem Kopfe das Barett, die mit kostbaren Ringen geschmückte Hand entweder auf dem Rücken oder hochmütig in die Seite gestemmt. Oder sie reiten stolz zu Pferde, gefolgt von zahlreicher, buntfarbig gekleideter Dienerschaft. Da werden prachtvolle Wohnungen erbaut mit hohen herrlich bemalten Hallen; da wird gepraßt bei prunkenden Mahlen, das Gut frommer Stiftungen vergeudet in Bädern, Aufwand getrieben mit seltenen Pferden, Hunden und Jagdfalken. Herren solcher Art vereinigten wohl mehrere Pfründen und ließen die Ämter durch Vikare verwalten. Auch in den Reihen des niederen Klerus riß arge Unsittlichkeit ein, oder mindestens eine sehr äußerliche Auffassung des geistlichen Berufes. Von den Klöstern waren die der älteren Orden meist reich und bequem geworden und kümmerten sich weder um Unterricht noch um Wissenschaft; bei andern herrschten oft genug Unwissenheit und Roheit und eine Sittenfäulnis, wie sie ärger niemals dagewesen ist. Wie die Drohnen im Bienenstock erschienen den Zeitgenossen diese Ordensleute in ihren zahllosen Klöstern, die gar keinen andern Zweck mehr zu haben schienen, als Hunderttausenden unthätiger und oft sittenloser Menschen ein bequemes Dasein zu verschaffen. Auch damals gab es unzweifelhaft zahlreiche tüchtige, pflichtgetreue Geistliche, die schlecht und recht mit ihrer Gemeinde lebten und ihres Amtes warteten, ebenso einzelne eifrige Bischöfe, wie Friedrich und Johann von Magdeburg (gest. 1464, bez. 1475), Rudolf von Würzburg (gest. 1495) u. a., die unermüdlich auf Provinzial- und Diözesansynoden gegen die Verderbnis des Klerus wirkten; aber sie litten mit unter dem Fluche, dem der ganze Stand verfallen war.

Eindringen der humanistischen Bildung.

Je greller nun der Widerspruch hervortrat zwischen dem Verfall der Geistlichkeit in ihrer Mehrzahl und der Beherrschung aller Kreise des menschlichen Daseins, wie sie dieser Klerus beanspruchte und thatsächlich ausübte, desto energischer mußte sich die Opposition gegen seine Herrschaft geltend machen, und desto mehr mußten kirchlich gesinnte Männer auf die Beseitigung der schweren Schäden dringen, die den Widerspruch herausforderten. Nirgends aber trat die Bewegung gegen die kirchliche Herrschaft nachhaltiger, erfolgreicher, schöpferischer auf als auf dem Gebiete der geistigen Bildung.

Anfänge des deutschen Humanismus.

Glanzvoll hatte sich in Italien die Kultur der Renaissance entfaltet; sie hatte eine Bildung rein weltlicher Art geschaffen, unabhängig von der Kirche, der sie in ironischer Gleichgültigkeit gegenüberstand, sie hatte die Anfänge der modernen Wissenschaft hervorgebracht, sie hatte eine Blüte der Kunst gezeitigt, die höchstens in den glänzendsten Epochen altgriechischer Geisteskultur etwas Verwandtes findet. Wie hätte das nun alles bei der engen Verbindung Deutschlands mit Italien durch Handel, Studienreisen und Kirchenregiment ohne Einfluß nordwärts der Alpen bleiben können! Zwar ein Hauptmotiv, das die Begeisterung der Italiener für das römisch-griechische Altertum entzündet hatte, der Gedanke, daß diese Zeit zugleich die ruhmvollste Periode des eignen Landes sei, fiel in Deutschland naturgemäß weg, denn seine historischen Erinnerungen zeigten es in jener Epoche in den Anfängen der Gesittung und im Kampfe gegen die römische Welt; und auch die Reste der römischen Kultur am Rhein und an der Donau waren an überwältigender Größe mit den römischen Ruinen Italiens gar nicht zu vergleichen. Aber das ästhetisch-wissenschaftliche Interesse an den Schriften der Alten, die Freude an der Darstellung edler Gedanken und großer Thaten in vollendeter Form

mußte um so lebhafter erwachen, je mehr die Scholastik, schwerfällig und unschön, immer und immer wieder das hundertmal Durchgearbeitete wiederholte und jede freie Regung des Gedankens lästiger Bevormundung unterwarf. Dazu kam die innere Verwandtschaft zwischen der durchaus städtischen Kultur der antiken Welt und der damaligen, so wesentlich von den Städten beherrschten Entwickelungsstufe Deutschlands. Die großen Zeiten aber der altdeutschen Litteratur, deren Lyrik namentlich an Grazie und Formvollendung der antiken kaum nachstand, waren längst vorüber, ihre Erzeugnisse vergessen, ersetzt durch die pedantisch-nüchternen Produkte der Meistersingerschulen und die noch formlosen Leistungen der Passionsspiele; und auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte jene mittelalterliche Litteratur schon deshalb gar nicht wirken können, weil die Kulturstufe, auf der sie beruhte, längst überwunden war. Mit wahrem Jubel warf sich deshalb in Deutschland alles, was den engen Schranken des Althergebrachten zu entkommen strebte, auf die neuen Studien, sobald nur die ersten Anregungen gegeben waren.

Die großen Reformkonzilien am Anfange des 15. Jahrhunderts waren es, die sie vermittelten. Italienische Humanisten kamen im Gefolge welscher Prälaten nach Konstanz (1414—18) und Basel (1434—44), dorthin unter andern Vergerio, welcher Kaiser Sigismunds Interesse für die neue Bildung zu gewinnen wußte, wie dieser dann 1431 selbst in Italien sehr freundliche Aufnahme fand; in Basel erschienen Poggio und Enea Silvio de' Piccolomini, ersterer unermüdlich im Aufspüren antiker Handschriften auf deutschem Boden, dieser später Geheimschreiber Kaiser Friedrichs III. und von Einfluß auf seine Kollegen in Wien, bei denen er das Interesse für die antike und humanistische Litteratur erregte. Bedeutsamer war es noch, als sich einzelne Italiener oder in Italien humanistisch gebildete Deutsche in Universitäten oder an Fürstenhöfen Eingang verschafften, so Peter Luder in Heidelberg und Erfurt, nach ihm ebendort Publicius Rufus, auf der Plassenburg beim Markgrafen Johann von Brandenburg-Kulmbach Pietro Arrighino. Immer stärker wurde dann die Zahl der Deutschen, die, an italienischen Universitäten gebildet, für die neue Richtung in die Heimat eintraten. Bahnbrechend vor allen wirkte da der Niederländer Rudolf Agricola (1442—85). Im Besitze aller Bildung seiner Zeit und von glänzender Gewandtheit im Gebrauche beider klassischen Sprachen, war er auf fortwährenden Wanderungen unermüdlich thätig für die Förderung antiker Studien, die er vornehmlich als Bildungsmittel der Nation angesehen wissen wollte.

Buchdruck und Buchhandel.

Nichts hat dann mehr zur Verbreitung dieser Studien beigetragen, als die neue Kunst des Buchdrucks in Verbindung mit dem Buchhandel. Bis 1500 wurden in Deutschland gegen 1000 Druckereien gezählt; in Mainz gab es in dieser Zeit fünf, in Basel 16, in Köln 21, in Nürnberg gar 25 Offizinen. In schönen, klaren, markigen Lettern, in der Verzierung mit kräftigen Holzschnitten hervorragender Meister erreichten ihre Leistungen bald eine hohe Stufe der Vollendung. Vielfach waren die Drucker zugleich auch Buchhändler, die dann durch zahlreiche wandernde „Buchführer" ihre Ware nach allen Richtungen vertrieben. Antonius Koberger in Nürnberg, der „Fürst" der deutschen Buchhändler und Buchdrucker, der mit 24 Pressen und 100 Gesellen arbeitete, hatte um 1500 in vielen größeren Städten Zweiggeschäfte, Faktoren aber fast in allen Ländern; aus seinen Pressen gingen bis 1504 210 Werke hervor, alle in stattlichen Folianten.

Anthoni Koberger (nicht Koburger) ist so recht ein Musterbild des tüchtigen, fleißigen und unternehmenden Handwerkerstandes dieser Zeit. Er war zwischen 1440 und 1450 in Nürnberg geboren und begann seine Thätigkeit als Buchdrucker um 1473. Seine bedeutendsten Drucke sind die vierbändige hochdeutsche Bilderbibel von 1483 und die Schedelsche Weltchronik von 1493 mit 2250 Holzschnitten. Daneben ließ er vieles auswärts drucken, denn er war zugleich Ver-

leger und hatte seine Faktoreien in Breslau und Wien, wie in Krakau, Venedig, Paris und Lyon, und seine „Buchführer“ durchzogen planmäßig alle Länder Europas. Ein stattlicher Mann, zuverlässig und treu in Handel und Wandel, vorsichtig und entschlossen, mit seinem Patenkinde Albrecht Dürer und mit Willibald Pirckheimer befreundet, von allen hochgeachtet, vom Kaiser Maximilian geehrt, beschloß er sein gesegnetes Leben im Jahre 1513.

In Basel zeichnete sich besonders Johann Froben, in Köln Franz Birckmann aus, der Hauptvermittler mit England und den Niederlanden. Seinen Mittelpunkt fand der ganze deutsche Buchhandel damals in Frankfurt a. M., das Koberger z. B. nachweislich fünfzehnmal besuchte. Von Deutschland aus hatte sich die „schwarze Kunst“ meist durch Deutsche mit erstaunlicher Schnelligkeit auch nach Spanien, Portugal, Italien und Frankreich verbreitet. In Paris genoß Robert Etienne (Stephanus) solches Ansehen, daß sogar König Franz I. den Meister in seiner Werkstätte aufsuchte;



84. Aldus Manutius. Nach einem Kupferstich.

in Venedig entfaltete der gelehrte Aldus Manutius eine über ganz Italien ausgebreitete Wirksamkeit. Mit gerechtem Stolze durfte Jakob Wimpheling im Jahre 1507 schreiben: „Wir Deutsche beherrschen fast den gesamten geistigen Markt des gebildeten Europa.“

Charakter der deutschen Humanisten.

Ein eigentümliches Völkchen nun, diese deutschen Humanisten, diese Propheten einer neuen Bildung! Es waren Männer von einer staunenswerten Vielseitigkeit des Interesses und der Leistungen, voll regen, unverdrossenen, selbstlosen Eifers, die meisten wanderlustig und unstät, eben deshalb häufig genug auch in ihrer Weltauffassung Kosmopoliten, obwohl gerade die edelsten warme Patrioten gewesen sind, meist gar keine unbeholfenen Stubengelehrten, sondern Männer von Welt, gewöhnt, mit den Großen dieser Erde zu verkehren, ja sehr oft darauf angewiesen, ihre Gunst zu gewinnen, und doch voll hohen Selbstgefühls, sich bewußt, eine große Sache zu vertreten, eine Macht zu sein, und daher trotz zahlloser persönlicher Eifersüchteleien und litterarischer Fehden wie eine große Genossenschaft ihren Feinden gegenüber. Sie waren wohl alle für die



85. Erasmus von Rotterdam.

Nach dem Gemälde Hans Holbeins d. J.

Alten begeistert, sie strebten danach, ein glänzendes Latein zu schreiben und zu sprechen, das ihnen wie zur Muttersprache wurde; sie setzten den höchsten Stolz darin, den antiken Dichtern es gleich zu thun, sie nachzuahmen; sie modelten an ihren ehrlichen deutschen Namen so lange, bis sie lateinisch oder griechisch, wenn nicht wurden, so doch

mindestens klangen (so „Melanchthon" für Schwarzert, „Ökolampadius" für Hausschein [eigentlich Hußgen oder Heußgen], „Capito" für Köpfel, „Agricola" für Schnitter, „Mutianus Rufus" für Konrad Muth u. a.). Aber so sehr sie sich bemühten, Geist und Empfindung ihrer Zeit in antike Formen zu zwängen, den Bedeutenderen von ihnen war doch bald klar, daß es gelte, die neugewonnene Kenntnis auf die Bedürfnisse des Lebens anzuwenden. So gewann der deutsche Humanismus rasch eine viel praktischere Richtung als der italienische, indem er sich in den Dienst nicht nur der geistigen, sondern auch der sittlich-religiösen Wiedergeburt der Nation stellte.

Vertreter des deutschen Humanismus.

Betrachten wir zunächst einige seiner Hauptvertreter, dann seine bedeutendsten Pflegstätten, endlich die verschiedenen Richtungen seines Einflusses auf das Leben unsres Volkes.

Keiner in der Heerschar der Humanisten kann sich an tiefgehender Wirksamkeit und beherrschendem Ansehen mit Desiderius Erasmus (Gert, Gerhard) von Rotterdam (1467—1536) vergleichen.

Erasmus von Rotterdam.

Geboren am 28. Oktober 1467 zu Gouda bei Rotterdam, kam er früh nach Deventer, wo damals der berühmte Alexander Hegius die von den „Brüdern zum gemeinsamen Leben" begründete Schule in humanistischem Sinne umzugestalten begann. Hier empfing er die ersten Anregungen, wurde aber schon im Jahre 1480 durch jähen Tod beider Eltern beraubt und endlich, da sich seine Vormünder des Knaben zu entledigen wünschten, nach langem Widerstreben genötigt, in das Kloster Emmaus (Stein) bei Gouda einzutreten (1487). Obwohl ihm dort der Abt volle Freiheit zu seinen Lieblingsstudien ließ, so wurde ihm doch allmählich der Widerstreit zwischen seiner äußeren Lage und seinem Streben so unerträglich, daß er ein Anerbieten des Bischofs von Cambrai, Heinrich von Berghes, in seinen Dienst zu treten, als eine Erlösung begrüßte (1491). Trotzdem erhielt er damals auch die Priesterweihe. Im Jahre 1496 sandte ihn aber der Bischof zur Fortsetzung seiner Studien nach Paris, der ersten Hochschule Europas. Damit begann er ein unruhiges Wanderleben, das ihn bis 1516 so ziemlich durch alle Länder Westeuropas führte. Schon 1497 kam er in Begleitung eines jungen Lords nach England, wo er noch mehrmals in den nächsten Jahren verweilte und zahlreiche Verbindungen mit hochstehenden Gönnern des Humanismus anknüpfte. Durch sie wurde er 1506 in den Stand gesetzt, das Land seiner Sehnsucht, Italien, aufzusuchen. Über Turin kam er nach Bologna, verweilte längere Zeit zu Venedig im Verkehr mit dem gelehrten Buchdrucker Aldus Manutius und vornehmen Humanisten der stolzen Republik, dann in Padua; endlich gelangte er 1508 über Siena nach Rom und trat hier Leo X. näher. Aber eine glänzende Aussicht lockte ihn von dort hinweg nach England, dessen junger König Heinrich VIII. (1509—47) mit seiner Gemahlin Katharina von Aragonien der neuen Bildung verständnisvolle Förderung entgegenbrachte. Doch die Professur zu Cambridge, die ihm Bischof Fisher verschaffte, behagte ihm wenig, und trotz des anregenden Umganges mit Männern wie Thomas Morus, Colet, Warnham und andern, sehnte er sich doch oft genug zurück nach Rom, an den glänzenden Hof Leos X. Mehrfache Reisen nach Basel zu seinem Verleger Johann Froben brachten ihn in engere Beziehungen zu Deutschland und seinen Humanisten, die sich mit begeisterter Verehrung um ihn scharten, und endlich im Jahre 1516 machte die Berufung als königlicher Rat an den Hof Karls I. (V.) seinem unruhigen Wanderleben wenigstens zunächst ein Ende. Ohne regelmäßig zu amtlichen Geschäften verwendet zu werden, wählte er sich seinen Sitz in der stillen Universitätsstadt Löwen, kam aber auch häufig nach Antwerpen, einmal auch nach England (1517). Seine litterarischen Interessen bewogen ihn endlich, 1521 ganz nach Basel überzusiedeln, wo er bis 1529 geblieben ist. Die mit der Reformation dort verbundenen Unruhen führten ihn nach Freiburg i. Br., ohne daß er sich doch daselbst recht wohl gefühlt hätte. Bei einem Aufenthalte in Basel ist er am 11. Juli 1536 dort gestorben.

Erasmus war ganz wesentlich Gelehrter und ein Lehrer von unermeßlichem Einfluß durch seine Schriften und einen außerordentlich ausgedehnten Briefwechsel, weit weniger durch persönliches Wirken, woran ihn andauernde Kränklichkeit hinderte. In die gewaltigen Kämpfe seiner Zeit griff er, ängstlich und die Aufregung des Streites scheuend, nur wenig und fast immer gezwungen zur Abwehr persönlicher Angriffe ein. War er doch überhaupt vorwiegend ein Mann des klaren, scharfen Verstandes, an kein Land durch ein warmes Vaterlandsgefühl gefesselt, überall zu Hause und nirgends heimisch, keines Volkes Kind, wie er denn nirgends die Sprache, die um ihn herum gesprochen wurde, verstand oder es auch nur der Mühe wert hielt, sie zu lernen, ein echter Vertreter des weltbürgerlichen Humanismus, ein wahrer Bürger jenes habsburgischen Weltreiches, das auf der Niederhaltung aller Nationalitäten beruhte.

Aber eben deshalb war auch seine Wirksamkeit durch keine staatlichen Schranken eingeengt und behindert. Und sie war doch von einer wunderbaren Vielseitigkeit. Zwar die exakten Wissenschaften und die eigentlich historischen Studien blieben ihm fremd, aber unermeßlich ist seine Thätigkeit in der Herausgabe antiker Klassiker, von denen er die griechischen gewöhnlich mit lateinischer Übersetzung versah. Ebenso gut hat er die Werke der Kirchenväter herausgegeben, und bahnbrechend vor allem wirkte seine Ausgabe des griechischen Urtextes des Neuen Testamentes mit lateinischer Übertragung (zuerst 1516), durch die er wider Willen der Lutherischen Reformation



86. Wilibald Pirckheimer.
Nach Albrecht Dürer gestochen von J. J. Haid.

Vorschub leistete und sich selbst heftigen Anfeindungen aussetzte. So wesentlich reproduzierender Thätigkeit zugewandt, gab er doch auch praktische Anweisungen für den Unterricht in den klassischen Sprachen und hat auf der andern Seite Erbauungsbücher geschrieben. In den weitesten Kreisen hat er mit seinen „Adagia", einer Sammlung von Sentenzen und Sprichwörtern (zuerst 1506), gewirkt und den Ton feinster Satire zu treffen gewußt in seinem „Encomium moriae" (Lob der Narrheit, zuerst 1509). Da läßt die Thorheit als mächtigste Königin alle Stände sich huldigen, vom hochmütigen Prälaten bis zum armen Bauern herab, keiner wird verschont. Die 1800 Exemplare der ersten Auflage waren in wenigen Monaten vergriffen.

Allumfassend wie seine Thätigkeit waren die litterarischen oder persönlichen Verbindungen des Erasmus. Es gab kein Land, mit dem er nicht Beziehungen gehabt, keinen Humanisten, der sich ihm nicht zu nähern gesucht hätte. Wetteifernd warben Friedrich der Weise von Sachsen, Ernst von Bayern, Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England um sein Interesse und um seine Person. Wie einen König ehrten ihn die Genossen. Der kleine, blasse und oft kränkliche Mann in seiner einsamen Studierstube war eine Macht für sich, das unfehlbare Orakel seiner Zeit.

Nürnberg und der Humanismus.

Wie mächtig die neue Bildung den höheren Bürgerstand zu ergreifen vermochte, das beweist niemand besser als die imposante Erscheinung des **Wilibald Pirckheimer** von Nürnberg (1470—1530).

Pirckheimer.

Aus einem der vornehmsten und reichsten Geschlechter der alten Reichsstadt entstammt, am 5. Dezember 1470 als Sohn des Johannes Pirckheimer geboren, der damals im Dienste des Bischofs von Eichstätt, später des Herzogs Albrecht von Bayern und Sigismunds von Tirol stand, genoß er eine treffliche Erziehung, erwarb sich aber früh auch praktische Erfahrung als Reisebegleiter seines Vaters und in den Fehden des Bistums. Sieben Jahre brachte er darauf in Padua und Pavia mit dem Studium des römischen Rechts zu, beschäftigte sich aber eifrig auch mit humanistischen Studien und lernte Griechisch und Italienisch. Im Jahre 1497 kehrte er nach der Heimat zurück, vermählte sich mit der Tochter eines angesehenen Hauses, Crescentia Rieter, und trat in den Rat. Seine Kriegserfahrung verschaffte ihm 1499 das Kommando des nürnbergischen Fähnleins, an dessen Spitze er den unglücklichen Schweizerkrieg Maximilians ehrenvoll mitfocht und das Vertrauen des Habsburgers so gewann, daß er den Rang eines kaiserlichen Rates empfing. Mannigfache Anfeindungen jedoch und der Tod des Vaters bewogen ihn, im Jahre 1501 aus dem Rate zu scheiden. Auch seine glückliche Ehe trennte der Tod seiner Gemahlin 1504. Obwohl sein einziger Sohn ihr kurz darauf nachstarb, so hat er sich doch nie wieder vermählt. Er fand seine ganze Genugthuung in öffentlicher und wissenschaftlicher Thätigkeit; 1504 wieder in den Rat gewählt und zu zahlreichen auswärtigen Sendungen verwendet, hielt er in dieser Stellung aus, und wiewohl einmal der stolze Mann, tief verletzt durch neue Angriffe, abermals seinen Abschied erbat, seine Kollegen wußten ihn, durch Bitten noch mehr als durch Erhöhung seines Gehalts und Entbindung von den mühseligen Gesandtschaftsreisen, doch wieder zu fesseln.

Es war nichts Kleines in diesem Manne. Eine wuchtige Gestalt, auf trotzigem Nacken ein großes Haupt mit dichtem Haar, kräftigen Zügen, festem Kinn, großen Augen unter buschigen Brauen, so glich er in seinem Äußern nicht einem Gelehrten, sondern eher einem Krieger. Er wollte auch nicht nur ein Gelehrter sein. Für ihn war das antike Leben nicht bloß ein Gegenstand des Studiums, sondern der praktischen Nachahmung in Gesinnung und Handlungsweise. Wie ein altrömischer Senator stand er da als Regent einer stolzen Stadtrepublik, die er mit Rom oder auch mit Venedig vergleichen konnte, und in der großartigen Liberalität seines Hauses. Mit solider Pracht war es ausgestattet, ein wahres Museum von Antiken; es barg eine kostbare Bibliothek, die mit Handschriften und schönen Druckwerken zu vermehren ihr Besitzer keine Mühe und keinen Aufwand scheute; es öffnete sich gastfrei allen Jüngern der neuen Bildung, als eine „Herberge der Gelehrten", wie es in Deutschland kaum eine zweite gab. Neidlos förderte er die Arbeiten andrer mit seinen eignen Mitteln. Es gab kein Land, mit dem er nicht Verbindungen unterhalten, keinen bedeutenden Mann der reichen Zeit, mit dem er nicht verkehrt hätte, kein Fach des Wissens, das ihm fremd geblieben wäre. Aus Italien sandte ihm Graf **Pico von Mirandola** kostbare Handschriften, oder es fragte der Venezianer **Baptista Egnatius** über die Entwickelung der deutschen Städte bei ihm an; aus Spanien schrieb ihm sein Neffe **Gregor Geuder** über die neuesten Entdeckungen im Westmeere. Äußerst lebhaft war seine Korrespondenz mit Erasmus; Huttens aufstrebendem Talente schenkte er freudige Teilnahme; mit ganzer Seele nahm er an dem Kampfe Reuchlins gegen die „Dunkelmänner" teil und war stolz auf den Namen eines „Reuchlinisten". Dem Konrad Celtes gewährte er gastfreie Aufnahme in seinem Hause und wohl auch zum Teil das Material zu seiner schönen Schilderung Nürnbergs. Andre ehrte er durch Widmung seiner

Schriften. Denn er war auch litterarisch rastlos thätig. Eine Reihe griechischer Autoren hat er herausgegeben oder übersetzt, manches auch ins Deutsche. Über römische Münzen stellte er sorgfältige Beobachtungen an und versuchte ihren Wert auf den Nürnberger Fuß zu reduzieren. Den Kirchenvätern widmete er namentlich in späteren Jahren ein eifriges Studium. Die Geographie des Ptolemäos gab er nicht bloß lateinisch heraus, sondern er entwarf danach eine Beschreibung des alten Germanien und bemühte sich, die Angaben des griechischen Gelehrten über Asien mit den Entdeckungen der Portugiesen, die er bis China hin kannte, in Einklang zu bringen. Vortrefflich bewandert zeigt er sich auch im Westmeere, wo sich eben ein neuer Kontinent den Spaniern entschleierte. Wie Cäsar hat er endlich die Geschichte seines eignen Feldzuges in der Schweiz beschrieben.

So zeigte er, wie das Studium der Alten auf jeden Kreis menschlichen Wissens befruchtend einwirken könne, wie sein Wert nicht wesentlich beruhe auf der äußeren Nachahmung ihrer litterarischen Schöpfungen. Und auch das entspricht ganz antikem Wesen, daß er der bildenden Kunst seine lebhafteste Teilnahme schenkte. Mit dem großen Albrecht Dürer verband ihn innigste Freundschaft, auf Pirckheimers Anregung entwarf der Maler den Triumphwagen Kaiser Maximilians (1518), und als der Freund starb (6. April 1528), da setzte ihm der Patrizier in seinen Elegien ein Denkmal, das sie beide ehrt.

Es war ganz wesentlich das Verdienst der Nürnberger Patrizierfamilien, der Pirckheimer, Schreyer, Walther, wenn sich ihre Stadt zu einem der Mittelpunkte der deutschen Renaissance gestaltete. Schon Johann Pirckheimer hatte die Berufung eines in Italien gebildeten Humanisten als öffentlichen Lehrer bewirkt. Die bereits am Beginn des Jahrhunderts bestehenden vier Schulen erhielten 1509 durch W. Pirckheimer und den Propst Johann Kreß eine treffliche Schulordnung. Daneben bestand noch eine Schola poetica unter Cochläus' Leitung. Doch Ähnliches geschah auch anderwärts.

Nürnberg als Sitz der exakten Wissenschaften.

Charakteristisch für Nürnberg war, daß es einer bestimmten Gruppe von Wissenschaften, die sich unter dem Einflusse der neu entdeckten antiken Quellen glänzend zu entfalten begannen, der Mathematik und Astronomie, eine Heimstätte bot.

Regiomontanus.

Denn im Jahre 1471 schon war der berühmte Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken) dahin übergesiedelt. In Wien war er mit dem ausgezeichneten Georg von Peuerbach in Verbindung gekommen, der, obwohl nur mit höchst mangelhaften Instrumenten ausgerüstet, ein bahnbrechendes Werk über die Bewegungen der Planeten zustande gebracht und unendliche Mühe angewendet hatte, um aus einer schlechten lateinischen Übersetzung des Ptolemäos, die erst wieder auf der arabischen Übersetzung desselben beruhte, die Ansichten des Griechen zu enträtseln. Darüber starb er 1461; doch Regiomontan, dem Versprechen getreu, das er dem Lehrer gegeben hatte, und einer Einladung des Kardinals Bessarion in Rom folgend, ging nach Italien, lernte dort Griechisch, um den Ptolemäos im Urtext verstehen zu können, vollendete zugleich in Venedig sein trigonometrisches Lehrgebäude und kehrte 1468, im Besitze fast der gesamten mathematischen Litteratur des Abendlandes, nach Wien zurück. Da ihm diese Stadt jedoch die nötigen technischen Hilfsmittel nicht bot, so siedelte er 1471 nach Nürnberg über, das durch seine Handelsbeziehungen „der Mittelpunkt Europas“, zugleich durch seinen hochentwickelten Gewerbfleiß und den rührigen, praktischen Geist seiner Bürger für die Zwecke Regiomontans besonders geeignet war. In gemeinverständlichen Vorlesungen gewann er zunächst das Interesse der Gebildeten, legte dann große Werkstätten für die Herstellung mathematischer und astronomischer Instrumente wie für Landkarten an, auch eine Druckerei für mathematische und astronomische Werke,

und erbaute auf Kosten des Patriziers Bernhard Walther die erste Sternwarte Europas. Er erfand den sogenannten Jakobsstab zur Gradmessung, der unentbehrlich für die großen Entdeckungsfahrten war, und berechnete neue praktisch eingerichtete Sternentafeln (Ephemeriden) für die Jahre 1475—1506, die Kolumbus mitnahm.

Martin Behaim.

Was er gepflanzt hatte, das hat der Nürnberger Patrizier Martin Behaim (geb. um 1459) weiter gepflegt und praktisch zur Anwendung gebracht. Er brachte Regiomontans Ephemeriden nach Portugal, verfertigte den ersten Erdglobus (1492) und nahm mehrfach an portugiesischen Fahrten teil, starb auch in Lissabon (1506).



87. Ritter Martin Behaim.

Martin Behaim, wohl ein Schüler Regiomontans, ging als Kaufmann nach den Niederlanden und von dort nach Lissabon. Hier galt er am Hofe Johanns II. als geographische Autorität und nahm 1484—86 teils als Geograph, teils als Kaufmann an der großen Entdeckungsfahrt des Diego Cão längs der Westküste Afrikas teil, wofür er zum Ritter des portugiesischen Christusordens erhoben wurde. Nach seiner Rückkehr reiste er nach den Azoren und verheiratete sich mit der Tochter des Lehnsträgers der Inseln Fayal und Pico, des niederländischen Edelmanns Jobst von Hurter, der nach Fayal vlämische Ansiedler geführt hatte. Auch mit Kolumbus trat er in Verbindung und bestärkte ihn in seinen Plänen. Bei einem Besuche seiner Vaterstadt Nürnberg (1491—93) verfertigte er „auf Fürbitt und Begehr" den Erdglobus, einen „Apfel" mit einem Durchmesser von 1′ 8″, mit einer Menge von Aufschriften und dem Nürnberger Wappen, der noch jetzt in dem Familienarchive des Hauses Behaim aufbewahrt wird. Dann kehrte er nach Portugal zurück und starb in portugiesischen Diensten.

So wurde Nürnberg der Hauptsitz für mathematische, astronomische und geographische Studien, die erste Werkstätte für ihre Instrumente wie für die rationelle Kartenzeichnung.

Ohne die Leistungen der Nürnberger und der Deutschen überhaupt wären die glänzenden Entdeckungen der Portugiesen und Spanier unmöglich gewesen, und erst die deutsche Wissenschaft hat sie verarbeitet und der allgemeinen Kenntnis vermittelt.

Geschichtsforschung und Geschichtschreibung.

Wahrhaft befruchtend wirkte nun auch der deutsche Humanismus auf dem Gebiete der Geschichtsforschung und der Geschichtschreibung, und oberdeutsche Städte, Heidelberg, Straßburg und Augsburg voran, sind es, in denen sie sich am regsten entfaltet. In der schönen Neckarstadt war es die Universität, seit 1476 besonders durch Pfalzgraf Philipp zu hoher Blüte gelangt, die unter der Leitung ihres eifrigen Kurators Johann von Dalberg, des Bischofs von Worms (1445—1503), einen glänzenden Kreis von Gelehrten vereinigte, wie Jakob Wimpheling, Johann Reuchlin und andre. Noch viel weiter griff die Societas literaria Rhenana, die der ruhelose Konrad Celtes 1491 gründete und Dalberg sorgfältig pflegte. Eine Reihe großer Namen fanden sich in ihr zusammen; außer den genannten z. B. der große Jurist Ulrich Zasius in Freiburg, der allgelehrte Abt Johann Trithemius, der Augsburger Konrad Peutinger, Wilibald Pirckheimer, Heinrich Bebel in Tübingen u. a.



88. Die beiden Erdhalben nach dem Globus Behaims.
(Vergl. die Karte Toscanellis S. 49.)

Trithemius.

Trithemius (s. Bild S. 192) nannte sich nach dem Dorfe Trittenheim an der Mosel, wo er 1462 geboren war. Frühzeitig trat er in den Benediktinerorden ein und war 1483 bis 1503 Abt des Klosters Sponheim bei Kreuznach. Ausgebreitete Studien in der scholastischen Philosophie und Theologie, in der Mathematik, Astronomie und Medizin, sowie in den Schriftstellern des klassischen Altertums und in der Geschichte machten ihn zum größten Polyhistor seiner Zeit. Daneben wirkte er in Wort und Schrift für die Seelsorge und empfahl unermüdlich das Studium der Bibel und der Kirchenväter, wobei man sich allerdings durchaus der kirchlichen Auslegung unterordnen müsse. In seinem Kloster begründete er eine Art gelehrte Akademie, vermehrte die Bibliothek meist noch durch Abschriften (er selbst schrieb das griechische Neue Testament ab) bis auf 2000 Bände und dachte an die Errichtung einer eignen Buchdruckerei. Sein persönlicher und brieflicher Verkehr war kaum weniger ausgebreitet als der des Erasmus.

Vor allem hat sie deutsche Geschichtsforschung und Geschichtschreibung gepflegt. Denn weit entfernt, daß die Bewunderung der Alten den patriotischen Sinn dieser Humanisten untergraben hätte, belebte ihn vielmehr das Beispiel antiker Vaterlandsliebe. Emsig vertieften sie sich in das deutsche Altertum, wie es ihnen die Germania des Tacitus erschloß, die zuerst 1470 in Venedig, schon 1473 in zwei

Ausgaben zu Nürnberg erschien. **Wimpheling**, schon in Straßburg mit Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brant in einer gelehrten Gesellschaft zum Studium der deutschen Geschichte verbunden, schrieb in seiner „Epitome rerum germanicarum" die erste allgemeine Geschichte Deutschlands, **Tritheim** im „Katalog der berühmten Männer Deutschlands" die erste Litteraturgeschichte; **Celtes**, hervorragend als Anreger und Sammler, häufte unermeßlichen Stoff zu einer „Germania illustrata" auf, deren Vollendung freilich sein früher Tod (1508) verhinderte. Der eng mit ihm befreundete **Konrad Peutinger** gründete in seiner Vaterstadt eine gelehrte Gesellschaft und brachte, angeregt durch die römische Vergangenheit Augsburgs, eine stattliche Sammlung von Antiken und eine große Bibliothek zustande. Die erste Sammlung von römischen Inschriften aus Augsburg und Umgegend und eine Reihe Quellenschriftsteller zur älteren deutschen Geschichte hat er herausgegeben; die römische Weltkarte, die Celtes aufgefunden und ihm geschenkt hatte, trägt noch seinen Namen (Tabula Peutingeriana).

Peutinger

Konrad Peutinger wurde am 15. Oktober 1465 in Augsburg geboren (gest. 1547), studierte in Padua und Bologna die Rechte und kam in Florenz und Rom mit den dortigen humanistischen Kreisen in Verbindung. Nach seiner Heimkehr trat er 1490 in den Dienst seiner Vaterstadt und wurde 1497 Stadtschreiber auf Lebenszeit. Als solcher hatte er Augsburg vor allem nach außen zu vertreten und kam dadurch in enge Beziehungen zu Maximilian I., der ihn hoch schätzte und ihn zum kaiserlichen Rate erhob, nahm überhaupt seitdem an allen wichtigen Reichsgeschäften Anteil und war daher selten daheim. Seine Lieblingsbeschäftigung aber galt der Geschichte. Dafür fand er in seiner trefflichen Gattin Margarete Welser (seit 1499) eine verständnisvolle Gehilfin.

Wie hätte aber Kaiser Maximilian nicht solchen Studien seine fördernde Teilnahme zuwenden sollen! Mit seiner Unterstützung reiste und sammelte Celtes, für ihn sollte Peutinger ein Kaiserbuch und habsburgische Urkundenregister bearbeiten. Hat er doch auch für die Überlieferung seiner eignen Thaten gesorgt.

Unmöglich konnte nun die Wissenschaft, wie sie sich unter dem belebenden Sonnenscheine des neuerstandenen Altertums entwickelte, vor den Schranken der Kirche Halt machen. Huldigten ihr doch auch zahlreiche Geistliche. Das Studium der Kirchenväter wurde durch die Arbeiten eines Erasmus und Pirckheimer gefördert, für die Kirchengeschichte wirkte Trithemius. Aber noch viel bedeutsamer wurde es doch, daß Erasmus den griechischen Urtext des Neuen Testaments zugänglich machte (zuerst 1516), Reuchlin durch seine „Rudimenta linguae hebraicae" in die schwierige, bis dahin außerhalb jüdischer Kreise völlig unbekannte Sprache des Alten Testamentes einführte (1506). Dem gegenüber war die altüberlieferte Autorität der Vulgata, der lateinischen Bibelübersetzung des 5. Jahrhunderts, wissenschaftlich nicht länger haltbar.

Wenn so aus antiker Wurzel die moderne Wissenschaft hervorzusprießen begann, so war doch auch der **formale Einfluß** dieser Studien ein großer Gewinn. Gewiß wurde durch das Latein die Muttersprache in den Hintergrund gedrängt, über dem fremden Idiom vernachlässigt, gewiß — was das Bedenklichste war — durch die Herrschaft des Lateinischen auf Schulen und Universitäten, in Wissenschaft und Dichtung die unheilvolle Scheidung der Nation in Gelehrte und Ungelehrte nur noch verschärft; allein es lag doch auch in der Aneignung und Handhabung des Lateinischen eine gewaltige bildende Kraft, die schließlich auch der deutschen Sprache zu gute kommen mußte, sobald man es versuchte, in ihr mit der unvergleichlich durchgebildeten Römersprache zu ringen. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnen auch die Bemühungen der Humanisten, neben wissenschaftlicher lateinischer Prosa eine lateinische Poesie ins Leben zu rufen, erhöhtes Interesse. Keine Stadt ist für diese Bestrebungen bedeutsamer geworden als **Erfurt**, von dem noch in anderm Zusammenhange zu reden sein wird.

Nächstdem dürfte **Wien** zu nennen sein. Schon seit 1457 wurde hier über griechische Autoren gelesen, dann der lateinische Sprachunterricht verbessert. Seit 1497



Chuonradus Peutinger V. J.

89. Konrad Peutinger.
Nach Christoph Ambergers Gemälde in der Kreis- und Stadtbibliothek zu Augsburg.

trat Konrad Celtes, selbst poeta laureatus, an die Spitze eines Dichterkollegiums, gleichzeitig einer „Donaugesellschaft“, deren Mitglieder in freier Hausgenossenschaft miteinander lebten. An ähnlichen Bestrebungen fehlte es überhaupt nirgends, wo sich der Humanismus festgesetzt hatte.

Der Humanismus in der Schule.

Eben seine formale Seite ist nun auch für den Jugendunterricht von durchgreifender Bedeutung geworden. Jakob Wimpheling wurde der erste pädagogische Schriftsteller der Zeit. Neue Lehrbücher begannen die alten schwerfälligen Hilfsmittel zu verdrängen, und die alten Anstalten wandelten sich in „Lateinschulen“ um.

So wirkte in der Schule zu Deventer der treffliche Alexander Hegius (1474 bis 1498); sein Schüler Rudolf von Langen reformierte die Domschule in Münster, in Nürnberg arbeitete Cochläus, im sächsischen Zwickau entstand damals eine griechische Schule. In Sachsen war auch das Fürstenhaus der neuen Bildung geneigt, wie denn Ernst und Albrecht, die Stammväter der beiden wettinischen Linien, in ihrem Sinne unterrichtet wurden.

Ja, es war eine wahrhafte „Wiedergeburt", die sich damals in Deutschland vollzog. Überall frisches Streben, begeisterte Wärme, glänzende Erfolge. Ihre hauptsächlichste Bedeutung lag freilich keineswegs in dem, was den Humanisten selber die Hauptsache war, in der Nachahmung der Alten und selbst nicht in der Neubegründung der Wissenschaft, sondern darin, daß der Humanismus die freie Persönlichkeit entwickelte, die Geschlossenheit der alten Stände lockerte und die Möglichkeit einer allgemeinen „humanen" Bildung schuf. Wie aber stand diese ganze Richtung zur Kirche und zwar zu der Kirche, wie sie damals war?

Der Humanismus und die Kirche.

Der Reformplan des Erasmus.

Eine gegen die Kirche als solche, soweit sie in der Pflege wahrer Religiosität ihre Aufgabe erkannte, gerichtete Tendenz hatte der deutsche Humanismus an sich gar nicht. Er kämpfte im Anfange nur gegen die geschmacklosen und pedantischen Formen, in denen sich die Scholastik bewegte. Zählte er doch auch zahlreiche, aufrichtig der Kirche ergebene Männer in seinen Reihen. Ein Bischof von Worms brachte Heidelberg zur Blüte, Trithem war Abt von Sponheim, Wimpheling eine tief religiöse Natur. Vollends der Reformplan des Erasmus war in seiner Art wirklich großartig. Er wollte aus der verlebten Scholastik herauskommen, mit Hilfe des Humanismus die Christenheit zurückführen zu den ersten Quellen christlicher Erkenntnis, zu der Heiligen Schrift und zu den Zuständen der ersten christlichen Jahrhunderte, wie sie in den Schriften der älteren Kirchenväter erscheinen. Nach diesen Vorbildern „beruhte das Wesen der Religion nicht in dem Glauben an ein System von Lehrsätzen und dogmatischen Wahrheiten, sondern in dem innigen Anschluß an die Person des Erlösers", in der frommen Gesinnung des Menschen, die durch die Sittlichkeit des Wandels bestätigt wird. Eine großartige Thätigkeit entfaltete er, um diese Anschauungen immer tiefer zu begründen, in immer weitere Kreise zu tragen. In seinem „Encomion moriae" machte er mutig Front gegen die Verkommenheit der Scholastik und des Klosterwesens; seine eigne Lehre entwickelte er in dem trefflichen „Enchiridion militis christiani" (Handbuch des christlichen Streiters) und in seiner Vorrede zu den Anmerkungen des Lorenzo Valla zum Neuen Testament; er gab ihnen dann durch seine Ausgaben und Erklärungen des griechischen Urtextes (1516) und der älteren Kirchenväter eine feste Grundlage. „Ebenso sehr gegen das Heidentum mancher Humanisten wie gegen die mönchische Unwissenheit sollte die geläuterte Theologie und Religion auftreten", und in engster Anlehnung an die großen Gewalten des Staates und der Kirche, mit denen er persönlich im besten Einvernehmen blieb, hoffte Erasmus seine humanistische Reformation der Theologie durchzusetzen. War doch Karl V. voll von reformatorischen Tendenzen, und hatte doch Leo X. die Widmung seines großen Bibelwerkes mit wärmstem Lobe entgegengenommen.

Doch unfraglich täuschte sich Erasmus in den Hauptpunkten. Eine wissenschaftliche, d. h. verstandesmäßige Reform allein konnte niemals die Kirche erneuern, denn sie vermochte höchstens auf eine kleine Minderheit von Gebildeten zu wirken, niemals auf die Massen des Volks, das konnte nur eine gewaltige, das Gemütsleben packende Bewegung. Sodann trennte den Humanismus von der damaligen Kirche ein innerer Gegensatz, der zwar eine Zeitlang vielleicht verhüllt, aber nicht aufgehoben werden konnte. Er

beruhte auf zweierlei. Die neu aufkommende Wissenschaft mußte, bewußt oder unbewußt, die Freiheit der Forschung als ihr Lebenselement erkennen, denn sie hatte von den Alten gelernt zu denken ohne theologische Voraussetzung. Diesen Anspruch konnte die mittelalterliche Kirche niemals zugestehen, denn sie unterwarf Wissen und Glauben ihrer unfehlbaren Entscheidung. Weiter hatten die historischen Studien das nationale Selbstgefühl bei den meisten und besten Vertretern des Humanismus, ebensowohl tiefer begründet als auch gesteigert. Wimpheling, Trithemius, Pirckheimer, Bebel waren stolze Deutsche, entschiedene Anhänger der kaiserlichen Gewalt. Wenn es aber etwas gab, was das Nationalgefühl herausfordern konnte, so war es die dreiste Ausbeutung der Deutschen durch eine fremde, tief verderbte, hochmütige Priesterschaft. Da war denn der Kampf unvermeidlich.

Die Erfurter Humanisten.

Auf beiden Seiten ist dieser Gegensatz früh genug zum Bewußtsein gekommen. Die Vertreter der Scholastik begegneten allerorten den Humanisten mit offener Feindschaft, und die Universitäten, welche jene beherrschten, erwehrten sich deshalb der neuen Bildung, solange es irgend ging, so vor allem Köln, dann Leipzig, Rostock, Ingolstadt. Auf der andern Seite erstritt sich der Humanismus in Erfurt eine herrschende Stellung und brachte hier seinen Anhängern den Gegensatz zur Scholastik besonders lebhaft zum Bewußtsein. Hatte doch in keiner andern Universität der Humanismus so rasch feste Wurzel geschlagen; denn die Stadt selbst war durch die ihr tief verhaßte Herrschaft des Erzstifts Mainz hierarchischen Ansprüchen überhaupt abgeneigt, die Universität aber zur Zeit des großen Schismas von der mächtigen Bürgerschaft 1379 gegründet (bestätigt 1389, eröffnet 1392), als die päpstliche Autorität tief erschüttert war, daher freierer Richtung zugethan. Hier hatte seit 1466 Publicius Rufus gelehrt, hier wurde dann Maternus Pistoris der Mittelpunkt eines großen Kreises von Poeten, denen die Nachahmung lateinischer Dichtung als das Höchste galt, unter ihnen der feine Spötter Crotus Rubianus und der lebenslustige Helius Eobanus Hessus. Von irgend welcher Feindseligkeit gegen die Scholastik war bei Maternus noch nicht die Rede; um so mehr tritt sie bei seinem Nachfolger Mutianus Rufus (eigentlich Konrad Muth) bestimmend hervor.

Mutianus Rufus.

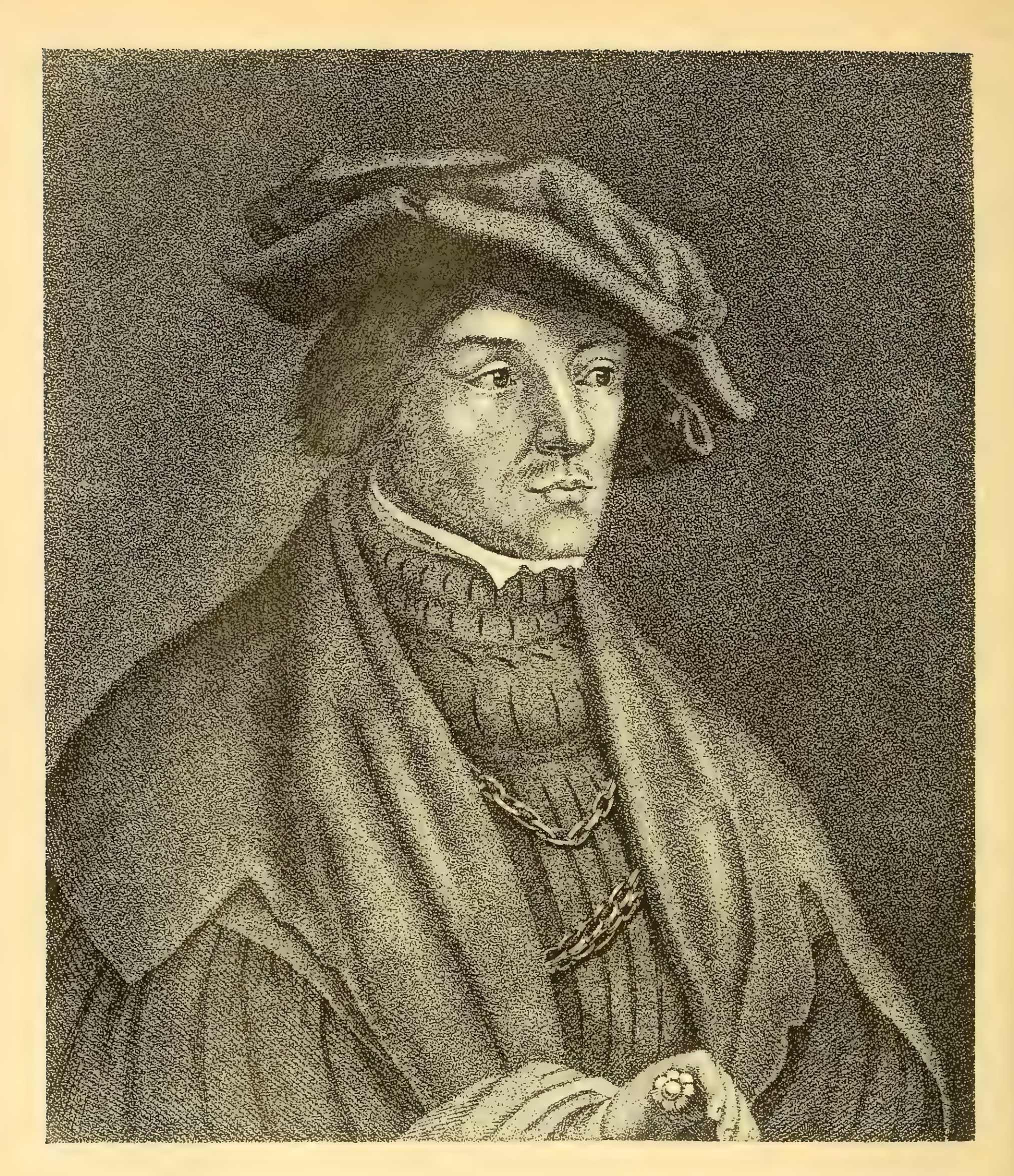
Konrad Muth, geboren 1471 in Homburg als Sohn wohlhabender und angesehener Eltern, dann in Deventer, Erfurt und Italien gebildet, später am Hofe des Landgrafen von Hessen, endlich seit 1502 Kanonikus in Gotha, bekleidete zwar keine Stellung an der Universität Erfurt, machte aber sein gastfreies Haus im nahen Gotha zu einem Sammelpunkte junger Humanisten. Da wurden poetische Aufgaben gestellt und gelöst, da sollte sich in solchen Leistungen nicht nur die Sprache, sondern auch die Anschauung nach dem Muster der Alten modeln, wie denn beide in dem bedeutendsten Werke, das Mutians Anregung entstammt, Eobans Bucolica (Hirtengedichte), in der That vereinigt erscheinen. Vor allem aber machte der Meister den prinzipiellen Gegensatz, der ihr Streben von der Scholastik trennte, seinen Schülern klar. In seinem Kreise wurde sie der abfälligsten Kritik unterzogen, selbst die akademischen Würden, die ihre Universitäten verliehen, wurden geringschätzig behandelt, da sie durch pedantischen Formelkram erworben werden müßten.

Der Umsturz der Erfurter Stadtverfassung durch eine stürmische demokratische Bewegung im Jahre 1510 erschütterte auch die Stellung der dortigen Scholastiker, die mit dem gestürzten Rate in engen Beziehungen gestanden hatten, die rohe Verwüstung der theologischen Bursen durch Volkshaufen und Landsknechte 1511 brach ihre Herrschaft vollends, knickte aber freilich auch die Blüte der Universität, deren Frequenz seitdem reißend schnell sank. Auch die Mutianer verließen zum Teil das verödete Erfurt, aber sie lernten draußen das Leben kennen und kehrten als gestählte Kämpfer zurück.

Ulrich von Hutten.

Mit diesen Erfurter Humanisten stand in engster Verbindung der Reichsritter Ulrich von Hutten.

Einem weit in Franken, Schwaben und Hessen verbreiteten Geschlechte entsprossen, wurde er als Sohn Ulrichs von Hutten und der Ottilia von Eberstein am 21. April 1488 auf der



Vlrichus Huttenus

90. Ulrich von Hutten.
Nach einem Kupferstich von G. F. Vogel.

Steckelburg, sechs Stunden von Fulda, geboren. Den begabten, aber schwächlichen Knaben bestimmten die Eltern zum geistlichen Stande und ließen ihn deshalb 1499 als Novize ins Kloster Fulda eintreten; doch der Aufforderung, die Gelübde abzulegen, widerstand er entschlossen und flüchtete endlich 1505 mit Hilfe seines älteren Jugendfreundes Crotus Rubianus hinweg nach Köln, um sich humanistischen Studien zu widmen. Von seinem Vater hartherzig verstoßen, frühzeitig von schwerem Leiden befallen, das ihn nie ganz verließ, besuchte er in mühseligem Wanderleben, oft bettelarm und elend, die Universitäten zu Erfurt und Frankfurt a. O., Leipzig und Greifswald, Rostock und Wittenberg, kam dann durch Böhmen und Mähren nach Wien, endlich im Frühjahr 1512 nach Italien, ohne jedoch Rom zu sehen, und eignete sich während dieser unruhigen Jahre eine Beherrschung des Lateinischen an, die zwar an sich damals nicht ungewöhnlich, aber unter seinen Verhältnissen erstaunlich ist. Im Jahre 1513 zurückgekehrt

fand er schlechten Empfang bei seinen ritterlichen Verwandten, die Huttens Studien und Arbeiten für nichts achteten, aber dann durch seinen Gönner, den feingebildeten Ethelwolf von Stein, Aufnahme bei dem eben gewählten jungen Erzbischof Albrecht von Mainz, wo er nun anregende Monate verlebte, auch Erasmus kennen lernte. Vom Fürsten und auch von seiner Familie mit Geld versehen, hielt sich Hutten von 1515 bis 1517 zum zweitenmal in Italien auf, um nach dem Wunsche der Seinen das juristische Studium aufzunehmen. Er verweilte deshalb nicht nur in Rom, sondern auch in Bologna, wo er in die „Deutsche Nation" der Juristen eintrat und gelegentlich deren Syndikus wurde, doch scheint aus seinen juristischen Studien nicht viel geworden zu sein, vielmehr blieb er der Humanist und Litterat, der er gewesen war. Als solcher fand er auch in Venedig bei den ersten Männern der Stadt die schmeichelhafteste Aufnahme. Im Juni 1517 traf er wieder in Augsburg ein, und dort wurde ihm die größte Anerkennung, die ein „Poet" jener Tage nur erstreben konnte: vor glänzender Versammlung krönte ihn Kaiser Maximilian am 12. Juli mit dem Lorbeerkranze des Dichters, den Konstanze Peutinger geflochten hatte. Kurze Zeit nachher trat er in die Dienste des Erzbischofs von Mainz. Sein Wanderleben schien zu Ende zu sein.

Unstät und ruhelos gelangte er niemals zu einer festgeschlossenen Wirksamkeit. Des Lateinischen in seltenem Grade mächtig, hat er doch eine belehrende und unterrichtende Thätigkeit wie Erasmus und andre fast gar nicht entfaltet. Ihm kam alles darauf an, auf seine Zeit unmittelbar zu wirken als Dichter und Publizist. Denn so sehr Erasmus den Streit scheut, so begierig sucht ihn die kampfesfrohe Seele des Reichsritters; in seinen Schriften klingt etwas wie Rossewiehern und Trompetengeschmetter. Und mit jeder Faser seines Herzens gehört er seinem Volke an, ein stolzer, leidenschaftlicher Deutscher. Deshalb hat er mit einer Energie und einer hinreißenden Wirksamkeit in die Kämpfe seiner Zeit eingegriffen, wie keiner mehr außer Luther. Er war der einzige große weltliche Publizist der Reformationszeit. Daß er lange nur lateinisch schrieb, hat die Wirkung seiner Worte allerdings beeinträchtigt, aber doch nicht in dem Maße, wie es heute der Fall sein würde. Denn auch im Bürgerstande war damals die Kenntnis des Lateinischen, dank der wesentlich lateinischen Bildung aller Schulen, weit verbreitet, und an Dolmetschern konnte es Unkundigen nirgends fehlen. Beinahe alles nun, was Hutten in poetischer Form geschrieben hat, ist doch eben nicht sowohl poetisch als satirisch oder rhetorisch gedacht, und alles, mit Ausnahme seiner „Klagen gegen die Lötze" in Greifswald, die ihn mehr als unfreundlich behandelt hatten, wendet sich allgemeinen, öffentlichen Angelegenheiten zu. Es ist der deutsche Patriot und der adelsstolze Reichsritter, der hier spricht. Eifrig nimmt er Anteil an dem Kriege Maximilians gegen die Venezianer; wie höhnt er diese „Frösche", die es wagen, von ihrem Sumpfe aus den Adler anzuquaken; in ihr früheres Nichts will er die stolze Stadt zurückgeschleudert wissen. Wie spottet er über den gallischen Hahn, der „mit blutigem Kamm und zerrauftem Gefieder" vor dem Adler aus Italien entflieht (Sommer 1512)! Wie er so mannhaft für seinen Kaiser eintritt, dessen Ruhm er auch einmal mit dem Degen tapfer gegen ein paar übermütige Franzosen zu Viterbo verteidigte (1515), so wendet er bald die Stacheln seiner Worte auch gegen das päpstliche Rom, das er auf seiner zweiten italienischen Reise genügend kennen gelernt hatte. In gerechtem Zorn schleudert er gegen den Ablaß die trotzigen Verse:

„— — — — Wer mag hoffen zu kaufen,
Was, wer's etwa besitzt, sicher verkaufen nicht mag?
Wollt' er jedoch, so könnt' er es nicht verkaufen. Der Himmel
Steht um den einzigen Preis redlichen Wandels zum Kauf."

Und gegen den Papst Julius II. wagt er zu sagen:

„Julius, dieser Bandit, den sämtliche Laster beflecken,
Er verschlösse den Himmel nach Willkür diesem und schlösse
Jenem ihn auf? Sein Wink beseligte oder verdammte?
Nein, nur eigenes Thun und nimmer der heiligste Vater
Macht uns gerecht, die Tugend allein erschließt uns den Himmel,
Nicht der Schlüssel Gewalt, mit denen der römische Gaukler
Klappert und so das Volk, das arme, betrog'ne, sich nachzieht."

Ein andermal schildert er die schwelgerischen, üppigen Prälaten in Rom:

„Welche mit Lust schlecht sind, und mit Vollmacht, ach, und in deren
Joch das teutonische Volk leider so willig sich fügt."

Er fragt seine Landsleute vorwurfsvoll:

„Wann doch kommt es dahin, daß Deutschlands Augen sich öffnen,
Einzusehen, wie ganz Rom es zur Beute gemacht?"

So sprach keineswegs nur der ehrliche Mann, den der freche Schacher mit dem Heiligsten erbitterte, sondern auch der Stolz des Deutschen bäumt sich hier auf gegen die Ausbeutung seines Volkes durch eine fremde Gewalt. Und in solchen Versen klingt nicht das ironische Lachen der italienischen Humanisten, sondern das Pathos sittlichen Zornes. Das war der tiefe Unterschied zwischen der Opposition, die wohl auch Italiener gegen die kirchliche Verderbnis erhoben, und der der Deutschen, daß jene mit dem Verstande und diese mit dem Herzen bei der Sache waren.

Johannes Reuchlin.

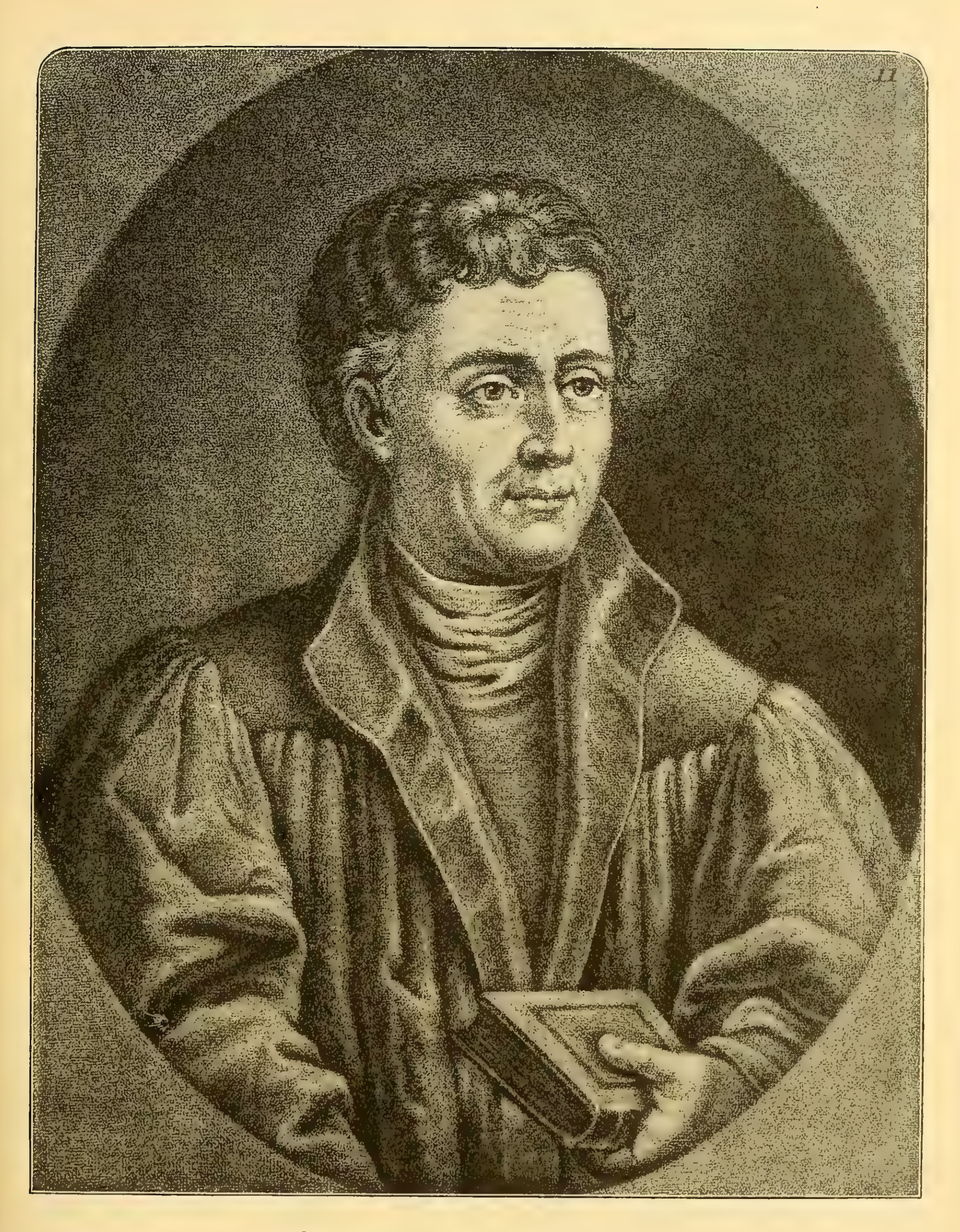
Doch zum allgemeinen Bewußtsein kam den Humanisten ihr Gegensatz zu der Kirche ihrer Zeit und zur Scholastik erst durch die litterarische Fehde, in die einer ihrer Führer verwickelt wurde. Das war Johannes Reuchlin.

Johannes Reuchlin, 22. Februar 1455 von armen Eltern geboren — sein Vater war Verwalter des Dominikanerklosters in Pforzheim — wurde wegen seiner schönen Stimme an den markgräflich badischen Hof gerufen und gewann dort die Mittel, sich den Wissenschaften zu widmen, wobei er theologische, juristische und humanistische Studien vereinigte. Er betrieb sie außer in Basel besonders in Frankreich, wo er sich zweimal aufhielt, und trat dann als Geheimschreiber in den Dienst Herzog Eberhards von Württemberg. In dessen Gefolge besuchte er im Jahre 1482 zum erstenmal Italien und lernte dort Lorenzo de' Medici mit andern Häuptern der Renaissancekultur kennen. Einige Gesandtschaften an den kaiserlichen Hof brachten ihm den Rang eines kaiserlichen Rates und den Adel. Trotz solcher Erfolge zog er sich doch nach Eberhards Tode 1496 ganz auf seine gelehrten Studien zurück und lebte in Heidelberg, dessen schöne Bibliothek er erheblich vermehrte, besuchte auch wiederum Italien 1498, namentlich um des Hebräischen willen. Später wandte er sich zwar wieder der praktischen Laufbahn zu und wurde Richter des Schwäbischen Bundes in Stuttgart (1502—1515), pflegte aber nach wie vor mit Vorliebe wissenschaftliche Studien und siedelte endlich 1519 nach Ingolstadt über, wo er an der Universität mit großem Erfolge Griechisch und Hebräisch lehrte. Erst 1521 siedelte er nach Tübingen über (1522). Seinem praktischen Berufe nach Jurist, hatte er auch sonst manches, was ihn von den eigentlichen Humanisten innerlich unterschied. Das Hebräische, das diese als eine barbarische Sprache gering schätzten, hatte er von jüdischen Rabbinern besonders in Rom und Wien erlernt und, auf die Arbeiten jüdischer Grammatiker und Lexikographen gestützt, im Jahre 1506 die erste hebräische Grammatik zustande gebracht. Ihn leitete aber dabei außer dem wissenschaftlichen Interesse auch besonders eine mystisch-theologische Neigung, daher seine Vorliebe für die Kabbalah, jene wunderlich phantastische Philosophie des späteren Judentums, die allerlei Geheimnisse aus den Buchstaben der Heiligen Schrift zu enträtseln glaubte, auf der andern Seite sein Interesse für die ebenso phantastische Zahlenmystik der spätgriechischen Neupythagoräer. So meinte er, aus einem einzigen Verse des zweiten Buches Mose die zweiundsiebzig unaussprechlichen Namen Gottes herauslesen zu können und in den drei Konsonanten des Wortes baráh (schaffen) fand er ein Symbol der Dreieinigkeit. Dabei hatten die spätjüdischen Schriften für ihn denselben Wert wie die biblischen Bücher.

Die Reuchlinistenfehde.

Frühzeitig trat Reuchlin vermöge seiner Sprachkenntnis irrtümlichen Übersetzungen der Vulgata entgegen, ohne deshalb in wirklichen Konflikt zu geraten. Ein solcher wurde ihm erst durch die Kölner Theologen, meist Dominikaner, aufgedrängt. Und so entwickelte sich die Reuchlinistenfehde, in der zum erstenmal die Vertreter der alten Kirche und der neuen Bildung ihre Kräfte im offenen Kampfe maßen.

Johann Pfefferkorn, ein 1505 in Köln zum Christentum übergetretener Jude von geringer Bildung und zweifelhaftem Charakter, jedenfalls ein Mann von großer Leidenschaftlichkeit, hatte, geärgert durch vergebliche Bemühungen, seine früheren Glaubensgenossen zu bekehren, im Sommer 1509 von Kaiser Maximilian im Lager vor Padua ein Mandat erwirkt, das alle jüdischen Schriften, welche Schmähungen gegen das Christentum enthielten, wegzunehmen und zu verbrennen befahl. Als Kenner der hebräischen Litteratur wurde Reuchlin nebst vier Universitäten zu einem Gutachten aufgefordert und gab dies im November 1510 dahin ab, daß der Talmud, den er übrigens nur aus Widerlegungsschriften kenne, wohl manches gegen das Christentum



Joannes Reuchlin

91. Johannes Reuchlin.

Nach einem Kupferstich von J. J. Hald.

vorbringen möge (was beiläufig in hohem Grade der Fall ist), aber sicher auch manches Gute enthalte, daß andre Bücher teils für die Auslegung des Alten Testaments oder der „Heimlichkeit der Reden und Wörter Gottes“ (d. i. die Kabbalah), teils für den jüdischen Kultus unentbehrlich seien; immerhin möge man die Besitzer solcher Bücher, die nachweislich Schmähungen gegen das Christentum enthielten, zur Strafe ziehen und die Bücher verbrennen. Da aber die andern Gutachten die Auslieferung aller jüdischen Bücher zur Untersuchung anempfahlen, so entschied die Kommission in diesem Sinne und verwies die ganze Frage an den Reichstag.

Erbittert über die Vereitelung seiner Rachepläne, richtete Johann Pfefferkorn zu Ostern 1511, ohne Zweifel im Sinne der Kölner, seinen „Handspiegel“ gegen Reuchlin und beschuldigte den ehrenhaften Mann der Bestechung durch die Juden. Dieser vergalt in seinem „Augenspiegel“ gereizt Schmähung mit Schmähung und deckte vierunddreißig Lügen der Gegner auf. Die Kölner aber, offenbar erfreut, in einem anerkannten Haupte der neuen Bildung die ganze verhaßte Richtung treffen zu können, setzten sofort den ganzen kirchlichen Apparat in Bewegung: die theologische Fakultät forderte Widerruf und Zurücknahme des „Augenspiegels“, drohte im Weigerungsfalle mit dem Prozeß durch die Inquisition und erwirkte 1512 ein kaiserliches Verbot des „Augenspiegels“. Anfangs war nun Reuchlin, kränklich und etwas ängstlich, zur Demütigung bereit; dann aber sammelte er sich, verweigerte, was man forderte, ließ sich auch durch die nun verfügte Beschlagnahme des „Augenspiegels“ nicht schrecken, sondern schleuderte im Sommer 1513 eine leidenschaftliche „Verteidigung gegen die Kölnischen Verleumder“.

Da nun aber die namhaftesten Universitäten — außer Köln auch Löwen und Paris — den „Augenspiegel“ verdammten und den Widerruf forderten, so instruierte der Ketzermeister Hoogstraten von Köln den Prozeß in Mainz. Doch erwirkte Reuchlin vom Erzbischof die Erlaubnis, nach Rom appellieren zu dürfen, und die schon unter großem Zulaufe begonnene Verhandlung mußte zum schweren Verdruß der Dominikaner unterbrochen werden (13. Oktober). Eine noch günstigere Wendung nahm die Sache, als Papst Leo X., ein Gönner der Humanisten und wenig erbaut von der pfäffischen Verfolgungssucht, die Führung des Prozesses dem Bischof von Speier auftrug. Denn dieser sprach im April 1514 Reuchlin frei und verurteilte Hoogstraten in die Kosten. Aber die Dominikaner kannten die Gründe, die in Rom am ehesten Gehör fanden; durch reichliche Geldspenden an passender Stelle setzte Hoogstraten persönlich die Wiederaufnahme des Prozesses in Rom durch. Nun aber zeigte sich, in welchem Grade bereits der Handel die Sympathien für den geplagten Reuchlin in Deutschland geweckt hatte. Fürsten, Bischöfe und Städte unterstützten sein Gesuch, die Sache rasch und endgültig zu entscheiden, und legten für seinen erbaulichen Wandel Zeugnis ab. Vor allen Dingen aber scharten sich die Humanisten um den bedrohten Genossen. Voll Stolz auf solchen Beistand gab Reuchlin 1514 die in dieser Angelegenheit an ihn gerichteten Briefe als „Clarorum virorum epistolae“ („Briefe berühmter Männer“) heraus; die gefeiertsten Namen: Erasmus, Hutten, Eoban, Crotus, Pirckheimer, Melanchthon waren darunter.

Das gebildete Deutschland zerfiel in zwei feindliche Lager; zum vollen Bewußtsein war nunmehr der Gegensatz zwischen der Autoritätsherrschaft der alten Kirche und der Freiheit der neuen Bildung gelangt, und mit lautem Jubel begrüßten die „Reuchlinisten“ die Nachricht, das römische Gericht habe gegen eine Stimme den Angeklagten freigesprochen, der Papst aber den ganzen Prozeß durch ein Aufschubsmandat wenigstens unentschieden gelassen (Sommer 1516). Sie durften sich als die Sieger fühlen, und sie säumten nicht, den schwer erkämpften Sieg zu benutzen.

Epistolae obscurorum virorum.

Schon im Herbst 1515 war die geistvollste und wirksamste Satire erschienen, die jemals gegen eine hochmütige und beschränkte Hierarchie geschleudert worden ist: die „Epistolae obscurorum virorum“ („Briefe unberühmter Männer“) ersten Teils. Zwei neue Auflagen kamen noch 1516 heraus, 1517 ein zweiter Teil, der beste Beweis, welche Aufnahme die geniale Leistung fand. Der Name ist gewählt als ein Gegenstück zu den „Epistolae clarorum virorum“, die Reuchlin 1514 veröffentlicht hatte; das Wortspiel aber, das in der deutschen Übersetzung des Titels mit „Dunkelmänner-Briefe“ liegt, ist dem Lateinischen fremd.

In einem Latein, das, obwohl verzerrt, doch der wirklichen lateinischen Umgangssprache der scholastischen Kreise geschickt nachgebildet ist, entwickelt sich in naiver Unbefangenheit das ganze Wesen der „Sophisten“. Ihren haarspaltenden Scharfsinn üben sie in Nichtigkeiten zuweilen unsauberster Art; in allen humanistischen Dingen verraten sie die gröbste Unwissenheit und bilden sich doch dabei viel darauf ein, daß sie selbst sehr wohl im stande seien, in klassischer Gelehrsamkeit etwas zu leisten, wovon

dann in einigen poetischen Versuchen die ergötzlichsten Proben geliefert werden. Ihre Feinde, die Poeten, geben den Schreibern fortwährend Gelegenheit zu herzbrechenden Klagen; bald drängen sie sich frech in die Universitäten ein, bald treiben sie ihren ruchlosen Spott mit würdigen Vertretern scholastischer Wissenschaft. Und wie verliebt, wie sehr den Freuden der Tafel ergeben zeigen sich dabei doch die scholastischen Herren! In die ganze Reihe der Briefe kommt nun dadurch eine Art poetischer Einheit, daß sie alle an den Magister Ortvinus Gratius zu Köln, der einer der eifrigsten Gegner Reuchlins, obwohl kein Fanatiker war, gerichtet sind, und die Reuchlinistenfehde sich wie ein roter Faden durch das Ganze hindurchzieht. „Die Briefe sind einem figurenreichen Relief zu vergleichen, auf welchem sich Silen und Esel, Satyr und Bacchantin durcheinander treiben."

Als Verfasser bekennt sich auf dem Titel des ersten Teils Rocchus Bocchus Muselmannus. Doch hinter dieser Maske sieht deutlich das spöttische Gesicht des Crotus Rubianus hervor, der durch satirisches Talent und die Neigung, es litterarisch zu verwerten, ebenso wohl bekannt war, wie er auf der andern Seite während seines Aufenthalts in Köln zur Zeit des Reuchlinistenstreites Gelegenheit genug gehabt hatte, seine Studien zu der Karikatur zu machen, die er dann lieferte. Am zweiten Teile haben außer ihm noch andre Humanisten mitgearbeitet, so vor allen Hutten.

Die Maske war so meisterhaft, daß die betroffenen Kreise zunächst von der beißenden Satire gar nichts merkten. Die Bettelmönche in England jubelten, daß sie nun eine Schrift zu ihren gunsten hätten; ein Dominikanerprior in Brabant kaufte sogar eine Anzahl Exemplare, um seinen Vorgesetzten ein Geschenk damit zu machen! Die Humanisten triumphierten. Selbst der ängstliche Erasmus fand einzelnes vortrefflich, das Ganze freilich in seiner herausfordernden Kühnheit erweckte ihm kein Wohlgefallen.

Dem würdigen Reuchlin schien der tolle Mummenschanz, der um seinen Namen spielte, etwas bunt, aber er ließ sich ihn gefallen. Daß eine Nachahmung der Briefe durch Ortvinus, „eine unerlaubt geistlose Erwiderung", und ein päpstliches Breve, das die Besitzer der Satire mit dem Banne bedrohte, sie selbst zu verbrennen befahl, wirkungslos blieben, ist selbstverständlich.

Der Prozeß selbst nahm übrigens noch für Reuchlin eine ungünstige Wendung. Unter dem Eindrucke der beginnenden Lutherischen Bewegung erklärte ein päpstlicher Beschluß vom 20. Juni 1520 das Urteil des Bischofs von Speier für ungültig, verdammte den „Augenspiegel" und verurteilte Reuchlin zu ewigem Stillschweigen und in die Kosten des ganzen Prozesses. Doch starb Reuchlin schon am 30. Juni 1522 in Bad Liebenzell.

Volkstümliche Bewegung gegen die kirchlichen Mißstände.

Die deutsche Welt war bereits in einer Aufregung gegen Rom und seinen Anhang, die weit über die humanistischen Kreise hinausging. Die gesamte volkstümliche Litteratur der Zeit ist wie durchtränkt von der Opposition gegen die schreienden Mißbräuche in der Kirche.

Über das weltliche Leben der hohen Prälaten, die ohne allen Beruf zu ihrem geistlichen Amte kommen, sagt der Nürnberger Hans Rosenplüt:

„Erst so lebt er ym saus,
Als er sein tag hat vor getan,
Des hengt ym ein guter Zipfel an,
So wirt er dann im lande rauben und prennen,
Und eins reißen, das ander trennen."

„Dem Kriegsmann das Feld, dem Pfaffen das Chor;
Wenn sich's verkehrt, dann siehe dich vor!"

sang das Volk.

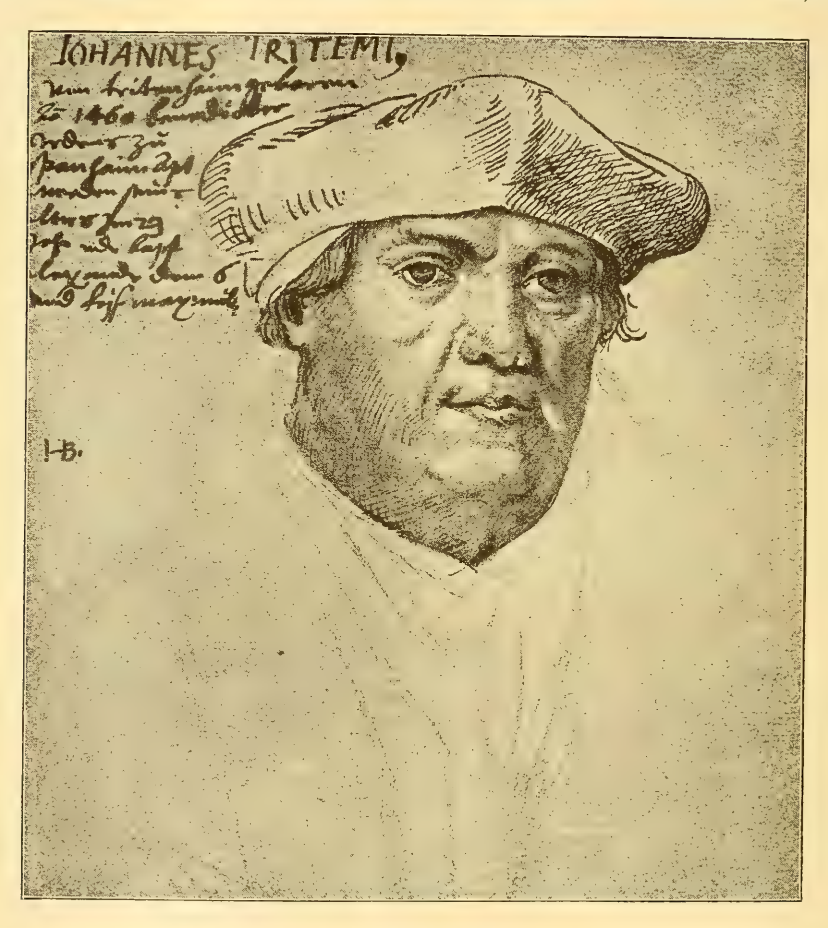
Und Sebastian Brant urteilt in seinem „Narrenschiff", das alle Narren aller Stände und Länder nach Narragonien führt, über die Jagd nach Pfründen:

„Merk, wer vil pfrunden haben will,
Der letsten wart' er in der Hell!"

Derselbe Satiriker tadelt an den Universitätslehrern:

„das sie der rechten Kunst nit achten,
Unnütz geschwätz allein betrachten",

Eben am Schlusse des 15. Jahrhunderts hielt die niederdeutsche Bearbeitung der uralten Tiersage, Reynke de Vos (vom Jahre 1498), der Menschenwelt einen satirischen Spiegel vor in der Schilderung des Tierstaats, in dem der Fuchs nicht



92. Abt Trithemius.
Nach einer unvollendeten Zeichnung Hans Holbeins.

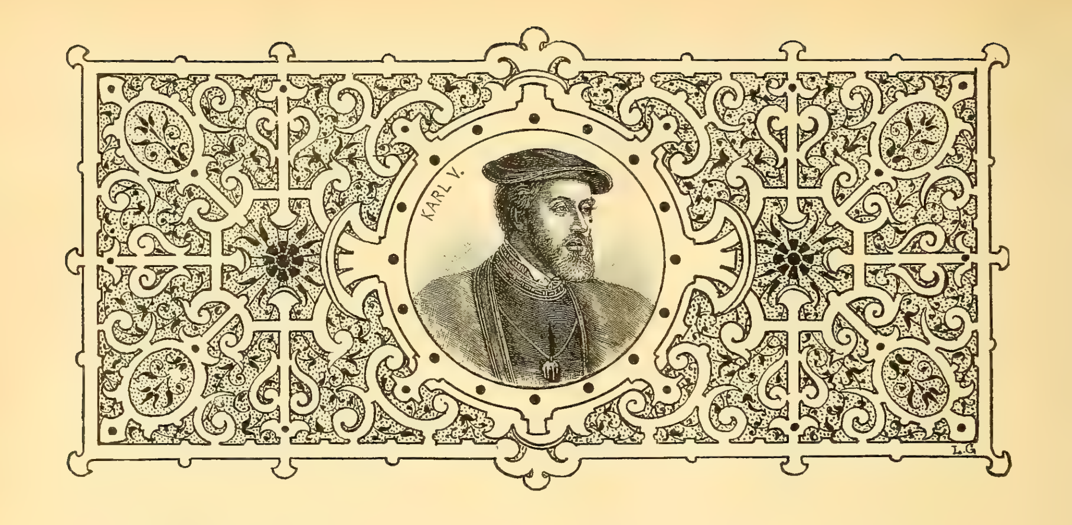
nur jede erdenkliche Heimtücke straflos ausübt, sondern auch seine Schlechtigkeit mit dem Mantel kirchlichen Wandels und heuchlerischer Demut zu decken weiß. Bald gaben selbst Meister wie Albrecht Dürer, Lukas Cranach der Ältere und andre auch in satirischen Zeitbildern der Bewegung der Geister durch Stichel und Palette Ausdruck.

Bereits gewann hier und da die volkstümliche Opposition Gestalt in ganz greifbaren Forderungen. Der oberrheinische Bundschuh verlangte schon Abschaffung des

geistlichen Gerichts in weltlichen Dingen, Aufhebung der Klöster, Beseitigung der Pfründenanhäufung in einer Hand, Abstellung der Ohrenbeichte u. s. f. Und auch die höchsten Kreise der Nation machten sich zum Organ ähnlicher Bestrebungen: der Reichstag von 1517 erhob laute Klage über die Ausbeutung Deutschlands durch den römischen Hof.

So beherrschte die Verstimmung gegen die alte Kirche alle Kreise. Diese Bewegung war freilich zum großen Teil noch unklar in ihren Zielen; sie wurde auch vielfach nicht von nationalen Gesichtspunkten geleitet, zu denen sich eben nur einzelne erhoben, sondern mehr von allgemein menschlichen Erwägungen, aber sie war im raschen Anschwellen. Wenn es nicht bald gelang, den unvergänglichen sittlichen Gehalt der christlichen Religion von den entstellenden Formen zu befreien, die ihn beinahe erstickten, und das religiöse Bedürfnis in Einklang zu bringen mit den Forderungen der neuen Bildung, die sich unabweisbar aufdrängten, dann drohte eine Entfremdung von der Kirche ohne befriedigenden Ersatz, wie sie in Italien zum Schaden der Nation unter den Gebildeten schon längst bestand und sich in Deutschland wenigstens bereits hier und da zeigte. „Entweder“, so durfte der aufgeklärtere Geist schließen, „die Menschenseele bedarf zu ihrem inneren Frieden der Rechtfertigung, und dann sind es nicht die ‚guten Werke‘, welche sie bringen, oder alles, was die Religion dem Menschen zu seinem inneren Frieden gewähren kann, ist in dem, was die Kirche bietet, umfaßt; dann ist es von der Art, daß es füglich entbehrt werden kann.“ Kaiser Maximilian legte 1508 in der That dem Abt Trithemius eine Reihe von Fragen vor, welche Zweifel an jeder christlich-religiösen Grundlage erkennen lassen. Erasmus ferner begann Grundlehren des Christentums anzufechten, ja für ihn schob sich unmerklich an die Stelle des überlieferten Glaubens eine antik-heidnische Lebensphilosophie, welche die Aussprüche der Bibel nicht viel anders betrachtete, als die Lehren des Sokrates oder Platon und diese Männer in eine Linie stellte mit den Evangelisten und Aposteln. Mutianus Rufus vollends faßte das Christentum als die allgemeine Religion, die lange vor Christus vorhanden gewesen und in einzelnen Strahlungen schon bei den Juden, Griechen, Römern und Germanen hervorgetreten sei. Demnach galten ihm heidnische Götter und christliche Heilige nur als Gestaltungen des einen Gottes. Und er war nicht der einzige, der so dachte. Griffen Anschauungen derart in weiteren Kreisen um sich, dann verfielen entweder die Gebildeten einem modernen Heidentume, die Massen sittlicher Verwilderung, oder diese blieben in den Banden der alten Kirche, jene aber sahen hochmütig auf den gemeinen „Aberglauben“ herab, und die häßlichste Scheidung trat ein, welche die Stände eines Volkes trennen kann.

Die Hilfe konnte nur von der Kirche selber kommen. Daß freilich das verweltlichte Papsttum mit seinem Anhange sie nicht bringen werde, war nicht zweifelhaft. Und ob die Bewegung, die sich in der Kirche selbst regte, durchdringen werde auch ohne Rom und gegen Rom, ohne daß eine starke Reichsgewalt sie schützte und stützte, wer mochte diese Frage entscheiden?



Die deutsche Reformation und Karl V. bis 1532.

Kaiser Karl V. und Martin Luther.

(1517 [1519] — 1521.)

Von den Italienern eine Reform der verderbten Kirche zu erwarten, konnte damals niemand in den Sinn kommen, der sie kannte. Es war den Spaniern und den Deutschen vorbehalten, dieses große Werk zu beginnen. Jene haben mit Schonung des mittelalterlichen Kirchentums es von seinen ärgsten Auswüchsen befreit; diese fielen von Rom ab und errichteten einen neuen Bau. Jene Gestaltung hat die romanischen Nationen für das Papsttum gerettet und auch einen Teil Deutschlands ihm teils erhalten, teils zurückerobert; diese gewann die germanischen Völker und trieb ihren Einfluß bis tief in die slawische und romanische Welt. Das Ringen beider miteinander erfüllt die Geschichte der nächsten anderthalb Jahrhunderte; sie haben sich eine berechtigte Geltung nebeneinander erkämpft.

Reformatorische Bestrebungen in Deutschland.

An Bestrebungen, die Kirche auf ihre ursprünglichen Grundlagen zurückzuführen und gegenüber den späteren Bildungen diese Grundlagen zur Geltung zu bringen, hatte es im Mittelalter niemals gefehlt, und zwei „ketzerische“ Sekten, die Waldenser und die Hussiten, hatten sich sogar behauptet. Aber auch innerhalb der sich als rechtgläubig betrachtenden Kirche, die jene Sekten von sich gestoßen hatte, tauchten namentlich am Niederrhein und in den Niederlanden ähnliche Anschauungen auf. Johann (Rucherath) von (Ober-) Wesel, Professor in Erfurt, später Prediger in Worms (gest. 1481), erklärte sich gegen den Ablaß. Johann Pupper von Goch, Rektor eines Nonnenklosters in Mecheln (gest. 1475), betrachtete die Heilige Schrift als die alleinige Quelle des Glaubens und maß den Schriften der Kirchenväter nur soweit Autorität bei, als sie mit der biblischen Wahrheit übereinstimmten. Johann Wessel aus Gröningen (gest. 1489) endlich leugnete bereits die Stellung des Priesters als des Mittlers zwischen Gott und dem Gläubigen und setzte seine Hoffnung auf die göttliche Gnade schon wesentlich in die Rechtfertigung durch den Versöhnungstod Christi.

Mystiker.

Doch gab es auch Richtungen, die von einer Opposition gegen die herrschende Kirchenlehre ganz absahen und lediglich eine Vertiefung des religiös-sittlichen Lebens

im einzelnen Menschen erstrebten. Das war vor allem der Mystizismus, wie ihn Johann Tauler und andre schon im 14. Jahrhundert vertreten hatten, das innige, sehnsüchtige Streben nach der Gemeinschaft mit Gott durch Verzicht auf jede Selbstsucht und Unterdrückung jeder leidenschaftlichen Regung. So bildete er ein Gegengewicht gegen die grenzenlose Veräußerlichung des religiösen Lebens durch die Werkheiligkeit. — Auf solcher Grundlage bildete sich, von Gerhard Groot in Deventer gestiftet (gest. 1384), die Genossenschaft der „Brüder des gemeinsamen Lebens" (Hieronymianer). Sie umfaßte bald zahlreiche „Brüder- und Schwesterhäuser" im ganzen Norden, die in dem Chorherrenstift Windesheim ihren Mittelpunkt hatten, und arbeitete eifrig an der Förderung der Jugendbildung und der für das kirchliche Leben bedeutsamen Wissenschaften, auch an der Zurückführung der Mönchsorden, namentlich der Franziskaner und Augustiner, zu strengerer Zucht. Ihr eigentliches Ziel aber war des eignen Herzens Friede. Aus diesen Kreisen ging das Edelste hervor, was die vorreformatorische Kirche geschaffen hat: das Buch des Thomas von Kempen (a Kempis) „de imitatione Christi" („von der Nachfolge Jesu Christi").

Hieronymianer.

Thomas von Kempen.

Thomas Hamerken war Chorherr auf dem Agnetenberge bei Zwolle und starb 1471. Sein Buch, das in alle Sprachen übersetzt wurde und durch die ganze Welt verbreitet ist, „zeigt, im stillen Gegensatze des Heiligengottesdienstes, des äußerlichen Klosterlebens und der Minoritenfabeln, die wahre innere Nachfolge Christi im Ertöten der Selbstsucht und in unbedingt sich hingebender Gottesliebe".

Und wie tief mußte doch die Sehnsucht des deutschen Volkes nach religiöser Erkenntnis sein, wenn bis zum Beginn der lutherischen Reformation nicht weniger als fünfzehn vollständige Bibelausgaben in hochdeutscher und fünf in niederdeutscher Mundart erscheinen konnten, ungerechnet die Übersetzungen der Psalmen, Episteln und Evangelien! Auch die Entwickelung der deutschen Predigt durch Männer wie Geiler von Kaisersberg in Straßburg, und durch ganze Orden, wie die Dominikaner und Augustiner, die Fürsorge, die diesem Zweige des Gottesdienstes durch Beschlüsse der Synoden und die Stiftung besonderer Predigtämter gewidmet wurde, die rege Thätigkeit, die sich namentlich in den Kreisen der Dominikaner und Franziskaner auf die Ausbildung deutschen Kirchengesanges richtete und die Menge der Gebet- und Andachtsbücher, der Predigtsammlungen und Katechismen, alles das läßt erkennen, wie lebhaft das Bedürfnis nach Verinnerlichung des religiösen Lebens war.

So schied sich die Geistlichkeit selber in zwei Parteien. Die große Mehrheit hielt gewohnheitsmäßig am Alten fest, eine tief erregte Minderheit sah das Heil in einer Erneuerung des sittlich-religiösen Lebens von innen heraus. Nach derselben Richtung drängte das tiefste Bedürfnis des Volkes. Die entscheidende Frage war, ob sich die herrschende Kirche so weit umgestalten könne, daß sie jene berechtigten Bestrebungen befriedigte, oder ob sie diese zur Ausscheidung, zur Bildung einer neuen Kirche drängen sollte. Es sollte das Schicksal Europas und vor allem Deutschlands sein, daß das zweite geschah, weil die Leiter der Kirche die Notwendigkeit einer innerlichen Erneuerung zu spät begriffen.

Spaltung der Geistlichkeit.

Nirgends war eine freiere kirchliche Anschauung stärker vertreten als in Erfurt, wie ja auch hier der Humanismus ganz besonders tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Die Universität hatte für das Reformkonzil von Basel eifrig Partei genommen und seine Beschlüsse festgehalten, auch als sich alle andern deutschen Universitäten dem Papsttume wieder anschlossen. Dann hatte hier Johann von Wesel zwanzig Jahre lang (1440—60) gelehrt und im höchsten Ansehen gestanden, das sich nicht verminderte, auch als er 1479 von einem Inquisitionsgericht zu Mainz zum Widerruf gezwungen und in ein Kloster eingesperrt worden war. „Johann von Wesel hat die hohe Schule mit seinen Büchern regiert", sagt Luther von ihm. Ihm folgten andre Männer von

Die Universität Erfurt.

verwandter Richtung, wie z. B. Johann Grebinstein, der, freilich nur gelegentlich und schüchtern, behauptete, Johann Huß sei ungerecht verbrannt worden. Überhaupt stand zu Erfurt die Scholastik keineswegs in unbedingter Geltung, die Autorität des Thomas von Aquino wurde sogar bestritten, und die scholastischen Disputationen wurden hier ohne den sonst üblichen Glanz abgehalten. Dagegen blühte das Studium der Bibel und der älteren Kirchenväter. Die steigende Frequenz der Universität beweist, wie sehr doch diese Richtung dem Bedürfnisse wieder entgegenkam.

Dieses Erfurt wurde die geistige Heimat Martin Luthers.



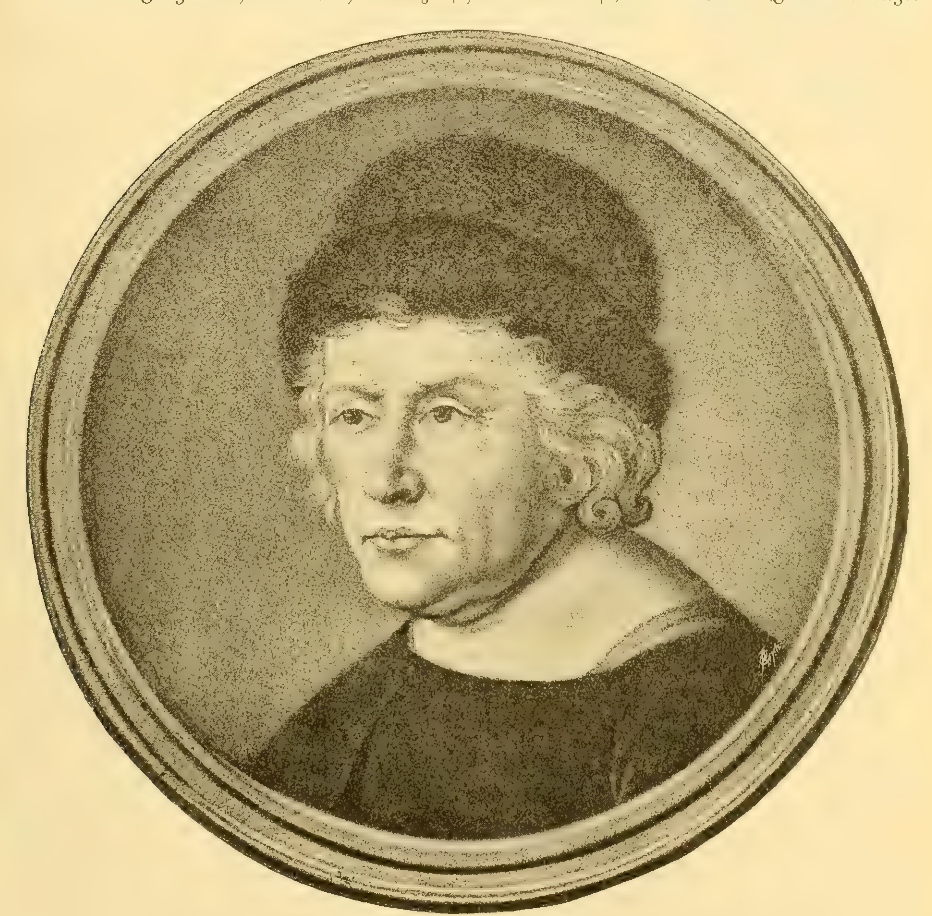
94. **Luthers Mutter: Margareta Luther, geb. Ziegler.**
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach.

Luthers Lebensgang u. religiöse Entwickelung.

Ein Thüringer Kind, Sohn des Hans Luther und der Margarete Ziegler, wurde der Knabe am 10. November 1483 zu Eisleben geboren, wohin der Vater sich kurz vorher von Möhra bei Salzungen, der Heimat seines Geschlechts, als Bergmann gewendet hatte. Nach dem kriegerischen Heiligen des Tages erhielt er in der Taufe den Namen Martinus. Die Eltern mußten sich zunächst kümmerlich durchschlagen und hielten den Sohn gar hart, wie er denn selbst erzählt, seine Mutter habe ihn um einer Nuß willen blutig geschlagen. Aber der Vater wollte etwas Besseres aus dem Martin machen, als er selber hatte werden können, und so brachte er ihn denn 1497 auf die Schule zu Magdeburg, ein Jahr später auf die Georgenschule nach Eisenach, wo die Mutter Verwandte besaß. Doch ersparte ihm das nicht das mühselige Leben des armen Schülers. Mit den Genossen zog er als „Kurrendschüler" singend durch die Gassen, bis ihn Ursula Cotta, eine junge Frau aus guter Familie, durch seine schöne Stimme aufmerksam gemacht, als Kost-

gänger in ihr Haus aufnahm und ihm den Unterricht ihrer Kinder übertrug. Im Jahre 1501 bezog dann Martin Luther die Universität Erfurt, vom Vater, der inzwischen durch energischen Fleiß in bessere Verhältnisse gekommen war, ausreichend unterstützt. Der Alte wollte aus dem begabten Sohn einen Rechtsgelehrten machen, der einmal etwa als fürstlicher Rat die Welt regieren helfe, und so hörte denn der Sohn Philosophie bei Trutvetter, später die Rechte bei Henning Göde, schaffte sich auch ein Corpus juris an. Indes trieb er auch seit 1503 klassische Studien, obwohl er mit Mutianus Rufus nicht in Verbindung kam; nur mit einzelnen Männern seines Kreises, wie Johann Lange und Crotus Rubianus, hatte er Verkehr. So wurde er 1503 baccalareus, 1505 magister liberalium artium und nahm auch an dem geselligen Leben seiner Altersgenossen unbefangenen und fröhlichen Anteil.

Doch bald erfaßte den Jüngling, in schärfstem Gegensatz zu dem, was er trieb, mit steigender Gewalt die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Menschen und Gott. Immer weniger



95. Luthers Vater: Hans Luther.
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach.

schien es ihm möglich, sich der Gnade Gottes zu versichern durch das eigne Verdienst, durch die „guten Werke“; immer drohender trat ihm die Gefahr, der Verdammnis zu verfallen, vor die geängstete Seele. Ein plötzliches Ereignis führte zu einem ebenso plötzlichen, wenigstens plötzlich scheinenden Entschluß. Er war am 2. Juli 1505 auf der Rückreise von einem Besuche bei seinen Eltern bis in die Nähe des Dorfes Stotternheim bei Erfurt gelangt, als ihn im freien Felde ein grimmiges Gewitter überfiel. Unter Blitz und Donner, die sich Schlag auf Schlag folgten, erkannte er die Nähe der rächenden Gottheit; fürchterlich trat ihm die Gefahr vor Augen, mitten in seinen Sünden dahingerafft zu werden, da rief er in der Angst zu St. Anna, der Schutzheiligen der Bergleute, um Rettung und gelobte, ein Mönch zu werden, wenn er davonkomme. Das Wetter zog vorüber, er kam glücklich nach Erfurt. Umsonst redeten die Freunde ab, umsonst bat der alte Vater, dessen beste Hoffnung der Sohn zu vernichten drohte; er hielt sich ans Gelübde

gefesselt. Noch einmal versammelte er die Genossen zu fröhlicher Geselligkeit, wie er sie liebte; am nächsten Tage, am 17. Juli, begleiteten sie ihn traurig an die Pforte des Augustinerklosters. In seinen Räumen hoffte Bruder Martinus den Zorn des richtenden Gottes zu versöhnen.

Die Augustiner-Eremiten, in deren Genossenschaft er eintrat, nannten sich nach Augustinus, aber von der eigentümlichen Lehre desselben, daß der Mensch vor Gott gerecht werde allein durch den Glauben an Christi Verdienst, nicht durch seine Werke, war in dem Orden nichts lebendig. Er machte seinen Mitgliedern die strengste Werkheiligkeit zur Pflicht, wie alle andern Orden. Fünfundzwanzig Paternoster z. B. mußte der Augustiner am Morgen beten, jeden, auch den kleinsten Verstoß gegen die sehr strenge Regel beichten und durch neue Bußübungen sühnen. Auch die sogenannte Reform des Ordens durch den Vikar Andreas Proles hatte nur die Wiederherstellung der strengen Ordensregel bezweckt. Zudem waren die Augustiner eifrig päpstlich, und gerade das Erfurter Kloster hatte in den Jahren 1502 und 1504 reiche Ablässe erhalten.

In dieser Umgebung mußte Luther in seiner Überzeugung, durch eigne Kraft, vornehmlich durch „gute Werke", durch Bußübungen und Kasteiungen die göttliche Gnade zu erringen, nur bestärkt werden. In seiner engen Zelle, die ihm nur die Aussicht auf den Klosterhof öffnete, gab er sich ihnen mit aller Anstrengung hin bis zur Erschöpfung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Er fand die Ruhe nicht, die er suchte. Da war es der Generalvikar seines Ordens Johann von Staupitz, der den blassen, abgemagerten Bruder Martinus, wie er ihm einmal seine Anschauungen vortrug, auf die Vergebung der Sünde durch den Glauben an den Versöhnungstod Christi hinwies. Wie ein Lichtstrahl fiel diese Lehre in die verdüsterte Seele des Mönches, und eifrig suchte er seitdem sich in ihr zu befestigen durch das Studium des Paulus, des Augustinus und der Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts, vornehmlich Taulers. Am 2. Mai 1507 erhielt er die Priesterweihe, wobei er zum erstenmal seinen Vater wiedersah, der sich noch immer nicht in das neue Leben des Sohnes finden konnte; Ende 1508 vermittelte Staupitz seine Berufung nach Wittenberg als Professor der Philosophie und Prediger an der Schloßkirche zum Allerheiligenstift.

Luther in Wittenberg.

Die Universität zu Wittenberg war eine der jüngsten im Deutschen Reiche, 1502 vom Kurfürsten Friedrich gestiftet, 1507 vom Papste bestätigt. Ihre Professoren, meist Augustiner, waren zugleich an der Stiftskirche, welche der Kurfürst reich ausgestattet hatte, Kanoniker und bezogen ihre Einkünfte teils als solche, teils von den Pfarreien, die sie durch Vikare verwalten ließen. Noch war die Anstalt im Werden, die Stadt, die sie umschloß, klein und dürftig — sie zählte noch 1519 nur 356 steuerpflichtige Häuser und etwa 3000 Einwohner —; alles kam daher für die Hebung der Universität auf tüchtige Lehrer an. Und diese huldigten durchschnittlich einer kirchlich freieren Richtung. Der erste Rektor war Dr. Martin Pollich, Leibarzt des Kurfürsten und zugleich Professor der Theologie, aber ein Freund der Humanisten, erster theologischer Dekan Staupitz, ein eifriger Anhänger des Augustinus. In diesen geistig belebten Kreis trat Luther ein. Bald darauf machte er sich auch als Prediger einen Namen; zwar trat er anfangs scheu und befangen auf, aber was er sprach, machte den Eindruck, daß es aus innerster Überzeugung käme. Mit seinem Orden blieb er fortwährend in enger Beziehung, verweilte auch 1509/10 wieder in Erfurt, so daß ihm 1511 die Erledigung eines Streites, der in demselben ausgebrochen war, vor dem päpstlichen Gericht in Rom aufgetragen wurde.

Luther in Rom.

In Begleitung eines andern Ordensbruders, wie es die Ordensregel vorschrieb, machte er sich dahin auf. Zu Fuß, von Kloster zu Kloster herbergend, so durchzog er Süddeutschland, die Schweiz und Italien. Wohl erfreuten ihn der Reiz italienischer Natur und die Schönheit der Städte, aber die leichtfertige Art, wie die Klöster ihre geistlichen Aufgaben behandelten, mißfiel ihm gar sehr. Um so größer war seine Erwartung in Rom; als die ewige Stadt vor ihm lag, da fiel der deutsche Mönch demütig zur Erde und rief aus: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom!" Im Augustinerkloster an der Porta del Popolo verweilte er etwa vier Wochen. Staunend betrachtete er die riesigen Baureste des Altertums, aber von der wundervollen Blüte der Kunst, die sich dort eben entfaltete — nebeneinander arbeiteten damals Raffael und Michelangelo! — sah er nichts. Eifrig besuchte er vor allem die zahllosen Kirchen, las Messe im St. Peter und verrichtete die Andachten, an denen der Ablaß hing. Doch erfuhr er auch erschreckt von der Zuchtlosigkeit und Frivolität bis in die höchsten Kreise hinauf und hörte entsetzt den Ausspruch: „Ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut." Indes seine strenge Kirchlichkeit wurde durch solche Beobachtungen keineswegs erschüttert; erst in späterer Zeit, als er sich von der alten Kirche zu lösen im Begriffe stand, haben ihn diese römischen Erinnerungen in seinem Vorhaben bestärkt.

Wahrscheinlich erst Anfang 1512 von Rom zurückgekehrt, wurde Martin Luther Doktor der Theologie (Sententiarius) im Oktober 1512. Zagend übernahm er die neue Lehraufgabe, las z. B. 1513—16 über die Psalmen. Noch war er ganz in der alten allegorischen Erklärungsweise befangen, aber mehr und mehr bildete er sein theologisches System aus.

Daß alles menschliche Thun von Natur sündhaft und der menschliche Wille unfrei sei, das Gute zu erstreben, daß also die Gnade Gottes erworben werde nicht durch die „guten Werke" der Kirche, sondern allein durch den Glauben an das Verdienst Christi, der dem Christen die Gotteskindschaft erworben hat ohne jedes Hinzuthun

des Menschen, diese Grundzüge standen ihm schon 1516 fest. Er trug sie in seinen Vorlesungen wie in seinen Predigten vor, und bereits Anfang 1517 konnte er an seinen Freund Johann Lange in Erfurt schreiben: „Unsre Theologie und St. Augustin machen Fortschritte und herrschen auf unsrer Hochschule.“ Wirklich wurden im selben Jahre die Vorträge über Thomas von Aquino durch solche über klassische Schriftsteller ersetzt. Allgemein wurde die Bedeutung Luthers anerkannt, von niemand wärmer, als von Georg Spalatin, dem Hofkaplan des Kurfürsten Friedrich. Spalatin.

Georg Burkhard aus Spalt bei Nürnberg, der Sohn eines Gerbers, mit Luther fast gleichalterig, hatte seit 1497 in Nürnberg eine humanistische Bildung genossen, 1498 die Universität Erfurt bezogen, die er 1502 mit Wittenberg vertauschte und dort den Magistertitel erworben. Nach Erfurt zurückgekehrt, trat er in enge Beziehungen zu dem Kreise des Mutianus Rufus und wurde auf dessen Empfehlung 1505 Lehrer am Kloster Georgenthal. Von da berief ihn Kurfürst Friedrich von Sachsen als Erzieher seines Neffen Johann Friedrich 1508 an seinen Hof. Bald gewann er das Vertrauen des Fürsten im hohen Grade, wurde sein Hofprediger, Geheimsekretär und Geschichtschreiber, und entfaltete in dieser einflußreichen Stellung bald eine lebhafte Thätigkeit für Luther und seine Sache.

Kein Zweifel: jene Anschauungen, die Luther mit steigendem Erfolge vertrat, waren noch keineswegs ketzerisch, aber sie standen allerdings der Werkheiligkeit, wie sie die herrschende Kirche vorschrieb, schnurstracks entgegen. Ein geringer Anlaß brachte den verhüllten Gegensatz zum offenen Ausbruch.

Wenn es irgend ein Gnadenmittel gab, dessen Mißbrauch jedes einfache sittliche Gefühl empören mußte, so war es der Ablaß. Nach der Theorie, auf der er beruhte, hatten die zahllosen Heiligen der Kirche viel mehr gute Werke verrichtet, als sie zu ihrer Seligkeit bedurften. So war im Himmel ein unermeßlicher Schatz angehäuft worden, über den dem Papste die freie Verfügung zu gunsten der Gläubigen zustand, die sich durch bestimmte Andachten oder andre fromme Werke eine Anweisung auf diesen Schatz zu erwerben vermochten. Ursprünglich bewirkte nun eine Anweisung derart nicht den Erlaß der Sünde selbst, sondern nur der kirchlichen Strafen, die für die Sünde auferlegt waren, und Reue und Buße waren die Voraussetzung dabei. Aber mehr und mehr wurde beides miteinander vermischt, und vollends für das Gefühl des Volkes wurde der Ablaß ein bequemes Mittel, sich der ärgsten Sündenschuld zu entledigen. Schließlich schrumpfte die ganze Leistung des Ablaßbedürftigen in eine Geldzahlung zu irgendwelchem „frommen“ Werke zusammen. In schlechthin frivoler Weise beutete Rom diese Anschauungen zu seinen selbstsüchtigen, oft rein weltlichen Zwecken aus. Mit den Sünden der Deutschen, erklärte lachend der ruchlose Cesare Borgia, der Sohn Papst Alexanders VI., bezahle er die Kosten seiner Eroberungskriege. Von 1500 bis 1517 gingen nicht weniger als fünf Ablässe über Deutschland, und Unsummen Geldes fanden ihren Weg über die Alpen. Der Ablaßstreit.

So hatte wiederum für 1517 Papst Leo X. angeblich zur Förderung des Baues der Peterskirche einen Ablaß in Deutschland ausgeschrieben und dem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg die Hälfte der in seinen Sprengeln eingehenden Gelder zur Bezahlung des Palliums (24000 Gulden) zugewiesen, worauf ihm die Fugger 30000 Gulden vorgeschossen hatten.

Die enge Gemeinschaft, in der hier Papst Leo X. und der deutsche Kirchenfürst erscheinen, ist nicht ganz zufällig. Erzbischof Albrecht, der zweite Sohn des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg (geb. 1480), war sehr jung (1513) zum Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt, ein Jahr danach auch zum Erzbischof und Kurfürsten von Mainz erwählt worden, aber trotz seiner geistlichen Stellung ein Gönner der Humanisten und Künstler wie Leo X. Er nahm Ulrich von Hutten in seine Dienste, verehrte Erasmus und Reuchlin, beschäftigte die ersten deutschen Künstler wie Albrecht Dürer, schmückte den Dom von Mainz und die 1520 von ihm gegründete Stiftskirche in Halle, seiner gewöhnlichen Residenz, prächtig aus und baute dort als seinen Lieblingssitz die stolze Moritzburg hoch über der Saale. Kirchlich damals gleichgültig und von schwachem Charakter, hat er den verhängnisvollen Schritt in Sachen des Ablasses ohne jede Ahnung seiner Folgen gethan.

Mehrere Unterkommissare, von Agenten des Hauses Fugger begleitet, bereisten das Land. Sie verhießen den Empfängern des Ablasses vollkommene Vergebung aller Sünden und Erlösung aus der Pein des Fegefeuers, Anteil an allen guten Werken der Kirche und Erlösung auch der Seelen der schon Abgeschiedenen aus



96. Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und Magdeburg.
Nach Albrecht Dürers Kupferstich.

dem Fegefeuer. Nur für die erste Gnade, nicht auch für die übrigen, wurde Buße und Beichte gefordert, doch vor einem freigewählten Beichtvater. Mit solchen Verheißungen durchzog der Dominikanermönch Johann Tetzel, ein Mensch zweifelhaften Rufes, obwohl Prior des Klosters zu Pirna, die sächsischen Lande in prunkendem Aufzuge, er selbst auf reichgeschirrtem Maultier, gefolgt von einem Schwarm

Transskription des nebenstehenden Ablassbriefes.

Albertus Dei & Apostolicae sedis gratia sanctae Moguntinensis sedis ac Magdeburgensis ecclesiae Archiepiscopus, Primas & Sacri Romani Imperii in Germania Archi-Cancellarius, Princeps Elector, ac Administrator Halberstattensis, Marchio Brandenburgensis, Stettinensis, Pomeraniae, Cassuborum Sclavorumque Dux, Burggravius Nurenbergensis, Rugiaeque princeps, Et Guardianus fratrum ordinis Minorum de observantia Conventus Moguntini, per Sanctissimum Dominum nostrum Leonem Papam decimum, per provincias Moguntinenses ac Magdeburgenses, ac illarum & Halberstattenses civitates & dioeceses, nec non terras & loca, illustrissimi et illustrium Principum dominorum Marchionum Brandenburgensium temporali dominio mediate vel immediate subjecta, Nuncii & Commissarii, ad infra scripta specialiter deputati: Universis & singulis praesentes literas inspecturis Salutem in Domino. Notum facimus, quod Sanctissimus Dominus noster Leo, divina providentia Papa decimus modernus, omnibus & singulis utriusque sexus Christi fidelibus, ad reparationem fabricae Basilicae Principis Apostolorum sancti Petri de Urbe juxta ordinationem nostram manus porrigentibus adjutrices, ultra plenissimas indulgentias ac alias gratias & facultates, quas Christi fideles ipsi obtinere possunt, juxta literarum Apostolicarum desuper confectarum continentiam misericorditer etiam in Domino indulsit atque concessit, ut idoneum possint eligere confessorem presbyterum secularem, vel cujusvis etiam mendicantium ordinis regularem, qui eorum confessione diligenter audita, pro commissis per eligentem delictis & excessibus, ac peccatis quibuslibet, quantumcunque gravibus & enormibus, etiam in dictae sedi reservatis casibus, ac censuris Ecclesiasticis, etiam ab homine ad alicujus instantiam latis, de consensu partium etiam ratione interdicti incursis, & quorum absolutio eidem sedi esset specialiter reservata, Praeterquam machinationis in personam sanctissimi Pontificis, occisionis Episcoporum aut aliorum superiorum praelatorum, & injectionis manuum violentarum in illos aut alios praelatos, falsificationis literarum apostolicarum, delationis armorum & aliorum prohibitorum ad partes infidelium, ac sententiarum & censurarum, occasione aluminum tulsae (?) apostolicae de partibus infidelium, ad fideles contra prohibitionem Apostolicam delatorum, incursarum, semel in vita & in mortis articulo quotiens ille imminebit, licet mors tunc non subsequatur, Et in non reservatis casibus totiens quotiens id petierit, plenarie absolvere, & eis poenitentiam salutarem injungere, Nec non semel in vita & in dicto mortis articulo plenariam omnium peccatorum indulgentiam ac remissionem impendere, & eucharistiae sacramentum (excepto die Paschatis & mortis articulo) quibusvis anni temporibus ministrare. Nec non per eos emissa pro tempore vota quaecunque (ultramarino, visitationis liminum apostolorum & sancti Jacobi in Compostella, religionis & castitatis votis, dumtaxat exceptis) in alia pietatis opera commutare, auctoritate apostolica possit & valeat. Indulsit quoque idem sanctissimus Dominus noster, praefatos benefactores, eorumque parentes defunctos, qui cum charitate decesserunt, in precibus, suffragiis, elemosynis, jejuniis, orationibus, missis, horis canonicis, disciplinis, peregrinationibus, & ceteris omnibus spiritualibus bonis, quae fiunt & fieri poterunt in tota universali sacrosancta Ecclesia militante, & in omnibus membris ejusdem, in perpetuum participes fieri. Et quia devoti, *Meckel, relicta Rodts, Peders & Adam Rodt*, ad ipsam fabricam & necessariam instaurationem supradictae Basilicae principis Apostolorum, juxta sanctissimi domini nostri Papae intentionem & nostram ordinationem de bonis suis contribuendo se gratos exhibue*runt* & libera*runt*, in cujus rei signum praesentes litteras a nobis accepe*runt*, ideo eadem auctoritate apostolica nobis commissa & qua fungimur in hac parte, ipsis, quod dictis gratiis & indulgentiis uti & iisdem gaudere possint & valeant, per praesentes concedimus & largimur. Datum *in Göttingen* sub sigillo per nos ad haec ordinato, die *prima* mensis *Julii*, Anno Domini M. CCCCC. XVII.

1) Forma absolutionis totiens quotiens in vita:

Misereatur tui &c. Dominus noster Jesus Christus per meritum suae passionis te absolvat, auctoritate cujus & Apostolica mihi in hac parte commissa & tibi concessa, ego te absolvo ab omnibus peccatis tuis. In nomine Patris & Filii & Spiritus Sancti. Amen.

2) Forma absolutionis & plenissimae remissionis, semel in vita & mortis articulo:

Misereatur tui &c. Dominus noster Jesus Christus per meritum suae passionis te absolvat, & ego auctoritate ipsius & apostolica mihi in hac parte commissa & tibi concessa te absolvo primo ab omni sententia excommunicationis majoris vel minoris, si quam incurristi, deinde ab omnibus peccatis tuis, conferendo tibi plenissimam omnium peccatorum tuorum remissionem, remittendo tibi etiam poenas purgatorii, in quantum se claves sanctae matris Ecclesiae extendunt. In nomine Patris & Filii & SS. Amen.

Übersetzung.

Wir Albrecht, von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden, des heiligen Stuhles zu Mainz und der Kirche zu Magdeburg Erzbischof, Primas und des heiligen Römischen Reiches in Deutschland Erzkanzler, Kurfürst und Administrator zu Halberstadt, Markgraf zu Brandenburg, zu Stettin und Pommern, der Kassuben und Wenden Herzog, Burggraf zu Nürnberg, und Fürst zu Rügen; und der Vorsteher der Brüder des Minoriten-Ordens de observantia des Konvents zu Mainz, und die von Seiner Heiligkeit unserm Herrn, dem Papst Leo X., für die Erzbistümer Mainz und Magdeburg, sowie für das weltliche Gebiet derselben und das Bistum Halberstadt, ebenso für die Landschaften und Städte, die mittelbar oder unmittelbar zur zeitlichen Herrschaft des Durchlauchtigsten Fürsten und der Durchlauchtigen Fürsten, der Herren Markgrafen von Brandenburg gehören, nach der unten genannten Schrift besonders verordneten Nuntien und Kommissarien, wünschen allen und jeden Personen, die gegenwärtigen Brief sehen, ewiges Heil im Herrn. — Wir thun hiermit kund, daß Se. Heiligkeit unser Herr Leo, durch die göttliche Vorsehung der zehnte Papst, allen und jeden gläubigen Christen beiderlei Geschlechts, welche zum Bau der Basilika des Apostelfürsten, des heiligen Petrus von Rom, auf Grund unsres Erlasses ihre hilfreiche Hand bieten, außer vollkommenem Ablaß und andern Gnadenbeweisen und Freiheiten, welche gläubige Christen selbst erlangen können, gemäß des Inhaltes des obendrein ausgefertigten apostolischen Briefes, barmherzig im Herrn die Sünden vergibt und gestattet, daß sie sich als geeigneten Beichtvater einen weltlichen oder einen ordentlichen Priester irgend eines Bettelordens wählen dürfen, welcher, nachdem er sorgfältig ihre Beichte gehört, sie für ihre Missethaten, Vergehen, Übertretungen und alle möglichen Sünden, mögen sie auch noch so schwer und böse sein, auch in den dem genannten heiligen Stuhle reservierten Fällen, und von den kirchlichen Zensuren, auch wenn sie von einem Menschen vor jemandes Instanz gebracht sind, mit Übereinstimmung der Parteien auch von den, auf Grund eines Interdiktes verwirkten, bezüglich deren die Absolution demselben heiligen Stuhle besonders vorbehalten wäre — ausgenommen für Ränke gegen die Person Sr. Heiligkeit des Papstes, für Mord, an Bischöfen und andern höheren Prälaten begangen, und für Vergewaltigung jener oder andrer Prälaten, für Fälschung eines apostolischen Briefes, für Anklage wegen Kampfes und andrer in bezug auf die Ungläubigen verbotener Dinge, und für die Strafen und Zensuren so in der apostolischen Bulle bezüglich der Ungläubigen angedroht sind(?), für Verleumdung bei den Gläubigen wider das apostolische Verbot, einmal im Leben und in der Todesstunde, so oft sie bevorsteht, auch wenn der Tod dann nicht eintritt, und ferner in allen nicht vorbehaltenen Fällen, so oft er dies verlangen sollte — vollkommen absolvieren und ihnen eine heilsame Buße auferlegen, auch einmal im Leben und in der bezeichneten Todesstunde vollkommenen Ablaß und Erlaß aller Sünden gewähren und das heilige Sakrament zu allen Jahreszeiten spenden darf (ausgenommen am Ostertage und in der Todesstunde). Auch soll er die von jenen bei einer Gelegenheit gethanen Gelübde, welcher Art sie auch sein mögen (ausgenommen allein die Wallfahrt zum Besuche des heiligen Landes und des heiligen Jakobus in Compostella und die Gelübde der Gottesfurcht und der Keuschheit), in andre fromme Werke zu verwandeln, kraft apostolischer Vollmacht im stande sein. Es gestattet auch Se. Heiligkeit unser Herr, daß die vorgenannten Wohlthäter und ihre verstorbenen Eltern, welche in Liebe verschieden sind, der Fürbitten, frommen Werke, Almosen, Fasten, Gebete, Messen, Gebetsstunden und Übungen, Wallfahrten und aller übrigen geistigen Güter, welche in der ganzen allgemeinen und allerheiligsten streitbaren Kirche und von allen ihren Gliedern geschehen und geschehen können, jetzt und in Ewigkeit teilhaftig werden. Und weil nun die frommen Menschen, Michel Rodts Witwe, Peter und Adam Rodt, zum Bau und der Ausschmückung obengenannter Basilika des Apostelfürsten, gemäß der Absicht Sr. Heiligkeit unsres Herrn Papstes und gemäß unsres Erlasses durch Beisteuer von ihren Gütern sich dankbar bewiesen und losgekauft haben, und zum Zeichen hierfür gegenwärtigen Ablaßbrief von uns empfangen haben — so verleihen und gewähren wir ihnen durch gegenwärtigen Brief kraft ebenderselben uns übertragenen apostolischen Vollmacht, die wir hierbei gebrauchen, daß sie die genannten Gnadenerweisungen und den Ablaß benutzen und sich derselben freuen können und mögen. Gegeben zu Göttingen unter dem von uns bestimmten Siegel am ersten Tage des Monats Juli im Jahre des Herrn 1517.

1) Allgemeine Absolutionsformel für jede Zeit:

Der Herr erbarme sich deiner ꝛc.! — Unser Herr Jesus Christus erlöse dich durch das Verdienst seines Leidens! **Kraft seiner und der mir hierzu verliehenen und der zuteilgewordenen apostolischen Autorität absolviere ich dich von allen deinen Sünden.** Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

2) Formel der Absolution und vollkommenen Vergebung, einmal im Leben und in der Todesstunde:

Der Herr erbarme sich deiner ꝛc! — Unser Herr Jesus Christus erlöse dich durch das Verdienst seines Leidens! Und ich absolviere dich kraft seiner und der mir hierzu verliehenenen und dir zuteilgewordenen apostolischen Autorität erstens von jeder Strafe der Exkommunikation, der großen und der kleinen, wenn du ihr anheimgefallen bist; dann von allen deinen Sünden, indem ich dir vollkommen Erlaß aller deiner Sünden gewähre und dir auch die Strafe des Fegefeuers erlasse, bis zu welchem sich die Schlüssel der heiligen Mutter Kirche erstrecken. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Ablaßbrief Albrechts von Brandenburg, Erzbischofs von Mainz.



von Geistlichen, in jeder Stadt empfangen durch die Behörden, den Klerus und zahlloses Volk. In den Kirchen ließ er das rote Ablaßkreuz mit dem päpstlichen Wappen aufrichten, das soviel vermöge wie das Kreuz Christi, und in der Weise eines Marktschreiers pries er dem zuströmenden Volke die Kraft des Ablasses an, den er verkündigte. So trat er auch in Zerbst und in Jüterbogk auf, unfern Wittenberg.

Luther hatte sich schon 1516 scharf gegen den Ablaß ausgesprochen; jetzt empört und geängstigt durch den Mißbrauch, entschloß er sich, seine Zweifel öffentlich zu erkennen zu geben. Am Tage vor Allerheiligen, dem Kirchweihfeste der Schloßkirche, welches zahlreiche Geistliche und Laien aus der ganzen Umgegend anlockte, am 31. Oktober 1517, nachmittags, schlug er seine 95 Thesen in lateinischer Sprache an die Kirchthüren. Die 95 Thesen.

Er meinte damit keineswegs etwas Ungewöhnliches zu thun. Es war die Herausforderung zu einer akademischen Disputation; etwas besonders Aufregendes sollte nicht darin liegen. Denn die Thesen waren durchaus vorsichtig und gemäßigt abgefaßt. Sie wollten die Wirkung des Ablasses auf die zeitlichen Strafen, welche die Kirche auflegte, beschränkt und also auch keinesfalls auf die Seelen im Fegefeuer ausgedehnt wissen. Die Sünde selbst wird von der Gnade Gottes vergeben auch ohne Ablaß und ohne Dazwischenkunft des Priesters, der eben nur die göttliche Vergebung zu verkündigen hat. Am Schlusse macht Luther auf die verderblichen Folgen aufmerksam, welche die leichtfertige Art vieler Ablaßprediger haben müsse und schon gehabt habe, alles in dem ehrlichen Glauben, daß der Papst selbst seine Anschauungen billige und von den Mißbräuchen nichts wisse.

Doch die Thesen hatten eine Wirkung, wie sie am allerwenigsten ihr Urheber erwartete. Zwar zur Disputation meldete sich niemand, und die nächste Umgebung Luthers, namentlich seine Ordensbrüder, zeigten Ängstlichkeit über das, was ihnen ein verwegenes Beginnen schien. Auch Kurfürst Friedrich, so sehr er die Ausbeutung des Volkes durch die römischen Ablässe mißbilligte, konnte von dem Auftreten Luthers für sein Allerheiligenstift fürchten. Aber diese Thesen liefen in vierzehn Tagen durch Deutschland und riefen bald die heftigsten Entgegnungen hervor. Denn daß sie einen harten Angriff auf die päpstliche Allgewalt in sich schlossen, konnte nicht geleugnet werden, und eben im Jahre 1516 hatte das Laterankonzil diese Gewalt, wie es schien, noch befestigt, indem es die Aufhebung der pragmatischen Sanktion von 1438, der Grundlage für die Selbständigkeit der französischen Nationalkirche, genehmigt. In voller Selbsttäuschung über den Stand der Dinge in Deutschland hatte Leo X. das Konzil am 16. März 1517 geschlossen.

Von diesem Standpunkte aus richtete Tetzel mit Hilfe Johann Kochs (Wimpina) in Frankfurt a. O. seine 106 Antithesen gegen Luther, und, was mehr bedeutete, noch vor Ende des Jahres erfolgte direkt von Rom aus von Silvestro Mazzolini da Prierio (Prierias), dem Meister des heiligen (päpstlichen) Palastes, eine überaus heftige Erwiderung. In einer groben, beleidigenden Sprache behauptete der Verfasser die unfehlbare Gewalt des Papstes in Sachen des Glaubens und faßte Luthers Thesen als einen Angriff auf diese Gewalt auf. Mit sicherem Instinkt hatte der Italiener ihre Bedeutung herausgefühlt. Luther erschrak, denn wenn Leo X. diesen Theorien beistimmte, dann war er ein Ketzer. Aber das war vorübergehend; bald setzte er sich, auch von Hoogstraten in Köln und Dr. Eck in Ingolstadt bekämpft, tapfer zur Wehr, disputierte am 26. April 1518 zu Heidelberg, wohin er als Distriktsvikar zu einem Kapitel seines Ordens gegangen war, unter großem Zulauf und sandte nach Rom eine Rechtfertigungsschrift, in der er sich päpstlicher Entscheidung zu unterwerfen versprach. Die 106 Antithesen.

In der That eilte man in Rom, mit dem unbequemen Augustiner, der das Ablaßgeschäft so arg verdarb, ein Ende zu machen. Am 7. August 1518 erhielt Luther die Vorladung, sich binnen sechzig Tagen in Rom vor zwei besonderen Richtern, darunter seinem Gegner Sylvester Mazzolini, zur Vernehmung zu stellen. Er war verloren, wenn er der Forderung folgte. Doch der sächsische Mönch galt den Deutschen



97. **Martin Luther im 38. Lebensjahre (noch in Ordenstracht).**
Nach einem Stich von Lukas Cranach.

schon viel mehr, als man in Rom ahnte, und die Stimmung bis in die höchsten Kreise hinauf war den römischen Ansprüchen durchaus feindlich. Das sollte der Reichstag zeigen, den Kaiser Maximilian soeben in Augsburg eröffnete.

Reichstag von Augsburg.

Schon früher hatte Leo X. zum Türkenkriege aufgefordert, im März 1517 das Laterankonzil den Beschluß zu einem allgemeinen Kreuzzuge gefaßt. Um dieselbe Zeit war zu Cambrai eine Verständigung darüber zwischen dem Kaiser, Spanien und

Frankreich zustande gekommen, und am 13. März 1518 hatte dann Leo X. den Kreuzzug feierlich proklamiert. Mit großem Gepränge erschien zu Augsburg der Kardinal Thomas de Vio aus Gaëta (Cajetanus) als päpstlicher Legat, um dem Kaiser einen geweihten Helm mit Schwert zu überreichen und den Reichsständen Vorschläge über die Aufbringung der Kosten zu machen. An sich konnte nun die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr nicht wohl bezweifelt werden. Kroatien, Ungarn, Innerösterreich durch fortgesetzte Raubzüge verwüstet, Italien mit türkischen Landungen bedroht, das war die Lage. Auf der andern Seite beherrschte das tiefe und wahrlich nicht unbegründete Mißtrauen die Stände, alles Geld, das sie bewilligten, würde nicht gegen die Türken, sondern zur Füllung des päpstlichen Schatzes verwendet werden. Rücksichtslos sprach dies die Schrift des Würzburger Domherrn Friedrich Fischer aus, der mit im Ausschusse saß: „Den Türken wollt ihr schlagen?“ rief er den Deutschen zu, „ihr irrt euch im Namen. Suchet ihn nicht in Asien, suchet ihn in Italien. Gegen den asiatischen kann jeder Fürst sich selber wehren, den andern zu bändigen reicht die ganze christliche Welt nicht aus. — Ihr könnt diesen Höllenhund nur mit Strömen Goldes besänftigen.“ So verwarf denn der Reichstag am 27. August die Türkensteuer in allen Punkten als „eine unerhörte Neuerung“ und knüpfte daran laute Klagen über die unerträglichen Mißbräuche des römischen Hofes in Deutschland. Ein ganzer Tag, ein dickes Buch reiche nicht aus, um sie alle aufzuzählen, so sagte eine Denkschrift des Bischofs von Lüttich. In dieser Stimmung hätte ein deutscher Fürst den Martin Luther der Rache Roms ausliefern sollen?

Schon war auch Kaiser Maximilian, dessen letzter Reichstag der zu Augsburg werden sollte, auf den kühnen Augustiner aufmerksam geworden. Ein Gutachten, das er sich von Jakob Wimpheling erbat, riet ihm, er möge den Streit zwischen Luther und dem Papste in die Länge ziehen, bis die deutschen Bischöfe die Reformation selbst fordern würden; dann solle der Kaiser als Schirmherr der deutschen Kirche energisch für sie eintreten. Deshalb forderte denn auch Maximilian den Kurfürsten Friedrich auf, „den Mönch fleißig zu bewahren“, und er selbst hatte auch in der That allen Grund, Luthers Landesherrn zu schonen.

Denn ihn beschäftigte der Plan, seinem Enkel Karl I. von Spanien die Würde des römischen Königs und damit die Nachfolge im Reiche zuzuwenden. Dafür bedurfte er um so mehr der guten Meinung des Kurfürsten, als Franz I. von Frankreich die größten Anstrengungen machte, die Wahl auf sich selber zu lenken, und bereits mit Mainz, Trier, Pfalz und Brandenburg darüber in Verhandlung stand, der Papst aber diese französische Bewerbung unterstützte, um nicht die Macht Habsburgs zu gefährlichster Höhe anschwellen zu lassen. Den Anstrengungen Karls I. und Maximilians gelang es nun wirklich am 27. August von Mainz, Köln, Pfalz, Böhmen und Brandenburg bindende Erklärungen zu erhalten und so die französisch-päpstliche Politik aus dem Felde zu schlagen. Hatte so der Kaiser keinerlei Ursache, dem römischen Hofe in Luthers Sachen entgegenzukommen, so mußte ihm dagegen sehr viel daran liegen, auch Friedrich von Sachsen, der sich bis jetzt unzugänglich erwiesen hatte, für sich zu gewinnen.

So wirkten die mannigfachsten Beweggründe zusammen, um Luther gegen Rom zu decken und den Kardinal Thomas de Vio zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Zwar bewilligte er nicht die Vernehmung des Augustiners vor unparteiischen Richtern in Deutschland, wohl aber entschloß er sich, ihn selber in Augsburg zu verhören.

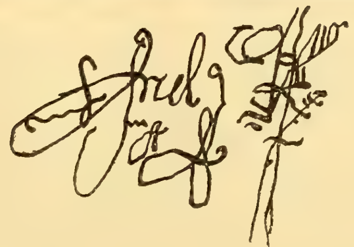
Als Luther die Aufforderung seines Fürsten erhielt, sich dem Kardinal zu stellen, rieten ihm die Freunde dringend ab; er aber ging ohne Widerrede, wenn auch nicht ohne Zagen. „Nun muß ich sterben“, so hat er damals gedacht, er sah den Scheiter- Luther in Augsburg.

haufen vor Augen. Mit einem Ordensbruder wanderte er zu Fuß über Weimar, Koburg, Nürnberg nach Augsburg, wo er am 7. Oktober anlangte, bereits von einflußreichen Gönnern, wie Konrad Peutinger, dem Kanonikus Langemantel u. a. erwartet; auch Staupitz kam kurz nachher von Salzburg herbei. Im Karmeliterkloster fand Luther beim Prior Johann Frosch freundliche Aufnahme. Am 12. Oktober stand er zum erstenmal vor Cajetan. Er fiel nieder vor dem stolzen Kirchenfürsten; der aber erklärte, er wolle seine Sache „väterlich beilegen", nicht mit ihm disputieren und stellte ihm sofort die Forderungen: Luther sollte seine Irrtümer widerrufen, versprechen, sich ihrer künftig zu enthalten und alle Dinge meiden, welche den Frieden der Kirche stören könnten. Da jedoch der Mönch diese Irrtümer genannt wissen wollte, so kam es ganz gegen den Willen des Kardinals zu einem lebhaften Wortgefecht, das Luther endlich mit der Bitte schloß, ihm Zeit zur Überlegung zu gewähren. Schon am nächsten Tage gab er die schriftliche Erklärung ab, er könne nur dann widerrufen, wenn er widerlegt sei, und obwohl der Kardinal darüber lächelte, so gab er doch zu, daß Luther eine schriftliche Erwiderung aufsetze.

Es war für Luther ein kaum weniger ernster Moment, als der vor Kaiser und Reich zu Worms zweiundeinhalb Jahre nachher, als er am 14. Oktober seine Entgegnung in des Kirchenfürsten Hände legte. Denn mit größter Schärfe betonte er darin: der Papst könne irren, wie ja selbst Petrus geirrt habe, deshalb habe jeder Gläubige das Recht, päpstliche Aussprüche an der Hand der Heiligen Schrift zu prüfen und sie zu verwerfen, wenn sie nicht mit ihr zusammenstimmten. Und wahrhaft ergreifend, weil er den schweren Seelenkampf Luthers erkennen läßt, lautet der Schluß: „Solange diese (angeführten) Beweisstellen feststehen, kann ich nichts andres thun und weiß nur, daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen. Auch wolle Ew. Hochwürden bei unserm heiligsten Vater Leo X. Fürsprache thun, daß er nicht mit so ungnädiger Strenge meine Seele in die Finsternis hinausstoße, die nur das Licht der Wahrheit sucht und ganz bereit ist, alles nachzugeben und zu widerrufen, wenn sie eines Besseren belehrt sein wird. Nur daß man mich nicht nötige, etwas gegen mein Gewissen zu thun, denn ich glaube ohne jeglichen Zweifel, daß dieses die Lehre der Heiligen Schrift sei."

So Luther. Doch der Kardinal, ein gelehrter Dominikaner, befahl kurzweg den Widerruf und donnerte mit scholastischen Argumenten den Augustiner an, bis dieser auch in Eifer geriet und ohne viel Hochachtung tapfer Widerpart hielt. „Es ist genug, widerrufe!" herrschte ihm Cajetan entgegen, und als der Mönch flehentlich bat, das nicht zu verlangen, da erhob er sich zornig: „Geh, widerrufe, oder komme mir nicht wieder vor die Augen!" So ging Luther hinweg, dem Italiener aber war es unheimlich geworden gegenüber dieser unerschütterlichen Überzeugungstreue. „Ich mag nicht weiter mit dieser Bestie reden", sagte er später, „denn er hat tiefe Augen und wunderbare Spekulationen im Kopfe."

„Nicht eine Silbe werde ich widerrufen", so schrieb noch am selben Abend Luther an Spalatin. Dann legte er vor Notar und Zeugen die „Appellation von dem schlecht unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden" nieder und ritt, gewarnt von wohlmeinenden Freunden vor einem Gewaltschritt des erzürnten Gegners, am 20. abends von Augsburg auf der Straße nach Nürnberg hinweg, am ersten Tage acht Meilen in einem Zuge, so daß er zum Tode erschöpft am Abend auf das Stroh fiel. In Nürnberg erreichte ihn ein päpstliches Breve vom 23. August, das Cajetan bevollmächtigte, ihn, der schon für einen Ketzer erklärt worden war, mit Hilfe der weltlichen Macht in seine Gewalt zu bringen, und alle Orte, wohin er sich etwa wenden möge, mit dem Interdikt zu belegen. So sehr hastete der römische Hof mit



98. Friedrich III. der Weise, Kurfürst von Sachsen.
Nach Albrecht Dürers Gemälde im Königl. Museum zu Berlin.

der Vernichtung des gefährlichen Mannes! Dieser aber kam am 31. Oktober glücklich nach Wittenberg, und belehrt über die Gesinnungen des Papstes, appellierte er von ihm an den Spruch des Konzils.

Luther und Miltitz.

Indes war die Lage nicht derart, daß Rom jenes Breve hätte zur Ausführung bringen können. Vor allem galt es Rücksicht zu nehmen auf Kurfürst Friedrich, der den Mönch offenkundig beschützte. Denn seine Stimme war für die Wahl eines römischen Königs von größtem Gewicht. Deshalb erhielt der Sachse Karl von Miltitz, päpstlicher Kammerherr, den Auftrag, dem Kurfürsten als Zeichen der Anerkennung seiner Tugenden die goldene Rose zu überbringen und die Lutherische Angelegenheit möglichst geräuschlos aus der Welt zu schaffen. Am 3. Januar 1519 traf Miltitz in Altenburg mit Luther zusammen und bewog ihn zu einem förmlichen Vertrage. Seine Sache sollte, wie er immer verlangt hatte, einem deutschen Bischof zur Entscheidung vorgelegt werden, bis dahin sollten beide Parteien den Streit ruhen lassen. Von der Forderung des Widerrufs oder gar von dem Breve vom 23. August war weiter nicht die Rede.

Friedrich von Sachsen Reichsvikar.

Während so in dem heißen theologischen Kampfe eine Ruhepause eintrat, nahmen die Angelegenheiten des Reiches eine entscheidende Wendung. Am 12. Januar 1519 starb in dem Schlosse zu Wels an der Traun auf der Rückreise in seine österreichischen Erblande Kaiser Maximilian I. Eine Zwischenregierung trat ein; in Norddeutschland (d. h. in den Ländern des sächsischen Rechts) übernahm während dieser Zeit Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen das Reichsvikariat; er deckte eben dadurch, daß er in der kirchlichen Frage nichts that, die Sache Luthers.

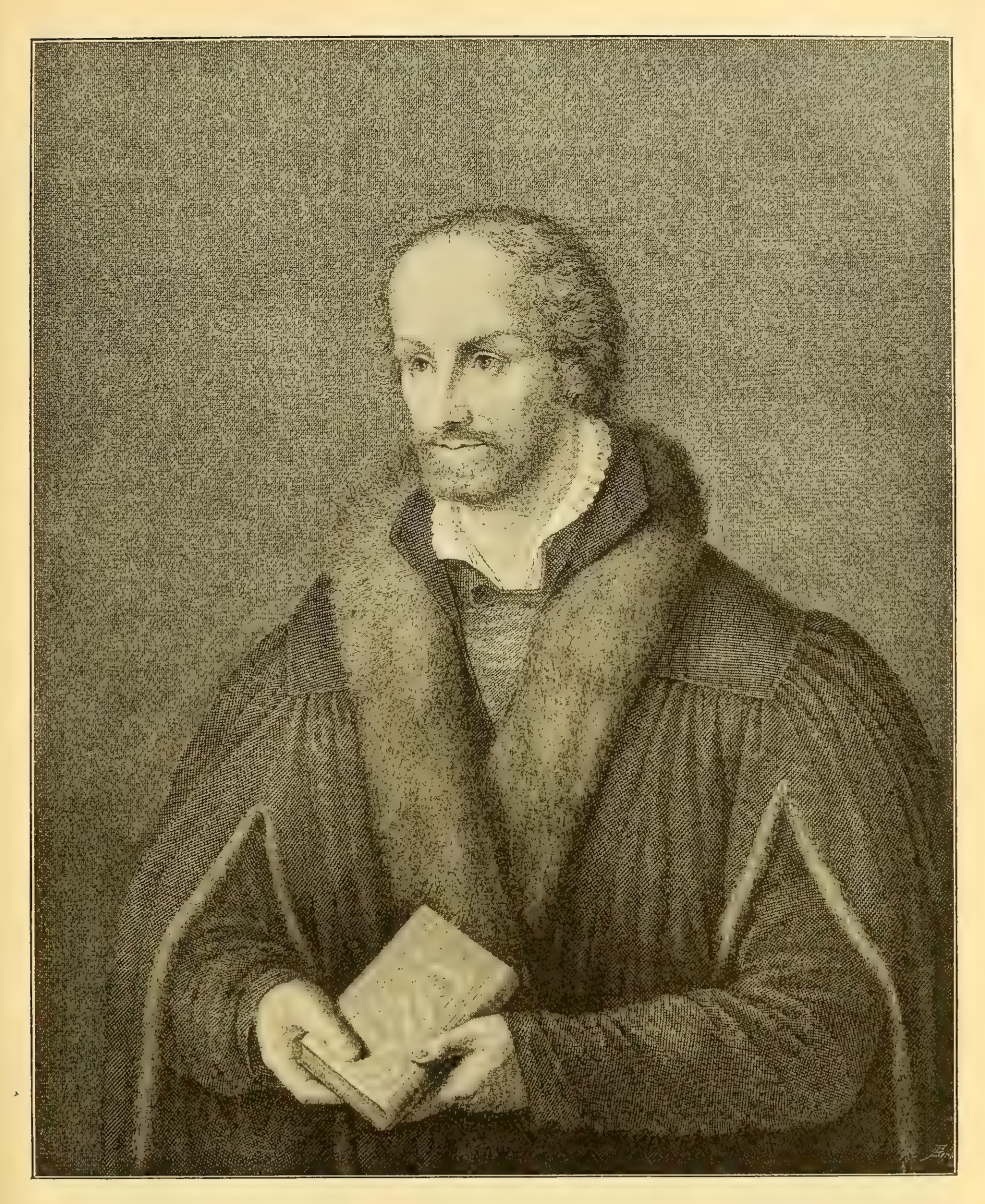
Friedrich III. hat sich seine historische Stellung vor allem durch sein Verhältnis zur lutherischen Bewegung erworben. Er war damals noch in guten Jahren (geb. 17. Januar 1463 in Torgau), ein Mann von herzlicher Frömmigkeit nach alter Art, die er durch eine Wallfahrt nach Jerusalem 1493 und die Begründung des Allerheiligenstifts in Wittenberg bewährte, mit seinem Bruder Johann in ungetrübter Eintracht, so daß sie beide nach dem Tode ihres Vaters Ernst (1486) ihre Lande, außer dem eigentlichen Kursachsen, gemeinschaftlich regierten, und ein wahrer Vater seines Volkes. Als Zögling der Stiftsschule in Grimma hatte er eine gute wissenschaftliche Bildung erhalten und offenbarte dieses Interesse vor allem durch die Stiftung der Universität Wittenberg. Als Staatsmann zeigte er klares Urteil und besonnenes Maßhalten, was ihm in dieser gärungsvollen Zeit hohes Ansehen verschaffte, entbehrte aber, wie er selbst sehr wohl wußte, jenes hochstrebenden Ehrgeizes und jener bezwingenden Thatkraft, die den Herrscher macht, und war deshalb auch an dem Scheitern der Reichsreform unter Maximilian nicht ohne Schuld. In der kirchlichen Frage verfuhr er mehr vorsichtig als energisch und schützte Luther zunächst nicht deshalb, weil er dem Ablaß aus theologischen Gründen feindlich gewesen wäre, als weil ihm die damit verbundene Ausbeutung des Volkes zuwider war, und er Luthers Bedeutung für die Blüte seiner Universität klar erkannte, zeigte sich auch später dem Reformator gegenüber persönlich sehr zurückhaltend (er hat ihn überhaupt nur zweimal gesehen, in Lochau und Worms), verwarf aber auch jede Gewalt in Glaubenssachen und sicherte gerade damit der Sache Luthers das, was sie am meisten bedurfte, die Freiheit der Entwickelung.

Philipp Melanchthon.

Dieser selbst aber erlangte eben damals die Muße, seine Studien zu vertiefen, seine Überzeugung fester zu begründen. Und eben jetzt gewann er sich einen Gehilfen, in dessen Person sich die humanistische Wissenschaft in den Dienst der kirchlichen Umgestaltung stellte. Das war Philipp Melanchthon (Schwarzert).

Ein Süddeutscher, am 16. Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz geboren, ein Verwandter Reuchlins, der sein Lehrer wurde, erweckte er durch seine seltene Frühreife das Erstaunen der Zeitgenossen. Mit dreizehn Jahren hatte er die Universität Heidelberg bezogen, mit fünfzehn war er 1512 nach Tübingen übergesiedelt und zwei Jahre später magister liberalium artium geworden. Seitdem hatte er die akademische Laufbahn eingeschlagen und bald als Lateiner, noch mehr als Kenner des Griechischen und Hebräischen hohe und verdiente Anerkennung gefunden.

Wie Reuchlin den Grund zum wissenschaftlichen Studium des Hebräischen gelegt hatte, so leistete Melanchthon dasselbe für das Griechische durch seine Grammatik. Als Professor des Griechischen kam er auf Reuchlins warme Empfehlung im August 1518



99. Philipp Melanchthon.

Nach Lukas Cranachs Gemälde im Sitzungssaale des Königl. Sächs. Oberkonsistoriums zu Dresden.

nach Wittenberg. Eine kleine, schmale Gestalt, blaß, blond, schüchtern und scheu, von schwacher Stimme, so nahm er auf den ersten Blick wenig für sich ein. Aber Luther fand bald die seltene Kraft des Zweiundzwanzigjährigen heraus, und rasch schloß sich zwischen beiden ein Herzensbündnis, in dem die stürmische, leidenschaftliche, kampfesmutige Seele Luthers ihr Gegengewicht fand in der stillen, bescheidenen, maßvollen und mäßigenden

Natur des Genossen. Und wie kam zugleich das sprachliche Wissen Melanchthons dem Bibelstudium des Freundes zu Hilfe! Jetzt erst begann Luther das Neue Testament im Urtext zu verstehen, und wie ein Lichtstrahl ging es in ihm auf, als er fand, daß an der Stelle von poenitentia in der Vulgata, einem Worte, das man allgemein im Sinne äußerlicher Bußübung (Pönitenz) auffaßte, das griechische μετάνοια (metánoia) stehe, das „Sinnesänderung“ bedeutet, also Luthers Anschauung von der Verwerflichkeit bloß äußerer Bußübung bestätigte.



100. Dr. Johannes Eck. Nach einem Kupferstich.

Disputation zu Leipzig.

Doch jeder Fortschritt in der Erkenntnis mußte Luther in neuen Streit verwickeln. Schon in Augsburg hatte er im Interesse seines Kollegen Dr. (Andreas Bodenstein aus) Karlstadt den Ingolstädter Dr. Johann Eck, einen der hervorragendsten Vertreter der Scholastik, ersucht, sich zu einer Disputation mit diesem in Leipzig einzufinden, ohne jedoch selbst daran teilnehmen zu wollen. Als nun aber ihm die Thesen Ecks zukamen, fand er seine eignen Lehren darin angegriffen und also den Altenburger Vertrag von der andern Seite her verletzt. Streitfertig wie er war, richtete er schon im Februar seine Gegenthesen an Eck, welche die biblische Begründung des päpstlichen Primats verwarfen und das allgemeine Priestertum aller Christen predigten, und begehrte an der Disputation persönlich Anteil zu nehmen.



Kunstbeilage.

Disputation zwischen Dr. Martin Luther und Dr. Johann Eck.

Gemälde von Rud. Jul. Hübner in der Königl. Galerie zu Dresden. (Nach einer Photographie von Hanns Hanfstängl in Dresden.)

Obwohl nun der Bischof von Merseburg als Kanzler der Universität sie bei Strafe des Bannes verbot, so befahl doch der Landesherr, Herzog Georg von Sachsen, die Abhaltung der Disputation, indem er dem Bischof drohend erklärte, wenn die Theologen fortführen, die Unterredung zu hindern, so werde er sie als Betrüger betrachten, die nur ihre Unwissenheit zu verbergen suchten; er gab selbst den prächtigen Saal der Pleißenburg her und kam persönlich nach Leipzig.

Nach einer Eröffnungsrede des Petrus Mosellanus, eines erasmischen Humanisten, begann das Redeturnier am 27. Juni 1519 zunächst zwischen Eck und Karlstadt unter Teilnahme zahlreicher Zuhörer, unter denen sich Herzog Georg und der jugendliche Herzog Barnim von Pommern, damals Ehrenrektor der Universität, befanden. Äußerlich war Eck dem Gegner weit überlegen, überaus gewandt in theologischer Polemik, siegesgewiß und von einem riesigen Gedächtnis unterstützt, während Karlstadt etwas unbeholfen und weniger zuversichtlich stets die Beweisstellen anzog und oft erst am nächsten Tage eine Behauptung Ecks zurückwies. Zu einer Entscheidung führte der Streit nicht; um so gespannter war alles auf das Auftreten Luthers. Wie verschieden zeigten sich doch da auch äußerlich die Gegner! Eck groß, robust, von einem gewissen schauspielerischen Wesen, Luther blaß und hager, nur die tiefen, dunklen Augen verrieten die feurige Seele. So standen sie auf zwei mit Teppichen behangenen Kathedern einander gegenüber.

Zwei Tage lang stritten sie um die Lehre von der Rechtfertigung und den guten Werken, ohne sich irgendwie näher zu kommen; brennender wurde der Streit erst, als Eck ihn auf das Gebiet der päpstlichen Autorität hinüberspielte und den Satz aufstellte, sie gehe zurück auf die Einsetzung durch Christus und die Apostel. Luther leugnete das rundweg und warf dem Gegner endlich die unbequeme Wahrheit entgegen, die griechisch-katholische Kirche habe doch die päpstliche Gewalt niemals anerkannt und trotzdem viele treffliche Heilige und Kirchenväter hervorgebracht. Ja, meinte Eck, diese Anschauung hätten bereits Wiclef und Huß gehabt, und sie sei von den Konzilien doch als ketzerisch verdammt worden. Der Kampf näherte sich der Krisis, die Spannung ward allgemein. Luther schwankte nicht: das beweise nichts, denn manche der Meinungen, welche von den Konzilien verdammt worden, seien grundevangelisch. Trotzdem seien sie ketzerisch, beharrte Eck, denn ein rechtmäßig versammeltes Konzil könne nicht irren. Darauf stellte Luther die entscheidende Frage: „Womit wollt Ihr beweisen, daß ein Konzil nicht irren könne?"

Ringsum flog die Aufregung durch die Versammlung, Herzog Georg fuhr heftig empor, und Eck entgegnete: „Wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Konzil irren könne, so seid Ihr mir wie ein Heide und Zöllner." Man hat die Disputation noch ein paar Tage fortgesetzt, doch die Entscheidung war gefallen: Luther erkannte nicht nur die Autorität des Papstes nicht mehr an, er hatte auch die Unfehlbarkeit der Konzilien geleugnet; er stand nicht mehr auf dem Boden der römischen Kirche.

Kampf um die Kaiserwahl.

Fast in demselben Augenblicke war zu Frankfurt a. M. eine wichtige Entscheidung gefallen, welche die deutschen Dinge in die verhängnisvollste Bahn hineingetrieben hat: die Kurfürsten hatten am 28. Juni 1519 einstimmig Karl I. von Spanien zum deutschen König erwählt.

Nach dem Tode Maximilians war der Wahlkampf aufs heftigste entbrannt. An die früheren Abmachungen, die sich nur auf die Wahl zum römischen Könige bezogen hatten, betrachteten sich die Kurfürsten nicht mehr gebunden; deshalb gelang es Franz I., Joachim I. von Brandenburg, dessen Bruder Albrecht von Mainz samt Pfalz und Trier für seine Kandidatur zu gewinnen, während sich Köln und Friedrich von Sachsen keinerlei Zusage ablocken ließen. Es war nicht bloß der Ehrgeiz, der den König

dabei lenkte, vielmehr die schwere Bedrängnis, in die Frankreich geraten mußte, wenn Karl I. mit seiner ohnehin schon überragenden Macht auch noch die Stellung des Kaisers vereinigte; eben deshalb mußte Franz die Wahl des Spaniers zu verhindern suchen, und konnte er selbst nicht an seine Stelle treten, doch wenigstens einem andern zur Krone verhelfen. Das war für den Notfall in seinem Sinne Joachim I., der sich selbst, der einzige unter den Kurfürsten, nicht für zu gering hielt, die Hand nach der Kaiserkrone auszustrecken. Er hatte sich zunächst für Franz I. verpflichtet, sogar anheischig gemacht, ein Heer für ihn aufzubringen, wie im Süden Herzog Ulrich von Württemberg mit Frankreich in Verbindung stand. Dem gegenüber



101. Joachim I., Nestor, Kurfürst von Brandenburg.
Nach Lukas Cranachs Gemälde.

hatte auch Karl I. von Spanien alle Mittel aufgeboten. Seit Februar 1519 arbeiteten seine Gesandten an allen Kurhöfen, doch nur in Mainz mit Erfolg. Denn auch die römische Kurie wirkte gegen seine Wahl und wünschte im geheimen weder ihm noch dem Franzosen den Sieg. „Die Kurfürsten wären Narren“, meinten die nüchternen Römer, „wenn sie nicht einen aus ihrer Mitte wählten“; sie dachten an Friedrich von Sachsen oder Joachim von Brandenburg.

Doch nicht mit solchen Mitteln sollte schließlich die Frage entschieden werden. Ein großer Kriegserfolg verschaffte dem Habsburger plötzlich ein beherrschendes Ansehen, und die Volksmeinung im Südwesten wogte stürmisch gegen die Franzosen auf.

Herzog Ulrich von Württemberg, im Jahre 1498 jung zur Regierung gekommen, gewaltthätig und leidenschaftlich, hatte sich schon 1514 in eine gefährliche Bewegung seiner Städte und Bauern verflochten gesehen (s. S. 153), war dann gereizt aus dem Schwäbischen Bunde ausgetreten und hatte obendrein den Zorn der gesamten fränkischen Reichsritterschaft erregt durch die Ermordung seines Stallmeisters Hans von Hutten, an dessen junge schöne Gemahlin ihn eine leidenschaftliche Neigung fesselte, während ihn der herrische Sinn seiner eignen Frau, Sibylla von Bayern, immer mehr abstieß. Die scharfe Feder Ulrichs von Hutten, dessen Vetter der Gemordete war, und das Schwert des fränkischen Adels sollten die Rache übernehmen, doch gelang es damals noch, den Ausbruch offenen Kampfes zu verhindern. Als aber nun Herzog Ulrich am 29. Januar 1519 die schwäbische Bundesstadt Reutlingen, weil die Bürger seinen Burgvogt auf Achalm erstochen hatten, in raschem Angriff nahm, da beschloß der Schwäbische Bund unter dem Einflusse Habsburgs, dessen vorderösterreichischen Lande zum Bunde gehörten, den Angriff auf den Friedensbrecher. In ihm traf man zugleich den Führer der französischen Partei im Süden und einen Fürsten, gegen den die Reichsritterschaft sofort in Waffen zu bringen war. Das führte auch Franz von Sickingen und in seinem Gefolge Ulrich von Hutten mit ins Feld. Im März 1519 marschierte das Bundesheer von Ulm aus in Württemberg ein, die schweizerische Tagsatzung rief, von Karls Diplomatie gewonnen, ihre Landsleute, die besten Truppen Ulrichs, zurück; in wenigen Wochen war das ganze Land in den Händen des Bundes, und der Herzog flüchtete nach der Pfalz.

Vertreibung Ulrichs von Württemberg.

Der leichte Erfolg löste die französische Partei im Süden beinahe auf und stärkte gewaltig die des Habsburgers. Dazu bäumte sich allerorten längs des ganzen Rheins die Empfindung des Volkes gegen die Wahl des Franzosen auf. Der rheinische Adel wie die rheinischen Städte zeigten sich entschlossen, sie niemals zu dulden, und sie waren wohl im stande, sich Gehör zu verschaffen; denn eben rückten im Solde Karls I. Sickingen und Georg von Frundsberg mit stattlichem Heere gegen Frankfurt heran, um die Wahlstadt gegen eine etwaige französische Bedrohung zu schützen. — So war die Stimmung, als die Kurfürsten zusammentraten. Franz I. hatte jede Aussicht verloren, seine Wahl hätte jeden, der dafür stimmte, persönlicher Gefährdung ausgesetzt. Es blieb nur Karl I.

Wahl Karls V.

Doch blieb wirklich nur die Wahl zwischen dem Franzosen und dem Burgunder? Joachim I. dachte an sich selbst, er fand keine Unterstützung. Wie aber, wenn Friedrich von Sachsen die Kaiserkrone nahm? Sie lag lockend vor seinen Augen; er durfte nur die Hand danach ausstrecken, so fiel sie ihm zu. Als er, den Main herabkommend, in Frankfurt landete, empfingen ihn sämtliche Kurfürsten; noch am Abend vor dem Wahltage beschwor ihn Richard von Trier, die Krone zu nehmen und erbot sich, einen Teil der Regierungslast auf seine jüngeren Schultern abzuladen; der bedächtige Sachse lehnte jedoch ab. Er hatte nicht den begehrenden Ehrgeiz, der den Brandenburger beseelte; er fürchtete, mit den schwachen Kräften seines Stammlandes die schwere Last der Krone nicht tragen zu können, und so wies er den goldenen Reif zurück, der nur einmal einem Sterblichen geboten zu werden pflegt. Ja er selbst faßte alle Gründe für Karls I. Wahl abschließend zusammen: die Verwandtschaft mit Maximilian I. und die gewaltige Hausmacht, die einen großen Teil der Reichslasten werde zu tragen vermögen, während man bei der drohenden Gärung im Bauernstande nicht daran denken könne, neue Steuern für das Reich aufzulegen. Sein Ansehen entschied die einstimmige Wahl Karls I. am 28. Juni 1519. Die öffentliche Meinung war es gewesen, die dies Ergebnis herbeigeführt hatte, und mit frohen Hoffnungen begrüßten Ritter und Städte, begrüßten die nationalgesinnten Humanisten und selbst Luther die Wahl des Habsburgers; die

Lösung aller Schwierigkeiten erwarteten sie von ihm. Nie hat sich ein großes Volk schwerer über das getäuscht, was seiner Zukunft frommte.

Verbindung Luthers mit den Reichsrittern u. den Humanisten.

Doch zunächst sah man das nicht. Ja, in eben diesen Monaten vollzog sich die Verbindung der humanistisch-reichsritterlichen mit der kirchlichen Bewegungspartei. Der Träger dieser Verbindung wurde Ulrich von Hutten.

Niemals war Hutten nur Humanist und Patriot, er fühlte sich ebenso gut als Edelmann, und seine politischen Ideale waren die des Reichsritters. Hatte er gegen Rom die Fehde begonnen, so war das durchaus von weltlichen, nationalen, gar nicht von religiösen Gesichtspunkten aus geschehen. Eben deshalb brachte er Luther im Anfange weder Verständnis noch Teilnahme entgegen; er war gleichzeitig mit ihm in Augsburg, ohne irgend welche Notiz von ihm zu nehmen, er setzte deshalb auch die Bekämpfung Roms in seinen kurz darauf erschienenen Dialogen: „Das Fieber“ und „Die Anschauenden“, die beide in Augsburg spielen, selbständig fort, ohne Beziehung auf Luther, wesentlich aus Opposition gegen die sittliche Entartung und den Übermut des römischen Hofes gegenüber Deutschland; er betrachtete den Handel Luthers sogar mit einer gewissen Schadenfreude. „Fresset euch untereinander, damit ihr voneinander gefressen werdet“, sagte er damals einem Ordensbruder. Luther wiederum war von seiner religiösen Überzeugung aus zur Bekämpfung der alten Kirche gelangt; auf die schreienden Mißbräuche der römischen Kirchenverwaltung wurde er erst durch die Verhandlungen von Augsburg aufmerksam. So liefen die humanistisch-nationale und die religiöse Opposition nebeneinander her, ohne sich zu berühren oder gar zu verbinden.

Die Kunde von der Leipziger Disputation änderte dies mit einem Schlage. Jetzt erkannte Hutten, daß Luthers Beginnen die Herrschaft des Papsttums an der Wurzel fasse, daß sich ihre Ziele berührten. Auf der Stelle warf er sich für Luther in den Kampf. Nach allen Seiten warb er durch Briefe für ihn um Beistand; er entwickelte vor allem persönlich eine unermeßliche litterarische Thätigkeit, schleuderte Flugschrift auf Flugschrift in die deutsche Welt hinaus.

Anfangs 1520 erschien eine ganze Sammlung von Dialogen, keiner schneidiger, rücksichtsloser als der Vadiscus oder die Trias Romana. „An drei Dingen, heißt es da, hat Rom Überfluß, an Altertümern, Gift und Verwüstung. Drei Waren halten die römischen Händler feil: Christus, Pfründen und Weiber. Drei Dinge stehen zu Rom im höchsten Preis: schöne Frauen, prächtige Pferde und Bullen.“ Der Schluß aber charakterisiert Rom folgendermaßen: „Sehet da die große Scheune des Erdkreises, in die zusammengeschleppt wird, was in allen Ländern geraubt worden ist, in welcher der unersättliche Kornwurm sitzt, der ungeheure Haufen Korn verschlingt, umgeben von seinen zahlreichen Mitfressern, die uns zuerst das Blut ausgesogen, dann das Fleisch abgenagt haben, jetzt an das Mark gekommen sind, uns die innersten Gebeine zerbrechen und alles, was noch übrig ist, zermalmen. Das sind die Plünderer unsres Volkes, die früher mit Gier, jetzt mit Frechheit und Wut die erste Nation der Welt berauben, vom Blut und Schweiß des deutschen Volkes schwelgen, aus den Eingeweiden der Armen ihren Wanst füllen, ihre Üppigkeit nähren.“

Der Eindruck solcher leidenschaftlichen Angriffe war unermeßlich. „Nichts ist jetzt den meisten Deutschen so verhaßt, als der Name Rom“, schrieb damals Cochläus in Nürnberg.

Die Universitäten über die Leipziger Disputation.

Inzwischen war Luthers Angelegenheit weiter vorgerückt. Die Universitäten Löwen und Köln hatten auf Grund der ihnen zur Entscheidung eingeschickten Akten der Leipziger Disputation Luthers Sätze für ketzerisch erklärt. Erfurt freilich verweigerte jedes Urteil, denn dort war die Lutherische Partei völlig zur Herrschaft gelangt, die Humanisten vor allem standen seit der Leipziger Disputation begeistert für den Wittenberger ein; einige von ihnen, wie Euricius Cordus, Justus Jonas, sogar Eobanus begannen theologische Vorlesungen in antirömischem Sinne. Aber eben, weil die Universität für Luther war, konnte sie ein Urteil über seine Leipziger Sätze nicht abgeben, denn vom Standpunkte der römischen Kirche waren sie ohne Zweifel ketzerisch.

Zu gleichem Resultate wirkte mit, was jetzt von Hutten und seinen Genossen ausging. Ostern 1520 traf er mit Crotus Rubianus, der eben aus Italien kam, in Bamberg zusammen; hier verständigten sich beide. Kurz darauf schrieb Crotus ermunternd an Luther; am 4. Juni wandte sich Hutten selbst von Mainz aus zum erstenmal direkt an ihn. Er betonte die Einheit ihrer Ziele und forderte herzliches Vertrauen. „Befreien wir das unterdrückte Vaterland! Gott haben wir auf unsrer Seite. Ist Gott für uns, wer will wider uns sein?" Zuletzt bot er ihm Sickingens Schutz an. Denn diesen mächtigsten und einsichtigsten der Reichsritter hatte Hutten für Luthers Sache gewonnen. — Damit trat die Ritterschaft, der eine der beiden auf eine Umgestaltung hinstrebenden Stände, mit dem kirchlichen Reformator und der humanistisch-nationalen Opposition in Verbindung und deckte sie mit ihrem Schilde.

Auf Luther blieb dies keineswegs ohne Eindruck. Von der Menschenfurcht fühle er sich durch Sickingen befreit, schrieb er an Spalatin; er wandte das Huttensche Wort auf sein Beginnen an: „Der Würfel ist geworfen" (Jacta est alea), er trat mit Hutten in brieflichen Verkehr.

Die Bannbulle.

In der That schien er des weltlichen Schutzes eben jetzt dringend zu bedürfen. Zögernd, erst auf das Drängen Ecks, der taktlos genug war, wider seinen Gegner in der Disputation die kirchlichen Strafmittel in Bewegung zu setzen, hatte man sich in Rom auf Grundlage der Urteile von Köln und Löwen, obwohl erst nach langen, eingehenden Beratungen, entschlossen, die Bannbulle gegen Martin Luther zu schleudern (15. Juni 1520). Sie verdammte 41 seiner Sätze, forderte den Widerruf derselben binnen 60 Tagen von der Veröffentlichung der Bulle in den Sprengeln Meißen, Merseburg und Brandenburg an gerechnet und befahl im Weigerungsfalle allen weltlichen Obrigkeiten, den Gebannten zu fassen und dem Papste zu überliefern. Rom erklärte damit in vollster Form der ganzen deutschen Bewegung den Krieg. — In der That konnte Rom nicht anders. Denn ohne Zweifel war Luther ein Ketzer und hatte ohne Zweifel den Widerruf, die Unterwerfung unter die kirchliche Autorität, verweigert. Aber eben, daß Rom so handeln mußte, wie es that, bewies die Unversöhnlichkeit der alten Kirche, wie sie damals war, mit dem Geiste der Freiheit, der neuen Zeit, die sich in Martin Luther regte.

Luthers nationalkirchliches Reformprogramm.

Und jetzt erst, als ihm die Kunde von der Ausfertigung der Bannbulle zukam und er durch die Verbindung mit den Humanisten und Reichsrittern inne wurde, er werde von einer gewaltigen Strömung getragen, jetzt wurde er zum nationalen Reformator und schritt zu wuchtigem Angriff auf das ganze System der römischen Herrschaft vor. Anfang August 1520 erließ er sein gewaltiges „Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Besserung"; er richtete es an den Kaiser, die Fürsten und die Ritterschaft.

Drei „Mauern" wirft er zunächst nieder, welche die „Romanisten" aufgeführt hatten, die drei Grundsätze: daß die weltliche Gewalt kein Recht habe über die Geistlichkeit, vielmehr der geistlichen Gewalt durchaus untergeordnet sei; daß niemand die Heilige Schrift auszulegen gebühre, als allein dem Papste; daß endlich nur der Papst ein Konzil berufen könne. Sodann legt er die reformatorischen Forderungen, scharf gefaßt und ganz offenbar mit Benutzung der humanistischen Oppositionsschriften aufgestellt, dem christlichen Adel vor: Beschränkung der Üppigkeit des päpstlichen Hofes, Sicherung des deutschen Volkes gegen die römische Habgier, freie Besetzung der Kirchenämter mit Deutschen, Entscheidung der Prozesse vor deutschem Gericht, Abschaffung des knechtischen Eides der Bischöfe, Beseitigung der weltlichen Gewalt des Papstes, Beschränkung der Bettelorden und Zurückführung der Klöster auf ihre ursprüngliche Bestimmung, christliche Schulen zu sein, Aufhebung des erzwungenen Cölibats, endlich Reform

der Universitäten und Schulen im Sinne der Humanisten und im Interesse des Bibelstudiums.

Es war noch keineswegs die unbedingte Loslösung von Rom, die Luther damals predigte, sondern die Neugestaltung der deutschen Kirche auf der Grundlage einer weitgehenden Selbständigkeit als einer Nationalkirche nach dem Vorbild etwa der spanischen und französischen. Dieser Reform konnten auch die deutschen Bischöfe beistimmen, und wenn eine kräftige Reichsgewalt sie in großem Sinne in Angriff nahm, dann konnte sie gelingen.

Aber freilich, nicht nur die Mißbräuche Roms und seine Herrschaft über Deutschland griff Luther an, vielmehr erschütterte seine (biblische) Lehre von dem allgemeinen Priestertum aller Christen die ganze Stellung des Klerus als des Mittlers zwischen Gott und dem Menschen in ihren Grundfesten, und seine Anschauung von dem Rechte eines jeden Christen, am Maßstabe der Bibel jeden Ausspruch des Papstes und der Konzilien zu messen, verwarf grundsätzlich jeden Anspruch derselben auf unfehlbare Autorität. Und in demselben Augenblicke, als er die Umgestaltung der deutschen Kirchenverfassung forderte, griff er in seiner Schrift „Über die babylonische Gefangenschaft der Kirche" („De captivitate ecclesiae babylonica") auch die Lehre von den (sieben) Sakramenten an, die mit der Mittlerstellung des Klerus aufs engste verflochten war, verlangte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auch für die Laien, Beseitigung des Meßopfers und Beschränkung der Sakramente auf Taufe, Buße und Abendmahl.

Die Grundfesten der römischen Kirche erzitterten unter diesen Schlägen. Wurzelte sie wirklich noch im Bewußtsein des deutschen Volkes, so mußte das Beginnen des Wittenbergers ein verwegenes Abenteuer bleiben. Das Gegenteil sollte sich offenbaren.

Aufnahme der Bulle.

Karl V. gab zwar den Befehl, die Schriften Luthers nach Anweisung der Bannbulle zu verbrennen, was denn auch in seinen burgundischen Erblanden — z. B. in Löwen — wie in Köln und Mainz geschah; aber anderwärts wiesen selbst mehrere Bischöfe, wie die von Bamberg und Passau, die Bulle zurück, und Herzog Wilhelm von Bayern suchte bei Eck geradezu um Zurücknahme des Bannes nach. In Erfurt vollends, wo Eck persönlich erschien, stürmten die Studenten die Druckerei und zerrissen die fertigen Exemplare der Bulle, deren Anschlag die Universität rundweg verweigert hatte; in Leipzig geriet Eck sogar in Lebensgefahr. In Kursachsen war an ihre Veröffentlichung gleich gar nicht zu denken. Kein Zweifel, die öffentliche Meinung stand in weiten Kreisen auf Seiten Luthers.

Die Reformpartei und Karl V.

Und wie wirkten auf der andern Seite die nationalen Humanisten auf diese Stimmung! Wie Luther, lebten auch sie noch des ehrlichen Glaubens, König Karl V. werde sich der großen Volkssache annehmen. Vor allen ging Hutten mit vollster Leidenschaft vor. Freilich, seine Hoffnungen auf die Habsburger hatte er gar bald herabgestimmt, da seine Reise an den Hof zu Brüssel (Juni und Juli 1520) ergebnislos geblieben war; um so unermüdlicher warf er jetzt Schrift auf Schrift ins Volk, persönlich überdies gereizt durch das Begehren Leos X. an den Erzbischof von Mainz, ihn, der in dessen Diensten stand, zur Rechenschaft zu ziehen (12. Juli). Nicht mehr lateinisch, sondern deutsch schrieb jetzt der Reichsritter für sein Volk:

„Latein ich zuvor geschrieben hab';
Das war eim jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Deutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach."

Noch vor Ende 1520 erschien seine „Klag und Vermahnung gegen die unchristliche Gewalt des Papstes und der ungeistlichen Geistlichen", eine Zusammenfassung aller Anschuldigungen gegen Rom mit der Ermahnung, sich um Hutten und Luther zu schären und Deutschland von der Pfaffenherrschaft zu befreien, wenn nötig, mit Gewalt. Noch

hatte er auch die Hoffnung auf Karl V. nicht ganz aufgegeben; er fordert ihn auf, das römische Unwesen auszurotten:

„Des sollt ein Haubtmann du allein,
Anheber, auch Vollender sein.“

Dann faßte er seine früheren lateinischen Dialoge in deutscher Bearbeitung als „Gesprächbüchlein“ zusammen; auf dem Titel erschienen Luther und Hutten nebeneinander, und in tief empfundenen Versen bricht das Bewußtsein des Reichsritters von dem schweren Ernste seines Beginnens durch:

„Von Wahrheit will ich nimmer lân,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Daß ich die Sach hät' gfangen an;
Gott wöll sie tröften, es muß gân,
Und sollt' es brechen auch vorm End,
Will's Gott, es mag nit werden gewendt,
Darum will brauchen Händ und Fuß;
Ich hab's gewagt!“

Das war sein Wahlspruch geworden, wie er ihn kurz nachher in dem herrlichen Liede voranstellte, dessen erste Strophe lautet:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag des noch kein Reu.
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Treu.
Damit ich mein:
Nit eim allein,
Wen man es wollt' erkennen,
Dem Land zu gut,
Wiewohl man thut
Ein Pfaffenfeind mich nennen.“

Es war ihm bitterer Ernst mit seiner Sache; war mit der Presse, mit friedlichen Mitteln nichts auszurichten, dann sollten die Reichsritter ihr gutes Schwert aus der Scheide ziehen. Schon war ihr Gewaltigster, Franz von Sickingen, durch Hutten der Sache Luthers gewonnen. Im Winter von 1520 war Hutten Sickingens Gast auf der Ebernburg; er öffnete ihm die Augen über den römischen Druck und las ihm aus Luthers Schriften vor. Noch hofften beide auf den Kaiser, zu dem sich Sickingen begeben wollte. Wiederum vermittelte Hutten die Verbindung mit Luther, noch am 9. Dezember schrieb er an ihn.

Mochte aber der Reformator auch sich des Eifers freuen, der sich für seine Lehre regte, die Gewalt der Waffen, die Hutten stürmisch begehrte, wies er weit von sich. „Ich wünsche nicht“, schrieb er an Spalatin, „daß mit Gewalt und Blut für das Evangelium gestritten werde. Durch das Wort ist die Welt überwunden, ist die Kirche gerettet worden, mit dem Worte wird sie wiederhergestellt werden.“ Auch Hutten gegenüber lehnte Luther jede Gewaltanwendung ab.

Verbrennung der Bannbulle.

Trotzdem, gestützt auf sein ruhiges Gottvertrauen und gehoben durch die begeisterte Zustimmung, die sich rings um ihn regte, wagte Luther noch vor Ende des Jahres 1520 den äußersten Schritt, der ihn unwiderruflich von der römischen Kirche schied: am 10. Dezember vormittags 9 Uhr warf er vor dem Elsterthor in Wittenberg inmitten der Professoren und Studenten die Bannbulle und die päpstlichen Dekretalien ins Feuer des Scheiterhaufens mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (d. i. Christus) betrübt hast, also verzehre dich das ewige Feuer!“

Karls V. Krönung.

In diesem Augenblicke war Karl V. schon auf deutschem Boden. Umgeben von den vier rheinischen Kurfürsten war er unter dem Jubel des Volkes auf prächtigem, silbergepanzertem Schimmel in ernster, ruhiger Haltung zu Aachen eingezogen, hatte am 23. Oktober 1520 die Kaiserkrone empfangen und dabei jenen alten Eid geleistet, der ihn verpflichtete, ein getreuer Vogt der römischen Kirche zu sein wider Heiden und Ketzer. Aber er unterzeichnete auch die Wahlkapitulation, die ihn verpflichtete, sich in deutschen Angelegenheiten nur des Rates von Deutschen und des Deutschen als Amtssprache zu bedienen, auch keine fremden Truppen ins Reich einzuführen.

Stimmung in Deutschland.

Aller Augen richteten sich auf ihn, eine unermeßliche Aufregung durchwogte das Reich. Luther war für Tausende und wieder Tausende der nationale Held, und er hatte unwiderruflich mit Rom gebrochen. Die Reichsritter und Humanisten drängten stürmisch vorwärts. Im Januar 1521 ließ Hutten eine neue Sammlung lateinischer Dialoge ausgehen von mächtig aufregender Wirkung. Im (zweiten) „Warner" will Sickingen dem Kaiser im Interesse Luthers dienen, ist dies aber nicht möglich — und Hoffnung auf eine solche Wendung hegte Hutten selbst kaum noch — etwas auf eigne Hand unternehmen, wobei er offen den Böhmen Ziska in seinen kirchenumgestaltenden Maßregeln als sein Vorbild preist. In den „Räubern" predigt der Verfasser die engste Verbindung zwischen den Reichsrittern und den Städten als den beiden reformfreundlich gesinnten Ständen; als das Ziel erscheint ihm die Befreiung von der Pfaffenherrschaft, deshalb auch die Einziehung der Kirchengüter, wenn nötig, selbst durch einen „Pfaffenkrieg". Kein Zweifel, Hutten trieb zur Revolution auch gegen den Kaiser.

Und solche Stimmungen gingen durch alle Kreise. Die Lutherschen Schriften, überall hin vertrieben, fanden reißenden Absatz. Von dem Aufruf „an den christlichen Adel" hatte der Verleger in kürzester Zeit 4000 Exemplare gedruckt und verkauft; auf der Frankfurter Messe setzte ein einziger Buchhändler 1400 Exemplare Lutherscher Sachen ab. Eifrig, ja leidenschaftlich traten die Erfurter Humanisten für Luther ein. Auch sonst regte sich die Bewegungspartei kräftig in dem, was man heute Journalistik nennen würde. Eberlein von Günzburg stellte in seinen „Fünfzehn Bundesgenossen" Hutten und Luther als „zwei Gottesboten" nebeneinander; eine „germanische Litanei" enthielt Gebete für beide; Volkslieder feierten Hutten als den Verfechter der Gerechtigkeit; das eine fordert ihn auf:

„Du solt beistahn dem Rechten,
Mit andern Rittern und Knechten,
Mit frommen Kriegsleuten gut
Beschirmen der Christen Blut."

Zahlreiche beistimmende Briefe gingen ihm von allen Seiten zu; die Böhmen schickten ihm die Schriften von Huß. Freilich fehlte es auch nicht an Gegenstimmen. Thomas Murner in Straßburg beklagte in einem Trauerliede den Untergang des christlichen Glaubens und betonte in einer Erwiderung auf Luthers Schreiben an den christlichen Adel, Reformen seien vorzunehmen, aber durch die geordnete Obrigkeit, den Kaiser, die Stände, ein Konzil, nicht aber durch Aufruhr. Schon damals wurden dem Wittenberger die revolutionären Bewegungen, die andre planten und die undeutsche Politik des Kaisers zum Ausbruch brachte, mit auf die Rechnung gesetzt.

Aber was sich gegen Luther regte, das waren nur vereinzelte Stimmen. Die meisten Juristen und Humanisten, d. h. die Anhänger der neuen Bildung, so fand der päpstliche Nuntius Aleander, seien gegen Rom aufgebracht, dazu sehr viele Geistliche und der Adel durchweg; alle Welt rufe nach einem Konzil auf deutschem Boden, Unzählige verschmähten schon das Bußsakrament; eine allgemeine Aufregung gegen Rom habe Deutschland ergriffen. Und hinter den Gebildeten, den leitenden Ständen, standen in dumpfer Gärung die Massen des Landvolkes.

Immer unabweislicher drängte die schicksalsschwere Frage heran: Reformation oder Revolution? Sie zu entscheiden vermochte allein der Kaiser. Wenn er sie nicht im nationalen Sinne löste, dann ergossen sich die aufgeregten Fluten verheerend über das deutsche Leben. — War Karl V. der, für den man ihn gehalten hatte, war er die Hoffnung der Nation?

Karl V.

Als ihn die Kurfürsten zum deutschen König wählten, war er, am 24. Februar 1500 zu Gent geboren, wenig über neunzehn Jahre alt. Eine glückliche, von liebenden Eltern behütete Jugend hatte er niemals gehabt. Schon im Dezember 1501 reisten

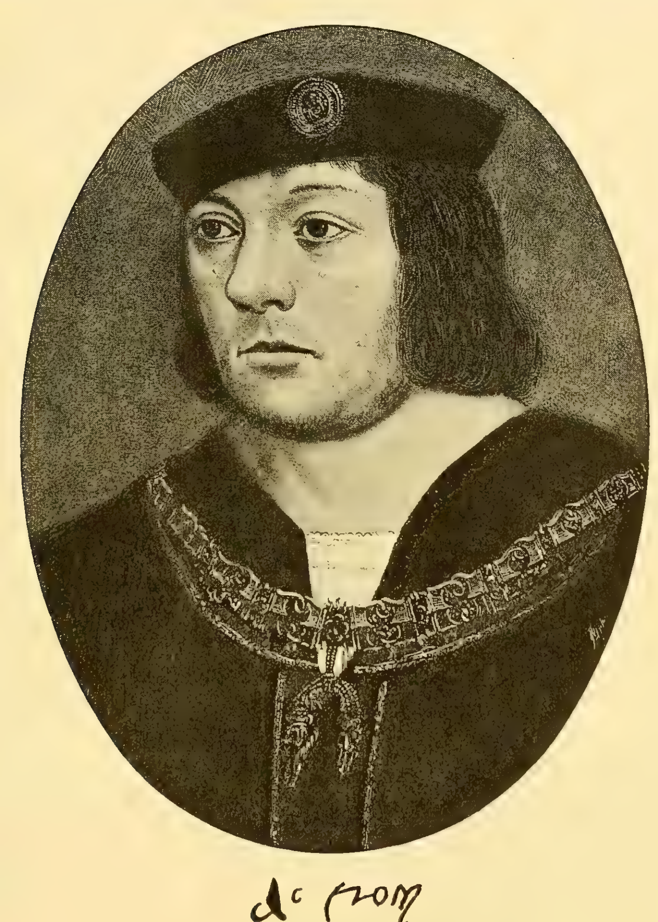


Kunstbeilage.

Martin Luther verbrennt die päpstliche Bulle vor Wittenberg am 10. Dezember 1520.

Gezeichnet von F. Catel, gestochen von C. Buchhorn (Berlin, E. H. Schröder).

die Eltern, Herzog Philipp und Juana, nach Spanien ab und ließen ihn unter der Obhut seiner Tante Margareta zurück; und als nun vollends die Mutter seit 1503 in Schwermut versank, der Vater im September 1506 in Spanien starb, da fiel jener die Sorge um den verwaisten Knaben, der seine Eltern nie gekannt hatte, völlig anheim. Er entwickelte sich langsam. Sein Lehrer war Hadrian von Utrecht (seit 1507), ein ernster, gewissenhafter, etwas pedantischer Professor der Theologie von streng katholischer Richtung, der in Karl V. allerdings kein wissenschaftliches Interesse



102. Wilhelm von Croy, Erzieher Karls V. Nach einem Gemälde im Museum zu Brüssel.

zu erwecken verstand, aber seine religiöse Überzeugung für das ganze Leben bestimmte, sein Hofmeister Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, ein Lebemann von behaglichen Formen, aber durchdringender Geschäftskenntnis.

Wilhelm von Croy, Markgraf von Aarschot, entstammte einem alten brabantischen Geschlecht und war als Sohn Philipps von Croy 1458 geboren. Er genoß eine treffliche Erziehung, kam früh an den erzherzoglichen Hof, wurde schon 1491 Ritter des goldenen Vlieses, 1501 Gouverneur und Generalkapitän des Hennegau, 1506 Generalstatthalter sämtlicher Niederlande. Mit dem Jahre 1509 übernahm er die Erziehung des Erzherzogs Karl. Dieser lernte von ihm für die scharfe Auffassung politischer Verhältnisse sehr viel und blieb ihm stets dankbar. Als der Erzherzog 1515 mündig wurde, trat Croy an die Spitze des ihn umgebenden Rates und übte seitdem bis an seinen Tod (27. Mai 1521) auf Karl einen fast unbegrenzten Einfluß aus.

Beide begleiteten ihn dann auch nach Spanien, wo der König 1517—1520 verweilte, ohne sich bei seinen neuen Unterthanen irgend welche Sympathien zu erwerben. Der junge Fürst hatte in der That wenig Anziehendes; seine Gestalt war unter Mittelgröße, blaß und hager, das dünne schlichte Haar rötlich blond, das Kinn, an dem der Bart sich nur schwach entfaltete, etwas vorstehend, die Haltung schlaff, nur das Auge scharf, ja stechend. Seine Gesundheit war niemals sehr fest, seine Körperkraft gering, weshalb er auch an ritterlichen Übungen trotz einer gewissen Gewandtheit kein besonderes Vergnügen fand. Auch sein Wesen ließ ihn wenig bedeutend erscheinen. Ohne Erfahrung und von dürftigem Wissen zeigte er sich äußerlich gleichgültig und teilnahmlos. Aber die ihn näher kannten, wußten, daß er außerordentlich reizbar sei, furchtbar heftig werden könne und in Zorn und Rache nichts von Versöhnung wisse. Seine politischen Entschlüsse standen zunächst ganz unter dem Einflusse seines Erziehers Croy und seines Kanzlers Mercurio Gattinara, eines in den wichtigsten Geschäften ergrauten überaus vorsichtigen und überlegenden Staatsmannes (geb. 1465). Nur in einem war er selbständig: in seiner kirchlichen Richtung. Hier ist seine Seele nie unschlüssig gewesen. Und er war strenger Katholik, freilich nach spanischer, nicht nach römischer Weise. Damit war für Luther und seine Parteigenossen alles gesagt. Und was hätte ihn und seine burgundischen Staatsmänner weiter bestimmen können, sich von nationaldeutschen Gesichtspunkten leiten zu lassen? Ihn und sie beherrschte wie seinen Großvater Maximilian I., von dem er sie überkommen hatte, die stolze, aber unausführbare Idee kaiserlicher Weltherrschaft. Deutschland war ein Bestandteil seiner Weltmacht, vielleicht ein sehr wichtiger, aber doch eben nur ein Teil. Daneben beherrschte er die burgundischen Lande, Spanien und halb Italien; seine Politik konnte niemals eine deutsche sein, selbst wenn er es wollte. Und er wollte es nicht. Er war ein Habsburger, in den Niederlanden einigermaßen heimisch, sehr wenig in Spanien, am allerwenigsten in Deutschland. Am liebsten sprach er Französisch oder Vlämisch, das Lateinische war ihm noch wenig vertraut, Spanisch lernte er erst später, Hochdeutsch verstand er damals gar nicht und geläufig hat er es nie gehandhabt. Das war der Herrscher, an dessen Entscheidung jetzt die politische, soziale und religiöse Zukunft eines großen Volkes hing. Seine Stellung sollte nicht lange zweifelhaft bleiben.

In den Niederlanden waren auf seinen Befehl Luthers Schriften verbrannt worden. Dasselbe geschah fast unter seinen Augen in Köln. Trotzdem sah er rasch ein, daß es bei der herrschenden Stimmung ganz unmöglich sei, Luther etwa sofort an Rom zu geeigneter Bestrafung auszuliefern, und da auch Kurfürst Friedrich auf Erasmus' Rat für seinen Schützling ein unparteiisches Gericht auf deutschem Boden forderte, so befahl ihm der Kaiser am 28. November 1520, den Mönch mit auf den **Reichstag nach Worms** zu bringen. Auf die Kunde von der Verbrennung der Bannbulle widerrief er freilich diesen Befehl, weil ihm jetzt jede Verhandlung mit einem so hartnäckigen Ketzer unmöglich schien, doch sollte er sehr bald inne werden, daß die Stimmung der Nation auch dies scheinbar Unmögliche erzwang.

Verhandlungen in Worms.

Als er in Worms am 28. Januar 1521 den verhängnisvollen Reichstag eröffnete, schien zunächst allerdings die kirchliche Frage hinter den wichtigsten politischen Verhandlungen weit zurückzutreten. Zuerst bewilligten die Stände die Einsetzung eines Reichsregiments zu Nürnberg, das aus einem kaiserlichen „Statthalter“ und 22 Räten, darunter vier vom Kaiser ernannten, bestehen, während der Abwesenheit desselben mit voller Gewalt alle inneren, auch die kirchlichen Angelegenheiten entscheiden, in seiner Anwesenheit aber nur eine beratende Stimme haben sollte. Gleichzeitig sollte das Reichskammergericht — ebenfalls in Nürnberg — wieder gebildet und die schon längst beschlossene Einteilung des Reiches in zehn Kreise zur Sicherung des Landfriedens



103. Kaiser Karl V.

Nach Tizians Gemälde in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

endlich zur Ausführung gebracht werden. Weiter bewilligten die Stände zur Eroberung des französischen Italien, zum Romzuge und Türkenkriege eine Reichshilfe von 4000 Reitern und 20 000 Mann zu Fuß auf sechs Monate, vom September 1522 an gerechnet, aber nur, falls Ruhe im Reiche bleibe. Sie sollten auf Grund der Konstanzer Matrikel von 1507, die von nun an in fester Geltung blieb, veranlagt werden, und zwar wurde die einfache Leistung (Simplum) aller Stände zusammen auf 2500 Pferde und 12 000 Mann zu Fuß festgesetzt, deren damaliger Monatssold einem Geldbetrage von 119 000 Gulden rheinisch entsprach. Diese Leistung, gewöhnlich in Geld ausgedrückt, hieß seitdem „Römermonat", und es wurde üblich, alle Bewilligungen der Reichsstände nach dieser Einheit zu bemessen. Endlich übertrug Karl V. seinem jüngeren Bruder Ferdinand die deutsch-österreichischen Lande samt der Anwartschaft auf Böhmen und Ungarn und wurde so der Gründer einer deutschen Linie seines Hauses.

Luthers Vorladung.

Was aber wollte das alles bedeuten gegenüber der Lutherischen Sache! Hier in Worms war der Kaiser umgeben von den deutschen Fürsten, inmitten der Aufregung der Massen. Daß eine Reform der Kirche unumgänglich sei, darin stimmten alle Parteien überein, auch der Kaiser. Selbst der päpstliche Nuntius, Kardinal Hieronymus Aleander, der für die Ausführung des Bannes wirken sollte, aber mit unruhigem Erstaunen die ungeheure Erregung rings um sich wahrnahm, schrieb nach Rom, man möge „um Gotteswillen" die ärgsten Mißbräuche sofort abschaffen, sonst drohe der Abfall Deutschlands. Der Beichtvater Karls V. aber, der spanische Franziskaner Glapion, versuchte eine Vermittelung zwischen der spanischen Art der Kirchenreform und Luthers Weise, um die gewaltige Kraft des Wittenbergers für jene zu gewinnen. Er billigte Luthers anfängliche Aufstellungen und verwarf nur die zuletzt entwickelten als ketzerisch. Luther jedoch forderte nach wie vor Widerlegung aus der Heiligen Schrift. Trotzdem lehnte der Kaiser zu Aleanders großem Verdruß die sofortige Verhängung der Reichsacht über Luther mit dem Hinweis auf die Stimmung der Stände ab. Als nun ein päpstliches Breve die Forderung des Legaten wiederholte, da vermochte auch eine dreistündige Rede Aleanders (am 13. Februar) die deutschen Fürsten nicht zu überzeugen; nur der Kaiser gab endlich nach und legte dem Reichstage ein Edikt vor, das die Verbrennung der Lutherischen Schriften und Gefangennahme des Reformators befahl. Es war umsonst. Nach siebentägigen, überaus erregten Debatten — Joachim von Brandenburg und Friedrich von Sachsen wurden fast handgemein — gaben die Stände am 2. März ihre Meinung dahin ab: bei der ungeheuren Aufregung sei eine Vernehmung Luthers unumgänglich; wolle er die wider den Glauben der Väter laufenden Artikel widerrufen, so solle er in andern Punkten auch ferner gehört werden. Wolle er nichts widerrufen, dann solle der Kaiser die nötigen Befehle ausgehen lassen. Darauf ließ der Kaiser am 6. März die Vorladung ausfertigen, welche Luther aufforderte, binnen 21 Tagen nach Empfang des Schreibens sich zu stellen, und ihm freies Geleit zur Hin- und Rückreise zusicherte.

Es war ein neuer Versuch, die Richtung, die der Wittenberger eingeschlagen hatte, hinüberzulenken zu der Bahn der Reform, die auch strengkatholische Männer für unaufschiebbar hielten. Denn zur selben Zeit mahnten die Fürsten den Kaiser an seine Pflicht, die Rechte Deutschlands gegenüber Rom zu wahren, und überreichten ihm eine ausführliche Schrift über die Mißbräuche des römischen Hofes in Deutschland, die zum Teil viel schärfer lautete, als Luthers Sätze. Als unvermeidlich wurde ein Konzil bezeichnet. Aleander war in Verzweiflung. Gerüchte von einem beabsichtigten Handstreiche der Ritter gegen alles Geistliche umschwirrten ihn; neun Zehntel aller Deutschen, so hieß es, stünden auf Luthers Seite. Von der nahen Ebernburg drohte Hutten in leidenschaftlichen Aufrufen den päpstlichen Legaten Tod und Verderben; in Worms

Transskription

in heutiger Rechtschreibung und Interpunktion zu

Luthers Geleitsbrief zum Reichstag von Worms.

(Original in der Wallenrodtischen Bibliothek zu Königsberg in Preußen.)

Dem Ehrsamen Unserm lieben Andächtigen
Doctor Martin Luther, Augustiner-Ordens.

Wir Karl der Fünfte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, und in Germanien, zu Hispanien, beider Sicilien, Jerusalem, Hungarn, Dalmatien, Croatien ꝛc. König, Erzherzog zu Österreich und Herzog zu Burgund, Graf zu Habsburg, Flandern und Tirol ꝛc. bekennen, als Wir aus beweglichen Ursachen Martin Luther Augustiner-Ordens her gen Worms erfordert, daß Wir Ihm deshalben Unser und des heiligen Reichs freygestrackh (streng beobachtet) Sicherheit und Geleit wider männiglich gegeben und zugesagt haben, und thun das von kaiserlicher Macht wissentlich in Kraft dieses Briefs, also daß er in Ein und zwanzig Tagen, den nächsten nach Ueberantwortung dieses unseres Briefs, her gen Worms kommen und daselbst Unser und des Reichs Stände Handlung auswarten und darnach von dannen bis wieder an sein sicher Gewahrsam ziehen solle und mag, von Uns und allermanniglichen unbeleidiget und unverhindert. Und gebieten darauf allen Churfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen, Prälaten, Grafen, Freyen Herrn, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Vitztumen, Vögten, Pflegern, Verwesern, Amtleuten, Schultheißen, Burgermeistern, Richtern, Räthen, Burgern, Gemeinden und sonst allen andern Unsern und des Reichs Unterthanen und Getreuen, in was Würden, Staats oder Wesens die sein, ernstlich mit diesem Brief, und wollen daß sie sollen Unser und des Reichs Sicherheit und Geleit an dem gedachten Martin Luther stät und fest halten, ihn auch in seinem Hin- und Wiederziehen geleiten und geleitet zu werden verschaffen, und ihn dawider nicht beleidigen noch bekümmern, noch des jemands anderm zu thun gestatten, in keine Weise, als lieb einem jeden sei Unsre und des Reichs schwere Ungnad und Straff zu vermeiden. Das meinen Wir ernstlich, mit Urkund dieses Briefs. Geben in Unserer und des Reichs Stadt Worms, am sechsten Tag des Monats Martii nach Christi Geburt Funfzehen hundert und ein und zwanzigsten, Unser Reiche des Römischen im Andern, und der andern aller im sechsten Jahr.

Ad Mandatum Domini Imperatoris
manu propria.

Carolus.

Albertus Cardinalis Moguntinus Archicancellarius.

Niclas Zwyl.

Diesen Geleitsbrief umschloß nachstehender Vorladungsbrief:

Karl, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs ꝛc. Ehrsamer lieber Andächtiger. Nachdem Wir und des heiligen Reichs Stände, jetzt hier versammelt, fürgenommen und entschlossen der Lehren und Bücher halben, so ein Zeit her von dir ausgegangen sind, Erkundigung von dir zu empfangen, haben wir dir her zu kommen, und von da wiedrum an dein sicher Gewahrsam Unser und des Reichs freygestrackh Sicherheit und Geleit gegeben, das Wir dir hieneben zusenden, mit Begehr, du wollest dich fürderlich erheben, allso daß du in Ein und Zwanzig Tagen, in solchem Unserm Geleit bestimmt, gewißlich hie bey Uns seyst und nicht ausbleibest, dich auch keines Gewalts oder Unrechtens besorgen. Dann Wir dich bey dem obgemeldtem Unserm Geleit festiglich handhaben wollen, uns auch auf solche deine Zukunft verlassen, und du thust daran Unser ernstliche Meinung. Geben in Unserer und des Reichs Stadt Worms am sechsten Tag des Monats Martii. Anno 1521. Unseres Reichs im andern Jahr.

Ad Mandatum Domini Imperatoris
manu propria.

Carolus.

Albertus Cardinalis Moguntinus Archicancellarius.

Niclas Zwyl.

Wir Karl der fünfft von gots gnaden Erwelter Römischer Kaiser zu allenn zeitten Merer des Reichs etc. In Germanien zu Hispani baider Sicilien Jherusalem Hungern Dalmacien Croacien etc. König. Ertzhertzog zu Osterreich und Hertzog zu Burgundi. Grave zu Habspurg Flanndern und Tirol etc. Bekennen als wir aus beweglichen ursachen Martin Luter Augustiner ordens her gen Wormbs erfordert. Das wir Ime deßhalben unnser und des heiligen Reichs frey gestrackh Sicherhait und Glait wider menigklich gegeben und zugesagt haben. Und tun das von kaiserlicher macht wissentlich in krafft diß briefs. Also das Er in Ainundzwaintzig tagen den nechsten nach uberantwurttung diss unnsers briefs her gen Wormbs kumen und daselbs unnser und der Reichs Stennde handlung auswartten und darnach von dannen bis wider an sein sicher gewarsam ziehen sol und mag von uns und allermenigklichen unbelaidigt und unverhindert. Und gepieten darauf allen Churfursten Fursten geistlichen und weltlichen Prelaten Graven Freyen herren Rittern knechten Haubtleuten Vitztumben Vogten Phlegern Verwesern Ambtleutten Schultheissen Burgermaistern Richtern Reten Burgern gemainden und sonst allen andern unnsern und des Reichs Underthanen und getrewen in was wirden stats oder wesens die sein ernnstlich mit disem brief und wellen. Das Ir solch unnser und des Reichs sicherhait und Glait an dem gedachten Martin Luter stett und vest halltet. Ine auch in seinem hin und wider ziehen gelaitten und gelaittet zuwerden verschaffen. und Ine dawider nit belaidigen noch bekumern noch des yemands anndern zuthun gestatten in kein weise. als lieb ainem yeden sey. Unnser und des Reichs swer ungnad und straff zuvermeiden. Das mainen wir ernnstlich. Mit urkhundt diss briefs. Geben in unnser und des Reichs Statt Wormbs am Sechsten tag des Monets Martij Nach Cristi geburde Funfzehenhundert und im Ainundzwaintzigisten Unnser Reichs des Römischen im anndern und der anndern aller im Sechsten Jaren

Carolus

Aufschrift, auf der Rückseite des Briefs befindlich

Dem Ersamen unnserm lieben Andechtigen
Doctor Martin Luther Augustiner Ordens

Ad mandatum domini
Imperatoris proprium

Albertus cardinalis moguntinus
archicancellarius ss

Niclas Ziegler

Sicherheits- oder Geleitsbrief Martin Luthers zum Reichstag von Worms.

Original in der Wallenrodtischen Bibliothek zu Königsberg in Preußen

arbeitete eine Druckerei an der Vervielfältigung revolutionärer und Lutherscher Schriften, und eifrig liefen die Boten zwischen dem Sitze des Reichstages und dem Hauptquartiere der schlaglustigen Ritterschaft hin und her. „Unsre Hoffnung zu siegen beruht einzig und allein auf dem Kaiser", schrieb Aleander nach Rom.

Inmitten der ungeheuren Aufregung war der, dem sie galt und dessen Name auf aller Lippen schwebte, der allerruhigste. Nach Worms zu gehen, war Luther lange bereit. Schon am 21. Dezember 1520 schrieb er an Spalatin die herrlichen Worte: „Wenn ich gerufen werde, so werde ich kommen selbst als ein kranker Mann, falls ich gesund nicht kommen kann. Denn man darf nicht zweifeln, daß Gott ruft, wenn der Kaiser ruft. Wenn sie Gewalt anwenden wollen, wie es wahrscheinlich ist, dann müssen wir dem Herrn die Sache befehlen. Will er nicht retten, so kommt auf mein Haupt wenig an, mit Christus verglichen. Sicher ist es nicht unsre Sache, zu entscheiden, ob aus meinem Leben oder aus meinem Tode mehr oder weniger Gefahr für das Evangelium und das Heil des Vaterlandes entstehen wird. Vermute alles von mir, nur nicht Flucht und Widerruf; ich will nicht fliehen, noch viel weniger widerrufen." Er bedauerte dann, nicht gehen zu müssen (s. S. 218), und zeigte sich umsomehr entschlossen, der Vorladung zu folgen, als ihm am 19. März die erste Kunde davon zukam. Am 26. März empfing er den kaiserlichen Herold Kaspar Sturm. Der Rat zu Wittenberg stellte ihm für die Reise einen „Rollwagen"; in seiner Begleitung waren Georg Amsdorf, der Ordensbruder Johann Pezensteiner und ein junger pommerscher Edelmann, Peter Swaven. So fuhr Luther am 2. April, am Dienstag nach Ostern, seinem Schicksal entgegen, getragen von einer öffentlichen Teilnahme, die sich ihm täglich in immer neuen Beweisen offenbarte.

Luthers Reise nach Worms.

In Leipzig ehrte ihn der Rat mit dem für vornehme Reisende üblichen Weintrunk; als er sich am 6. April Erfurt näherte, empfing ihn an der Grenze des Stadtgebietes der Rektor der Universität, Crotus Rubianus, an der Spitze von 40 Reitern und unzählbaren Volksmassen; alle Straßen und Fenster waren von Menschen erfüllt, als er einfuhr. Vor dichtgedrängter Gemeinde predigte er am Sonntage in seiner Augustinerkirche; die Universität gab ihm ein Festmahl, der Rat überhäufte ihn mit Ehren, das Volk glaubte ihn sogar im Besitze göttlicher Wunderkraft. So fuhr er am 8. April weiter über Gotha, Eisenach, Berka, Hersfeld, Friedberg und Frankfurt a. M.; überall strömte das Volk zusammen, den „Wundermann" zu sehen. Unterwegs erfuhr er, daß ein kaiserliches Edikt die Verbrennung seiner Bücher befehle; die Römlinge hofften ihn dadurch von der Weiterreise abzuschrecken, er aber kannte keine Furcht. Als er in Oppenheim zwischen Frankfurt und Worms anlangte, kam ihm von der Ebernburg durch Martin Bucer die Aufforderung, er möge Sickingens Schutz annehmen; er wies sie mit den Worten zurück: „Und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, ich wollte wohl hineinkommen." Es war am 16. April vormittags 10 Uhr, als ein Hornstoß des Türmers seine Ankunft meldete. Im offenen Wagen fuhr er daher, vor ihm zu Roß der kaiserliche Herold, hinter ihm Justus Jonas und zahlreiche Herren vom Adel; mit hundert Pferden, meldete Aleander nach Rom, sei „der große Ketzer" in Worms eingezogen. Tausende von Menschen umdrängten den kühnen Mönch, der aus seinen dunklen „dämonischen" Augen frei und offen auf die Massen sah. Als er vor seinem Quartier, dem Johanniterhause — in der Nähe des Kurfürsten Friedrich — abstieg, sagte er zu den Freunden, die ihn besorgt begrüßten: „Gott wird mit mir sein!" Bis tief in die Nacht empfing er Besuche.

Luther vor Kaiser und Reich.

Schon am nächsten Morgen, Mittwoch, erhielt er die Vorladung vor den Reichstag für nachmittags 4 Uhr. Auf Umwegen mußte man ihn nach dem Bischofshofe geleiten, denn alle Straßen sperrten dichte Menschenmassen. Erst um 6 Uhr trat er vor

die hohe Versammlung, begleitet von Dr. Hieronymus Schurf und andern Rechtsbeiständen. Im Namen des Kaisers legte ihm der Offizial des Erzbischofs von Trier, Dr. Johann Eck, die Frage vor, ob er die vor ihm aufgeschichteten Schriften als die seinen anerkenne. Er bejahte das, als ihm die Titel verlesen worden waren. Auf die zweite Frage jedoch, ob er die darin als ketzerisch bezeichneten Sätze widerrufen wollte, bat er sich Bedenkzeit aus und erhielt sie auf 24 Stunden. Er schien befangen und schüchtern; die Spanier und Italiener vermißten den weltmännischen Schliff an dem Bauernsohne, der Kaiser meinte geringschätzig: „Der wird mich nicht zum Ketzer machen!“

Doch Luther mochte äußerlich unsicher erscheinen, innerlich war er es durchaus nicht. „Nicht einen Strich werde ich widerrufen“, schrieb er noch am Abend an den kaiserlichen Rat Cuspinianus in Wien. Am 18. April begab er sich abermals nach dem Bischofshofe. Ein paar Stunden lang mußte er im Gedränge warten, heiter unterhielt er sich mit dem Augsburger Stadtschreiber Konrad Peutinger. Erst um 6 Uhr kam er vor. Er stand vor einem welthistorischen Moment. Die Fackeln, die man eben im Saale anzündete, warfen ihr rotes flackerndes Licht auf die reichen Gewänder und die erregten Mienen der Hunderte von Fürsten und Edlen, die sich in dem weiten Raume voll Spannung drängten. Abermals legte ihm Eck die zweite Frage vor, erst lateinisch, dann deutsch. In längerer, erst lateinischer, dann deutscher Rede antwortete Luther fest und männlich mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme; niemals ist er größer gewesen. Er teilte seine Schriften in drei Klassen, in Lehrschriften, Schriften gegen die Mißbräuche des Papsttums und Streitschriften gegen Privatpersonen. Die ersten könne er nicht widerrufen, denn sie seien auf die Bibel begründet, die zweiten wolle er nicht widerrufen, weil dies den Romanisten nur Anlaß geben werde, Deutschland noch mehr zu unterdrücken; die dritten möge er ebensowenig zurücknehmen, denn er würde seinen Feinden dadurch nur Mut machen; sie möchten ihn doch widerlegen, wenn sie könnten! Da bemerkte Eck in strafendem Tone: es handle sich hier nicht um eine Disputation; er möge erklären, ob er sich den Konzilien unterwerfe, und eine kurze, klare Antwort geben. Hierauf Luther: „Weil denn Ew. Kaiserl. Majestät, Kurfürsten, Fürsten und Grafen eine schlichte Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner oder Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich durch Zeugnis der Schrift überwunden werd' oder aber durch offenbare Gründe — denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien alleine, weil am Tage liegt, daß dieselben oft geirret und wider sich selbst geredet haben: ich bin überwunden durch die Schriftstellen, die ich angeführt habe, gefangen im Gewissen an Gottes Wort. Deshalben nichts mag noch will widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln, unsicher und gefährlich ist.“

Nochmals fragte da Eck, ob er denn wirklich glaube, daß die Konzilien geirrt hätten. Und als Luther diese Frage ohne Umschweife bejahte, da befahl der Kaiser, entsetzt über solche Worte, die Verhandlung abzubrechen. In die schwellende Aufregung hinein rief da Luther die berühmten Worte: „Hie steh ich, ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen.“ Mit Zischen und Höhnen verfolgten ihn die Spanier, als er abging, die Hand emporhebend wie triumphierend, die Deutschen aber freuten sich des mutigen Landsmanns, auch sein Fürst; nur meinte der am Abend in seiner bedächtigen Weise zu Spalatin: „Er ist mir viel zu kühn.“ Doch Luther rief den in seiner Wohnung harrenden Freunden zu, indem er in fröhlicher Erregung mit aufgehobenen Armen im Zimmer auf und ab ging: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch!“

Luther vor der Reichskommission.

Der Kaiser meinte nun mit ihm fertig zu sein und legte bereits am nächsten Tage ein eigenhändig geschriebenes Dekret vor: er habe beschlossen, mit Luther als mit einem Ketzer zu verfahren. Doch abermals widersprachen die Stände. Sie erlangten, daß eine Reichskommission niedergesetzt wurde, um abermals mit Luther zu verhandeln.

Denn hinter diesen einem Manne standen Hunderttausende. Am 24. April früh erschien der Reformator vor dem achtgliedrigen Ausschuß, in dem der Erzbischof Richard von Trier, Joachim von Brandenburg und Georg von Sachsen die hervorragendsten Mitglieder waren. Nochmals forderten sie nun von Luther, daß er wenigstens seine Sätze gegen die Konzilien zurücknehme; es war umsonst. Noch weiter ging man am 25. ihm entgegen: er möge nur versprechen, sich einem neuen Konzil zu unterwerfen, womit der päpstliche Bann thatsächlich beiseite geschoben und die Berufung Luthers an ein Konzil (vom November 1518) vom Reiche amtlich anerkannt worden wäre. Luther lehnte dies nicht geradezu ab, aber er knüpfte seine Einwilligung an die Bedingung, daß dort nichts gegen Gottes Wort beschlossen werde; von einer Unterwerfung unter die kirchliche Autorität schlechtweg wollte er nichts hören, und dann war eine Verständigung mit ihm vom kirchlich-katholischen Standpunkte aus nicht möglich. Den Erzbischof von Trier ergriff der ganze furchtbare Ernst der Stunde; er redete noch einmal unter vier Augen mit dem Augustiner: er selber möge Vorschläge machen. „Ehrwürdiger Herr“, entgegnete Luther, „ist meine Sache nicht aus Gott, so wird sie untergehen; ist sie aus Gott, so werdet ihr sie nicht dämpfen!“ Und als nochmals der Kirchenfürst drängte: „Da kann ich nicht weichen; es gehe, wie Gott will!“ — Es war zu Ende. Gefaßt ging Luther hinweg.

Luthers Abreise.

Noch am Abend kündigte ihm Eck im Namen des Kaisers an: da er nicht nachgebe, so müsse gegen ihn verfahren werden; er habe 21 Tage lang auf freies Geleit zu rechnen. Am 26. April früh 10 Uhr fuhr er still hinweg. Von Frankfurt aus beteuerte er nochmals in zwei Schreiben an den Kaiser und die Fürsten seine Bereitwilligkeit, sich vor einem unparteiischen Gerichte zu stellen und zu widerrufen, wenn er aus der Heiligen Schrift widerlegt werde; dann ging es dem Norden zu.

Das Ergebnis.

Angesichts der erschütternden Ereignisse, die infolge der Kirchentrennung über Europa und namentlich über Deutschland hereingebrochen sind, hat man wohl gefragt: Warum hat Luther in Worms die Verständigung mit der spanischen Kirchenreformation, die doch die Mehrzahl der Reichsstände wollte, verschmäht? Die so fragen, vergessen zweierlei: Für Luther gab es niemals Fragen der Zweckmäßigkeit, sondern stets nur Fragen des Gewissens, und sein Gewissen verbot ihm, sich zu unterwerfen. Sodann standen sich in Worms in jenen entscheidenden Tagen zwei Prinzipien leibhaftig gegenüber: der Grundsatz der unfehlbaren kirchlichen Autorität und der der Gewissensfreiheit. Ihr Gegensatz war unversöhnlich; in ihrem Kampfe schieden sich Mittelalter und Neuzeit.

Die Acht.

Der Kaiser hatte sich für das Mittelalter entschieden. Am 8. Mai kam sein Bündnis mit Leo X. gegen Frankreich zustande; es war der Preis, den der widerstrebende Papst für die Unterdrückung der deutschen Ketzerei zahlte. Mit der Abfassung des Edikts gegen Luther beauftragte Karl V. den Nuntius Aleander. Doch so wenig sicher war er der Zustimmung der Fürsten auch jetzt noch, daß er die meisten, darunter die Kurfürsten von der Pfalz und Sachsen, abreisen ließ und erst am 25. Mai das Edikt den vier übrigen, nicht dem gesamten Reichstage vorlegte. Sie stimmten zu, und am 26. Mai, am ersten Sonntage nach Trinitatis, unterzeichnete es der Kaiser nach der Messe in der Kirche. Des Reiches Acht und Aberacht wurde über Luther verhängt, seine Bücher der Vernichtung preisgegeben und außerdem verfügt, daß hinfort kein Buch ohne Wissen und Willen der geistlichen Oberen gedruckt und verkauft werden dürfe. Um aber den Schein zu erwecken, als habe der Reichstag in seiner Gesamtheit der Acht zugestimmt, wurde das verhängnisvolle Aktenstück auf den 8. Mai zurückdatiert. Es war thatsächlich erschlichen, selbst formell seine Geltung zweifelhaft.

So setzte sich das Haus Habsburg und mit ihm das Kaisertum der stärksten Geistesströmung in Deutschland feindselig entgegen, und um alle die zahlreichen Fragen

des nationalen Lebens zu lösen, rührte es nicht einen Finger. Damit führte es gegen sich selber den vernichtenden Stoß. Denn die Erwartung, das Wormser Edikt werde die ungeheure Bewegung niederwerfen, konnte kein Verständiger hegen; blieb es aber wirkungslos, dann enthüllte sich kläglich die Ohnmacht der deutschen Monarchie. Doch der Kaiser, der geschworen hatte, der Vogt der römischen Kirche zu sein, konnte nicht anders. Daß er es nicht konnte, bewies freilich nur allzudeutlich: dies Kaisertum war nicht mehr national. Was an seine Stelle treten und wie von dem Grundsatze der Gewissensfreiheit aus sich eine neue Kirche aufbauen sollte, wer konnte das sagen?

Die Revolutionsjahre.

(1521 — 1525.)

Fortgang der religiösen Bewegung.

Die Lage nach dem Reichstage.

Nichts konnte trostloser sein als der Ausgang des Wormser Reichstages. Den drängenden Forderungen der deutschen Nation setzte der Kaiser einfach Schweigen entgegen. Der Lutherischen Richtung, die viele Hunderttausende teilten, erklärte er den Vernichtungskrieg. Der große, unwiederbringliche Augenblick ging jammervoll verloren. Aber auch die so leidenschaftlich geforderte, so sicher vorher verkündigte Revolution des reichsritterlichen Standes brach nicht aus; Sickingen versagte sich ihr im entscheidenden Augenblick, um in kaiserlichen Diensten gegen Frankreich Ruhm und Beute zu gewinnen, und Hutten trieb sich während der nächsten Monate in kleinlichen Fehden herum. „Das sind Hunde, die nur bellen, nicht beißen“, meinten schadenfroh die Gegner, und gewiß hatte Erasmus mit seiner kühlen Bemerkung ganz recht: „Wer so redet, so droht, der muß schlagfertige Truppen hinter sich haben.“ Die ganze Bewegung, auch die rein kirchliche, schien führerlos.

Luther auf der Wartburg.

Denn auch Luther war verschwunden, vielleicht von den Gegnern überfallen, ermordet oder ins Verließ geworfen, wer wußte es! Ihm selbst war schon bei seiner Abreise von Worms im Auftrage seines Landesherrn unter der Hand mitgeteilt worden, man werde ihn auf der Heimreise beiseite bringen. Denn auf jeden Fall mußte ihn der Kurfürst vor den Gefahren schützen, die ihm von der Feindschaft des Kaisers drohten, und offen war das nicht mehr möglich. Deshalb ergingen auch die Befehle so vorsichtig, daß der Kurfürst selbst zunächst über den Ort des Versteckes in Ungewißheit blieb. Luther hatte sich in Eisenach von seinen übrigen Reisegefährten verabschiedet und war nur mit Pezensteiner und Amsdorf nach Möhra, der alten Heimat seines Geschlechts, gefahren, wo er bei seinem Oheim Heinz Luther wohnte, auch einmal predigte. Am 4. Mai brach er wieder auf, um die Straße zu gewinnen, welche östlich an Ruhla vorbei über das Gebirge nach Waltershausen und Gotha führt. Als nun am Abend das Fuhrwerk sich mühsam die steile Strecke hinter Altenstein durch dichten Buchenwald emporwand, da sprengte dort, wo heute etwas seitwärts von der Straße das Lutherdenkmal steht, ein Reitertrupp aus dem Gebüsch, die Helme geschlossen, das Schwert gezogen. Schreiend entlief der Ordensbruder, und während Amsdorf mit Worten gegen die Reiter heftig focht, wohl nur, damit der Kutscher glaube, es handle sich um einen ernsthaften Überfall, hoben diese unbekümmert um den Gefährten Luther aus dem Wagen und zwangen ihn, zwischen ihren Pferden im Trab ins Gebüsch zu laufen. Dort aber stand ein Roß für ihn bereit, der Führer des Trupps schlug das Visier zurück, und heraus blickte das ehrliche Gesicht des Hans von Berlepsch, des kurfürstlichen Schloßhauptmanns. Dann ging es ostwärts über Berg und Thal auf



Glapio, Beichtvater Karls V. Kardinal Aleander, päpstlicher Legat. Kardinal Colonna, päpstlicher Legat. Kaiser Karl V. Bischof von Brandenburg. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg. Erzbischof von Trier. Friedrich der Weise. Gregor von Brück. Johann von Sachsen. Der Kanzler des Erzbischofs von Trier. Ernst der Fromme von Sachsen. Philipp von Braunschweig. Landgraf Philipp von Hessen. Luther. Prinz Christian von Dänemark, später Christian III. Herzog Alba. Herzog Georg von Sachsen. Holzschuher. Georg von Frundsberg. Portugales. Jakob Fugger. Luthers juristischer Beirat Schurf. Der Reichsherold Sturm.

Luther auf dem Reichstag zu Worms 1521.

Gemälde von Anton von Werner. — Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

Brotterode zu; erst als die Nacht hereingebrochen war, lenkte der Zug nordwärts und kurz vor Mitternacht polterte der Hufschlag der Heimkehrenden auf der Zugbrücke der Wartburg.

In der Vorburg, im Ritterhause, erhielt der „Junker Georg“, der angebliche Staatsgefangene, als welcher Luther der Schloßbesatzung gegenüber galt, sein Zimmer angewiesen. Dort schaute er aus engem Fenster über das wogende Wipfelmeer des



104. Luther als „Junker Georg“.
Nach einem Kupferstiche.

Thüringer Buchenwaldes und auf die fernen blauen Kegelberge der Rhön, gewiß ein Raum, so recht geeignet zu ruhigem Studium und beschaulicher Betrachtung. Freilich mußte er einstweilen die ihm aufgedrungene Rolle weiterspielen. Als ein Kriegsmann ging er einher, ließ sich den Bart wachsen, saß zu Pferde und ritt mit auf die Jagd. Aber sein Herz war wenig dabei. Er fühlte sich noch wie im Mittelpunkte des Streites, trat bald mit Wittenberg in geheime Verbindung, ritt sogar im Dezember einmal heimlich hinüber und schleuderte unermüdlich Sendschreiben und Streitschriften von seinem „Patmos“ aus in die Welt. Heftig wandte er sich gegen die Theologen

von Löwen und Paris, die seine Verdammung näher zu begründen suchten; er forderte vom Erzbischof Albrecht in drohendem Tone die Abstellung mancher Ungebührnisse und hatte die Genugthuung, daß der erste Kurfürst des Reiches ihm, dem gebannten und geächteten Mönch, ganz demütig versicherte, die gerügten Übelstände seien bereits abgestellt. Daneben liefen Arbeiten rein theologischer Art, wie die Fortsetzung seiner lateinischen „Erklärung der Psalmen“ und die „deutsche Kirchenpostille“, eine Sammlung von 24 Predigten, meist einfache Auslegungen der biblischen Texte. Vor allem aber begann er hier das Werk, das ihn ebensowohl zum großen Erzieher des evangelischen Volkes wie zum Bildner der neuhochdeutschen Sprache machen sollte.

Die Bibelübersetzung.

Schon früher hatte er die sieben Bußpsalmen übertragen; jetzt begab er sich an die umfassende Arbeit, das Neue Testament nach der Ausgabe des Erasmus aus dem griechischen Urtexte (nicht, wie alle seine Vorgänger gethan hatten, aus dem fehlerhaften lateinischen der Vulgata) in deutscher Sprache wiederzugeben, eine in der That erstaunliche Leistung. Denn in der Einsamkeit der Wartburg entbehrte Luther ganz und gar eigentlich litterarischer Hilfsmittel; er hatte außer der Vulgata nichts als seine Sprachkenntnisse und seine innige Vertrautheit mit der Bibel wie mit der volkstümlichen Sprechweise. Aber noch auf der Wartburg hat er die Arbeit vollendet und einen Teil bereits damals nach Wittenberg geschickt.

Und das alles, während ihn schwere Sorgen quälten um den Fortgang seines Werkes, und körperliche Beängstigungen, die Folgen der gänzlich veränderten Lebensweise, ihn ergriffen. Da sah er wohl die schwarze Gestalt des teuflischen Versuchers vor sich aufsteigen, an dessen Existenz er so fest glaubte wie die ganze damalige Welt. Und er hatte Grund zu quälender Besorgnis. Denn seine Wittenberger Freunde waren ohne ihn wenig, keiner von ihnen hatte etwas von seiner Löwennatur, und manche wiederum handelten so ungestüm, daß sie die ärgsten Feinde der eignen Sache wurden.

Unruhen in Wittenberg und Zwickau.

Da führte Karlstadt in ehrlicher Überzeugung, aber ohne Überlegung, bereits wuchtige Schläge gegen die alte Kirchenordnung. Nicht daß er sie führte, war bedenklich, sondern, daß er sie eben jetzt führte. Laut forderte er die deutsche Kirchensprache, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, die Aufhebung des Cölibats. Bereits im Oktober 1521 schafften die Augustiner zu Wittenberg die Messe ab, um Weihnachten ging man noch stürmischer vor; denn nun gewann eine leidenschaftliche Richtung Einfluß auf die Wittenberger. In Zwickau hatte der Tuchmacher Nikolaus Storch eine Sekte gebildet, die auch die Autorität der Bibel verwarf und auf die unmittelbare göttliche Eingebung baute. Sie erklärte sich gegen die Kindertaufe und predigte die baldige Wiederkunft Christi; aber sie griff auch schon auf das soziale Gebiet über und forderte nach dem Vorbilde der ersten Christengemeinden die Gütergemeinschaft als eine von Gott gebotene Einrichtung.

Eifrig nahm an der Bewegung der Prediger an der Marienkirche Thomas Münzer teil; Sendboten, 12 Apostel und 72 Jünger, sollten nach allen Richtungen das neue Evangelium tragen. Da Kurfürst Friedrich, innerlich selbst unsicher, mit dem Einschreiten zögerte, so griffen endlich der Stadtpfarrer Nikolaus Hausmann und der Amtshauptmann Wolf von Weißenbach kräftig ein, die Sektierer wurden entweder verjagt oder verhaftet. Die meisten Verbannten wandten sich nach Wittenberg. Hier erregte ihre Ankunft um Weihnachten 1521 neue Stürme; jetzt fiel allgemein die Messe sowie die lateinische Kirchensprache, und als abgöttisch wurden Altäre, Bilder, Statuen in den Kirchen zertrümmert oder hinausgeworfen.

Der Kurfürst von Sachsen fühlte sich gegenüber den sich in seinem Lande mehrenden Ausschreitungen ratlos, Amsdorf und Melanchthon gerieten in Angst. Endlich erwirkte Herzog Georg, der mit steigendem Unmut dem Treiben zusah, ein strenges

Mandat des Reichsregiments, das den Bischöfen von Merseburg und Meißen befahl, gegen die kirchlichen Neuerungen einzuschreiten. Geschah dies in der von Georg beabsichtigten Weise, dann hätte die Maßregel ebenso gut Luther wie Karlstadt getroffen, und dabei wäre mit dem Unkraut der Weizen ausgereutet worden.

Diese Kunde trieb Luther von der Wartburg. Er vergaß alle Gefahr und alle Weisungen seines Landesherrn, dem er in einem groß gedachten Briefe seinen Entschluß anzeigte; allein, ohne Begleitung, setzte er sich am 1. März in Reitwams und Reitstiefeln zu Pferde und ritt auf Wittenberg zu. In Jena ist er im „Bären", wo er Nachtquartier machte, mit ein paar Schweizer Studenten zusammengetroffen, die ihn erst beim Abschiede erkannten, und nichts in ihrer naiven Schilderung von der Begegnung ist charakteristischer als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann mutterseelenallein durch Thüringen reitet, im Herzen schwere Sorge um den Unverstand fanatischer Parteigenossen. Am 7. März kam er in Wittenberg an; acht Tage hintereinander predigte er gegen die Sektierer und stillte die leidenschaftliche Bewegung, die seiner eignen Sache gefährlicher zu werden drohte, als der alten Kirche, gegen die sie sich richtete. Karlstadt und Münzer verschwanden aus Wittenberg. Heimkehr Luthers.

Wie aber konnte Luther, für den sein ängstlicher Landesherr offen nicht aufzutreten wagte, sich halten gegen des Reiches Acht, die über seinem Haupte hing? Hätte das deutsche Reich noch als eigentliche Monarchie bestanden, so wäre er freilich verloren gewesen. Aber es war das ja längst nicht mehr, und seine Acht erwies sich als stumpfe Waffe. Doch nicht bloß dies. „Kaiserlicher Majestät Regiment im Reiche", im Herbst 1521 zu Nürnberg unter dem halbjährlich wechselnden Vorsitze eines der größeren Reichsfürsten eröffnet, fühlte sich von Anfang an viel mehr als eine Vertretung der Stände, denn als solche des Kaisers. Nicht wenige der Stände waren geneigt, die formelle Gültigkeit des Wormser Edikts in Zweifel zu ziehen. Für Luthers Sache direkt wirkte besonders der kursächsische Vertreter Hans von der Planitz, der unermüdlich betonte, wenn man Luther entferne, so würden andre an seine Stelle treten, nur nicht Männer von seiner Bedeutung. So gestimmt hatte zwar im Januar 1522 das Reichsregiment jenes scharfe Mandat gegen die kirchlichen Neuerungen erlassen, aber es duldete unter seinen Augen in Nürnberg die Ausbreitung der lutherischen Lehre und lutherischer Schriften. Bald that es noch mehr. Das Reichsregiment und Luther.

Damals saß auf dem päpstlichen Stuhle (von Januar 1522 bis September 1523) Papst Hadrian VI., der alte Lehrer Karls V. und der letzte Deutsche, welcher die dreifache Krone getragen hat. Hadrian VI.

Der Vater Hadrians (geb. 1459), dessen Familienname sich nicht sicher feststellen läßt, war Handwerker. Der Sohn erhielt eine gelehrte Bildung erst in Delft und Zwolle, seit 1476 auf der Universität Löwen, wo er 1476 mag. lib. art., 1491 Doktor der Theologie wurde. Hier las er auch anfangs über Philosophie, später über Theologie, während ihm humanistische Interessen immer fremd blieben. Als einer der angesehensten niederländischen Scholastiker wurde er 1507 zum Lehrer des jungen Erzherzogs Karl berufen (s. S. 217) und trat, nachdem dieser volljährig geworden war, 1515 in den Staatsrat ein. Um die alleinige Nachfolge seines Zöglings in sämtlichen spanisch-habsburgischen Ländern zu sichern, ging er kurz vor dem Tode König Ferdinands 1516 als Gesandter nach Spanien und übernahm nachher mit dem Kardinal Ximenez die Stellvertretung des jungen Königs bis zu dessen Ankunft. Vor allem aber gewann er eine wichtige kirchliche Stellung in Spanien als Bischof von Tortosa und als Leiter der Inquisition, erhielt auch 1517 den Kardinalspurpur und ging überhaupt vollständig auf die spanischen Kirchenreformpläne ein. Aus dieser Stellung und aus seinen persönlichen Beziehungen zu Karl V. erklärt es sich, daß dieser seine Wahl zum Papste eifrig beförderte und sie am 9. Januar 1522 nach langem Wahlkampfe im Konklave glücklich durchsetzte.

Das gerade Gegenteil des religiös-oberflächlichen, durchaus der humanistischen Bildung ergebenen Leo X., kam dieser Niederländer nach Rom mit dem festen Entschlusse, die unvermeidliche Reform der Kirche durchzuführen. Es war der erste Versuch, die

Hadrians Reformen.

spanische Kirchenreform auf die allgemeine Kirche zu übertragen. Er begann mit dem päpstlichen Hofe und mit Rom. Welche Fäulnis hatte da doch die glänzende Regierung seines Vorgängers verdeckt! Die päpstlichen Kassen leer, eine enorme Schuldenlast von über 1 Million Dukaten aufgehäuft, alle Kostbarkeiten, selbst die päpstlichen Tiaren, verpfändet, in der Stadt und ringsum das Räuberwesen in vollster Blüte, die Paläste der Kardinäle vermöge des ihnen zustehenden Asylrechtes, das jeden Verbrecher vor Strafe schützte, oft wahre Räuberhöhlen — das war es, was Hadrian in Rom vorfand. Rücksichtslos begann er aufzuräumen. Die Künstler und Poeten, „diese Heiden und Schmarotzer", verschwanden von seinem Hofe; er selbst lebte nach wie vor in klösterlicher Einfachheit, wobei ihm eine alte niederländische Haushälterin die Wirtschaft



105. Hadrian VI., der letzte deutsche Papst. Nach einem Kupferstiche.

führte. Das Waffentragen in den Straßen Roms wurde verboten, das Asylrecht der Kardinalspaläste aufgehoben. Tiefer griff er ein, als er sich anschickte, alle Anhäufung von Pfründen in einer Hand und alle Anwartschaften und Gnaden abzuschaffen, vor allem den Ablaß zu beschränken. Aber die Kardinäle widerstrebten nach Kräften. Cajetan erklärte ihm: gewiß sei beim Ablaß die Buße die Hauptsache, aber wenn man dies so sehr betone, werde man den Ablaß ganz entwerten, und Rom brauche Geld. Ein andrer Kardinal, Soderini, sagte ihm rund heraus: solche Maßregeln würden nur Luthers Sache fördern; gegen Ketzereien gebe es nur ein Mittel: die Ausrottung, den Kreuzzug; jede Reform würde die Einnahmen des römischen Hofes schmälern! Mit solcher Leichtfertigkeit wagten diese Kirchenfürsten die wichtigste Frage ihrer Zeit zu behandeln. Da kann die Leidenschaftlichkeit der Angriffe Huttens und

Luthers auf den römischen Hof wahrlich nicht mehr befremden. Man sah in Rom sehr wohl ein, die bestehenden Zustände seien nichtswürdig, aber man befand sich wohl dabei, und also mußten sie bleiben, der darunter notleidenden Christenheit zum Trotz.

Hadrian VI. und die deutsche Bewegung.

Hadrian freilich ließ sich durch solche Stimmen nicht beirren. Er sandte seinen Legaten Francesco Chieregati, Bischof von Teramo, zum Reichstage nach Nürnberg, der im November 1522 eröffnet wurde. Indem er mit großartiger Offenheit den sittlichen Verfall der Kirche darstellte, bot er weitgehende Reformen an, selbst ein Konzil auf deutschem Boden, aber er forderte auch die strenge Ausführung des Wormser Ediktes.



106. Johannes Ökolampadius. (Zu Seite 230.)
Nach einem Kupferstiche.

Denn den Bann gegen Martin Luther konnte und wollte auch ein Hadrian nicht zurücknehmen; die Reformen, die er plante, konnten doch eben nur unter Wahrung der päpstlichen Gewalt und des hierarchischen Systems erfolgen. Aber der Reichstag, an seiner Spitze Erzherzog Ferdinand als kaiserlicher Statthalter, erklärte in seiner Antwort, die dem Legaten am 8. Februar 1523 übergeben wurde, die geforderte Vollstreckung des Wormser Edikts sei unmöglich, zählte von neuem die Beschwerden Deutschlands gegen den römischen Stuhl auf und forderte ein allgemeines Konzil auf deutschem Boden binnen einem Jahre. Bis dahin sollte die Predigt des Evangeliums nach der von der Kirche angenommenen Auslegung frei sein, aber Schmähschriften verboten bleiben. Mit dieser Antwort machte das Reichsregiment zwar nicht gerade Luthers Sache zu der seinigen, wohl aber schob es Acht und Bann, die gegen ihn ergangen waren, zur Seite und

stellte sich offen an die Spitze derer, die für eine gründliche Reform der Kirche Partei ergriffen. Von einem Einschreiten gegen die Lutherische Bewegung war keine Rede mehr.

Es schien beinahe, als könne die verhängnisvolle Entscheidung von Worms wieder rückgängig gemacht, die Reform in die Hände der Reichsgewalt gelegt werden. Aber in diesem Augenblick erschütterte eine von Anfang an aussichtslose Bewegung das Ansehen des Regiments aufs tiefste und offenbarte die hoffnungslose Zerfahrenheit der deutschen Zustände.

Der Aufstand der Reichsritter unter Franz von Sickingen 1522—23.

Bund der Reichsritter.

Seit Hutten die Beziehungen des Reichsritters zu Martin Luther vermittelt hatte, war Sickingen der eifrigste Förderer der neuen Lehre geworden. Manche ihrer flüchtigen Anhänger, wie der ausgetretene Dominikaner Martin Bucer, hatten Aufnahme auf seinen Burgen gefunden; Johann Ökolampadius aus Weinsberg, früher Mönch im Brigittenkloster Altenmünster, war seit März 1522 Schloßkaplan auf der im Nahethal gelegenen Ebernburg geworden und hatte dort den ersten Gottesdienst nach lutherischem Ritus eingerichtet. Jetzt sah der Ritter seine Hoffnungen, die er auf die kaiserlichen Kriegsdienste gebaut hatte, zerstoben; da tauchten die alten Pläne wieder bei ihm auf, die er schon zur Zeit des Wormser Reichstages gehegt hatte. Sie richteten sich vor allem auf die Sicherung der Selbständigkeit der Reichsritterschaft, die Vernichtung der geistlichen Fürstentümer und die gewaltsame Durchführung der kirchlichen Reformation. Wie weit seine vielfachen Verbindungen reichten, wurde auf dem großen Rittertage zu Landau im August 1522 offenbar. Aus dem Kraichgau und dem Westrich, vom Hunsrück, von der Nahe und vom Rheingau, vom Wasgau und von der Ortenau war die rheinische, fränkische und schwäbische Reichsritterschaft zusammengeströmt.

Am 13. August unterzeichneten die Versammelten die Urkunde eines „brüderlichen Verständnisses“ zur Ablehnung fremder Gerichtsbarkeit und Entscheidung gegenseitiger Streitigkeiten ohne weitere Appellation. Franz von Sickingen, umgeben von zwölf Vertrauensmännern nach den einzelnen Kreisen, sollte der Hauptmann des Bundes sein.

Schon früher hatte Hutten für die Sache seiner Standesgenossen mit feuriger Energie die Feder ergriffen. Hatte er schon in den „Räubern“ vom Januar 1521 der Aussöhnung zwischen Rittern und Städten das Wort geredet, so rief er jetzt in der „Beklagung der Freistette teutscher Nation“ die Reichsstädte offen zu gemeinsamer Bekämpfung der Fürsten als des gemeinsamen Feindes auf:

„Ihr frommen Städt, nun habet Acht
Des gemeinen deutschen Adels Macht,
Zieht den zu euch, vertraut ihm wohl!
Ich sterb', wo's euch gereuen soll.
Ihr seht, daß ihr mit ihm zugleich
B'schwert werdt durch der Tirannen Reich,
Die jetzt all ander Stendt verdruckt,
Allein sich hand herfürgeruckt.“

Und dann an die Fürsten gewendet ruft er aus:

„Ist auch ein Fürst, der hab' zuviel?
Ich frag, ist einer, der hab' gnug,
Und nicht auf weitre Nutzung lug?
Den Adel hat er g'fressen schon,
Jetzt will er zu den Städten gon.
Den setzt er auf ein neuen Zoll.
Sag an, du Wolf, wann bist du voll?
Denkst nit, daß etwa käm ein Tag,
Der dir bisher verborgen lag,
Daß du mußt speien aus den Fraß?“

Ein Dialog, der, wenn nicht von Hutten selbst, doch wenigstens aus dem Sickingenschen Kreise hervorgegangen ist, der „Neu Karsthans“ tritt ein für die Verbindung des Adels mit den Bauern, der beiden Stände also, die sich von der aufsteigenden fürstlichen Macht am meisten bedrückt fühlten. In den angefügten „Dreißig Artikeln“ wird bereits das Programm einer kirchlichen Umgestaltung gepredigt. Wenn diese Verbindung so, wie Hutten sie plante, sich verwirklichte, dann blieb von der bestehenden staatlichen und kirchlichen Ordnung kein Stein auf dem andern.

Ernsthaft genug war der Anfang. Schon im Spätsommer 1522 verfügte Sickingen, ebenso gut Reichsritter wie im Felde beliebter Landsknechtführer, über eine Streitmacht von 5000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern mit zahlreichem trefflichen Geschütz. Auf den Kurfürsten-Erzbischof von Trier, Richard von Greifenklau, sollte der erste Schlag Fehde mit Trier.



107. Franz von Sickingen.
Nach dem Gemälde in der städtischen Kunstsammlung zu Heidelberg.

fallen. Gegen ihn sprach ebensowohl die persönliche Gereiztheit Sickingens als die Erwägung, daß man in ihm zugleich die weltliche Macht der Geistlichkeit treffe. Dabei rechnete der Reichsritter auf Spaltungen in Trier selbst, wo ein Teil der Bevölkerung für die Reformation gestimmt schien, wie auf die Neutralität der benach-

barten geistlichen Kurfürsten von Mainz und Köln. In der That zogen ihm Vasallen des Mainzer Erzstifts zu Hilfe, und die Fähren des mainzischen Rheingaus führten seine Bundesgenossen über den Strom. So brach er los.

Nach kurzer Beschießung zwang er die kleine Stadt St. Wendel zur Übergabe, dann ging er über den Hunsrück gegen Trier selbst vor. Er und sein Heer waren voll der Zuversicht des Gelingens. In kurzem werde der Reichsritter Kurfürst von Trier sein, hieß es unter seinen Truppen; er selbst hielt sich wohl für eine Geißel Gottes über die Geistlichen, und trotzig wies er deshalb die Aufforderung des Reichsregiments, das ihm bei Strafe der Acht die schleunige Einstellung seiner rechtlosen Fehde gebot, zurück; er sei so gut des Kaisers Diener wie die Herren vom Regiment und wolle ein besseres Recht im Reiche machen, als diese bisher gethan hätten.

Doch wer zum Schwerte greift gegen das formelle Recht, der muß zu siegen verstehen. Und das verstand Sickingen nicht. Als am 8. September seine Kolonnen ins Thal der Mosel hinunterstiegen, da fanden sie die kurfürstliche Hauptstadt in vollem Verteidigungszustand. Unter seinen Augen hatte der Erzbischof die Abtei St. Maximin vor den Mauern in Brand stecken lassen, um ihre reichen Vorräte dem Feinde zu entziehen. Der Stiftsadel war dem Lehnsherrn gehorsam zur Stelle, die Bürgerschaft, durch Söldner verstärkt, stand gerüstet auf den Wällen. Die Aufforderung zur Übergabe wies Richard ab, die heftige Beschießung ließ er kräftig erwidern, ja die Belagerten fielen aus und vernagelten ein paar feindliche Geschütze. Die Versuche Sickingens, durch aufreizende Briefe, die er über die Mauern schießen ließ, die Unzufriedenen in der Stadt zum Aufruhr zu bringen, blieben vergeblich. Dazu wurden einige Zuzüge, die er vom Norden erwartete, abgefangen, und andre ließen sich dadurch abschrecken. In kaum einer Woche erkannte er, daß er der Schwächere sei; am 14. September hob er die Belagerung auf und zog heimwärts, unterwegs Kirchen, Klöster und Dörfer verheerend. Das kecke Unternehmen war gescheitert, und der Rückschlag traf vernichtend die Reichsritterschaft samt ihrem Führer.

Rüstung der Fürsten.

Im Frühjahr 1523 rüsteten sich Kurfürst Richard von Trier, Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen zum Vorgehen gegen die Erhebung, die den gesamten Fürstenstand bedrohte. Ihre Söldner warfen zunächst die Bundesgenossen Sickingens um Fulda und Frankfurt zu Boden, vereinigten sich dann bei Kreuznach und die Nahe aufwärts ziehend wandten sie sich gegen Sickingens stärkste Burg, den Landstuhl bei Kaiserslautern. Hier harrte der Reichsritter selber des Angriffs, denn ein Heer vermochte er nicht mehr im Felde zu halten. Alle seine Botschaften um Hilfe, die er bis in die Schweiz und nach Böhmen sandte, trafen auf taube Ohren; wie gelähmt saßen seine Standesgenossen auf ihren Schlössern und ließen ihren Führer im Stich. Noch hoffte er auf das feste Gemäuer seiner Burg, das er erst kürzlich hatte aufführen lassen. Doch auch diese Hoffnung trog ihn nur zu bald.

Belagerung und Fall von Landstuhl.

Mit Ende April standen die drei Fürsten vor Landstuhl. Schon am 29. begann die Beschießung mit aller Wucht; zerschmetternd schlug eine Steinkugel nach der andern gegen die Mauern, gleich am ersten Tage ihrer 600; der Hauptturm der Burg brach schon nach wenigen Stunden zusammen, die Brustwehren zerfielen in Staub. Und als Sickingen am 1. Mai, um die Wirkungen der Beschießung genauer zu betrachten, hinter einer Mauerlücke stand, zerschmetterte eine triersche Kugel einen Balken neben ihm, und ein abgeschlagener Splitter riß dem Ritter die Seite auf, so daß Lunge und Leber sichtbar wurden. Man trug den Todwunden in ein unterirdisches Gewölbe, den einzigen noch schußfesten Raum. In den nächsten Tagen verstummte das Geschütz der Burg gänzlich, ihre Mauern waren nur noch ungestalte Trümmerhaufen; am 7. Mai dachten die Belagerer zu stürmen. Doch kam es nicht so weit. Schon am 6. kapitulierte der Landstuhl gegen freien Abzug der Besatzung. Noch lebend, aber im Sterben

trafen die siegreichen Fürsten den Burgherrn; wenige Stunden später ist Sickingen verschieden.

In rascher Folge fielen nun auch seine übrigen Burgen, nach langer Gegenwehr auch die Ebernburg, wo 36 schöne Geschütze erbeutet wurden. Die Eroberungen verteilten die Sieger unter sich. Aber auch den fränkischen Reichsadel, der, obwohl ihm verbündet, doch Sickingens Fall unthätig zugesehen hatte, traf dasselbe Geschick; in wenigen Wochen nahm das Heer des Schwäbischen Bundes unter Georg Truchseß von Waldburg, von den Städten mit Geschütz unterstützt, 26 Schlösser ein und übergab sie größtenteils der Zerstörung. Es war nicht nur mit den hochfliegenden Plänen, sondern auch mit der politischen Geltung der Reichsritterschaft für immer zu Ende.

Die öffentliche Meinung begleitete den jähen Fall Sickingens hier und da mit Teilnahme, die Landsknechte sangen Lieder zu seinem Andenken. Luther aber, tief erschüttert durch den Untergang des Mannes, der ihm einst hochsinnig seinen Schutz in gefährlicher Zeit angeboten und sich als einen Verfechter des Evangeliums betrachtet hatte, schrieb an Spalatin: „Gott ist ein gerechter, aber wunderbarer Richter."

Sickingens Fall ist in der That weder unverschuldet noch schwer erklärlich. Sein Gedanke war nur dann kein Traum, wenn es ihm gelang, den gesamten Adel mit sich fortzureißen, die Städte und die Bauern sich zu verbünden. Er vermochte das nicht, weil jener in den einzelnen Landschaften sich in ganz verschiedener Lage befand, diese durch hundertjährigen Haß von der Ritterschaft getrennt waren. Und selbst wenn er gesiegt hätte, aus Deutschland wäre nichts geworden, als ein unermeßliches Chaos kämpfender Parteien. So war es gewissermaßen ein Glück, daß er fiel, noch ehe er die Verwirrung in weitere Kreise getragen hatte.

Huttens Ende.

In seinen Fall verwickelte Sickingen auch den größten Zeitschriftsteller der Bewegungspartei, Ulrich von Hutten. Wiederum von seiner alten Krankheit befallen, hatte er sich nach Sickingens Tode nach Basel gewendet. Doch der vorsichtige Erasmus hatte ihn abgewiesen und hilflos gelassen; erst Ulrich Zwingli in Zürich nahm ihn auf und brachte ihn in einer Heilanstalt auf der Insel Ufenau unter. Hier verschied er Ende August oder Anfang September 1523 in äußerster Armut. Für ihn war es ein Glück, daß er starb, denn dem, wofür er gestritten, brachte die Folgezeit nur halbe Erfüllung.

Auflösung des Reichsregiments und Beginn der konfessionellen Spaltung.

Die Nürnberger Reichsregierung u. die Stände.

Die Sieger in dem Kampfe gegen die Erhebung des Adels waren in ersten Linie die Fürsten, in zweiter die Städte, nicht die Nürnberger Reichsregierung. Ja sie hatte nur schwankend in diesem Zerwürfnis überhaupt Stellung genommen. Denn im Anfange hatten die Sympathien für Luther, dessen Sache Sickingen zu führen erklärte, ein entschiedenes Vorgehen verhindert, nur zögernd war endlich die Regierung zur Verhängung der Acht vorgeschritten. Jetzt bäumten sich gegen sie das hochgesteigerte Selbstgefühl und die Selbstsucht der fürstlichen Sieger auf; sie wagten, das günstige Urteil des Regiments für Frowin von Hutten, den sie vertrieben hatten, für ungültig zu erklären. Und auch die Reichsstädte zeigten sich der Nürnberger Regierung feindselig, gereizt schon dadurch, daß ihnen die Fürsten unbillig und unklug die althergebrachte Reichsstandschaft versagten, noch mehr aber durch den großen Plan, das ganze Reich mit einer Zollgrenze zu umgeben und die Einkünfte aus diesem Zoll, der nur auf die nicht für den Lebensunterhalt unentbehrlichen Waren gelegt werden und vier Prozent des Wertes betragen sollte, zum Unterhalt der Reichsbehörden, vor allem zur Sicherung des Landfriedens zu verwenden. In kläglicher Kurzsichtigkeit verkannten die Städte, welch unermeßlicher Vorteil vor allem ihnen aus einer gesteigerten Sicherheit des Verkehrs erwachsen mußte; sie sahen nur die Lasten der neuen Auflage und sie, in denen meistenteils schon damals die kirchliche Umgestaltung im Gange war, beschlossen,

gegen dasselbe Reichsregiment, das sich soeben an die Spitze der kirchlichen Reformbewegung gestellt hatte, die Hilfe des Kaisers, des Todfeindes der neuen Lehre, anzurufen. Eine städtische Gesandtschaft ging zu ihm nach Valladolid (2. August 1523) und erhielt tröstliche Zusicherungen. Der kaiserliche Rat Johann Hannart wurde mit Instruktionen nach Nürnberg geschickt.

Reichstag von Nürnberg 1524.

Am 14. Januar 1524 wurde hier der Reichstag eröffnet. Die heftigste Gegnerschaft erhob sich da von allen Seiten gegen das Reichsregiment. Hessen, Trier und Pfalz klagten es der Begünstigung Sickingens an, die Städte beschwerten sich über seine Eingriffe in ihre Freiheiten, Herzog Georg von Sachsen und der Bischof von Würzburg über die Begünstigung des Luthertums.

Immer deutlicher stellte es sich heraus, daß die Stände überhaupt keine Reichsregierung mehr wollten; höchstens einen römischen König, der nichts bedeutete, hätten sie sich als Stellvertreter des abwesenden Kaisers gefallen lassen. Tief gekränkt und körperlich leidend verließ Friedrich von Sachsen schon am 26. Februar Nürnberg; er mochte es nicht ruhig mit ansehen, wie die Stände in Verblendung und Selbstsucht die Regierungsbehörde zerstörten, die sie selber als Schutzwehr gegen den fremdländischen Kaiser geschaffen hatten. Und da nun auch der kaiserliche Gesandte sich dafür erklärte, so kam es endlich zu dem Beschlusse, sämtliche Mitglieder des Regiments zu entlassen und die ganze Behörde zwar noch nicht geradezu aufzulösen, wohl aber sie nach dem kleinen schwäbischen Eßlingen zu verlegen, wo sie völlig unter dem Einfluß des Schwäbischen Bundes und also der österreichischen Regierung in Württemberg stand. Thatsächlich war es dort zu traurigster Ohnmacht verurteilt, das Reich „in seine Glieder gelöst".

Da war es nun auch ganz unsicher, ob die Frage der kirchlichen Reform irgend wie im nationalen Sinne werde entschieden werden. Zunächst hielt wenigstens der Nürnberger Reichstag an dem Gedanken fest. Sein Abschied vom 18. April 1524 enthielt die Beschlüsse, das Wormser Edikt durchzuführen nur so weit möglich und auf einem neuen Reichstage zu Speier gemeinsame Bestimmungen über die kirchlichen Verhältnisse zu treffen, wie sie bis zu dem geforderten Konzil geregelt werden sollten. Zugleich wurden dem Kardinal Campeggio, dem Legaten des Papstes Clemens VII. — Hadrian VI. war am 14. September 1523 gestorben — aufs neue die Beschwerden der Nation überreicht. Noch schien sich also die Möglichkeit einer Kirchenreform von Reichswegen zu bieten.

Der katholische Sonderbund von Regensburg 1524.

Zur Durchführung gehörte freilich mehr Einheit der Gesinnung, als in Deutschland damals vorhanden war. Rom legte gegen den Reichsabschied, der die Entscheidung über kirchliche Verhältnisse einer weltlichen Versammlung übertragen wollte, sofort Verwahrung ein, und von gleicher Gesinnung zeigte sich Karl V. erfüllt. Ohne Rücksicht auf die Aufregung im Reiche verbot er die Abhaltung des Reichstags von Speier und zerstörte damit die letzte Hoffnung auf Verständigung in der kirchlichen Frage (15. Juli). Fast gleichzeitig gelang der römischen Politik noch ein andrer Erfolg: am 6. Juli schlossen in Regensburg Österreich, Bayern, Salzburg und elf süddeutsche Bischöfe ein förmliches Bündnis, das sie verpflichtete, an der alten Kirche festzuhalten, das Wormser Edikt durchzuführen und in ihren Landen die ärgsten Mißbräuche abzustellen. Willkürlich, eigenmächtig trennten sich die Verbündeten von der Gesamtheit der Reichsstände und gaben damit das Zeichen zur konfessionellen Spaltung der Nation und zu einer alles in Frage stellenden Revolution.

Es gab keine Reichsgewalt mehr; mit eignen Händen hatten die Stände den letzten Ansatz zu einer solchen zerstört; eben deshalb geschah für die Reform der schon zusammenbrechenden kirchlichen Verhältnisse von seiten des Reiches nichts, nichts auch für die Lösung der sozialen Wirren. Für alle diese unabweisbaren Forderungen hatten die geordneten Gewalten des Reiches nicht das Geringste gethan.

Beginn der kirchlichen Umgestaltung.

Zugleich aber hatte an zahlreichen Punkten trotz Bann und Acht die kirchliche Umgestaltung in Luthers Sinne begonnen. Unermeßlich wuchs in diesen Jahren die Autorität des Wittenberger Reformators; für alle Fragen verlangte und erwartete man von ihm die Entscheidung; geradezu erstaunlich wurden dem entsprechend seine litterarische Thätigkeit und sein Briefwechsel. Er, der bescheidene Professor in einer kleinen Landstadt, war für Hunderttausende die bestimmende Macht; eine Stellung nahm er ein, wie sie niemals weder vorher noch nachher ein einfacher deutscher Mann besessen hat.



108. Martin Luthers Frau, Katharina von Bora.
Nach Holbeins Gemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg.

Damit übernahm er die ungeheure Aufgabe, auf der Grundlage, die er allein anerkannte, auf der Grundlage der Heiligen Schrift und ihrer freien Auslegung, die Kirche neu zu gestalten.

Wenn er die Entscheidung von Papst und Konzilien ablehnte, die Gewalt der Bischöfe verwarf — so vor allem in der Schrift: „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe" vom August 1522 — wenn er das allgemeine Priestertum der Christen verkündigte, also einen durch Weihen geschaffenen abgesonderten geistlichen Stand nicht anerkannte, so blieb für die Regelung der kirchlichen Verhältnisse nur eine Autorität: grundsätzlich die Gesamtheit der Gemeindeglieder, thatsächlich die ordnungsmäßige Vertretung derselben, der Rat. Ihm fielen die entscheidenden Beschlüsse, ihm die Wahl der Pfarrer und die Verwaltung der kirchlichen Güter zu. Von diesem Grundsatze aus gelangte die neue Lehre zunächst nicht

zu einer Gesamtkirche, sondern nur zu zahlreichen selbständigen Gemeinden. Allmählich vollzogen sich nun die Neuerungen im Kultus. Der Opfercharakter der Messe schwand, an ihre Stelle trat das Abendmahl unter beiderlei Gestalt; die deutsche Sprache verdrängte die dem Volke unverständliche lateinische bei Taufe und Abendmahl; in den Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes trat die deutsche Predigt. Solche Umgestaltung wurde zuerst in der Pfarrkirche zu Wittenberg durchgeführt; die Stiftsherren in der Schloßkirche blieben bis 1524 altgläubig. Kaum minder wichtig war es, daß die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen und damit auch das Klosterwesen im Prinzipe fielen. Schon Karlstadt hatte sich gegen beides in seiner leidenschaftlichen Weise ausgesprochen; dann hatte ein großer Augustinerkonvent im Dezember 1521 zu Wittenberg sich gegen die bindende Kraft der Klostergelübde und Ordensregeln erklärt. Seitdem waren Priesterehen beständig im Zunehmen, die Klöster, zunächst in Kursachsen, begannen sich aufzulösen. Luther selbst billigte beides, da er Cölibat und Klosterwesen grundsätzlich als gegen Gottes Wort streitend verworfen hatte.

Er hat gelegentlich wohl selbst die Ehe eines Priesters eingesegnet, so die Bugenhagens im Oktober 1522. Austritte aus dem Kloster konnten auf seine Beistimmung oder gar Unterstützung rechnen, so die von neun Nonnen aus Nimtschen bei Grimma zu Ostern 1523. In einer kleinen Schrift erzählte er selbst, wie ein junges Mädchen gegen ihren Willen von ihren Angehörigen zum Eintritt in das Kloster gezwungen worden sei und wie sie sich dann unter heftigen Kämpfen von dem abgenötigten Gelübde losgesagt habe („Geschichte einer Nonne"). Trotz allem blieb jedoch der Reformator noch im Augustinerkloster und trug die Kutte; erst im Oktober 1524 legte er sie ab, denn sie war gar schadhaft geworden, und that einen bürgerlichen Rock an, wie er sich in naiver Freude rühmte: „Gott zu Ehren, vielen zur Freude, dem Satan zu Trutz und Schmach."

Luthers Vermählung.

Aber erst im folgenden Jahre that er den letzten Schritt, er vermählte sich rasch entschlossen mit der aus Nimtschen entflohenen Nonne **Katharina von Bora** (13. Juni 1525). Was damals von seinen Feinden mit schadenfrohem Hohne begleitet wurde, das ist in der That von unermeßlichem Segen für das deutsche Volk geworden. Der unnatürliche Zwang, den der fanatische Sinn des mönchischen Gregor VII. gegen alten Brauch der Geistlichkeit auferlegt hatte, war beseitigt; als Gatte und Vater stand seitdem der evangelische Priester in seinem Volke, und Luthers eignes Haus wurde bald das Vorbild für die Gestaltung einer der wichtigsten und segensreichsten Kulturmächte der protestantischen Welt: für das evangelische Pfarrhaus.

Kirchenvermögen.

War die Lösung des Cölibats vor allem von großer sittlicher Bedeutung, so beanspruchte die Frage des **Kirchenvermögens** die größte materielle Wichtigkeit; ja sie hat auf den Gang der großen Bewegung einen entscheidenden Einfluß geübt. Luther wollte das bisherige Einkommen der Pfarren den evangelischen Geistlichen gewahrt wissen; das Kapital der Stiftungen für nunmehr verworfene Zwecke, wie Seelenmessen, sollte zum Teil etwaigen bedürftigen Nachkommen der Stifter ausgezahlt, sonst zu kirchlichen Zwecken verwendet werden und in den „gemeinen Kasten" (kirchliche Gemeindekasse) fließen. Die Klöster wünschte er in Krankenhäuser oder Schulen verwandelt zu sehen; was etwa von ihren Gütern übrig bliebe, sei den Städten zu überlassen. Mit einer Organisation derart ist zuerst — schon 1523 — das kleine Leisnig vorgegangen; freilich blieb häufig genug hier wie anderwärts die Ausführung hinter der Absicht zurück, und nicht wenige Hände griffen begehrlich zu, wo eine starke Autorität das nicht zu hindern vermochte.

Unterrichtswesen.

Mit der beginnenden Auflösung der altkirchlichen Institute kam aber auch das gesamte **Unterrichtswesen** in Gefahr, wie denn auch, da der bisher so hoch geachtete



109. **Martin Luther in späteren Lebensjahren.**
Nach einem Gemälde von Lukas Cranach.

und vielfach so einträgliche Beruf der Geistlichkeit in seiner bisherigen Gestaltung plötzlich als widerchristlich erschien, der Besuch der Universitäten und Schulen rasch abnahm. Energisch griff da Luther ein mit seiner bahnbrechenden Flugschrift: „An

die Bürgermeister und Ratsherren der Städte in deutschen Landen, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollten" (1524). Hatten die städtischen Behörden das Recht, die kirchlichen Verhältnisse zu regeln, so erwuchs ihnen auch die Pflicht, diese Aufgabe von der Kirche zu übernehmen. Denn, so führte der Reformator aus, die Schulen seien notwendig zum Studium der alten Sprachen, die ebenso für das Verständnis der Heiligen Schrift unentbehrlich seien, wie zur Bildung für den praktischen Beruf, namentlich für die Verwaltung von Staat und Gemeinde. Außer den antiken Sprachen wünschte Luther noch Musik und Mathematik in den Lehrplan aufgenommen zu sehen, auch „Poeten und Historien" sollten fleißig gelesen werden. So fanden die humanistischen Studien ihren Weg in die deutschen Schulen, und erst dadurch wurden sie ein wirksames Bildungsmittel der Nation. Die Anregung trug die besten Früchte; mit der Neugestaltung der Kirche ist seitdem die Neugestaltung des Unterrichtswesens überall Hand in Hand gegangen.

Luthers Staatslehre.

So wenig Luther Einfluß auf politischem Gebiete begehrte, seine Lehre, wie er sie namentlich in der Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit" 1523 entwickelte, ist doch auch für den Staat der Anfang einer neuen Epoche geworden. Die alte Kirche betrachtete den Staat als eine Einrichtung niederen Ranges, als ihr abhängiges Werkzeug; Luther befreite ihn von dieser Vormundschaft durch den Satz: die weltliche Obrigkeit habe ihr Recht von Gott gleichwie die Kirche. Ihre Aufgabe ist: Frieden zu schaffen und zu erhalten; in Glaubenssachen soll sie sich nicht mischen, so wenig wie der Kirche eine weltliche Gewalt zusteht. Krieg mögen die Fürsten führen, wenn es um ihrer Unterthanen willen geschieht. Daß der Reformator von den Fürsten seiner Zeit wenig hielt, vielmehr rund heraus erklärte: „Sie sind gemeiniglich die größten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden", und kluge Fürsten als eine sehr seltene Erscheinung bezeichnete, das änderte nichts an der grundsätzlichen Bedeutung seiner Staatslehre.

Ausbreitung des neuen Kirchenwesens.

Zunächst nur vereinzelt, ohne festen Plan und in sehr verschiedener Weise gelangten nun diese Grundsätze zur praktischen Durchführung. Da die Fürsten zum allergrößten Teile entweder feindlich oder wenigstens unthätig blieben, so fiel diese Aufgabe den Gemeinden zu, die ja Luther als die Trägerinnen der Kirchengewalt betrachtete. Mannigfache äußere Motive haben dabei mitgewirkt: vor allem der Widerwille der Städte gegen die bischöfliche Macht, besonders da, wo diese auch die weltliche Herrschaft besaß, zuweilen auch das Streben nach dem Besitze des Kirchenguts. Aber der Hauptbeweggrund blieb doch überall und immer die feste Überzeugung von der Wahrheit der neuen Lehre. Sehr häufig gab für die Durchführung den Anstoß die Stimmung der Gemeinde, auf welche lutherische Prediger wirkten; seltener trat der Rat gleich anfänglich an die Spitze der Bewegung.

Auch in Kursachsen ist die Neugestaltung zuerst von den Gemeinden ausgegangen, nicht von der Regierung. Vielmehr hielt sich der Landesherr Friedrich, teils weil er sich innerlich unsicher fühlte, teils aus Rücksicht auf den streng katholischen Vetter Herzog Georg und anfangs auch auf das Reichsregiment, im wesentlichen neutral, aber er that auch nichts gegen die Reformation. So wirkte zu Zwickau seit 1521 Nikolaus Hausmann in Luthers Sinne, in Altenburg berief der Rat Luthers Freund, Link, als Geistlichen; im Amte Borna richtete der Reformator selber das neue Kirchenwesen ein.

Von Kursachsen wirkte der Anstoß frühzeitig nach den benachbarten Besitzungen der Erzstifter Mainz (Erfurt) und Magdeburg hinüber. In beiden Städten trieb hauptsächlich die Abneigung gegen die weltliche Herrschaft der Kirche vorwärts, in beiden erscheint deshalb der Rat als Leiter der Bewegung. Zu Erfurt war es bereits 1521 zu tumultuarischen Auftritten gekommen, Volkshaufen und Studenten hatten die

Häuser der Geistlichen und die Bursen verwüstet; seit dem Herbste desselben Jahres begannen die Klöster sich aufzulösen. Als Prediger wirkte hier namentlich Luthers Freund, Johann Lange. In Magdeburg war schon 1524 der größte Teil der Bürgerschaft lutherisch, der Rat erbat sich dann von Kurfürst Friedrich den Nikolaus Amsdorf als Prediger und führte die Neugestaltung durch; Luther selbst predigte einmal in dieser Stadt. Doch blieb der Dom noch lange katholisch. Von den mächtigen Nordseestädten wandten sich Bremen und Hamburg frühzeitig der neuen Lehre zu, doch folgte hier der Rat nur zögernd dem Andringen der Bürgerschaft, und zu systematischer Neugestaltung kam es noch nicht.

Auch im Süden stand eine blühende, starke Gemeinde an der Spitze der kirchlichen Neugestaltung, Nürnberg, eine der wichtigsten Heimstätten des Humanismus, einige Jahre hindurch auch die politische Hauptstadt des Reiches. Eben Mitglieder der Geschlechter und höhere Geistliche waren hier die Leiter, von jenen der Ratsschreiber Lazarus Spengler und die beiden Losunger (Schatzmeister) Hieronymus Ebner und Kaspar Nützel, von diesen die Pröpste der beiden Hauptkirchen, besonders Osiander, ein plumper Fanatiker, aber ein bedeutender Theolog. Die Stimmung der Bürgerschaft sprach Hans Sachs schon 1523 in seiner „Wittenbergischen Nachtigall“ aus; auch Albrecht Dürer gehörte zu den Anhängern der neuen Lehre. Seit 1524 wurde der Gottesdienst lutherisch eingerichtet, Anfang 1525 nach einem mehrtägigen Religionsgespräche auf dem Rathause die Einführung der Neuerungen im ganzen Stadtgebiete beschlossen und allen Geistlichen das Gelöbnis des Gehorsams vom Rate abgefordert. Da lösten sich auch die Klöster auf, wobei es nicht ohne manche Härte abging, zu der z. B. das Klarissenkloster unter seiner trefflichen Äbtissin Charitas Pirckheimer keine Veranlassung geboten hätte. Erfahrungen dieser Art haben auch die letzten Jahre ihres Bruders Wilibald verbittert und ihn schließlich aus einem eifrigen Vorkämpfer zu einem ohnmächtigen Gegner der Reformation gemacht (gest. 22. Dezember 1530).

Auch in Ulm wurde 1524 vom Rate ein evangelischer Prediger berufen, in Straßburg war schon 1523 der größte Teil der Bürgerschaft evangelisch, dagegen widerstrebte in Augsburg noch der Rat, wobei die Handelsbeziehungen zu Spanien stark mit ins Gewicht fielen. — Vollends in Bayern schritt, besonders seit dem Regensburger Vertrage, die Regierung unter der Leitung des Kanzlers Dr. Leonhard von Eck mit großer Schärfe gegen die Anhänger Luthers ein, doch traten evangelische Prediger bereits in Salzburg, Tirol und Steiermark auf.

Die böhmischen Lande.

Wo in den Landen der böhmischen Krone sich wie in Böhmen selbst die hussitische Kirche behauptet hatte, da fand die neue Lehre bereiten Boden; aber auch wo dies nicht der Fall war, brach sie sich rasch Bahn. So in Schlesien. Zu Breslau, das fortwährend in widerwärtige Streitigkeiten mit dem Klerus verflochten war, nahm das Luthertum so rasch überhand, daß schon 1523 der Rat den Johann Heß von Nürnberg als Pfarrer zu St. Maria Magdalena berief und im nächsten Jahre die Umgestaltung durchführte; Herzog Friedrich von Liegnitz war schon 1523 übergetreten. In der benachbarten Oberlausitz gingen die Sechsstädte voran. In Görlitz z. B. predigte schon 1522 der Pfarrer Rothbart im Lutherischen Sinne und wurde von den Zünften gegen den in seiner Mehrheit noch altgläubigen Rat gestützt; im Jahre 1525 sagte sogar der Pfarrklerus der gesamten östlichen Lausitz dem Bischof von Meißen förmlich den Gehorsam auf.

Das Herzogtum Preußen.

Seinen bedeutendsten Erfolg konnte das Luthertum im Ordenslande Preußen verzeichnen. Seit dem Jahre 1514 trug das goldene Kreuz des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg. Hochsinnig hatte er den Kampf mit Polen aufgenommen, um sich von der drückenden polnischen Oberhoheit zu lösen, aber schon 1522 wurde ihm

ein nachteiliger Waffenstillstand auferlegt. Da ging er hilfesuchend ins Reich. In dessen hoffnungsloser Zerrüttung fand er nun zwar nicht die begehrte Unterstützung, aber er lernte in Nürnberg die Lehre Luthers näher kennen und sprach im September 1523 auf der Durchreise nach Berlin beim Reformator selbst vor. Der hatte schon im März in seinem Schreiben „an die Herren deutsches Ordens" die mönchischen Ritter ermahnt, ihr Gelübde von sich zu werfen, da die Verbindung mönchischer und kriegerischer Pflichten ein Unding sei; jetzt, als der Hochmeister selber ihm in seiner Zelle gegenüber saß, da mahnte er den Fürsten, dem Zwitterwesen des Ordens ein Ende zu machen, das Land Preußen in einen weltlichen Staat zu verwandeln. Albrecht schwieg lächelnd. Aber inzwischen war in seinem Lande die neue Lehre in reißend schneller Ausbreitung begriffen; nicht nur die Städte — auch die in Livland, wie Riga, Reval und Dorpat — nahmen sie an, sondern auch der Bischof von Samland, Georg von Polenz, erklärte sich zu Weihnachten 1523 in Königsberg offen für Luther und begann auf eigne Hand die Durchführung der Neugestaltung; ihm schloß sich der Bischof von Pomesanien, Erhard von Queis, an; die meisten Ordensritter legten den weißen Mantel ab. Das Land wäre abgefallen, hätte der Hochmeister dem allen zu wehren versucht; so trieben ihn Not und eigne Überzeugung in neue Bahnen. Da nun auch die polnische Regierung den Deutschen Orden in seinem Anspruche auf Unabhängigkeit nicht mehr dulden wollte, kam sie ihrem Vasallen auf halbem Wege entgegen. Mit Zustimmung der preußischen Landstände empfing daher am 10. April 1525 Markgraf Albrecht auf dem Markte zu Krakau das Land Preußen als erbliches Herzogtum von der Krone Polen zu Lehen. So vollzog sich die erste Einziehung eines geistlichen Fürstentums und zugleich die Gründung des ersten evangelischen Staates; in einer ihrer glorreichsten Eroberungen brach die alte Kirche binnen wenigen Monaten morsch zusammen.

Die Lage um 1524.

Es war ein ungeheurer Abfall, unerhört in der Geschichte. Was den Deutschen Jahrhunderte hindurch als das Heiligste und Ehrwürdigste gegolten hatte, das war jetzt plötzlich von dem Glauben der Hunderttausende verlassen, als Menschensatzung und Teufelswerk dem Hasse, der Verachtung preisgegeben. Und immer weiter drang die Aufwiegelung in Wort und Schrift, oft ungestüm und maßlos; denn wäre den Menschen jener Zeit eine andre Auffassung möglich gewesen, sie wären nicht von der alten Kirche abgefallen. Wenn aber die kirchliche Autorität jäh zusammenbrach, so wurde alle Autorität überhaupt erschüttert; was stand noch fest im Himmel und auf Erden, wenn diese tausendjährige Kirche fiel! Eine leidenschaftliche Kritik warf sich auf alle bestehende Ordnung; an der Heiligen Schrift, als an der einzig gültigen Norm, prüften unruhig Tausende nicht nur die Überlieferungen der Kirche, sondern alle Zustände in Staat und Gesellschaft, und nicht nur als ein Recht, sondern als eine religiöse Pflicht erschien es, allem ein Ende zu machen, was gegen die Schrift sei. In dieser Anschauung lag eine unermeßliche revolutionäre Kraft; wehe der Nation, wenn sie wie ein zündender Funke in die seit Jahrzehnten schon gärenden Massen des Landvolks fiel! Dann war eine furchtbare, zerstörende Erhebung unausbleiblich. Daß sie kommen werde, sahen viele auf beiden Seiten längst voraus; Luther faßte sie als die Folge des Widerstandes, den die Bischöfe, „des Teufels Boten und Statthalter", dem Evangelium leisteten, seine Gegner, wie Hieronymus Emser, als Ergebnis der lutherischen Lehre. Astrologische Prophezeiungen verkündeten große Umwälzungen und vermehrten die Aufregung. Nur eine starke Regierung wäre noch im stande gewesen, die Bewegung zu zügeln, indem sie die unvermeidlichen Reformen durchsetzte; doch nirgends gab es eine solche, und nirgends that sich die Aussicht auf umfassende Reformen auf; selbst die kirchliche Umgestaltung erschien noch in den Anfängen: noch hatte kein größerer



110. Albrecht von Brandenburg, erster Herzog in Preußen.

Nach einem Kupferstiche.

Fürst sich für sie erklärt, und die hohe Geistlichkeit stand ihr mit wenigen Ausnahmen feindlich gegenüber.

Die Hoffnungslosigkeit dieser Lage trieb den entsetzlichsten Bürgerkrieg hervor, den Deutschland jemals gesehen hat.

Der Bauernkrieg (1524—1525).

Charakter u. Ausdehnung des Bauernkrieges.

Der Bauernkrieg hatte seinen Ursprung und seine größte Stärke in den Landschaften des Südwestens, in Schwaben und Franken, wo die politische Zersplitterung am größten, die geistlichen Herrschaften am meisten verbreitet und das Gefühl des Druckes im Landvolke am lebhaftesten war, denn hier hatte der Bauer zum großen



111. Verkleinerter Titel einer Predigt von dem Bauern von Wöhrd.

Teil in günstigen Verhältnissen gelebt und sah das aufmunternde Beispiel der Schweizer nahe vor Augen. Er verbreitete sich von dort aus weiter, einerseits nach dem Salzburgischen und einigen österreichischen Landen, anderseits nach Thüringen und einigen Teilen Sachsens. Niemals also war er eine Erhebung der gesamten deutschen Bauernschaft; namentlich niederdeutsche Gebiete hat er gar nicht berührt und von den ostdeutschen nur wenige. Aber diejenigen, in denen damals die größte Kultur war, die riß er allesamt in seinen Wirbel hinein. Und hier blieb er keineswegs auf die Bauern beschränkt. Vielmehr ergriff er hier auch die städtische Bevölkerung, sogar einen Teil der unzufriedenen Ritterschaft und wurde somit zu einer allgemeinen Erhebung der gedrückten Volksmassen in Stadt und Land. Die edelsten und die gemeinsten Motive wirkten dabei zusammen wie noch bei allen großen Bewegungen: der Drang nach kirchlicher, politischer und sozialer Freiheit, wütender Haß und blinder Fanatismus

gegen die Unterdrücker, Habsucht und Mordgier arbeiteten entfesselt durcheinander. Wo war die Kraft, die sie zu beherrschen vermochte?

Schon im Juni 1524 erfolgte die erste Erhebung, dicht an der Schweizer Grenze, da wo der junge Rhein sich aus dem Bodensee nach Westen Bahn bricht. Hier brach in der Grafschaft Stühlingen, dann in dem nahen Kletgau und Hegau, endlich im Anfänge der Erhebung in Schwaben.



112. Herzog Ulrich von Württemberg.
Nach einem Gemälde in der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien.

Thurgau der Aufstand los. Unter einem gescheiten und kühnen Demagogen, Hans Müller von Bulgenbach, schwuren die Bauern in Waldshut sich zu einer „evangelischen Bruderschaft“ zusammen, die Sendlinge verbreiteten von dort aus die Aufregung durch ganz Schwaben. Sogar ein fürstlicher Führer schien sich hier an die Spitze stellen zu wollen, der 1519 verjagte Herzog Ulrich von Württemberg. Der saß

auf dem Hohentwiel, den er sich mit französischem Gelde erkauft hatte, verjagte Reichsritter zogen ihm zu, bis nach Böhmen hin gingen seine Werbungen. Er selbst rüstete 32 Fähnlein unter einem Banner mit weißem Kreuz und wartete nur der Gelegenheit, in Württemberg einzubrechen und mit Hilfe der bäuerlichen Erhebung, mit dem „Schuh", da es mit dem „Stiefel" nicht ging, sein Herzogtum wiederzuerobern. Im Februar 1525 schien ihm die Zeit gekommen zu sein; mit 10000 Mann brach er auf. Obwohl die Leute zum Teil schlecht bewaffnet waren und unterwegs schon viele entliefen, so kam er doch bis Stuttgart. Aber die Kunde von der Schlacht bei Pavia (24. Februar) und die Abberufung seiner Schweizer trieben ihn zurück.

Trotz dieses Fehlschlags gewann jedoch die Empörung täglich Boden. Noch im Februar erhoben sich die Bauern des Algäu gegen den Abt von Kempten und den Bischof von Augsburg, dann die im Norden des Bodensees. Einzelne Städte wie Memmingen und Kempten schlossen sich an. Dann wälzten sich die erregten Wogen nordwärts nach der oberen Donau: im März scharten sich hier um Leipheim östlich von Ulm 6000 Bauern zum „roten Haufen" zusammen. Im April folgten dann die Bauern Württembergs, nahmen am 25. Stuttgart, von wo der österreichische Statthalter flüchtete, und brachten den ganzen östlichen Schwarzwald in Aufruhr. Wie ein Waldbrand lief gleichzeitig der Aufstand durch das vielgeteilte Elsaß; hier wurde das stark befestigte Zabern der Mittelpunkt eines „christlichen Bundes", dem sich auch Weißenburg anschloß; selbst in Straßburg war die Aufregung so groß, daß der Rat einen Handstreich der Empörer fürchtete. Im Mai brachen auch die Bauern des österreichischen Breisgau los, am 21. erschienen sie, 12000 Mann stark, vor Freiburg und zwangen am 24. durch heftige Beschießung die Stadt zur Übergabe.



113. Ermordung eines Ritters durch aufrührerische Bauern.
Nach einem Holzschnitt Schäuffelins im „Trostspiegel".

Es war vielleicht ein Unglück für die schwäbische Bewegung, daß Herzog Ulrich, obwohl in steter Verbindung mit ihr, nicht die Oberleitung in die Hand zu nehmen vermochte. Seine Hauptmannschaft hätte dem Aufstand in Schwaben wahrscheinlich die Einheit verliehen, die ihm völlig fehlte, und hätte ihn vielleicht auch einigermaßen gezügelt.

So aber durchtobte er entfesselt die schwäbischen Gaue. Nur einzelne Haufen, kein Heer, bildeten sich vielfach unter Leitung städtisch gebildeter Männer, kleiner Beamten und „evangelischer" Prediger; sie waren es zumeist, welche der wilden Bewegung eine gewisse Richtung gaben, sie vor allem gegen die Kirche lenkten. Da fielen zahlreiche Klöster der Zerstörung anheim, wie das berühmte St. Blasien im Schwarzwald, das herrliche Maßmünster im südlichen Elsaß, das Kloster Lorch mit seinen Hohenstaufengräbern; aber auch zahlreiche Burgen erlagen der entfesselten Wut; am 2. Mai brannte



114. Kämpfende Bauern.
Holzschnitt Hans Lützelburgers nach Hans Holbein d. J.

ein Bauernhaufe von Schwäbisch-Gmünd die alte Kaiserburg Hohenstaufen aus, an welche dieses Geschlecht keine ehrwürdige Erinnerung mehr knüpfte.

Monate hindurch wußten die Aufständischen nur, was sie zerstören, nicht, was sie an die Stelle des Zerstörten setzen wollten. Da tauchte etwa im April ein ganz verständiges Programm auf und gab der Empörung Ziel und Richtung. Das waren „die zwölf Artikel der gemeinen deutschen Bauernschaft". Sie forderten unter Berufung auf die Heilige Schrift freie Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden und freie Predigt des Evangeliums, Abschaffung aller Zehntabgaben, mit Ausnahme des Die zwölf Artikel.

sogenannten großen Zehnten, und der Leibeigenschaft, freie Jagd, Fischerei und Waldnutzung, das heißt im wesentlichen die Herstellung der „gemeinen Mark“ (s. S. 147), daher auch Zurückgabe der den Gemeinden entzogenen Gemeindeländereien (Allmenden), Beschränkung der Fronden, Abstellung der willkürlich geforderten Dienste, Abschaffung der willkürlichen Strafen, endlich Beseitigung des Todfalles (Besthauptes, d. h. der Pflicht, beim Tode des hörigen Hofbesitzers das beste Stück Vieh dem Herrn abzuliefern). Am Schlusse wird die Bereitwilligkeit erklärt, in den Artikeln zu ändern, was etwa nicht der Heiligen Schrift gemäß sein sollte. In wenigen Wochen verbreitete sich das Flugblatt in vielen Tausenden von Exemplaren durch den ganzen Süden, und soweit die Bewegung überhaupt ein klares Ziel gehabt hat, ist es in diesen Sätzen enthalten gewesen.

Aufstand in Franken.

Inzwischen hatte der Aufstand sich auch nach Franken hinein verbreitet und dort mit größerer Einheit auch größere Kraft gewonnen. Zuerst erhob er in und um die freie Reichsstadt Rothenburg an der Tauber sein Haupt. In der Stadt lebte seit lange der Rat in heftigem Zwist mit den Zünften; in ihrem Gebiete hauste ein kräftiges, in den Waffen geübtes Landvolk. Dies erhob sich zuerst gegen Ende März; ihm folgte die Stadtgemeinde, aufgeregt durch mehrere Prädikanten, unter denen sich auch der flüchtige Karlstadt befand; der bisherige Rat wurde gestürzt und durch einen revolutionären ersetzt, der katholische Kultus verschwand. Schon gärte es auch im benachbarten Stifte Würzburg; in Bamberg brach am 11. April die offene Empörung los, eindringende Bauernhaufen verwüsteten in Gemeinschaft mit dem städtischen Pöbel die Hofburg und die Häuser der Domherren, kaum daß der herrliche Dom gerettet wurde; und obwohl am 15., am Sonnabend vor Ostern, der Bischof die Einsetzung eines Ausschusses zur Prüfung der Beschwerden genehmigte, so dauerten doch die Unruhen fort: über siebzig Schlösser wurden im Gebiete des Stiftes verwüstet. Auch im nahen Fürstentum Ansbach brachen Unruhen aus.

Viel bedenklicher gestalteten sich noch die Dinge, als sich im Odenwalde ein gewaltiges Bauernheer sammelte. Es nannte sich das „evangelische Heer“ oder den „hellen Haufen“; an seiner Spitze standen Georg Metzler und Wendelin Hipler, früher gräflich Hohenlohischer Kanzler, ein entschlossener und besonders fähiger Führer, weitsichtiger als die meisten seiner Genossen. Er wurde bald die Seele des ganzen fränkischen Aufstandes. Am 4. April sammelte sich zunächst der „helle Haufe“ bei dem schönen Benediktinerkloster Schönthal an der Jagst, plünderte es gründlich und zog dann, vereinigt mit dem militärisch verhältnismäßig gutgeschulten „schwarzen Haufen“, der sich unter dem fränkischen Ritter Florian Geyer in der Gegend um Rothenburg a. T. gebildet hatte, am 10. April südwärts.

Eroberung Weinsbergs.

Die Grafen von Wertheim und Löwenstein wurden zur Anerkennung der zwölf Artikel gezwungen, und am Ostersonntage erschien das Bauernheer vor Weinsberg. Die Stadt und das sagenberühmte Schloß Weibertreu waren durch eine schwache Besatzung des Schwäbischen Bundes unter dem Grafen Ludwig von Helfenstein gedeckt. In Hoffnung auf baldigen Entsatz ermahnte dieser seine Leute und die Bürger zu tapferem Ausharren und wies die Aufforderung des Bauernanführers zur Übergabe ab. Gereizt dadurch und noch mehr durch die Verwundung eines ihrer Parlamentäre, gingen die Bauern mit größtem Ungestüm zum Sturme vor.

Florian Geyer überwältigte in kurzer Zeit das Schloß, andre Kolonnen warfen sich auf die Mauern der Stadt, rissen die Palissaden heraus und legten schnell die Leitern an. Das heftige Feuer der Besatzung vermehrte nur die Erbitterung der Angreifer; „wie die Katzen“ klommen Geyers Leute die Leitern empor, und als nun vollends ein Ausfallspförtchen aufgesprengt wurde, da verließen die Verteidiger in wilder Flucht die Mauern, und in dichten Haufen ergossen sich die Stürmer, zu blinder

Wut entflammt, in die Gassen. Die Bürger schonten sie, doch was Stiefel und Sporen trug, das war dem Verderben bestimmt. Nur einige zwanzig Edelleute, darunter Graf Helfenstein, fielen, nach tapferer Gegenwehr in der Kirche, gefangen den Bauern in die Hände, aber nur, um zu einer besonderen barbarischen Exekution, dem Tode „beim Gassenlaufen“ nach Landsknechtssitte, aufgespart zu werden. Am dritten Ostertage führte man die Unglücklichen hinaus. Umsonst bot der Graf Helfenstein eine



115. Florian Geyer.
Nach einem Kupferstiche von Daniel Hopfer.

Summe von 30000 Gulden den Empörern als Lösegeld; umsonst warf sich seine unglückliche Gemahlin, eine natürliche Tochter Kaiser Maximilians, ihren zweijährigen Knaben auf dem Arme, um Gnade flehend den Führern der Bauern zu Füßen; erbarmungslos wurden erst der Graf, dann seine Gefährten in die speerstarrende Gasse gejagt, wo gar bald einer nach dem andern sterbend zusammenbrach.

Entmutigt durch den Weinsberger Erfolg und durch den Schrecken, den er weithin verbreitete, nahm jetzt der ganze Adel vom Odenwalde bis zur schwäbischen Grenze

Erfolge der Bauern. die zwölf Artikel an; die Bauernführer aber beschlossen, alle Edelleute und Klöster „abzuthun“, zunächst Heilbronn in die „christliche Bruderschaft“ aufzunehmen, dann die mainzischen und würzburgischen Stiftslande zu unterwerfen. In Heilbronn bestand schon seit längerer Zeit, besonders unter den Weingärtnern, eine revolutionäre Verbindung; als jetzt am 18. April der „helle Haufe“ vor der Stadt ankam, erzwang er die Übergabe und den Anschluß an das Bündnis. Dasselbe geschah im nahen Wimpfen; beide Städte stellten dem Bauernheere Mannschaften, Waffen und Geschütz. Hier siegreich, wandte sich das nun wiedervereinigte Bauernheer unter dem bekannten Reichsritter Götz von Berlichingen, der es, nicht gerade freiwillig, seit dem 24. April führte, nordwärts ins mainzische Gebiet, plünderte am 30. April das reiche Benediktinerkloster Amorbach und erzwang am 7. Mai von dem Statthalter, Bischof Wilhelm von Straßburg, der im Aschaffenburger Schlosse von den aufständischen Bürgern und Spessarter Bauern eingeschlossen war, für das ganze Erzstift einen Vertrag auf Grund der zwölf Artikel. Ebenso huldigte der Graf von Wertheim, ja er schloß sich selber dem Heere an. Angesichts solcher Erfolge brach auch in Frankfurt a. M. die Bewegung los, längst vorbereitet durch eine „evangelische Bruderschaft“ unter Dr. Gerhard Westerburg von Köln, einem Schwager Karlstadts; ein Revolutionsausschuß trat an die Spitze und zwang den Rat zur Annahme seiner (41) Artikel. Weithin am Rhein hinab verbreitete sich von da aus die Gärung.

Inzwischen war das fränkische Bauernheer ins Würzburgische einmarschiert. Der nach Heidelberg geflüchtete Bischof hatte die Aufforderung zum Anschlusse abgewiesen; um so leidenschaftlicher flammte der Aufstand im ganzen Stiftsgebiet empor. Selbst die Stadt Würzburg schloß sich an. In Menge wurden Schlösser und Klöster geplündert und ausgebrannt; doch die Festung von Würzburg, der Marienberg, am linken Mainufer auf steiler Höhe Fluß und Thal überragend, hielt unter Sebastian von Rotenhan tapfer stand; an ihr brachen sich wie an einem Felsen die schäumenden Wogen des fränkischen Bauernaufstandes.

Reformprogramm von Heilbronn. Aber wohin sonst die Führer blickten, waren sie siegreich in Franken und Schwaben; im Norden war Thüringen in den Händen Thomas Münzers, und bis in die Alpenlande hinein flutete die stürmische Bewegung. Da war es begreiflich, wenn in den Köpfen der Leiter der süddeutschen Revolution der verwegene Gedanke auftauchte, die so oft schon versuchte, aber immer wieder gescheiterte Reform der Reichsverfassung selber in die Hand zu nehmen. Wahrscheinlich aus der Feder Wendelin Hiplers floß ein Entwurf, so großartig angelegt, daß er unter den Programmen der nationalen Entwickelung einen hervorragenden Platz verdient, zugleich der letzte Versuch derart vor 1848. Hipler forderte außer der schon formulierten Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse Einziehung aller geistlichen Güter auf Rechnung des gemeinen Nutzens, Beseitigung des römischen Rechts, Wiedereinführung des deutschen Rechts mit Volksgerichten aus allen Ständen, als höchste Instanz das Reichskammergericht, keine Steuer außer der Kaisersteuer, Einheit von Münze, Maß und Gewicht im ganzen Reiche, Beschränkung des Wuchers der großen Handelshäuser und Sicherheit der Landstraßen. Eine provisorische Reichsregierung sollte in Heilbronn gebildet, ein organisiertes Heer im Felde gehalten, ein Parlament nach Heilbronn berufen werden. Wäre das durchzuführen gewesen, so wäre eine sich dem Einheitsstaate nähernde Verfassung unter einem starken Königtum aus der furchtbaren Bewegung hervorgegangen und unsägliches Elend der Nation erspart geblieben. Es war ein Unglück nicht bloß für die Bauern, sondern für Deutschland, daß die Führer die Massen nicht zu bemeistern, ihre wilden Leidenschaften, die sich auf Zerstörung und Rache, aber nicht auf die Reichsreform richteten, nicht zu zügeln vermochten.

Obendrein hatte die Revolution in Thüringen, unter der Leitung von Thomas Münzer, Pfeiffer und Karlstadt, einen schlechthin radikal-sozialistischen und fanatisch-religiösen Charakter angenommen. Der thüringische Bauernkrieg.

Aus Wittenberg 1522 verjagt, hatte sich Münzer zunächst nach Böhmen gewandt, trat aber, nach kurzem Aufenthalte in Nordhausen, Ostern 1523 als Prediger in Allstädt bei der Sachsenburg auf. Hier stiftete er einen weitverzweigten kommunistischen Geheimbund zum Umsturz alles Bestehenden und proklamierte als einzige Autorität die unmittelbar auf den Menschen wirkende göttliche Erleuchtung. Infolge der großen Aufregung, die er weithin hervorrief, verwies ihn die kursächsische Regierung des Landes. Doch fand Münzer Zuflucht in der freien Reichsstadt Mühlhausen, wo ein ausgetretener Mönch Pfeiffer bereits viel Anhang unter dem Volke gefunden hatte. Von hier abermals vertrieben (September 1524), wandte sich Münzer nach Schwaben, wohin damals auch Karlstadt kam, der in Orlamünde eine Gemeinde nach seinem eignen Kopfe eingerichtet hatte und schließlich auf Luthers Rat ausgewiesen worden war. Nun gelang es unterdessen Pfeiffer und Münzer, in Mühlhausen festen Fuß zu fassen. Der Rat wurde gestürzt und durch eine revolutionäre Behörde ersetzt, die Bilder in den Kirchen zertrümmert, das Dominikanerkloster verwüstet, die geistlichen Güter eingezogen, der Kommunismus proklamiert. Mit der Autorität eines gottgesandten Propheten verbreitete Münzer überallhin durch seine Sendboten den Aufstand, forderte den Beitritt zu dem „Bunde der Brüder in neuer Freiheit und Gleichheit", predigte den Vertilgungskrieg gegen die Fürsten und Herren. „Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut", so rief eines seiner Sendschreiben den Mansfelder Bergleuten zu. Die Grafen von Mansfeld, Stolberg und Hohenstein fügten sich; der Rat von Erfurt öffnete am 28. April den Aufständischen die Thore und gab, um sich selbst zu retten, die geistlichen Güter der Plünderung preis, was freilich seinen Sturz durch einen revolutionären Ausschuß nur aufhielt, aber nicht hinderte. Zahlreiche Klöster — mindestens siebzig, darunter das schöne Reinhardsbrunn — fielen der Zerstörung oder Plünderung anheim. Von Thüringen her lief der Aufstand hinüber ins Vogtland und Erzgebirge, wo besonders die Bergleute eifrig bei der Sache waren; es gärte in der Oberlausitz und in Schlesien.

Mit den „zwölf Artikeln" hatte sich verhandeln lassen, auch mit dem Heilbronner Programm wäre eine Verständigung der weltlichen Fürsten möglich gewesen; denn wenn diese auch zu gunsten des Kaisertums auf zahlreiche Rechte hätten verzichten müssen, so hätten ihnen doch aus den geistlichen Gütern reichliche Entschädigungen gewährt werden können. Mit dem Münzerschen Aufruhr gab es keinen Vertrag; die neue Ordnung, die er erstrebte, mußte entweder siegen und siegend alle bestehenden Verhältnisse in Stücke schlagen oder untergehen. Aber es ließ sich ja denken, daß diese thüringische Erhebung unterlag und die gemäßigteren Gedanken zur Ausführung kamen. Freilich mußte sich dann der bürgerliche Mittelstand in weit größerem Maßstabe als bisher der Bewegung anschließen. Ob das geschehen werde, das hing in der That von dem Worte des Mannes ab, der damals die Meinungen der Deutschen mächtiger als je ein König regierte. Wenn jetzt sich Martin Luther für die Sache des Aufstandes aussprach, so war dessen Sieg aller Voraussicht nach entschieden, und damit brach zugleich die ganze alte Kirche morsch zusammen. Luther und die Bauern.

Wäre in Luther ein Funken weltlichen Ehrgeizes lebendig gewesen, hätte er jemals sich leiten lassen von Gründen der Zweckmäßigkeit, statt von der Entscheidung des Gewissens, er hätte sich auf die Seite der Bauern gestellt. Doch niemals hat er dazu einen Versuch gemacht. Die zwölf Artikel hatte er mit einer „Ermahnung zum Frieden" beantwortet, den Bauern ihren Aufruhr, den Herren ihre Härte energisch vorgehalten und zur Einsetzung von Schiedsgerichten, zu friedlicher Verständigung geraten. Es fehlte ihm weder der Mut, es mit beiden Parteien zu verderben, noch im Momente der höchsten Gefahr, als der Aufstand fessellos tobte, die Entschlossenheit, sich geradeswegs ihm entgegenzuwerfen. Erregt durch die Greuel in Weinsberg und in Thüringen, seiner Heimat, schleuderte er das leidenschaftliche Pamphlet „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern" in die Welt. Zum rücksichtslosen Zuschlagen forderte er die Fürsten auf, das sei die göttliche Pflicht, die ihnen obliege; „drum soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann;" wer in diesem Dienste umkomme, der sei ein Märtyrer Christi. So kühn er die bestehende geistliche Ordnung angegriffen

hatte, so unerschütterlich hielt er an der weltlichen fest; er gab die preis, die sich im Namen des Evangeliums gegen sie erhoben hatten.

Damit gewann die Sache dieser Ordnung ein gewaltiges moralisches Übergewicht. Und sobald sich die Fürsten ermannt hatten, waren auch ihre kriegsgeübten Reisigen und Landsknechte, die nach der Schlacht bei Pavia scharenweise über das Gebirge zurückströmten, den zwar zahlreichen, aber schlecht bewaffneten und ungeschulten Bauernheeren zweifellos weit überlegen, zumal unter diesen keinerlei einheitliche Leitung bestand.

Niederwerfung des thüringischen Aufstandes.

Zuerst erhob sich im Westen Philipp von Hessen, brachte zunächst die Bauern in Hersfeld und Fulda zur Ruhe und rückte dann in Thüringen ein. Von der andern Seite kamen die Scharen Herzog Georgs und Kurfürst Johanns, der in diesen drangvollen Tagen nach dem friedlichen Tode seines Bruders, Friedrichs des Weisen, auf Schloß Lochau bei Torgau (5. Mai 1525) die Regierung übernommen hatte. Bei Frankenhausen, nördlich von der Stadt auf den nach Süden steil abfallenden kahlen Felshöhen des „Schlachtenberges", die sich nach dem Kyffhäuser hinaufziehen, lagerten die Bauern, zwar zahlreich und mit mächtigen Geschützen versehen, aber schlecht gerüstet und ohne Munitionsvorräte, mehr als auf ihre Waffen und ihre Wagenburg auf die Verheißungen ihres Propheten vertrauend. Als aber am 15. Mai das fürstliche Heer heranzog, 3400 Reisige und 8400 Fußknechte stark, da begann sich beim Einschlagen der ersten Geschützkugeln das Bauernheer aufzulösen; fast ohne Widerstand wurde das Lager genommen, 5000 Bauern wurden erschlagen, die Stadt selbst erstürmt und gebrandschatzt, Münzer und Pfeiffer gefangen und Ende Mai hingerichtet. Auch Mühlhausen unterwarf sich am 25. Mai und zahlte 40000 Gulden; in Erfurt gewann der alte Rat wieder die Oberhand und strafte blutig den Aufruhr. Auf diese Nachrichten verliefen sich die Haufen im Vogtlande und im Erzgebirge, und schwere Strafgelder wurden den Gemeinden auferlegt. Auch im Süden folgten nun rasch die Entscheidungen.

Niederlage der schwäbischen Bauern.

Herzog Anton von Lothringen schloß die elsässischen Bauern in Zabern ein und zwang sie am 17. Mai zur Übergabe gegen freien Abzug; doch wurde ihnen der Vertrag nicht gehalten und sie sämtlich, an 17000, beim Ausmarsche zusammengehauen. Fast zu derselben Zeit ging das Heer des Schwäbischen Bundes, der mit den Bauern im Allgäu und am Bodensee zunächst den Waffenstillstand von Weingarten abgeschlossen hatte (17. April), unter Georg Truchseß von Waldburg gegen die Württemberger vor und sprengte sie bei Sindelfingen (südwestlich von Stuttgart) auseinander. Schon am 18. Mai nahm es dann, sich nordwärts wendend, Weinsberg und steckte es zur Strafe für die Greuel der Ostertage in Brand.

Inzwischen hatte auch der Kurfürst Ludwig von der Pfalz zu Heidelberg ein Heer gesammelt und führte es, verstärkt durch hessische und triersche Zuzüge, gegen Bruchsal, wo die aufständischen Bauern des Bistums Speier lagerten. Am 25. Mai bereits kapitulierten sie, lieferten die Waffen und die Rädelsführer aus und zahlten Strafe. Dann wandten sich die Sieger ostwärts und vereinigten sich in der Nähe von Neckarsulm mit dem Heere des Schwäbischen Bundes (28. Mai); 2500 Reiter und 8000 Mann Fußvolk stark, rückten sie darauf in Franken ein.

Noch lagerten die fränkischen Bauernheere vor der unbezwungenen Marienburg. Am 15. Mai hatten sie alles zum Angriffe fertig. Als schon die Nacht hereingebrochen war, abends 9 Uhr, brachen ihre Haufen unter dem Schmettern der Trompeten mit fliegenden Fahnen und lautem Kriegsgeschrei zum Sturme vor. Über dem dunklen Thale stand das hochragende Schloß wie in Feuer getaucht, denn ununterbrochen zuckten die Blitze der Schüsse durch die Nacht, dazwischen flogen rotflammende Pechkränze und blauleuchtende Schwefelringe den Angreifern entgegen. Aber alle Anstrengungen

waren umsonst; mit schwerem Verluste wichen um 2 Uhr nach Mitternacht die Stürmer zurück, der „Frauenberg" blieb ihnen unbezwinglich. Kurz darauf kamen die niederschlagenden Nachrichten von Sindelfingen; da zog der „helle Haufe" unter Götz von Berlichingen südwärts, um den Württembergern Hilfe zu bringen.

Niederlage der fränkischen Bauern.

Doch der Reichsritter verließ am 29. Mai heimlich seine Scharen, und dadurch schon entmutigt, stießen die führerlosen Bauern am 2. Juni bei Königshofen an der Tauber auf das von Süden heranziehende fürstliche Heer. Schon beim Anblicke seiner wohlgerüsteten Massen lösten sich die Bauernhaufen in verwirrter Flucht auf; in Menge erlagen sie den verfolgenden Reisigen. Zwei Tage später, am 4. Juni, hatte der „schwarze Haufe", der unter Florian Geyer, von Würzburg ablassend, südwärts gezogen war, bei Ingolstadt und Sulzdorf zwischen Main und Tauber das gleiche Schicksal; nur der Führer brach nach tapferem Widerstand in der Kirche von Ingolstadt mit einigen Hunderten durch. Wenige Tage nachher starb er bei Schwäbisch-Hall einen ehrlichen Kriegertod. — Nun fielen auch rasch hintereinander Würzburg (7. Juni) und Rothenburg (28. Juni), und als sich die pfälzisch-trierschen Truppen mainabwärts wandten, unterwarfen sich auch die mainzischen Bauern und Frankfurt durch Vertrag (26. Juni).



116. Götz von Berlichingens Reliefbildnis auf seinem Grabsteine im Kloster Schönthal. Nach einer Originalphotographie.

Am oberen Main stellten die Scharen des Schwäbischen Bundes und Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach die Ordnung wieder her. Danach rückte Georg Truchseß nach dem südlichen Schwaben vor. Hier hatten sich die Allgäuer erhoben, bedrohten Füssen und hofften den Aufstand auch über den Lech nach Bayern hineinzutragen. Aber teils war dort die Lage der Bauern wesentlich besser als in Schwaben, teils hielt die Landesregierung unter der Leitung des Kanzlers Dr. Leonhard von Eck jede Regung mit eiserner Hand nieder und besetzte die ganze Lechgrenze mit starken Truppenabteilungen. Diese gingen sogar trotz jenes Waffenstillstandes, den der Schwäbische Bund mit den Allgäuern geschlossen hatte, über den Lech und verbrannten

Buchloe, was die erbitterten Bauern im Mai mit einem Einfalle nach Bayern vergalten. Endlich brachte Erzherzog Ferdinand am 30. Mai einen Vertrag in Füssen zustande. Da aber der Erzherzog durch die tirolischen Verhältnisse in Anspruch genommen wurde, so kümmerte sich der Schwäbische Bund nicht weiter um den Vertrag, sondern unterdrückte mit grausamer Härte die Allgäuer. Die Bauern des südlichen Schwarzwalds trieb Graf Felix von Werdenberg bei Hilzingen (nordöstlich von Schaffhausen) ohne Mühe auseinander (16. Juli). Nur Waldshut wehrte sich bis in den Dezember.

Wo nicht Verträge gelangen, da wütete erbarmungslos die Rache der erbitterten Sieger. Hunderte verbluteten auf dem Hochgericht, schwere Bußen drückten die Geschlagenen vollends danieder. Auf Jahrhunderte haben die Niederlagen und die Blutgerichte des Jahres 1525 die Kraft des südwestdeutschen Bauernstandes gebrochen.

Götz von Berlichingen wurde zunächst vom Reichskammergerichte 1526 für schuldlos erklärt, aber 1528 auf Betrieb seiner Feinde nach Augsburg vorgeladen, dort bis 1530 in enger Haft gehalten und endlich am 4. März gegen das Versprechen entlassen, zeitlebens auf seiner Burg Hornberg zu bleiben. Erst um 1540 wurde er seiner Haft entledigt, zog 1542 gegen die Türken, 1544 gegen die Franzosen zu Felde, verlebte aber seine letzten Jahre, mit der Abfassung seiner Lebensbeschreibung beschäftigt, ruhig in Hornberg und starb hier am 23. Juli 1562. Seine Leiche wurde im Kreuzgange des Klosters Schönthal beigesetzt.

Bauernkrieg in den Ostalpenländern

In mancher Beziehung verschieden von der südwestdeutschen Bewegung gestaltete sich die Revolution in Salzburg und in den österreichischen Landschaften. In jenem Erzstift ging sie vor allem von den evangelisch gesinnten Bergleuten des Gasteiner Thales aus und verbreitete sich im Mai 1525 von dort rasch über das ganze Land. Selbst die Stadt Salzburg fiel in die Hände der Aufständischen, der Erzbischof Matthäus Lang wurde auf der Hohensalzburg belagert. Aus dem Erzbistum schlug dann der Aufstand ins steirische Ennsthal hinüber und fand ganz besonders an den Bergorten Eisenerz und Schladming festen Halt. Als der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein zu seiner Bewältigung heranzog, wurde er am 2. Juli bei Schladming, da seine unzuverlässigen Söldner ihn verließen, geschlagen und gefangen nach dem Salzburgischen Schlosse Werfen gebracht. Der Aufstand erschien um so aussichtsvoller, als sowohl die bayrische wie die österreichische Regierung nicht abgeneigt war, die Revolution zur Einziehung des Erzstiftes zu benutzen; nur daß beide es für sich begehrten, verhinderte die Ausführung. Endlich rückten auch hier bayrisch-schwäbische Truppen ein, erzwangen am 1. September die Unterwerfung der Salzburger Rebellen durch Vertrag und machten dann im Verein mit österreichischen Streitkräften dem Aufstande auch im Ennsthale ein blutiges Ende. Doch bäumte 1526 im Salzburgischen die Empörung von neuem auf; erst der Sieg und das Blutgericht von Radstadt warfen sie im Juli zu Boden. In Ober- und Niederösterreich hatte es nur unruhig gegärt; weiteres verhütete der Adel, indem er sich seiner Bauern gegen die Brandschatzungen der Regierung kräftig annahm.

Dagegen errang in Tirol die Revolution einen großen und dauernden Erfolg. Schon seit 1519 waren dort mehrfach Unruhen zu stillen gewesen, die zum Teil mit dem Eindringen evangelischer Lehrmeinungen zusammenhingen. Als nun die Nachbarlande in Flammen gerieten, schlug unter Michael Gaismayrs Führung zuerst das Landvolk im südtirolischen Stifte Brixen los, und ein Bauernparlament in Meran forderte in 106 Artikeln Einziehung der geistlichen Güter, einheitliches deutsches Recht, Volksgerichte, Abschaffung aller bäuerlichen Lasten, freie Jagd und Fischerei, endlich Durchführung der kirchlichen Reform. Da Erzherzog Ferdinand rasch begriff, daß die Bewegung sich nicht sowohl gegen ihn, als gegen die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit richte, so berief er die Stände Nordtirols nach Innsbruck und verhandelte

mit den Aufständischen. Zwar die kirchliche Reform wies er ab, aber die neue Landesordnung (17. Juli) genehmigte die übrigen Forderungen der Bauern zum großen Teil, und erzherzogliche Truppen besetzten darauf auch das Stift Brixen für die landesfürstliche Verwaltung.

Folgen des Bauernkrieges.

Tirol war beinahe das einzige deutsche Land, wo der Aufstand der Bauern eine dauernde Erleichterung verschaffte; sonst war ihre Lage nach der Revolution allerorten schlimmer als vorher. Allmählich erstarb unter hartem Druck jedes politische Interesse und Verständnis in der großen Masse des deutschen Volkes, und von der Bildung der höheren Stände war der deutsche Bauer mehr ausgeschlossen als jemals. Die Reformbewegung aber, die mit dem Anfange des Jahrhunderts so kräftig und in so großem Stile begonnen hatten, kam auf staatlich-sozialem Gebiete völlig ins Stocken; denn der Sieg im Bauernkriege war dem deutschen Fürstentume geblieben, das eine Reform der Reichsverfassung nicht wollte. So beschränkte sich seitdem die ganze Bewegung auf die Umgestaltung der Kirche.

Die Zeit des ersten italienischen Krieges.
(1521—1526.)

Karls V. europäische Stellung.

Kein Geringerer als Napoleon I. hat einmal seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Karl V. den Bauernaufstand nicht dazu benutzt habe, um die fürstliche Gewalt zu zertrümmern und den monarchischen Einheitsstaat in Deutschland aufzurichten. Nichts beweist besser, wie völlig verschieden die Stellung beider Herrscher war. Karl V. fühlte sich nicht nur an keinem Punkte in innerem Zusammenhange mit dem deutschen Leben, stand ihm vielmehr fremd, ja feindselig gegenüber; er hat auch nie etwas andres gewollt als die Behauptung, Befestigung und Erweiterung seiner Macht auf den gegebenen Grundlagen, mit den Mitteln der neuen italienischen Politik, ohne irgend welche neue, schöpferische Gedanken, und er erkannte nur ein Interesse an, von dem er sich leiten ließ, nämlich das seines Hauses und in zweiter Linie das der Kirche.

Schon in der unglücklichen Zusammensetzung seines Reiches, in dieser Anhäufung spanischer, italienischer, niederländischer, deutscher Gebiete, tritt dieser Gesichtspunkt maßgebend hervor, er hat dann vierzig Jahre lang die kaiserliche Politik beherrscht. Die feste Grundlage seiner Macht bildete aber doch vor allem Spanien, daneben die Niederlande, und Spanier und Niederländer sind es auch wesentlich, die sich der Durchführung der Pläne Karls V. widmen. Freilich hat der Kaiser erst durch schweren Kampf sich in den festen Besitz Spaniens zu bringen vermocht.

Karl und die Spanier.

Als Karl, nach dem Tode seines Großvaters Ferdinand (23. Januar 1516) und bei der Unfähigkeit seiner trübsinnigen Mutter Juana Erbe der spanischen Reiche geworden, nach stürmischer Überfahrt am 19. September 1517 zu Villaviciosa in Asturien ans Land stieg, da fand er zunächst eine nationalspanische Regierung unter dem greisen Kardinal Ximenez, dem Erzbischof von Toledo, vor. Aber der junge Fürst stand damals noch völlig unter dem Einflusse seiner niederländischen Umgebung; er entließ deshalb gleich nach seiner Ankunft den Kardinal, der im Kummer darüber schon im November desselben Jahres starb, gab alle einflußreichen Stellen an Niederländer und legte zugleich den Unterthanen schwere Steuerlasten auf, ohne die Zustimmung der Reichsstände (Cortes) dazu einzuholen. Der schweren Mißstimmung, die dies erregte, gaben zunächst die kastilischen Cortes dadurch Ausdruck, daß sie im Februar 1518 zu Valladolid den Eid Karls I. auf die kastilianische Verfassung forderten und erzwangen; dann erst bewilligten sie 600000 Dukaten auf drei Jahre. Unter ähnlichen Bedingungen huldigten die aragonesischen Cortes in Saragossa (Mai 1518),

die katalonischen in Barcelona (Februar 1519). Die kaum beschwichtigte Mißstimmung schwoll jedoch sofort wieder an, als bekannt wurde, Karl gedenke sich nach Deutschland zu begeben und zuvor einen allgemeinen Tribut in Spanien einzukassieren. Umsonst widerstrebten die zu Santiago in Galicien versammelten kastilischen Stände, umsonst forderten die Städte, die die neue Steuer besonders traf, wenigstens einen Anteil an der Erhebung der Steuern; Karl schlug die Bitte ab, setzte so recht im Gegensatz zu allen Wünschen der stolzen Kastilianer seinen Lehrer, den Kardinal Hadrian von Utrecht, als Regenten ein und ging am 20. Mai 1520 von Coruña aus nach den Niederlanden in See.

Der Aufstand der spanischen Comuñeros (1520—22).

Entstehung des Aufstandes.

Karl ließ die tiefste Mißstimmung hinter sich zurück. Vor allem die Städte Kastiliens waren erbittert über die Herrschaft der Fremden wie über die neue verfassungswidrige Steuer; aber auch die Geistlichkeit war vielfach aufgeregt durch die päpstliche Bewilligung des Türkenzehnten von den geistlichen Gütern für die Bedürfnisse des Königs. Schon im April 1520 hatte sich die Hauptstadt Neukastiliens, Toledo, erhoben, schwer gereizt durch die Ernennung eines unbedeutenden jungen Menschen zum Erzbischof, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er der Neffe des Herzogs von Chièvres war. Vorwärts trieb noch Juan de Padilla, ein Mitglied des Rates, ein feuriger, aber unklarer Schwärmer, auf den wiederum seine stolze, freiheitsliebende, hochbegabte Gemahlin Maria Pacheco, Gräfin von Tendilla, den größten Einfluß übte; im Mai und Juni folgten Segovia, Madrid und Burgos; bald waren fast alle Stadtgemeinden Kastiliens in Bewegung. Eine Junta zu Avila trat an die Spitze und stellte die Forderungen der Städte (Comuñeros) auf: Entfernung der Fremden aus allen Ämtern, Auflösung der gegenwärtigen Regentschaft, Besteuerung des Adels und der Geistlichkeit, Vermeidung jeder Veräußerung von Krongut, regelmäßige Berufung der Cortes aller drei Jahre, Freiheit der Rede und der Person für jeden Abgeordneten. In den Städten selbst nahm die Bürgergemeinde (Comunidad) die Verwaltung in die Hände an Stelle des überall aus Adligen und Kaufherren bestehenden Stadtrates (Ayuntamiento). Über die Grenzen Kastiliens hinaus verbreitete sich der Aufstand nur an einer Stelle. In Valencia vereinigten sich gegen die Herrschaft des Adels, der alle städtischen Ämter in den Händen hatte, die alten zünftischen Waffengenossenschaften der Gemeinde zu einer „Brüderschaft" (Germania), verjagten den Adel samt dem königlichen Statthalter und legten die ganze Gewalt in die Hände eines revolutionären Ausschusses von dreizehn Männern, der sie zu gunsten der Massen ausübte. Rasch verbreitete sich hierauf der Aufruhr über das ganze Königreich Valencia, und überall in Stadt und Land organisierten sich die Waffenbrüderschaften gegen den Adel. An der Spitze stand zuerst in Xativa, dann in Valencia selber Juan de Bilbao, Sohn eines kastilischen Juden, der sich Don Enriquez Manrique de Ribera nannte, sich für einen Enkel der katholischen Könige ausgab und durch „Zauberkünste" abergläubische Furcht um sich zu verbreiten verstand. Bald schloß sich auch die nahe Insel Majorca an, und hier wie in Valencia gewann die Revolution einen kommunistisch-demokratischen Charakter, der in mancher Beziehung an den deutschen Bauernkrieg erinnert.

Die Comuñeros und Juana.

Der kastilischen Erhebung blieb ein solcher fern. Ihre Führer versuchten ihr sogar ein legitimes Ansehen zu geben, indem sie die trübsinnige Juana als die legitime Königin gegen den von Fremden beeinflußten Karl I. auf den Schild erhoben. Am 29. August drangen sie im Schlosse von Tordesillas (am Duero) ein, wo sich die Königin unter Obhut des Marquis von Denia befand, entfernten den bisherigen Hüter

und wußten in der That den Schein einer Regierung Juanas dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie über alles, was etwa die Königin auf ihr Drängen sagte, ein beglaubigtes Protokoll aufnahmen und in dieser Form ihre Befehle ausgehen ließen. Freilich zu irgendwelcher Unterschrift war Juana nicht zu bewegen, und daß sie trotz einzelner lichter Momente im ganzen unzurechnungsfähig blieb, daran zweifelten auch die Comuñeros nicht. Aber die Junta verlegte des Scheines wegen ihren Sitz nach Tordesillas und berief dahin für den Oktober 1520 auch die Cortes. Besonders eifrig unterstützte sie damals der Bischof des nahen Zamora, der ehrgeizige, listige und kühne Antonio de Acuña.

Sieg der Königlichen.

Da gelang der Regentschaft, die zunächst von Valladolid nach Medina del Rio seco hatte flüchten müssen, ein staatsmännisches Meisterstück. Isabella hatte einst mit Hilfe der Städte den Adel gebändigt; jetzt verstand es die Regentschaft, diesen gebändigten Adel gegen die empörten Städte zu gewinnen, indem sie zwei der hervorragendsten kastilischen Granden zur Teilnahme an der Regierung berief. Um so williger schloß sich der hohe Adel ihnen an, als die Pläne der Comuñeros seine bevorrechtete Stellung und sogar seinen Besitz bedrohten. Damit gewann die Regentschaft schnell ein schlagfertiges Heer. Obendrein wußte sie in Andalusien einen loyalen Bund der bedeutendsten Städte ins Leben zu rufen, und auch von den kastilischen fiel im November das wichtige Burgos ab, eifersüchtig auf den Vorrang Toledos. Als nun im Dezember auch Tordesillas durch einen raschen Angriff in die Hände der königlichen Truppen gefallen war, da nahte die Entscheidung. Um das im Februar 1522 genommene feste Torre de Lobaton, nördlich von Tordesillas, hatte Padilla als Oberbefehlshaber die Truppen der Comuñeros vereinigt; da er aber die Überlegenheit der Gegner im freien Felde fürchtete, so setzte er sich den Duero abwärts nach dem festen Toro in Bewegung, um dort Zuzüge abzuwarten. Während dieses Marsches wurde er am Morgen des 21. April 1521 bei strömendem Regen auf durchweichtem Boden in der Nähe von Villalar von den königlichen Truppen angegriffen und nach kurzem Kampfe völlig geschlagen. Er selbst fiel mit einigen andern Führern in Gefangenschaft und starb schon am 22. April den Tod durch Henkershand als ein tapferer Mann und frommer Christ. Darauf unterwarf sich fast das ganze Land; nur in Toledo wehrte sich die hochsinnige Maria Pacheco bis in den Februar 1522; dann entkam sie verkleidet nach Portugal, wo sie 1531 starb. Noch später gelang es dem Adel und den besitzenden Klassen in Valencia, der kommunistischen Massen Herr zu werden; das feste Xativa wurde nach hartnäckiger Verteidigung erst im Dezember 1522 zu Ergebung genötigt, dann auch Majorca im März 1523 beruhigt.

Folgen des Aufstandes.

Inzwischen war bereits Karl V. mit einigen Tausenden deutscher Landsknechte und zahlreichem Geschütz am 16. Juli in Santander gelandet. Während er langsam nach Valladolid hinaufzog, behielt die Regentschaft Zeit, eine Anzahl unumgänglicher Strafurteile zu vollstrecken; die Ankunft des Königs in seiner Hauptstadt aber wurde durch die Gewährung einer allgemeinen Amnestie gefeiert (November 1522), von der freilich gegen 300 Teilnehmer am Aufstande ausgeschlossen blieben. Denn harte Strenge, nicht, wie ihm sogar Herzog Alba riet, schonende Milde bezeichnete sein ganzes Verfahren. In Valencia nahm er die von dem Vizekönig schon gewährte Amnestie zurück und verhing massenhafte Todesurteile, so daß der Schrecken Tausende aus ihrer Heimat trieb und bald 5000 Häuser im Königreiche leer standen. Die Mauren, den größten Teil der Landbevölkerung, die von der „Germania“ aus Haß gegen den Adel und aus Glaubenseifer zur Taufe gezwungen worden waren und nach der Niederwerfung des Aufstandes zu ihrem alten Glauben zurückkehrten, wollte die Regierung mit Gewalt daran hindern. Ein entschlossener Aufstand im Jahre 1525 war die Folge. Erst im

Jahre 1526 nach blutigen Kämpfen konnte er namentlich durch die deutschen Landsknechte unterdrückt werden, aber das platte Land versank in Verödung, und der Adel, dessen wertvollste Unterthanen die Mauren gewesen waren, geriet in Armut. Ungeheure Summen flossen aus den eingezogenen Gütern der Aufständischen hier und in Kastilien in die stets leeren Kassen des Königs. Vor allem benutzte Karl V. seinen Sieg, um seine königliche Gewalt fester als bisher zu gründen. Die Cortes von Kastilien und Aragonien blieben nebeneinander bestehen, wie die formelle Selbständigkeit der beiden Reiche, aber die verschiedenen Stände berieten seitdem getrennt, und das Wahlrecht in den Gemeinden wurde beschränkt. Wenn sodann bisher stets die Erledigung der ständischen Beschwerden (peticiones) der Bewilligung der königlichen Geldforderungen (servicios) vorangegangen war, so wurden nun diese zuerst beraten und jene dadurch unwirksam gemacht, und bald bestand die ganze Thätigkeit der Cortes in der anstandslosen Bewilligung der geforderten servicios. Seit 1538 erschienen überhaupt fast nur noch die Abgeordneten (procuradores) der Städte in den Cortes, und die allgemeinen Reichsstände hörten thatsächlich ganz auf. Die feierliche Erneuerung des kastilischen Staatsgrundgesetzes in Valladolid 1523 änderte nichts an der Thatsache, daß fortan die Krone mit nahezu unumschränkter Gewalt gebot.

Der spanische Adel.

War seitdem die politische Geltung der kastilischen Städte gebrochen und damit die Entwickelung des spanischen Bürgertums überhaupt gehemmt, so fand der Adel Entschädigung für den Verlust seiner Selbständigkeit im Dienste der Krone; er gewöhnte sich daran, alle habsburgischen Länder als die Gebiete seiner Herrschaft anzusehen und alles, was außerhalb Kastiliens lag, als unterthänige Provinzen des Hauptlandes zu betrachten. So wurde der kastilische Adel zur stärksten und hingebendsten Stütze jener Pläne, welche die Aufrichtung des habsburgisch-katholischen Weltreichs bezweckten, nicht zum Heile des Landes, das sich ihrer Verwirklichung mit dem Eifer eines glühenden Fanatismus widmete. Denn alle die verderblichen Neigungen der spanischen Volksseele, der blinde Nationalstolz, die unersättliche Herrschsucht und die Glaubenswut, wurden dadurch zu einer krankhaften Höhe gesteigert, und die friedliche Arbeit, deren das Land am meisten bedurft hätte, sank seit der Niederwerfung des städtischen Aufstandes vollends in Verachtung. Indem Karl V. jenen Neigungen im Interesse seines Hauses ein unermeßliches Feld der Bethätigung eröffnete, wurde er der populärste Herrscher Spaniens.

Veranlassung der Kriege mit Frankreich.

Überall wurden diese Pläne an die dynastischen Ansprüche Karls V. geknüpft, und überall gerieten sie in Zwiespalt mit ähnlichen Ansprüchen, zuweilen sogar mit den Lebensinteressen der Nachbarn, vor allem Frankreichs. Da begründete der Kaiser sein Anrecht auf das seit 1515 französische Mailand durch die alte Schenkung Renatas, der Tochter Ludwigs XII., die einst mit ihm verlobt gewesen war, während wieder Frankreich auf Neapel zu verzichten noch keineswegs gesonnen war; dann nahm er als Enkel Marias von Burgund das Herzogtum Burgund in Anspruch, das schon Ludwig XI. nach Karls des Kühnen Tode (1477) für Frankreich besetzt hatte, und zugleich wollte er seine niederländischen Grafschaften Flandern und Artois von der lästigen französischen Oberlehnsherrlichkeit befreien. Endlich fügte zu den vielen alten Gründen des Streites einen neuen der Hader um das kleine Königreich Navarra, das, in seiner spanischen Hauptmasse zwischen dem oberen Ebro und der Felsmauer der Pyrenäen eingezwängt, doch auch über das Gebirge nach dem südlichen Frankreich hinübergriff und so auch in enge Beziehungen zum französischen Leben getreten war.

So war die Nachfolgerin des Königs Franz (gest. 1483), seine Schwester Katharina, vermählt mit Johann II., Herzog des nahen Albret, und wurde von König Ludwig XII. unterstützt, als König Ferdinand von Aragonien auf Grund seiner Vermählung mit Germaine von Foix, der Kousine Katharinas, Navarra im Jahre 1512 angriff, um die Pyrenäengrenze



117 Georg von Frundsberg, Feldhauptmann der Landsknechte.
Nach Ambergers Gemälde im Königl. Museum zu Berlin.

zu schließen, und es 1515 mit seinem Reiche vereinigte. Durch förmliche Abtretung Germaines ging dann die Herrschaft an Karl V. über (Mai 1518), und Leo X. bestätigte bereitwillig die Vereinigung Navarras mit Spanien, während Johann von Albret an Frankreich Anlehnung fand und sich in dem kleinen Gebiete nördlich der Pyrenäen behauptete.

Über diese dynastischen Ansprüche hinaus wollte Karl V. auch alles, was dem römisch-deutschen Reiche in den letzten Jahrhunderten entfremdet worden war, wieder

herbeibringen: Mailand und Genua, Dauphiné und Provence. Dann wäre Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden, und keine Macht des Abendlandes hätte dem habsburgischen Reiche das Gleichgewicht gehalten. Frankreich hat also damals nicht nur für seinen eignen Bestand, sondern auch für die Selbständigkeit der europäischen Nationen gestritten, im ganzen mit Erfolg, dank seinem starken Königtume.

Die Heere und die Kriegführung des 16. Jahrhunderts.

So entstand der erste italienische Krieg. Aber die hohen Herren, die ihn führten, waren in ihren Maßnahmen viel weniger selbständig, als es scheint; mehr als sie selber hat die Beschaffenheit ihrer Heere den Gang dieses wie aller Kriege der Zeit bestimmt, und es ist deshalb nötig, einen Blick auf die Truppen zu werfen, die damals ins Feld zogen.

Die Epoche der ritterlichen Lehnsaufgebote, deren schwergepanzerte Reiterhaufen einst die Stärke des Heeres gebildet hatten, war längst vorüber; durch Söldnerfußvolk wurden die Schlachten entschieden. Der Kaiser führte deutsche Landsknechte, spanische und neapolitanische Scharen heran; für Franz I. fochten die Gewalthaufen der Schweizer, gelegentlich auch wohl deutsche Söldner, daneben die nationalfranzösische Reiterei der Gendarmen (hommes d'armes).

Die deutschen Landsknechte.

Im kaiserlichen Heere standen an Tüchtigkeit die deutschen Landsknechte sicher obenan. Zuerst von Maximilian I. unter diesem Namen (d. i. Kinder des Landes im Gegensatze zu den fremden Söldnern) gebildet, wurden sie meist in Oberdeutschland geworben. Bedurfte man ihrer, so wandte man sich zunächst an einen bewährten und populären Feldhauptmann, wie Georg von Frundsberg, Franz von Sickingen, Marx Sittich von Ems u. a., mit dem Auftrage, eine bestimmte Anzahl von Knechten anzuwerben und ein „Regiment“ aufzurichten, wie man damals sagte.

Georg von Frundsberg, „der Vater der Landsknechte“, dessen Name unzertrennlich mit allen Kriegen dieser Zeit verflochten ist, stammte aus Schwaben und wurde hier auf Schloß Mindelheim am 24. September 1473 geboren. Sein Vater, einer der Hauptleute des Schwäbischen Bundes, ließ ihm eine militärische Erziehung geben, so daß er schon 1492 Kriegsdienste that. Mit dem Kaiser Maximilian kam er zuerst im Schweizer Kriege 1499 in Beziehung. Seitdem blieb er den kaiserlichen Fahnen beständig treu und focht in allen Kriegen Maximilians, namentlich in Italien, mit Auszeichnung. Karl V. machte ihn 1521 zum obersten Hauptmann in Tirol und übertrug ihm die Burghut von Schloß Runkelstein bei Bozen. Was damals an Manneszucht möglich war, wußte er seinen wilden Scharen einzuflößen, und noch mehr kettete er sie an sich durch seine väterliche Fürsorge, sein ehrliches, treues Wesen und seinen sicheren Blick in allen militärischen Dingen.

Dieser wiederum trat mit einer Anzahl von Hauptleuten in Verbindung, die ihre Werbebüreaus (Musterplätze) aufschlugen, die Trommel rühren ließen und das „Volk“ auf Handgeld und gegen Zusicherung der Soldzahlung (zunächst 4 Thlr. monatlich) annahmen. Dann wurden die „Fähnlein“ gebildet — nach Karls V. Kriegsordnung sollte ein solches 400 Mann zählen — und der Fahneneid für eine bestimmte Zeit oder für einen bestimmten Feldzug geleistet. Das ganze Verhältnis beruhte also auf einem Vertrage zwischen den Söldnern und dem Kriegsherrn, und ein solcher Vertrag wurde von selber hinfällig, wenn der eine oder der andre Teil die Bedingungen nicht erfüllte.

Für Kleidung und Bewaffnung hatte jeder Söldner selbst zu sorgen, daher war jene überaus bunt, diese dagegen im wesentlichen gleich. Der Landsknecht trug einen Leder- oder Eisenpanzer, auf dem Kopfe den breitkrämpigen Hut mit wallenden Federn, seltener eine Helmkappe von Eisenblech, als Trutzwaffen den langen Speer und das starke, kurze Schwert. Kleinere Abteilungen führten statt des Spießes die schwere Hakenbüchse mit Luntenschloß oder das furchtbare zweihändige Schlachtschwert. —


Die Schweizer.

Ganz ähnlich waren die Schweizer gerüstet, nur daß viele an Stelle der Speere Hellebarden führten, die sie beim Zusammenstoß mit feindlichem Fußvolk in schrägem Hiebe auf dessen Spieße fallen ließen, um ihnen die Eisen abzuschlagen. Kriegstüchtig



118. Truppen Franz' I. von Frankreich. Nach dem Grabdenkmal Franz' I.

a Arkebusier. b Gendarm. c d Tambour und Pfeifer. e Hauptmann vom Fußvolk. f und g Pikenmänner und Hellebardiere. h Schweizer Hauptmann und Fähndrich.

unzweifelhaft waren Landsknechte und Schweizer, aber die Leistungen der Schweizer hingen von den jeweiligen Interessen der Kantone und ihrer Häupter ab; die „frommen" (tüchtigen) Landsknechte bildeten eine freie Bruderschaft, einen „Orden", mit eignen



119. Landsknechte zum Angriff vorrückend. Nach dem Grabdenkmal Franz' I.

i Musketier. k Fahnenträger. l Hauptmann. m Oberster. n Hellebardier. o u. p Tambour und Pfeifer. q Arkebusier.

Bräuchen und Rechten; sie richteten selbst in versammelter Gemeinde, im „Ringe", über die Übelthaten ihrer Genossen und vollzogen an dem zum Tode verurteilten Kameraden das „Recht der langen Spieße", indem der Profoß ihn in die geöffnete Speergasse stieß; sie erhoben sogar den Anspruch, vor Schlachten oder vor einem

Sturmangriff gehört zu werden, ob sie fechten wollten oder nicht. So fehlte beiden eine Grundbedingung aller militärischen Erfolge: der strenge Gehorsam.

Spanische Truppen. Nicht viel anders war es bei den Spaniern. Auch sie waren geworbene, aber stehende Truppen, deren Fußvolk seit den unaufhörlichen Maurenkriegen und seit dem berühmten Feldherrn Gonsalvo de Cordova eines durchaus wohlbegründeten Rufes genoß, gewaffnet mit Helm, Harnisch und Schienen, außerdem mit Degen und langem Speer. Sie waren aber, weil außer Landes unbesoldet, habgierig, raublustig und grausam, und zwar weniger eigenwillig als die Deutschen und Schweizer, doch auch weit entfernt von unbedingtem Gehorsam. So das Fußvolk. Unter der Reiterei glänzten

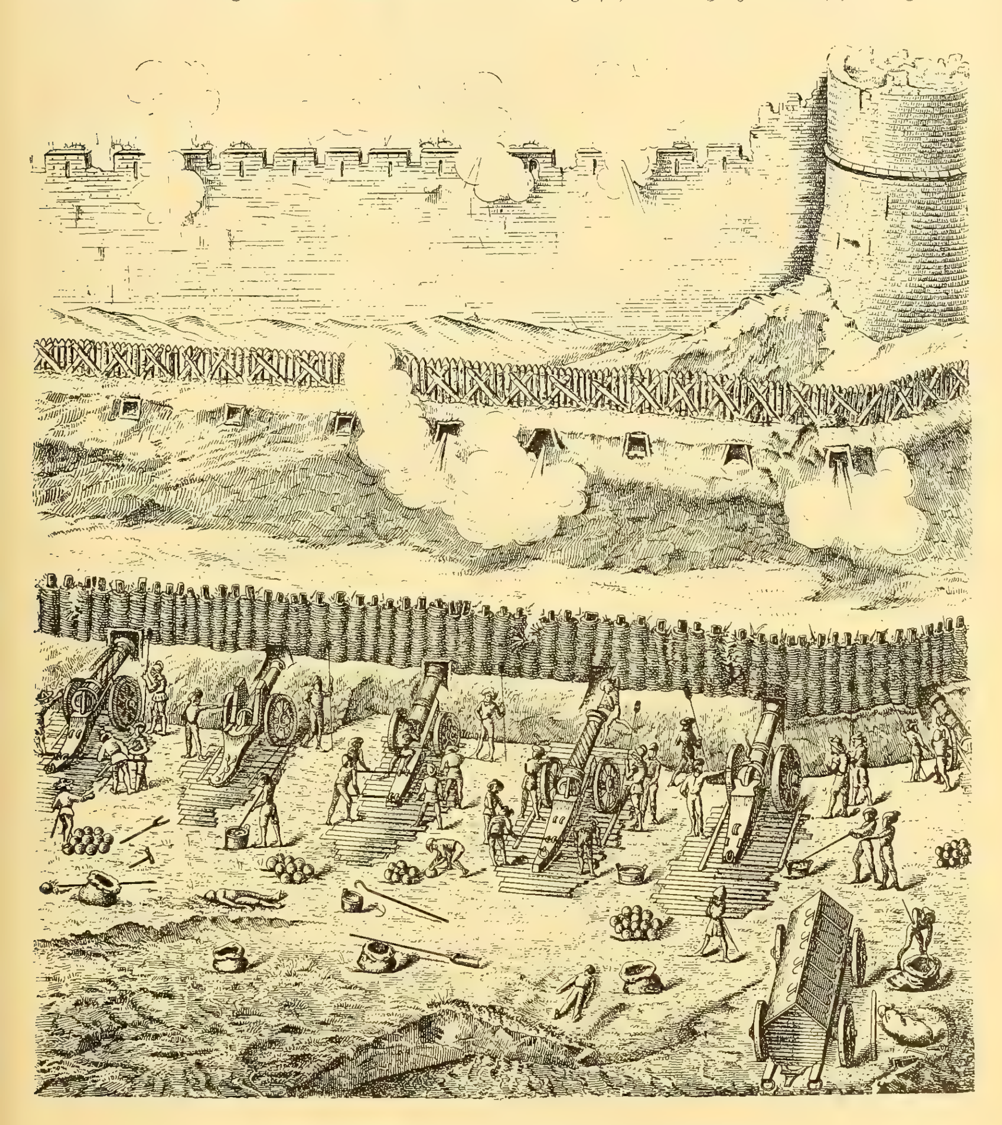


120. Deutsche Landsknechte.
Nach einem Holzschnitt von Jost Amman.

die französischen Gendarmen durch vollständige Ritterrüstung auf gepanzerten Rossen mit langer Rennlanze, doch ohne Schild; die sonst auftretenden Geschwader waren leichter bewaffnet.

Taktik. Ging es zur Schlacht, so formierte sich das deutsche und schweizerische Fußvolk zu einer Anzahl viereckiger Massen („Gewalthaufen", „gevierter Haufen", bei den Schweizern „Spitz"); in den ersten Reihen standen die stärksten und verwegensten Knechte, zum Teil mit zweihändigen Schlachtschwertern bewaffnet, die Fahnen erst in der vierten oder fünften Reihe. Dann liefen zunächst die Hakenschützen an, um durch ihr Feuer den feindlichen Haufen für den Einbruch zu lockern; doch die Entscheidung gab erst der Anprall der speerstarrenden Vierecke, ein furchtbarer, mörderischer Anprall, ein Hin- und Herstoßen der drängenden Massen unter wütendem Geschrei und aufwirbelndem Staub, bis endlich der eine Teil wich, den Verfolger im Nacken und deshalb hart mitgenommen von dem Sieger.

Für Reiterei erschienen diese Vierecke unangreifbar, außer wenn es gelang, ihnen in die Flanke zu kommen, dann freilich waren die Fußknechte verloren, weil sich ihre schwerfällige Ordnung nicht zu wenden vermochte. Deshalb focht denn auch die Reiterei, dem eignen Fußvolk zur Seite auf den Flügeln aufgerückt, fast nur gegen die Reiterei des Feindes. Die Artillerie trug sehr wenig zur Entscheidung bei.



121. Belagerungsbatterie aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts.
Nach dem „Weißkunig“.

Die Geschütze waren noch viel zu schwerfällig, um rasche Bewegung, ihre Konstruktion zu unentwickelt, um schnelles Feuern zu ermöglichen; deshalb wechselte diese Waffengattung während der Schlacht ihren Platz fast nie und begnügte sich, zur „Batterie“ formiert, am Beginne derselben teilzunehmen; die Entscheidung mußte sie dem Kampfe mit der blanken Waffe überlassen.

Kriegführung.

Wie die Bewaffnung der Heere dem Gefechte seinen Charakter aufdrückte, so ihre Organisation dem Gange des Krieges. Die unverhältnismäßig hohen Kosten und die schwachen Mittel der meisten Staaten verboten die Aufstellung großer Armeen, zumal da obendrein der große Troß an Weibern und Buben, an Karren- und Packtieren die Zahl der zu versorgenden Mäuler sehr erheblich vergrößerte, wie z. B. das französische Heer bei Fornuovo 1495 auf 9000 Streiter nicht weniger als 6000 Saumpferde zählte. Infolge der geringen Heeresstärke war eine Beherrschung großer Landschaften oder ein Stoß ins Herz des feindlichen Landes fast unmöglich; der Krieg bewegte sich im wesentlichen in den Grenzstrichen, und jede größere Stadt hemmte ein vordringendes Heer, da es zu schwach war, um sie zugleich einzuschließen und die Hauptmasse weiter vorgehen zu lassen. Da weiter die Dienstzeit kurz, die Ergänzung der Verluste höchst unregelmäßig, die Zuverlässigkeit der Söldner sehr gering war, so ging ein eben erreichter Erfolg zuweilen ebenso rasch wieder verloren, weil sich das siegreiche Heer vielleicht auflöste. Daher das auffällige Schwanken des Glückes, die lange Dauer des Krieges und die ganz unverhältnismäßigen Verluste, die er dem Volkswohlstande zufügte.

Der erste italienische Krieg (1521—1526).

Die Bündnisse.

Karl V. hatte es zunächst auf Mailand abgesehen. Als er zur Krönung nach Deutschland ging, beschäftigten ihn bereits lebhafte Verhandlungen mit Rom, die nicht wenig dazu beitrugen, seine Haltung der deutschen Reformation gegenüber zu bestimmen. Eben in Worms kam am 8. Mai 1521 das Bündnis mit Leo X. zustande, das den Papst verpflichtete, dem Kaiser zur Eroberung Mailands beizustehen. Fast zu derselben Zeit hatte Frankreich den Krieg gegen das spanische Navarra eröffnet, als zugleich der Aufstand der kastilischen Städte emporflammte; Pamplona war gefallen, und nur die tapfere Verteidigung von Logroño am Ebro hemmte den Vormarsch der Franzosen den Comuñeros zu Hilfe so lange, bis ein spanisches Heer sie zur Aufhebung der Belagerung und nach einem Sieg bei Pamplona (11. Juni 1521) auch zur Rückkehr über die Pyrenäen zwang.

Zwar versuchte König Heinrich VIII. von England, der mit beiden Mächten gleichmäßig in Beziehung stand, eine Vermittelung, aber Konferenzen zu Calais im August 1521 führten zu keiner Verständigung, da die Gesandten Karls V. die Herausgabe der gesamten burgundischen Erbschaft Karls des Kühnen, dazu den Verzicht auf Mailand und auf die französische Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois forderten. Die Lage Franz' I. wurde aber um so bedenklicher, als auch Heinrich VIII. unter dem Einflusse des Kardinals Wolsey sich an Karl V. anschloß. Nur Venedig stand auf der Seite Frankreichs.

Eroberung Mailands durch die Kaiserlichen.

Der Preis des Kampfes wurde die Herrschaft über Italien. Dies trat gleich im Anfange des ersten italienischen Krieges hervor. Zunächst eröffnete den Kampf allerdings ein Einbruch kaiserlicher Truppen in die Champagne, an dem auch Franz von Sickingen teilnahm; indes drängten die Franzosen unter ihrem Könige die Gegner rasch zurück. Großartiger gestalteten sich die Ereignisse in Italien. Hier begann der kaiserliche Feldherr Prospero Colonna den Krieg mit der Belagerung von Parma; da aber die Schweizertruppen, auf die er gerechnet hatte, ausblieben, weil es Franz I. gelang, durch das Bündnis von Luzern die Häupter der Kantone aufs neue zu gewinnen, so sah sich Colonna zum Abzuge gezwungen (18. September). Doch die Käuflichkeit der Schweizer Patrizier ließ sich durch kaiserliche und päpstliche Gesandte abermals zum Wechsel der kaum ergriffenen Partei bestimmen; während die französischen Schweizer nach Hause zogen und dadurch den französischen Oberbefehlshaber



122. Deutsche Rüstung aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Museum zu Zarskoje Selo.

Im Gegensatze zu den Rüstungen früherer Epochen, welche manche Teile der Reiter unbedeckt ließen, zeichneten sich die Rüstungen dieser Zeit dadurch aus, daß sie den Körper beinahe vollständig einschlossen. Und wo dies nicht möglich war, wurde wenigstens durch die Rüstung des Pferdes ein Schutz geschaffen, z. B. beim Sattel. Der ganze Vorderteil des Pferdes war ebenfalls schwer mit Eisen bekleidet. Trotz der sorgfältigsten Arbeit der einzelnen Rüstteile konnte von eigentlicher Beweglichkeit kaum die Rede sein, und man begreift schwer, wie ein Kämpfen in derartiger Rüstung möglich war, zumal da noch eine lange Lanze dazu kam, welche außer dem Kampfe von einem Waffenträger nachgetragen wurde.

Lautrec zum Rückzuge nötigten, verstärkten andre Scharen die Kaiserlichen, und durch einen raschen Handstreich, unterstützt von einem Aufstande der Bevölkerung, brachte am Abend des 19. November der Marquis von Pescara an der Spitze der spanischen, deutschen und schweizerischen Scharen Mailand in seine Gewalt. Die Franzosen wichen nach Cremona zurück.

Abermals jedoch wußten sie die Schweizer an sich zu fesseln, während dichte Scharen deutscher Landsknechte unter Georg von Frundsberg über das verschneite Wormser Joch in die lombardischen Ebenen herniederstiegen. Um Schloß Bicocca nördlich von Mailand nahmen sie eine feste Aufstellung hinter Hecken und Hohlwegen, Gräben und Sümpfen und erwarteten hier am 27. April 1522 den Ansturm der Schweizer und der schimmernden Geschwader der französischen Gendarmerie. In erbittertem Handgemenge stießen die Massen aufeinander; da aber die Gendarmen abprallten und in ihre Flucht auch einen Teil der Schweizer mit fortrissen, so ging die Schlacht für die Franzosen verloren, und sie wichen nunmehr ganz über die Alpen zurück. Das lieferte auch Genua, welches unter französischer Schutzherrlichkeit stand, durch einen Sturm in die Hände der Sieger (30. Mai), die durch eine gründliche Plünderung der reichen Stadt sich für die Mühen und Sorgen des Feldzuges entschädigten. Damit war ganz Oberitalien den Franzosen verloren, und Franz Sforza wurde als Herzog in Mailand eingesetzt.

Abfall Karls von Bourbon.

Noch größere Hoffnungen für den Kaiser knüpften sich an den Abfall eines der französischen Großen, des Herzogs Karl von Bourbon-Montpensier. Der Herzog, im Besitze eines fast selbständigen Fürstentums in Südfrankreich und eigner Truppen und Festungen, führte einen Hofhalt, der fast den des Königs überstrahlte, und war zum Connétable von Frankreich und Statthalter von Mailand aufgestiegen. Aber seine Größe erregte die Besorgnis und den Argwohn des Königs; er entzog ihm seine Statthalterschaft und machte dann sogar den Versuch, der Besitz des Herzogs an sich zu bringen, indem die Mutter Franz' I., Luise von Savoyen, als Nichte Susannas, der verstorbenen Gemahlin Karls, Ansprüche erhob auf alle Lande und Güter, welche diese dem Herzog zugebracht hatte, weitaus den größten Teil seiner Besitzungen. Tief erbittert darüber, trat der Bourbon in hochverräterische Verbindungen mit Karl V., stellte ihm für den Fall einer kaiserlichen Invasion in Südfrankreich seinen Abfall, ja den des ganzen Südens in Aussicht und empfing dafür die Zusicherung der französischen Königskrone und der Hand einer Schwester Karls V., der verwitweten Eleonore von Portugal. Gleichzeitig sollten Deutsche, Engländer und Spanier gegen Frankreich vorgehen. Doch da zeigte sich, wie fest gefügt schon die nationale Einheit Frankreichs war; für einen Landesverräter gab es hier keinen Raum, auch wenn er ein Herzog war: die Umtriebe Karls von Bourbon wurden entdeckt, und nur durch schleunige Flucht rettete er sich nach Savoyen (August 1523); keine Hand erhob sich für ihn. Das englisch-niederländische Heer, welches bis an die Oise vordrang und Paris bedrohte, richtete deshalb auch nichts aus; vielmehr brach im Herbst 1523 aufs neue ein mächtiges französisches Heer unter Admiral Bonnivet in Italien ein.

Dem gelang es nun zwar, die Kaiserlichen auf die vier Festungen Mailand, Como, Pavia und Cremona zu beschränken, aber Prospero Colonna widerstand, unterstützt von der Bevölkerung, tapfer im wohlversehenen und gutbefestigten Mailand, bis Schnee und Unwetter Bonnivet zum Abzuge nötigten (1523). Inzwischen war es der kaiserlichen Diplomatie gelungen, am 27. Juni 1523 ein Bündnis mit Venedig zur Verteidigung Italiens abzuschließen, und so rückten Venezianer, deutsche Landsknechte und Neapolitaner unter dem Vizekönig Karl von Lannoy zur Vereinigung mit den Spaniern unter Pescara vor. Den Oberbefehl übernahm Karl von Bourbon.

Unter kleinen Gefechten drängte er die Franzosen über den Ticino westwärts bis an die Sesia; erst beim Übergange über diese kam es am 30. April 1524 zu einem größeren Treffen, das mit dem ordnungslosen Weichen der Franzosen endigte und ihrem ersten Helden Bayard, dem „Ritter ohne Furcht und Tadel“, das Leben kostete. Nur Trümmer rettete Bonnivet über den Großen St. Bernhard. Ihm fast auf dem Fuße folgten die Kaiserlichen unter Bourbon und Pescara. Sie nahmen ihren Weg längs der Küste, besetzten Antibes, Fréjus und Toulon und forderten überall die Huldigung für Karl von Bourbon als Grafen von Provence.

Aber das feste Marseille leistete allen Anstrengungen entschlossenen Widerstand, und die Stimmung des Volkes erwies sich als höchst feindselig, namentlich gegen Bourbon. So konnte Franz I., dem der Patriotismus seiner Stände ohne Widerrede eine dreifache Taille im Betrage von 5 Millionen Frank zur Verfügung stellte, rasch ein stattliches Heer zusammenbringen, unter das er 7000 Bauern des Dauphiné einreihte; drohend stand er bei Avignon. Da hoben die Kaiserlichen am 28. September 1524 die Belagerung auf und wichen ohne Verlust auf demselben Wege nach Italien zurück.

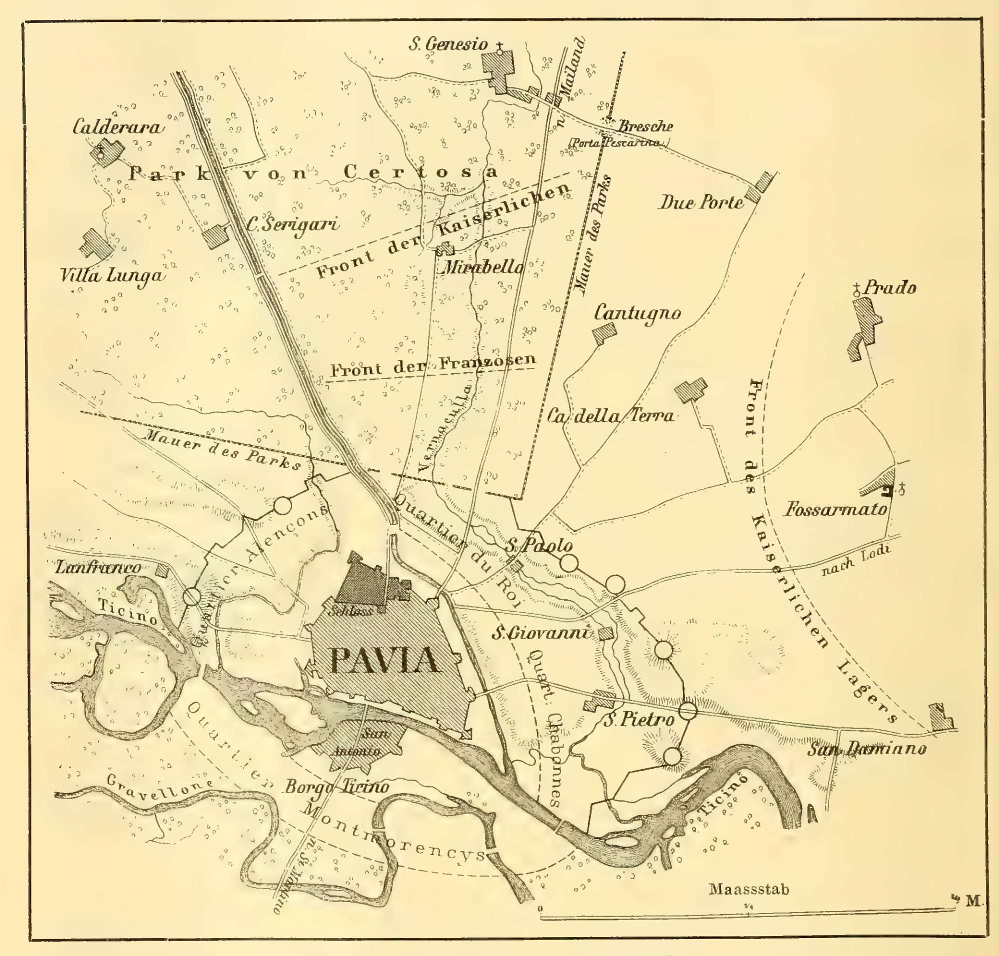
Schlacht von Pavia (1525).

Mit betäubender Schnelligkeit folgte ihnen Franz an der Spitze eines glänzenden Heeres von Franzosen, Schweizern und Niederdeutschen über Briançon und Pignerolo. So rasch waren seine Bewegungen, daß er an demselben Tage wie die Kaiserlichen den Ticino überschritt. Sie verschwanden aus dem Felde wie weggefegt; nur das Kastell von Mailand, Lodi, Cremona und Pavia hielten sie fest. Vor Pavia erschien Franz am 27. Oktober. Hier aber stand erprobtes spanisches und deutsches Kriegsvolk unter Antonio de Leyva, Baptista von Lodron und Kaspar von Frundsberg; der Kommandant Leyva war seiner Aufgabe völlig gewachsen, und unbedingt zuverlässig zeigte sich die Einwohnerschaft. So lagen denn Deutsche und Spanier „die winterlange Nacht zu Pavia auf der Mauer“; alle Stürme schlugen sie ab, den baldigen Entsatz erwartend. Wirklich warb Bourbon 18 Fähnlein Landsknechte unter Marx Sittich von Ems, andre 11 Fähnlein musterte Georg von Frundsberg zu Meran; bei Lodi vereinigten sich beide Heerhaufen mit Pescaras Spaniern. Man zählte jetzt 13 000 Deutsche, 6000 Spanier, 3000 Italiener, 600 schwere und 1500 leichte Reiter, und war somit den Franzosen an Zahl fast gewachsen. Eile that not. Denn das Geld war knapp, die Söldner ließen sich deshalb nur noch mit Mühe bei der Fahne halten, und die Lebensmittel gingen im Heere wie in Pavia zu Ende. „Dort im feindlichen Lager gibt's Brot, Fleisch, Wein und Karpfen vom Gardasee; wir müssen es haben, wir müssen die Feinde hinausjagen“, so rief Pescara seinen Spaniern zu, als die Kaiserlichen, am 2. Februar bei Pavia angekommen, ostwärts der Franzosen ihr Lager geschlagen hatten. Doch die Stimmung des Heeres war vortrefflich, alles brannte auf den Kampf.

Pavia liegt auf dem linken (nördlichen) Ufer des Ticino. Von Norden her läuft zwischen steilen Rändern ein Bach, die Vernacula, der an der nordwestlichen Ecke der Stadt scharf nach Osten umbiegt und an ihrer Nordfront vorüber in den Ticino fließt. Ihm von Nord nach Süd parallel läuft ein Kanal oberhalb Pavias in den Fluß. Der große Wildpark um die herrliche Certosa (Karthäuserkloster) bedeckte damals die Ufer beider Gewässer und war im Osten von einer starken Mauer umschlossen, die der Vernacula parallel lief. An den Park lehnte sich auf beiden Ufern der Vernacula das verschanzte französische Lager mit seiner linken (westlichen) Flanke, die Front nach Nordosten gewendet. Jene war weiter nicht befestigt, und eben darauf bauten die kaiserlichen Feldherren ihren Plan.

In der Nacht vom 23. zum 24. Februar sollte die östliche Mauer des Parks durchbrochen und das feindliche Lager in seiner offenen linken Flanke gefaßt werden.

Doch der Durchbruch geschah zu langsam, und der Morgen war bereits da, als der junge Alfonso de Guasta, Pescaras Liebling, mit drei Rennfahnen und 5000 Knechten durch die Bresche in den Park eindrang. Ihm folgte Pescaras spanisches Fußvolk, dann Lannoy und Bourbon mit der Reiterei und dem Geschütz, endlich Frundsbergs deutsche Landsknechte. Doch Franz erkannte rasch die Gefahr; sein Geschütz feuerte mit Erfolg in die Flanke der kaiserlichen Kolonnen, seine Gendarmen zersprengten Bedienung und Bedeckung der feindlichen Artillerie. Aber indem er zu ungestüm vordrang, geriet er in die Feuerlinie seiner eignen Geschütze und hemmte ihr Spiel; gleich



123. Plan zur Schlacht bei Pavia. Nach Jähns.

darauf sah er sich von verschiedenen Seiten durch die ausschwärmenden spanischen Hakenschützen angefallen und vermochte sie nicht von sich abzuschütteln. Inzwischen vernichteten die Landsknechte bei dem furchtbaren Zusammenstoße die niederdeutschen Söldner Franz' I., „die schwarze Bande"; dann wandten sie sich mit dem spanischen Fußvolke zusammen gegen die Schweizer. Da gleichzeitig die Besatzung Pavias herausbrach, so verloren die Schweizer ihre Haltung und begannen zu weichen. Auf Franz und seine Gendarmen fiel jetzt die ganze Wucht des feindlichen Heeres. Während sich der König noch vergeblich bemühte, die Schweizer zum Stehen zu bringen, wurde

ihm selbst das Roß unter dem Leibe erstochen, er schwebte in Lebensgefahr. Da eilte Lannoy heran; ihm übergab der Fürst seinen Degen. Es war zwischen neun und zehn Uhr des Vormittags.

Kaum zwei Stunden waren seit dem Beginne der Schlacht verflossen, da war sie auch schon für die Franzosen verloren, nur geringe Reste kehrten heim. Sehr groß waren die Verluste der Sieger, aber unermeßlich die Beute und schwindelnd der Erfolg. „Alles ist verloren, nur das Leben und die Ehre nicht!" schrieb Franz I. an seine Mutter. Ganz Italien lag dem Kaiser zu Füßen, und welche Aussichten knüpften sich erst an die Gefangennahme des Königs von Frankreich! Deshalb ist auch der große Sieg vielfach in Volksliedern gefeiert worden, nirgends freudiger als in der Heimat des Kaisers, in den Niederlanden, wo man ihn pries als

„Dat edel bloet,
de nu sijnen vyand heft bedwonghen,
en plat geworpen onder den voet",

und triumphierte:

„De vrancsche coninc, de is gevhanghen,
veur ons en quam noyt blijderen dach!"

Karl V. lag fieberkrank zu Madrid in schweren Sorgen um das Schicksal seines italienischen Heeres, als ihm am 10. März ein Kurier die überwältigende Siegeskunde von Pavia überbrachte. Einen Augenblick war der Kaiser wie versteinert. Mehrmals wiederholte er wie halb abwesend die Worte: „Der König von Frankreich ist gefangen und in meiner Gewalt"; endlich kniete er nieder zum Gebet. Er war entschlossen, die Not des Gegners aufs äußerste auszunützen. Außer dem Verzicht auf Neapel und Mailand, auf die französische Lehnsherrlichkeit über Flandern und Artois forderte er noch die Abtretung des Herzogtums Burgund und der Provence, die als souveräner Besitz an Karl von Bourbon gegeben werden sollte. Und auch das war schon ein Zurückweichen des Kaisers, der, ebenso wie er von seinen eignen ursprünglichen Ansprüchen nachließ, dem phantastischen Plane König Heinrichs VIII. von England, die französische Krone als ein altes Erbe seines Hauses für sich selber zu fordern, durchaus entgegen war. Aber der König, den Lannoy im Juni zur See nach Valencia und von da nach Madrid gebracht hatte, verweigerte unbeugsam die Abtretung französischen Gebiets; und ebenso entschlossen rüsteten die französischen Stände unter der verständigen Leitung Luisens von Savoyen gegen den drohenden Angriff. Schon regte es sich auch in Italien gegen die erdrückende Übermacht der Spanier, und Heinrich VIII. von England, verstimmt über die ablehnende Haltung des Kaisers, schloß ohne diesen am 30. August 1525 mit Frankreich Frieden. Noch einmal eröffnete sich da für Italien die Aussicht, die verhaßte Fremdherrschaft abzuschütteln. Papst Clemens VII. aus dem Hause Medici (seit 18. November 1523), für seine Hilfe im italienischen Kriege mit der Entziehung Reggios zu gunsten des Herzogs von Urbino, seines Vasallen, belohnt, kam auf den alten Plan zurück, die spanische Macht in Italien mit Hilfe des nun ungefährlichen Frankreich zu brechen. Während er im tiefsten Geheimnis mit dem gefangenen Könige Franz und mit dem Herzoge Franz Sforza von Mailand, der noch vergeblich auf die kaiserliche Belehnung wartete, über ein Bündnis verhandeln ließ, versuchte zugleich der mailändische Geheimsekretär Hieronymus Morone den bedeutendsten Feldherrn des Kaisers, den Marchese Pescara, durch die Aussicht auf die Krone von Neapel zum Abfall von Spanien zu verführen. Die Italiener beurteilten eben den Mann als einen von ihrer Art. Doch der Marchese war zwar von Geburt Italiener, aber von spanischer Abkunft, in Spanien aufgezogen, glücklich in der Führung des spanischen Fußvolks, das ihm wiederum hingebende Verehrung widmete, und durch

Verhandlungen und Intrigen.

und durch erfüllt von der Gesinnung des loyalen spanischen Adels. Außerdem mochte ihn sein seit langer Zeit schon leidender Zustand von allen ehrgeizigen Bestrebungen abhalten. Er schwankte deshalb keinen Augenblick; wohl aber setzte er mit italienischer Schlauheit die Besprechungen mit Morone und Sforza fort, bis er alle Fäden in seinen Händen hatte; dann verhaftete er Morone in seinem Hauptquartier Novara, ließ sofort Alessandria, Vercelli und Lodi besetzen und forderte vom Herzoge die Übergabe seiner sämtlichen Festungen mit Ausnahme der Citadellen von Mailand und Cremona. Mitten in der Aufregung des neu beginnenden Kampfes ist er, kaum 36 Jahre alt, gestorben (3. Dezember), aber Mailand hatte er für Karl V. gerettet.

Friede von Madrid 14. Januar 1526).

Diese glückliche Wendung veranlaßte den Kaiser, auch an seiner härtesten Forderung gegenüber Franz I., der Abtretung Burgunds, unentwegt festzuhalten. Endlich brach auch die Widerstandskraft des gefangenen Königs zusammen: am 14. Januar 1526 unterzeichnete und beschwor er auf die Bedingungen des Gegners den Frieden zu Madrid. Doch nicht um ihn zu halten. Nach der Weise seiner gewissenlosen Zeit hatte er vielmehr schon am Tage vorher im tiefsten Geheimnis eine Urkunde ausgefertigt, in welcher er alle Verpflichtungen des abzuschließenden Friedens für null und nichtig erklärte. Der Kaiser ahnte davon natürlich nichts; er entließ den König nach einem mehrtägigen Beisammensein aus der Gefangenschaft gegen die Überlieferung seiner beiden Söhne. Am 19. März fuhr Franz über die Bidassoa, bestieg sein Pferd, und im vollen Gefühle der lang entbehrten Freiheit und Macht jagte er ins schöne, frühlingsgrüne Frankreich hinein mit dem Rufe: „Jetzt bin ich König, noch bin ich König!“ Karl V. aber schien auf der glänzendsten Höhe der Macht und des Erfolges angelangt zu sein, und sein Glück vollendete sich, als er, den Wünschen seiner Stände und seiner eignen Neigung folgend, am 10. März 1526 in Sevilla, das im Schmucke des herrlichsten andalusischen Frühlings prangte, unter glänzenden Festen seine Ehe mit der anmutigen und klugen Isabella von Portugal (geb. 1503), der Tochter Emanuels des Großen, schloß.

Die Ligue zu Cognac (Mai 1526).

Bald jedoch zeigte sich's, wie Franz I. den Frieden verstand und wie sehr er dabei sein Volk hinter sich hatte. Die Stände von Burgund erklärten, ebenso wie eine nach Paris berufene Notablenversammlung einmütig, der König habe gar kein Recht gehabt, die Abtretung Burgunds zu versprechen. Dazu entband Papst Clemens VII. den König seines Eides auf den Frieden von Madrid, und schon am 22. Mai 1526 schloß er, Frankreich, Franz Sforza und Venedig die Ligue zu Cognac zur Verjagung der Spanier aus Italien. Neapel sollte als päpstliches Lehen an einen italienischen Fürsten, Mailand als unabhängiger Staat an Sforza kommen, an Frankreich nur Genua und Asti fallen. So entstand aus dem Frieden von Madrid der zweite italienische Krieg.

Weiterentwickelung der Reformation in Deutschland bis zur Protestation von Speier.

(1526—1529.)

So zog im Frühjahr 1526 abermals ein schweres Kriegswetter über Europa herauf und brachte den deutschen Lutheranern die Rettung aus großer Gefahr. In den entscheidenden Jahren seit dem Wormser Reichstag hatte die kaiserliche Politik nur immer vorübergehend in die deutschen Verhältnisse eingegriffen und die Ausbreitung der neuen Lehre zwar gestört, aber nicht verhindert und sich begnügt, die Sonderbündnisse katholischer Reichsfürsten, wie das süddeutsche zu Regensburg vom Juni 1524 oder das norddeutsche zu Dessau am 2. Juli 1525, an dem Georg von Sachsen, Joachim I.

von Brandenburg und Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg teilnahmen, zu begünstigen und zu unterstützen.

Der erste Reichstag von Speier 1526.

Jetzt, nach dem Frieden von Madrid, hatte der Kaiser die Hände frei für Deutschland und sofort wandte er sich gegen die deutschen Ketzer. Als im Mai 1526 der Reichstag zu Speier zusammentrat, erhielten die kaiserlichen Kommissare die Weisung, auf die strenge Ausführung des Wormser Ediktes zu dringen. Eine solche war nun freilich ohne Gewaltanwendung gar nicht mehr möglich; denn schon hatten sich auch evangelische Fürsten, wie Johann von Sachsen und Philipp von Hessen zu Torgau zu einem Schutzbündnis vereinigt (2. Mai 1526), dem sich dann auch Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Philipp von Grubenhagen, Heinrich von Mecklenburg, Wolfgang von Anhalt und Albrecht von Mansfeld sowie die mächtige Stadt Magdeburg anschlossen. Aber zur Gewalt schien in diesem Augenblicke Karl V. sehr wohl im stande. Da rettete das Bündnis des Papsttums mit Frankreich, die Ligue zu Cognac, die deutschen Lande vor dem drohenden Kampfe. Denn der Kaiser, der mit dem Papst als italienischem Fürsten Krieg führte, konnte schwerlich geneigt sein, auf kirchlichem Gebiete die Lehre des Statthalters Petri mit den Waffen zu verfechten, sondern eher dazu, die deutsche Ketzerei wenigstens thatsächlich einigermaßen gewähren zu lassen, und so rächte sich wieder einmal die Verquickung von geistlicher und weltlicher Macht am römischen Pontifikate selber.

Die kaiserliche Proposition, mit der Erzherzog Ferdinand als Statthalter Karls V. den Reichstag am 25. Juni eröffnete, forderte allerdings noch die strenge Durchführung des Wormser Edikts, und die katholische Mehrheit beschloß in diesem Sinne. Aber angesichts der offenbaren Unmöglichkeit, diesen Beschluß durchzuführen, und in der Erwägung, daß sich die Lage der Dinge durch die Ligue von Cognac völlig geändert hätte, setzten die Stände einen großen gemischten Ausschuß nieder, zunächst allerdings zur Beratung der Türkengefahr, aber doch auch mit dem Hintergedanken, die dringend notwendige kirchliche Reform vom Reiche aus wieder aufzunehmen. Dieser Ausschuß machte am 7. August den Vorschlag, den Kaiser durch eine besondere Botschaft über die Lage der Dinge im Reiche aufzuklären und ihn für die Anhänger Luthers um Amnestie zu bitten, bis zu einem Konzil aber den Ständen eine gewisse Freiheit in kirchlichen Dingen zu bewilligen. Demgemäß faßte der Reichstag am 27. August 1526 den Beschluß: daß „jeder Reichsstand im heiligen christlichen Glauben so leben, regieren und sich halten sollte, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffe und vertraue zu verantworten."

Damit war jede Möglichkeit einer nationalen Kirchenverfassung für immer ebenso zerstört, wie schon vorher alle Versuche einer Umgestaltung der Reichsverfassung im Sinne nationaler Einheit gescheitert waren; der Partikularismus hielt seinen fröhlichen Einzug auch in das kirchliche Leben der Nation. Nicht eine nationale Kirche ging aus den Wirren und Kämpfen der Reformationszeit hervor, sondern ein Notbehelf, die evangelischen Landeskirchen. Indem dann die Kirchengewalt an die Territorialherrschaften gelangte, wurde zugleich auch das lutherische Gemeindeprinzip verkümmert. Doch wie die Dinge einmal lagen, so mußten die Evangelischen den Speierischen Abschied immer noch als einen leidlichen Ausweg begrüßen; sie hatten jetzt wenigstens eine Art von Rechtsboden unter den Füßen.

Philipp von Hessen.

Zuerst stellte sich der junge Philipp von Hessen entschlossen auf diesen Boden. Dieser bedeutendste aller evangelischen Fürsten der früheren Reformationszeit (geb. 13. November 1504) war nach dem frühen Tode seines Vaters Wilhelm (1509) schon in einem Alter von kaum vierzehn Jahren 1518 vom Kaiser für mündig erklärt worden und hatte die Regierung selber übernommen. Mit lebhafter Sinnlichkeit verbanden sich bei ihm scharfer, natürlicher Verstand und energischer Wille. Keiner seiner Räte hat jemals auf ihn einen entscheidenden Ein-

fluß geübt, vielmehr pflegte er alles selbst zu erwägen und zu entscheiden. Thatkräftig sicherte er in der ersten Zeit seiner Regierung den Landfrieden und verfocht mit den Waffen die fürstliche Ordnung gegen Reichsritter und Bauern (s. S. 232. 250). Für seine religiöse Stellung war neben seinem von Jugend auf gepflegten Bibelstudium die persönliche Bekanntschaft mit Luther in Worms 1521 entscheidend. Ein von ihm eingeholtes Gutachten Melanchthons 1524 überzeugte ihn vollends, und der Reichstagsabschied von Speier 1526 gab ihm den letzten Anstoß.



124. Philipp der Großmütige, Landgraf von Hessen.
Nach dem Gemälde in der Universitäts-Aula zu Marburg.

Begründung der Landeskirche in Hessen.

Von Speier zurückgekehrt, berief der Landgraf im Oktober 1526 die weltlichen und geistlichen Stände seines Landes zu einer Synode nach Homberg. Ihre Beschlüsse, unter dem Einflusse der feurigen Beredsamkeit des flüchtigen Minoriten Franz Lambert aus Avignon gefaßt, konstituierten die hessische Kirche als eine demokratische

Gemeinschaft aller Gläubigen, die ihre gesetzgebende Gewalt durch eine jährliche, von den Geistlichen und den Abgeordneten der Gemeinden gebildete Synode ausübte, sich in der Zwischenzeit durch einen dreizehngliederigen Ausschuß regierte, ihre Gemeindevorsteher (Bischöfe, Älteste, Diakonen) selber wählte und eine strenge Kirchenzucht über ihre Glieder führte, während die Kosten für kirchliche und wohltätige Zwecke aus einem „gemeinen Kasten“ bestritten werden sollten. Für ihn wurden vor allem die Einkünfte der aufgehobenen Klöster bestimmt. Eine neue Organisation der Universität Marburg 1527 sollte dann der neuen Kirche die Geistlichen ausbilden, deren sie bedurfte. Im nächsten Jahre verzichtete der Erzbischof von Mainz auf seine kirchlichen Rechte über Hessen.

Die Kirche in Kursachsen.

Freilich das war sehr die Frage, ob diese hessische Kirchenverfassung, welche die fürstliche Leitung beiseite schob, in andern monarchischen Territorien des Reiches sich würde entwickeln lassen. In Kursachsen war davon von vornherein keine Rede. Luther selbst hatte von dem Bauernkriege, der gerade in seiner Heimat so furchtbar zerstörend aufgetreten war, einen viel zu tiefen Eindruck empfangen, als daß er seine Kirche auf die Entscheidung der Massen seines Volkes hätte stellen, die monarchische Gewalt für die Neubildung hätte entbehren mögen. So erwuchs in Kursachsen die Kirche unter dem leitenden Einflusse der Landesregierung, deren Autorität an die Stelle der bischöflichen trat.

Die Visitationen.

Das Mittel zu diesem Neubau waren die berühmten sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen, wie sie vereinzelt schon 1524 und 1526, planmäßig aber erst seit Oktober 1528 in Angriff genommen wurden. An ihnen nahm Luther natürlich den lebendigsten Anteil; wie er sie veranlaßte, so gab er ihnen die Richtung durch das „Visitationsbüchlein“ und unterzog sich selbst den nicht geringen Mühen der Durchführung. Die Visitatoren hatten zunächst die vorhandenen Zustände bis ins einzelne hinein genau zu prüfen, dann die neuen Formen des Kultus und der Seelsorge zu ordnen; dabei sollten sie auf den wesentlichen Dingen fest bestehen, in minder wichtigen jedoch freiere Bewegung lassen, wie sie denn z. B. selbst die Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt nur empfahlen, nicht forderten, und auch gegen die Beibehaltung der zahlreichen bisherigen Feiertage nichts einzuwenden hatten, wenn nur die Anrufung der Heiligen dabei unterblieb, alles in einem Geiste versöhnlicher Milde, der in diesem Zeitalter heftigster Parteiung den leitenden Männern zur höchsten Ehre gereicht.

Zustände von Kirche und Schule.

Die Zustände freilich, welche die Visitatoren vorfanden, erschienen im ganzen überaus elend; so tief war der Verfall der alten Kirche, daß eine bloße Beseitigung einiger Mißbräuche, wie sie seit langer Zeit gefordert wurde, an der Sache selbst nichts geändert hätte. Zunächst war die materielle Ausstattung der Geistlichen dieser alten Kirche, die sich ihres Reichtums rühmte, so kläglich als möglich: die Pfarrhäuser fehlten vielfach oder drohten den Einsturz, Äcker und Wiesen hatten leichtsinnige Vorgänger verkauft oder die Gemeinden in Besitz genommen; die Kapitalien der kirchlichen Stiftungen waren entweder an sie oder an die benachbarten Edelleute gefallen. So lebten die Geistlichen zum großen Teil von den dürftigen Naturalleistungen oder Geldspenden ihrer Pfarrkinder, die obendrein immer widerwilliger gewährt wurden, immer mehr abnahmen. Doch diese Zustände hatten sich allerdings in mancher Beziehung erst durch die Auflösung der alten Kirche herausgebildet; durchaus ihr zur Last fallen dagegen Sittenlosigkeit und Unbildung so vieler Geistlichen. Daß die meisten von ihnen mit ihren „Köchinnen“ in wilder Ehe lebten, war allbekannt, Völlerei und Trunksucht nicht selten, gewissenlose Verwaltung des Amtes an der Tagesordnung und um so erklärlicher, je kläglicher es mit der Bildung dieser Männer bestellt war.

Ein Pfarrer im Kurkreise vermochte das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis nur in gebrochenen Worten herzusagen; ein thüringischer Kandidat brachte nicht die einfachste Erzählung in deutscher Sprache fertig. Da erwies sich denn die Zahl der Unfähigen selbst nach dem milden Maßstabe der Visitatoren erschreckend groß: in den fränkischen Gebieten genügten ihnen von 137 Geistlichen völlig nur 31, leidlich 26, die übrigen gar nicht; im thüringischen Saalkreise wurde ein volles Drittel für untauglich befunden. Dazu zeigten sich nicht wenige als papistisch oder sie trugen auf zwei Achseln, um es mit keiner Partei zu verderben. Daß unter solchen Seelsorgern die Gemeinden arg verwilderten, kann nicht befremden. Vielfach herrschte unter ihnen die äußerste Gleichgültigkeit gegen alles Kirchliche, die gröbste Unwissenheit in allem Religiösen; ganze Dorfschaften waren verrufen wegen arger Zügellosigkeit und Unsitte. Und einen ganz jammervollen Eindruck machten die Schulen. Nur in den Städten genügten sie einigermaßen; auf den Dörfern waren sie entweder gar nicht vorhanden, oder der elende Unterricht lag in den Händen des Küsters oder des Gemeindehirten, wenn nicht eine Person beide Ämter vereinigte. Freilich ließen auch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel bessere Leistungen kaum zu. Wirkliches Vermögen besaßen die Schulen fast gar nicht; es sahen sich also die Lehrer auf das Schulgeld angewiesen, das z. B. im sächsischen Vogtlande 16 Pfennige bis 2 Groschen vierteljährlich betrug, obendrein in nicht eben volkreichen Ortschaften. Nur in wenigen Gegenden fanden die Visitatoren Besseres vor; so erfreute sie das behäbige Zwickau, dank seiner trefflichen städtischen Verwaltung, durch vorzügliche Ordnung des Kirchen- und Schulwesens.

Neuordnung. In der That von unten auf mußte sich die neue Ordnung in Kursachsen gründen. Überaus schwierig war es schon, eine hinlängliche Ausstattung der Pfarreien zu schaffen, da die Besitzungen der aufgehobenen Klöster durch den Bauernkrieg oder gieriges Zugreifen des Adels sehr geschwunden waren, die sächsischen Bistümer aber angesichts der feindlichen Haltung der albertinischen Vettern nicht wohl angetastet werden durften. So ist das Werk erst viel später zu einem teilweisen Abschlusse gediehen. Auch die neue Ordnung des Kultus und der Seelsorge konnte nur ganz allmählich durchgeführt werden, da sich die mangelnden Kräfte nur langsam ersetzen ließen. Das Volksschulwesen aber wurde völlig neugestaltet, und hierin eben liegt eines der Hauptverdienste der Reformation und Luthers persönlich. Daß beim Unterrichte die Religionslehre in den Vordergrund trat, war selbstverständlich und notwendig; für diese Zwecke schrieb Luther seine „Katechismen" (1529), Muster pädagogischer und populärer Weisheit.

Es war die fürstliche Gewalt, mit deren Unterstützung er sein Werk durchsetzte; ihr erkannte er die Funktionen des Landesbischofs zu. Konsistorien traten dem landesherrlichen Kirchenregiment zur Seite; unter ihnen führten Superintendenten an Stelle der früheren Erzpriester die Aufsicht über die Pfarrer, die im allgemeinen sich sehr frei bewegen durften, und übten die Gerichtsbarkeit in Ehesachen. Damit hörte natürlich die Gewalt der bisherigen Bischöfe auf, das kanonische Recht wurde abgeschafft. Kursachsen wurde so sehr das klassische Land der Reformation, daß sich nach seinem Vorbilde mehr oder weniger auch die übrigen Territorien richteten; auch in Hessen trat später das landesherrliche Kirchenregiment an die Stelle der Verfassung, welche die Synode zu Homberg entworfen hatte.

So standen fortan nicht mehr einzelne evangelische Gemeinden, sondern geschlossene evangelische Territorien nebeneinander. Damit war die kirchliche Einheit der Nation allerdings so gut wie unmöglich gemacht, aber doch auch der Bestand der neuen Ordnung so weit gesichert, daß eine Zerstörung derselben nur um den Preis blutigen Krieges denkbar schien.

Gewaltig stand in diesen Jahren die Gestalt des Wittenberger Reformators vor den Augen der Zeitgenossen. Es wäre unmöglich zu sagen, wann er größer gewesen ist, ob damals, als er, ein einzelner Mann, den Kampf gegen die römische Weltkirche begann, oder jetzt, als sich auf seine Schultern die ungeheure Last und Verantwortung für die Gründung einer neuen Kirche legte. Aber nie ist ein welthistorischer Charakter seiner Aufgabe mehr gewachsen gewesen als er. Die Grundzüge seines Wesens, die tiefe Innerlichkeit und die unerbittliche Wahrhaftigkeit, hatten in ihm früher jene Gewissenskämpfe erregt, die seinen Übergang von der alten Kirchenlehre zu einem neuen Glauben begleiteten. Aber aus jenen Wurzeln seines Charakters erwuchs ihm auch die ungeheure Arbeitskraft, die er bis an sein Ende entfaltete in zahllosen Gutachten, Briefen und Denkschriften, in der Polemik wie in der populären Belehrung und der wissenschaftlichen Forschung. Nicht minder kam daher jene tiefinnerliche Leidenschaft, die dem großen Manne unentbehrlich ist; er vermied nicht den Kampf, er suchte ihn; mit zornigen Keulenschlägen zermalmte er den Gegner, auch wenn er fürstlichen Ranges war, wie Heinrich VIII. von England und Georg von Sachsen, „den Meuchler von Dresden“. Wohl erscheint er uns, wie schon den Zeitgenossen, zuweilen maßlos heftig, aber wäre seine Natur milder gewesen, nie hätte er sein Werk vollbracht. Und doch war dieser selbe stürmische Eiferer im Grunde seines Herzens eine liebebedürftige und gemütvolle Natur. Zu seinem Gott stand er in einem ganz persönlichen Verhältnis: in heißem Gebet suchte er seine Gnade und bessere Erkenntnis; jedes wissenschaftliche Resultat machte er für sich selber fest in heißem Flehen. Alles, das Größte wie das Kleinste, bezog er auf Gott; der Anblick eines nestbauenden Vögleins erweckte ihm den Gedanken an den himmlischen Hausvater, der selbst für die Geringsten sorgt. Persönlich dachte er sich auch die Macht des Bösen; wie oft hat er den Satan leibhaftig vor sich zu sehen geglaubt, und überall, wo sich der Widerstand gegen die evangelische Wahrheit regte, da meinte er ihn geschäftig, in zerstörender Thätigkeit zu erblicken.

Luthers Thätigkeit und Charakter.

Und wie herzlich und liebevoll stand er unter den Seinen! Wie kindlich-naiv wußte er mit seinem Sohne Hans zu reden, und mit prächtiger Laune fügte er sich dem häuslichen Regiment seiner Frau, des „Dominus Käthe“, wie er sie gern nannte, auch wenn sie einmal Einsprache erhob gegen die häufig recht unwirtschaftliche Freigebigkeit und Gastfreiheit des Gatten. Denn er war geneigt, sich selbst in Schulden zu stecken, um andern zu helfen — Lukas Cranach weigerte sich zuletzt, seine Bürgschaft anzunehmen — und zahlreiche Tischgänger, arme Dozenten und Studenten, pflegte er um sich zu versammeln, nicht nur allerdings, weil er ihnen Gutes erweisen wollte, sondern auch, weil eine heitere Geselligkeit ihm Bedürfnis war. Wer ihn so sah unter seinen Tischgästen oder auch mit ein paar guten Freunden beim Glase Wein im Garten, der mußte den Doktor lieb haben. Da gab es nichts von feierlicher Stille und steifer Form; unerschöpflich, heiter einmal und dann wieder ernst und tief, das Höchste wie das Alltäglichste streifend, floß ihm die Rede von den Lippen. Erzählungen aus seinem Leben wechselten mit gemütlich moralisierenden Betrachtungen; gern verweilte er vor allem bei den Gestalten der Heiligen Schrift, mit denen er vertraut war wie mit lebenden Zeitgenossen, die ihm greifbar vor Augen standen, als hätte er sie selber gesehen. Dann stellte er sich wohl Jesus Christus vor, wie er als Knabe seinem Vater das Essen auf den Zimmermannsplatz habe tragen müssen, Maria erschien ihm als ein „feines Mädchen“, Paulus, meinte er, werde ein kleines hageres Männchen gewesen sein, etwa wie Freund Melanchthon. So malen Albrecht Dürer und seine Genossen die heiligen Gestalten im Kostüme und umgeben von den Menschen des 16. Jahrhunderts.

Zu all diesen sittlichen Eigenschaften aber gesellten sich bei Luther eine wundervolle Klarheit des Geistes und eine einzige Beherrschung der Sprache in Schrift und Wort.

Welch ein Werk ist allein seine Bibelübersetzung (vollständig erschienen zuerst 1534), bei der doch mehr als alle Gelehrsamkeit, die ihm Melanchthon und andre zur Verfügung stellten, die innere Verwandtschaft mit dem Geiste der Bibel entscheidend war; und wie verstand er es auch, in seinen Kirchenliedern den Ton echter tiefer Glaubensempfindung anzuschlagen! Wie tief und allverständlich zugleich weiß er zu reden in seinen „Katechismen" und „Postillen"! — Ein Bildner unsrer Sprache, ein Lehrer unsres Volkes ist er geworden, wie es keinen sonst jemals gehabt hat!

So war der Mann, der Deutschland von der päpstlichen Kirche losriß, der die Bahn brach für die Gewissensfreiheit und die freie Wissenschaft, der die neuhochdeutsche Sprache gestaltete und einer ihrer größten Schriftsteller wurde. „Die Herrschaft der Deutschen im Reiche des Geistes ruht auf ihm."

Die Reformation in der deutschen Schweiz bis 1529.

Schweizer Eidgenossenschaft.

Diesen Gestaltungen in Deutschland parallel gingen verwandte in der Schweiz, dem Lande der Eidgenossen, die zwar seit 1499 nur noch „Reichsverwandte" hießen, aber nicht aufgehört hatten, im engsten Verkehr mit dem Mutterlande zu stehen. Allerdings entfaltete sich hier in selbständiger und eigenartiger Weise die Umgestaltung der Kirche. Ihr Urheber war Ulrich Zwingli auf einem Boden, der durch Verbreitung der humanistischen Studien besonders von Basel aus, wo Erasmus seit 1521 wirkte, wie durch den überall hervortretenden Widerstand gegen die Überspannung der kirchlichen Ansprüche und die sittliche Entartung und Unbildung der Geistlichkeit vorbereitet war, während die republikanische Regierungsform zu größerer Selbständigkeit des Denkens und Handelns erzog. Die alte Schweiz war aber zugleich politisch ein so überaus verwickeltes Gebilde, daß jede kirchliche Umänderung auch sofort auf das staatliche Gebiet hinüberwirken und den ganzen Zusammenhang der Bundesrepublik erschüttern mußte. Den Kern der Eidgenossenschaft bildeten die acht „alten Orte", Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Glarus, Bern und Zürich (so seit 1353); zu ihnen waren im Laufe der Zeit noch fünf Kantone getreten: Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell. Ihre Vertreter bildeten zusammen die Tagsatzung, aber in ihr besaßen die vier „Waldstätte" ebensoviel Gewicht wie alle andern Orte zusammengenommen, und da sich gewöhnlich Zug zu ihnen hielt, so übten diese „Fünforte" ein politisches Übergewicht, das der Macht, dem Reichtume und der Bildung der übrigen Kantone gegenüber keineswegs gerecht heißen konnte. Keinen Anteil an der Tagsatzung hatten die „zugewandten Orte": St. Gallen, Biel, Bistum Basel, Mülhausen, Wallis, Neuenburg und Graubünden, aber sie regierten sich selbst und genossen des Schutzes der Eidgenossen. In dritter Linie endlich standen die zwölf deutschen und die sieben italienischen „gemeinen Herrschaften" (Vogteien), eroberte Lande, in denen die Vögte der Kantone nebeneinander oder auch abwechselnd ein hartes Regiment führten; so herrschten z. B. die acht Orte in Thurgau, während das später erworbene Waadtland unter Bern allein stand. In allen Kantonen aber, mit Ausnahme der alten Bauernlandschaften der Urschweiz, waren eng miteinander versippte Patriziergeschlechter am Ruder, eine stolze, habsüchtige Aristokratie, durch alte Soldverträge und reiche Pensionen an Frankreich gefesselt. Wie nun in der republikanischen Schweiz das politische Interesse ein weit allgemeineres war als in den kleinen deutschen Fürstentümern, so ist auch der kirchliche Reformator Zwingli der Schweiz ihr kühnster politischer Reformer geworden, im Gegensatze zu Luther.

Ulrich Zwingli.

Zwingli stammte aus einer angesehenen und begüterten Familie im Toggenburgischen und wurde dort im Wildenhaus am Fuße des Säntis als Sohn des Ammanns der Gemeinde am 1. Januar 1484 geboren. In äußerlich günstiger, nicht in gedrückter Lage, wie Luther,



125. Ulrich (Huldreich) Zwingli.
Nach einer Lithographie von Rudolf Hoffmann.

wuchs er auf. Seine Schulstudien machte er zu Bern und Basel; in dieser Stadt und vorübergehend auch in Wien widmete er sich der Theologie und Philosophie, neigte aber von Anfang an mehr als Luther zu humanistischen Studien, die ihn denn auch auf das Studium des Neuen Testaments im griechischen Urtext führten. Mächtigen Einfluß gewann auf ihn namentlich Thomas Wittenbach in Basel, der öffentlich zu lehren wagte, das ganze Ablaßwesen sei eitel Blendwerk. Im Jahre 1506 erwarb Zwingli das Magisterium der freien Künste, in demselben Jahre erhielt er das Pfarramt zu Glarus. Emsig setzte er hier seine humanistischen und theologischen Studien fort; auf Grund selbständiger Forschung namentlich in den Paulinischen Briefen bildete er sich seine selbständige theologische Anschauung. Und wie sein ganz wesentlich humanistisches Interesse ihn von Luther von vornherein unterscheidet, so auch sein frühes Eingreifen in das politische Leben seines Landes, das dem Wittenberger immer fremd geblieben ist. Zweimal, 1512 und 1515, begleitete er als Feldprediger ein Heer seiner Landsleute nach Italien, erlebte ihre furchtbare Niederlage bei Marignano und gewann tiefen Einblick in die Ruchlosigkeit und Schmach des Söldnerdienstes für fremde Zwecke, der die Fahnen der Eidgenossenschaft entehrte, ihre Dörfer entvölkerte, ihre Jugend durch unstätes Kriegerleben und leichten Gewinn sittlich verwüstete. Nach zehnjähriger Wirksamkeit in Glarus ging er 1516 nach der reichen Abtei Maria-Einsiedeln, die durch ein wunderthätiges Gnadenbild der Himmelskönigin alljährlich viele Tausende von Wallfahrern an sich zog. Hier zuerst trat Zwingli gegen das Verdienst der Heiligen und das Gottwohlgefällige der Wallfahrten auf und erregte weithin Befremden und begeisterte Zustimmung; schon wagte er es, bei hochgestellten Geistlichen der Schweiz auf gründliche Reformen zu dringen, natürlich hier so vergeblich wie anderwärts; ja Rom versuchte durch glänzende Anerbietungen den jungen Geistlichen an sich zu fesseln.

Anfänge der schweizerischen Reformation.

Anfang 1519 war Zwingli als Leutpriester an das Münster zu Zürich berufen worden. Hier begann er wie Luther den offenen Kampf mit einem schonungslosen Angriff auf den Ablaßkrämer Bernhardin Samson, der aus den Waldstätten nach Zürich kam. Aber während Luther um Tetzels willen mit Rom selbst in Fehde geriet, sah sich hier die Kurie veranlaßt, etwas schonender aufzutreten, denn sie konnte die Schweizer Söldner nicht entbehren und mußte sich deshalb hüten, Mißstimmung zu erzeugen. So setzte Zwingli nicht bloß bei der Tagsatzung die Ausweisung des Samson durch, sondern er erlebte es sogar, daß der päpstliche Vikar ihn wegen seines Eifers belobte. Bald ging er weiter. Auf Grund der Paulinischen Briefe predigte er in „einfältiger Schweizersprache" die Rechtfertigung allein durch den Glauben an Christi Verdienst; aber er drang zugleich auf strenge Sittenzucht in dem leichtfertigen Zürich und eiferte gegen die Söldnerei. In Konflikt mit der geistlichen Oberbehörde, dem Bischof von Konstanz, brachte ihn jedoch erst seine Verwerfung der Fastengebote im April 1522; jetzt forderte ein bischöflicher Hirtenbrief Unterlassung jeder Neuerung. Auch in Zürich selbst regte sich die Gegenpartei, vor allem unter den Klosterleuten und — aus politischen Gründen — bei der französischen Partei, welche die Söldnerei nicht lassen wollte. Da verlangte Zwingli vom Rate die Entscheidung durch eine Disputation und stellte als deren Grundlage 67 Sätze auf.

Wie Luther sah er in der Kirche die „Gemeinsame der Frommen"; ihr, die ihm mit der politischen Gemeinde zusammenfiel, erkannte er die souveräne Gewalt in allen kirchlichen Dingen zu; sie übt sie aber nicht in ihrer Gesamtheit, sondern durch ihre gesetzliche Vertretung, den Rat, dem somit die bischöfliche Gewalt zufällt, und zwar lediglich nach der Heiligen Schrift, ohne jede Rücksicht auf „Menschensatzung". Auf Grund dieser Sätze fand am 29. Januar 1523 vor einer Versammlung von etwa 600 Geistlichen und Laien die Disputation im Rathaussaale statt. Die Gegenpartei war jedoch nur von dem Konstanzer Generalvikar Johann Faber vertreten und zwar so kläglich, daß Zwingli ohne alle Frage den Sieg behauptete, und der Rat ihn denn auch anwies, in der bisherigen Weise fortzufahren.

So begann mit Anfang 1523 die praktische Durchführung der Zwinglischen Ideen. Zürich löste sich vom Bistum Konstanz; im Kultus galt fortan nur die deutsche Sprache, die Klöster wurden aufgelöst, das Münster sofort säkularisiert, der geistliche Cölibat aufgehoben. Zwingli selbst vermählte sich im April 1524 mit einer adligen Witwe Anna Reinhard. Die Frage der Messe und Bilderverehrung brachte erst eine neue

Disputation am 26. Oktober 1524 in Zwinglis Sinne zur Entscheidung. Auch im Gebiete von Zürich bahnten sich dieselben Veränderungen an, und sämtliche Gemeinden desselben schlossen sich dann zu einer Züricher Landeskirche zusammen, so daß man hier auf republikanischem Boden von dem Gemeindeprinzip aus zur Gesamtkirche gelangte, was in Deutschland infolge des landesherrlichen Eingreifens nicht geschah. Seit 1525 entwickelte sich nun die neue Form vollständig.

Charakter der Zwinglischen Reform.

In Zwingli war nichts von dem mystischen Tiefsinne Luthers, er hatte nicht die heißen, qualvollen Gewissenskämpfe durchgemacht, die der Thüringer bestand; wie die Mehrzahl seiner Landsleute eine nüchtern-praktische Natur, hat er die ganze Reform mehr als Sache des Verstandes denn des Gemüts, mehr der Sittenlehre als des Glaubens aufgefaßt. Luther schonte das Überlieferte auch in Äußerlichkeiten, soweit es nicht direkt der Bibel widersprach; Zwingli verwarf alles, was die Bibel nicht direkt gebot. Daher auch der phantasielose, fast erkältende Eindruck des Gotteshauses und des Gottesdienstes. Da verschwand aller künstlerische Schmuck von den Wänden, an die Stelle des Altars trat der Tisch, selbst die Orgel verstummte; das Abendmahl wurde zum einfachen Gedächtnis- und Vereinigungsmahl ohne jeden geheimnisvollen Hintergrund, Brot und Wein zu bloßen Symbolen von Fleisch und Blut. Daher der tiefe, innerliche Gegensatz zu Luther, der rasch zu einem erbitterten Federkriege führte und endlich die beiden Konfessionen geschieden hat. Und doch ruhen beide auf der gemeinsamen Grundlage des apostolisch-christlichen Glaubens und sind bestimmt, einander zu ergänzen.

Der Gegensatz zwischen Zwingli nnd Luther wird noch durch die politischen Pläne des Schweizers verschärft. Wie er das Unwesen der Söldnerei abschaffen wollte und dadurch mit den Geschlechtern in Streit geriet, so strebte er auch, die Macht Zürichs auszudehnen und die Eidgenossenschaft zu schützen vor der „Tyrannei" der Fürsten und vor der alles verschlingenden „Monarchie", dem habsburgischen Weltreiche. Daher trieb er unbedenklich die Zünfte zur Erhebung gegen die Geschlechter, wollte die Verfassung der Eidgenossenschaft zu gunsten der größeren Kantone umgestalten und ihren Einfluß am liebsten auch auf die oberdeutschen Städte ausdehnen. Denn Zürich uud die Schweiz standen im Mittelpunkte aller Gedanken dieses eifrigen und überzeugten Republikaners.

Wie aber Luther vielleicht den härtesten Kampf mit der ungestümen Überspanntheit seiner eignen Genossen zu bestehen hatte, so auch Zwingli. Fast gewaltsam mußten im Jahre 1525 Zürich, Bern, Basel, St. Gallen und Schaffhausen die Anhänger Münzers, der sich selbst vorübergehend in Basel aufgehalten hatte, unterdrücken. Aber schon regten sich kräftiger außerhalb Zürichs die Altgläubigen nebst der patrizischen Partei.

Ausbreitung der Zwinglischen Reform.

In Zürich hatte Zwingli durchgesetzt, daß die Söldnerei aufhörte, demnach der Vertrag mit Frankreich gekündigt wurde. Dagegen aber erhob sich in den vier Waldstätten die heftigste Opposition. Denn so unwürdig jener alte Mißbrauch war, so einträglich war er doch für die herrschenden Geschlechter. Dazu hatte in diesen abgeschlossenen Bergkantonen die alte Kirche ihren festesten Halt. Auf sie gestützt, versuchte Johann Faber einen Gegenschlag; er veranlaßte den alten Gegner Luthers von Leipzig her, Johann Eck, zu einer Disputation mit den Neugläubigen zu Baden im Mai 1526, die, da Zwinglis Erscheinen vom Züricher Rate verboten wurde, mit dem Siege der Altgläubigen endete. Infolgedessen untersagten neun Kantone jede Neuerung. Statt daß dies nun die Bewegung zum Stillstande gebracht hätte, siegte bei den Ratswahlen im mächtigen Bern die evangelische Partei und führte darauf seit Februar 1528, als Zwingli seine Sache auch dort persönlich in einem Religionsgespräche vertreten hatte, im ganzen Gebiete die Reformation durch. Ein Jahr danach

erfolgte unter stürmischer Aufregung dasselbe zu Basel, wo Ökolampadius seit Jahren für Zwingli arbeitete. Mißvergnügt verließen damals viele, auch Erasmus, der unbehaglich die ganze Bewegung seit langem betrachtete und zu egoistisch war, um sich irgend einer Unbequemlichkeit auszusetzen, die erregte Stadt. Diese aber trat mit Bern und Zürich zu Anfang des Jahres 1529 in ein „christliches Bündnis", dem sich das elsässische Mülhausen, nur ein Schutzort der Eidgenossenschaft, anschloß. Desgleichen siegten die Neuerer in Schaffhausen und St. Gallen, wo die Gemeinde an die Säkularisation des uralten Benediktinerstiftes ging, sowie in Graubünden, das nur in lockerem Bundesverhältnis zu den Eidgenossen stand; ja die Bündner befreiten die Evangelischen im nahen Chur von der Gefahr der Unterdrückung durch Österreich. Dagegen behaupteten sich in Solothurn die Altgläubigen. Anderseits griff die Zwinglische Reformation auch nach Oberdeutschland, nach Constanz, Lindau, Memmingen, Straßburg, Ulm und Augsburg hinüber, wo sogar der Gedanke auftauchte, sich auch politisch der Eidgenossenschaft ganz anzuschließen.

Zerwürfnisse. Friede von Kappel (1529).

Doch die Verfassung der Schweiz war so verwickelt, daß der kirchliche Gegensatz sie auseinander zu sprengen drohte. Wie sollte es denn in den „gemeinen Vogteien" gehalten werden, wenn sich die hier regierenden Kantone selber in der kirchlichen Frage nicht verständigten, sondern jeder das Gegenteil des andern wollte? Darüber kam es zum Zerwürfnis. Im Juni 1529 standen sich beide Teile schlachtgerüstet gegenüber, die Fünforte auf ihr Bündnis mit Österreich, die Evangelischen auf die oberdeutschen Reichsstädte gestützt. Zwingli selbst, auch hierin weit verschieden von Luther, trieb zur Waffenentscheidung, für die bei der Übermacht seiner Partei die Aussicht niemals günstiger war; zu Roß, die Hellebarde im Arm, zog er mit dem Züricher Aufgebote gegen die Zuger Grenze. Doch wohlmeinende aber kurzsichtige Vermittler, Ammann Älbli von Glarus voran, brachten gegen seinen Rat und Willen den Landfrieden von Kappel zustande (25. Juni 1529). Die Fünforte gaben das Bündnis mit Österreich auf, zahlten die Kriegskosten, erhielten den „Rat", die Söldnerei abzuschaffen, versprachen die Evangelischen in ihren Gebieten nicht zu bestrafen und überließen in den gemeinen Vogteien der Mehrheit in den einzelnen Gemeinden die Entscheidung über die kirchliche Frage. Aber das war kein festbegründeter Friede, nur ein Stillstand, und sorgenvoll blickte Zwingli in eine ungewisse Zukunft.

Denn damals erstieg Habsburg eine solche Höhe der Macht, daß es geneigt sein konnte, seine siegreichen Waffen gegen die deutsche „Ketzerei" zu kehren. Nach ihrem Untergange hätte sich auch die Zwinglische Reformation keinen Augenblick länger behaupten können.

Der zweite italienische Krieg.

(1526—1529.)

Der zweite italienische Krieg nahm nach anfänglichen Schwankungen einen für die kaiserlichen Waffen glänzenden Verlauf, und Ferdinand von Österreich setzte sich fast zu gleicher Zeit die Kronen Böhmens und Ungarns aufs Haupt.

Bourbon und Frundsberg in Oberitalien.

Nach Pescaras Tode, der den Kampf in Oberitalien durch die Wegnahme Mailands eröffnet hatte, war das Kriegsglück den kaiserlichen Waffen zunächst untreu geworden. Das Heer der Liga unter dem Herzog von Urbino überschwemmte das Land und schloß die geschwächten, schlecht bezahlten und daher zuchtlosen Kaiserlichen unter ihrem Führer Bourbon in Mailand selber ein. Nur der Anmarsch eines neuen Heeres konnte helfen. So ließ der greise Georg von Frundsberg noch einmal die Werbetrommel für Karl V. rühren, und obwohl er nur niedrigen

Sold zu bieten vermochte, so lockte doch die einen die Aussicht auf die Beute bei einer etwaigen Einnahme Roms, die andern der brennende Haß gegen den Papst, der jetzt gegen den Kaiser stand. Mit etwa 12 000 Mann überschritt Frundsberg von Trident aus im November 1526 auf kaum gangbaren Pfaden das wilde, schon in Eis und Schnee starrende Gebirge zwischen dem Sarcathale und dem Idrosee. Aber außer stande, geradeswegs auf das belagerte Mailand vorzurücken, nahm der alte Held seinen Weg südwärts nach dem Po; trotz strömender Winterregen und



126. Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

hochangeschwollener Flüsse, trotz Mangel an Geld und Proviant brachen sich seine Haufen Bahn, wiesen den Ligisten, die sie mehrfach anfielen, die Eisenrechen ihrer Vierecke, erzwangen sogar am 25. November unter blutigem Gefecht den Übergang über den Mincio bei Governolo und überschritten drei Tage später den breiten Po bei Ostiglia auf Kähnen, die ihnen der Herzog von Ferrara lieferte. Am rechten Ufer aufwärts ziehend, bewerkstelligten sie dann wirklich ihre Vereinigung mit dem Bourbon bei Fiorenzuola südöstlich von Piacenza am 7. Februar 1527; denn da der Herzog von Urbino die Deutschen für gefährlicher hielt, so war es jenem gelungen, aus Mai-

land zu entkommen und über den Po zu gehen. Während Urbino nun ruhig in Mantua stehen blieb, beschlossen die Kaiserlichen in großem Kriegsrat den Marsch über den Apennin gegen Florenz oder Rom. Am 22. Februar brach das Heer mit entrollten Fahnen auf; der alten Ämilischen Straße folgend, näherte es sich dem winterlichen Gebirge.

Zugeständnisse Clemens' VII.

Wie die furchtbare Wetterwolke sich drohend herniedersenkte, schloß der erschreckte Clemens VII., den die kaiserlich gesinnten Colonna in seiner eignen Stadt bedrohten, Frieden mit Lannoy, dem spanischen Vizekönige von Neapel; er erkannte die spanische Herrschaft daselbst an, erhielt die Zusicherung, daß Mailand dem Sforza bleibe, und versprach für die Befriedigung der Söldner Bourbons 60 000 Scudi zu zahlen (15. März). Zugleich entließ er aus Sparsamkeitsrücksichten sein Heer bis auf einige Tausend; die Gefahr schien ja vorüber zu sein, und ohne Zweifel wollte die spanische Regierung den Frieden mit Rom. Es war nur die Frage, ob das Heer Bourbons und Frundsbergs ihn wollte.

Empörung der Söldner. Frundsbergs Tod.

Dieses war inzwischen unter unendlichen Strapazen, auf Nebenwegen die festen Städte umgehend, zu deren Einnahme man keine Mittel besaß, in dem ausgesogenen Lande kümmerlich ernährt, bis in die Nähe Bolognas gelangt, das ihm die Thore sperrte. Dort erfuhren die Söldner, daß Verhandlungen im Gange seien, die ihnen die sicher geglaubte Beute zu entziehen drohten. Da brachen in wilder Empörung zuerst die Spanier los, stürmten und plünderten Bourbons Quartier, so daß er das nackte Leben rettete (14. März). Dadurch angesteckt, revoltierten auch die Deutschen. Um sie zu beruhigen und seiner altgewohnten Autorität vertrauend, läßt Frundsberg sie nach dem Brauche zur Versammlung laden; doch wie er im Ringe zu ihnen spricht, da empfängt ihn wütendes Geschrei, und die Wildesten senken die Speere gegen die Brust des alten Führers. Der aber bricht, durch solche Zügellosigkeit im Innersten erschüttert, vom Schlage getroffen zusammen. Er erholte sich zwar wieder, verließ aber das Heer und ging nach Ferrara; am 20. August 1528 starb er in seiner schwäbischen Heimat. Mit seinem Weggange waren seine Knechte so gut wie führerlos, denn es gab keinen mehr, der sie zu bändigen vermochte. Bourbon mußte vorwärts, um nur sich selber zu retten; denn auch das „Bettelgeld" von 60 000 Scudi, das der Papst jetzt durch Lannoy bot, wiesen seine Söldner mit Hohn zurück; „sie müßten nach Rom ihrer Sünden wegen!" Wenn man nichts andres fand, sie aufzuhalten, so drohte das Schlimmste.

Die Kaiserlichen gegen Rom.

Bereits drang das Heer auf völlig grundlosen Wegen das Rancothal aufwärts über den Apennin nach Toscana hinüber. Im Quellengebiet des Arno und Tiber angelangt, bedrohte es gleichmäßig Florenz und Rom. Umsonst kam jetzt Lannoy selber zu Bourbon; dieser aber forderte 240 000 Scudi für seine Truppen, und da dem andern soviel nicht zur Verfügung stand, so rückte er vor. Am 25. April lagerte er bei Arezzo, wenige Märsche von Florenz. Da aber Urbino die Stadt deckte, so beschloß der Connetable, jetzt endlich auf Rom zu gehen. Sein letztes Geschütz sandte er nach Siena, um sich zu erleichtern; in rasender Eile, wie ein reißender Bergstrom, von Hunger getrieben, hinter sich das Heer der Liga, drangen die Söldner geradaus südwärts gegen Rom. Am 2. Mai lagerten sie in Viterbo, am 3. in Isola Farnese, auf der Stätte des alten Veji, nur drei Stunden von der Hauptstadt.

Entsetzen und Furcht hatten dort beim Nahen des schrecklichen Heeres die Bevölkerung ergriffen. Scharenweise flüchtete sie zu allen Thoren hinaus, bis ein päpstliches Edikt dies bei Todesstrafe verbot. Zugleich traf Clemens VII. Anstalten, die Stadt zu verteidigen, wenigstens bis das ligistische Heer heran sei; er nahm die kaum entlassenen Söldner um schweres Geld wieder an und befahl, die Fähnlein der

Bürgermiliz aufzustellen. Doch es fehlte überall an Kraft und gutem Willen. „Schwärme von Prälatendienern und Schmeichlern, von Bullenschreibern und Pharisäern, ein in Müßiggang genährter Pöbel, ein verfeinertes aber verderbtes Bürgertum ohne Staat, ohne Selbstgefühl, ein träger und thatenloser Adel, Tausende von lasterhaften Priestern", das waren die Bestandteile der Bevölkerung in diesem Rom der glänzendsten Renaissance, die mit feinster Bildung des Geistes und raffiniertem Lebensgenuß elende Schwäche des Charakters und bodenlose Sittenverderbnis verband. Jetzt hatte dies Volk zu beweisen, ob es wenigstens so viel Kraft habe, um seine eigne Stadt gegen außerordentliche Not und ungeahnte Gefahren zu verteidigen.

Am 5. Mai lagerten die Söldner vor Rom, etwa 25000 Mann Deutsche, Spanier und Neapolitaner. In weitem Bogen vom Monte Mario bis zum Pancratiusthore auf dem Janiculus umgaben sie die Leo-Stadt mit dem Vatikan und der Peterskirche und schauten von den Höhen hinunter gierigen Blickes auf das Häusermeer, auf die ragenden Türme und Kuppeln der zahllosen Kirchen und Paläste, auf die großartigen Reste des Altertums und das unermeßliche Ruinenfeld, das sich um sie ausbreitete. Diese wilden Banden wußten nichts von der Herrlichkeit der modernen und der antiken Kultur, deren Sitz dies Rom gewesen und noch war; sie wußten nur, daß da drinnen unermeßliche Schätze des dreisten Griffes harrten, zusammengeraubt aus der ganzen katholischen Welt und Eigentum einer feilen und feigen Bevölkerung. Doch nicht nur die Beutegier trieb sie vorwärts, sondern auch die Not; zwischen dem ligistischen Heere und der festen Stadt eingekeilt in der öden Campagna, mußten die Söldner zu Grunde gehen. So beschlossen die Führer noch am Nachmittage in einem Kriegsrat in der kleinen Kirche von San Onofrio, hoch oben auf dem Janiculus, Rom am nächsten Morgen zu stürmen, ohne Geschütz und Angriffsgerät, nur mit Handfeuerrohren und Speeren.

Mit dem Morgengrauen des 6. Mai eröffneten die Kaiserlichen den Sturm auf die Südseite der Leo-Stadt, links die Spanier gegen die Porta Pertusa, rechts die Deutschen gegen den Campo Santo. Dichte Nebelschleier verhüllten die Kolonnen und deckten sie gegen das Feuer der Engelsburg; aber der erste Anlauf wurde abgeschlagen. Da zog sich alles weiter rechts, und während die Sonne hervorbrach, rückten die Kolonnen zum zweiten Sturme heran. In dem Momente wird Bourbon, der eben eine Leiter anlegt und weithin kenntlich ist durch seinen blauen silbergestickten Waffenrock, von einer Kugel tödlich im Unterleibe verwundet; unter dem Lärme des Angriffs verschied er eine halbe Stunde nachher. „Nach Rom, nach Rom!" waren die letzten Worte des Sterbenden. Zur Wut entflammt durch den Fall des Führers, setzen Spanier und Deutsche von neuem an. Ein Deutscher, der Profoß Klaus Seidenstücker, faßt zuerst Fuß auf der Mauer, und indem er mit zweihändigem Schlachtschwert um sich mäht, macht er den folgenden Kameraden blutige Bahn. Fast zur selben Zeit ersteigen die Spanier die Mauer; unter tosendem Kriegsruf, mit gezücktem Degen brechen die Kaiserlichen in die Leo-Stadt ein. Ganze Kompanien der römischen Miliz, Hunderte von Schweizern erliegen bis auf den letzten Mann ihren wütenden Streichen; kaum daß der Papst vom Vatikan durch den bedeckten Gang in die Engelsburg zu gelangen vermag, Scharen von Flüchtlingen mit ihm.

Erstürmung Roms.

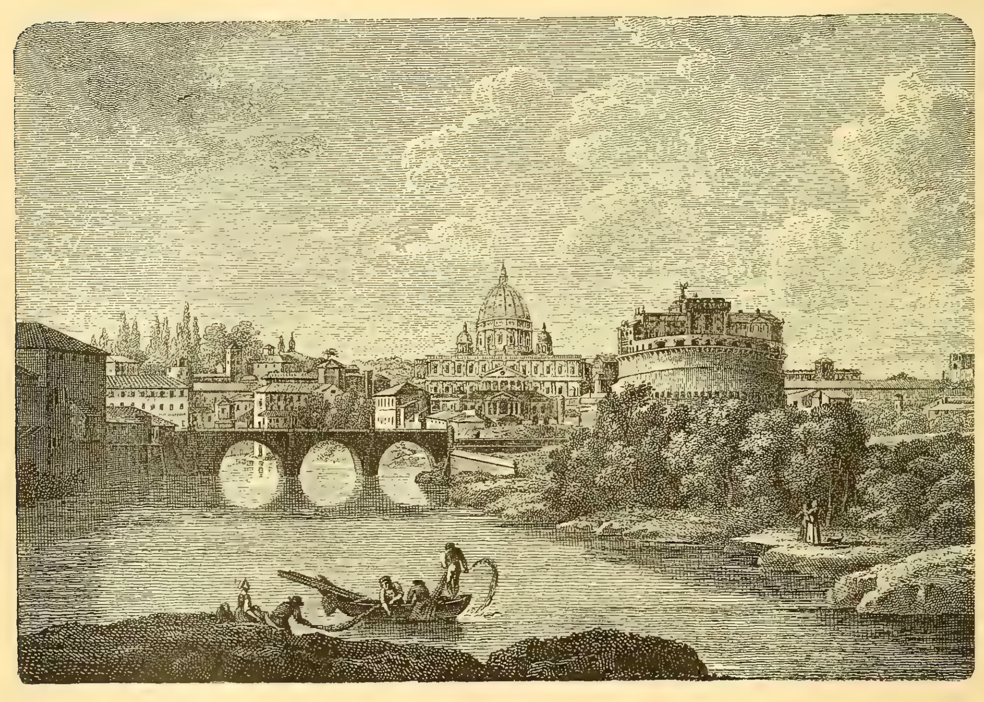
Die Leo-Stadt war erobert, aber damit noch wenig gewonnen. So beschlossen die Kaiserlichen, da der Papst die geforderte Räumung und eine Geldzahlung weigerte, auch das Trastevere zu stürmen, und sie nahmen es nach kurzem Kampfe. Noch wäre auch jetzt der bei weitem größte Teil der Stadt auf dem linken Tiberufer zu retten gewesen, wenn man die Brücken abgeworfen hätte, doch niemand wußte das Notwendige zu befehlen, und wie gelähmt erwarteten die Römer ihr Schicksal, kaum daß ein paar

hundert Mann die Sixtusbrücke hielten. Aber im raschen Stoße warfen die Sturmkolonnen diese Verteidiger zurück und drangen in die innere Stadt. Es war abends gegen sechs Uhr.

Plünderung Roms.

Kaum wagten die Sieger selbst an die Wirklichkeit des ungeheuren Erfolges zu glauben. Einen Angriff erwartend, blieben sie zunächst unter Waffen, die Deutschen auf dem Campo di Fiore, die Spanier auf der Navona, die Italiener an der Engelsbrücke. Erst um Mitternacht lösten sich die Rotten, und 25 000 hungrige, beutegierige, zügellose Kriegsknechte stürzten sich über das zitternde Rom zur Plünderung.

Ein entsetzliches Schauspiel in der That, das sich am nächsten Morgen von der Höhe der Engelsburg herab den Blicken darbot! Häuser und Kirchen in Flammen und Rauch, Straßen und Plätze bedeckt mit Leichen und Trümmern, überall ein gräßliches



127. Die Engelsburg zu Rom.
Nach C. J. Vernets Gemälde in der kaiserl. Bildergalerie zu Wien.

Gewühl von Flucht und Verfolgung, Raub und Mord. Die Sieger brachen in die Häuser, erschlugen, was ihnen widerstand, schleppten die Frauen und Mädchen in Herden mit sich fort, erpreßten durch Drohungen und Martern Unsummen als Lösegeld. Was sie nicht mitnehmen konnten, das verdarben sie: kostbare Kunstdenkmäler, wertvolle Archive; was ihre Habgier lockte, das nahmen sie; in prächtigen Gewändern stolzierten sie einher, flochten Perlenschnüre in Haar und Schnurrbart, gewannen und verloren im Würfelspiel unglaubliche Summen, schwelgten an üppiger Tafel und zwangen die zitternden Eigentümer, sie zu bedienen. Deutsche Landsknechte bekleideten einen aus ihrer Mitte mit geistlichem Ornat und führten ihn auf einem Esel unter Hohn und Spott vor die Engelsburg, Papst und Kardinälen zur Schau, ja sie riefen Luther zum Papste aus und huldigten ihm. „Ob 6000 Mann haben wir zu tot geschlagen, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, einen guten Teil der

Stadt abgebrannt und seltzam Haus gehalten, alle Copistereyen, Register, Briefe und Cortisaney zerrissen, zerschlagen" — mit diesen kühlen Worten faßt ein Teilnehmer die Ereignisse zusammen.

Wochenlang währte dies, die Plünderung durch die Vandalen im Jahre 455 war dagegen ein Kinderspiel gewesen. In Blut und Thränen, in Trümmern und Rauch ging das Rom der Renaissance zu Grunde. Wohl war das fürchterlich und beklagenswert, aber der „sacco di Roma" war für diese Bevölkerung auch ein wohlverdientes Strafgericht, eine gerechte Vergeltung für alles, was sie an sich und an der Welt gefrevelt hatte.

Friedensschluß.

Wie eine Insel im brandenden Meere hielt noch Wochen hindurch die Engelsburg einer regelmäßigen Belagerung stand, immer noch in der Hoffnung auf Entsatz durch den Herzog von Urbino. Ein rascher Angriff hätte fast ohne Blutvergießen den völlig aufgelösten und sorglosen Scharen der Sieger die unglückliche Stadt entreißen können, aber diesen wagte der Herzog nicht; in Veji kehrte er um (31. Mai). Da ergab sich am 5. Juni die Engelsburg. Clemens VII. versprach in drei Terminen 400 000 Dukaten zu zahlen — vor der Plünderung war ihm die Hälfte zu viel gewesen — stellte Geiseln, unterwarf sich selbst und die Kardinäle der Bewachung durch Deutsche und Spanier und räumte seine Festungen den kaiserlichen Truppen ein.

Karl V. wußte den Erfolg seines Heeres, den er weder befohlen noch gewollt hatte, für die Zwecke seiner Politik zu benutzen; vollständiger als jemals beherrschte er Italien; ja er schien im stande zu sein, den völlig gedemütigten Papst zur Berufung des längst erstrebten Konzils, zur Vornahme der unerläßlichen Reformen zu bestimmen.

Aber freilich, dann hätte der Kaiser die katholische Welt hinter sich haben müssen, und er hatte sie doch durch die Mißhandlung Roms gegen sich aufgebracht. Dies machte sich sofort auch politisch fühlbar. Heinrich VIII. von England schloß sich jetzt der Liga von Cognac an, und Karl V. wurde gezwungen, durch einen neuen Vertrag die Versöhnung mit dem gefangenen Papste zu erkaufen. Nach dem Abkommen vom 26. November 1527 gab er ihm den Kirchenstaat bis auf wenige Plätze zurück und begnügte sich mit seinem Rücktritte von der Liga von Cognac. Und doch war schon dies ein bedeutender Erfolg, der die spanische Herrschaft in Italien sicherstellte.

Erwerbung Böhmens und Ungarns durch die Habsburger.

Rückblick auf die Entwickelung Österreichs.

In demselben Jahre gewannen die Habsburger auch die Kronen von Böhmen und Ungarn; die Umrisse ihres Donaureiches traten hervor. Erst diese Erwerbung legte den Grund zu einer selbständigen, von Deutschland sich allmählich loslösenden österreichischen Großmacht.

Die Familienverträge, durch die sie vorbereitet worden war, entsprachen im Grunde nur alten geographischen und geschichtlichen Beziehungen. Schon bei der Erhebung der Mark Österreich zu einem Herzogtum 1156 hatten die Babenberger für dies Land eine Sonderstellung insofern erlangt, als hier das weibliche Erbrecht für ein Reichslehen anerkannt wurde und sie neben dem Zugeständnis, an Heerfahrten des Reiches nur in ihren Nachbarlanden und an Reichstagen nur auf bayrischem Boden teilzunehmen, auch die ausschließliche Gerichtshoheit erhielten. Nach ihrem Aussterben und dem Falle Ottokars II. von Böhmen erhielten die Habsburger 1282 mit Österreich auch das schon seit 1180 mit diesem verbundene Steiermark und Krain, dies letztere aus dem Erbe der Grafen von Sponheim-Lavantthal, während deren Hauptland Kärnten damals mit Tirol vereinigt wurde. Als auch das hier regierende Herrscherhaus 1363 ausstarb, trat Rudolf IV., der erste Habsburger, der den Titel Erzherzog annahm, die Erbschaft in Tirol und Kärnten an. Leopold III. gewann dazu noch das Binnenland von Istrien aus der Erbschaft des Grafen Albrecht IV. von Görz, mit dem er 1379 einen Erbvertrag geschlossen hatte, durch die freiwillige Unterwerfung von Triest 1382 den Zutritt zum Adriatischen Meere und durch Kauf 1375—80 Vorarlberg. Dagegen gingen die alten Stammgüter des Hauses im Westen meist an die Schweizerische Eidgenossenschaft verloren, so daß den Habsburgern

hier nur einige zerstreute Gebiete am oberen Rhein und an der oberen Donau verblieben, die sogenannten vorderösterreichischen Lande. Maximilian I. fügte außer einigen bayrischen und venezianischen Gebietsteilen an der Grenze Tirols im Jahre 1500 noch die Grafschaft Görz hinzu (s. oben S. 162). Daß die Habsburger 1438 nach dem Aussterben der Luxemburger Böhmen und Ungarn erbten, war zunächst von keiner dauernden Bedeutung, da beide Ländergruppen schon 1457 ihnen wieder verloren gingen, und die Erwerbung der burgundischen Lande 1477 kam für die österreichischen Gebiete nicht in Betracht. Umsomehr wiesen der Lauf der österreichischen Ströme und die uralten Verkehrs- und Kolonisationsverhältnisse die Habsburger nach dem Osten.



128.

Zustände in den böhmischen Ländern.

Seit dem Jahre 1490, seit Matthias Corvinus' Tode, waren Ungarn und Böhmen unter der Herrschaft des Jagellonen Wladislaw II. vereinigt gewesen, der in Böhmen schon seit 1471 regierte. Doch hatte dies keine innigere Verbindung zwischen beiden Staaten begründet, vielmehr zu mannigfachen Reibungen Veranlassung gegeben, da Ungarn auf Schlesien Ansprüche zu erheben geneigt war. Auch innerhalb der einzelnen Staaten selbst herrschte durchaus keine strenge Einheit. Unter der Krone Böhmen standen außer dem Hauptlande noch Mähren, Schlesien, die Ober- und die Niederlausitz. Jedes dieser Territorien besaß seine eigne Landesverwaltung und seinen Landtag. In Böhmen und Mähren bildeten diesen die drei Stände der Herren, Ritter und Städte; die Verwaltung wurde, soweit es die königlichen Lehnsleute und Städte betraf, von der Hofregierung, im übrigen von der Landesregierung der Stände geführt, unter der die Hauptleute der einzelnen Kreise standen. In der Oberlausitz dagegen gab es nur zwei Stände, Adel und Städte, in der Niederlausitz wiederum vier, weil hier die Prälaten selbständig am Landtage teilnahmen; in beiden Territorien stand ein königlicher Landvogt an der Spitze. Verwickelter gestalteten sich die Verhältnisse Schlesiens. Denn diese große Landschaft bildete nicht einmal in sich eine Einheit. Vielmehr besaßen die Herzogtümer Oppeln und Ratibor, Teschen, Liegnitz, Brieg und Wohlau noch eigne Landes-

herren aus dem Stamme der polnischen Piasten, und nur ungefähr die Hälfte des Landes gehorchte unmittelbar der Krone Böhmen, die durch ihren Oberhauptmann und ihr Oberamt in Breslau ihre Rechte wahrnehmen ließ und in den einzelnen Erbfürstentümern durch Landeshauptleute vertreten wurde. Da nun jedes dieser Fürstentümer wiederum seinen besonderen Landtag hatte, die Interessen ganz Schlesiens aber durch die Fürstentage (Fürsten, Standesherren, Ritter und Städte) beraten wurden, so wurde schon die schlesische Staatsmaschine eine überaus verwickelte, um wie viel mehr die der gesamten böhmischen Kronlande! Sie wäre noch schwerer lenkbar gewesen, wenn eine Gleichberechtigung der einzelnen Gebiete bestanden hätte. Statt dessen behauptete Böhmen durchaus die entscheidende Stimme; ja es drückte ganz direkt auf die Verwaltung der „einverleibten Lande“, insofern z. B. die Oberlausitz stets ein böhmischer Herr als Landvogt verwaltete, wohl auch sie und andre überwiegend deutsche Nebenlande sich gefallen lassen mußten, königlich böhmische Befehle oder Anträge in tschechischer Sprache entgegenzunehmen. Eben dieser tschechische Charakter der böhmischen Regierung schärfte das Gefühl des Gegensatzes in diesen Gebieten. Böhmen selbst war in den Stürmen des Hussitenkrieges, der im Grunde weit mehr ein Rassenkampf zwischen Deutschen und Slawen als ein Religionskrieg gewesen war, fast völlig tschechisiert worden; bis an den Fuß des Erzgebirges herrschte das Tschechische und mit ihm der hussitische Utraquismus, der freilich bald ermattete und den Katholiken als ketzerisch galt. Nur in den demokratisch organisierten Gemeinden der „Brüder“ lebte etwas von dem alten Hussitengeist fort und beherrschte damit zugleich namentlich die Bürger und den niederen Adel.

So spalteten nationale und kirchliche Gegensätze die Lande der böhmischen Krone. Die feindliche Spannung zwischen Adel und Städten trat hinzu. Die Regierung Böhmens selbst lag durchaus in den Händen des tschechischen Adels; die Bauern hielt er in voller Leibeigenschaft, den Städten bestritt er ihr Stimmrecht im Landtage, und nur mit großer Anstrengung vermochten es diese zu behaupten. Kräftiger zeigte sich der Bürgerstand in der Oberlausitz und in Schlesien; dort wußte der Sechs-Städte-Bund (seit 1347), begünstigt durch die Stimmenverteilung im Landtage, seine Sache tapfer und glücklich zu vertreten, die mächtigeren Städte sogar als Verwalter der königlichen Erbgerichte die Gerichtsbarkeit über den Adel ihrer Landschaft zu behaupten; hier warfen starke Gemeinden, wie Breslau, ein schweres Gewicht in die Wagschale. Bei solcher Übermacht der Stände und namentlich des böhmischen Adels war das Königtum unter dem gutmütigen, aber schwachen Wladislaw nur noch ein Schatten seiner selbst; abhängig von der Macht der Stände, in ewiger finanzieller Verlegenheit, umgeben und beraten von böhmischen Herren, bedeutete der König kaum mehr als der Präsident einer Adelsrepublik.

Ungarn und seine Nebenlande.

Nicht viel anders war es in Ungarn. Auch hier gab es weder eine politische noch vollends eine nationale Einheit. Neben Ungarn standen Siebenbürgen, Kroatien und Slawonien in großer Selbständigkeit; selbst in Ungarn bildeten und bilden die Magyaren zwar den herrschenden Stamm, aber die Minderheit neben Ruthenen und Slowaken, Deutschen und Juden. Auch in Siebenbürgen lebten sie neben stammverwandten Szeklern, deutschen Kolonisten und rumänischem Landvolk, während in Slawonien und Kroatien nur Südslawen hausten. In Ungarn selbst herrschte der magyarische Adel, fürstlich reiche Grundbesitzer neben kleinen armen Edelleuten. Er herrschte im Komitat, dessen leitenden Beamten, den Vizegespan, er aus seiner Mitte wählte; er hatte die magyarischen und slawischen Bauern in schwere Abhängigkeit niedergedrückt, die seit der Niederwerfung des Bauernaufstandes unter Dosza 1514 zu voller Leibeigenschaft geworden war; er bildete mit seinen Aufgeboten das Heer. Dem

vermochten die Städte kein volles Gegengewicht zu bieten. Fast ausschließlich oder überwiegend deutsche Gemeinden, zahlreich besonders im herrlichen Gebirgslande der Karpathen, wo namentlich die Gruppen der „Bergstädte" und der Zipser Städte hervortraten, wohlhabend durch blühenden Bergbau, Handel und Gewerbe, waren sie von der wüsten Komitatsverwaltung frei und standen zum Teil in festen Bündnissen miteinander, wie seit dem 15. Jahrhundert die „Fünfstädte" Leutschau, Kaschau, Eperies, Bartfeld und Klein-Zeben, nahmen auch an den Reichstagen teil. Aber im ganzen war Ungarn thatsächlich eine Ansammlung selbständiger Großgrundherrschaften, in deren jeder wieder jeder Edelmann wie ein kleiner Fürst, oft als erbarmungsloser Tyrann, über seine Bauern schaltete. Siebenbürgen setzte sich staatsrechtlich sogar aus drei ständischen „Nationen", aus den Szeklern, Magyaren und Sachsen zusammen, während die weit zahlreicheren Rumänen nur abhängige Bauern waren; gemeinsame Landtage aller drei Nationen fanden aber erst seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts statt, als die Türkengefahr zur Einigkeit nötigte. Nach eignem Rechte und von Adelsversammlungen beraten, regierte endlich der „Banus" Kroatien und Slawonien.

Was bedeutete nun in diesem Lande der Adelsfreiheit die königliche Gewalt! Schon die „Goldene Bulle" von 1222 hatte den Ständen das Recht des Widerstandes gegen den Mißbrauch königlicher Rechte verliehen; seit 1458 war Ungarn, ebenso wie Böhmen, Wahlreich geworden, und nur eine so kraftvolle Persönlichkeit, wie Matthias Corvinus, hatte es vermocht, trotzdem die adlige Willkür zu bändigen und dem Volke unparteiisches Gericht zu sichern. Aber nach seinem Tode (1490) ging der Ruf durch das gemißhandelte Landvolk: „König Matthias ist tot, dahin ist die Gerechtigkeit!" Dazu sanken rasch die Einnahmen der Krone, da der Adel sich des größten Teils der Krongüter bemächtigte; in den beiden Jahren 1494—95 betrugen die gesamten Einkünfte nur 136 000 Gulden, die Ausgaben 138 000 Gulden; im Jahre 1502 mußte sich König Wladislaw zur Bestreitung seiner Hochzeit sogar die geringfügige Summe von 2000 Gulden leihen. So vorübergehend wie die Stärke der Königsmacht unter Matthias war auch die Blüte der geistigen Bildung gewesen, die sein Herrscherwille hervortrieb; Fremde, namentlich Italiener, hatten sie gepflegt, höchstens einige höhere Geistliche sich ihrer noch angenommen; der Masse des Adels blieb sie fremd, und wer etwas von geistiger Regsamkeit sehen wollte, der mußte in die deutschen Städte und zu den Siebenbürger Sachsen gehen.

Auf diese weiten Lande der böhmischen und ungarischen Krone hatten auf Grund des Erbvertrages von 1515 (s. S. 165) die Habsburger nur für den Fall das nächste Anrecht, daß das regierende Haus der Jagellonen ausstürbe. Das schien freilich in weiter Ferne zu liegen, denn König Ludwig II., seit 1521 der Gemahl der Habsburgerin Maria, seit 1516 Nachfolger Wladislaws, stand im kräftigsten Jugendalter. Doch ein einziger Schlachttag vernichtete Ungarns Selbständigkeit und erledigte beide Kronen.

Ungarn und die Türken.

Wie eine drohende Wetterwolke stand seit Jahrzehnten die türkische Kriegsmacht an der südlichen Grenze. Gelenkt von einem Herrscher, der die absolute Gewalt seit der Eroberung von Mekka im Jahre 1517 mit der höchsten geistlichen Autorität, mit dem Kalifat, vereinigte, ausgerüstet mit einem auf einer Art Lehnseinrichtung beruhenden, durch das unüberwundene Fußvolk der Janitscharen verstärkten Reiterheere (den Spahis), das an Zahl und Organisation damals nirgends seinesgleichen fand, mit unermeßlichen materiellen Mitteln ausgestattet, und dies alles in der Hand eines gewaltigen Mannes, wie Sultan Soliman der „Prächtige" war, der mit dem Glaubenseifer der Moslem den Stolz verband, der wahre Nachfolger der römischen Kaiser zu sein — so beschaffen war in der That das Osmanische Reich jeder einzelnen europäischen Macht, selbst einer Verbindung mehrerer um so sicherer weit überlegen,



129. König Ludwig II. von Ungarn und Böhmen.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

als diese, meist abhängig von den Geldbewilligungen widerstrebender Stände, nur über unbotmäßige Söldnerhaufen oder nicht zuverlässigere Landesaufgebote verfügten. Und wie sollte nun gar dies Ungarn mit seinem meisterlosen Adel und seiner ohnmächtigen Krone widerstandsfähig sein, das obendrein zerklüftet war durch den Gegensatz

Furchtbar rächte sich jetzt die rohe Selbstsucht der Magnaten; sie hatten dem Königtum nicht die Kraft gelassen, um das Land zu retten. Wohl flogen nun nach allen Seiten die Sendschreiben des Königs, um die Vasallen zum Zuzuge aufzurufen, und das „blutige Schwert“ wurde nach altem Brauch im Lande umhergesendet, damit jedem der schwere Ernst des Augenblicks deutlich werde. Aber nur schwache Scharen sammelten sich in Ofen um den jungen König; mit nicht mehr als 3000 Mann zog er am 24. Juli ins Feld. Wohl verstärkte sich unterwegs sein Heer auf 20 000 Mann, doch gerade die mächtigsten Vasallen, der Woiwode von Siebenbürgen und der Banus von Slawonien, fehlten, und so hoffnungslos schien die Lage, daß niemand die schreckliche Verantwortung des Oberbefehls übernehmen wollte, bis ihn der König dem streitbaren Erzbischof von Kalocsa, Paul Tomory, aufzwang. Inzwischen war Peterwardein gefallen (27. Juli), und bei Essegg überschritt der Sultan ungestört die Drau, um nach türkischer Weise unverweilt das Herz der feindlichen Macht, ihr Heer oder ihre Hauptstadt oder beide, mit vernichtendem Stoße zu treffen. Noch war es vielleicht möglich, durch Anerkennung der türkischen Oberhoheit dem Zusammenstoß auszuweichen, aber der feurige Kriegsmut der Ungarn, das beste Erbteil des Stammes, wies das zurück und drängte zur Schlacht.

Schlacht bei Mohács.

Auf der Ebene von Mohács, südlich von Kalocsa, am rechten Donauufer, sahen die Ungarn am 29. August das Heer der Osmanen vor sich. In unermeßlicher Ausdehnung erstreckte sich die türkische Schlachtlinie; im Zentrum stand das Fußvolk in mehreren Treffen, als Reserve die Janitscharen, vor der Front 300 Geschütze, durch Reiterschwärme verhüllt, an den Flügeln die dichten Geschwader der Spahis. Totenblässe überflog das Antlitz des jungen Ungarnkönigs, als er sich den Helm aufsetzte; es war die erste und letzte Schlacht, in die er hineinritt. Nach fruchtloser Kanonade ungeduldig hervorbrechend, werfen seine Reiterscharen in stürmischem Anprall die Osmanenkavallerie des Mitteltreffens, aber dahinter empfängt sie das vernichtende Feuer der türkischen Geschütze, und während sich die Glieder der Ungarn in Verwirrung lösen, schwenken die Spahis zum Einhauen in ihre Flanken ein. Da ergießt sich das geschlagene Heer in wilder Flucht nach rückwärts; König Ludwig selbst wird mit fortgerissen und kommt glücklich durch den Csellyebach, aber am andern Uferrande gleitet sein Pferd zurück, überschlägt sich und schleudert den Reiter in das sumpfige Wasser. Sein Begleiter, ein schlesischer Edelmann, bringt die Trauernachricht nach Ofen. Mit dem Könige fielen Paul Tomory und zahlreiche Edle; 1500 Gefangene ließ der Sultan nach der Schlacht köpfen. Dann brach er auf, nahm Ofen durch Übergabe und feierte das Beiramfest in der Hauptstadt des Feindes, begnügte sich aber mit dem gewonnenen Erfolge und kehrte nach Konstantinopel zurück, ohne Ungarn durch Besatzungen zu sichern.

Die Schlacht bei Mohács ist eine jener welthistorischen, die das Geschick großer Nationen auf Jahrhunderte hinaus bestimmen. Sie entschied den Anfall Ungarns und Böhmens an die Habsburger und machte ersteres auf fast zweihundert Jahre zu einem großen Schlachtfelde.

Die Wahl Ferdinands zum König von Böhmen.

In Böhmen waren alle Parteien einig, an dem Wahlrechte gegenüber dem Erbanspruche der Habsburger festzuhalten, und eben deshalb war die Erhebung Erzherzog Ferdinands keineswegs zweifellos, zumal da Herzog Wilhelm von Bayern das Geld nicht sparte. Sehr geschickt wußten jedoch die österreichischen Gesandten das Mißtrauen der böhmischen Stände zu beschwichtigen, indem sie sich nur um die Wahl bemühten, das Erbrecht möglichst wenig betonten. Entscheidend waren dann die Übernahme der Landesschulden und die Anerkennung der hussitischen Landeskirche, welche Ferdinand in Aussicht stellen ließ; auch an Bestechung maßgebender Herren, wie



132. Ferdinand I., römischer König, König von Böhmen und Ungarn, Erzherzog von Österreich.
Nach Barthel Behams Gemälde.

namentlich des Oberstburggrafen Lew von Rožmital, fehlte es nicht. So wurde am 23. Oktober 1526 Erzherzog Ferdinand einstimmig zum König von Böhmen gewählt und, nachdem er die Verfassung beschworen hatte, am 24. Februar 1527 im Dome zu Prag feierlich gekrönt.

Ferdinand und Zápolya.

Schwieriger gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn. Denn hier war Zápolyas Partei noch im Übergewicht. Schon im Oktober war der ehrgeizige Woiwode in Ofen erschienen, hatte sich in Stuhlweißenburg zum Könige wählen

lassen und dort am 12. November die Stephanskrone auf sein Haupt empfangen. Hinter ihm stand die Mehrheit des Adels; ja er knüpfte mit Venedig und Frankreich Verbindungen an. Für Ferdinand waren nur die Komitate diesseit der Donau, dann die deutschen Städte der Zips und die Siebenbürger Sachsen. Deren Vertreter wählten nun auch wirklich am 16. Dezember den Erzherzog zum König. Da eine polnische Vermittelung zwischen den beiden Prätendenten fehlschlug, so überschritt Ferdinand am 31. Juli 1527 bei Heimburg die ungarische Grenze mit etwa 17000 Mann meist deutscher Truppen unter Nikolaus von Salm und Markgraf Kasimir von Brandenburg-Ansbach. Rasch fielen Komorn und Gran, manche Komitate sagten Zápolya ab, so daß er nach dem Nordosten wich. Dort ereilte ihn Salm bei Tokaj, schlug ihn völlig (27. September) und zwang ihn zur Flucht nach Galizien. Am 3. November empfing Ferdinand die Krone zu Stuhlweißenburg.

Aber hinter dem geschlagenen Gegner stand die drohende und als unbesieglich gefürchtete türkische Macht. Soliman betrachtete Ungarn als sein rechtmäßiges Eigentum, Johann Zápolya als seinen Vasallen; auch eine Sendung Ferdinands nach Konstantinopel Anfang 1528 änderte nichts daran. So blieb der Besitz Ungarns immer noch bestritten, und zu ihren übrigen Aufgaben übernahmen die Habsburger auch noch die schwerste, die abendländische Christenheit gegen die Osmanen zu decken.

Ende des zweiten italienischen Krieges.

Erfolge der Franzosen.

Doch mochten sie jetzt mit geringerer Besorgnis in die Zukunft blicken, da sich in Italien die Dinge völlig zu ihren gunsten wandten. Zwar gegen Ende des Jahres 1527 schien dort der Krieg einen sehr ungünstigen Gang nehmen zu wollen. Denn in Oberitalien, das der Abzug Bourbons fast ganz von Truppen entblößt hatte, erschien ein starkes französisches Heer unter Lautrec, nahm das vielgeplagte kaisertreue Pavia (im August) und plünderte es acht Tage lang; auch Alessandria fiel, und im Oktober brach Lautrec über den Po gegen Rom auf. Hier hatten inzwischen Desertion und Krankheiten, natürliche Folgen des ungewohnten Klimas, der Ausschweifungen und der Anstrengungen, das kaiserliche Heer auf 12—13000 Mann vermindert. Mit diesen schwachen Kräften fühlten sich die Führer, an ihrer Spitze Philibert von Oranien, außer stande, die Stadt zu halten oder eine Schlacht zu wagen; sie räumten Rom und richteten sich in Neapel zu hartnäckiger Verteidigung ein (Anfang 1528). Die Franzosen folgten ihnen, bemächtigten sich eines großen Teils des Königreiches und erschienen im April vor der Hauptstadt, die zugleich von der Seeseite her Andrea Doria mit der genuesisch-französischen Flotte blockierte. Die eng umschlossene Stadt ängstigte dann gar bald die größte Not, so daß man die Übergabe täglich erwartete. Da brachte ein Zwischenfall plötzlich die Wendung.

Umschwung zu gunsten des Kaisers.

Andrea Doria, trotz treuer Dienste von König Franz I. persönlich verletzt und schwer gereizt durch den Versuch der Franzosen, an Stelle Genuas, dem sie nie recht trauten, das eben genommene Savona zu einem großen Handelsplatze zu machen, trat mit Karl V. in Verhandlungen und erhielt die Zusicherung der Unabhängigkeit Genuas als Preis des Abfalls von Frankreich. So vereinigte er sein Geschwader mit dem kaiserlichen und verwandelte die Blockadeflotte in eine Hilfsflotte für Neapel. Da nun im französischen Lager ansteckende Krankheiten die Soldaten hinwegrafften — am 2. August waren von 25000 Mann nur noch 4000 waffenfähig — und auch Lautrec ihnen erlag (15. August), so hoben die Franzosen Ende des Monats die Belagerung auf und suchten den Rückweg. Aber hart verfolgt ging auch der Rest völlig zu Grunde; nicht eine Kompanie kehrte nach Frankreich zurück. Zwar erschienen nochmals französische Truppen unter Saint-Pol in Oberitalien, aber Antonio de Leyva, durch



Kunstbeilage.

Das Religionsgespräch zu Marburg, Oktober 1529.

Nach Aug. Noacks Gemälde.

(Mit Genehmigung der Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.)

Erläuterung der Kunstbeilage:

Das Religionsgespräch zu Marburg.



1. Dionysius Melander.
2. Adam Kraft.
3. Ulrich, Herzog von Württemberg.
4. Philipp, Landgraf von Hessen.
5. Johann Feige.
6. Philippus Melanchthon.
7. Martin Bucer.
8. Dr. Martinus Luther.
9. Ulrich Zwingli.
10. Oswald Myconius.
11. Öcolompadius.
12. Osiander.
13. Dr. Joh. Brenzius
14. Dr. Lonicerius
15. Heinz von Lüdder.
16. Eobanus Hessus.
17. Kaspar Rudolphus.
18. Stephan Agricola.
19. Ehrhard Schnepf.
20. Kaspar Hedio.
21. Franciscus Lambertus.
22. Dr. Kaspar Cruciger.
23. Dr. Justus Jonas.
24. Dr. Johann Bugenhagen.
25. Dr. Stephanus.
26. Dr. Euricius Cordus.
27. Pistorius.
28. Asclepius Barbatus
29. Wilhelm, Graf von Fürstenberg.
30. Eberhard von der Tann.
31. Ulrich Tune.
32. Jakob Sturm.
33. Menius.

Deutsche und Spanier verstärkt und durch erbarmungslosen Terrorismus Mailands sicher, zersprengte die Gegner in nächtlichem Überfall bei Landriano zwischen Mailand und Pavia und nahm Saint-Pol selber gefangen (21. Juni 1529).

Nur Florenz, das schon im Mai 1527 die Medici zum drittenmal verjagt und sich später eng an Frankreich angeschlossen hatte, trotzte noch den Waffen des Kaisers; sonst gab es etwas weiteres für Karl V. in Italien kaum zu erobern; überdies trieb die Erschöpfung des verzweifelten Landes, die Rücksicht auf die Verstimmung der katholischen Welt, selbst auch Spaniens, über die Mißhandlung des Papstes, wie über das Umsichgreifen der „Ketzerei", endlich der Hinblick auf den drohenden Einbruch Solimans in Ungarn die Habsburgische Politik zum Frieden mindestens mit Rom; und auch Clemens VII. mußte ihn wünschen, denn er war in seiner eignen Hauptstadt so gut wie ein Gefangener. Am 29. Juni 1529 kam der Friede in Barcelona zustande. Der Kaiser räumte den Kirchenstaat und versprach Florenz unter die Herrschaft des päpstlichen Hauses, der Medici, zurückzuführen. Dafür sprach Clemens VII. die Plünderer Roms vom Banne los und verhieß die Belehnung Karls V. mit Neapel. Frieden von Barcelona (Juni 1529).

Wenige Wochen später folgte zu Cambrai der „Damenfriede" zwischen Frankreich und Spanien (15. August 1529). Zwei erlauchte Frauen waren es, deren Hände das feine Gespinst woben: Margarete von Österreich, Karls V. Tante, und Luise von Savoyen, Franz' I. Mutter. Beide Parteien wichen einen Schritt von ihren Ansprüchen zurück: Franz I. verzichtete schweren Herzens auf seine Rechte über Flandern und Artois, Mailand, Genua und Neapel, Karl V. gab das alte Erbe seines Hauses, das Herzogtum Burgund, an Frankreich preis. Diese Abkunft bezeichnete, obwohl sie in der Folgezeit noch mehrmals bestritten wurde, doch die Grundlage der Territorialverhältnisse zwischen Frankreich und Spanien für mehr als ein Jahrhundert und überlieferte Italien der spanischen Herrschaft. Aber nicht bloß Frieden schlossen die beiden Mächte zu Cambrai; sie gelobten einander auch, wie schon zuvor Kaiser und Papst in Barcelona gethan hatten, gemeinsames Vorgehen gegen alle Feinde der Kirche. Frieden von Cambrai (Aug. 1529).

Deutschland und seine Nebenlande bis zum Nürnberger Religionsfrieden.

Steigerung der kirchlichen Spannung.

Schon standen sich in Deutschland die Parteien so gespannt gegenüber, daß der freche Betrug eines geldgierigen Menschen sie beinahe gegeneinander in Waffen gebracht hätte. Das war Dr. Otto von Pack, Kanzleibeamter des Herzogs Georg von Sachsen. Der Mann lieferte gegen eine Zahlung von 10000 Gulden dem Landgrafen Philipp von Hessen die angebliche Originalurkunde eines Bündnisvertrages zwischen König Ferdinand, den Kurfürsten von Brandenburg und Mainz, den Herzögen von Sachsen und Bayern und einigen süddeutschen Bischöfen, nach dem diese beabsichtigten, gemeinsam von Kursachsen die Auslieferung Luthers zu fordern, im Weigerungsfalle über das Land und das verbündete Hessen herzufallen und beide unter die Sieger zu verteilen. In höchster Aufregung — denn jeder Zweifel schien ausgeschlossen — bewog der Landgraf den Kurfürsten zu einem Schutzbündnis in Weimar für gemeinsamen Widerstand (9. März 1528) und rückte sofort in die überraschten fränkischen Stiftslande ein, die er zu beträchtlichen Zahlungen nötigte. Zum Glück war Kurfürst Johann etwas weniger leichtgläubig als Philipp; er fragte geradezu bei Herzog Georg an und empfing die entrüstete Antwort, wer das Original eines solchen Vertrages gesehen zu haben behaupte, der sei ein meineidiger Bösewicht. Eine Vernehmung Packs brachte wirklich den böswilligen Betrug an den Tag, und die Die „Packschen Händel".

Gemüter beruhigten sich wieder, aber beide Parteien hatten gesehen, was jede der andern zutraute, und die Stimmung blieb gereizt.

Protestation von Speier.

Jetzt griff abermals der Kaiser, der äußeren Feinde im wesentlichen ledig, in die kirchlichen Händel bestimmend ein. Seine Politik bot den katholischen Fürsten, die sich mit ihren protestantischen Mitständen im Frühjahr 1529 in Speier zu einem zweiten Reichstage versammelten, den festen Rückhalt. Sie besaßen die überwältigende Mehrheit in den beiden maßgebenden Kollegien: von den sieben Kurfürsten wie von den anwesenden neun Fürsten war nur je einer evangelisch. Da fand denn zuerst im vorberatenden Ausschuß, dann im Plenum der kaiserliche Antrag Annahme, daß der Beschluß des Reichstags von 1526 aufgehoben werden, den Bischöfen ihre Rechte, allen geistlichen Ständen ihre Besitzungen und Einkünfte bei der Strafe der Reichsacht gelassen und keine weiteren Neuerungen vorgenommen werden sollten. Die Evangelischen sahen sich vor die schwere Wahl gestellt, entweder alles, was sie bisher errungen hatten, preiszugeben oder sich gegen die Mehrheit der Stände und die Autorität des Kaisers aufzulehnen. Versuche zur Vermittelung blieben naturgemäß ohne Erfolg; vielmehr erklärte König Ferdinand am 19. April rund heraus, nach altem löblichen Gebrauche habe sich die Minderheit der Mehrheit zu fügen. Da unterzeichneten an demselben Tage die Evangelischen die Protestation von Speier, die ihnen von nun an den Namen gab; sie leugneten das Recht der Mehrheit, in kirchlichen Dingen einen Beschluß zu fassen, und hielten demgemäß an dem Reichstagsabschiede von 1526 fest. In das Reichsrecht führten sie damit einen neuen Grundsatz ein, aber sie zogen nur die Konsequenz der Thatsache, daß drei Jahre zuvor jedem Reichsstande die souveräne Entscheidung der kirchlichen Frage überlassen worden war. Nur einem allgemeinen oder einem deutschen Konzil erklärten sie sich unterwerfen zu können. Sieben Fürsten: Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, Georg von Brandenburg-Ansbach, Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, und dreizehn Reichsstädte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Konstanz, Lindau, Memmingen, Kempten, Nördlingen, Heilbronn, Isny, St. Gallen, Weißenburg und Windsheim, unterzeichneten diese Protestation, die, da ihre Aufnahme in den Reichstagsabschied nicht durchzusetzen war, sofort durch den Druck veröffentlicht wurde.

Scheidung zwischen der deutschen und schweizerischen Reformation.

So war der Gegensatz offen erklärt, und die schlimmsten Befürchtungen mußten aufsteigen, als man die Abmachungen von Barcelona und Cambrai erfuhr, während von Osten her gegen das zerspaltene Reich aufs neue die Türkengefahr verderbendrohend heranzog. Da schien nichts dringender als der enge Zusammenschluß der „protestierenden Stände" unter sich und mit den Glaubensgenossen in der deutschen Schweiz.

Auch in der Schweiz war die Lage äußerst gespannt, der offene Kampf nur eine Frage der Zeit, und deshalb befürwortete auch Zwingli in seinem nüchternen Scharfblick ein Verteidigungsbündnis mit den deutschen Protestanten. Die oberdeutschen Reichsstädte, mit den Schweizern in vielfachem Verkehr, wie namentlich Straßburg, das seine Kirche im ganzen nach Zwinglis Muster eingerichtet hatte, waren die natürlichen Mittelglieder, und eifrig arbeitete auch Philipp von Hessen für den Plan. Doch in jener schroffen Härte, die nur die Kehrseite seiner Überzeugungstreue war, drang Luther bei seinem Kurfürsten darauf, daß kein politisches Bündnis abgeschlossen werde, wenn man sich nicht zuvor über den Glauben geeinigt habe. Dieser Bedingung zu genügen, brachte Landgraf Philipp ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli zu Marburg in Vorschlag. Vom 1. bis 3. Oktober 1529 fand es im Beisein des Landgrafen, des Herzogs Ulrich von Württemberg und zahlreicher hervorragender Theologen im landgräflichen Schlosse statt. Doch wenn auch die Anschauung der beiden großen Männer über die Göttlichkeit Christi, die Erbsünde und die Taufe

sich als wesentlich übereinstimmend erwiesen, in der Lehre vom Abendmahle schieden sie sich. Hier stand Luthers mystisch-tiefe Auffassung der verstandesmäßig-nüchternen Zwinglis unversöhnlich gegenüber. „Ihr habt einen andern Geist", rief er dem Schweizer zu; Zwinglis ausgestreckte Hand, der mit Thränen in den Augen ihn bat, wenn sie sich nicht verständigen könnten, so möchten sie doch wenigstens sich als Brüder betrachten und dies öffentlich erklären, wies er finster zurück. Nie war er furchtbarer als in Marburg, aber es war dieselbe felsenfeste, in heißen Seelenkämpfen gewonnene Überzeugungstreue wie in Worms, die der Verständigung widerstrebte. So schieden sich die beiden protestantischen Kirchen; nur die Zusammenstellung der ihnen gemeinsamen Sätze und dazu das Versprechen, „christliche Liebe zu üben", waren Ergebnisse der Marburger Zusammenkunft. Und da sie nun zu keiner theologischen Übereinstimmung geführt hatte, so unterblieb auch jede politische Vereinbarung; denn Luther setzte unmittelbar nach der Marburger Zusammenkunft in Schleiz, wo sich Johann von Sachsen und Georg von Brandenburg begegneten, den Beschluß durch, daß ein Bund nur auf dem Grunde vollkommener Glaubensgemeinschaft abgeschlossen werden solle. — Infolgedessen konnte man sich nicht einmal mit den oberländischen Reichsstädten verständigen, denn Ulm und Straßburg wiesen in Schwabach die Marburger Artikel Luthers ab (Dezember 1529). Und doch hatte soeben der Kaiser eine Abordnung der „protestierenden Stände" ungnädig empfangen und die Protestation selbst gar nicht angenommen. Es war nicht zweifelhaft: er dachte die Ketzerei mit Gewalt niederzuschlagen. Aber selbst jede Gegenwehr verwarf Luther als gerichtet gegen die rechtmäßige Obrigkeit, die des Kaisers Majestät trotz alledem blieb. So traten ungerüstet und unverbunden die protestantischen Stände dem zürnenden Reichsoberhaupte gegenüber, nur weil es ihr Gewissen so gebot. „Klug ist das nicht, aber es ist groß."

Der erste Türkenkrieg.

In derselben Gesinnung haben die deutschen Protestanten in demselben Jahre 1529 ihre Reichspflicht treulich erfüllt, als die Türkengefahr in furchtbarster Gestalt wieder heranzog. Und doch bedrohte sie zunächst die habsburgischen Lande, und es konnte für die protestantischen Interessen vorteilhaft erscheinen, wenn die kaiserliche Politik gefesselt wurde, wenn sich dort in Ungarn etwa Johann Zápolya behauptete.

Zápolya und die Türken.

Zápolyas Glücksstern war in der That wieder im Aufsteigen. Am 25. September 1528 hatte sein Feldherr Báthory über Ferdinands Truppen bei Sarospatak gesiegt, und mit dem Beginne des nächsten Jahres rüstete Soliman zu neuem Heereszuge, entschlossen, das ganze Abendland zu bezwingen, dessen Zerrüttung er sehr wohl kannte. Dem gegenüber hielt König Ferdinand in allen seinen Gebieten Landtage ab, um sich Geld und Streiter bewilligen zu lassen; aber Ungarn war so gut wie unverteidigt oder bereit zum Abfall, als der Sultan, der am 10. Mai von Konstantinopel aufgebrochen war, hier einmarschierte.

Eroberung von Ofen.

Im Lager von Mohács begrüßte Johann Zápolya seinen Oberlehnsherrn an der Spitze zahlreicher Magnaten seiner Partei, er überlieferte ihm sogar die Stephanskrone, das Palladium der ungarischen Selbständigkeit. Am 3. September erschienen die Türken vor Ofen. Hier lagen in der Königsburg, von aller Hilfe verlassen, 700 deutsche Landsknechte. Diese Tapferen wiesen elf Stürme ab; erst als die Feste nur noch einem Steinhaufen glich, kapitulierte der Rest gegen freien Abzug, und auch ihm bereitete türkische und ungarische Treulosigkeit beim Ausmarsche ein blutiges Ende. Ungarn war gänzlich in den Händen der Osmanen, ihr Angriff nahte sich der deutschen Grenze.

Zu deren Schutze stand kein Heer bereit. Zwar der entsetzlichen Gefahr gegenüber, die Deutschland mit barbarischer Unterjochung bedrohte, schwieg der kirchliche Zwist; Luther selbst hatte früher, um Ostern, in seiner Schrift: „Vom Heerzuge wider den Türken" seine zaudernden Glaubensgenossen zum Kriege gemahnt, und die Zuzüge der protestantischen Stände hatten sich nunmehr auch in Bewegung gesetzt. Aber das Reichsheer sammelte sich erst jetzt unter Pfalzgraf Friedrich bei Linz, und ehe es wirklich schlagfertig war, überschritten die Türken die Grenze.

Belagerung von Wien (1529).

Da beruhte die einzige Hoffnung auf Wien. Doch die Stadt war nur von einer einfachen Ringmauer umgeben und einer ernsten Belagerung in keiner Weise gewachsen. Gab aber man Wien auf, so wälzten sich die osmanischen Heersäulen widerstandslos die Donau hinauf und nach Mähren und Böhmen hinein; der Himmel mochte wissen, was ihren Fortschritt hemmte. So entschlossen sich die kaiserlichen Feldhauptleute, der einundsiebzigjährige Nikolaus von Salm voran, Wien zu behaupten. 16000—17000 Mann Deutsche, Böhmen und Spanier standen ihm zur Verfügung, genug, um die Werke ausgiebig zu besetzen, wenn sie nur hielten. Die Vorstädte ließ er niederbrennen, die nicht Kampffähigen aus der Stadt bringen, Geschütze auf die Mauern führen, während schon bei Nacht die Feuersäulen der brennenden Dörfer im Osten die Annäherung des wilden Feindes verkündeten. Am 24. September standen die Türken vor Wien. In unermeßlicher Ausdehnung dehnten sich ihre Gezelte im Halbkreise, weithin glänzend mit goldenen Knäufen das des Großherrn bei Sievering im Nordwesten; die Segel ihrer Proviantflotte bedeckten den Strom, die Geschwader ihrer leichten Reiter die Ebene. Entschlossen gingen die Belagerer weniger mit Batteriefeuer als mit Minen gegen die Mauern vor; zwar gelang es mehrmals durch Gegenminen den Anschlag zu vereiteln, aber am 9. Oktober flog eine Mine auf zwischen der Hofburg und dem Kärntnerthore und riß eine weite Bresche. Mit wildem Schlachtgeschrei liefen die Janitscharen an, doch der krumme Säbel erlag dem Speer und dem Feuerrohr der Landsknechte, die mit hundertstimmigem „Her!" den Gegner empfingen. Zwei Tage später ging eine zweite Mine in die Luft, und wiederum wiesen die Verteidiger den dreimal wiederholten Sturm mit furchtbarem Verluste der Türken ab. So gewaltig war der Eindruck dieses ehernen Widerstandes, daß bei einer dritten Bresche, die eine Mine am 12. Oktober riß, gar kein Sturm unternommen wurde. Wider alles Erwarten mußte sich der Sultan geschlagen geben. Denn vor Wien vermochte er nicht länger auszuhalten, weil das rauhe Herbstwetter und Mangel an Lebensmitteln sein Heer dezimierten. Am 14. Oktober brach er das Lager ab und wich nach Ungarn zurück. Die ungeheure Gefahr war abgewendet. Doch Ungarn hielt er fest. Hier gebot sein Vasall Johann Zápolya; nur das nördliche Gebirgsland und den westlichen Grenzstreifen vermochte Ferdinand zu behaupten.

Die Krönung zu Bologna und die Augsburgische Konfession.

Karls V. Wandlung.

Den deutschen Protestanten sollte die Hilfe, die sie pflichtmäßig gegen die Türken geleistet hatten, nicht zu gute kommen. Denn schon war der Kaiser, des französischen und des türkischen Krieges ledig, in Italien angelangt, um dessen verwickelte Verhältnisse persönlich zu ordnen und seine Herrschaft wie sein Einvernehmen mit dem Papste zu befestigen. Die ihm lange nicht nahegekommen waren, erkannten ihn kaum wieder, so verwandelt erschien er. So unselbständig und teilnahmlos er früher gewesen war, so thätig und eigenwillig zeigte er sich jetzt. Er drückte seine Minister (Cobos, Granvella) zu dienstbaren Werkzeugen seines Herrscherwillens herab und gönnte ihnen höchstens eine beratende Stimme. Bis dahin hatte er Jahre hindurch in Spanien gesessen; seitdem führte er alle seine wichtigen Verhandlungen selber, flog von einem Schauplatz der



Die Belagerung von Wien durch die Türken unter Soliman im Jahre 1529.

Faksimile eines Holzschnittes im Historischen Museum der Stadt Wien.

Ereignisse zum andern, setzte sich selbst an der Spitze seiner Heere den Gefahren und Anstrengungen des Krieges aus und entwickelte dabei militärische Gaben, die das Urteil rechtfertigten, der beste Feldherr, den er jemals gehabt, sei er selber gewesen. Langsam, bedächtig kam er zum Entschlusse; doch den gefaßten hielt er eisenfest, und war sein Plan gescheitert, er ließ ihn nicht fallen, verschob nur seine Ausführung, wartete geduldig der Stunde, um dann vielleicht mit zerschmetternden Schlägen seine Feinde zu treffen. Das sollten die Deutschen an sich erfahren. Gleich die Erfolge der Jahre 1529 und 1530 in Italien waren sein persönliches Werk.



133. Umzug Kaiser Karls V. und Papst Clemens' VII. nach der Doppelkrönung zu Bologna im Februar 1530.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Nikolas Hogenberg.

In Bologna traf er mit Papst Clemens VII. zusammen. Großartig waren die Gesichtspunkte nicht, von denen sich beide leiten ließen. Denn der Papst opferte seinen Plan, Italien von der alten spanischen Herrschaft zu befreien, dem Vorteile seines Hauses, erhielt daher von Karl V. das Versprechen, den Medici Florenz als Herzogtum zu übergeben, und der Kaiser wiederum opferte dem Interesse seiner Herrschaft die Aussichten auf eine wirksame Kirchenreform, die ihm die Einnahme Roms und die Gefangenschaft Clemens' VII. verschafft hatte; er dachte sich ihn und sein Haus für immer durch die Übergabe von Florenz zu verpflichten. In Mailand wurde Franz

Doppelkrönung in Bologna.

Sforza als Vasall des Kaisers eingesetzt, Genua war durch die Doria an Spanien gefesselt. So lag Italien zu Füßen nicht des Kaisers, sondern des Königs von Spanien; nicht die deutsche, sondern die spanische Herrschaft hat dort Karl damals begründet.

Deutlich kam das zum Ausdruck bei der doppelten Krönung, als ihm der Papst zu Bologna am 22. Februar 1530 die eiserne Krone Italiens, am 24. die des römischen Kaisers aufs Haupt setzte. Beide hielten darauf zu Roß einen feierlichen Umzug durch die Stadt. War an sich schon diese letzte Kaiserkrönung auf italienischem Boden nur ein schwaches Abbild früherer Vorgänge, so bot sie auch im einzelnen einen völlig verschiedenen Anblick. Spanier und Italiener bildeten Karls Umgebung und trugen die Insignien; kein deutscher Fürst war zugegen, keiner war überhaupt nur eingeladen. Nur 3000 Landsknechte vertraten die deutsche Nation; sie hätten ebensogut bei der Krönung eines Königs von Frankreich oder Polen paradieren können.

Unterwerfung von Florenz.

Erst lange nach dieser Krönung, im August 1530, gelang es, das tapfere Florenz zur Unterwerfung zu zwingen.

Die heldenmütige Gegenwehr von Florenz schloß tragisch, aber ruhmvoll die städtisch-republikanische Entwickelung dieses merkwürdigsten aller italienischen Gemeinwesen der Renaissancezeit ab. Obwohl die Bevölkerung auch jetzt noch in eine konservativ-aristokratische und eine radikal-demokratische Partei gespalten war, so war sie doch bei dem Übergewichte der letzteren zum Äußersten entschlossen, hatte daher außer den Bürgern noch starke Söldnerscharen aufgeboten und die Festungswerke verstärkt, namentlich die beherrschende Höhe von San Miniato im Süden der Stadt unter Leitung Michelangelos stark befestigt, hielt sogar noch einige toscanische Städte in der Umgegend fest. Philibert von Oranien, der am 24. Oktober 1529 vor der schönen Stadt erschien, versuchte zunächst durch eine heftige Beschießung, namentlich von San Miniato, die Bevölkerung einzuschüchtern, hatte aber damit so wenig Erfolg, daß er sich auf eine Einschließung beschränkte, und auch diese wurde erst dann vollständig, als Karl V. gegen Ende des Jahres ihm deutsche und spanische Truppen zu Hilfe schickte und diesen Pistoja und Prato sich ergeben hatten. Trotzdem zeigten fortgesetzte Ausfälle und Streifzüge florentinischer Truppen, bei deren einem Oranien sogar fiel, den ungebrochenen Mut der Florentiner. Da aber jede Aussicht auf Hilfe schwand und alle Verhandlungen mit dem Kaiser und dem Papste fehlschlugen, so ergab sich endlich die gänzlich ausgehungerte und von Seuchen bedrängte Stadt am 10. August 1530 gegen Gewährung einer Amnestie und unter der Bedingung, daß der Kaiser, vorbehaltlich ihrer „Freiheit", ihre Verfassung bestimme. Trotz jener Amnestie wütete die nun zur Herrschaft gelangte aristokratische Partei nach alter Weise mit Hinrichtungen, Einkerkerungen und Verbannungen, und Karl V. übergab Florenz der erblichen Herrschaft des Hauses Medici, dessen erster Herzog Alessandro wurde. Er übernahm eine verarmte und entvölkerte Stadt, ein Schattenbild des alten Florenz, denn 8000 Bürger, 14000 Söldner und 80000 Dukaten Kontribution hatte der Krieg gekostet.

Reichstag zu Augsburg 1530.

Die Wiederherstellung des Einvernehmens zwischen den beiden Häuptern der Christenheit konnte für die deutschen Protestanten ebenso verhängnisvoll werden, wie es neun Jahre zuvor die Haltung Karls V. Luther gegenüber hatte bestimmen helfen. Zunächst freilich mochte darüber der versöhnliche Ton des kaiserlichen Ausschreibens täuschen, mit dem er die Stände zum Reichstage nach Augsburg berief, während er selber bereits in Innsbruck mit katholischen Fürsten Verhandlungen pflog. So waren die Stände zahlreich erschienen, Johann von Sachsen und Philipp von Hessen voran, begleitet von ihren Theologen; Luther freilich, über den noch Bann und Acht schwebten, war auf der sicheren Feste Koburg zurückgeblieben.

Am 15. Juni gegen Abend endlich zog der Kaiser in Augsburg ein, feierlich eingeholt von den Fürsten, von den Behörden und Reisigen der Stadt. Aber gleich in den ersten Stunden enthüllte sich sein Standpunkt. Denn in einer privaten Unterredung mit Johann von Sachsen, Philipp von Hessen, Georg von Brandenburg und Franz von Lüneburg stellte er den Herren das Ansinnen, die gewohnte lutherische Predigt während des Reichstages zu unterlassen und am nächsten Tage der Fronleichnamsprozession beizuwohnen. Er aber erfuhr, daß er damit eine protestantische Gewissenssache berührte. Rund heraus weigerte sich Philipp, der greise Brandenburger aber gab zur Antwort: „Herr, ehe ich Gott und sein Evangelium verleugne, will ich

auf der Stelle niederknieen und mir den Kopf abschlagen lassen!" Vor diesem stürmischen Ausbruch des alten Herrn erschrak der Kaiser: „Lieber Fürst, nicht Kopf ab, nicht Kopf ab!" erwiderte er in gebrochenem Niederdeutsch, dem Erregten auf die Schulter klopfend. An der Prozession aber nahmen die Protestanten nicht teil, nur Unterlassen jeder Polemik wurde den beiderseitigen Geistlichen auferlegt.

Die Augsburgische Konfession.

Unter solchen sich rasch trübenden Aussichten begannen die Verhandlungen am 20. Juni im Rathaussaale. Der Kaiser forderte sofort die Stände auf, „ihr Gutdünken, Opinion und Meinung" über die religiösen Streitigkeiten schriftlich, lateinisch und deutsch, ihm zu erkennen zu geben. Die Protestanten waren längst darauf vorbereitet; Melanchthon hatte mit Luther gemeinsam gleich nach dem Ausschreiben des Reichstags die große Bekenntnisschrift (Konfession) ausgearbeitet, die unter möglichster Vermeidung jeder Polemik einfach die Begründung des lutherischen Lehrbegriffes in der Heiligen Schrift, die des Kultus und der Verfassung in der Übereinstimmung mit der Bibel und der älteren Kirche versuchte und dabei überall das mit der katholischen Lehre Übereinstimmende hervorhob. Auf die Zwinglianer freilich nahm diese Konfession keine Rücksicht, denn ein letzter Versuch Landgraf Philipps zur Versöhnung war gescheitert; selbst die vier süddeutschen Reichsstädte Straßburg, Lindau, Memmingen und Konstanz weigerten sich der Unterzeichnung und gaben ein besonderes Bekenntnis ein (Confessio tetrapolitana). Es kostete große Mühe, vom Kaiser überhaupt nur die Erlaubnis zur Verlesung zu erhalten, und auch dann erfolgte sie nicht im Rathaussaale, sondern in der Kapelle des Bischofshofes, die nur etwa 200 Menschen faßte (25. Juni). Aber der sächsische Vizekanzler Christian Bayer verlas die Konfession in deutscher Sprache mit so kräftiger Stimme, obwohl er drei Stunden dazu brauchte, daß sie weit über die Kapelle hinaus vernehmlich wurde. Das lateinische Exemplar nahm der Kaiser an sich, das deutsche Albrecht von Mainz, der Erzkanzler des Reiches.

Konfutation und Apologie.

Gewaltig war der Eindruck der Konfession selbst auf die Gegner gewesen. Zum erstenmal kam es ihnen zum Bewußtsein, daß sie es nicht mit vereinzelten ketzerischen Lehrmeinungen zu thun hätten, sondern vor einem großen, tief gegründeten Gebäude stünden. Um so mehr hofften die Protestanten, der Kaiser werde die katholische Mehrheit veranlassen, nun ebenfalls ihre Sätze vorzulegen, und dann den Schiedsspruch fällen. Allein die Katholiken betrachteten sich nicht mehr als Partei, sondern als allein berechtigt, und nötigten den Kaiser, als ihr Vertreter zu verfahren. Demnach ließ sie sich auch nur zu einer vermeintlichen Widerlegung der Konfession, nicht zur Aufstellung ihres Lehrsystems herbei, zur „Konfutation", die von Eck, Wimpina, Cochläus u. a. ausgearbeitet wurde und nur auf des Kaisers fortgesetztes Drängen eine verhältnismäßig milde und jedenfalls würdige Fassung erhielt. Am 3. August kam sie zur Verlesung, und Karl V. forderte nunmehr ohne weiteres, die „Protestanten" sollten sich jetzt als widerlegt betrachten und sich demgemäß unterwerfen, widrigenfalls er gegen sie verfahren werde, wie es ihm als Schirmvogt der heiligen christlichen Kirche zukäme.

In dieser drangvollen Lage wandten sich aller Blicke auf Kurfürst Johann von Sachsen (geb. 30. Juni 1468). Eine stille, in sich gekehrte Natur, rauschender Lebensfreude abgeneigt und deshalb am glänzenden Hofe Maximilians I., wo er einen guten Teil seiner Jugend zugebracht hatte, niemals heimisch, voll religiöser Wärme und seitdem er Luthers Lehre angenommen hatte, an sie gefesselt mit der ganzen Kraft tiefinnerer Überzeugung, hat er sich damals zu Augsburg den ehrenvollen Beinamen des „Beständigen" verdient und andern dieselbe Standhaftigkeit eingeflößt. Stand doch auch hinter ihm die gewaltige Persönlichkeit des Reformators. In quälender Sorge saß Luther auf der Koburger Feste. Er kannte Augsburg und seine Verlockungen, er wußte, daß Melanchthons Natur oft allzusehr der Vermittelung günstig

sei, wo nichts zu vermitteln war, und daß Philipp von Hessen in manchen Punkten mehr zu Zwingli neige als zu den Wittenbergern. Und er selbst saß fern und einsam, durch Tagereisen getrennt, wo oft die Stunde kostbar war, statt des lebendigen Wortes angewiesen auf die tote Schrift. Aber seine Mahnungen und Briefe drangen wie Pfeile in die Seelen; kein Abfall, kein Schwanken war zu schauen, nicht bei den Fürsten, nicht bei den Gesandten der Städte. So wurden auch die Vermittelungsverhandlungen zu schanden, die man besonders auf Melanchthons Drängen während des August in einem Ausschuß aus je fünf Theologen und zwei Fürsten versuchte. Denn so nahe sich auch die Parteien in wichtigen Lehrmeinungen kamen, über die prinzipiellen Gegensätze der Anschauungen, über die hierarchische Ordnung, die den Katholiken von Gott eingesetzt, den Protestanten als Menschenwerk galt, gelangte man nicht hinaus; nachdrücklich wahrte hier der päpstliche Nuntius Campeggio den Standpunkt seiner Kirche, und Luther schrieb an Spalatin (26. August): „Ich höre, ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht, und Luther verbittet es sich."

Als auch dies fruchtlos blieb, wandte sich der Kaiser an Clemens VII. mit dem Antrage auf die Berufung eines Konzils. Doch dem graute vor den Stürmen, wie sie Konstanz und Basel gesehen hatten, und er knüpfte die Berufung eines solchen an eine Bedingung, deren Zurückweisung er voraussah: daß zuvor die Protestanten alle Neuerungen abstellen müßten. Nun, da die Protestanten sich dessen weigerten (7. September), ging der Kaiser zu scharfen Drohungen über; er nahm die „Apologie" der Konfession, die Melanchthon zur Widerlegung der Konfutation verfaßt hatte, gar nicht an und teilte den Evangelischen den Entwurf eines überaus feindlichen Abschiedes mit.

Da verließ Kurfürst Johann die Stadt; schweren Herzens, aber ungebeugt nahm er Abschied vom Kaiser, mit ihm alle protestantischen Fürsten, soweit sie nicht, wie Landgraf Philipp, sich schon früher entfernt hatten, später auch die Städte. Erst nach ihrer Abreise nahm die katholische Mehrheit den Reichstagsabschied an (19. November 1530). Unter Androhung von Bann und Reichsacht befahl er die Abstellung aller Neuerungen bis zur Entscheidung durch ein Konzil. Gegen Ungehorsame sollte das Kammergericht mit Prozessen vorgehen. Nur eine Bedenkzeit bis zum 15. April 1531 wurde noch gewährt.

Schmalkaldischer Bund.

Deutschland stand, so schien es, am Rande des Bürgerkrieges. Allerdings war der Kaiser in der That schon zum Äußersten entschlossen? Sollte er das Schwert ziehen, um diesem ganz weltlichen und höchst unzuverlässigen Papste die deutschen Ketzer zu unterwerfen und sich dadurch in unabsehbare Verwickelungen zu stürzen, auf die seine Feinde nur lauerten? War er dabei etwa auch nur der katholischen deutschen Fürsten sicher? Keine einzige dieser Fragen ließ sich zuversichtlich bejahen. Karl V. selbst war jetzt kühler und berechnender geworden als neun Jahre zuvor, und nach dem plötzlichen Tode seines Großkanzlers Gattinara (in Innsbruck 5. Juni 1530) waren seine wichtigsten Berater zwei Männer, die beide mit nüchternem Urteil nur das Zweckmäßige und Mögliche erstrebten, der Burgunder Nikolaus Perrenot, Herr von Granvelle (geb. 1486), und der Spanier Francisco de los Covos, Großkomtur von Leon. Beiden erschien die Sicherung der habsburgischen Macht als das Wichtigste. Um vor allem der Ausübung seiner kaiserlichen Macht eine feste Grundlage zu geben, beabsichtigte Karl V., seinem Bruder Ferdinand die Würde des römischen Königs, also des Stellvertreters und Mitregenten, übertragen zu lassen, und hatte für den Plan bereits außer den drei geistlichen Kurfürsten auch Brandenburg und Pfalz durch schwere Geldzahlungen gewonnen, auch den Wahltag nach Köln ausgeschrieben. Um so gefähr-

licher konnte freilich den Protestanten ihre Lage erscheinen, denn der Gegensatz blieb doch immer bestehen. Hatte man doch selbst dem Kurfürsten von Sachsen als einem Ketzer das Recht zur Teilnahme an der Königswahl bestritten. Überdies war das Reichskammergericht, mit streng katholisch gesinnten Räten besetzt, ein bereites Werkzeug. Sollten die Protestanten solchen Gefahren ebenso unthätig, ebenso unverbündet gegenübertreten wie 1529?

Die Not der Zeit überwand die Gewissensbedenken auch Luthers; vor allem aber machte ein Grund auf ihn Eindruck: der Kaiser sei den Fürsten gegenüber nicht Obrigkeit in dem Sinne, wie die Fürsten für die Unterthanen, denn die Verfassung des Reiches sei nicht sowohl monarchisch als aristokratisch, das Regiment liege in den Händen des Kaisers und der Stände, nicht des Kaisers allein. Da ließ er den Widerspruch gegen ein Verteidigungsbündnis fallen und vertrat selbst in der „Warnung an meine lieben Deutschen" die Anschauung, ein den Evangelischen aufgedrungener Krieg sei als Notwehr aufzufassen. Über die Grundlagen eines Bündnisses verständigten sich Ende Dezember 1530 in der kleinen hessisch-thüringischen Bergstadt Schmalkalden Johann von Sachsen und Philipp von Hessen, sowie die Fürsten von Braunschweig-Lüneburg und Anhalt, die Grafen von Mansfeld und die Abgeordneten von 24 Städten. Im Februar 1531 kam das Bündnis zum förmlichen Abschluß. Die Genossen gelobten sich Rechtshilfe bei Kammergerichtsprozessen, selbst Kriegshilfe bei einem Angriffe katholischer Fürsten und beschlossen, gemeinsam gegen die Wahl Ferdinands zum römischen König zu protestieren.

Erzherzog Ferdinand römischer König.

Das freilich blieb nutzlos. Denn trotz der Verwahrung des Kurfürsten Johann und der Schmalkaldener erfolgte die Wahl zu Köln am 5. Januar, die Krönung am 11. zu Aachen. Ausdrücklich auf die Beobachtung des Augsburger Abschiedes wurde Ferdinand verpflichtet. Um so dringender schien es für die Schmalkaldener, alle Protestanten, auch die Schweizer, zum Anschluß zu gewinnen. Aber dies scheiterte noch diesmal an dem theologischen Gegensatz, trotz aller Bemühungen Philipps von Hessen und Martin Bucers in Straßburg.

So nahten die Schweizer Dinge ohne Eingriff von deutscher Seite der Entscheidung.

Die Entscheidung in der Schweiz und Zwinglis Tod.

Ausbruch des Kampfes in der Schweiz.

Der Landfrieden von Kappel (29. Juni 1529) hatte in Wahrheit den Streit nicht geschlichtet, und die altgläubigen Kantone kehrten sich nicht daran, sondern setzten die Verfolgung der Evangelischen fort. Immer deutlicher trat hervor, daß nur ein Krieg die Entscheidung bringen könne. Aber nicht die kirchlichen Verhältnisse allein hatte Zwingli dabei im Auge, er wollte auch die politische Umgestaltung der Schweiz. Das ungerechte Übergewicht der Fünforte sollte gebrochen, Bern und Zürich sollten an die Spitze der Eidgenossenschaft gesetzt, die Rechte nach Maßgabe der Leistungen zugemessen werden. Doch dem kühnen Gedanken des Reformers widerstand die Mehrheit auf dem Tage zu Aarau (Mai 1531), und nur eine halbe Maßregel wurde beschlossen, die nicht Krieg und nicht Frieden war, eine Lebensmittelsperre gegen die armen Gebirgskantone der inneren Schweiz, um sie zur Nachgiebigkeit zu nötigen. Eben diese Maßregel trieb die Fünforte zu einem verzweifelten Schlage.

Schlacht bei Kappel.

Am 9. Oktober standen, in aller Stille gesammelt, 8000 Mann aus den Waldstätten bei Zug zum Angriff fertig. Zwei Tage später gingen sie gegen die Grenze vor. Dort lagerten bei Kappel 1200 Züricher unter dem Hauptmann Göldli. Als dieser

den Anmarsch sah, die Banner der Lande über bewaffneten Schiffen auf dem Zuger See erblickte und das Horn von Uri hörte, sandte er Eilboten nach Zürich um Hilfe. Doch nur 700 Mann, meist ältere Bürger, stellten sich unter das große Banner, mit ihnen Zwingli als Feldprediger. Als sie am 11. Oktober über den Albis stiegen, hörten sie bereits den Lärm des beginnenden Gefechtes; sie hielten an. Aber Zwingli drängte vorwärts, den angegriffenen Landesgenossen zu Hilfe. Auf einem Hügel nahmen die vereinigten Streitkräfte Stellung und wiesen mit Heldenmut in blutigem Ringen den Ansturm der überlegenen Gegner stundenlang zurück. Doch als 300 Urner Schützen ihnen in die Flanke kamen, und gleichzeitig ein neuer Frontangriff des Gewalthaufens folgte, da lösten sich die Reihen der Züricher.

Zwinglis Tod.

Der einbrechende Abend deckte die Fliehenden, aber 500 Bürger lagen tot auf dem Platze, unter ihnen auch Ulrich Zwingli. Ein Speerstich hatte ihn tödlich getroffen, als er sich zu einem Verwundeten beugte. Betend erwartete er sein Ende. Da kamen feindliche Krieger heran, einer erkannte ihn und gab ihm den Todesstreich. So starb der große Reformator den Tod des Kriegers; ihn konnte niemand ersetzen. Aber sein Werk hat ihn überlebt.

Zu spät rüsteten jetzt die reformierten Kantone und eröffneten mit 24 000 Mann den Angriffskrieg gegen Zug. Doch leider fehlten Eifer und Einigkeit, und ein kecker Überfall in der Nacht des 21. Oktober, der den Evangelischen 800 Mann kostete, machte sie vollends der Fortsetzung des Kampfes abgeneigt; ihr Heer löste sich nach diesen Mißerfolgen auf. Wenige Wochen nachher diktierten die Sieger den Frieden (20. November 1531). Die Reformierten zahlten die Kriegskosten, lösten ihr Bündnis mit den süddeutschen Städten und gestatteten in den gemeinen Vogteien eine neue Abstimmung, die größtenteils zu gunsten der Katholiken ausfiel. Auch in Glarus, St. Gallen, Aargau und Solothurn gewann die alte Kirche bald wieder das Übergewicht. So vollzog sich in der Schweiz dieselbe verhängnisvolle Glaubensspaltung wie im Reiche. Und wie hier, so ist sie auch dort bis heute bestehen geblieben.

Der Religionsfriede von Nürnberg und der zweite Türkenkrieg.

Organisation des Schmalkaldischen Bundes.

Die Katastrophe in der Schweiz war eine ernste Mahnung für die deutschen Protestanten, und sie blieb nicht unbenutzt. Zunächst erklärten die süddeutschen Reichsstädte ihren Beitritt zum Schmalkaldischen Bunde, eine Versammlung zu Frankfurt a. M. im Dezember 1531 entschied die wichtigsten Fragen seiner Organisation, und im April 1532 kamen sie in Schweinfurt zum Abschluß. Acht Fürsten und Grafen, sieben niederdeutsche und sieben oberdeutsche Städte bildeten jetzt den Bund. Jedes Mitglied verpflichtete sich zu bestimmten Leistungen an Geld und Mannschaften, die bei dem einfachen Satze 10 000 Mann zu Fuß und 2000 Reiter betragen sollten. Ein Bundesrat übernahm die Oberleitung, die Führung im Kriege fiel dem Kurfürsten von Kursachsen und dem Landgrafen von Hessen anheim.

So war im Reich ein Sonderbund aufgerichtet, dessen Glieder sich über den weiten Raum vom Bodensee bis zum Meere verteilten, wohl im stande, sich tapfer zu verteidigen und als Hort der protestantischen Sache bald überall gerühmt und in Anspruch genommen.

Die Wirkungen zeigten sich sehr schnell. Daß ohne ernsten Kampf die Protestanten nicht niederzuwerfen seien, war jetzt klar, und auch auf katholischer Seite regten sich immer schwerere Bedenken gegen einen solchen Krieg, der, wenn er siegreich aus-



Zwinglis Tod bei Kappel.

Nach Weckessers Gemälde in der Stadtbibliothek zu Winterthur.

ging, die ohnehin gewaltige Macht des Hauses Habsburg noch mehr verstärken und die hergebrachte Selbständigkeit aller deutschen Fürsten, ihr höchstes Kleinod, schwer bedrohen mußte.

Einbruch der Türken in Ungarn.

Aber auch das Haus Habsburg war zu einem Religionskriege nicht im stande. Denn alle Verhandlungen mit Johann Zápolya wie mit dem Sultan hatten zu nichts geholfen, ein Angriff auf Ofen war Ende 1530 gescheitert; nur ein Stillstand hatte den Krieg auf ein Jahr unterbrochen (Dezember 1530 bis gegen Ende 1531), und selbst das letzte Anerbieten Ferdinands, auf Ungarn gänzlich zu verzichten gegen Anerkennung seines Erbrechts nach Zápolyas Tode, hatte schnöde Zurückweisung erfahren; ja für das Jahr 1532 wurde ein neuer Heereszug Solimans angekündigt. Schon am 24. April 1532 brach der Großherr zum drittenmal gegen Ungarn und Österreich mit 200 000 Mann von Konstantinopel auf.

Der Nürnberger Friede.

Jetzt riet selbst König Ferdinand dem kaiserlichen Bruder, den Protestanten Zugeständnisse zu machen, um alle Kräfte des schwer bedrohten Reiches zur Abwehr zu vereinigen. So begannen im Februar die Verhandlungen des Reichstages, zunächst in Regensburg; da jedoch diese Stadt fortwährend durch gewaltige Durchmärsche in Anspruch genommen wurde, so verlegte man ihn bald nach dem stilleren Nürnberg. Und hier kam am 23. Juli 1532 der Religionsfriede zustande, der zum erstenmal den deutschen Protestanten eine vertragsmäßige Anerkennung wenigstens auf Zeit gewährte. Die Prozesse am Reichskammergericht wurden eingestellt, und es sollte „ein gemeiner beständiger Friede" zwischen allen Ständen des Reiches gelten. Die bischöfliche Gewalt und die Verwendung der geistlichen Güter verblieben im bisherigen Zustande, d. h. die bisher vollzogenen Neuerungen sollten bestehen bleiben. Doch galt das alles nur bis zur Entscheidung durch ein „gemeines, freies, christliches" Konzil oder, falls dies nicht zustandekomme, bis auf einen neuen Reichstag. Auch erstreckte sich die Abkunft nicht auf die der neuen Lehre etwa noch Zutretenden, und eine Ausdehnung des Bundes auf die Zwinglischen wurde ausdrücklich für ausgeschlossen erklärt. Eben deshalb fehlten auf Seite der Schmalkaldischen schwere Bedenken nicht, und Landgraf Philipp, der von einem „schimpflichen, lächerlichen Frieden und einer ungewissen Versicherung" sprach, unterzeichnete erst nach langem Widerstreben einen Vertrag, der eigentlich alles in der Schwebe ließ und zugleich die künftigen Glaubensgenossen engherzig der Bedrängnis preisgab.

Die Türken in Ungarn u. Österreich.

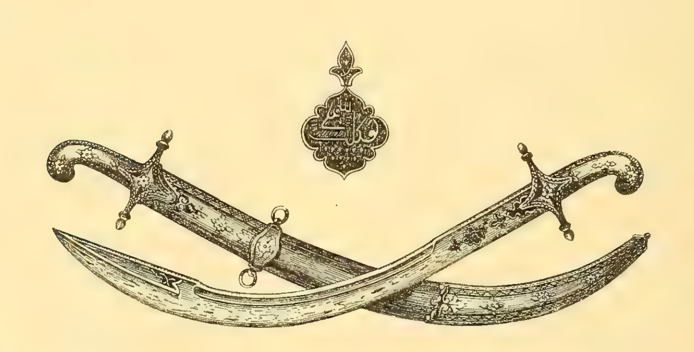
Immerhin war für die Schmalkaldener Bedeutendes erreicht, und gern stellten sie jetzt der Abkunft entsprechend ihre Kontingente zum Türkenkriege. Gewaltige Massen gingen zu Land und zu Wasser hinunter nach der ungarischen Grenze, und auf dem Tullnerfelde, westlich des Wiener Waldes, sammelte sich ein Heer von etwa 80 000 Mann, Deutsche, Böhmen, Spanier und Italiener, „ein unübertrefflich schön Volk, dergleichen kein lebendig Mensch gesehen". Der Kaiser selbst war herbeigekommen, und alles brannte darauf, unter seinen Augen dem gefürchteten Erbfeinde in großer Schlacht entgegenzutreten.

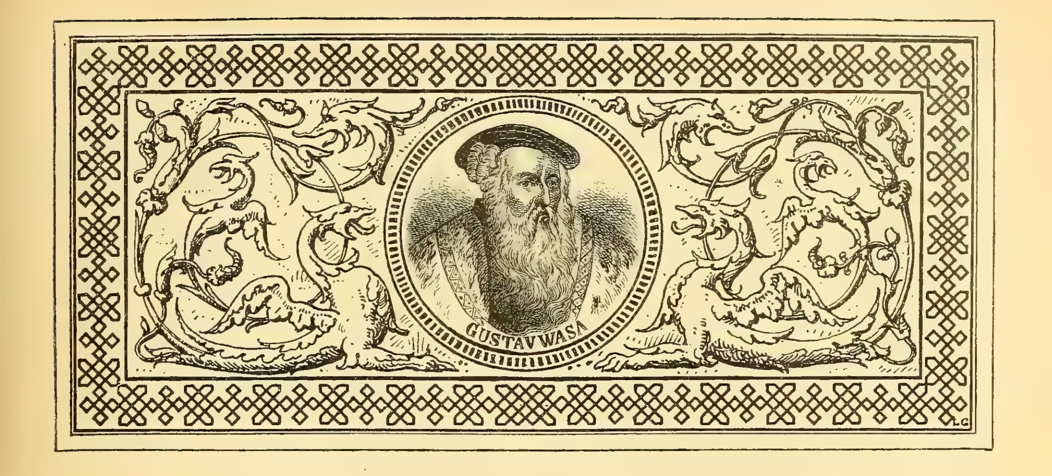
Doch dazu kam es nicht. Drei volle Wochen lang, bis zum 29. August, hatte der Großherr sich aufhalten lassen vor einer kleinen, schwach befestigten Stadt, durch eine Handvoll Leute. Das war Güns im westlichen Ungarn, und der Held, der es verteidigte, der Kroat Nikolaus Jurischitz mit nur 30 Reitern und 700 schlecht bewaffneten Bauern. „Ich hatte meine Sach in gewissen Tod gestellt", erzählte er später. Aber er hatte sich zum Ausharren entschlossen, denn die Tausende von Flüchtlingen aus der Umgegend wären sonst elendem Verderben preisgegeben worden. Vierzehn Stürme schlugen die Tapferen ab; erst beim letzten drangen die Türken in die Stadt.

Aber der heroische Widerstand war ihnen schon lange übermenschlich vorgekommen; jetzt, als sie gegen den letzten Verhack anliefen, scholl ihnen von dort ein tausendstimmiger Verzweiflungsschrei entgegen, so daß sie meinten, mit überirdischen Mächten zu ringen; sie wichen zurück, und der Sultan gab sich damit zufrieden, daß zehn Janitscharen auf eine Stunde in die Stadt gelassen wurden, um die türkische Fahne aufzurichten; dann zog er vorüber.

Doch die Kunde von der Sammlung des kaiserlichen Heeres schreckte ihn ab; er wagte mit seinen vor Güns entmutigten Truppen nicht die Schlacht, sondern bog westwärts ab nach Steiermark hinein und erschien vor Graz (12. September). Nur Kasimbeg überschritt mit 14 000 Reitern die deutsche Grenze und drang verheerend und Tausende von Gefangenen mit sich schleppend über den Wiener Wald quer durch Niederösterreich bis an die Enns vor. Als er nun wiederum den Rückweg suchte, während der Sultan bereits die Berennung von Graz aufgegeben hatte, fand er, vom Wiener Wald herunterkommend, das Thal der Triesting bei Pottenstein (die sogenannte Schwarzach) durch deutsche Scharen unter Sebastian Schertlin, Feldhauptmann von Augsburg, gesperrt. In heißen Gefechten wurden seine Leute fast gänzlich aufgerieben, er selber fiel (19. September). Nur eine andre Kolonne seines Korps entkam, indem sie sich über den hohen Schneeberg durch pfadlose Öde durchschlug.

Abermals war Deutschland von großer Gefahr gerettet, doch zum Einmarsch in Ungarn vermochte König Ferdinand die deutschen Fürsten und Hauptleute nicht zu bewegen. An der Grenze löste sich das Heer auf; der größte Teil Ungarns blieb ein türkischer Lehnsstaat unter Johann Zápolya.





Reformation und Revolution
in Niederdeutschland und in Skandinavien.

Eine so gewaltige Bewegung wie die Reformation konnte unmöglich auf das Land, wo sie entstanden war, beschränkt bleiben. Sie mußte am ehesten in die Länder übergreifen, die mit Deutschland durch Verkehr und Stammesart besonders eng verbunden waren, also nach Skandinavien. Hier aber war sie ebenso wie dort, nur in andrer Weise, mit politischen Umgestaltungen verknüpft, und diese übten wiederum einen gewaltigen Rückschlag auf das nördliche Deutschland, vor allem auf die Städte, deren Interessen wesentlich im skandinavischen Norden lagen, auf die Hansa. Schon längst im Niedergange begriffen, erlitt ihre Macht durch den nationalen Aufschwung, der sich in Dänemark und Schweden mit der Kirchenreformation verband, den letzten Stoß, und auch abgesehen davon erlebten ihre Städte infolge der kirchlichen Umgestaltung tiefgehende Erschütterungen.

Die Hansa und die nordischen Reiche.

Um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts hatte der stolze Seebund seine glänzendste Entfaltung gesehen. Er umschlang die Städte niederdeutscher Zunge von Brügge bis Narwa; seine Kaufhöfe beherrschten fast ohne Nebenbuhler den Handel in England und Flandern, in Skandinavien und Rußland, seine Handelsflotten bedeckten die Ost- und Nordsee, sie erschienen im Kanal und in der spanischen See. Aber der Gegensatz der Interessen zwischen den Niederländern, den Westerlingen, und den Deutschen, den Osterlingen, zerriß den Bund noch vor der Mitte des 15. Jahrhunderts, da jene, den Fortschritten der Schiffahrt entsprechend, die direkte Fahrt durch den Sund erstrebten, diese, Lübeck voran, den Verkehr an die alte Linie über Hamburg durch Holstein binden wollten, mit deren Behauptung die Größe der Travestadt stand und fiel. Nun brach obendrein die Herrschaft des Deutschen Ordens in Preußen zusammen (1466), und die preußischen Seestädte begannen sich von der Hansa abzuwenden. Nicht lange darauf zogen die Moskowiter Iwans III. in Groß-Nowgorod ein (1478) und schlossen 1494 den hansischen Kaufhof zu St. Peter, den bedeutendsten

Zerfall der Hansa.

des ganzen Bundes, der den gesamten russischen Verkehr beherrschte. Mit größter Mühe erwehrte sich wenig später der Deutsche Orden in Livland des Andrängens der Russen in den gewaltigen Siegen bei Maholm (7. September 1501) und Pleskau (Pskow, 13. September 1502), die der heldenhafte Landmeister Walther von Plettenberg erfocht. So sahen die deutschen Städte an der Ostsee Feinde von allen Seiten gegen sich aufsteigen, auch vom deutschen Binnenlande her. Denn die erstarkende deutsche Fürstenmacht konnte ihren Städten unmöglich eine so freie Bewegung verstatten, wie sie die Hansa voraussetzte, und so sank eine nach der andern aus dem Bunde. Fast nur noch die sogenannten „wendischen“ Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald, dazu etwa noch Hamburg, Lüneburg, Bremen und von den Binnenstädten Magdeburg hielten an der alten Verbindung fest.

Zustände in den nordischen Reichen.

Am bedenklichsten jedoch gestalteten sich die Verhältnisse in den skandinavischen Landen. Zwar die Union von Kalmar 1397, welche die drei Reiche unter einer Krone vereinigte, blieb rein dynastisch und ohne Boden in den Völkern, wurde deshalb sehr häufig von Empörungen bedroht. Schlimmer war es, daß seit 1459 Schleswig-Holstein mit Dänemark unter einem Herrscherhause verbunden war. Denn obwohl die Verbindung in einer reinen Personalunion bestand und die alte Zusammengehörigkeit der beiden Herzogtümer aufs neue verbrieft wurde (sie sollten „up ewig ungedeelt“ bleiben), obwohl dann nach Christians I. Tode 1481 der ältere Sohn, König Johann, zu Dänemark nur einen Teil Schleswig-Holsteins, den seitdem sogenannten „königlichen Anteil“, erhielt, der andre, der „herzogliche Anteil“, mit dem Herrschersitze Gottorp bei Schleswig dem jüngeren Bruder Friedrich zufiel, so bestand doch seitdem thatsächlich eine enge Gemeinschaft mit Dänemark, und die Herzogtümer, von ihrem reichen und trotzigen Adel beherrscht, entfremdeten sich vollends ihren deutschen Nachbarn, vor allem Lübeck und Hamburg, deren stolzes Bürgertum dem holsteinischen Adel ein Dorn im Auge war.

Wie in den Elbherzogtümern so herrschte auch im nahen Dänemark der Adel weltlichen und geistlichen Standes, und eben diese Ähnlichkeit der Verhältnisse in beiden Staaten schlang das Band fester. Der König war in der That weit entfernt, hier wirklich zu sein, was er hieß. Dänemark wurde nicht vom Könige, sondern vom Reichsrat regiert. Ihn bildeten die Erzbischöfe und Bischöfe, dazu lebenslänglich erwählte Edelleute, welche etwaige Lücken durch eigne Wahl ergänzten. An die Mehrheitsbeschlüsse dieser Behörde war der König gebunden. Der Reichsrat richtete über jeden Edelmann, den der König anklagte, er wachte über die Adelsrechte, die er beständig erweiterte. Nur Edelleute konnten Güter zu Lehen tragen oder Ämter bekleiden; ihre Güter, weit über die Hälfte des ganzen Reiches, waren steuerfrei, sie übten das Fehderecht. Was bei solchen Verhältnissen die Städte und Bauern bedeuteten, oder was dem König von Macht übrig blieb, liegt auf der Hand. Von Städten gab es überhaupt nur zwei größere, Kopenhagen und Malmö (ganz Südschweden, d. h. die Landschaften Schonen, Halland und Blekingen, war damals dänisch); die Bauern hatten ihre alte Freiheit längst verloren und standen in Hörigkeit oder Leibeigenschaft. Der König aber verpflichtete sich durch die „Handfeste“ eidlich auf diese Verfassung, die ihm nichts übrig ließ als den leeren Schein der Herrschaft. Ja die Vasallen hatten thatsächlich die Wahlmonarchie durchgesetzt, denn sie weigerten sich, den Sohn des Königs im voraus als Thronfolger anzuerkennen.

Dieser Schattenkönig gebot zugleich über Norwegen, das in seiner Abgeschiedenheit sich wenig an der großen Politik des Nordens beteiligte, und über Schweden, das die Herrschaft eines dänischen Königs als Fremdherrschaft empfand. Eben deshalb hatte es zur Wahrung seiner Selbständigkeit einen eignen Reichsverweser ertrotzt; seit 1471

waltete als solcher Sten Sture. Nur mit großer Mühe erreichte deshalb König Johann im Jahre 1483 die neue Anerkennung der Union von Kalmar und das Versprechen der Huldigung; aber diese erfolgte nicht, bis endlich nach langem, fruchtlosem Verhandeln dem König die Geduld riß und er im Jahre 1497 mit starkem dänischem Heere, dessen Kern die berufene „schwarze Garde“ bildete, ein Gemisch aus Abenteurern aller Länder des Nordens, in Schweden erschien. Der Sieg an der „roten Brücke“ unterwarf das Land, und am 25. November folgte die Huldigung, am 26. die Krönung Johanns zum König von Schweden. Sten Sture wurde Reichshofmeister; doch alle Gnaden, mit denen der Monarch ihn überhäufte, vermochten den Stolzen nicht zu gewinnen. Er wartete nur auf die Gelegenheit zu einem neuen Abfalle.



135. Münze Sten Stures.

Sie blieb nicht aus. Denn einige Jahre später erlitt König Johann eine furchtbare Niederlage durch die Dithmarscher Bauern, die gleich schwer den dänischen wie den schleswig-holsteinischen Adel traf. Die Dithmarscher.

Die Dithmarscher an der Westküste Holsteins im fetten Marschlande, das sie durch gewaltige Dämme gegen die wilde Nordsee schützten, und auf der höheren Geest angesessen, gehärtet im ewigen Kampfe mit Sturm und Wogen, waren dem Namen nach Vasallen des Erzstifts Bremen, das ihnen noch ihre fünf Vögte aus ihrer Mitte setzte, entschieden aber selbst ihre gemeinsamen Angelegenheiten nach uralter Sitte auf der Gauversammlung in Meldorp und hatten sogar die altgermanische Geschlechterverfassung mit allen Pflichten und Rechten der Geschlechtsgenossen bewahrt. Alle Bemühungen der Holsten, die kleine Landschaft sich zu gewinnen, waren bisher gescheitert; noch im Jahre 1489 hatten die Dithmarscher zu Itzehoe die geforderte Huldigung abgelehnt und sich mit Lübeck, Hamburg und Lüneburg verbündet.

Indes verlor König Johann sein Ziel nicht aus dem Auge, und als die Dithmarscher auch mit seinem Bruder, dem Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, über den Besitz von Helgoland in Zwist gerieten, da hielt sich der König, obendrein über die Schweden Sieger, der Hilfe des ihm sonst wenig geneigten Bruders versichert und die Zeit der Unterwerfung für gekommen. Seine Bevollmächtigten forderten zu Rendsburg im Jahre 1499 von den Bauern eine Schatzung von 15 000 Mark Silbers und die Erbauung dreier Schlösser im Lande. Doch die bäuerlichen Abgesandten lehnten solche Zumutung entschieden ab, und im Lande klang das trotzige Lied:

„Wir wollen drum wagen Hals und Gut,
Und wollen alle drum sterben,
Ehe daß uns der König von Dänemark
Unser schönes Land soll verderben.

So beschloß König Johann den Krieg. Begierig, mit den Bauern abzurechnen, saß die schleswig-holsteinische und teilweise auch die dänische Ritterschaft auf; dazu kamen ritterliche Zuzüge aus Oldenburg, Braunschweig, Lauenburg, Mecklenburg,

Pommern, Brandenburg u. s. f., vor allem aber die „schwarze Garde" unter Junker Thomas Slenitz aus Köln, gegen 3000 Mann, mit andern Söldnern und dem Aufgebote der Herzogtümer und Jütlands im ganzen etwa 1500 Pferde und 12000 Mann zu Fuß, alles unter König Johann, dem Bruder und den Vettern des Königs, den Grafen Adolf und Otto von Oldenburg. Ende Januar 1500 stand das Heer um Neumünster zusammengezogen. Es rechnete auf den harten Frost, als es sich westwärts gegen die Dithmarscher in Bewegung setzte. Die Grenze war unverteidigt und die sandige Geest leicht passierbar. So nahm das Heer am 13. Februar Meldorp nach unbedeutendem Gefecht und hauste greulich in dem Orte; gegen 120 wehrlose Weiber, Kinder und Greise wurden erschlagen, drei Dörfer der Umgegend angezündet. Inzwischen stand das Landesaufgebot der Dithmarscher ein paar Stunden weiter nordwärts, nur etwa 6000 Mann stark, darunter wenige Söldner. Erst auf die Kunde, die ein aufgefangener Kundschafter brachte, der König gedenke, sie zu umgehen, verschanzten etwa 1000 entschlossene Männer unter Wolf Isebrand einen Punkt der Straße von Meldorp nach Heide in der Nähe von Hemmingstedt, an einer durch Teufelsspuk berufenen Stelle, dem „Dusenddüwwelswarf". Rechts und links dehnten sich die Felder, durch breite Wassergräben voneinander getrennt, die nur mit Springstöcken zu überschreiten waren.

Sieg der Dithmarscher bei Hemmingstedt.

Es war am 17. Februar, einem Montage, als das feindliche Heer von Meldorp heranzog, voran die Garde mit den Geschützen, mit Faschinen und Brettern, dann die Fußknechte, die Ritter und der endlose Troß, alles auf einer einzigen schmalen, dammartigen Straße. Das Wetter war in volles Tauwetter umgeschlagen, Regen und Schloßen trieb der Nordwestwind den Königlichen ins Gesicht, und schon sanken die schweren Rosse bis an die Kniee in den Schlamm der Straße ein. Da begrüßten mittags ein Uhr die Geschütze der Bauern das heranziehende Heer. Es machte Halt, und unter dem Rufe: „Wehr di, Bur, die Garde kommt!" breitete sich die Garde mühselig auf beiden Seiten der Straße zum Angriff aus, schlug auch einen Ausfall der Dithmarscher zurück. Doch nun „drangen plötzlich ihrer drei- oder vierhundert, langbärtige Männer nach Landesart, aus der Schanze hervor zum Todeskampfe gegen so viele Tausende, eine Jungfrau voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Lanze. Sie warfen den schweren Brustharnisch von sich, den Eisenhut, den Schild und selbst die Schuhe, sprangen barfuß, leichtfüßig über die Gräben, warfen sich auf die Männer der Garde, schleuderten sie in die Wassergräben hinein." Zweimal noch wies die Garde sie ab, beim dritten Male aber begann unter dem Drucke des Nordweststurms, der die Fluten der Nordsee durch die geöffneten Schleusen hereinwälzte, das Wasser in den Gräben zu steigen, und bald waren Felder und Gräben eine einzige ununterscheidbare Wasserfläche. Da kam die Garde ins Weichen; die Ritterschaft und das Aufgebot vermochten keine Hilfe zu bringen, denn sie standen festgekeilt zwischen der flüchtenden Garde und der Wagenburg des Trosses, rechts und links die trüben, gurgelnden Fluten. Im wirren Knäuel zusammengedrängt, Fußvolk, Reiter und Wagen, wurden so die fast Wehrlosen ertränkt, zertreten, erschlagen. Unter der Hellebarde des langen Reimer von Wimmerstedt sank Junker Slenitz; kaum daß König und Herzog sich nach Meldorp retteten. Die Blüte des schleswig-holsteinischen und des dänischen Adels fiel an diesem Tage, dazu die Oldenburger Grafen, von der Garde die Hälfte, über 1400 Mann, im ganzen mindestens 6000. Unermeßlich war auch die Beute, und als stolzes Siegeszeichen prangte seitdem der „Danebrog", das weiße Kreuz im blutroten Felde, in der Kirche zu Oldenwörden.

Die Schlacht von Hemmingstedt, ein würdiges Seitenstück zu den Heldenkämpfen der Schweizer bei Morgarten und Sempach, sicherte den Dithmarschern die Unabhängigkeit auf mehr als fünfzig Jahre. Denn im Frieden vom 15. Mai 1500, den Hamburg und Lübeck vermittelten, erkannte König Johann die alte Stellung des Landes aufs neue an, und die weiteren Verwickelungen, in die er bald mit Schweden geriet, machten alle ferneren Entwürfe gegen die Bauernrepublik zu nichte.

Lockerung der Union von Kalmar.

Auf die Kunde von Hemmingstedt gärte es nämlich sofort wieder in Schweden. Eine kurze Anwesenheit des Königs in Stockholm beschwichtigte nur vorübergehend; bald trat Sten Sture wieder als Reichsverweser auf, gewann die meisten Schlösser des Reiches durch Übergabe, nur das von Stockholm erst nach langer Belagerung (9. Mai 1502), da der König ein paar Tage zu spät anlangte, um es zu entsetzen.

Dabei fiel auch die Königin Christine gefangen in die Hände der Schweden und wurde erst auf Lübecks Vermittelung im nächsten Jahre wieder frei. Es half dem Könige wenig, daß kurz nachher Sten Sture eines plötzlichen Todes starb (13. Dezember 1503), denn Swante Sture trat an seine Stelle, und erst als Dänemark ernsthaft rüstete, ließ sich der schwedische Reichsrat zur Bewilligung einer Jahresrente von 13000 Stockholmer Mark bewegen (17. August 1509).

Aber auch diese Versöhnung blieb nicht von Dauer. Denn schon war König Johann in heftigen Zwist mit Lübeck und seinen Bundesgenossen verwickelt. Er war unausbleiblich, kein Vertrag konnte über den Gegensatz zwischen der Hansa und dem Norden hinweghelfen. Denn die direkte Fahrt durch den Sund, welche die Osterlinge nicht dulden wollten, mußten die Dänen begünstigen, und das höchste Interesse aller nordischen Völker war es, der drückenden Handelsherrschaft der Hanseaten, welche die Nordländer vom Verkehr auf ihren eignen Meeren, ja von ihren eignen Hafenstädten fast vollständig ausschloß, ein Ende zu machen. So war denn der Gegensatz seiner Natur nach ganz unausgleichbar, und die jeweilige besondere Veranlassung zur Fehde von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung. Streit mit Lübeck.

Diesmal hing sie mit dem Kampfe Dänemarks gegen Schweden zusammen. Die Hansa hatte nämlich der Forderung des Königs, während der Fehde mit Schweden allen Verkehr dahin zu unterlassen, nicht nachkommen können und wollen, Johann dagegen hansische Kauffahrer aufbringen lassen und die hansischen Privilegien namentlich auf Schonen verletzt. Da erschien eine hansische Kriegsflotte vor Stockholm, und sofort gewannen dort die Dänenfeinde im Reichsrate unter Führung des greisen Bischofs Hemming Gadd von Linköping das Übergewicht: am 14. Oktober 1509 schloß Schweden mit Lübeck das Kriegsbündnis gegen Dänemark. Auch Wismar, Rostock, Stralsund und Lüneburg sagten den Dänen ab und begannen den Seekrieg. Ihre Geschwader plünderten die kleinen dänischen Inseln und kaperten dänische Schiffe, schlugen bei Bornholm ein dänisches Geschwader und nahmen bei Hela ein holländisches weg. Doch auch die Hanseaten erlitten Verluste: am 5. Juni 1511 ließ sich Wismar während des Jahrmarkts von dänischen Schiffen überfallen, seine Vorstädte verbrennen und 14 Schiffe wegführen, und die Lähmung des Handels begann man allerorten schmerzlich zu empfinden. — So kam es denn am 23. April 1512 in Malmö zum Frieden mit Dänemark. König Johann stellte die hansischen Vorrechte wieder her, aber die Hansa mußte den Verkehr mit Schweden aufgeben und gestatten, daß den Niederländern der Sund, Norwegen, Schonen und Gotland geöffnet wurden. An demselben Tage unterzeichneten auch die Schweden einen Stillstand. Denn Swante Sture war kurz zuvor gestorben (2. Januar 1512) und das Reich ohne Führer. Friede von Malmö 1512.

Entschieden aber war damit nach keiner Seite hin etwas. Da trat eine Wendung ein, welche die gelockerte Verbindung der nordischen Mächte zum Bruche trieb, und zugleich drang von Süden her die Lehre Luthers ins Land.

Christian II. und die Auflösung der Union von Kalmar.

Am 21. Februar 1513 starb König Johann in seiner Geburtsstadt Aalborg an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Ihm folgte sein Sohn Christiern (Christian) II. Geboren am 2. Juli 1481, damals also im dreiunddreißigsten Lebensjahre, hatte er sich rasch entwickelt und schon als Statthalter von Norwegen seinen Charakter gezeigt, der Kühnheit und Ehrgeiz mit Maßlosigkeit und Gewaltsamkeit verband. Ein solcher Fürst mußte versuchen, die einengenden Fesseln seiner Königsmacht Pläne Christians II.

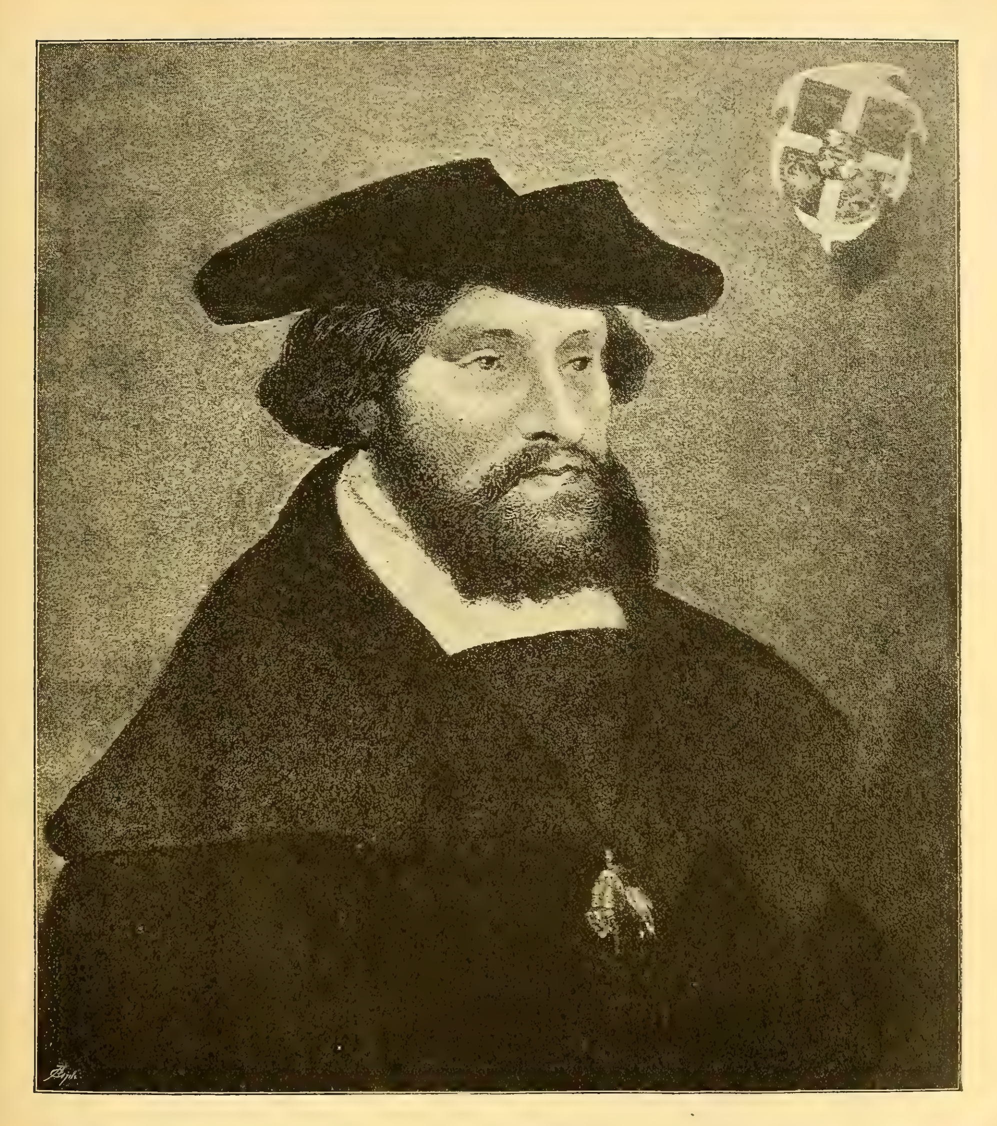
zu sprengen. Hatte er doch auch eine Ratgeberin bei sich, die nach dieser Richtung hin drängte, das war Sigbritt Wilums aus Amsterdam, die Mutter seiner Geliebten, der Düweke (Täubchen), „welcher in einem Zeitalter des Hasses keine Feder einen Tadel anzuhängen weiß, es müßte denn diese Liebe sein". Sigbritts Einfluß wurde nicht gebrochen, sondern verstärkt, als sich der König 1515 auf das Drängen seiner Umgebung mit Isabella (Elisabeth), Karls V. Schwester, vermählte, denn die Niederländerin fand in Sigbritt eine Landsmännin in der einsamen Fremde. Diese aber wurde nicht müde, dem Könige zu erzählen von dem Reichtume der niederländischen Städte, die sich in glücklicher Selbständigkeit behaupteten trotz Adel und Geistlichkeit und Hanseaten. Warum sollte in Dänemark nicht Ähnliches möglich sein? So entwickelte sich in Christians lebhaftem Geiste der Gedanke, die Macht des Adels und des Klerus zu brechen, die hartgedrückten Städter und Bauern emporzuheben. Dazu war die Zerstörung der hansischen Privilegien unerläßlich. So verbot der König den direkten Handel von Deutschland mit Dänemark und Norwegen; in Kopenhagen, wohin er auch den Sundzoll verlegte, sollte der ganze Verkehr zusammenfließen. Er beschränkte ferner die hansischen Fischereien und begünstigte die Niederländer. Reizte er so die Hanseaten, so verfeindete er sich mit seinem Adel, indem er Torben Oxe wegen eines angeblichen Verhältnisses mit der Düweke, die tief beklagt im Jahr 1517 plötzlich gestorben war, durch ein Bauerngericht entgegen der beschworenen Handfeste zum Tode verurteilen und hinrichten ließ. Seitdem war Sigbritt vollends übermächtig, der Reichsrat wurde beiseite geschoben.

Unterwerfung Schwedens.

Während der König so rings um sich her alles in Gärung versetzte, begann er auch mit Schweden den Streit; die Union sollte wiederum zur Wahrheit werden. Dort war Swante Stures Sohn, Sten, dem Vater als Reichsverweser gefolgt. Ihm gegenüber vertrat die dänische Partei Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala. Aber er wurde 1517 vom Reichsverweser in seinem Schlosse Stäke bei Stockholm belagert, zur Übergabe genötigt, da eine dänische Flotte ihn nicht zu befreien vermochte, und seines Erzbistums entsetzt. So ging König Christian selbst im nächsten Jahr mit Flotte und Heer gegen Stockholm, doch auch er wurde unweit der Hauptstadt bei Bränkyrka geschlagen, wobei Gustav Wasa das schwedische Hauptbanner trug (22. Juli 1518), und es glückte ihm nur durch listige Gewaltthat, eine Anzahl schwedischer Geiseln mit sich nach Dänemark zu entführen.

Die nächsten Jahre vergingen mit diplomatischen und kriegerischen Vorbereitungen. Von seinem Schwager Karl V. verlangte er eine Abschlagszahlung von 100000 Brabanter Gulden auf die Mitgift seiner Gemahlin, von König Franz I. die Zusicherung von 1000 Mann französischer Söldner. Diese erschienen auch wirklich; schottische und deutsche Knechte kamen hinzu, auch das Land Dänemark rüstete eifrig, Rom schleuderte den Bann gegen Sture als Rebellen, und so rückte im Januar 1520 ein stattliches Heer im winterlichen Schweden ein.

Zwei Gefechte, bei Bogesund in Westgotland auf dem Eise eines Landsees und dann am Urwalde Tiweden zwischen Wennernsee und Wetternsee, der uralten Schutzwehr des inneren Schweden, bahnten ihm den Weg nach der Hauptstadt. Sten Sture selber, gleich im ersten Zusammenstoße tödlich verwundet, starb wenige Tage nachher, und schon am 7. März huldigte der führerlose Adel dem siegreichen Könige zu Upsala. Länger wehrte sich Stockholm; erst am 3. September kapitulierte es gegen Zusicherung völliger Amnestie, am 7. zog der König ein. Am 1. November huldigte Schweden auf dem Brunkeberge König Christian II., am 4. ließ sich dieser, als Erbfürst anerkannt, in Stockholm krönen. Das Land lag ihm zu Füßen, die Union war wiederhergestellt, wie es schien, fester als jemals.



136. Christian II., König von Dänemark und Norwegen.
Nach Lukas Cranachs Gemälde in der Galerie des Germanischen Museums zu Nürnberg.

Da vernichtete eine blutige, sinnlose Gewaltthat alles Erreichte, säte unaustilgbaren Dänenhaß in Schweden und entschied die Zersprengung der Union von Kalmar. Stockholmer Blutbad 1520.

Auf Anklage des rachsüchtigen Gustav Trolle gegen Sten Sture und seinen Anhang ließ der König trotz der Amnestie — sie galt ja nicht für die Gebannten! — eine ganze Reihe schwedischer Männer formlos zum Tode verurteilen. Am 8. November wurden sie vom Schlosse auf den großen Markt geführt. Zuerst starben die Bischöfe von Strengnäs und von Skara, nach ihnen dreizehn Edelleute, drei Bürgermeister, dreizehn

von den Ratsherren, dreizehn Bürger und noch viele andre; ein am Schafott Stehender sah 94 Häupter fallen. Der strömende Regen vermischte sich mit dem fließenden Blute, und rote Bäche rannen vom hohen Markte die steilen Gassen hinunter in den Mälarsee. Am Abend lagen drei Leichenhaufen, nach den Ständen geschichtet, auf dem Platze; erst zwei Tage nachher wurden sie auf Södermalm bestattet. Aber damit nicht genug. Durch ganz Schweden wütete der König, gegen 600 Menschen ließ er noch richten, im Nydalakloster den Prior mit elf Mönchen ertränken. Wahnsinnige Thaten, fast ohne Beispiel in der europäischen Geschichte! Dann setzte Christian in Schweden seinen Vertrauten, den Westfalen Didrik Slaghök, als Statthalter ein, sicherte Stockholm durch eine starke Besatzung, befahl die Entwaffnung der Bauern und ging, überall blutige Spuren hinterlassend, über Land nach Kopenhagen.

Anfänge der Reformation in Dänemark.

Kaum zurückgekehrt, leitete der König auch in Dänemark den Umsturz ein. Wenn er hier die Macht der Geistlichkeit und des Adels brechen wollte, so konnte ihm nichts mehr zustatten kommen als Luthers Lehre. Wirklich berief er Ende 1520 Martin Reinhard aus Wittenberg als Prediger an die Nikolaikirche in Kopenhagen, schickte ihn aber schon im Februar 1521 hinweg, um womöglich Luther selbst zur Übersiedelung nach Kopenhagen zu bewegen. Für diesen wurde nun freilich besserer Rat gefunden, als ihn zum Werkzeuge eines launenhaften und gewaltthätigen Despoten zu machen. An seiner Stelle kam Karlstadt zum Könige. Doch folgerichtiges Verfahren war Christians Sache nicht; als der päpstliche Legat Rechenschaft forderte wegen der Hinrichtung der Prälaten zu Stockholm, da warf er alle Schuld auf Slaghök, den er eben erst zum Erzbischof von Lund gemacht hatte, ließ ihn verurteilen und hinrichten (Januar 1522). Auch seine Verbindung mit Karl V. veranlaßte den König zum Einlenken. Dabei rückten seine sozialpolitischen Reformpläne nicht recht von der Stelle. Das beabsichtigte allgemeine Gesetzbuch wurde nicht veröffentlicht, statt dessen nur die wohlthätige Verordnung, die das barbarische Strandrecht beseitigte, und eine Städteordnung, die die Verwaltung der Städte neu regelte, Handel und Handwerk allein ihnen vorbehielt. Zugleich wurde die Appellation nach Rom verboten und ein höchstes Reichsgericht in Roeskilde angeordnet.

Aufstand Schwedens.

Doch wie sollten diese an sich verständigen und wohlthätigen Reformen durchgesetzt werden, die den Adel und die Geistlichkeit gleichmäßig erbitterten, da doch die Städte allein zu schwach waren, um den König zu halten, und Schweden sich bereits im vollen Aufstande befand? An der Spitze dieses Aufstandes stand Gustav Eriksson Wasa (Wasa bedeutet ein Getreidebündel, das Wappen des Geschlechts).

Gustav Wasa

Als Sohn Erik Johansons am 12. Mai 1496 geboren, stammte er aus einer Familie, die mehrere ihrer Glieder schon im Reichsrate gehabt hatte. Der Unterricht in der Schule gedieh bei ihm nicht, da der Lehrer ein Däne war und der junge Gustav aus seiner dänenfeindlichen Gesinnung kein Hehl machte. Dann kam er an den Hof Sten Stures II. und führte bei Bränkyrka das Hauptbanner gegen Christian II., der aber ihn als Geisel mit nach Dänemark nahm. Dort saß er gefangen im nördlichen Jütland. Als jedoch Dänemark eifrig gegen sein geliebtes Vaterland rüstete, entkam er, als Ochsentreiber verkleidet, nach Lübeck (September 1519), wo man ihn nicht ungern sah und dann Sorge trug, ihn nach Schweden zu bringen. Auf einem Rostocker Schiffe landete er am 31. Mai 1520 zu Kalmar, als Stockholm sich noch behauptete, und suchte dann Südschweden aufzuwiegeln, zunächst ohne Erfolg. Da kam das Stockholmer Blutbad. Gustavs Vater war unter den Gemordeten, auf seinen eignen Kopf ein Preis gesetzt. Flüchtig gelangte Gustav nach Dalarna, einem Lande mit tiefen Bergseen, düsteren Tannenwäldern, lieblichen Thälern und reichen Mineralschätzen, von einem kernigen Volke bewohnt. Monatelang irrte er hier umher, von Ort zu Ort flüchtend, verfolgt und doch immer wieder durch die Treue seiner Landsleute geschützt. Noch jetzt bewahrt das Volk in treuem Andenken die Erinnerungen an die Gefahren und Rettungen seines Helden.

Erst zwar vermochte er die Dalekarlier (d. i. die Thalmänner; Dalarna = die Thäler) noch nicht zur Empörung fortzureißen; als aber dann die näheren Nachrichten



137. König Christians Einzug in Stockholm am 7. September 1520. Nach einem alten Kupferstiche.

Die Ansicht zeigt in der Mitte, von Osten her gesehen, die Altstadt Stockholm auf der Insel (Staden), überragt von der „Großen Kirche" zu St. Nikolai, in der Christian II. gekrönt wurde. Jenseit derselben sieht man das Kloster der Grauen Mönche (Franziskaner) auf Riddarsholm, darüber den von Fahrzeugen belebten Mälarsee. Rechts zeigt sich Norrmalm mit dem Brunkeberge, links Södermalm, beide durch Brücken mit der Stadt verbunden. Nach der naiven Weise der Zeit faßt das Bild verschiedene, zeitlich getrennte Szenen zusammen. Auf Norrmalm und Södermalm erscheint das verschanzte Lager König Christians, von Norrmalm her ziehen seine Truppen in die Stadt ein, während auf dem Brunkeberge einige Bischöfe dem Könige huldigen und Volkshaufen ihm zujubeln. Auf Södermalm wird, wie es scheint, der Erzbischof von Upsala feierlich eingeholt. Ganz im Vordergrunde liegen einige dänische Kriegsschiffe mit hohen Vorder- und Hinterkastellen.

vom Blutbade sich verbreiteten, als die Entwaffnung der Bauern und neue Steuern gefordert wurden, da raffte sich das Volk auf; durch Schneeschuhläufer wurde Gustav, schon im Begriff nach Norwegen zu gehen, zurückberufen und im Januar 1521 zu Mora am Siljansee zum „Herrn und Hauptmann der Herren und Gemeinen des Schwedischen Reiches" erhoben.

Der Anfang war schwer. Nur einige hundert Bewaffnete hatte er um sich. Aber schon im Februar nahm er das reiche Kupferbergwerk Fahlun mit allen seinen Kassen und Vorräten, brachte die Umgegend von Gefle und die Fischer der Skären in seine Hand. Schon vermochten seine Scharen einen dänischen Angriff an der Dalelf abzuwehren, dann rüstete er selbst zur Befreiung Stockholms. Um Romfertunakyrka hielt er Heerschau über 15—20000 Mann, Bauern und Hirten, ohne Schießwaffen, mit Äxten und Armbrüsten ausgerüstet und langen Piken, aber harte Männer, im Notfall zufrieden mit Wasser und Rindenbrot und voll glühenden Dänenhasses. In diesen Scharen erklang damals das Lied:

„In Gottes Namen fahren wir,
Seine Gnade begehren wir.
Nun ziehen wir nach Stockholm hin;
Gott gebe, daß König Christiern nicht mag fliehn!"

So erfochten sie am 29. April 1521 bei Westerås einen glänzenden Sieg über die Dänen, deren Reiterei an ihren langen Piken abprallte. Darauf erhob sich das ganze mittlere Schweden, nur die Burgen blieben zumeist noch den Dänen. Aber am 18. Mai nahm der Wasa Upsala ein, im Juni begann er die Einschließung von Stockholm, ein unendlich langwieriges Beginnen, denn die Dänenflotte unter Severin (Sören) Norby deckte die Zufuhr zur See, und Gustav verfügte nur über seine Bauernaufgebote, die immer nur auf einige Monate Dienste thaten, dann aber in die Heimat zurückkehrten; dazu waren seine Mittel knapp, fast nur mit Kupfergeld mußte er sich behelfen. Doch zähe harrte er aus, und bald stand er nicht mehr allein.

Lübecks Bund mit Gustav Wasa und Friedrich von Holstein.

Gereizt durch die feindseligen Maßregeln Christians hatte Lübeck die ganze Hansa in Bewegung zu setzen versucht, und da das auf dem Hansatage vom 9. Mai nicht gelang, zunächst auf eigne Hand gerüstet. Am 15. März 1522 schloß es dann mit Danzig ein Schutz- und Trutzbündnis ab zur Unterstützung Schwedens und ließ im Juni ein Geschwader in See gehen, das Stockholm auch von der Seeseite her faßte. Jetzt begehrte nun freilich Christian kaiserliche Vermittelung, aber Lübeck wies sie zurück und setzte seine staatsmännischen Künste in Bewegung, um auch Schleswig-Holstein gegen den König zu gewinnen.

Das hielt nicht eben schwer. Schon am 5. Januar 1523 verständigte sich Herzog Friedrich mit Lübeck über seine eigne Erhebung auf den dänischen Thron. Da faßte die Erregung auch Dänemark. Tief erbittert über die nur geplante oder auch schon ausgeführte Verletzung ihrer Vorrechte kündigten Adel und Prälaten des Reiches zu Wiborg dem König förmlich den Gehorsam auf, und am 26. März 1523 huldigten die jütischen Stände dem Herzog Friedrich als ihrem König.

Christians Flucht.

Noch gehorchten Christian II. seine Inseln samt Norwegen, und auf die Bürger und Bauern konnte er zählen; doch er erwies sich ebenso zaghaft im Unglück wie übermütig im Glück, gab seine Sache selber verloren und dachte nur an Flucht. Am 13. April schon segelte er mit zwanzig Schiffen aus dem Hafen seiner Hauptstadt hinweg, während Tausende die Türme, die Mauern und den Strand erfüllten und bangend dem Geschwader nachsahen, das den König entführte. Sie wußten wohl, daß mit dem Siege Friedrichs von Holstein der herrische Adel das Übergewicht wieder-



138. Gustav I. Wasa, König von Schweden. Nach einem Gemälde im Schlosse Gripsholm.

gewinnen werde, das Christian vergeblich zu brechen sich bemüht hatte, und sie blieben deshalb ihm länger treu, als er selber es gethan hatte.

Übergabe Stockholms und Kopenhagens.

So endete in Schweden der Kampf eher als in Dänemark. Die dänische Besatzung, ohne jede Hoffnung auf Befreiung, übergab Stockholm am 20. Juni. Aber die Bevollmächtigten legten die Schlüssel in die Hände der Lübecker Ratsherren, welche die hansische Flotte leiteten, nicht „des Schelms Gustav Erikson“. Dies änderte nichts an den Thatsachen. Schon trug Gustav die schwedische Krone, die ihm am 6. Juni der Reichstag zu Strengnäs aufs Haupt gesetzt hatte, und schon am 23. ritt er in Stockholm ein.



139. Gedenkmünze auf die Krönung Gustavs I. Wasa.

Erst im nächsten Jahre, nach enger Belagerung und Verwüstung Seelands durch eine hansische Flotte fügte sich auch Kopenhagen dem König Friedrich.

Stellung Lübecks.

Gustav Wasa wie Friedrich verdankten den Lübeckern zuviel, um ihnen recht dankbar sein zu können, und als gute Kaufleute hatten diese sich ihre Hilfe teuer bezahlen lassen. Ersterer hatte alle Privilegien der Hansa bestätigt, ihr Handels- und Zollfreiheit in den vier Haupthäfen gewährt, alle andern Fremden vom Bürgerrecht und vom Verkehr im Lande ausgeschlossen, den schwedischen Aktivhandel auf den Verkehr mit Danzig und Lübeck beschränkt (10. Juni 1523). In ähnlicher Weise erneute König Friedrich I. in Dänemark alle Vorrechte der Hansa und gestattete ihren sieben wichtigsten Städten freie Fahrt durch den Sund, verpfändete überdies auf fünfzig Jahre Bornholm als Ersatz für Kriegskosten und Schaden an Lübeck. — Die lübeckische Politik konnte sich eines glänzenden Sieges rühmen: ihre Stellung im Norden war neu befestigt, die verhaßte Union zersprengt. Das waren die bedeutsamen Ergebnisse des langen Ringens.

Die Reformation in Dänemark und Schweden.

Für die nordischen Reiche bedeutete die Auflösung einer Verbindung, die niemals — außer in Dänemark — populär gewesen war, den Anfang eines neuen Lebens, für keines im höheren Sinne als für Schweden. Denn fast zugleich mit der Zersprengung der Union drang von Süden her die Lehre Luthers ins Land, und sie wurde zur Veranlassung und zum Werkzeuge mächtiger Umgestaltungen im Leben der Staaten, in Dänemark freilich viel weniger als in Schweden. Dort hat die kirchliche Umwälzung nur die Adelsherrschaft gestärkt, hier verstand es ein großer König, mit ihrer Hilfe eine starke Monarchie zu gründen und dadurch die entscheidende Rolle vorzubereiten, die Schweden im 17. Jahrhundert spielen sollte.

Als Friedrich I. von Schleswig-Holstein König von Dänemark wurde (1523—33), neigte er bereits wie sein Land zur lutherischen Lehre. Auch der jütische Adel war ihr fast ganz gewonnen, und selbst über die Inseln hin hatten sich protestantische Ideen verbreitet. Freilich hinderte den König an entschiedenem Vorgehen sein Krönungseid, in welchem auf das Andringen der Geistlichkeit noch die alte Verpflichtung zum Schutze der katholischen Kirche Aufnahme gefunden hatte, aber er that auch wenigstens nichts gegen das Luthertum, und schon 1527 gewährte trotz des Widerstandes der Bischöfe der Reichstag von Odense die freie Predigt der neuen Lehre, gestattete die Priesterehe und wies die Bischöfe zum Gehorsam gegen den König an. Rasch bildeten sich nun

Ausbreitung des Protestantismus in Kopenhagen.



140. Hans Tanßen, der Reformator Dänemarks.
Nach einem Kupferstiche.

bereits einzelne lutherische Gemeinden; in Wiborg entstand eine Druckerei, das Neue Testament wurde von Johann Michelson und Christian Pederson ins Dänische übersetzt, dänische Kirchenlieder belebten den Gottesdienst. Besonders thätig als Prediger war Hans Taußen, ein Bauernsohn aus Fünen, früher Mönch, der als solcher in Löwen und Köln studiert hatte, dann aber heimlich nach Wittenberg gegangen war. Auf seine Veranlassung übergaben die Evangelischen in Dänemark zu Kopenhagen ihr Glaubensbekenntnis in 43 Artikeln, das, von Hans Taußen verfaßt, im wesentlichen mit dem fast zu derselben Zeit in Augsburg übergebenen der deutschen Protestanten übereinstimmte (Juli 1530). Die Folge war die Bestätigung des Edikts von Odense durch den Reichsrat.

Politische und kirchliche Umgestaltung in Schweden.

Großartiger entwickelten sich die Verhältnisse in Schweden. Wollte Gustav ein starkes Königtum und ein wahrhaft selbständiges Reich, so galt es, die Macht des Klerus und Adels zu brechen und das Land von der wirtschaftlichen Übermacht der Hansa zu befreien. Denn der Monarch bedeutete, als Gustav die Regierung antrat, hier so wenig wie in Dänemark. Zwei Drittel des gesamten Grund und Bodens besaß die Kirche, den größten Teil des übrigen der Adel. Der Krone blieben etwa 24000 Mark Silber Einkünfte gegenüber 60000 Mark regelmäßiger Ausgaben und einer Schuldenlast von 1 Million, einer Folge des Unabhängigkeitskrieges. So verzweifelter Lage konnten nur tiefeinschneidende Umgestaltungen ein Ende machen. Da kam dem König die protestantische Stimmung der Laienwelt zu Hilfe. Fiel die alte Kirche, dann konnte sich die Krone ihrer überreichen Güter bemächtigen und ihre eigne Gewalt fester gründen.

Freilich war Gustav weit davon entfernt, gewaltsam vorzugehen. Er ließ nur der Bewegung freien Lauf, gestattete, daß Lorenz Anderson, sein Kanzler, Olav und Lorenz Peterson, die in Wittenberg studiert hatten, offen für Luthers Lehre eintraten, und mahnte nur zuweilen zur Mäßigung. Denn heftige Auftritte blieben auch hier nicht aus. In Stockholm kam es zu einem Bildersturm, der mit Mühe gestillt wurde; auch wiedertäuferische Regungen traten schon hervor. Der König griff nicht direkt ein, nur wußte er die gegen die alte Kirche erregte Stimmung vortrefflich für seine politischen Zwecke auszubeuten. Die Reichstage zu Wådstena und Stockholm (Januar und Juli 1526) gewährten ihm den Zehnten, soweit er nicht für die Kirchenverwaltung nötig sei, und acht Neuntel vom gesamten Jahreseinkommen des Klerus. Denn nur so konnte er die drängenden Gläubiger in Lübeck befriedigen.

Dabei hatte er zuweilen mit hartnäckigem Widerstande der Geistlichen zu kämpfen. Der erst 1523 auf seine Veranlassung gewählte Bischof von Westerås, Peter Sunnaväder, wurde schon im Jahre darauf hochverräterischer Umtriebe überführt und zwar durch Briefe, die König Gustav selbst dem Domkapitel vorlegte. Daraufhin seines Amtes entsetzt, erregte der Bischof zu Ostern 1525 Unruhen in Dalarna, mußte jedoch nach Norwegen flüchten und wurde von dort ausgeliefert, in schimpflichem Aufzuge, verkehrt auf einem mageren Klepper sitzend, in Stockholm eingeführt und dort hingerichtet (Februar 1527).

Reichstag zu Westerås.

Unter dem Eindrucke der Fortschritte des deutschen Protestantismus ging dann Gustav über zur entscheidenden That. Auf dem Reichstage zu Westerås, der zum erstenmal alle vier Stände: Klerus, Adel, Bürger und Bauern, vereinigte, stellte er durch Lorenz Anderson die Unmöglichkeit vor, bei der bestehenden Verteilung des Grundbesitzes, der Handelsherrschaft der Fremden und der allgemeinen Unbotmäßigkeit die Regierung weiterzuführen, begehrte den Rat der Stände über eine Reform, namentlich eine unbedingt nötige Erhöhung der königlichen Einnahmen, die von den Ausgaben um das zweiundeinhalbfache übertroffen würden, und drohte schließlich, wenn kein Rat gefunden werde, mit seiner Abdankung. Der Adel wußte nicht zu helfen, der Klerus konnte Hilfe bringen, aber sein Sprecher, der Bischof Brask von Linköping, erklärte, ohne päpstliche Zustimmung sei eine Abtretung von Kirchengütern unmöglich. Da rief der König nach bewegter Rede dem Reichstage zu: „Dann mag ich nicht länger euer König sein“, und verließ schnell, indem Thränen den Schluß seiner Rede erstickten, den Saal. Darauf Ratlosigkeit und Bestürzung unter den Ständen, denn wer sollte den gewaltigen Mann in diesem Augenblick ersetzen! Umsonst bemühten sich dreimal Abgesandte der Bürger und Bauern, zuletzt mit fußfälligen Bitten, den Monarchen zur Rücknahme seines Verzichtes zu bewegen, er wies sie ab. Erst am vierten Tage gab er nach. Denn die ständischen Deputierten versprachen die unbedingte Annahme seiner Forderungen,



Kunstbeilage.

Schimpflicher Einzug des Bischofs Peter Sunnaväder in Stockholm.

Nach dem Gemälde von C. G. Hellquist.

und so setzten die drei weltlichen Stände gegenüber dem widerstrebenden Klerus den entscheidenden Rezeß von Westerås durch (21. Juni 1527). Er gewährte der Krone das Recht, die Schlösser der Bischöfe einzuziehen, ihre und der Domherren Einkünfte zu bestimmen, die bisher an sie gezahlten Strafgelder zu erheben, endlich über die Klöster zu verfügen; dem Adel aber gab er die Befugnis, die von ihm seit 1454 der Kirche geschenkten Güter zurückzunehmen; außerdem wurde die Verkündigung des reinen Wortes Gottes freigegeben. Was noch fehlte, ergänzte die Ordonnanz von Westerås. Nach ihr wurden die Kirchenämter nur mit Einwilligung des Königs besetzt, die Priester in weltlichen Dingen weltlichen Gerichten unterworfen, der evangelischen Lehre auch die Schulen geöffnet. Es war ein vollkommener Sieg des Königtums und der Reformation; mit einem Schlage gewann ersteres, indem es dem Adel einen Teil der Beute überließ, eine feste Grundlage, letztere die volle Freiheit der Entwickelung.

Die Ausführung ließ nicht auf sich warten. Königliche Besatzungen nahmen zahlreiche Schlösser der Bischöfe ein, der König selbst erschien mit 14000 Mann unter den abermals unruhigen Darlekarliern und erzwang die Auslieferung der Anstifter, unterdrückte auch mehr durch gütliche Vorstellungen als durch Gewalt einen Aufstand in Småland und Westgotland. Die kirchliche Neuerung wurde beendet auf der Kirchenversammlung zu Örebro unter Lorenz Andersons Vorsitz. Sie nahm den lutherischen Lehrbegriff an und gestattete auch die Priesterehe, behielt aber, anders wie die deutschen Lutheraner, die bischöfliche Verfassung der Landeskirche bei, nur daß die Bischöfe vom König abhängig und durch Konsistorien beschränkt wurden (Februar 1529). Einer förmlichen Aufhebung der Klöster bedurfte es nicht, sie hörten von selber auf, da die Mönche austraten, die Einkünfte eingezogen wurden.

So vollzog sich ohne schwere Erschütterungen in Schweden die Reformation. Ein großer Staatsmann wußte damit die Neugestaltung des Königtums zu verbinden. Noch blieb ihm die wirtschaftliche Befreiung; sie war nur einem kraftvollen Monarchen möglich und nicht möglich ohne schweren Kampf gegen die Hansa.

„Die drei edlen Kronen sind eine Kramware der Hansa geworden", hatte König Gustav gesagt. Der so dachte, erkannte eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Lübeck nur insoweit an, als sein Interesse reichte. Und das Lebensinteresse seines Landes verlangte die Zerstörung der drückenden Handelsherrschaft der Deutschen; daher hatte er schon 1525 den Niederländern seine Häfen geöffnet. Aber einen Bruch mit der mächtigen Stadt verboten ihm die inneren Schwierigkeiten. Die Lübecker selber im Grunde führten ihn herbei und eröffneten damit den letzten entscheidenden Kampf um die Herrschaft der Ostsee. Das geschah unter den Wirkungen der kirchlichen Umgestaltungen, die sich zu Lübeck mit politischer Revolution verknüpften.

Jürgen Wullenwever von Lübeck.

In Lübecks Umgebung hatte die Reformation frühzeitig Boden gewonnen. Zu Bremen waren schon 1525 alle Kirchen mit Ausnahme des Domes evangelisch, 1527 wurde das eine der beiden Klöster in eine Schule, das andre in ein Hospital verwandelt. Aber mit dem Domkapitel entbrannte heftiger Streit um liegende Gründe, und da der Rat die Sache der Stadt nicht kräftig genug zu vertreten schien, so erzwang die Bürgerschaft die Einsetzung einer demokratischen Regierung. Indes gelang es dem Patriziat, der Bewegung Herr zu werden und so politischen Umsturz zu verhüten. Im nahen Hamburg waren es die Vorsteher der vier Kirchspiele, welche, gestützt auf die Bürgerschaft, dem Rate die Berufung evangelischer Prediger und endlich nach siegreicher Disputation im Jahre 1528 die Einführung des lutherischen Kultus abzwangen.

Reformation in den Hansestädten.

Fortan gewann die Gemeinde durch ihre „Kirchengeschworene“ und „Oberalten“ Anteil an der Verwaltung des Kirchenvermögens; zu einer politischen Umgestaltung in demokratischem Sinne dagegen wurde hier kein Versuch gemacht.

Jürgen Wullenwever

Anders in Lübeck. Hier siegte mit der Reformation die städtische Demokratie, und ihr Führer hob noch einmal das Banner der Hansa hoch empor. Das war Jürgen Wullenwever, ein ahnenloser Mann, nicht von den stolzen Erinnerungen und reichen Mitteln eines alten Geschlechtes innerlich gehoben, äußerlich begünstigt.



141. Jürgen Wullenwever, Bürgermeister von Lübeck.
Nach einem Gemälde in der Gemäldesammlung zu Lübeck.

Er stammte aus Hamburg, wo seine Familie seit Anfang des 14. Jahrhunderts erwähnt wird; dort lebte noch sein Bruder Joachim; aber die Familie war sonst namenlos. So ist es erklärlich, daß nicht einmal sein Geburtsjahr genau bekannt ist; es muß 1492 oder 1493 gewesen sein. Zeitig ist er dann nach Lübeck gekommen, unbekannt unter seinen neuen Mitbürgern, lange nicht einmal im Besitze des Bürgerrechts. Erst die ausbrechende Bewegung brachte ihn zur Geltung; und er verdiente sie, denn er war kein gewöhnlicher Mensch. Der Grundzug seines Wesens ist eine ungemeine Beweglichkeit, Lebendigkeit, ja Leidenschaftlichkeit des Charakters; seine Fehler wie seine Vorzüge entspringen daraus. Es fehlt ihm an der ruhigen Konsequenz, der festen Selbstbeherrschung, auch wohl der rechten Unabhängigkeit des Entschlusses, die den Staatsmann ersten Ranges machen; fremden Einflüssen ist er leicht zugänglich, und zu

verwegenem, ja abenteuerlichem Beginnen läßt er sich fortreißen. Auf der andern Seite ist er kühn und wagmutig, auch in verzweifelten Fällen zuversichtlich, fast sanguinisch; Verzagen kennt er nicht. Seine Stellung zu den religiösen und politischen Bewegungen seiner Zeit entschied er rasch, wie er pflegte. Energisch schließt er sich an die Reformation an; ein tief religiöser Zug geht seitdem durch sein ganzes Dasein. Politisch aber ist es ein feuriger, fast leidenschaftlicher Patriotismus für seine neue Heimat Lübeck, ein brennender Haß gegen den Adel und die städtische Aristokratie, die ihn beseelen. Mit diesen nicht gemeinen Charaktereigenschaften verbindet er hervorragende Intelligenz. Seine noch zahlreich vorhandenen Briefe (meist in heimischer, plattdeutscher Mundart) zeigen eine frische, lebendige Auffassung der Dinge und verraten eine gewandte Feder.

Besonders hat er sein Verständnis bewährt im Kampfe gegen den lübischen Rat, noch viel mehr im Kampfe um die Herrschaft der Ostsee; schon daß er diesen unternahm, daß er, unbeirrt durch die stumpfe Krämerpolitik der übrigen Hansestädte, die furchtbare Gefahr der Lage sah, die Tausenden verborgen blieb, das allein würde ihn hoch erheben über die Masse seiner Mitbürger. Und nicht weniger thut es die Art, wie er den Kampf führte: auch in verzweifelter Lage war er um Mittel nie verlegen, und oft griff er zu den kühnsten, nicht selten überraschenden Kombinationen. Und wenn er durch Geist und Charakter wie geschaffen war zum Volksführer und Staatsmann in diesen Tagen, so war er es nicht weniger durch seine Beredsamkeit, die mehr als einmal den Ausschlag gegeben hat.

Zuerst an der Umwälzung des April 1531 nahm er bestimmenden Anteil.

Verfassungsänderung in Lübeck.

Die Herrschaft der Stadt lag damals fast ohne Beschränkung in den Händen einer geschlossenen Zahl reicher und vornehmer Familien, etwa 90, welche den Rat und die wichtigsten Ämter aus ihrer Mitte besetzten und alle übrigen Bürger, namentlich die Zünfte der Handwerker, von jeder Teilnahme am Stadtregiment herrisch ausschlossen. Aber am Ende der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts fanden sich diese Geschlechter einer doppelten Erhebung gegenüber. Trotz aller Zwangsmaßregeln hatten sich in der alten Stadt die reformatorischen Ideen Bahn gebrochen und fast die ganze Bürgerschaft ergriffen. Und zu böser Stunde sah sich der Rat infolge der letzten Kriege mit Dänemark in bedrohlicher finanzieller Verlegenheit. Wie es in solcher Lage hergebracht war, berief er einen außerordentlichen Ausschuß mit Hinzuziehung der sonst von der Regierung ausgeschlossenen Bürgerschaft, erst von 36, dann (Dezember 1529) von 48 Männern, zur Beratung von Finanzmaßregeln. Aber kaum war der Ausschuß beisammen, als er trotzig Freiheit für das protestantische Bekenntnis forderte als Bedingung jeder Bewilligung in der Geldfrage. Zögernd gab der Rat nach; protestantische Prediger wurden angestellt, die neue Sakramentsordnung wenigstens in einer Kirche gestattet. Wie nun aber die Geldangelegenheit ausgeglichen war, wurde der widerwilligen Oligarchie ein bleibender Ausschuß von 64 Bürgern zur Verwaltung der neuen Steuern aufgenötigt.

Während in Lübeck rasch durch den Reformator Niederdeutschlands, Bugenhagen, alles auf protestantischem Fuße eingerichtet wurde, versuchte die Regierung Kaiser Karls V. die beginnende „Empörung“ möglichst zu dämmen. Ein kaiserliches Mandat (Oktober 1530) verlangte, daß alles auf den alten Fuß gesetzt werde. Es hatte das Gegenteil des Beabsichtigten zur Folge. Jetzt erst schwoll die Flut der politischen Revolution an. Den Vierundsechzig mußte der Rat vollen Anteil an den wichtigsten Regierungsgeschäften gestatten, sie durch einen neuen Ausschuß von hundert Bürgern ergänzen (12., 13. Oktober 1530), ihnen endlich auch eigne „Wortführer“ zugestehen (17. Januar 1531).

Wie so alles sich in wachsender Spannung befand, versuchten die beiden aristokratisch und katholisch gesinnten Bürgermeister, Plönnies und Brömse, die Hilfe des gleichgesinnten Herzogs Albrecht von Mecklenburg anzurufen. Sie verließen heimlich die Stadt (8. April 1531). Doch dies ward nur das Signal neuer Aufregung. Auf die erste Kunde des Geschehenen versammelten sich die Ausschüsse; die Ratmannen erhielten Haft auf dem Rathause oder in den Häusern, und am 9. April, am Ostersonntage, wurde die leidenschaftlich erregte Gemeinde zur Versammlung berufen.

Während sich aber hier die gesamte Bürgerschaft eidlich gelobte: „bei Gottes Wort zu bleiben, oder zu sterben", ging man daran, dem Rate, der dem demokratischen Sturme ohnmächtig gegenüberstand, Männer der Bürgerschaft aufzudringen, so daß diese oberste Behörde der Stadt fast ganz in demokratische Hände geriet. Dem folgte im September die Einsetzung zweier neuer Bürgermeister, von denen einer der Bewegungspartei angehörte. Die politische wie die kirchliche Umwälzung war somit vollendet, und bereits hatte auch die Stadt Anlehnung auswärts gesucht; am 3. Mai 1531 war sie dem großen Bunde der Protestanten, der eben in Schmalkalden abgeschlossen war, beigetreten.



142. Das Rathaus zu Lübeck.

Es war hohe Zeit, daß in Lübeck der Kampf beendigt wurde und die Herrschaft unbestritten in die Hände der Bewegungspartei überging. Denn der entscheidende Kampf zwischen der Hansa und den nordischen Reichen nahte heran.

Christian II. in Norwegen.

Christian II. versuchte nochmals sich die Kronen des Nordens zu erstreiten. Unterstützt von seinem kaiserlichen Schwager und den Niederländern, die selbstverständlich für ihre Hilfe die freie Fahrt nach der Ostsee zu erlangen dachten, rechnend auf den noch zum großen Teil katholischen Adel Norwegens, auf die Sympathien der ihm treu anhangenden Bürger und Bauern Dänemarks, war der unermüdliche Prätendent am 9. November 1531 mit 20 Schiffen und 7000 Knechten in der Nähe von Christiania gelandet. Gewann er wirklich die Herrschaft des Nordens wieder, dann hatte Lübeck in ihm den doppelt erbitterten Gegner zu fürchten, ganz sicher namentlich die Zu-

lassung der Holländer zu erwarten. So schlug es in Kopenhagen ein Bündnis gegen Christian II. und die Niederländer vor. Es setzte nicht alles durch, was es wollte; zwar vereinigten sich Dänemark und Lübeck gegen Christian II., aber den Ausschluß der Niederländer zu versprechen konnte Friedrich I. nicht vermocht werden; höchstens eine Beschränkung ihres Verkehrs wollte er, nötigenfalls mit Waffengewalt an der Seite Lübecks erzwingen, und die Holländer selbst verzichteten dem gegenüber auch vorläufig auf die Fahrt nach der Ostsee. Nur die Not hatte jedoch die alten Gegner zusammengeführt; als sie verschwand, da brach der alte Zwiespalt wieder aus. Bei der Belagerung von Schloß Aggershus (Christiania) wurde Christian selber von einer hansischen Flotte angegriffen. Ohne Aussicht auf Erfolg willigte er in Verhandlungen und begab sich gegen Zusicherung freien Geleits an Bord eines dänischen Schiffes nach Kopenhagen (8. Juli). Die Verbündeten aber beschlossen wortbrüchig, den gefährlichen Mann nicht wieder frei zu lassen, und brachten ihn nach Sonderburg auf Alsen, wo er bis an sein Lebensende (1559) in harter Haft gehalten wurde. Auch sein Grab hat man ihm später nicht in den dänischen Königsgrüften zu Roeskilde bereitet.

Mit seiner Gefangennahme brach auch der Bund auseinander; Dänemark zögerte, den eben geschlossenen Vertrag auszuführen, Lübeck war isoliert. Da rückte plötzlich ein Todesfall den Entscheidungskampf in unmittelbare Nähe. König Friedrich I. von Dänemark starb am 10. April 1533. Die Wahl des Adels mußte über den neuen König entscheiden. Der älteste Sohn Friedrichs, Christian (III.) von Schleswig-Holstein war der Hauptbewerber. Thronwechsel in Dänemark u. Bruch mit Lübeck.

Christian war am 12. August 1503 geboren und erhielt eine durchaus deutsche Erziehung, eine Zeitlang am Hofe seines Oheims, des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, mit dem er auch den Wormser Reichstag 1521 besuchte. Der Eindruck, den hier Luther auf den Jüngling machte, war entscheidend für sein ganzes Leben. Als sein Vater 1523 König von Dänemark geworden war, verwaltete er als sein Statthalter die Herzogtümer von Hadersleben aus; den Dänen blieb er auch damals fremd und er liebte sie nicht. Er war kein Mann von hervorragender Begabung, in seinen Entschlüssen langsam, aber zäh, besonnen und gewissenhaft, ein überzeugter Anhänger des Protestantismus und von wissenschaftlichem Interesse. „Die Bibel zu lesen, Historien zu hören, bei Tische einen Gottesgelehrten und Staatsmann zu sprechen, den astronomischen Entdeckungen zu folgen, war sein Vergnügen." Christian III.

Für ihn aber war es von höchster Bedeutung, den Beistand des Kaisers zu gewinnen, um ihn dem gefangenen Christian II. zu entziehen. So geriet er aber auch in Verbindung mit den Niederländern, den Unterthanen Karls V. Und dieser Verbindung schloß sich auch der dänische Adel an; denn gewiß war es im Interesse Holsteins wie Dänemarks, den freiesten Verkehr mit den Holländern zu eröffnen. Wullenwever sah die drohende Koalition sich bilden und beschloß sie zu kreuzen; fest verlangte er in Kopenhagen das Beharren bei dem Vertrage gegen die Niederlande. Aber umsonst; der Bund zwischen Dänemark, Norwegen, Schleswig-Holstein, den Niederlanden und dem Kaiser als deren Landesherrn schloß sich: auf dreißig Jahre sagten sich alle Parteien gegenseitig Hilfe zu, Karl V. gab Christians II. Sache auf, und den Niederländern ward die Ostsee geöffnet (9. September 1533).

Verlassen von den Dänen, von den eignen Genossen nicht unterstützt, mit den Niederländern in wenig glücklicher Fehde, einer übermächtigen Koalition, ja dem eignen kaiserlichen Oberherrn gegenüber entschloß sich Wullenwever, den Weg der Verhandlungen wenigstens zu betreten, vielleicht nur, um Zeit zu gewinnen. Aber wie er in Hamburg, dem Orte der Konferenz, trotzig einzog, im vollen Harnisch, hoch zu Roß, von 60 lübischen Reitern begleitet, und wie er dann heftig und leidenschaftlich den unbeugsamen Gegnern zurief: solange er lebe, wolle er ihnen entgelten lassen, was sie an Lübeck gethan hatten, da zeigte es sich doch, daß an eine Versöhnung zwischen so verfeindeten Parteien nicht zu denken sei. — Es war dies um so weniger, als gleich-

zeitig seine Feinde in Lübeck im Einverständnis mit den Feinden der Stadt nochmals versuchten, den Verhaßten zu stürzen. Aber der rasche Mann kommt ihnen zuvor, und was zu seinem Sturze dienen soll, weiß er zu seinem vollen Triumphe zu wenden. Auf die erste Kunde setzt er sich zu Roß, seinen Kollegen erklärend, er habe das Spiel angefangen, er wolle es auch enden, und erscheint unerwartet in Lübeck. Eben sind seine Gegner mit den schwersten Anklagen vor dem Rate erschienen; aber der Rat, selbst zum Teil aus seinen Anhängern gebildet, bringt die Sache vor die Gemeinde. Am 13. März 1534 versammelt sich das Volk in den weiten Hallen der schönen Kirche zu St. Marien; von der Kanzel herab rechtfertigt sich Wullenwever, enthüllt die staatsfeindlichen Pläne seiner Feinde und reißt alles mit sich fort. Sein Sieg war entschieden; am 11. April wurden die bedeutendsten Aristokraten aus dem Rate gestoßen. Erst damit war die demokratische Revolution vollendet; die Regierung lag unbestritten in den Händen der Bewegungspartei und ihres Führers Wullenwever, der seit dem 15. Februar 1533 als Bürgermeister an der Spitze Lübecks stand.

Wullenwevers Pläne.

Jetzt, auf dem Gipfel seiner Macht, entfaltete er seine großen Pläne. Die so oft bestrittene Ostseeherrschaft seiner Stadt wollte er um jeden Preis behaupten. Eben jetzt war sie aufs gefährlichste bedroht. Schon hatten Holstein und Dänemark die Ostsee den Niederländern geöffnet; gelangte Herzog Christian auch im dänischen Reiche zur Regierung, so kam mit ihm der holsteinische Adel auch dort ans Ruder, und von ihm, dem geschworenen Feinde Lübecks, hatte die Stadt unzweifelhaft die Vernichtung aller ihrer Privilegien zu gewärtigen. Beides, die Zulassung der Niederländer zum Baltischen Meere und die Vernichtung der Handelsherrschaft im Norden, galt es zu verhindern. Deshalb konnte Wullenwever später schreiben: „Diese Fehde ist meist um der Burgunder (Niederländer) willen angefangen, daß wir sie nicht im Reiche Dänemark haben wollten.“

Die alten Mittel, die hansische Obmacht zu behaupten, friedliche Verträge, waren — davon hatte sich Wullenwever selber überzeugen können — gänzlich wirkungslos geworden. Und doch war er fest entschlossen, jene Stellung nicht aufzugeben. Aber wenn die alten Mittel verbraucht waren, welche neuen Mittel wollte er anwenden? Es gab nur eins: Eroberung! Nicht ganz Dänemark sollte sich Lübeck unterwerfen, wohl aber sich die festen Stellungen am Eingange des Sundes, Helsingör und Helsingborg, sichern, Kopenhagen und Malmö, wie das ganze südliche Schweden, vom dänischen Reiche losreißen, in die engste Verbindung mit sich selber bringen, Gotland und Bornholm, „das Gibraltar der Ostsee“, gewinnen. Gelangen diese kühnen Pläne, dann hatte sich Lübeck die Herrschaft der Baltischen See auf lange Zeit hinaus gesichert, wie das moderne England durch Gibraltar, Malta und Cypern die des Mittelmeeres, oder zu Wullenwevers Zeit die Portugiesen die des Indischen Ozeans.

Das politische Mittel zur Erreichung dieser weitgesteckten Ziele war eben die dänische Thronfrage. Einen eignen Prätendenten wollte Wullenwever gegen Christian III. aufstellen. Es fragte sich nur: Wer gab sich dazu her, der deutschen Reichsstadt Lübeck Thronbewerber für Dänemark zu sein?

Den richtigen Mann glaubte Wullenwever gefunden zu haben: es war der Gefangene von Sonderburg, der alte Gegner Lübecks, Christian II. Sein Name gestattete es, gewaltige politische Hebel anzusetzen. Für den „Bürgerfreund“ Christian II. waren Bürger und Bauern Dänemarks bereit, alles in die Schanze zu schlagen, jetzt vor allem, wo sie sich, wenn Christian III. zur Regierung kam, dem tödlich gehaßten Adel ausgeliefert sahen, der jenen beherrschte. Ja selbst wenn dies nicht geschah, so drohte wenigstens dem evangelischen Bekenntnis in Dänemark arge Gefahr. Schon hatten die Bischöfe die Aufhebung des Toleranzedikts von Odense erzwungen und ihre Gewalt

wiederherzustellen begonnen; Taußen war entsetzt und zur Verbannung verurteilt worden. Zwar verhinderte die Ausführung dieses Urteils ein Volksaufstand in Kopenhagen, aber wenn den noch katholisch gesinnten Ständen die Wahl eines katholischen Königs gelang, dann konnte doch alles verloren sein. Dagegen hatte sich Christian II. der neuen Lehre eine Zeitlang keineswegs ungünstig gezeigt. Eine gewaltige demokratisch-protestantische Bewegung also beabsichtigte der lübische Volksführer zu entzünden. War



143. Das Holstenthor zu Lübeck.

sie entzündet, dann war es leicht, sich der erstrebten Positionen zu bemächtigen. Das militärische Mittel zur Durchführung so verwegener Pläne bot wieder jene Volksbewegung. Mit den Haufen der Bauern und den Milizen der Städte dachte Wullenwever die Landsknechtscharen und die ritterlichen Geschwader seiner Gegner zu schlagen. Im übrigen vertraute er auf die Kräfte seiner Gemeinde, vor allem auf ihre Seemacht und ihre finanziellen Hilfsquellen, auf den Beistand der wendischen Städte und auf die Hilfe deutscher Fürsten.

So begann der Kampf, der in zwei kurzen Jahren den Fall Lübecks entschied, der letzte Aufschwung der Hansa, trotzdem daß Lübeck fast allein ihn führte, denn in ihm allein war noch der althansische Geist lebendig. Aber nicht nur um die Herrschaft der Ostsee handelte es sich, auch um die selbständige Entwickelung der nordischen Reiche, nicht weniger um die Frage, ob im dänischen Reiche Bürger und Bauern sich befreien sollten von der Herrschaft ihres Adels. Der Ausgang mußte zugleich darüber entscheiden, ob in Lübeck die demokratische Verfassung und die eng mit ihr verbundene Umgestaltung der Kirche sich behaupten würde. Eben weil um große Prinzipien gefochten wurde, hat der Kampf so allgemeine Teilnahme gefunden, von den Niederlanden bis Livland, von Norwegen bis tief ins Innere Deutschlands.

Beginn der „Grafenfehde".

Der erste Bundesgenosse, den Wullenwever gewann, war Christoph, Graf von Oldenburg, ein Vetter Christians II., der mit nicht gewöhnlicher klassischer Bildung — er pflegte den Homer mit sich ins Feld zu führen — und eifrigem Protestantismus eine sinnliche Natur und verwegenen Kriegsmut verband.

Als jüngerer Sohn des Grafen Johann XIV. von Oldenburg, geboren um 1503, war er ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, genoß daher eine gelehrte Erziehung, erhielt schon als Knabe mehrere Pfründen und wurde 1530 Propst zu St. Stephan in Bremen. Aber seine weltlich-kriegerischen Neigungen führten ihn früh an den Hof Philipps von Hessen, und er machte in dessen Gefolge die Schlacht von Frankenhausen 1525 mit. Ebenso entschied diese Verbindung seinen Anschluß an die lutherische Reformation, die er in seiner Heimat eifrig förderte. Auf die Seite Lübecks führte ihn außer seinem thatenlustigen und abenteuerlichen Sinn auch die Dankbarkeit gegen Christian II., der dafür gesorgt hatte, daß Christoph bei der Erbteilung mit seinen Brüdern nicht ganz leer ausging.

Ihm stellte Wullenwever die Regentschaft Dänemarks in Aussicht bis zu Christians II. Befreiung und fand ihn willig. Der Verabredung gemäß erschien der Graf am 12. Mai 1534 vor Lübeck mit starken Landsknechthaufen, und seine Ankunft brachte die Entscheidung. Wullenwever beruft die Bürgerschaft zur Versammlung; in feuriger Rede hält er ihr vor, was er wolle: Befreiung Christians II., Sicherung der Herrschaft über die Ostsee; der Graf sei bereit, man möge sich ihm anschließen. Aufgeregt von stolzen Erinnerungen und von noch stolzeren Hoffnungen fällt ihm die Menge bei; kein Widerspruch wird geduldet, die entscheidenden Beschlüsse werden gefaßt. An jenem 13. Mai 1534 sind die Würfel über das Schicksal Lübecks und der deutschen Ostseeherrschaft gefallen.

Der Feind, den man zu bekämpfen hatte, war Christian von Holstein und der dänische Adel. Was man also thun mußte, lag klar vor: gleichmäßig in Holstein wie in Dänemark mußte der Angriff erfolgen. Durch raschen Überfall nahm der lübische Söldnerführer, Marx Meyer (geb. um 1500), bewährt im Türkenfeldzuge von 1532, Schloß Trittau, das die Straße nach Hamburg beherrschte (14. Mai); in den nächsten Tagen rückte Graf Christian in Holstein ein. Ihm vorauf ging ein Aufruf an die Bauern, sich wider den Adel zu erheben; mit geflissentlicher Schonung des gemeinen Mannes wurden die adligen Güter und einige Klöster verwüstet, der Bischof von Lübeck aus Eutin verjagt, eine Reihe von Orten genommen, das Schloß Segeberg belagert. In alter Feindschaft erhoben sich auch die Dithmarscher Bauern gegen die Holsten.

Herzog Christian war doch überrascht. Aber die Bedrohung durch eine Bauernrevolution brachte den Adel zum festesten Anschluß an seinen Herrn, mit Macht warf er sich in den Krieg. Die Lübecker mußten das Land wieder räumen. Die Holsten drangen bis Ratkau vor, nicht drei Stunden von der Stadt, verbrannten die Fähre bei Travemünde und drohten, ihren Feinden die See zu sperren. Es that not, auch auf dem zweiten Kriegsschauplatz das Spiel zu beginnen. Wullenwever war fest entschlossen dazu. Ehe man, meinte er, die dänische Königswahl im Sinne der Nieder-

länder, Schweden und Holsteiner zulasse, wolle er lieber, daß von seiner Stadt kein Stein auf dem andern bleibe. Im Hafen der Stadt setzte man das Geschwader instand, das Landungsheer sammelte sich unter dem Oldenburger Grafen. Was Wullenwever wollte, gab der Vertrag zu erkennen, den die Stadt am 3. Juni mit dem Grafen schloß: Einräumung von Helsingborg und Helsingör mit dem Sundzoll, von Bornholm und unter Umständen von Gotland; Sicherung aller hansischen Rechte in Dänemark, Abtrennung Malmös und Kopenhagens vom Reiche als selbständiger Mitglieder der Hansa, eine entscheidende Stimme Lübecks bei der dänischen Königswahl, überdies in Holstein Abtretung von Trittau und Segeberg zur Beherrschung der Hamburger Straße. Das waren die Ziele, zu deren Erlangung der Graf der Stadt behilflich sein sollte. Dafür gestand sie ihm die Regentschaft in Dänemark zu bis zur Befreiung Christians II. Es war am 19. Juni, daß das lübische Geschwader die Anker lichtete, 16 stattliche Kriegsschiffe mit 3000 Landsknechten und 200 Reitern an Bord. „Nun läuft das Stundenglas auf unsrer Seite über die nordischen Reiche", schrieb damals ein Vertrauter Wullenwevers.

Während so sich auf beiden Kriegsschauplätzen die Parteien begegneten, begannen beide auch ihren diplomatischen Feldzug: es galt, Bundesgenossen zu gewinnen. Da hatte nun der Herzog Christian dem Bürgermeister bald den Rang abgelaufen. Das Mißtrauen der deutschen Fürsten gegen die demokratische Bewegung, an deren Spitze sich Lübeck gestellt hatte, trieb viele von ihnen zu thatkräftiger Unterstützung des Herzogs von Holstein, auch Philipp von Hessen, das eine Haupt des Schmalkaldischen Bundes. Auf der andern Seite suchte Wullenwever den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen durch das Anerbieten der dänischen Krone zu gewinnen, und denselben Preis bot er Herzog Albrecht von Mecklenburg, beidemal ohne Erfolg. Selbst mit Heinrich VIII. von England knüpfte Marx Meyer an, freilich ohne Ergebnis.

So waren es schließlich doch nur die wendischen Städte, auf die Wullenwever baute, aber auch diese unterstützten ihn erst, als er durch seine Agenten die demokratische Bewegung auch hier hervorgerufen hatte. Hamburg und Lüneburg dagegen hielten sich zurück.

Eroberung der dänischen Inseln und Schonens.

Doch wenn Lübecks diplomatische Erfolge mehr als zweifelhaft waren, seine kriegerischen waren zunächst überaus glänzend. Am 23. Juni 1534 war Christoph eine Meile südlich von Kopenhagen gelandet. Seine bloße Ankunft genügte, um die Flamme des Kampfes zu entzünden; Malmö war die erste Stadt, die sich unter ihrem Bürgermeister Mynter für ihn und Christian II. erklärte. Auf Seeland aber begann zunächst der Rachekrieg der unterdrückten Bauern gegen den herrischen Adel. Denn Freiheit von Fronden hatte Graf Christoph den Bauern verheißen. Was Deutschland vor neun oder zehn Jahren gesehen hatte, das geschah jetzt in Dänemark; allerorten erhoben sich die Bauern: unterstützt von den lübischen Kriegshaufen, zogen sie von Schloß zu Schloß; eins nach dem andern fiel in ihre Hände, die Insassen erlagen der erbarmungslosen Rache der Sieger. Entsetzt von der furchtbaren Erhebung ergab sich der größte Teil des seeländischen Adels dem Heerführer Lübecks und huldigte ihm im Namen Christians II. Am 14. Juli ging auch Kopenhagen über; schon am nächsten Tage hielt Christoph seinen Einzug in der dänischen Hauptstadt und empfing daselbst die Huldigung als Gubernator des Reiches Dänemark; am 25. kapitulierte auch das Schloß. Das lübische Geschwader sperrte den Sund; der lübische Admiral erhob den Sundzoll für Rechnung der Stadt. Erschreckt durch das schreckliche Schicksal seiner Standesgenossen huldigte auch der Adel von Schonen, wo Marx Meyer erschien; auf allen dänischen Inseln aber, zuletzt auf Fünen, folgten die Bauern dem Beispiel Seelands, und bereits am 12. August konnte Jürgen Kock, Bürgermeister von Malmö, an seinen Bundes-

genossen Wullenwever mit Stolz berichten: Schonen, Halland, Bleckingen (d. i. das ganze zu Dänemark gehörige Schweden), Seeland, Falster, Laaland und Langeland lägen Lübeck zu Füßen. Auch in Jütland erhoben sich die Bauern unter Jakob Clement.

Die Kunde von diesen stolzen Erfolgen rief in Lübeck die höchste Aufregung hervor. Die Siegesbotschaften jagten sich; was konnte in diesen stürmischen Tagen der mächtigen Stadt unmöglich scheinen? Schien doch die kühne Politik ihres Führers vollständig gerechtfertigt.

Friede mit Holstein.

Doch der dänische und holsteinische Adel war nur betäubt. Das stolze Standesbewußtsein regte sich; diesen verhaßten Bürgern sich zu fügen, schien dem einen wie dem andern unerträglich. Rasch entschlossen, um aus dem unheilvollen Schwanken herauszukommen, huldigte jetzt die dänische Ritterschaft, soweit sie frei war, dem vorher verschmähten Herzog von Holstein (4. und 9. Juli), dessen eigner Adel aber gelobte eidlich auf dem Kieler Landtage im September 1534, Gut und Blut daranzusetzen und nicht zu rasten, bis daß sie Dänemark erobert hätten. Und während sich Lübeck das dänische Reich unterwarf, sah es plötzlich, dank der Schwäche seiner Landmacht, das überlegene Heer seiner Feinde vor den eignen Thoren. Marx Meyers Landsknechte wurden geschlagen, die Trave gesperrt, und in blutigen Kämpfen jeder Versuch, die unheilvolle Blockade zu sprengen, zurückgewiesen (Oktober).

Der Umschwung war zu jäh, als daß er in Lübeck nicht die heftigste Aufregung hätte hervorrufen sollen. Nur auf dem Erfolge ruhte Wullenwevers Stellung; der plötzliche Wechsel erschütterte sie in ihren Grundfesten. Die heftigsten Angriffe wurden gegen ihn geschleudert. Wiewohl auch Wullenwever in diesen Schreckenstagen die Hoffnung nicht sinken ließ, in ihm arbeitete es doch gewaltig; der im kräftigsten Alter stehende Mann ergraute schnell. Doch die Elastizität seines Geistes verließ ihn auch hier nicht. Rasch entschlossen bot er dem König-Herzog Christian III. den Frieden an, nur für Holstein; in Dänemark sollte der Krieg fortgehen. Christian III. ging darauf ein, denn es war im Interesse beider Parteien. So schlossen denn Holstein und Lübeck am 17. November 1534 Frieden zu Stockelsdorf, indem Lübeck seine Eroberungen in Holstein herausgab; in Dänemark behielten beide freie Hand.

Aber das war nicht die schwerste Niederlage. Der erste große Mißerfolg der demokratischen Politik hatte die ganze Richtung bei dem lübeckischen Volke in Mißkredit gebracht; es glaubte jetzt, das Heil nur in der Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung zu finden. Wullenwever mußte nachgeben; die demokratischen Einrichtungen wurden außer Kraft gesetzt, die Ausschüsse aufgelöst. Indem jedoch der Volksführer zwar Bürgermeister blieb, aber die Demokratie fallen ließ, brachte er sich in Widerspruch mit seiner ganzen Vergangenheit und beraubte sich der Unterstützung eben der Männer, die ihn erhoben hatten.

Umschwung in Dänemark.

Wullenwever hatte in der inneren Frage nachgegeben, um seine volle Kraft nach außen werfen zu können. Aber waren schon anderwärts die Schwächen seiner Politik deutlich hervorgetreten, so zeigten sie sich jetzt auch in Dänemark. Graf Christoph wollte nicht bloß der Söldnerführer Lübecks sein, sondern etwas für sich bedeuten; mit tiefem Mißtrauen sah er deshalb jetzt, wie Wullenwever daran arbeitete, den Mecklenburger Herzog heranzuziehen. Einen Nebenbuhler zu dulden, war der Graf nicht gemeint; da dachte er auf selbständige Politik und verhandelte mit Karl V., um für sich die dänische Krone oder wenigstens die Statthalterschaft zu gewinnen. Das brachte denn alles ins Stocken. Und während Christoph unthätig und schmollend in Kopenhagen saß, waren die Gegner desto eifriger. Blutig warf der dänische Adel die von Lübeck sich selbst überlassenen Bauern Jütlands, die sich in Aalborg befestigt hatten, am 18. Dezember 1534 zu Boden. Die Ritterschaft Schonens fiel dem schwedischen

Heere zu, das, von dem jetzt eben in den Bund mit Dänemark getretenen Gustav Wasa gesendet, in die Landschaft einrückte, und der holsteinische Adel spannte jeden Nerv an, um die Entscheidung zu bringen. Johann von Rantzau, ein stolzer Edelmann, aber wissenschaftlich gebildet und dabei protestantisch, rüstete sich zum Übergange



144. Christian III., König von Dänemark und Norwegen.
Nach dem Kupferstiche von Preisler.

nach Fünen; holsteinische, dänische, schwedische und herzoglich preußische Kriegsschiffe sammelten sich bei Gotland, um den Lübeckern auch auf ihrem Elemente entgegenzutreten.

Mit tiefer Besorgnis sah Wullenweber diese Vorbereitungen der Feinde; er begann jetzt an dem Erfolge seines Werkes zu zweifeln. Freilich lag ein starkes Lübecker Geschwader im Kleinen Belt, um diesen gegen Rantzau zu sperren, ein andres kreuzte

in der Ostsee; aber im entscheidenden Momente fehlte die feste Führung. Wullenwever war eben kein Soldat. Da that er wenigstens als Staatsmann seine Pflicht. Damals bewog er endlich Herzog Albrecht gegen das Versprechen der dänischen Krone, nach Kopenhagen zu gehen. Er befand sich selbst mit auf dem Geschwader, das am 8. April 1535 von Rostock abfuhr. Aber der Zwist des neuen Verbündeten mit dem alten, dem Grafen, hinderte eben jetzt jede entschiedene Maßregel.

Inzwischen handelten die Feinde. Johann von Rantzau warf ein starkes Truppenkorps, trotz des Lübecker Geschwaders im Belt, nach Fünen hinüber. Am 19. März siegte er bei Middelfahrt und schloß die Trümmer des feindlichen Heeres in Assens ein. Jetzt endlich machte sich Herzog Albrecht nach der Insel auf; sein Heer rückte gegen Assens vor, und hier traf es unweit des Ochsenberges — der Herzog selbst war nicht dabei — am späten Nachmittage des 11. Juni 1535 auf die Holsteiner und Dänen. Auf beiden Seiten fochten vornehmlich deutsche Landsknechte. Der Kampf war kurz, doch überaus blutig; der größte Teil des Lübecker Heeres deckte die Walstatt, auch viele Edle waren unter den Toten, darunter Gustav Trolle, Erzbischof von Upsala, der Urheber des Stockholmer Blutbades. Diese Niederlage entschied das Schicksal Fünens; die Insel unterwarf sich dem holsteinischen Edelmanne, der sie herb für ihren Abfall strafte.

Inzwischen war auch zur See die Entscheidung gegen Lübeck gefallen. Nach unentschiedenem Gefechte bei Bornholm am 9. Juni wich das eine Lübecker Geschwader, schlecht oder gar verräterisch geführt, nach dem Sunde zurück. Die Flotte des Belt war nach der Schlacht von Assens vor Svendborg auf Fünen gegangen, und hier lieferten am 12. Juni Mutlosigkeit oder Verräterei aristokratisch gesinnter Lübecker Kapitäne zehn schöne Kriegsschiffe ohne Schuß den viel schwächeren Gegnern in die Hände; nur einer that seine Pflicht, bis sein Fahrzeug zertrümmert sank. Nun hinderte nichts mehr den Übergang der Dänen auch nach Seeland. Schon am 24. Juli 1535 stand König Christian III. mit starker Macht vor Kopenhagen; nur dies, Malmö und Schloß Warberg, wo sich Marx Meyer festgesetzt hatte, hielten noch zu Lübeck.

Wullenwevers Sturz.

Die stolzen Pläne des Bürgermeisters lagen zertrümmert am Boden. Und nun, da seine auswärtige Politik vollständigen Schiffbruch gelitten hatte, konnte er auch seine Stellung in der Stadt keinen Augenblick länger mehr behaupten. Die aristokratische Partei regte sich in und außerhalb Lübecks und ruhte nicht eher, als bis sie den verhaßten Mann gestürzt hatte. Bereits war in den meisten Hansestädten, die nach dem Beispiele Lübecks demokratische Staatsform zugelassen hatten, das alte Regiment wiederhergestellt worden, und schon auf dem Hansatage von 1535 hatten sich die schwersten Anklagen gegen die Politik des Vororts als ein mutwilliges, aufrührerisches Beginnen erhoben.

Die jeder demokratischen Regierung feindliche Politik Karls V. erließ am 10. Juli 1535 ein „Exekutorialmandat“ gegen die Demokratie in Lübeck, das bei Strafe der Acht binnen sechs Wochen die volle Herstellung des alten Zustandes und die Aufnahme aller verjagten Patrizier gebot. Geschlagen im Felde, von seiner eignen Partei verketzert, tödlich gehaßt von der andern, wich Wullenwever dem Verhängnis: am 26. August 1535 erklärte er seine Abdankung. Wenige Tage später (28. August) hielt Nikolaus Brömse, sein von ihm verjagter Gegner, mit 150 Reitern seinen feierlichen Einzug in der tiefgebeugten Stadt; im Triumphe kehrten die Verbannten zurück, im alten Glanze erhob sich von neuem das patrizische Regiment. Die katholische Reaktion durchzuführen, ist ihm freilich nicht gelungen; Rat und Gemeinde hielten am evangelischen Bekenntnis fest.

Diese Regierung konnte selbstverständlich die Politik ihres Feindes Wullenwever nimmer fortsetzen. Und es wäre auch ihm selber jetzt unmöglich gewesen. So schloß Lübeck am 14. Februar 1536 mit Dänemark den Frieden zu Hamburg. Die besiegte Stadt erkannte Christian III. als König von Dänemark an, erhielt dafür ihre alten Privilegien bestätigt. Wie oft waren sie schon gebrochen worden! Alle Eroberungspläne waren dahin. Ende des Krieges.

Noch hielten Malmö, Warberg und Kopenhagen aus. Aber ein Versuch, die Hauptstadt mit einem starken hansischen Geschwader zu entsetzen, mißlang durch die verräterische Schwäche des lübischen Admirals Klaus Warnow (November 1535). Malmö kapitulierte am 2. April 1536; kurz darauf ergab sich auch Marx Meyer im tapfer verteidigten Warberg (27. Mai) und endete als Rebell auf dem Hochgerichte; Graf Christoph und Herzog Albrecht endlich übergaben das von Hunger gepeinigte Kopenhagen erst am 28. Juli.

Während also der Kampf zu Ende ging, lauschte man in ganz Deutschland mit Spannung dem, was von Wullenwever berichtet wurde. Der unermüdliche Kämpfer hatte auch nach seinem Sturze den Kampf nicht aufgegeben. Im Lande Hadeln an der Elbmündung standen etwa 2000 Landsknechte, die Graf Christoph geworben hatte, jedermann zu Diensten, der sie bezahlte. Wullenwever beschloß, sie gegen Holstein zu führen; es war noch Anfang November 1535. Aber wie er von Lübeck über Hamburg nach Hadeln ritt, ließ ihn der Erzbischof Christoph von Bremen, im Einverständnis mit seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, der, wie er, der erklärteste Gegner jeder demokratischen und reformatorischen Regung war, in Rothenburg verhaften. Damit war der unglückliche Mann seinen erbittertsten Feinden in die Hände geliefert. Erst in Rothenburg, dann in Schloß Steinbrück bei Hildesheim zwischen drei Meter dicken Mauern hielt man ihn gefangen und führte gegen ihn den peinlichen Prozeß. Die Folter entlockte ihm Geständnisse von Verbrechen, die er weder je begangen, noch je beabsichtigt hatte; die Erbitterung über den demokratischen Staatsmann aber bei den Dänen, Holsten und den lübischen Patriziern selber übersah die Ungeheuerlichkeiten und widerspruchsvollen Unternehmungen, die man dem Gefangenen aufbürdete; ein gar nicht zuständiger Gerichtshof sprach ihm das Leben ab als Rebellen gegen seine Obrigkeit, als Wiedertäufer, als Landfriedensbrecher, und am 24. September 1537 fiel das Haupt Jürgen Wullenwevers auf dem Hochgerichte am Tollenstein bei Wolfenbüttel. Der Leichnam wurde gevierteilt und aufs Rad geflochten. Wullenwevers Ende.

Seine Zeitgenossen haben fast alle über den Besiegten den Stab gebrochen wie seine Richter. Das Volk in Lübeck lernte anders denken. In ungelenken Reimversen hat ein Bergenfahrer gesungen:

„Die von Lübeck werden in allen Tagen
Den Tod Herrn Jürgen Wullenwevers beklagen."

Die Nachwelt ist geneigt, diesen schlichten Worten beizustimmen. Gewiß: Wullenwever war kein Staatsmann ersten Ranges; gewiß ferner: die hansische Macht in den nordischen Reichen bedeutete die Ausbeutung fremder Völker durch den deutschen Handel, die Hemmung ihrer nationalen Entwickelung, sie mußte einmal fallen. Aber trotz alledem: Wullenwever ist der letzte Vertreter der hansischen Größe; wer mag ihm vorwerfen, daß er, befangen in den Überlieferungen und in dem Stolze der Hanseaten, die Kräfte seiner Stadt weit überschätzte? Und ist er zuletzt nicht vor allem daran gescheitert, daß keine nationale Staatsgewalt hinter den Hansestädten stand? Wann gibt auch eine große Macht jemals freiwillig sich selber auf? Reichlich haben die Nordländer vergolten, was unsre Vorfahren ihnen zugefügt hatten; kaum hundert Jahre nach Wullenwevers Tode war das Baltische Meer ein schwedischer Binnensee und die deutschen Küsten und Ströme in den Händen der Fremden.

Durchführung der Reformation in Dänemark, Norwegen und Island.

Was die deutschen Seestädte verloren, gewannen die nordischen Reiche. Sie hatten den Druck der kommerziellen Alleinherrschaft der Hansa abgeschüttelt; sie hatten zugleich zwar die demokratischen Bewegungen im Innern niedergeworfen, aber die Reformation, die damit anfangs gefährdet schien, blieb aufrecht, ebenso wie im protestantisch gewordenen Deutschland. Den wahren Preis des Sieges trug in Dänemark der Adel davon, in Schweden das Königtum und mit ihm die Gesamtheit der Nation; deshalb begann Dänemarks Bedeutung zu sinken, Schweden erhob sich an seine Stelle. Aber neben der wirtschaftlichen und politischen Loslösung des Nordens von Deutschland ging ein steigender geistiger Einfluß des deutschen Wesens einher, denn den Protestantismus empfing Skandinavien von Deutschland.

Dänemark. Als Christian III. den dänischen Thron bestieg (1533—59), war eben ein Versuch gemacht worden, die alte Kirche wiederherzustellen. Der neue König war eifrig protestantisch und führte ohne Schwanken die Reformation mit raschen Schlägen durch. Unter Beistimmung der weltlichen Reichsräte ließ er schon im August 1536 sämtliche Bischöfe verhaften und die Stiftsgüter mit Beschlag belegen. Der Reichstagsbeschluß vom 30. Oktober, bei dem auch Bürger und Bauern mitwirkten, überwies der Krone die bischöflichen Güter und ein Drittel des Zehnten. Zugleich aber einigte man sich über eine neue Handfeste, welche die Rechte des Adels erweiterte. Gegen solches Zugeständnis erlangte der König wenigstens die Anerkennung seines Sohnes Friedrich (II.) als Nachfolger. Im nächsten Jahre führte dann Johann Bugenhagen, Luthers Freund, die lutherische Kirchenordnung durch. Nur der Titel der Bischöfe blieb, nicht ihre Gewalt, der König vielmehr trat an die Spitze der Landeskirche. Aber auch dem Adel fiel mit dem Patronate über die Pfarrstellen ein sehr erheblicher Anteil am Kirchenregimente zu, während er sich zugleich aus den Gütern der eingezogenen Klöster bereicherte. Befreit von Steuern und Lasten, im Besitze der Polizei- und Gerichtsgewalt über ihre unterthänigen Bauern und des Patronats über ihre Pfarrer, herrschend im Reichsrat und auf den Reichstagen, waren diese Edelleute, denen keine mächtige Hierarchie mehr ein Gegengewicht bot, die wahren Herren des Landes.

Norwegen. Auch Norwegen, das der Reichstag von 1536 für eine dänische Provinz erklärt hatte, fügte sich friedlich der kirchlichen Umgestaltung, als Christian III. im April 1537 persönlich nach Bergen kam. Selbst der noch eifrig katholische Erzbischof von Trondhjem (Drontheim), Gustav Engelbrechtson, der leidenschaftlich widerstrebte und mit Karl V. und den Anhängern des gefangenen Christian II. in Verbindung stand, wagte doch schließlich nichts, sondern flüchtete mit dem reichen Gute seiner Kirche nach den Niederlanden. Hierauf wurde die lutherische Kirchenordnung nach dänischem Vorbilde begründet, das Kirchengut der Krone überwiesen und die erzbischöfliche Würde aufgehoben.

Island. Etwas später erst gelang die Reformation im fernen Island. Hier hatten die Bischöfe von Skalholt, Ögmund und nach ihm Gisser Einarsson nach dänischem Muster ihre Einführung begonnen. Aber nach Gissers Tode 1548 bemächtigte sich der altgläubige Bischof Aresen von Holum des erledigten Stifts, setzte die katholischen Einrichtungen wieder in Kraft und verweigerte königlichen Gegenbefehlen jeden Gehorsam. Erst 1550 wurde er verhaftet und mit seinen beiden Söhnen als Hochverräter in Skalholt enthauptet. Doch konnte ein Aufstand seiner Anhänger erst durch militärisches Einschreiten im Jahre 1554 unterdrückt werden.

Gustav Wasas Landesverwaltung.

Die Erbvereinigung von Westerås.

In Schweden war, als Lübeck seine Fehde begann, die Kirchenreformation bereits in allem Wesentlichen festgestellt. Nicht daß es auch später noch ganz an Erschütterungen gefehlt hätte. Zu Zeiten recht bedenklich ließ sich sogar der Aufstand an, den die Bauern des südlichen Schweden, gereizt durch Übergriffe der königlichen Vögte und einzelner Edelleute wie durch neue Steuern, unter Nils Dacke und katholischer Fahne erhoben (1542). Ja der Führer stand mit allen Feinden der neuen Krone, vor allem mit Karl V. in Verbindung. Erst im Sommer 1543 gelang die Unterdrückung durch Güte und Gewalt. Doch das Königtum bedurfte noch einer festeren Gründung, und sie gelang dem großen Fürsten, der seit 1523 die Krone trug. Schon 1540 hatte der Reichsrat die beiden Söhne Gustavs, Erich (geb. 1533) und Johann (geb. 1535), als rechtmäßige Erben des Reiches anerkannt. Vier Jahre später bestimmte die Erbvereinigung von Westerås die Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht, und Erich XIV. empfing als Kronprinz die feierliche Huldigung (13. Januar 1544), während — ein Wunder fast in dieser winterlichen Jahreszeit — ein gewaltiges Gewitter herniederging und darauf ein prachtvoller Regenbogen den Himmel überwölbte.

Der König.

Dies nunmehr erblich gewordene Königtum stützte sich vor allem auf einen ausgedehnten Besitz von Landgütern und nutzbaren Hoheitsrechten, ganz ähnlich wie das deutsche im Mittelalter, dessen Zustände in Schweden länger fortlebten als in Mitteleuropa. Etwa 2500 trefflich verwaltete Höfe gehörten dem König, der ihre Vermehrung unausgesetzt und nicht immer ohne den Vorwurf der Habgier betrieb. Alle Gemeinweiden, Wälder, Gewässer und Bergwerke erklärte er für Regalien; ein schwunghafter Handel steigerte seine Einnahmen und half seine Schatzkammer füllen. So beträchtliche Mittel setzten ihn in den Stand, eine kleine stehende Armee von etwa 15000 Mann zu halten und an Stelle des „Haufens offener Skärenboote, die weder Hilfe noch Trost versprachen", stattliche Kriegsschiffe zu erbauen.

Wirtschaftlicher Aufschwung.

Und wie berechnend, zuweilen nur fehlend durch allzu häufige und beengende Fürsorge, verstand es Gustav, den materiellen Aufschwung seines armen, dünnbevölkerten, jahrzehntelang zerrütteten und verwüsteten Landes zu fördern! Die Handelsfreiheit der Hansa war thatsächlich vernichtet, seitdem ein Wertzoll von fünf Prozent auf allen eingehenden Waren lag. Im Jahre 1548 verbot der König den Handel mit Lübeck sogar ganz, freilich ohne ihn wirklich unterdrücken zu können. Handelsverträge mit den Niederlanden, mit England, Frankreich und Rußland, dessen Verkehr er über das 1550 neugegründete Helsingfors in Finnland leiten wollte, sollten den schwedischen Rohprodukten, dem Eisen und Kupfer, den Fettwaren und Schiffahrtsbedürfnissen neue Märkte erschließen. Der König selbst nahm eifrigen Anteil, ließ 1545 zwei seiner Schiffe nach Holland und Lissabon segeln. Wirklich zählte im Jahre 1550 die schwedische Handelsmarine, die vierzig Jahre zuvor noch kaum existiert hatte, schon 62 Schiffe mit 3150 Lasten, die Küstenfahrzeuge nicht gerechnet.

Nicht mindere Sorge widmete Gustav dem Eisenbergbau und den Eisenwerken. Für die Gruben zu Danemora bildete er eine besondere Gesellschaft, deutsche Bergleute und Techniker machten die Schweden mit ihrem alterprobten Verfahren bekannt. Auch deutsche Handwerksmeister berief der König und gab dem einheimischen Gewerbe zugleich festeren Halt durch Bestätigung der Zunftordnungen.

König Gustav.

In allem ein echter König, war es Gustav Wasa auch in seiner Erscheinung und seinem persönlichen Dasein. Groß und schlank und wohlgebildet, blondhaarig und

helläugig, das Antlitz umrahmt von einem gewaltigen Barte, der bis auf die Brust herabhing, so zeigen ihn die Bilder aus seiner Zeit. Mit seiner wunderbaren Beredsamkeit vermochte er zu gewinnen, wen er wollte, wirkte er auf erregte Volksmassen und widerstrebende Reichsstände wie auf fremde Staatsmänner mit gleicher Gewalt. Denn sein beweglicher Geist wußte sich in jede Lage zu finden, sein heiterer, fast sanguinischer Sinn verließ ihn auch in den ernstesten Gefahren nicht. Er liebte eine Umgebung, die seiner Art entsprach; sein Hof, wie er ihn in Stockholm oder auf einem seiner zahlreichen Schlösser am Mälar, z. B. dem Gripsholm (seit 1537 erbaut), um sich versammelte, war ein Sammelplatz ritterlicher Edelleute, die er sich fleißig im Jagen und Fechten tummeln ließ, und schöner Frauen, deren Umgang er nicht missen mochte. Doch niemals hätte man ihm eine Verletzung der Sitte nachzusagen vermocht; seinen Frauen — er war dreimal vermählt — war er mit unverbrüchlicher Treue ergeben, vorzugsweise der Schwedin Margareta Lejonhufvud, die ihm zehn Kinder schenkte und oft genug den leicht aufbrausenden Sinn des Königs durch kluge Mäßigung beschwichtigte. Seine Bildung ließ manche Lücken sehen, doch er ergänzte sie durch außerordentliches Gedächtnis und durchdringenden Verstand. Daß er höheren geistigen Interessen nicht unzugänglich war, beweist seine Vorliebe für Musik — er spielte selbst gern und gut die Laute — und die geschmackvolle, reiche Ausstattung seiner Schlösser. Doch Kunst und Wissenschaft wollten dort überhaupt noch nicht recht gedeihen.

Was König Gustav für sein Volk gewesen war, das wurde den Schweden, die dann und wann über seine harte Hand gemurrt hatten, erst klar, als dem erst Vierundsechzigjährigen der Tod die Augen schloß (29. September 1560). Im hohen Dome zu Upsala wurde er neben seinen beiden ersten Frauen beigesetzt. Die Zeiten, die er vorausgesehen hatte, sollten kommen, wo „Schwedens Kinder ihn gern mit den Nägeln aus der Erde scharren würden, wenn sie könnten“.





145. Gedenkmünze auf Gustav Wasas Tod.

Schärfung der Gegensätze in Deutschland. Beendigung der auswärtigen Kriege.

(1532—1545.)

Wohl hatten die Deutschen Ursache, die Schweden zu beneiden um den ruhigen und festen Gang ihrer Kirchenverbesserung, die ihnen zugleich die Befestigung des nationalen Königtums brachte. Denn nachdem in Deutschland einmal das Kaisertum gegen die religiöse Bewegung Stellung genommen, war es deren Schicksal, sich mühsam und Schritt für Schritt eine teilweise Geltung zu erkämpfen, und selbst diese bescheidenen Erfolge wären ihr nicht möglich gewesen, hätten nicht die auswärtigen Verwickelungen den Kaiser beständig in Anspruch genommen. Die Türken, die Franzosen und der Papst waren thatsächlich, ohne es zu wollen, die besten Bundesgenossen des Protestantismus. Als es Karl V. gelang, sich von ihren Angriffen zu befreien, erfolgte der von langer Hand vorbereitete Zusammenstoß, der den deutschen Protestantismus an den Rand des Verderbens führte.

Die Wahrnehmung, daß nach dem Religionsfrieden von Nürnberg die Ausbreitung der evangelischen Lehre mächtig zunahm, hat Karl V. endlich zu dem Versuche gedrängt, die „Ketzerei“ mit Gewalt der Waffen zu Boden zu schlagen.

Weitere Ausbreitung des Protestantismus.

Der erste neue Erfolg des Protestantismus traf in der That die Habsburger ganz besonders empfindlich. Württemberg, das seit 1519 dem Herzog Ulrich entrissen, seit 1521 an König Ferdinand übertragen war, wurde seiner alten Dynastie gewaltsam zurückgewonnen und damit dem Protestantismus zugeführt.

Wiederherstellung Herzog Ulrichs in Württemberg.

Der verbannte Herzog war nach mehrfachen vergeblichen Wiederherstellungsversuchen zu Landgraf Philipp gegangen, dort mit Luthers Lehre näher bekannt und durch die harte Schule, in die ihn das Leben genommen, auch innerlich fester und besser geworden. Sein Sohn Christoph von der bayrischen Prinzessin Sabina (geb. 12. März 1515) befand sich am Hofe König Ferdinands, in Innsbruck oder Wiener Neustadt, wo er gut erzogen, aber streng überwacht wurde. Trotzdem war in ihm sowie in dem Vater die Hoffnung auf die Wiedergewinnung des alten Stammlandes niemals erstorben, und ein Besuch, den er einmal zu Urach machte, hatte ihm gezeigt, wie sehr auch noch die Württemberger an dem früheren Herrscherhause hingen. Denn die österreichische Regierung verlor alle Sympathien, da sie mit Strenge jede lutherische Regung niederhielt, und sie kam um ihren besten Halt, als der Schwäbische Bund, seit 1488 ein Hort des Landfriedens im Südwesten, sich im Jahre 1533 auflöste, weil die kirchliche Frage seine Mitglieder trennte und die Befreiung Württembergs von der Reichssteuer — nach dem Muster der andern habsburgischen Lande — die übrigen Stände unbillig belastete. Mittlerweile war Christoph auf der Rückreise Karls V. nach Italien und Spanien, wohin man ihn entfernen wollte, an der steirisch-kärntischen Grenze dem österreichischen Hofe glücklich entkommen (Oktober 1532) und hatte in Bayern bei dem Bruder seiner Mutter, Herzog Wilhelm, Aufnahme gefunden. Dieser wollte nun zwar für den Vater keine Hand rühren, war aber bereit, den Sohn zu unterstützen, den keinerlei Schuld an den früheren Verwickelungen traf, und gestattete, daß Christoph in Denkschriften und Flugblättern eine lebhafte Agitation für sein Recht eröffnete. Schwerlich aber hätte diese so rasch zum Ziele geführt, hätte sich nicht Philipp von Hessen der Sache angenommen. Ihn bestimmten dabei weniger kirchliche als politische Gesichtspunkte. Es galt, die habsburgische Macht in Süddeutschland zu

erschüttern. Auf die Schmalkaldischen Bündner konnte er dabei nicht zählen — Kursachsen lehnte unter Luthers Einfluß jede Beteiligung ab — wohl aber auf König Franz I.

Denn auch nach 1529 hatte dieser seine Aussichten auf Mailand und Genua keineswegs aufgegeben, sich deshalb mit Clemens VII. in Verbindung gesetzt und dessen Nichte Katharina von Medici mit seinem Thronfolger Heinrich von Orleans vermählt (Juni 1532). Um so willkommener mußte es ihm deshalb sein, den Kaiser in Deutschland zu beschäftigen. So unterstützte er zunächst die württembergischen Bemühungen am Schwäbischen Bunde, schickte dann Geld nach Bayern und verständigte sich im Januar 1534 persönlich mit Philipp von Hessen. Zu Bar-le-Duc kam der Vertrag zustande, nach dem unter der Maske des Verkaufs der württembergischen Grafschaft Mömpelgard (Montbéliard) im südlichen Elsaß der König 215000 Kronen an Philipp zahlte, 70000 an Ulrich schenkte. Mit solchen Hilfsgeldern warb der Landgraf ein wohlgerüstetes Heer von 20000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern, dem gegenüber das österreichische Regiment nur etwa 10000 Mann zur Verfügung hatte. Zugleich gingen hessische Sendschreiben nach allen Richtungen, um das Unternehmen zu rechtfertigen.

Im Mai 1534 schlug Philipp los. Da die Kurpfalz den Durchmarsch versagte, nahm er seinen Weg durch den Odenwald, überschritt am 12. unterhalb Heilbronn den Neckar und traf bereits am nächsten Tage bei Laufen mit dem feindlichen Heere zusammen, als es sich eben anschickte, in eine festere Stellung zurückzuweichen. Dabei überraschend angegriffen, wurde es nach kurzem Kampfe völlig auseinander geworfen und damit zugleich der ganze Feldzug entschieden. Das Württemberger Land empfing den Landgrafen als Befreier. Am 15. Mai schon huldigte Stuttgart dem Herzog Ulrich; von den festen Burgen der Rauhen Alp fiel eine nach der andern nach kurzer Gegenwehr, nur der Hohen-Asperg hielt sich bis zum 2. Juni.

Ein so rascher und durchschlagender Erfolg wirkte förmlich betäubend. Auch den Habsburgern blieb nichts übrig, als ihn anzuerkennen. Im Frieden, der zu Kaaden (Cadan) am Südfuße des Erzgebirges unter kursächsischer Vermittelung am 29. Juni 1534 zustande kam, überließ König Ferdinand dem Herzog Ulrich Württemberg als österreichisches Lehen, aber mit Sitz und Stimme im Reichstage; dafür wurde er selbst als römischer König anerkannt. Seine Forderung dagegen, daß der Herzog in kirchlicher Beziehung alles so lasse, wie er es vorgefunden habe, d. h. auf katholischem Fuße, wurde rundweg abgelehnt. So bedeutete die Wiederherstellung der alten Dynastie für Württemberg auch den Anfang der Reformation, die nur der Gesinnung des Landes entsprach.

Reformation in Württemberg.

Auch hier siegte die lutherische Form. Unter Leitung des Ambrosius Blaurer und des Erhard Schnepf von Marburg wurde der lutherische Ritus eingeführt, die Kirchengüter wurden teils vom Landesherrn übernommen, teils direkt für die Zwecke der neuen Kirche und der Schule verwendet und dabei später aus den Klöstern zum Teil jene trefflichen „Stiftsschulen“ geschaffen, denen das württembergische Unterrichtswesen seinen musterhaften Zustand zum großen Teile verdankt, die Universität Tübingen aber ward die Pflanzschule der evangelischen Theologie durch die Errichtung des „Stiftes“, der höchsten theologischen Bildungsanstalt des Landes. — Weithin wirkte der von Württemberg ausgehende Anstoß. Nicht nur Mömpelgard öffnete sich der Reformation, allerdings in der schweizerischen Form, sondern auch die schwäbischen Grafschaften Öttingen, Neuenstein, Hohenlohe-Öhringen, Limpurg, Baden-Durlach wandten sich jetzt dem Luthertume zu.

Protestantismus in Pommern.

Zu derselben Zeit errang auch im Norden die neue Lehre bedeutende Erfolge. In Pommern, das damals zwischen die beiden Linien Pommern-Wolgast und Pommern-Stettin geteilt war, legte der Vertrag der Fürsten Philipp I. und Barnim IX. zu Kammin den Grund zur Umgestaltung (August 1534), die dann der Reformations-

entwurf von Treptow weiter förderte und Johann Bugenhagens Thätigkeit vollendete, während Adel und Geistlichkeit, namentlich der Bischof von Kammin, noch widerstrebten.

Bugenhagen stammte selbst aus Pommern, wo er am 24. Juni 1484 in Wollin als Sohn eines Ratsherrn geboren wurde. In Greifswald studierte er seit 1502 Theologie und klassische Litteratur und übernahm dann eine Lehrerstelle an der sogenannten Großen Schule zu Treptow an der Rega, wohin ihn der Abt des nahen Klosters Belbuck berief. Seit 1520 schloß er sich eifrig Luthers Lehre an, ging 1521 nach Wittenberg, wurde hier 1523 Stadtpfarrer und las zugleich an der Universität über Auslegung biblischer Schriften. Doch lag seine Hauptstärke in der praktischen Seelsorge, in der Predigt und in seiner Thätigkeit für die Neuordnung kirchlicher



146. Johann Bugenhagen, der Reformator Niederdeutschlands.
Nach einem Gemälde von Lukas Cranach.

Verhältnisse, wozu er durch seinen klaren Blick, seine Ausdauer und sein offenes, ehrliches, kräftiges Wesen vortrefflich geeignet war. Daher war er fortwährend namentlich in Niederdeutschland und im Norden beschäftigt (s. S. 321. 332). In der Weise Luthers bestellte er den Rat zum Träger des Kirchenregiments in der Gemeinde, der die Pastoren an den einzelnen Kirchen ernennt, an ihre Spitze einen Superintendenten setzt und durch „Schatzkassenherren" das Kirchenvermögen verwaltet.

Härter waren die Kämpfe im nordwestlichen Deutschland, das in weiter Ausdehnung dem Krummstabe gehorchte. In der Bischofsstadt Minden benützte die größtenteils schon evangelisch gesinnte Bürgerschaft den Streit um den 1529 erledigten Bischofssitz, um die lutherische Kirchenordnung einzuführen (Februar 1530). In Herford und Lippstadt begünstigten die Augustiner, Luthers Ordensbrüder, selbst die [Protestantismus in Westfalen.]

kirchliche Neugestaltung. Im altehrwürdigen Soest erzwang erst eine demokratische Erhebung die Durchführung der Reformation (Juli 1533); in der Bischofsstadt Paderborn dagegen warf der neugewählte Kirchenfürst, Hermann von Wied, Erzbischof von Köln, die Bewegung zunächst zu Boden. Viel stürmischer noch trat sie im nahen Münster auf; ja hier führte sie mittelbar zu einer furchtbaren Katastrophe, dergleichen Deutschland damals zum Glück nicht wieder gesehen hat.

Die Wiedertäufer in Münster.

Sieg des Protestantismus in Münster.

Hier war der Protestantismus zunächst von dem nahegelegenen Stifte St. Mauritz ausgegangen, wo Bernhard Rothmann aus Stadtlohn (geb. um 1495) seit 1529 als Kaplan wirkte und durch seine Predigt großen Einfluß übte. Von Anfang an teilte er die mystisch-evangelische Richtung der Brüder vom gemeinsamen Leben, in deren Schule zu Deventer er gebildet war; entschieden im protestantischen, wenngleich keineswegs im eigentlich lutherischen Sinne trat er erst auf, als er 1531 Wittenberg und Straßburg besucht hatte. Deshalb 1532 aus dem Stifte entfernt und des Landes verwiesen, kam er nach Münster. Hier, in einem alten Mittelpunkte des Humanismus, waren die Gildenhäuser schon seit längerer Zeit die Stützpunkte einer weitherzigeren Auffassung des Christentums und einer entschiedenen Opposition gegen die Hierarchie. Rothmanns Wirken brachte diese Richtung vollends zur Herrschaft, so daß bald die Mehrheit der Bürgerschaft evangelisch war und nach dem Tode des Bischofs Erich (Mai 1523) dem selbst schon halb evangelischen Rate im Juli die Übergabe mehrerer Kirchen abzwang. Darüber aufgebracht, ging der streng altgläubige Adel des Münsterlandes zur Gewalt über und sperrte der Stadt die Zufuhr. Doch die bedrängte Bürgerschaft machte sich Luft durch einen kecken Handstreich. Eben hatte sich der Adel um den neu gewählten Bischof, Franz von Waldeck, und sein Kapitel zu Telgte, ein paar Stunden von der Stadt, zur Huldigung versammelt, nichts Arges ahnend, da überfielen die Bürger in dunkler Dezembernacht den Ort und brachten zwar nicht den Bischof selbst, der schon abgereist war, wohl aber seine Domherren und viele vom Adel in ihre Gewalt (Weihnachten 1532). Es blieb dem Kirchenfürsten nichts übrig, als die vornehmen Gefangenen durch einen Vertrag zu befreien, der die sechs Pfarrkirchen der Stadt dem evangelischen Ritus öffnete und nur für den Bischof und sein Kapitel den katholischen Kultus ausbedang (14. Februar 1533). Rothmann trat als Superintendent an die Spitze der neuen lutherischen Kirchenordnung, deren Einführung Landgraf Philipp von Hessen vermittelte. Es war ein Erfolg, der in ganz Westfalen empfunden wurde. Das ganze Land schien der Reformation gewonnen werden zu können, selbst der Übertritt des Bischofs schien nicht ausgeschlossen. — Da vernichtete das Eindringen einer neuen fanatischen Richtung alle Hoffnungen und überlieferte Münster selber der schonungslosesten Reaktion.

Die Wiedertäufer.

Schon seit längerer Zeit war in verschiedenen Gegenden Deutschlands eine Sekte aufgetreten, die sich als die äußerste Weiterbildung evangelischer Anschauungen und damit als den schärfsten Gegensatz zur alten Kirche darstellte. Die Wiedertäufer (Anabaptisten) verwarfen die Kraft der Sakramente, in denen jene die alleinige Gewähr der Seligkeit findet, also auch das abgeschlossene Priestertum, sie suchten die unmittelbarste Gemeinschaft mit Gott in der inneren „Erleuchtung", einer verzückten Erregung, die der Taufe vorangehen müsse, und sie faßten deshalb die Kindertaufe teils als nutzlos, teils als Greuel auf, da ja das Kind solcher Zustände unfähig sei. Wenn ferner die Organisation der alten Kirche auf dem Klerus als dem Mittler zwischen Gott und den Menschen beruhte, so konstituierten die Wiedertäufer, das allgemeine



147. Bernhard Knipperdollinck, Scharfrichter und Statthalter des Wiedertäuferkönigtums.
Kupferstich von H. Aldegrever in Soest.

Priestertum der Christen buchstäblich deutend, ihre Kirche als eine Gemeinde von unter sich völlig gleichberechtigten „Heiligen“. Jeder Gewalt in Glaubenssachen waren sie grundsätzlich abgeneigt, sie lebten zunächst in kleinen Gemeinden still vor sich hin. Diese mystisch-schwärmerische Lehre, wie sie namentlich der milde Hans Denck vertrat, der nach einem Leben voll Unruhe und Verfolgung 1527 in Basel starb, kam vielfach vorhandenen Stimmungen und Bedürfnissen entgegen, verbreitete sich daher mit

großer Schnelligkeit zunächst besonders im südlichen Deutschland, trotz der grausamsten Verfolgungen in Österreich, Bayern, Schwaben und der Pfalz, griff dann nach dem Nordwesten, namentlich nach den Niederlanden hinüber und bildete hier wie im Kölnischen, in Jülich-Kleve-Berg und in Westfalen, besonders im Münsterlande, zahlreiche Gemeinden. An sich harmlos, wurden die Wiedertäufer erst durch die blutigen Verfolgungen, die eben in den Niederlanden Karl V. über die Ketzer verhing, allmählich fanatisiert und gerieten nun teilweise in eine schwärmerisch-sozialistische Richtung hinein, deren Anhänger sich nach Melchior Hoffmann die „Melchioriten" nannten und mit allem Bestehenden brachen. Sie erwarteten die baldige Wiederkunft Christi, also den Untergang der Welt und das Jüngste Gericht; sie wollten, um dies vorzubereiten, „das Reich Zion" auf kommunistischer Grundlage, der Konsequenz ihrer demokratischen Anschauungen, aufrichten und alle „Ungläubigen" bekehren oder ausrotten. Notwendig stießen sie mit solchen Gedanken, die völlige Umwälzung auch der bürgerlichen Verhältnisse drohten, auf den entschiedensten Widerstand der Regierungen. Aber das befeuerte nur ihren Fanatismus und förderte ihre Verbreitung. So trat Anfang November 1533 der Bäcker Jan Mathys (Jan Mathyszoon) aus Haarlem in Amsterdam als Prophet auf, gewann rasch die Herrschaft über die dortige Gemeinde und damit über alle niederländischen Täufergemeinden und sandte die Brüder paarweise als Apostel aus, die nun überall in den Niederlanden die Taufe nach ihrer Art vollzogen.

Sieg der Wiedertäufer in Münster.

Da war es nun das Verhängnis des westfälischen Protestantismus, daß diese fanatische Sekte in Münster festen Fuß faßte und zwar durch die Schuld desselben Mannes, der zuerst dort dem Protestantismus Boden gewonnen hatte, des **Bernhard Rothmann**. Er selber, schwärmerisch angelegt, neigte unter dem Einflusse des von Straßburg berufenen Heinrich Roll, eines begabten und energischen Mannes, der wiedertäuferischen Lehre zu und predigte zuerst im Mai 1533 offen gegen die Kindertaufe. Der Rat, dadurch argwöhnisch gemacht, veranstaltete eine öffentliche Disputation, und da diese gegen Rothmann ausfiel, auch die Universität Marburg sich in gleichem Sinne aussprach, so verbot er dem Pfarrer alle weitere Predigt in der eingeschlagenen Richtung und wies Roll aus, im Dezember auch Rothmann. Allein eine Volksbewegung zwang den Rat, noch vor Ende des Jahres die vertriebenen Geistlichen zurückzurufen, und schon stand Rothmann mit den niederländischen Wiedertäufern in Verbindung. Auf seinen Ruf erschienen seit Ende Dezember 1533 ihre Glaubensboten und Anhänger zahlreich in der Stadt. Ihr ganzes Auftreten, die Glut einer schwärmerischen Überzeugung, verbunden mit dem Hinweis auf soziale Umwälzung, erfaßte die Massen; in einer Woche seit dem 5. Januar 1534 empfingen 1400 Menschen die Taufe. Es war umsonst, daß der Bischof am 9. Januar bekannt machen ließ, er werde das strenge kaiserliche Mandat gegen die Wiedertäufer unnachsichtlich durchführen, und sofort mit Hinrichtungen begann. Als er endlich zu Ende des Monats die Vorbereitungen zur militärischen Einschließung traf, wurden die Wiedertäufer vor die Wahl gestellt zwischen sicherem Untergange oder verzweifelter Gegenwehr. Da gewann wie begreiflich die entschlossene Partei unter ihnen die Oberhand. Bald erfochten sie ihren ersten großen Erfolg. Als sie am 8. Februar 1534 in großen Haufen auf dem Markt zusammenströmten, weil sie sich bedroht wähnten, glaubte der Rat Gewalt brauchen zu müssen und ließ Geschütze auffahren. Ein blutiger Zusammenstoß schien unvermeidlich, aber es gelang den versöhnlicher Gesinnten, einen Vertrag zu vermitteln, der den Wiedertäufern gegen das Versprechen, in weltlichen Dingen dem Rate zu gehorchen, zum erstenmal überhaupt freie Religionsübung zugestand. Sie wußten das trefflich auszubeuten. Die Ratswahl des 23. Februar gab ihnen — so gewaltige Fortschritte hatten sie in der Bürgerschaft bereits gemacht — die Mehrheit im Rate und übertrug einem ihrer leidenschaftlichsten

Anhänger, Bernhard Knipperdollinck, einem Einheimischen, das Amt des Bürgermeisters. Schon war da auch Jan Mathys als Prophet in der Stadt erschienen, der nun zwar in die weltliche Regierung nicht unmittelbar eingriff, aber alle grundsätzlichen Entscheidungen herbeiführte. Auf seine Anregung beschloß der wiedertäuferische Rat die „Reinigung der Tenne" und forderte demgemäß alle „Ungläubigen" zu sofortigem Übertritte auf (27. Februar). Die dem Gebot nicht nachkamen, wurden schonungslos hinausgetrieben in den kalten Wintertag, ihre Güter eingezogen und als gemeinsames Eigentum der „Heiligen" verwaltet.

So binnen drei kurzen Wochen von nur geduldeter Existenz zur Herrschaft und endlich zum Alleinbesitze Münsters gelangt, gestalteten die Sieger die Stadt zu einem radikal-demokratischen Gemeinwesen, das sich dann rasch in die blutige Fratze des „Königreichs Zion" verwandelte. Gleich zu Anfang zerstörten die Fanatiker allen Schmuck der Kirchen und vernichteten eine prachtvolle Bibliothek, die in der Zeit der Blüte des Humanismus hier gesammelt worden war, überhaupt grundsätzlich alle Bücher mit Ausnahme der Bibel; aller Besitz wurde Gemeingut, alle Ämter und Geschäfte unter die Gemeindemitglieder verteilt, auch die Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen. Die gemäßigte Partei, die jetzt Rothmann vertrat, wurde bald völlig in den Hintergrund gedrängt. Daneben betrieb man eifrig die Rüstungen für den Krieg, denn die Stadt war von Anfang an von bischöflichen Truppen wenigstens oberflächlich eingeschlossen; Zuzüge von Glaubensgenossen aus Ostfriesland und von den Niederlanden wurden erwartet, trafen auch dann und wann wirklich ein. Das Wiedertäuferreich.

An der Spitze dieses wunderlichen Gemeinwesens stand anfangs mit der Autorität eines alttestamentlichen Propheten Jan Mathys; als er bei einem Ausfalle um Ostern 1534 seinen Tod gesucht und gefunden hatte, trat Jan Bokelson (Bockolt) von Leiden an seine Stelle.

Jan Bockolt, geb. 1509 zu Leiden (daher meist Johann von Leiden genannt) war seines Zeichens ein Schneider, als Handwerker, dann als Kaufmann weit in der Welt herumgekommen, von Lübeck bis Lissabon. In seiner Vaterstadt nahm er eifrig an den poetischen Übungen der sogenannten „rhetorischen Kammern", einer Art Meistersingerschulen, teil; dort wurde er wohl zuerst von protestantischen Anschauungen erfaßt, die überhaupt in diesen Genossenschaften eine Pflegstätte fanden, bis sein beweglicher, phantastischer Geist in die Schlingen des Anabaptismus geriet und er nun, von Fanatismus und Eitelkeit zugleich getrieben, bald eine hervorragende Stellung unter seinen Glaubensgenossen gewann, ein schöner, beredter, junger Mann von gebieterischem Wesen und enthusiastischem Ungestüm, beständig in Verzückungen und Gesichtern lebend, dabei aber keineswegs ungebildet, namentlich in der Heiligen Schrift gründlich bewandert. Als Sendling des Jan Mathys war er im Januar 1534 nach Münster gekommen und hatte ihm dann bis zu seinem Tode zur Seite gestanden.

Seitdem leitete er als Prophet mit unbedingter Autorität das münstersche Gemeinwesen. Er schaffte die alten Formen ab und richtete das Regiment der zwölf „Ältesten" ein, er setzte nach achttägiger heißer Redeschlacht gegen den einmütigen Widerspruch der Prediger die Vielweiberei durch auf Grund der Heiligen Schrift Alten Testaments und brach mit blutiger Gewalt den Widerstand, worauf er selber die Witwe seines Vorgängers Differe (Divara) neben seiner ersten Frau zum Weibe nahm (Ende Juli). Endlich gab ihm oder vielmehr einem neuen Propheten, Johann Dusentschur aus Warendorf, der allmählich statt Bockolts die Seele der Bewegung wurde, der „Geist" ein, daß das „Königreich Zion" aufgerichtet werden und er seine Krone tragen müsse. So gestaltete sich dies fratzenhafte Abbild des jüdischen Reiches. „Königreich Zion."

Johann, „von Gottes Gnaden der König des neuen Israel", ernannte Amtleute und Richter, unter denen Rothmann, Knipperdollinck und Bernt Krechting die wichtigsten waren, machte im besonderen Knipperdollinck zu seinem „Statthalter", hielt, auf dem „Stuhle Davids" sitzend, Gericht auf offenem Markte, wobei das mosaische Recht als Grundlage diente, umgab sich mit üppiger Pracht und legte sich

nach dem Muster des Königs Salomo und der Patriarchen allmählich einen Harem von sechzehn Weibern bei. Fast auf jede Gesetzesübertretung stand der Tod; der „König" führte sogar wohl selbst das rächende Schwert und hielt mit blutiger Strenge wie mit der Autorität des Gottgesandten sein wahnwitziges Regiment aufrecht. Dusentschur aber zog im Oktober als einer der 28 „Apostel" aus, um dem König die Wege zu bereiten zur Unterwerfung der Welt durch das Königreich Zion.



148. Der Wiedertäufer-König Johann (Bockolt) von Leiden.

Nach dem Gemälde von Hermann tom Ring im großherzogl. Museum zu Schwerin.

Eroberung Münsters.

Das freilich mußten Träume bleiben. Sehr wohl möglich war es jedoch, daß ein großer Sieg der münsterschen Wiedertäufer weithin die ohnedies noch aufgeregten Massen in Bewegung setzte und ein zweiter Bauernkrieg ausbrach, furchtbarer als der erste, weil von durchaus radikalen Grundsätzen ausgehend und von glühendem Fanatismus getragen. Zum Glück für Deutschland stand aber der Bischof von Münster nicht allein, sondern wurde sehr bald von Köln, Kleve und Hessen unterstützt, so daß

bereits seit dem April 1534 die Stadt eingeschlossen war. Freilich reichten die Kräfte zu einem ernsten Angriffe bei weitem noch nicht aus, und ein Sturm wurde blutig abgewiesen (30. August). Seitdem beschränkte man sich auf die Absperrung. Und da nun seit Dezember auch der rheinische und westfälische Kreis Hilfe leisteten, endlich auch das Reich als Ganzes mitwirkte, so wurde die Einschließung immer enger und enger. Jede Zufuhr war unmöglich; als drinnen der Hunger zu wüten begann und die Unglücklichen scharenweise aus den Thoren kamen, wies man sie unerbittlich zurück und überließ sie zwischen den Mauern der Stadt und den Schanzen der Belagerer dem Verderben. Der König freilich und sein Hof schwelgten wie bisher in üppigen Gelagen. Aber eben dies und die allmählich aufdämmernde Einsicht in das Hoffnungslose der ganzen Sache reizten einzelne zum Verrat. So erstiegen in der Johannisnacht 1535 einige hundert Landsknechte eine ihnen bezeichnete schwache Stelle der Mauer. Freilich wird ihr Eindringen bald bemerkt, ein wütender nächtlicher Kampf entspinnt sich in den engen Straßen der alten Stadt, und die verzweifelt fechtenden Wiedertäufer werfen zunächst die Angreifer zurück. Doch immer neue Scharen strömen herein durch ein erbrochenes Thor, am Morgen folgt ihnen die ganze Armee. Da zieht sich der Kern der Täuferischen unter Krechting fechtend hinter die Wagenburg auf dem Markte zurück und erringt endlich durch Vertrag freien Abzug. Freilich brachen die erbitterten Landsknechte den Vertrag und Krechting wurde gefangen. Unter den Gefallenen hat sich auch Rothmann befunden, der einen ehrlichen Kriegertod der Gefangenschaft vorzog; der „König" dagegen ergab sich den Siegern auf der verschanzten Ilgenpforte, Knipperdollinck wurde aus einem Versteck hervorgezogen. Alle drei wurden nach langer Untersuchungshaft am 22. Januar 1536 unter greulichen Martern hingerichtet, die Körper zum abschreckenden Exempel in eisernen Käfigen am Turme der Lambertikirche aufgehängt. Die Stadt verfiel naturgemäß der kirchlichen und politischen Reaktion. Ihre Freiheiten wurden vernichtet, die alte Kirche wiederhergestellt, in der Stadt selbst eine Festung errichtet. Fortan war das zum alten Glauben zurückgeführte Münster die Hochburg des westfälischen Katholizismus.

Begreiflich, wenn nach so furchtbaren Erfahrungen Luther und die Seinen um so strenger an ihrem Lehrbegriff festhielten und für keine noch so geringe oder berechtigte Abweichung irgend welche Duldung kannten. Denn eben eine schwärmerische Weiterbildung evangelischer Lehre hatte zu den schrecklichen Verirrungen von Münster geführt, und wie sehr war die katholische Partei auch ohnedies geneigt, für alle die stürmischen Bewegungen der Zeit Luthers Lehre verantwortlich zu machen!

Ausgleichsversuche in Deutschland.
Der dritte italienische und der dritte türkische Krieg.

Erweiterung des Schmalkaldischen Bundes.

So fehlte auch viel daran, daß sich die neuen Erwerbungen des Protestantismus nach 1532 ungestört vollzogen hätten. Vielmehr sahen sich die übergetretenen Stände fortwährend von Klagen ihrer katholischen Geistlichkeit vor dem Reichskammergericht bedroht; ja im November 1534 bildete sich sogar ein Bund der noch katholisch gebliebenen Fürsten des nördlichen Deutschland (Brandenburg, Meißen, Mainz-Magdeburg, Kalenberg, Braunschweig-Wolfenbüttel), der aller weiteren Ausbreitung der Reformation entgegentreten sollte. Es gab nur ein Mittel, diese Feindseligkeiten abzuwehren: die Aufnahme der Bedrohten in den Schmalkaldischen Bund, welche die Garantien des Nürnberger Religionsfriedens auch auf sie ausdehnte. Da König Ferdinand Rücksicht zu nehmen hatte auf die protestantischen Neigungen seines eignen

Adels, den er nicht vor den Kopf stoßen durfte, überdies eine Verbindung der Protestanten mit Frankreich nicht ganz außer Rechnung stand, so konnte, obwohl Sachsen lange widerstrebte, weil es die zu Zwingli neigenden Oberdeutschen als „Sakramentierer" verabscheute, der Bundestag der Schmalkaldener ungestört den Beschluß der Aufnahme fassen (24. Dezember 1535) und ihn im April 1536 in Frankfurt a. M. für Pommern, Anhalt-Dessau, Württemberg, Frankfurt, Augsburg u. a. wirklich vollziehen. Zugleich wurde der Bund bis 1547 verlängert. Die „Wittenberger Konkordie" vom 20. Mai 1536, die für Unterschiede in der Lehre vermittelnde Formeln aufstellte, befestigte noch die Eintracht zwischen den Süd- und Norddeutschen, und die entschiedene Wendung Dänemarks zur Reformation (s. S. 332 f.) gab gerade den norddeutschen Protestanten eine neue Stütze.

Feldzug Karls V. gegen Tunis.

In der That hatte Karl V. alle Ursache, einen Konflikt mit Deutschland zu vermeiden. Denn einer seiner glänzendsten Erfolge hatte die Osmanen aufs neue gereizt, und schon drohte auch Frankreich abermals mit Krieg. Das war sein Zug gegen Tunis. Dort hatte sich der verwegene Chaireddin Barbarossa von Algier aus, das er mit Hilfe spanischer Moriscos und südeuropäischer Renegaten als Lehnsmann des Sultans beherrschte, festgesetzt und den einheimischen Herrscher Muley Hassan verjagt. Beständig kreuzten seine Raubgeschwader im Mittelmeer, sie hemmten die Schiffahrt und plünderten weithin die italienischen und spanischen Küsten. Als Schirmherr der Christenheit und als Erbe jener spanischen Könige, die seit Jahrhunderten in der Bekämpfung der Ungläubigen in Europa und Afrika ihre Hauptaufgabe gesehen hatten, fühlte sich der Kaiser berufen, dem Raubwesen ein Ende zu machen und sich die mohammedanischen Herrschaften in Afrika zu unterwerfen, wo die Spanier schon seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts zwischen Melita und Tripolis eine Anzahl einzelner fester Plätze inne hatten. Noch waren ja in Spanien der Geist der Kreuzzüge und der religiöse Fanatismus lebendiger als irgendwo, und wetteifernd drängten sich deshalb die Edelleute des Landes unter die kaiserlichen Fahnen. Auch deutsche Landsknechte fehlten nicht, und so ging Karl V., der am 30. Mai nach einer prachtvollen Heerschau von Barcelona aufgebrochen war, mit 26000 Mann und einer glänzenden Flotte von 74 Galeeren, 30 kleineren Kriegsschiffen und 300 Transportfahrzeugen unter spanischer, portugiesischer, genuesischer und päpstlicher Flagge und unter dem Oberbefehl des Andrea Doria, am 14. Juni 1535 von Cagliari auf Sardinien unter Segel. Ohne Hindernisse erfolgte in der Nähe des alten Utika die Landung; die Festung Goletta, die den Zugang beherrschte, fiel nach regelmäßiger Belagerung durch Sturm (14. Juli), und als dann Chaireddin dem trotz der glühenden Hitze weiter vordringenden Heere unweit Tunis entgegentrat, erlitt er eine völlige Niederlage (20. Juli). Noch glaubte er Halt an der festen Hauptstadt zu finden, doch die 20000 Christensklaven, die in der Citadelle eingeschlossen waren, brachten diese durch einen raschen Handstreich in ihre Gewalt und, vom Jubel seines Heeres und der Befreiten begrüßt, zog der kaiserliche Sieger in Tunis ein (25. Juli).

Fanatismus und Habgier wüteten nun entsetzlich in der eroberten Stadt, Tausende von Moslemin wurden erschlagen. Darauf setzte Karl den Muley Hassan, der ihn begleitete, als seinen Vasallen in Tunis ein, und indem er in Goletta eine starke Besatzung zurückließ, kehrte er selbst, verherrlicht vom ganzen Abendlande, nach Sizilien zurück. Hier landete er am 22. August in Trapani, zog am 13. September unter begeistertem Jubel der aus allen Teilen der Insel zusammengeströmten Bevölkerung in Palermo ein und befestigte durch sein persönliches Auftreten die spanische Herrschaft mehr, als alles seit Jahrzehnten vermocht hatte. In derselben Absicht unternahm er dann von Kalabrien aus die Reise nach Neapel zu Lande. Hier feierte er seit dem

25. November in rauschenden Festen den Erfolg und hielt endlich am 5. April 1536 in Rom einen glänzenden Triumpheinzug als der Nachfolger der Cäsaren.

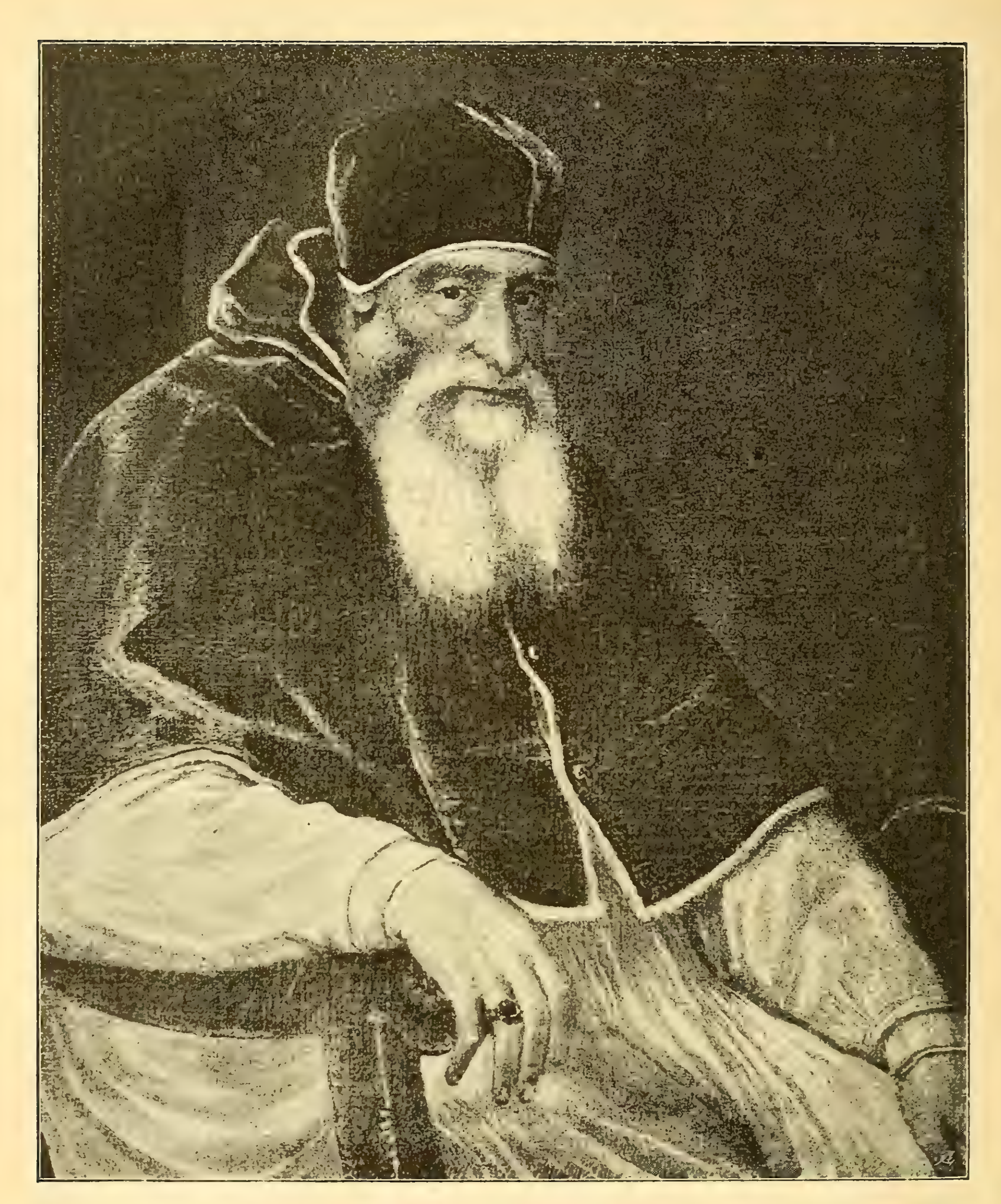
Der Angriff auf Chaireddin war aber doch mittelbar auch ein solcher auf seinen Oberherrn, den Sultan, gewesen und mußte diesen unfehlbar zu einem Rachekriege gegen den Kaiser treiben. Dazu war Franz I. schon seit Jahren wieder an der Arbeit. Auf Mailand hatte er niemals völlig verzichtet; jetzt, nach dem kinderlosen Tode des Herzogs Franz Sforza (1. November 1535) lebten seine Ansprüche von neuem auf. Dazu gesellten sich andre auf Savoyen, die Franz I. damit begründete, daß der regierende Herzog, Karl III., aus der zweiten Ehe seines Vaters Philipp stamme, die Mutter des Königs, Luise, dagegen aus der ersten und also das bessere Erbrecht besitze. Daß Franz zum Kriege rüstete, wurde um so offenkundiger, als er eben damals ein national-französisches Fußvolk, in sieben „Legionen“ zu 6000 Mann gegliedert, sich zu bilden bemühte. Neue Zerwürfnisse mit Frankreich.

Solchen Bestrebungen gegenüber mußte es Karls V. Aufgabe sein, sich den Rücken zu decken durch eine Verständigung mit den deutschen Protestanten. Hatte er doch auch in Nürnberg den Frieden nur gewährt bis zur Entscheidung durch ein Konzil. Ein solches zustande zu bringen war er deshalb fortwährend bestrebt. Aber dem standen nirgends mehr Hindernisse entgegen als in Rom selber.

Dort war an Clemens' VII. Stelle Paul III. (Alessandro Farnese) getreten (1534—49). Zur Zeit der Hochblüte des italienischen Humanismus gebildet — er war 1468 geboren — hatte er ebenso die elegante Gelehrsamkeit und den feinen Kunstsinn dieser Periode wie ihre ganz weltliche Lebensanschauung in sich aufgenommen und suchte die Aufgabe des Daseins in einer glänzenden Existenz, die er durch gewinnende Formen auch für andre angenehm zu gestalten wußte, und in der Erweiterung weltlicher Macht für sich und sein Haus, die ihm viel mehr am Herzen lag, als die Lösung kirchlicher Wirren. Er brauchte als italienischer Fürst dazu die spanische Macht, doch er durfte sie nicht übermächtig werden lassen; er mußte als Papst die Protestanten niederwerfen, aber es war ihm ganz recht, wenn sie dem Kaiser politische Schwierigkeiten bereiteten, und gar nichts lag ihm an einem Konzil, dessen Notwendigkeit zwar niemand bestritt, das aber ganz sicher auch zu sehr unbequemer Untersuchung der päpstlichen Ansprüche und Vollmachten führen mußte. Inmitten solcher Gegensätze konnte Paul III. das Konzil ebensowenig ernsthaft wollen, als ein bestimmtes, darauf gerichtetes Verlangen des Kaisers zurückweisen. Paul III.

So ging im Frühjahr 1535 der Kardinal Paul Vergerio zu Verhandlungen vor allem mit den Schmalkaldenern nach Deutschland. In Wittenberg auf Befehl des Kurfürsten ehrenvoll aufgenommen, hatte er zu Anfang des November im Schlosse mit Luther und Bugenhagen eine persönliche Besprechung. In der That ein unerhörtes Zugeständnis, wenn man bedenkt, daß sich der Reformator noch im Banne Roms befand; aber die Wucht der Thatsachen beugte auch die Kurie. Sie mußte sich entschließen, mit diesem Manne, an dessen Worte das evangelische Deutschland hing, zu verhandeln wie Macht mit Macht. Luther zeigte sich wenigstens äußerlich entgegenkommender, als man vielleicht geglaubt hatte, er riet seinen Glaubensgenossen zur Annahme des päpstlichen Vorschlags, und so schrieb Paul III. das Konzil für den 23. Mai 1537 nach Mantua aus. Verhandlungen über ein Konzil.

Sehr bald zeigte es sich jedoch, daß man sich gegenseitig nicht recht verstand. Die Protestanten wollten ein „freies“ Konzil, d. h. ein Konzil, das nicht unter päpstlicher Leitung tagte und in völlig freiem Meinungsaustausch alle Lehren und Einrichtungen der Kirche erörterte. Rom aber wollte weder das eine noch das andre, am allerwenigsten eine Erörterung über die Grundlagen der Hierarchie. An diesem Gegensatze zerschlug sich der Plan; im Februar 1537 lehnten die Schmalkaldener die Be-



149. **Papst Paul III. (Alessandro Farnese).**
Nach dem Gemälde Tizians in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

schickung des Konzils ab und rechtfertigten ihre Weigerung in den „Schmalkaldischen Artikeln", die Luther mit sämtlichen anwesenden Theologen unterzeichnete.

Es war ein Schlag, der nicht nur den Papst, sondern auch den Kaiser traf. Denn seine Bemühungen vor allem waren damit durchkreuzt, und unzweifelhaft forderte seine Würde die Unterwerfung der Widerspenstigen unter sein Gebot.

Ausbruch des 3. italienischen Krieges.

Doch die Weltlage gestattete ihm nicht, so konsequent zu handeln. Bereits im Frühjahr 1536 hatten die Franzosen Savoyen und Piemont besetzt und waren in ein förmliches Bündnis mit den Osmanen getreten. Zum erstenmal seit der Festsetzung der Türken in Europa geschah es, daß sich eine christliche Macht loslöste von der abendländischen

Christenheit und sich mit dem Erbfeinde gegen ihre Glaubensgenossen diplomatisch verband. Die allgemeine Sympathie wandte sich ab von dem „allerchristlichsten König", der dies wagte, aber sie vermochte nichts gegen die Thatsache, daß ein furchtbarer Doppelangriff die habsburgische Macht bedrohte. — Der Kaiser glaubte in einem gewaltigen Stoße die beste Abwehr zu finden. Während ein Heer von den Niederlanden her Guise nahm und Péronne belagerte, führte er selbst 50000 Mann, darunter 20000 Deutsche, von Genua her gegen die Provence. Aber Franz I. beharrte, um Valence und Avignon stehend, in ruhiger Abwehr, verweigerte jede Schlacht und ließ weit und breit das fruchtbare Land durch seine Streifscharen zur Wüste machen. Da ging an Mangel und Seuchen die Hälfte des kaiserlichen Heeres zu Grunde, und da auch ein Versuch auf Marseille vergeblich war, so blieb dem Kaiser nur ein trauriger Rückzug übrig, durch den alle Straßen meilenweit mit Leichen, Waffen, Geschützen und Wagen bedeckt wurden. Auch die Belagerung von Péronne mußte aufgegeben werden. Und nun erneuerten im Jahre 1537 die Franzosen ihren Angriff auf Italien, während der König selber in der Picardie und in Artois einmarschierte, um hier seine alte Lehnsherrlichkeit wieder zur Geltung zu bringen.

Die Türken in Ungarn.

Gleichzeitig entrissen die Türken die Cykladen sowie die Jonischen Inseln den Venezianern und belagerten Korfu; die Hauptmacht ging gegen Ungarn vor. Am 19. März 1537 fiel das tapfer verteidigte Clissa, und als dann König Ferdinands Feldhauptmann, Hans Katzianer, an der Spitze eines mit dem Aufgebot aller Kräfte der habsburgischen Lande gerüsteten Heeres in Slawonien einrückte, erlitt er in der Schlacht bei Esseg an der Drau eine furchtbare Niederlage, die das österreichische Ungarn abermals den Osmanen zu öffnen drohte (10. September 1537).

Waffenstillstände.

Das belehrte denn doch die streitenden christlichen Mächte, daß noch wichtigere Interessen auf dem Spiele ständen, als die dynastischen, welche sie spalteten. So kam schon im Oktober eine Waffenruhe zwischen Frankreich und Spanien zustande, ihr folgte im Februar 1538 nach langen schwierigen Verhandlungen zu Großwardein der Friede zwischen König Ferdinand und Johann Zápolya. Der Ungar entsagte dem Bündnis mit dem Sultan, behielt den Königstitel von Ungarn und dazu Siebenbürgen auf Lebenszeit, doch nach seinem Tode sollte das ganze Reich an König Ferdinand oder seine Nachkommen fallen, mochten von Zápolya Kinder da sein oder nicht. Beide versprachen sich überdies Hilfe für den Fall einer feindlichen Bedrohung. So gelang es der habsburgischen Politik, den türkischen Vasallen von seinem Oberlehnsherrn zu lösen. Bald darauf fand sie einen noch festeren Rückhalt. Denn die drohende Türkengefahr hatte auch in Italien erschütternd gewirkt; ein Bündnis schloß sich zu ihrer Abwehr, dem außer den beiden Habsburgern auch Paul III. und Venedig beitraten, und angestrengt arbeitete nun der Papst daran, den Frieden zwischen Karl V. und Frankreich zu vermitteln und dies letztere in den großen Kriegsbund gegen die Osmanen hereinzuziehen. Das gelang freilich nur halb.

In Nizza traf im Mai 1538 Paul III. mit den beiden Monarchen, die übrigens einander dabei nicht sahen, persönlich zusammen, aber trotz angestrengtester Bemühungen ließen sie sich nur zu einem Waffenstillstande auf zehn Jahre bewegen, während dessen Piemont und Savoyen von beiden Teilen besetzt bleiben sollten. Ein schon vorher für Marseille verabredetes persönliches Zusammentreffen der beiden Herrscher zu Aigues-Mortes unweit der Rhonemündung um Mitte Juli, wo der Sturm Karl V. auf der Rückfahrt nach Spanien zu landen zwang, führte zwar zu einer persönlichen Annäherung und zu gewissen Verabredungen gegen die deutschen Ketzer, doch nicht zum Frieden, und ebensowenig trat Franz dem Bündnisse gegen die Türken bei. So schloß auch Venedig Frieden mit den Türken (Oktober 1540).

Neue Ausgleichsverhandlungen und weitere Erfolge des deutschen Protestantismus.

Der Nürnberger Bund und der Frankfurter Anstand.

Die Spannung der europäischen Lage blieb also fortwährend so groß, daß der Kaiser des guten Willens der deutschen Protestanten gar nicht entraten konnte. Dem entsprechend hatte er schon 1537 seinen Kanzler Matthias Held nach Deutschland gesandt mit umfassenden Vollmachten, die ihm nach jeder Richtung hin freie Hand ließen, in jedem Falle aber ihn anwiesen, mit den Protestanten trotz ihrer Weigerung, sich dem Konzile zu unterwerfen, die Fortdauer des Friedensstandes zu sichern. Der Kanzler, ein eifriger Katholik, trat indes bei den Verhandlungen in Schmalkalden während des Februar 1537 ziemlich schroff auf, forderte unbedingte Unterwerfung unter das Konzil und bezeichnete das Verfahren des Kammergerichts, das die Prozesse gegen neue Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes fortsetzte, als gerechtfertigt, so daß er zunächst eher das Gegenteil seines Auftrages erwirkte: die Schmalkaldener erklärten den Frieden von 1532 für gebrochen. Er war offenbar der ganz richtigen Ansicht, der Schmalkaldische Bund sei nicht ernsthaft zu fürchten, weil er die Gunst der europäischen Lage doch nicht benützen werde. Trotzdem schien dem König Ferdinand die Lage doch so bedenklich, daß er schon im April 1537 im Einverständnis mit Held dem Kaiser riet, einen Gegenbund der katholischen Fürsten in Deutschland aufzurichten. Der Kaiser stimmte zu, und nach langwierigen Verhandlungen brachte Held endlich am 10. Juni 1538 einen Gegenbund katholischer Fürsten in Nürnberg zustande, an dem sich im Norden Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig, im Süden König Ferdinand, Bayern, Salzburg und Mainz beteiligten, die meisten und größten geistlichen Fürsten jedoch nicht. Da dieses schwächliche Bündnis den Schmalkaldenern in keiner Weise gewachsen war und der Kaiser alles daran setzen mußte, um in Deutschland den Frieden aufrecht zu erhalten, so ging er auf die Vermittelungsvorschläge Joachims II. von Brandenburg ein und gewährte am 19. April 1539 den sogenannten Frankfurter Anstand. Er sicherte allen jetzt protestantischen Ständen ohne Ausnahme Sistierung der Kammergerichtsprozesse zunächst auf fünfzehn Monate und die Beobachtung des Friedens von 1532 auch darüber hinaus zu und erkannte damit die Erweiterung des Schmalkaldischen Bundes seit 1532 an. Und da an ein Konzil vorerst nicht zu denken, dem Kaiser aber an der Verständigung über die kirchliche Frage außerordentlich viel gelegen war, so nahmen beide Parteien Ausgleichsverhandlungen in der Form von Religionsgesprächen in Aussicht.

Die Nachrichten von diesem Abschluß trafen den Kaiser in tiefster Trauer. Am 1. Mai 1539 war seine Gemahlin Isabella an den Folgen einer Entbindung verschieden. Er hatte ihr stets unverbrüchliche Treue und warme Liebe bewahrt und bewahrte sie ihr noch über den Tod hinaus; niemals hat er wieder an eine neue Verbindung gedacht.

Noch mehr vielleicht als früher ging er seitdem in den öffentlichen Angelegenheiten auf. Das Wichtigste war zunächst die Verhandlung mit den Protestanten.

Religionsgespräche.

Es währte indes lange, ehe man damit zustande kam. Erst im Juni 1540 trafen die Vertreter der Parteien in Hagenau zusammen. Doch standen sie sich hier noch so schroff gegenüber, daß man gar nichts erreichte, nur die Fortsetzung der Verhandlungen wurde beschlossen, und sie erfolgte im November desselben Jahres in Worms. Diesmal ließ sich die Sache aussichtsvoll genug an. Denn auch in Rom und Italien war doch die Erkenntnis aufgedämmert, daß es auf dem bisherigen Wege nicht mehr weiter gehen könne; Paul III. selbst veröffentlichte ein Programm zur Reform des päpstlichen Hofes und der obersten Kirchenverwaltung, und in seiner

Umgebung wurden Ansichten laut, die sich den protestantischen bedeutend näherten. Aber freilich, die alte päpstliche Autorität wollte man dort nicht daran geben, und dieser wiederum wollten und konnten sich die Protestanten nicht fügen. Über einzelne Lehrmeinungen konnte man sich allenfalls verständigen, niemals über den Kirchenbegriff, denn was den Römischen als göttliche Einrichtung galt, das erklärten die Evangelischen für Menschensatzung. So gestalteten sich die Verhandlungen auch nur im Anfange hoffnungsvoll. Denn die Entscheidung sollte durch Stimmenmehrheit erfolgen, und die Mehrzahl der katholischen Vertreter war einer Reform günstig, die ebenfalls anwesenden kaiserlichen Minister, Granvella und Naves, dem Ausgleich geneigt. Deshalb bewirkte



150. **Kardinal Gasparo Contarini, päpstlicher Legat beim Reichstag zu Regensburg.** Nach einem Kupferstiche.

der päpstliche Nuntius Morone die Beschränkung der Disputation auf die beiden Wortführer Eck und Melanchthon und nach kurzer Dauer derselben ihre Verlegung nach Regensburg, wo eben der Reichstag eröffnet werden und der Kaiser nach langer Pause wieder persönlich erscheinen sollte. Sein katholischer Sinn schien dem Nuntius die besten Bürgschaften zu bieten.

Reichstag von Regensburg (1541).

Eine glänzende Versammlung war es, die sich im Frühjahr 1541 in der alten Reichsstadt einfand: die Herzöge von Bayern, Braunschweig, Württemberg und Sachsen-Freiberg, der Pfalzgraf und andre, zuletzt auch erschien Philipp von Hessen; mit 300 Reitern unter dem Schmettern der Trompeten zog er ein, er selbst auf stolzem Braunen, der nach allen Seiten wie drohend wieherte. „Wie der Gaul, so der Mann“,

sagte der Kaiser bei dem stattlichen Anblick. Am 5. April eröffnete er den Reichstag mit einer Vorlage über den kirchlichen Ausgleich, und so versöhnlich war im ganzen die Stimmung auch des päpstlichen Legaten Kaspar Contarini, daß gleich als Grundlage der Verhandlungen eine wahrscheinlich von Martin Bucer verfaßte Schrift angenommen wurde. Die zwölf Kollokutoren, sechs von jeder Seite, darunter abermals Melanchthon und Eck, unter Vorsitz des milden Pfalzgrafen Friedrich, verständigten sich über vier Artikel, sogar über die Rechtfertigungslehre, nicht allerdings über das Abendmahl. Trotzdem stellte der Kaiser den Antrag, die verglichenen Artikel bis zu einem Konzil anzunehmen und bis dahin gegenseitige Duldung zu üben. Niemals war man einem Ausgleich näher. Da widersprach Luther und mit ihm Kurfürst Johann Friedrich, die beide nicht nach Regensburg gekommen waren; was in der Augsburgischen Konfession enthalten war, das galt dem Reformator als der Inbegriff der göttlichen Wahrheit; der Gedanke, davon abzugehen um eines halben Ausgleichs willen, aus äußerlichen Gesichtspunkten, war ihm im Innersten ebenso unerträglich wie einst der Widerruf zu Worms. Selbst als Johann und Georg von Anhalt, Luther persönlich befreundet, vor ihm in Wittenberg erschienen, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, da vermochte diese ehrenvolle Anerkennung seiner maßgebenden Bedeutung nicht mehr über ihn als das Bedürfnis des Ausgleiches; er erlangte von seinem Kurfürsten die Weisung an Melanchthon, nicht im geringsten von der Augsburger Konfession abzuweichen. Aber blieb der Führer der Protestanten unnachgiebig, so überwog schließlich auch auf der andern Seite die Konsequenz der alten Kirche; ganz im Sinne der strengen Partei und des Papstes selber erklärte schließlich Eck, nichts von dem katholischen Systeme nachlassen zu können.

Deklaration von Regensburg.

So scheiterte der Ausgleich, der Prinzipien versöhnen wollte, die sich eben nicht versöhnen ließen. Da konnte der Reichstagsabschied, unter dem Einflusse der katholischen Mehrheit zustande gebracht, nicht anders als ungünstig für die Protestanten lauten. Er verwies die Entscheidung wieder an ein Konzil, oder falls ein solches binnen achtzehn Monaten nicht zustande komme, an den Reichstag. In der Zwischenzeit sollten die Protestanten nicht über die verglichenen Punkte hinausgehen, keine Klöster aufheben, den Geistlichen ihre Einkünfte belassen, niemand von der andern Seite an sich ziehen, d. h. sie sollten überhaupt ihre Reformation einstellen. Darüber half nicht hinweg, daß alle Prozesse, deren Berechtigung nicht unzweifelhaft war, eingestellt blieben und die Prälaten zu besserer Verwaltung des Kirchenwesens verpflichtet wurden. So erklärten die Evangelischen, diesen Abschied niemals annehmen zu können. Sie zu zwingen, war der Kaiser um so weniger in der Lage, als der Sultan sich abermals gegen Ungarn in Bewegung gesetzt hatte. Da gab er denn nach mehrstündigen Verhandlungen eine „Deklaration“ des Abschiedes, die ihn in wesentlichen Punkten geradezu aufhob. Die Protestanten sollten an die verglichenen Artikel nicht gebunden sein, sollten Stifter und Klöster „zur Reformation anhalten“ dürfen (was sich allerdings ebenso gut im katholischen Sinne deuten ließ); der Übertritt zum Protestantismus blieb ungehindert, ja es wurde die Zulassung protestantischer Mitglieder zum Reichsgericht in Aussicht gestellt. Unter so wunderlichen Umständen kam der Reichstagsabschied zustande (29. Juli). Die evangelischen Stände waren wenigstens für die nächste Zeit vor Angriffen gesichert.

Und doch sollte ihnen dieser Reichstag verhängnisvoll werden. Dort hat sich Karl V. davon überzeugt, daß eine friedliche Verständigung mit den Lutheranern unmöglich sei. War dies der Fall, dann blieb nur eins übrig: die gewaltsame Unterwerfung unter die Autorität des Kaisers und des Konzils. In seiner weit vorschauenden, bedächtigen Weise bereitete er sich schon damals auf diese Möglichkeit vor: in Regens-

burg wurde unter seinen Augen der Nürnberger Bund erneuert und ihm durch den Beitritt des Papstes ein schroff katholischer Charakter aufgedrückt (29. Juli).

Was er in den nächsten Jahren in Deutschland erlebte, das befestigte Karl immer mehr in dem Vorsatze, den Widerstand der Ketzer mit Gewalt zu brechen. Denn einen solchen Siegeszug wie seit 1539 unter dem Schutze der Reichstagsbeschlüsse und der Ausgleichsverhandlungen hatte der Protestantismus seit seinen ersten Jahren nicht wieder gehalten.

Übertritt Brandenburgs.

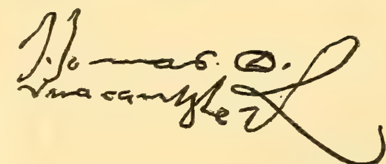
In Brandenburg war am 11. Juni 1535 Kurfürst Joachim I. gestorben. Mit harter Faust hatte dieser entschiedene Gegner des Luthertums alle Regungen derart in seinem Lande niedergehalten; seine eigne protestantisch gesinnte Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, war vor dem finsteren Gatten nach Kursachsen geflüchtet. Doch sein Tod änderte alles. Der jüngere Sohn Johann, den er mit der Neumark und Kottbus ausgestattet hatte (daher Hans von Küstrin), wandte sich sofort dem Luthertume zu und trat in den Schmalkaldischen Bund; langsam folgte der ältere, Kurfürst Joachim II., von ehrlicher Überzeugung geleitet; denn sein Adel widerstrebte und faßte noch im September 1538 einen Beschluß über die Aufrechterhaltung der alten Kirche. Doch die beiden Schwesterstädte Berlin und Kölln forderten den Kurfürsten geradezu zum Übertritt auf, und welchen Eindruck machte es doch, daß der Bischof von Brandenburg, Matthias von Jagow, sich offen für die Reformation erklärte! So versammelten sich am 1. November 1539 in der Nikolaikirche zu Spandau sämtliche evangelische Prediger des Landes mitsamt dem Hofe und zahlreichen Edelleuten, und alle empfingen aus den Händen des Bischofs das Abendmahl nach lutherischem Ritus. Eine neue Kirchenordnung verfügte das übrige; die Bischöfe von Havelberg und Lebus unterwarfen sich nach kurzem Zögern.

Übertritt des Herzogtums Sachsen.

Ein Thronwechsel war es auch im Herzogtum Sachsen, der die Entscheidung zu gunsten der Reformation herbeiführte. Zwar die Herrschaft Freiberg und Wolkenstein, welche dem jüngeren Bruder Herzog Georgs, Heinrich, zugefallen war, hatte sich schon 1537 dem Protestantismus geöffnet, aber im Hauptteile des Landes hielt der ältere Bruder mit eiserner Hand die alte Kirche aufrecht, obwohl seine eignen Unterthanen entschieden der neuen Lehre zuneigten. Zu seinem schweren Kummer aber starb sein Sohn Johann kinderlos, und damit trat der Anfall des Landes an die protestantische Linie in Freiberg in drohende Nähe. Um diese Wendung zu verhindern und das Meißnerland dem Katholizismus zu erhalten, verhandelte der Herzog sogar mit Ferdinand von Böhmen wegen Übernahme der Regierung zum Nachteile des eignen Geschlechts. Da riß ihn der Tod hinweg (17. April 1539), und am Abend desselben Tages traf Herzog Heinrich, vom unverhohlenen Jubel der Bevölkerung begrüßt, in Dresden ein. Während der letzte katholische Albertiner im Dome zu Meißen in die Gruft seiner Väter stieg, ging sein Land frohlockend zur neuen Kirche über.

In Leipzig erschien Luther persönlich und predigte am ersten Pfingstfeiertage unter ungeheurem Zulauf; eine Visitation nach kursächsischem Muster ordnete dann rasch die Verhältnisse, die Klöster lösten sich auf oder wurden aufgehoben. Fruchtlos widerstrebte der Bischof von Meißen; kaum daß er noch in seinem eignen Gebiete die alte Kirche aufrecht erhielt. Heinrichs Tod (18. August 1541) hielt das begonnene Werk nicht auf. So fern sein Nachfolger, der zwanzigjährige Moritz (geb. 21. März 1521), von religiöser Wärme war, die Reformation preiszugeben war er niemals gewillt, und sein ist vor allem das Verdienst einer großartigen Fürsorge für das höhere Unterrichtswesen, zu der die reichen Güter der eingezogenen Klöster die Mittel gewährten. Die Universität Leipzig empfing das Dominikanerkloster zu St. Pauli mit seinen umfänglichen Baulichkeiten und reichen Besitzungen, dazu seine und des Augustiner-

chorherrenstifts zu St. Thomä große Bibliothek; die Professuren wurden vermehrt und besser dotiert, für die Studierenden Stipendien und Freitische errichtet. Mit vollem Rechte hat man deshalb des Herzogs Standbild in die Aula des Augusteums



151. Justus Jonas, der Reformator Halles und Gehilfe Luthers.
Nach einem Kupferstiche.

gesetzt. Nicht minder bedeutsam und segensreich war dann die Stiftung der drei Fürsten- und Landesschulen zu Meißen, Schulpforta und Grimma (1543), so genannt, weil sie nicht mehr kirchliche oder städtische, sondern landesfürstliche Anstalten waren.

Die württembergischen Stiftsschulen gaben hier das Vorbild, die eingezogenen Klöster die Mittel und die Wohnstätten. Jahrhundertelang hat vor allem an ihnen der gute Ruf des sächsischen Schulwesens gehangen.

Von Sachsen aus wurden auch die nächsten reichsunmittelbaren Stiftslande Magdeburg und Halberstadt ergriffen. Völlig isoliert saß dort der alte Erzbischof Albrecht in seiner Residenz Halle, einst der Gönner zugleich Tetzels und Huttens, immer ein durchaus weltlicher Geist, prachtliebend und verschwenderisch, jetzt verbraucht und verschuldet. Die alte Kirche aufrecht zu erhalten, dazu fehlten ihm alle Mittel, Magdeburg, Halberstadt, Quedlinburg.



152. Der Reformator Martin Bucer.
Nach dem Gemälde von Adr. van der Werff gestochen von G. Valk.

sich der neuen rückhaltslos anzuschließen, der Mut und die Kraft eigner Überzeugung. So ließ er sich im Jahre 1541 auf dem Landtage zu Kalbe a. S. von seinen längst größtenteils protestantischen Städten und Edelleuten einen unwürdigen Vertrag abgewinnen, wonach sie einen beträchtlichen Teil seiner Schulden übernahmen, er dagegen ihnen ihre Bitte um Durchführung der Reformation nicht „abschlug", d. h. sie geschehen ließ. Seitdem zog er sich ganz nach Mainz zurück und starb hier 1545. In Halle aber führte der treue Gehilfe Luthers, Justus Jonas (geb. 1493), als Pfarrer und Superintendent die Reformation energisch durch. Albrechts Nachfolger, Johann Albrecht

von Brandenburg, gab 1545 der Stadt endlich die Religionsfreiheit als Preis für die Huldigung. Im nahen Reichsstift Quedlinburg veranlaßte dagegen die Äbtissin selbst, Gräfin Anna von Stolberg, die Annahme der neuen Lehre.

So versanken in den immer höher gehenden Wogen der Bewegung bereits große geistliche Fürstentümer. Von den weltlichen Fürsten des Nordens hielt nur noch Heinrich von Braunschweig an der alten Kirche fest, im Gegensatze zu seiner Stadt Braunschweig, die schon seit 1528 protestantisch war.

Im Süden blieb zwar die Mehrheit der Stände noch katholisch, aber schon gehörten Württemberg und die meisten, vor allen die mächtigsten Reichsstädte, der neuen Kirche an. Schon wankte die Pfalz; noch hielten Bayern und die österreichischen Lande fest. Aber hier machte unter dem Adel der Protestantismus täglich Fortschritte, von Böhmen ganz zu geschweigen. Wie lange noch, und auch hier brach das alte Kirchenwesen zusammen!

Braunschweig.

Das machte auf den Kaiser den tiefsten Eindruck. Und nun mußte er noch erleben, daß der Schmalkaldische Bund den Herzog Heinrich aus Braunschweig vertrieb, daß der Herzog von Kleve zum Protestantismus überging, ja daß sogar in den Reihen der geistlichen Kurfürsten der Abfall einriß: der Erzbischof von Köln schickte sich an, sein Stift zu reformieren! Das alles geschah in der Nachbarschaft seiner Niederlande, deren Glaubenseinheit Karl V. wie seinen Augapfel hütete. Und was sollte werden, wenn zu den beiden weltlichen evangelischen Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen sich noch ein geistlicher gesellte und etwa noch der von der Pfalz zu der neuen Kirche übertrat! Dann erlangten die Ketzer die Mehrheit im Kurfürstenrate, und um die kaiserliche Autorität war es vollends geschehen!

Der Schmalkaldische Bund hatte noch nie größere Energie an den Tag gelegt als gegen Braunschweig. Herausgefordert durch den Versuch des Herzogs, die freie Reichsstadt Goslar an sich zu reißen — er hatte sogar die Reichsacht gegen sie ausgebracht wegen Zerstörung einiger Klöster in ihrer Nachbarschaft — beschloß der Bund, pflichtmäßig der bedrängten Genossin zu Hilfe zu kommen, und setzte im Juli 1542 unter der Führung seiner beiden Häupter Johann Friedrich und Philipp ein Heer von 24000 Mann gegen den Herzog in Bewegung. Gegen solche Übermacht das Feld zu halten, war Heinrich nicht im stande; er wich aus dem Lande, um auswärts Hilfe zu suchen und ließ nur seine Residenz Wolfenbüttel verteidigen. Doch auch dieses fiel nach längerer Belagerung am 12. August, und nun nahm der Bund das ganze Land unter seine Verwaltung und führte zugleich die Reformation allerorten durch. — Hätte er in Köln und Kleve gleiche Thatkraft und Einsicht bewiesen, es wäre nicht zu der Katastrophe gekommen, die ihn vernichtete.

Jülich-Kleve-Berg.

Der Herzog Wilhelm von Kleve konnte sich damals zu den bedeutendsten Reichsfürsten zählen. Er beherrschte außer Kleve und Mark auch Jülich, Berg und Ravensberg (an der Weser), die sein Vater Johann III. durch seine Ehe mit der Erbin Maria gewonnen hatte und seit 1521 mit den alten Stammlanden unter Personalunion vereinigt hielt. Dazu hatten die Stände des nahen Geldern nach dem Tode ihres Herzogs Karl (1537), um sich nicht Karl V. unterwerfen zu müssen, der längst die Hand danach ausstreckte, das Land dem damaligen jülich-klevischen Thronfolger Wilhelm übertragen, so daß dieser nach dem Tode Johanns III. (im Februar 1539) ein Territorium von Utrecht bis über Bonn hinaus beherrschte. Er suchte Rückhalt durch die Vermählung seiner Schwester Anna mit König Heinrich VIII. von England, die allerdings, weil lediglich aus politischen Rücksichten betrieben, keinen Bestand hatte; er fand, wie er meinte, noch einen besseren an den Schmalkaldenern und stützte sich außerdem auf Frankreich, das seit 1542 abermals im Kriege mit dem

Kaiser lag. Allerdings hatte noch Johann III., gestützt auf eine hier schon im 15. Jahrhundert sehr ausgebildete landesherrliche Kirchenhoheit, in seiner Kirchenordnung von 1532 eine vermittelnde Richtung festzuhalten gesucht und jedes entschiedene Bekenntnis zum Luthertum vermieden, aber Wilhelm trat im Februar 1543 geradezu zu ihm über. So schob der Protestantismus seine Vorposten bis in die Niederlande hinein.

Und schon war in Köln der Erzbischof Hermann von Wied in voller Arbeit, sein Stift dem Protestantismus zuzuführen. Anfangs ein Fürst durchaus weltlicher Gesinnung, der, wie er selbst sagte, erst später gelernt hatte, daß seine erste Pflicht die Sorge für sein Erzbistum sei, ohne tiefere Bildung, aber ehrlich und von aufrichtigem Bestreben, die Kirche zu bessern, erfüllt, war er allmählich mit voller Überzeugung Anhänger der Augsburgischen Konfession geworden und faßte nun, gestützt auf den Auftrag des Regensburger Reichstagsabschiedes an die Prälaten, „eine christliche Reformation aufzurichten", den Entschluß zur Durchführung der evangelischen Lehre. Der Landtag zu Bonn im Jahre 1542 gab dazu seine Zustimmung und fügte die Aufforderung, eine Reformationsordnung zu entwerfen, hinzu; aber auf dem Landtage zu Köln (1543) traten die Gegensätze offen hervor; der Adel wollte die Reformation, das Domkapitel und der Rat der Stadt Köln widerstrebten, der letztere schon deshalb, weil er demokratische Bewegungen in seiner Gemeinde fürchtete. Trotzdem nahmen die weltlichen Stände den Reformationsentwurf, den Bucer und Melanchthon aufgestellt und der Erzbischof mit lebhaftester Teilnahme begleitet hatte, wirklich an (Juli 1543), und seine Durchführung war kaum zweifelhaft, da die Bevölkerung der Stiftslande ganz überwiegend evangelisch gesinnt war.

Reformationsversuch im Erzstift Köln.

Kein Zweifel: gingen die Dinge ihren natürlichen Lauf, und verstand der Schmalkaldische Bund, die Umgestaltung mit seinem Schilde zu decken, wie er es unfraglich konnte, dann war der völlige Sieg des Protestantismus im ganzen Reiche nur noch eine Frage der nächsten Zeit.

Der vierte türkische und der vierte italienische Krieg.
(1542—44[45]).

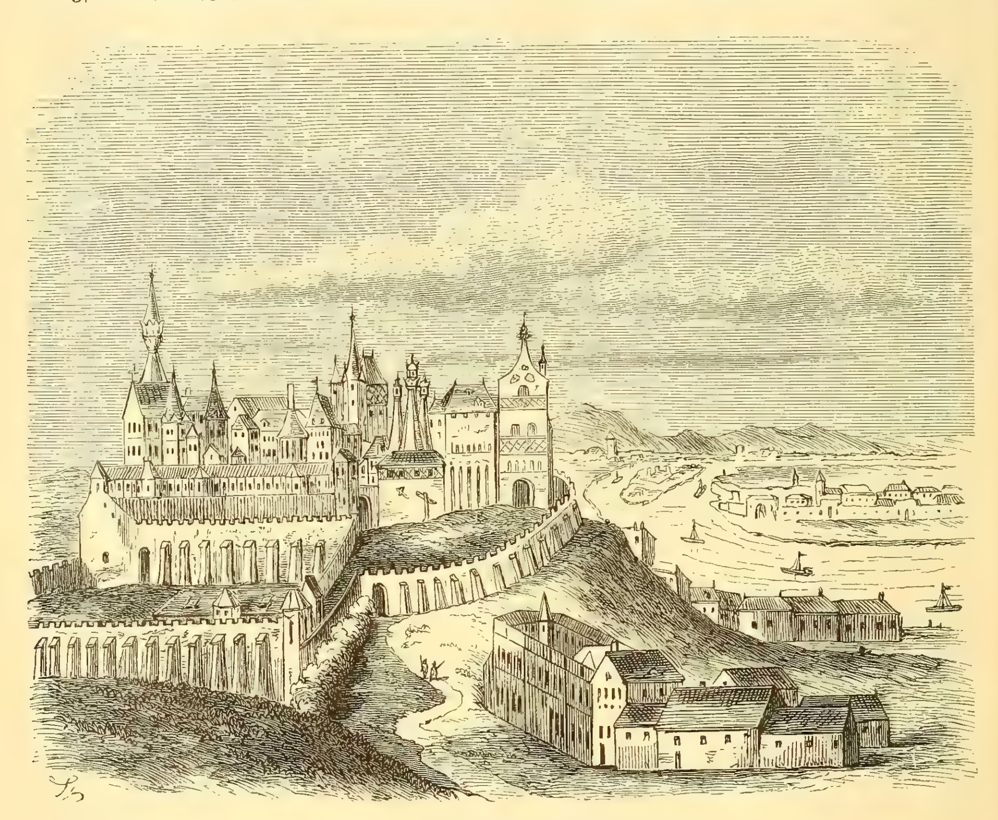
Der Kaiser schien diesen Sieg nicht hindern zu können, denn abermals brach über Ungarn eine furchtbare Krisis herein. Johann Zápolya fiel im Kampfe mit aufständischen Magnaten und hinterließ einen kurz vorher geborenen Sohn Sigismund (1541). Dies hätte an sich den Anfall Ungarns an König Ferdinand dem Vertrage von 1538 gemäß nicht gehindert, aber die Königin-Witwe Isabella wollte die Krone trotzdem ihrem Sohne sichern und wurde darin von einer starken Partei unterstützt, an deren Spitze ein Mönch, Bruder Georg (Martinuzzi), stand. Gegen den deutschen König rief sie des türkischen Oberlehnsherrn Hilfe an. Doch der Sultan war andrer Meinung über Ungarns Zukunft als diese Magnaten. In eigner Person führte er im Sommer 1541 sein Heer gegen Ofen. Ein deutscher Heerhaufe unter Wilhelm von Roggendorf wurde überrannt und vernichtet, am 2. September stand der Großherr vor der ungarischen Hauptstadt. Indem er erklärte, eine solche Stadt nicht in den Händen eines Weibes lassen zu können, nahm er Ofen für sich selber in Besitz, ließ die Frauenkirche zur Moschee weihen und verwandelte den Landesteil Zápolyas, den Kern Ungarns, in das türkische Paschalik Buda, das fortan ein Pascha mit drei Roßschweifen, also vom höchsten Range, regierte. Fast anderthalb Jahrhunderte hindurch hat seitdem das blutrote Türkenbanner mit dem Halbmond auf der Königs-

Türkenherrschaft in Ungarn.

burg von Ofen geweht. Nur Siebenbürgen wurde als türkisches Lehen an Sigismund Zápolya überlassen.

Kämpfe in Ungarn.

Solche Gefahr zu beschwören — denn bis auf wenige Märsche von der deutsch-österreichischen Grenze erstreckte sich jetzt das unmittelbare Gebiet der Osmanen — bewilligte der Reichstag von Speier Anfang 1542 eine beträchtliche Rüstung. Aber die Mißstimmung gegen das habsburgische Regiment und gewohntermaßen auch der Geldmangel hemmten die Ausführung, und erst im Juli konnte Joachim II. von Brandenburg, der Reichsfeldherr, bei Wien etwa 27 000 Mann zu Fuß mustern. In kaum glaublicher Langsamkeit, aufgehalten vor allem durch das noch fehlende Geschütz, setzte sich viel zu



153. Burg von Ofen. Nach der Corvina.

spät dies Heer donauabwärts in Bewegung. Die beste Jahreszeit war schon verstrichen, als es am 27. September vor Pest anlangte. Mehrere hitzige Gefechte mit den ausfallenden Türken, bei denen sich auch Moritz von Sachsen auszeichnete, bewiesen die alte Tapferkeit deutscher Truppen, und die heftige Beschießung legte wirklich die Mauern in Bresche, aber der Sturm mißlang unter schweren Verlusten, und bei der weit vorgeschrittenen Jahreszeit und der Unzuverlässigkeit der Söldner, an der freilich die unregelmäßige Soldzahlung die größte Schuld trug, entschied sich der Kriegsrat für den Abmarsch, der schon am 8. Oktober angetreten wurde. Ruhm- und erfolglos kehrte das Heer zurück.

Der Kaiser gegen Algier.

Auch der Kaiser persönlich konnte sich keines besseren Glückes rühmen. Im Herbste 1541 schon hatte er, seinem alten Plane folgend (s. S. 344) und gedrängt durch die fortgesetzten Raubfahrten der Barbaresken, von Italien und Spanien aus Flotte und

Heer gegen Algier selbst in Bewegung gesetzt und war am 22. Oktober in der Nähe der Stadt gelandet. Doch Sturm und Regen machten es unmöglich, Geschütz und Vorräte auszuschiffen, und unter beständigen Gefechten, harten Entbehrungen und persönlicher Gefahr mußte Karl zufrieden sein, seine Truppen über Kap Matafus nach Bugia zurückzubringen, wo die Flotte sie aufnahm und in stürmischer Überfahrt nach den heimischen Küsten führte. Karl V. selbst stieg am 1. Dezember in Cartagena ans Land.

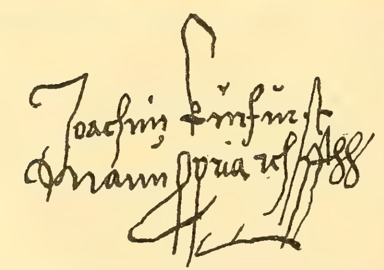
Bereits war die Spannung mit Frankreich derart, daß der Ausbruch eines neuen Krieges unvermeidlich schien. An sich hatte für Franz I. die Bedrängnis seines kaiserlichen Gegners etwas sehr Verführerisches zu neuem Angriff, und ein Zufall lieferte ihm den völkerrechtlichen Vorwand. Bei der Durchreise durch das Mailändische waren ein paar französische Gesandte, die er nach Venedig und Konstantinopel bestimmt hatte, auf Befehl des spanischen Statthalters, Ferrante Gonzaga, bei der Fahrt auf dem Po angehalten und, da sie sich zur Wehr setzten, getötet worden. Das gab den willkommenen Kriegsgrund. — Wiederum trat Franz mit den Osmanen in Bündnis; er zog Dänemark und Schweden hinzu, deren Fürsten noch immer vor kaiserlichen Angriffen sich nicht sicher fühlten, er gewann den Herzog Wilhelm von Kleve. — Zwar das Jahr 1543 brachte nur ein paar unbedeutende französische Unternehmungen gegen Perpignan und die Niederlande; im nächsten aber nahmen die Franzosen Luxemburg, plünderten in Hennegau und Brabant, und eine französisch-türkische Flotte schoß zum Entsetzen der christlichen Welt am 20. August Nizza in Brand. Vielleicht hat Karl V. niemals in größerer Bedrängnis geschwebt als in diesen Jahren. Von Osten und Westen her war er angegriffen, in Deutschland nahm der Abfall von der alten Kirche täglich an Bedeutung und Umfang zu, und selbst sein Verhältnis mit Paul III. war gespannt, weil er Bedenken trug, nach dem ehrgeizigen Wunsche des Papstes dessen Neffen Ottavio Farnese, den Sohn des Pietro Luigi Farnese, Herzogs von Piacenza unter päpstlicher Hoheit, obwohl er seit 1538 Gemahl seiner natürlichen Tochter Margareta war, mit dem Herzogtum Mailand zu belehnen. Aber der Kaiser zeigte sich allen Schwierigkeiten gewachsen durch ein wohldurchdachtes, gewandtes diplomatisches Spiel, in dem seine Gegner wie unbeholfene Schüler dem Meister gegenüber erscheinen.

Ausbruch des 4. italienischen Krieges.

Seit der Kaiser auf dem Regensburger Reichstage von 1541 eingesehen hatte, daß die Unterwerfung der Protestanten unter ein Konzil auf friedlichem Wege nimmer zu erreichen sei, arbeitete er im stillen an der Lockerung und Schwächung des Schmalkaldischen Bundes. Kein geringerer als Philipp von Hessen ließ sich zu einem Vertrage bewegen, der ihn verpflichtete, in „weltlichen Sachen" den Kaiser zu unterstützen (1541), was thatsächlich ein Verrat an der Bundessache war — denn wer wollte in dieser Zeit Weltliches und Kirchliches haarscharf scheiden? — und nur erklärlich wird durch den unruhigen Ehrgeiz des Landgrafen, wie aus der Spannung, in die er durch seine von heißer Sinnlichkeit geforderte Doppelehe (mit Margareta von der Saale neben Christina von Sachsen, einer Tochter des Herzogs Georg März 1540) mit Johann Friedrich von Sachsen geraten war. Die Reformatoren in Wittenberg hatten ihn zwar sehr entschieden von diesem anstößigen Schritte abgemahnt, aber aus der Heiligen Schrift keine unbedingte Verurteilung desselben entnehmen können. Weiter bestimmte der Kaiser den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg durch Anerkennung seiner evangelischen Kirchenordnung, keinem Sonderbündnisse, also auch dem Schmalkaldischen nicht, beizutreten. Nicht minder fesselte er jüngere Fürsten protestantischen Glaubens an sich durch lohnende Stellungen in seinem Heere und lockende Aussichten in die Zukunft, so Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, Hans von Küstrin, vor allem Moritz von Sachsen, der am türkischen Kriege von 1542 und zwei Jahre später

Lockerung des Schmalkaldischen Bundes

am französischen Feldzuge teilnahm und sich schon 1542 vom Schmalkaldischen Bunde offen lossagte. Die Wirkungen traten sehr bald hervor. Die angesuchte Aufnahme Kleves in den Bund, die Kursachsen unterstützte, wurde auf Hessens Betrieb verweigert;



154. Kurfürst Joachim II., Hektor, von Brandenburg.
Nach einem Specksteinmedaillon gezeichnet von H. Bürkner, geschnitten von A. Noack.

denn unleugbar stand das Herzogtum mit dem Kaiser in wesentlich politischen Streitigkeiten, und auf dem Bundestage zu Frankfurt im Juni 1543 zeigten sich überall Schwäche und Zerfahrenheit. — Niemals und nirgends hat eben ein Bund kleiner

Fürsten, den nicht eine überlegene Macht und Einsicht leitet, trotz redlichsten Willens etwas andres als Schwäche und Kurzsichtigkeit bewiesen.

So konnte der Kaiser nicht nur ungestört, sondern sogar unterstützt von den Schmalkaldenern den ersten Stoß gegen Kleve führen. Er traf damit zugleich den niederrheinischen Protestantismus und einen Bundesgenossen Frankreichs. Mit einem stattlichen Heere von 35000 Mann Deutschen, Spaniern und Italienern trat Karl V. im August 1534 von Bonn aus den Feldzug gegen Kleve an, das sich vergebens auf Hilfe von Frankreich Hoffnung gemacht hatte. Rasch hintereinander fielen die Festungen, Düren durch Sturm, Roermonde und Jülich durch Übergabe. Es blieb dem Herzog nichts übrig, als persönlich im Lager zu Venloo die Gnade des Siegers anzuflehen. Sie wurde ihm gewährt gegen die Auslieferung Gelderns und den Verzicht auf die begonnene Reformation. Fast wie spielend hatte der Kaiser einen der mächtigsten Reichsfürsten überwunden; er behielt noch Zeit, um, obwohl bedenklich erkrankt, nach den Niederlanden zu eilen und die Belagerung Landrécys, das die Franzosen im Juni genommen hatten, anzuordnen, sogar einige Tage ihr selbst beizuwohnen, bis der Anmarsch Franz' I. sein Heer zum Rückzuge veranlaßte (Oktober 1543). Der Klevische Krieg.

Diplomatische Erfolge bezeichneten den Winter. Heinrich VIII. schloß sich wieder dem Kaiser an, von ehrgeizigen Hoffnungen auf die französische Krone getrieben, Dänemark trat vom Bündnisse mit Frankreich zurück, da der Kaiser seine bisherige Unterstützung der Verwandten des gefangenen Christian II. fallen ließ; vor allem aber gelang es ihm, das ganze Reich gegen Frankreich mit sich fortzureißen. Denn die Stimmung war in Deutschland mächtig gegen den König erregt, dessen Flotte gemeinsam mit der türkischen eine christliche Stadt verwüstet hatte, und auch die Evangelischen konnte sein hartes Auftreten gegen ihre Glaubensgenossen nur mit steigendem Mißmut erfüllen. Zudem bot ihnen jetzt auf dem Reichstage zu Speier (Februar 1544) der Kaiser die erheblichsten Zugeständnisse. Die Hauptpunkte der Regensburger Deklaration von 1541 wurden in den Reichstagsabschied aufgenommen und damit unter den Schutz des Reiches gestellt, zur endlichen Beilegung ferner ein „gemeines, freies, christliches Konzilium" verheißen, und falls das nicht zustande komme, die Entscheidung durch den Reichstag in Aussicht gestellt, wofür beide Parteien ihre „Reformationsentwürfe" vorzubereiten hatten. Neben so ernsthaftem Entgegenkommen ließ es Karl V. auch an kleineren Mitteln nicht fehlen, überhäufte namentlich den Landgrafen Philipp mit den schmeichelhaftesten Auszeichnungen und erreichte in der That alles, was er wollte. Der Reichstag bewilligte die Kosten für ein Heer von 20000 Landsknechten und 4000 Reitern, und wetteifernd traten deutsche Fürsten in kaiserliche Dienste. Er stand wirklich an der Spitze der Nation, als er im Sommer 1544 den Reichskrieg gegen Frankreich eröffnete. Feldzug gegen Frankreich.

Ein gewaltiger Doppelangriff sollte den Gegner treffen. Von Boulogne her sollten die Engländer vorrücken, im französischen Lothringen marschierten die Kaiserlichen ein. Noch ehe das Hauptheer von etwa 40000 Mann vorging, hatte im Juni Ferrante Gonzaga bereits Luxemburg zur Übergabe gebracht, dann setzte sich der Kaiser persönlich in Bewegung gegen die obere Marne. Rasch fielen Commercy und Ligny, aber das kleine St. Dizier an der Marne, obwohl nur eine rasch befestigte Landstadt, wehrte sich aufs wackerste, trotzte einer heftigen Beschießung und einem mächtigen Sturmangriff und ergab sich erst, als ihm durch glückliche Gefechte in der Umgegend alle Zufuhren abgeschnitten waren, gegen freien Abzug der Besatzung (17. August). Aber wenn dann der Kaiser gegen Paris vordrang, so war das mehr eine Demonstration als eine ernste Bedrohung, denn die Zucht in seinem Heere hatte sich schon bedenklich gelockert, und zu strafen konnten die Führer kaum wagen, wollten sie nicht offene Meuterei hervorrufen. So nahmen sich die folgenden Ereignisse glän-

zender aus, als sie waren. Am 30. August stand der Kaiser vor Chalons, doch die vorsichtige Kriegführung der Franzosen hielt sich in der Abwehr. Wiewohl über 40000 Mann stark um die Stadt gelagert, weigerten sie sich, eine Schlacht anzunehmen. Karl zog nun vorüber, die Marne weiter abwärts, nach Epernay und Château-Thierry, nur zwei Märsche von Paris, verfolgte dann aber diese Richtung nicht weiter, sondern nach dem Norden abbiegend, zwang er am 13. September Soissons zur Übergabe, das seine zügellosen Truppen trotz des Vertrages ausplünderten. In Paris herrschten Schrecken und Entsetzen, und doch war thatsächlich die Lage so, daß viel eher der Untergang des kaiserlichen Heeres als der Fall der Hauptstadt zu erwarten stand. Da wurde die Welt durch die Kunde überrascht, daß zu Crépy am 18. September 1544 der Friede geschlossen worden sei.

Friede zu Crépy.

Von seiten des Kaisers war es ein Meisterstreich, daß er ihn in diesem Augenblicke und in dieser Weise schloß. Franz I. leistete Verzicht auf die Oberlehnsherrlichkeit über Flandern und Artois, wie auch auf Mailand, allerdings unter der Bedingung, daß es einer Tochter Karls V. übertragen und diese mit dem Sohne des Königs, Franz von Orléans, vermählt werde; dagegen ließ der Kaiser seine Ansprüche auf das Herzogtum Burgund endlich fallen. Weiter versprach der König, den Kaiser gegen die Türken zu unterstützen und ihm in seinen Bemühungen zur „Wiedervereinigung des Glaubens" beizustehen. Also nicht nur ein Friede, sondern in mancher Beziehung ein enges Einvernehmen trat an die Stelle des bisherigen Kriegszustandes. Gesiegt hatte keiner vollständig. Frankreich war allerdings aus Italien gänzlich verdrängt, die spanische Übermacht dort gegründet, aber ihm seine burgundischen Lande zu entreißen, war dem Kaiser nicht gelungen; es stand nach wie vor als ebenbürtige Großmacht ihm gegenüber, gestärkt durch den langen rühmlichen Widerstand.

Friede mit den Türken.

So wurden die Habsburger des französischen Krieges ledig. Kurz darauf schloß Ferdinand auch mit den Osmanen einen achtzehnmonatigen Waffenstillstand ab, gegen einen Tribut von 10000 Dukaten für die von ihm besessenen Teile Ungarns (10. November 1545).

Der Krieg mit Frankreich und dem Sultan war zu Ende, der Krieg gegen die deutschen „Ketzer" begann.

Der Schmalkaldische Krieg (1545—1547).

Die Vorbereitungen.

Köln und Braunschweig.

Zuerst im Kriege gegen Kleve soll dem Kaiser, als er den Herzog wie spielend überwand, der Gedanke gekommen sein, den Schmalkaldenern dasselbe Schicksal zu bereiten. Sicher arbeitete er etwa seit 1541 an der Schwächung des Bundes in Hinblick auf einen möglichen Zusammenstoß, und unzweifelhaft betrachtete er die Zugeständnisse von Speier im Jahre 1544 als erzwungene, nur zeitweilig gültige. Seit dem Frieden von Crépy hatte er freie Hand, und zugleich mehrten sich in der nächsten Zeit die Gründe, die ihn vorwärts trieben. In Köln, in unmittelbarer Nachbarschaft seiner Niederlande, nahm die Reformation ihren Gang. Zwar widerstrebten Klerus, Kapitel, Universität und Rat der Stadt Köln, zwar leitete Rom den Prozeß gegen den Erzbischof ein, und der Kaiser selbst machte ihm auf der Reise zum Wormser Reichstage im Jahre 1545 persönliche Vorstellungen, Hermann von Wied blieb unerschüttert. Er wolle keine Neuerungen durchführen, sondern nur das Ursprüngliche wiederherstellen, erklärte er, er fürchte seine Seligkeit zu verlieren, thäte er es nicht. Dazu hatte sich der Schmalkaldische Bund zum zweitenmal kräftig gerührt. Als im September 1545 der verjagte Herzog Heinrich von Braunschweig mit einem in

Mecklenburg gesammelten Landsknechtshaufen sich seines Landes wieder bemächtigen wollte und die Belagerung Wolfenbüttels begann, da führte Landgraf Philipp ein Schmalkaldisches Bundesheer von über 25000 Mann gegen ihn heran. Ohne Vertrauen auf seine schlechtbezahlten Truppen, die scharenweise davonliefen, ergab sich Heinrich unter Vermittelung des Herzogs Moritz von Sachsen den Schmalkaldenern und wurde zu Ziegenhain in Gewahrsam gehalten. Noch verstand es der Bund, das Gewonnene zu behaupten.

Die Protestanten und das Konzil von Trient.

Unmöglich konnte ein so selbstherrliches Verfahren einzelner Reichsfürsten ohne den nachteiligsten Einfluß auf die Autorität des Kaisers bleiben. Und wenn ihn so das eigne Interesse zum Einschreiten drängte, so arbeitete Papst Paul III. in der gleichen Richtung. Wurde mit den Zugeständnissen an die Protestanten so fortgefahren, wie das seit 1526 geschehen war, so ging darüber unfraglich die katholische Kirche in Deutschland binnen kurzem zu Grunde. Das überwand die lange zäh festgehaltenen Bedenken gegen ein Konzil, und so berief nun, um der weiteren Fortdauer des im Jahre 1544 gewährten Friedenszustandes ein Ende zu machen, der Papst ein Konzil für das Jahr 1545 nach Trient. Die Frage, ob die Protestanten es beschicken sollten oder nicht, sich ihm unterwerfen sollten oder nicht, brachte den längst vorbereiteten Kampf zum Ausbruch.

Auf dem Wormser Reichstage wurde darüber eifrig verhandelt (Sommer 1545). Doch wiederum, wie acht Jahre zuvor, erklärten die Evangelischen, sich dem Konzile nicht fügen zu können, da es kein „freies“ sei, sondern unter päpstlicher Leitung stehe, und forderten die Verlängerung des Friedenszustandes bis zu einer „christlichen Vereinbarung“ ohne Rücksicht auf das Konzil. Damit rückte der Zusammenstoß in drohende Nähe. Denn dem Kaiser als Schirmvogt der römischen Kirche lag unzweifelhaft ob, die Autorität des Konzils zur Geltung zu bringen.

Schwäche des Schmalkaldischen Bundes

Die Zustände innerhalb des protestantischen Lagers schienen leichten Erfolg zu versprechen. An sich schwerfällig, hatte der Organismus des Schmalkaldischen Bundes wohl ausgereicht, einen kleinen Feind wie den Braunschweiger niederzuwerfen, doch in einer großen Entscheidung erwies er sich als unfähig. Deshalb hatten die Mitglieder während des Reichstags von Worms über eine Reform beraten und die Fortsetzung dieser dort fruchtlosen Erörterungen auf einen neuen Bundestag zu Frankfurt a. M. im Dezember beschlossen, zugleich an ein „Verständnis“ aller Protestanten zum Schutze der Religion gedacht. Aber auch in Frankfurt geschah nichts Durchgreifendes. Statt dem Kölner die begehrte Waffenhilfe für den Notfall zu versprechen, wie Landgraf Philipp von Hessen vorschlug, begnügte man sich mit einer einfachen Vorstellung beim Kaiser, der kein entschlossener Wille Nachdruck gab, und die Organisation des Bundes blieb so schwerfällig wie sie war, so daß auch Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der am 17. Januar 1546 wirklich zum Protestantismus übergetreten war, mit dem Anschluß an diesen Bund zögerte. Nur über die abermalige Zurückweisung des Konzils einigte man sich. So wurde die Lage immer unheimlicher, und doch geschah nichts, ihr zu begegnen.

Zerwürfnisse im Hause Wettin.

Im Gegenteil: der bedeutendste Fürst des Bundes, Johann Friedrich (der Großmütige) von Sachsen (geb. 30. Juni 1503), der 1532 seinem Vater Johann gefolgt war, ließ mit seinem eignen Vetter Herzog Moritz einen heillosen Zwist aufkommen, der jedes Zusammengehen der beiden Wettiner unmöglich machte, endlich dem Ernestiner Kurhut und Freiheit kostete und den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges ganz wesentlich bestimmte.

Allerdings konnten sich beide als die unglücklichen Erben gespannter Verhältnisse ansehen. Die unselige Teilung des stattlichen Wettinischen Besitzes im Jahre 1485, der in einer Hand vereinigt, eine dauernde Bedeutung hätte gewinnen müssen, hatte die Gebiete und Rechte beider Linien so ineinander geschlungen, daß Reibungen gar nicht ausbleiben konnten. Denn allzuviel

war ihnen gemeinsam geblieben, so die Schirmvogtei über das Bistum Meißen, während Merseburg albertinischem, Naumburg ernestinischem Schutze unterstand. Das Verhältnis wurde unerträglich, als Kursachsen an die Spitze der Lutherischen Reformation trat, Herzog Georg bei der alten Kirche beharrte; bis zu welchem Grade dieser seinen ernestinischen Vettern feind war, ist oben schon erwähnt worden (S. 351). Nun verschwand freilich der kirchliche Gegensatz mit der Thronbesteigung Herzog Heinrichs (1539), aber der dynastische Streit loderte aufs neue empor, als Moritz schon 1541 dem Vater folgte. Protestant war auch er und ist es geblieben, aber die Wärme der älteren Generation, die sich in heißen Gewissenskämpfen zur neuen Lehre durchgerungen hatte, ging ihm völlig ab. Überhaupt war sein Gemütsleben unter den Eindrücken einer wenig glücklichen Jugend verkümmert. Weder zu dem Vater, der in liederlichem und ärmlichem Hofhalt zu Freiberg residierte, noch zu dem Oheim Georg, den Alter und Enttäuschungen mürrisch und unzugänglich machten, noch endlich zu dem Vetter Johann Friedrich mit seiner politischen Beschränktheit und seiner bevormundenden Weise, hatte Moritz irgend welches nähere Verhältnis zu gewinnen vermocht, auch nicht zu seinem Schwiegervater, Philipp von Hessen, dessen Tochter Agnes er gegen den Willen seiner Verwandten sehr jung heimgeführt hatte. So war er immer auf sich selber angewiesen gewesen und sehr rasch selbständig geworden. Gleich am Anfang seiner Regierung trat das bezeichnend hervor. Die Räte des Vaters entließ er, die des Herzogs Georg nahmen ihre Stellung wieder ein, voran Georg und Christoph von Carlowitz, Vater und Sohn, religiös neutral, wie damals viele, die noch auf eine Vereinigung der Religionsparteien hofften und denen überhaupt die ganze kirchliche Frage nicht gerade Herzenssache war. Vor allem der ältere Carlowitz wurde des Herzogs leitender Minister, soweit nämlich der Herzog einen solchen ertrug. Wer den großen starken Mann mit dem vollen roten Gesicht sah, wer beobachtete, wie er in Jagen und Zechen und im Verkehr mit leichtfertigen Weibern seiner sinnlichen Natur die Zügel schießen ließ, der traute ihm nichts zu von dem, was er war: im Anfang der Zwanzig ein kühler Rechner, vorsichtig und zäh, gewöhnt, sich den Ausweg nach beiden Seiten offen zu halten und behutsam den Augenblick abzuwarten, wo er den höchsten Preis fordern konnte. Durchaus politischer, dynastischer Ehrgeiz trieb ihn vorwärts; wachsen wollte er, groß werden, etwas bedeuten, wenn nicht mit den ernestinischen Vettern, dann gegen sie. Vollends Übergriffe derselben geduldig hinzunehmen, dazu war er nicht geschaffen, und doch hatte er in der That dergleichen mehrfach abzuwehren.

Moritz v. Sachsen.

Der „Fladenkrieg“.

Zwar das berührte ihn nicht unmittelbar, daß Johann Friedrich nach dem Tode des bisherigen Bischofs von Naumburg (5. Januar 1541) den vom Kapitel gewählten Julius Pflug, aus altem meißnischen Geschlecht, nicht anerkannte, sondern an seiner Stelle den Lutheraner Nikolaus von Amsdorf ernannte und ohne weiteres weihen ließ und die weltliche Verwaltung des Stiftes einem von ihm eingesetzten Schutzhauptmann übertrug, das erste Beispiel derart im Reiche; aber im nächsten Jahre griff der Kurfürst direkt in dem gemeinsamen Stifte Meißen ein, ließ, als der Bischof nicht auf dem ernestinischen Landtage erschien, weil er behauptete, reichsfrei zu sein, das bischöfliche Amt Wurzen militärisch besetzen und begann dort zu reformieren. Schon rüstete Moritz, und beide Vettern hatten das Schwert schon halb gezückt, als die Vermittelung Philipps von Hessen einen Vergleich zustande brachte, nach dem im Amte Wurzen der Kurfürst, im übrigen Stiftsgebiete der Herzog die Reformation durchführen, Wurzen aber im Besitze des Bischofs bleiben sollte (11. April 1542). So endete der sogenannte „Fladenkrieg“, in dem die Hauptleistung der beiderseitigen Truppen in Vertilgung von Osterkuchen (Fladen) bestanden hatte, wie der Volkswitz behauptete. Aber beide Teile waren schwer gereizt, und Luthers heftige Äußerungen über den „Bluthund“ Moritz waren nicht geeignet, den so Geschmähten dem Wittenberger Einfluße zugänglicher zu machen, wiewohl der Herzog auf dergleichen Angriffe nicht eben viel gab.

Es war mit eine Folge dieses Zwistes, daß Moritz sich schon zu Anfang des Jahres 1542 vom Schmalkaldischen Bunde lossagte; er wollte freie Hand gewinnen. Trotzdem war seine Haltung diesem gegenüber noch keineswegs eine feindselige. Wenn eine Verständigung zwischen den beiden wettinischen Vettern herbeigeführt wurde, dann blieb Moritz bereit, mit dem Ernestiner zu gehen, obwohl er sich nicht seiner unfähigen Führung unterordnen wollte. Daß es zu einem solchen Ausgleich nicht kam, lag einmal in der Natur Johann Friedrichs, der Mißgunst und Mißtrauen gegen den Herzog nicht zu überwinden vermochte, vor allem aber in dem Streite um die reichen Stiftslande Magdeburg und Halberstadt. Sie waren der Preis, den beide begehrten.

Schon waren in all den geistlichen Landen, die in und um Sachsen lagen, die Verhältnisse gänzlich unhaltbar geworden. Katholische Bischöfe und Domkapitel saßen isoliert inmitten evangelischer Bevölkerung, die ihre kirchliche Autorität nirgends mehr anerkannte. Deshalb wählte im Mai 1544 das Kapitel von Merseburg des Herzogs Moritz Bruder August zum „Administrator“, obwohl oder auch weil er evangelisch war. Um Magdeburg und Halberstadt entbrannte noch viel heftiger ein stiller Kampf,



155. Johann Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen.
Nach dem Gemälde Tizians in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

der verhängnisvollste Anlaß zur schlimmen Wendung des Schmalkaldischen Krieges, welcher Kursachsen zu Boden schlug.

Moritz und Karl V. Dabei kam keiner von beiden zum Ziele; aber der Streit bestimmte Johann Friedrich, einen letzten Vorschlag zu einem engeren Bunde zwischen den beiden Sachsen und Hessen, der eine schlagfertigere und einheitlichere Führung der Protestanten dargestellt haben würde, als der schwerfällige und zerfahrene Schmalkaldener Bund sie ihnen bot, rundweg abzuweisen trotz Philipps eifriger Befürwortung (März 1545). Da bahnte sich der Herzog vorsichtig mit kaltblütig wägender Überlegung den Weg zum Bündnis mit dem Kaiser.

Seit dem letzten türkischen und französischen Feldzuge stand Moritz mit Karl V. in einer persönlichen Verbindung. Im Januar 1546 begab sich von dem Bundestage der Schmalkaldener zu Frankfurt a. M. Christoph von Carlowitz hinweg an das kaiserliche Hoflager zu Maastricht. Er fand freundliche Aufnahme, erhielt aber keinerlei bestimmte Zusicherungen, und Moritz war viel zu klug, um auf freundliche Redensarten hin bindende Verpflichtungen zu übernehmen. Er konnte warten, bis der Kaiser ihm alles gewährte, was er wollte: in erster Linie Magdeburg und Halberstadt, in zweiter die Kur und die Lande des Vetters.

Entschluß des Kaisers zum Kriege. Den Kaiser aber drängte die Gewalt der Dinge vorwärts. Am 13. Dezember 1545 war das Konzil zu Trient wirklich eröffnet worden, und Papst Paul III. sandte seinen Neffen Alessandro Farnese an Karl, um sein Einschreiten gegen die Protestanten zu betreiben und für diesen Fall bewaffnete Hilfe anzubieten. Nochmals versuchte trotzdem der Kaiser einen Ausgleich mit den Protestanten, wiederum ließ er in Regensburg seine „Kollokutoren" mit Bucer und andern verhandeln. Aber die Gegensätze erschienen bald so groß, daß man nach kurzer Dauer die Verhandlungen abbrach (März 1546). Um so mehr sprachen der päpstliche Nuntius, der Beichtvater des Kaisers und auch Herzog Alba von Toledo, den er als kriegerischen Beirat aus Spanien berufen hatte, für den Krieg gegen die Ketzer. Noch aber faßte Karl in seiner bedenklichen, erwägsamen Weise keinen Entschluß; durch kluge Bündnisse suchte er sich den Erfolg von vornherein zu sichern. Das erste gelang mit Herzog Wilhelm von Bayern, der trotz seines regen Mißtrauens gegen das Wachstum der habsburgischen Macht sich endlich gegen die Aussicht auf die Kur der pfälzischen Linie des Hauses Wittelsbach und durch einen Ehevertrag zwischen seinem Erbprinzen Albrecht mit Anna, der ältesten Tochter König Ferdinands, zum Versprechen einer Geldbeihilfe bestimmen ließ, dafür sich freilich noch die Geheimhaltung des Vertrages ausbedang. Bald war der Krieg beschlossene Sache. Die Bewilligung eines guten Teils der kirchlichen Einkünfte in Spanien zu gunsten der Krone (bis zu 1 Million Dukaten) und die Mahnungen und Versprechungen seines ihn dort vertretenden Sohnes Philipp, dies alles bestimmte den Entschluß des Kaisers zum Kriege. Am 9. Juni meldete er ihn seiner Schwester, der Königin Maria von Ungarn in Brüssel.

Einverständnis Karls V. mit Moritz. Vor allem aber wirkte zu diesem Entschlusse der gute Fortgang der Verhandlungen mit Moritz von Sachsen. Seit dem Mai 1546 verhandelten die Räte des Herzogs mit den kaiserlichen zu Regensburg. Moritz selber traf erst am 24. dieses Monats dort ein und überließ auch dann zunächst noch seinen Bevollmächtigten die Unterhandlung, bis sie sich endlich am 19. Juni über eine urkundliche Grundlage einigten. Mit voller Bestimmtheit wurde dem Herzog das Schutzrecht, das heißt nach Lage der Sache die Herrschaft über Magdeburg und Halberstadt, zugesichert, wogegen er versprach, in der Religion seines Landes nichts zu neuern und sich dem Konzil zu unterwerfen, freilich nur „soweit die andern Fürsten es thun würden". Auf dieser Grundlage verhandelte Moritz am 20. persönlich mit dem Kaiser; er erlangte außer den ersten



156. Luthers Abschied bei seiner letzten Reise nach Eisleben am 23. Januar 1546. Gezeichnet und in Stahl gestochen von C. A. Schwerdgeburth

Zugeständnissen noch die Aussicht auf Landerwerb und die Kur, aber gegen Übernahme der Achtsvollstreckung wider den Vetter, vorbehaltlich allerdings der Genehmigung seiner Stände. Er hielt sich auch hier die Möglichkeit eines Ausweichens offen; sein Eintreten in den Krieg war noch keineswegs genau festgesetzt; den Zeitpunkt konnte er wählen und — den Preis, um den er losschlug. Noch am Abend desselben Tages ritt Moritz eilig davon, er hatte keine Lust, sich weiter fragen zu lassen.

So schloß sich der verhängnisvolle Bund, der den Ausgang des Schmalkaldischen Krieges ganz besonders entschieden hat.

Der Bruch. Da konnten die Verhandlungen des Reichstages in Regensburg, die der Kaiser am 5. Juni mit Anträgen wegen des Konzils und des Türkenkrieges eröffnet hatte, nicht anders als vergeblich bleiben. Von den Fürsten des Schmalkaldischen Bundes war keiner erschienen. Ihre Gesandten hatten wiederum den Auftrag, das Tridentiner Konzil zurückzuweisen und die Berufung eines deutschen Nationalkonzils zu fordern. Bis dahin sollte der Friedenszustand von 1544 ihnen zugesichert werden. So völlig ohne Kenntnis waren sie von dem, was der Kaiser vorbereitete! Am 13. Juni übergaben sie ihm ihre Vorschläge. Er empfing sie mit ironischem Lächeln über diese naiven Leute, die noch an die Möglichkeit solcher Zugeständnisse glaubten, und als sie stutzig wurden und Auskunft über seine Rüstungen begehrten, über die täglich neue Gerüchte einliefen, erteilten ihnen am 16. Juni die kaiserlichen Räte schriftlich die Antwort, des Kaisers Majestät sei keineswegs gesonnen, irgend jemand wegen seiner Religion zu beunruhigen, aber wenn jemand ihm nicht gehorsam sein sollte, so werde er seine Autorität gegen ihn brauchen müssen. Es war die Kriegserklärung. Und nun unterzeichnete der Kaiser am 26. Juni auch noch den Bündnisvertrag mit dem Papste. Noch einmal verbündeten sich die beiden großen Gewalten des Mittelalters zum Vernichtungskriege wider die Ketzer und das trotzige deutsche Fürstentum, mit denen Karl seit 25 Jahren unausgesetzt und vergeblich gerungen hatte. Doch der Geist der neuen Zeit und der Genius der deutschen Nation waren nicht mit diesem Bündnis; ihnen fehlten nur die rechten Führer, um zu siegen, und nur einen vorübergehenden Erfolg erfochten dem Kaiser seine Söldner und Diplomaten. Er hat ihn teuer zu bezahlen gehabt.

Luthers Tod. Der freilich, der sein Volk aufgerufen hatte gegen Rom, der ihm ein neues, tieferes Verständnis seines Glaubens erschlossen und seine Sprache gewaltig meisternd geformt, der, solange er lebte, in Deutschland mächtiger gewesen war als der Kaiser, Martin Luther, hat die schwerste Krisis nicht erlebt. Wohl hatte er sie kommen sehen. Mit steigender Besorgnis sah er Deutschland mehr als vorher gespalten, unheimliche Gewalten im Anzuge. Und auch geheime Sorgen haben ihn zuweilen gequält, die er niemand verraten durfte. Seine Autorität galt Hunderttausenden als die höchste; wenn er nun in dem oder jenem seiner Lehre irrte? Dann war er schuldig für jede Seele, die er mit sich in den Irrtum führte. Immer wieder fand er im heißen Gebete seine Kraft wieder, aber es kamen Augenblicke, wo er des Lebens satt war, sich uralt, unheimisch fühlte in der ihn umgebenden Welt. So war es ein Glück für ihn, daß ihm erspart blieb, den Krieg zu erleben, dessen Ausgang er doch nicht zu ändern vermocht hätte.

In den naßkalten Februartagen des Jahres 1546 war er nach seiner Vaterstadt Eisleben gegangen, um einen Streit zwischen den Grafen von Mansfeld und seinen eignen Verwandten über die Erzgruben zu vergleichen. Noch hat er dort gepredigt von dem Widerstreite der guten und bösen Mächte seit Anbeginn der Welt und der überwindenden Macht des Erlösers; aber die Reise hatte seinen ohnehin schon leidenden Zustand verschlimmert, und dieser fesselte ihn bald ans Lager. Seine letzten Gedanken

Erklärender Text

zum

Schluß von Luthers Testament.

Zuletzt bitte ich auch jedermann, weil ich in dieser Begabung oder Leibgedinge nicht brauche der juristischen Formen und Wörter (dazu ich Ursachen gehabt), man wolle mich lassen sein die Person, die ich doch in der Wahrheit bin, nämlich öffentlich und die beide im Himmel, auf Erden, auch in der Hölle bekannt, Ansehens oder Autorität genug hat, der man trauen und glauben mag mehr denn keinem Notario. Denn so mir verdammten, armen, unwürdigen, elenden Sünder Gott, der Vater aller Barmherzigkeit, das Evangelion seines lieben Sohnes vertraut, dazu mich auch treu und wahrhaftig drinnen gemacht, bisher behalten und funden hat, also daß auch viele in der Welt dasselbe durch mich angenommen und mich für einen Lehrer der Wahrheit halten, ungeachtet des Papstes Bann, Kaisers, Könige, Fürsten, Pfaffen, ja aller Teufel Zorn, soll man ja vielmehr mir hie in dieser geringen Sache glauben, sonderlich weil hie ist meine Hand, fast wohlbekannt, der Hoffnung, es solle gnug sein, wenn man sagen und beweisen kann, dies ist Dr. Martinus Luthers (der Gottes Notarius und Zeuge ist in seinem Evangelio) ernstliche und wohlbedachte Meinung, mit seiner eigenen Hand und Siegel zu beweisen.

Geschehen und gegeben am Tage Epiphaniä 1542.

M. Lutherus.

Ego Philippus Melanthon testor hanc esse et sententiam ac
Ich Philipp Melanchthon bezeuge, daß dies sei die Meinung und

voluntatem et manum reverendi domini doctoris Martini
der Wille und die Handschrift des verehrungswürdigen Herrn Dr. Martin

Lutheri praeceptoris et patris nostri carissimi.
Luther, Lehrers und Vaters unseres teuersten.

Et ego Caspar Cruciger d(octor) testor hanc esse et sententiam
Auch ich Caspar Cruciger Dr. bezeuge, daß dies sei die Meinung

et voluntatem et manum reverendi d(omini) doctoris Martini
und der Wille und die Handschrift des verehrungswürdigen Herrn Dr. Martin

Lutheri carissimi patris nostri. Quare et ipse mea manu
Luther, teuersten Vaters unseres. Daher habe ich es auch selbst eigenhändig

subscripsi.
unterzeichnet.

Et ego Johannes Bugenhagius Pommeranus d(octor) testor
Auch ich Johannes Bugenhagen Pommeranus Dr. bezeuge u. s. w.

Zu letzt bitte ich auch yderman. Weil ich ynn
dieser begabung oder leibgedinge, nicht brauche
der Juristischen formen und wörter (dazu ich
ursachen gehabt) Man wolle mich lassen sein
die person, die ich doch ynn der warheit bin
nemlich, offentlich, und die beide ynn himel
auff erden, auch ynn der hellen bekand, an=
sehens oder autoritet gnug hat, der man trawen
und gleuben mag mehr denn keinem Notario.
Denn so mir verdampten, armen, unwirdigen
elenden sunder, Gott der Vater aller Barmher=
zigkeit, das Euangelion seines lieben Sons ver=
trawet, dazu mich auch trew und warhafftig
drinnen gemacht, bis her behalten und funden
hat, Also das auch viel ynn der welt dasselb
durch mich angenomen, Und mich fur einen
lerer der Warheit halten, ungeacht des Bapsts
bann, Keisers, Konigs, Fursten, Pfaffen, ia aller
teuffel zorn, Sol man ia viel mehr mir hie
ynn dieser geringen sachen gleuben, Sonderlich
weil hie ist, meine hand, fast wol bekand Der

Schluß von Luthers Testament
mit den beglaubigenden Unterschriften von Melanchthon, Cruciger und Bugenhagen.

hoffnung. Er solle zeuge sein. Wenn man sagen
und beweisen kan, dis ist D Martini Luthers
(der Gottes Notarius und zeuge ist ynn seinem
Euangelio) ernstliche und wolbedachte meinung
mit seiner eigen hand und siegel zu beweisen,
Geschrieben und gegeben Am tage Epiphanie
1542
M Luther subscripsit.

Ego Philippus Melanthon testor hanc esse
et sententiam ac voluntatem et manum
Reverendi domini doctoris Martini Lutheri
praeceptoris et patris nostri carissimi.

Et ego Caspar Cruciger d. testor hanc esse
et sententiam et voluntatem et manum
Reverendi d. doctoris Martini Lutheri
carissimi patris nostri. Quare et ipse
mea manu subscripsi.

Et ego Johannes Bugenhagius Pomeranus d. idem testor manu mea.

galten seiner Kirche und ihren Gegnern; im unerschütterlichen Glauben an die von ihm ans Licht gebrachte Wahrheit starb er am Morgen des 18. Februar 1546. Ein unermeßliches Trauergeleite folgte dem Sarge, der unter dem Geläute aller Glocken zwischen Tausenden, die von nah und fern herbeiströmten, sich durch die Dörfer und Städte nach Wittenberg bewegte. Dort hielt ihm Bugenhagen die Leichenpredigt, Melanchthon in lateinischer Sprache die Gedächtnisrede. In der Schloßkirche wurde er beigesetzt.

Über seinem Grabe aber entbrannte der Schmalkaldische Krieg.

157. Luther auf dem Totenbette. Nach Lukas Cranach.

Ob dieser Schmalkaldische Bund im stande sein werde, in seiner Schwerfälligkeit der kaiserlichen Diplomatie und Kriegführung standzuhalten, und wenn er das nicht konnte, was dann Kaiser und Papst aus Deutschland machen würden, das war die Frage. Der volle Ernst der Lage, die Schwere der Entscheidung, die heranzog, wurden allgemein empfunden. Mit feierlichem Eide gelobten einander die Schmalkaldischen Gesandten zu Regensburg, zur Verteidigung ihres Glaubens Gut und Blut aufzusetzen, und weithin im protestantischen Deutschland wogte die Volksstimmung leidenschaftlich auf und machte sich Luft in zahllosen Flugblättern und Liedern. Ihr galt — und mit vollem Recht — der bevorstehende Kampf als ein Krieg für die heiligsten Interessen der Nation gegen den Papst, der sie seiner Ausbeutung, gegen die Welschen und Spanier, die sie ihrer Fremdherrschaft unterwerfen wollten; die Erklärung des Kaisers, er wolle nur die „Ungehorsamen“ bestrafen, erschien als schlecht ersonnener Vorwand. Ein Lied ruft z. B. dem Kaiser zu: Stimmungen und Aussichten.

„Könn' wir dich nicht erweichen
Und kan nicht anders sein,
Wolauf ir frommen Deutschen,
So schlagt mit freuden drein,
Stecht in die spanischen sew und hund
Wie in die frösch und lert sie rund
Was heiß, die Deutschen pochen!“

Und es schließt also:

Für Gottes wort und rechte lehr,
fürs vaterland steht unser wehr,
Gott helf uns überwinden!

Es sollte das Schicksal der deutschen Nation sein, daß ihr abermals, wie schon vor 25 Jahren, der Mann und die Organisation fehlten, um ihre gute Sache hinauszuführen zum guten Ende.

Die Stellung der Schmalkaldener litt schon darunter, daß sie sich formell als Rebellen gegen des Kaisers Majestät betrachten mußten. Und dann, wenn sie siegten, wenn sie die Autorität des Kaisers vollends in Stücke schlugen, welche neue Verfassung wollten sie Deutschland auferlegen? Darüber bestand keinerlei Vorstellung, denn allzu lange hatten sie sich auf der Verteidigungslinie gehalten, auf einen kecken Angriff niemals gerechnet. Zwar Philipp von Hessen trieb zum schnellsten Vorgehen; binnen drei Monaten müßte der Kaiser aus Deutschland gejagt sein, soll er damals gesagt haben, aber die schwerfällige Bedenklichkeit Johann Friedrichs und des vielköpfigen Kriegsrats hing sich ihm wie Bleigewicht an die Flügel. Und so wurde die überaus günstige militärische Lage, in der sich die Protestanten wochenlang befanden, in unverantwortlicher Weise verspielt.

Der Krieg in Süddeutschland.

Militärische Lage Karls V.

Als der Krieg erklärt war, saß Karl V. in Regensburg mit ein paar Hundert Söldnern inmitten einer leidenschaftlich aufgeregten Bevölkerung. Seine Hauptmacht war in Ungarn, Italien und den Niederlanden erst in der Bildung begriffen, durch weite Entfernungen, zum Teil durch schwierige Gebirgswege von ihm getrennt. Es war nicht schwer, ihren Anmarsch zu hindern, sie vereinzelt zu schlagen, den Kaiser selbst zur Flucht zu zwingen. Dann konnte Philipps keckes Wort wahr werden. Doch nur ein schwacher Versuch dazu wurde gemacht.

Schertlin an der Tiroler Grenze.

Schon seit Monaten hatte Sebastian Schertlin von Burtenbach, Feldhauptmann der Stadt Augsburg, bewährt im türkischen Kriege von 1532 (s. S. 304), 16 Fähnlein auf Wartegeld angenommen. Jetzt erhielt er den Befehl, dieses Kriegsvolk gegen Füssen und Nesselwang an der Tiroler Grenze zu führen und die dort in der Bildung begriffenen Söldnerregimenter des Kaisers zu zersprengen. Am 9. Juli brach er mit 26 Fähnlein gegen Füssen auf. Das Städtchen ging sofort über, aber die Kaiserlichen waren auf bayrisches Gebiet übergetreten und die schmalkaldischen Kriegsräte verboten Schertlin, ihnen dahin zu folgen, um Bayern nicht zu verletzen. Trotzdem ging Schertlin weiter vor, jetzt galt es, die Tiroler Pässe zu sperren, das Land selbst womöglich zu besetzen. Aufrufe forderten das Volk zum Anschluß auf, und bei der dortigen Stimmung war ein solcher keineswegs undenkbar. Wirklich fiel auch am 10. Juli die feste Ehrenberger Klause fast ohne Gegenwehr, und die Schertlinschen gingen vorwärts auf Nassereit. Da riefen die Kriegsräte sie zurück, teils weil sie einen bayrischen Angriff auf Ulm besorgten, teils weil sie König Ferdinand nicht zum Kriege treiben wollten, als wenn sich die Parteistellung des Königs nicht von selber verstanden hätte! Schertlin gehorchte widerwillig dem thörichten Befehl und ging auf Augsburg zurück, hielt aber wenigstens die Ehrenberger Klause fest.

Marsch der Schmalkaldener nach der Donau.

Inzwischen hatten sich bereits die norddeutschen Truppen der Schmalkaldener nach dem Süden in Marsch gesetzt. In Ichtershausen bei Arnstadt waren Landgraf Philipp und Kurfürst Johann Friedrich zusammengetroffen und eins geworden über den sofortigen Aufbruch. In öffentlichen, allerorten verbreiteten Ausschreiben erklärten

sie den Krieg aufnehmen zu wollen gegen „König Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt“; sie warfen ihm ausdrücklich vor, seine Wahlkapitulation durch die Einführung fremder Truppen ins Reich gebrochen zu haben. Dafür traf sie des Reiches Acht und Aberacht am 20. Juli, doch es war in diesem Augenblicke fast verwegen, mit ihnen so unwiderruflich zu brechen.



158. Feldhauptmann Sebastian Schertlin von Burtenbach.
Nach einem Kupferstiche.

Von allen Seiten schon rückten in überlegenen Massen die protestantischen Streitkräfte gegen die obere Donau heran. Am 30. Juli bereits standen die Truppen der oberländischen Städte unter Schertlin und die Württemberger unter Hans von Heydeck um Donauwörth, das sich rasch ergab; wenige Tage später trafen der Kurfürst und der Landgraf dort ein. Über 60000 Mann vereinigten sich jetzt unter ihren Fahnen.

Zusammenhang; in Eilmärschen ging Johann Friedrich nach dem Norden, Philipp wich mißmutig und verzweifelnd in sein Land zurück. Der Kaiser behauptete das Feld.

Unterwerfung Süddeutschlands.

Nun bewährte keine einzige dieser großen, reichen und wehrhaften Städte des Südens den Mut, sich gegen ihn zur Wehre zu setzen und es auf eine Belagerung ankommen zu lassen, die wahrscheinlich für den Angreifer mißlungen wäre. Als der Versuch, gemeinsam mit dem Sieger zu verhandeln, kurz abgewiesen worden war, unterwarf sich eine nach der andern, ohne einen Schuß zu wagen. Nachdem die kleineren, Nördlingen und Rotenburg, vorangegangen waren, folgte von den großen zuerst das mächtige Ulm; gegen eine nur mündliche Zusicherung, es solle in der kirchlichen Frage behandelt werden wie Sachsen und Brandenburg, zahlte es 100000 Gulden, versprach Gehorsam gegen das Reichskammergericht und empfing am 16. Januar 1547 den einziehenden Sieger in seinen Mauern. Unter ähnlichen Bedingungen kapitulierten Eßlingen, Heilbronn, Reutlingen, selbst Frankfurt a. M., gegen das Büren nicht einmal Geschütze zur Verfügung hatte (21. Januar). Das gewaltige Augsburg versprach Schertlin Jahr und Tag gegen jeden Angriff zu halten, doch die Angst vor den Verlusten und Nöten der Belagerung und der Einfluß der Fugger, die seit lange mit den Habsburgern in lohnender finanzgeschäftlicher Verbindung standen, lähmten jeden mutigen Entschluß. Die Stadt zahlte 150000 Gulden, lieferte zwölf Geschütze aus und nahm kaiserliche Besatzung ein (29. Januar). Straßburg hätte sich halten können, wenn es die französische „Hilfe" angenommen hätte, doch der spanische Burgunder Karl war doch immer der Kaiser, und so huldigte ihm die Stadt, der eifrig evangelische Bürgermeister Jakob Sturm voran, um nicht für die Bewahrung ihres Glaubens Deutschland zu verraten. Von allen Städten weigerte nur das nicht eben mächtige Konstanz entschlossen die Unterwerfung. Auch dem Herzog Ulrich von Württemberg blieb nichts andres übrig; ja, er, der sich nicht nur als Reichsfürst, sondern auch als Vasall der Habsburger erhoben hatte, mochte zufrieden sein, daß der Kaiser ihm bloß Besatzungen in seine Schlösser legte und ihm 300000 Gulden als Kontribution abforderte. Den Kniefall des gedemütigten Fürsten hatte er verlangt; doch als Ulrich, gichtkrank wie er war, bei seinem Einritt in Ulm unter den Fenstern Karls sein Pferd zwang, vor ihm in die Kniee zu sinken, da war der Kaiser gegen diesen guten Einfall nicht unempfänglich und nahm lächelnd die Demütigung des Rosses für die seines Reiters an.

Ganz Süddeutschland lag dem Habsburger zu Füßen, und schon griff er nach dem Norden über. Im Einvernehmen mit dem Papste setzten seine Kommissare in Köln trotz des Widerstrebens der weltlichen Stände den bisherigen Koadjutor, Adolf von Schaumburg, zum Erzbischof ein und zwangen den von Rom seiner Würde entkleideten Hermann von Wied zum Verzicht (25. Februar 1547). Mit der Reformation im Erzstift war es damit zu Ende.

Der Krieg in Norddeutschland.

Einbruch des Herzogs Moritz in Kursachsen.

Und nun ging auch in Sachsen alles nach des Kaisers Wunsch. Am 30. Oktober überschritten die böhmischen Truppen von Eger her die sächsische Grenze. Bei Adorf zersprengten die Husaren, d. i. leichte kroatische und walachische Lanzenreiter, noch mehr durch ihre Plünderungswut als durch ihre Tapferkeit gefürchtet, das in aller Eile zusammengeraffte vogtländische Landesaufgebot (1. November). Der Schrecken, der vor ihnen herging, die Überraschung und die Hilflosigkeit lähmten alles; die Städte waren froh, durch Huldigung an Herzog Moritz den plündernden Husaren zu entgehen. So fiel das Vogtland mit Plauen ohne Gegenwehr, dann rasch hintereinander das wichtige

Zwickau, wo der Herzog selbst am 7. November einzog, am nächsten Tage die Huldigung empfing, und das ganze ernestinische Meißnerland; am 13. ergab sich widerstandslos sogar das feste Torgau. Nur Wittenberg, wohl befestigt und versehen, von einer entschlossenen Bürgerschaft und Besatzung gehalten und erfüllt von der vollen Bedeutung des Kampfes, wies trotzig den Herzog ab (18. November). Der eilte deshalb sich



160. **Moritz von Sachsen.**
Nach einem Gemälde Lukas Cranachs d. J.

Halles zu versichern. Die Stadt war gut kurfürstlich, aber als Moritz mit 16 000 Mann heranzog, ergab sie sich. Von hier aus brachte dann Herzog August auch das kursächsische Thüringen ohne Mühe zum Gehorsam. Überall herrschten Mutlosigkeit und Schlaffheit, ratlos saß der Kurprinz auf dem festen Grimmenstein bei Gotha; nur dieser Platz und Wittenberg hielten noch stand, letzteres auch, als es Moritz fast während des ganzen Dezembers durch verwüstende Streifzüge von Zahna aus bedrängte.

Wiedereroberung des Landes durch Kurfürst Johann.

Da ereilte ihn die Kunde vom Anmarsche des kurfürstlichen Vetters. Mit 20000 Mann trefflicher Truppen kam Johann Friedrich heran, brandschatzte unterwegs die Stiftslande von Fulda und Würzburg und vereinigte sein Heer am 21. Dezember um Fulda, während seine Reiter bereits Eisenach besetzten. Niemals hat er so viel Energie und Sicherheit entfaltet als hier, wo der Grimm über den treulosen Vetter ihn vorwärts trieb. Eine förmliche Kriegserklärung, in den schärfsten Ausdrücken abgefaßt, eilte ihm voran. Wie im Fluge nahm er Langensalza, Weimar, Naumburg und das ganze Saalgebiet in Besitz, überall Brandschatzungen und Strafgelder mit berechtigter Härte eintreibend; am 27. Dezember zwang er das feste Schloß Heldrungen bei Artern, ein Lehen der Mansfelder, zur Übergabe und die Harzgrafen zur Huldigung. So näherte er sich Halle. Frohlockend fiel die Stadt ihm zu, am Neujahrstage 1547 kam er selber eingeritten, nahm die Huldigung an und zwang den Erzbischof zum Verzicht auf sein Stift. Das benutzte der Rat von Magdeburg, um sofort die noch übrigen Kirchengüter und den Dom einzuziehen, während der Stiftsadel dem Kurfürsten huldigte.

Noch einmal eröffneten sich großartige Aussichten für Johann Friedrich und seine Sache. In vierzehn Tagen hatte er Thüringen besetzt und die Stiftslande, den Preis langen Ringens; es war jetzt ein Leichtes — und dringend riet ihm Graf Albrecht von Mansfeld dazu — das Meißnerland zu überrennen, das ihn mit offenen Armen aufgenommen hätte, in Böhmen den schon glimmenden Aufstand gegen Ferdinand zu entflammen, mit den norddeutschen Städten, die bereits eifrig rüsteten, und mit Frankreich in Verbindung zu treten. Niemals seit 1519 hatte dem Hause Sachsen ein zukunftsreicherer Moment gewinkt. Aber Johann Friedrich war nicht der Mann dazu, ihn zu benutzen. Einen kühnen, umfassenden Gedanken zu ergreifen, hat er niemals verstanden, er sah immer nur das Nächste. Und so ließ er sich, allerdings wohl in der Hoffnung, durch Einverständnisse in der Stadt rasch zum Ziele zu kommen, dazu verleiten, seine Kraft an die Belagerung von Leipzig zu setzen.

Belagerung von Leipzig.

Das wurde der Wendepunkt des Krieges. Denn die dynastische Treue der Leipziger Bürgerschaft überwog doch soweit ihre Sympathien für den Kurfürsten, daß sie die Gegenwehr der Besatzung unter Sebastian von Wallwitz nachdrücklich unterstützte. So blieb es bei einer zerstörenden, aber im wesentlichen fruchtlosen Beschießung, und da die Winterkälte den kurfürstlichen Truppen ärger mitspielte als den Belagerten, so brach der Kurfürst am 28. Januar sein Lager ab und zog sich in ein festes Winterlager bei Altenburg zurück, während Moritz bei Chemnitz stand. Beide blieben fast unbeweglich und verwüsteten nur durch Streifzüge kläglich das platte Land.

Aufstand in Böhmen.

Die Lage des Herzogs begann jammervoll zu werden, und das Schlimmste dabei war, daß seine Unterthanen ihre Sympathien für den Kurfürsten gar nicht verbargen. Moritz selbst klagte, sein Gegner werde durch freiwillige Kundschafter stets vortrefflich bedient, während er selbst um schweres Geld keine zuverlässigen Nachrichten bekomme. Und woher sollte ihm Hilfe werden? Die Lage des Königs Ferdinand war nicht minder schlimm als die seinige. Zwar das erste Aufgebot war erfolgreich gewesen, aber als der König für den Februar ein zweites nach Leitmeritz ausschrieb, kam der utraquistische Adel überein, ohne einen Landtagsbeschluß nichts zu thun, nur der katholische folgte dem Befehl, und mehr wie ein landflüchtiger Fürst denn als Bundesgenosse begab sich Ferdinand über die Grenze nach Pirna und Dresden. Hinter seinem Rücken flammte der offene Aufstand empor.

Im März 1547 schlossen die böhmischen Stände zu Prag einen förmlichen Bund zur Aufrechterhaltung ihrer Privilegien, stellten unter Kaspar Pflug von Schlackenwalde ein Heer auf und schickten Gesandte an Johann Friedrich. Auch in Schlesien wurde

die Kriegshilfe zum Teil verweigert, und die Oberlausitzer Sechsstädte beschränkten die ihrige auf zwei Monate. So konnte der König für Moritz wenig thun.

Albrecht von Brandenburg-Kulmbach in Sachsen.

Um so dringender, fast drohend, bemühte sich der Herzog beim Kaiser um eine Hilfe, und wirklich sandte ihm dieser den wilden Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der Ende Januar mit 2000 Reitern und 3500 Mann zu Fuß in Chemnitz eintraf. Als aber erst Ende Februar der Markgraf zu einem Handstreich auf Halle aufbrach, da ließ er sich im Schlosse zu Rochlitz, nachdem er dort leichtsinnig fünf kostbare Tage vergeudet hatte, im Morgengrauen des 2. März von dem Kurfürsten überfallen. Sein Heerhaufen wurde in einem wirren Straßengefecht zersprengt oder gefangen, er selbst fiel unverwundet dem Sieger in die Hände. Wiederum sah sich Moritz zum peinlichen Stillesitzen verurteilt. Er ging nach Freiberg. In seinem Rücken aber zeigten sich kurfürstliche Truppen im brandenburgischen Franken und im Erzgebirge; sie schienen den Böhmen die Hand reichen zu wollen.

Italienische Händel.

Der Norden war dem Kaiser so gut wie verloren, ja selbst seine politisch-kirchliche Basis begann zu wanken. Er wollte doch die Protestanten dem Konzile unterwerfen, und jetzt verlegte Paul III., den energisch ernstliche Reformen begehrenden Einfluß Karls V. auf die versammelten Väter fürchtend und persönlich gereizt durch die Aussichtslosigkeit seiner Versuche, das Herzogtum Mailand seiner Familie zu verschaffen, dieses Konzil von Trient nach seiner Stadt Bologna, wo er es völlig in der Hand hatte (März 1547). Das kam der Auflösung gleich. Denn die kaiserlich gesinnten Prälaten blieben in Genua, die Beratungen wurden unterbrochen. Wie sollte nun der Kaiser den Protestanten zumuten, sich einem Konzile zu fügen, das in sich gespalten war und also zu gar keinen endgültigen Beschlüssen gelangte? Sein Verdruß war tief und berechtigt. Und schon hatte er erleben müssen, daß dieser selbe Papst seine Truppen abrief und Ende 1546 seine Subsidienzahlungen einstellte (der Vertrag lautete nur auf sechs Monate), ja daß er mit Frankreich verhandelte, und daß durch alles dies ermutigt in Genua sich Graf Fiesco von Lavagna gegen den greisen Andrea Doria und damit gegen die kaiserliche Partei erhob. Wenn er auch dabei umkam, und die ganze Revolte scheiterte, so war das Ganze doch unverkennbar ein sehr gefährliches Anzeichen (Januar 1547). Allen Anzeichen nach zu urteilen, bereitete Frankreich im Bunde mit Rom eine Erneuerung des Kampfes um Italien vor und fing bereits an, mit den deutschen Protestanten zu unterhandeln.

Nur eine große kriegerische Entscheidung konnte den Kaiser aus diesen Nöten befreien. Die Möglichkeit zu einer solchen hatte ihm des Kurfürsten kurzsichtige Geschäftsführung geschaffen; sie zum glänzendsten Siege ausgebeutet zu haben, war Karls V. persönliches Werk.

Der Kaiser in Kursachsen.

Schon früher hatte er gelegentlich daran gedacht, selbst nach Sachsen zu gehen. Die Kunde von der Niederlage zu Rochlitz befestigte ihn in diesem Entschluß, und obwohl er leidend und hinfällig war, so sehr, daß man vielfach sein Ende nahe glaubte, brach er doch in einer Sänfte von Ulm nach Nördlingen auf und traf am 24. März in Nürnberg mit seinem Heere zusammen, das sich bereits in Bewegung gesetzt hatte. Von da ging es nordostwärts; am 5. April zog er in Eger ein.

Schon standen hier die herzoglich sächsischen und die böhmischen Truppen. Um nicht durch den böhmischen Aufstand vom Kaiser abgeschnitten zu werden, hatten Moritz und Ferdinand Sachsen gänzlich geräumt, mit Ausnahme weniger Plätze. Hinter ihrem Rücken überrannte jetzt wirklich in diesen Tagen der Kurfürst den Rest des Herzogtums Sachsen — nur Dresden widerstand seinem Anlaufe (13. April) — und schickte Thumshirn mit 4000 Mann zu Fuß und 600 Reitern nach dem Erzgebirge, um den Böhmen die Hand zu reichen, deren Anmarsch er erwartete. Durch diese

Entsendung, wie durch die zahlreichen Besatzungen schwächte er freilich sein anfangs stattliches Heer derartig, daß es kaum noch diesen Namen verdiente. Dazu fehlte ihm jeder militärische Gedanke, der über die Verteidigung hinausging. Und auch über diese vermochte er zu keinem bestimmten Entschlusse zu gelangen, um so weniger, als er über die Bewegungen des Kaisers sich so gut wie gar nicht unterrichtete, ja selbst an die Anwesenheit des Monarchen beim Heere kaum glaubte. Er blieb mit schwachen Kräften, höchstens 2000 Reitern und 4000 Knechten, bei Meißen stehen; wie gelähmt erwartete er das heranziehende Schicksal.

In Eger hatte Karl das Osterfest begangen, dort auch erfahren, daß König Franz I. am 21. Februar 1547 die Augen geschlossen habe. Von einem Eingreifen Frankreichs in die deutschen Händel war also zunächst keine Rede mehr. So sandte er schon am 11. April Herzog Moritz mit dem Vortrab voran; er selbst überschritt am 13. mit der Hauptmasse seines Heeres die Grenze des kursächsischen Vogtlandes und besetzte Plauen. Von dort aus rückten die Heerhaufen in zwei Kolonnen quer durch das Meißnerland nach der Elbe vor, so den Kurfürsten von Thüringen abschneidend. Am 22. stand die Hauptarmee um Jahna und Hof, drei Meilen westlich von Meißen, am nächsten Tage ruhte sie, nur Streifparteien wurden gegen die Elbe vorgeschickt.

Schlacht bei Mühlberg (1547).

Diese fanden Meißen geräumt, die Elbbrücke abgebrannt; auf dem rechten Ufer waren die Marschkolonnen des Kurfürsten sichtbar, wie sie nordwärts zogen und bei **Mühlberg** sich anschickten Lager zu schlagen. Offenbar waren sie im Rückzuge auf Wittenberg. Gelangten sie glücklich dahin, so zog sich der Krieg wieder unabsehbar in die Länge.

Diese Meldungen waren es, welche den Kaiser am 23. April nachmittags gegen fünf Uhr erreichten. Sofort berief er einen Kriegsrat, und dieser beschloß auf des Kaisers persönliches Drängen den Aufbruch für den nächsten Morgen, den Sonntag Misericordias domini, 24. April.

Die Pontons wurden sofort in Bewegung gesetzt, um ein Uhr morgens die gesamte Armee alarmiert. Noch vor Tagesanbruch setzte sich die Reiterei in Marsch, über 6000 Pferde, mit ihr Herzog Moritz, König Ferdinand und der Kaiser, dann die Infanterie, etwa 23000 Mann. Als die Fürsten gegen acht Uhr bei **Strehla** die Elbe erreichten, sahen sie vor sich, in den sprühenden Nebelregen eingehüllt, den breiten Strom, darauf die sächsische Schiffbrücke, dahinter auf dem etwas erhöhten rechten Ufer die Batterien und die Zelte des kurfürstlichen Lagers. Sofort ergab sich, daß die kaiserlichen Pontons zur Überbrückung weitaus nicht hinreichten, eine Furt aufzufinden gelang nicht, ein Moment peinlicher Ratlosigkeit trat ein. Da greift das kaiserliche Gefolge einen Müllerburschen aus dem herzoglich sächsischen Städtchen Mühlberg auf, der auf einem Esel daherreitet, Bartholomäus Strauch. Dieser erbietet sich, froh, durch solchen Dienst sich selbst und sein Tier zu retten, die gesuchte Furt zu zeigen, die er erst am vorhergehenden Tage durchritten hatte. Aber bis die Reiterei und das Geschütz heran waren, vergingen noch Stunden. Der Kurfürst hätte in dieser Zwischenzeit ungestört abziehen können, doch er hielt die da und dort am linken Ufer auftauchenden Reiterhaufen für bloße Streifscharen; auch die ersten Schüsse, die seine Hakenschützen mit den Spaniern wechselten, schreckten ihn nicht aus dem Gottesdienste in Mühlberg auf, er hat sogar noch ruhig in seinem Zelte getafelt. Nur die Schiffbrücke befahl er abzubrechen und stromabwärts zu führen.

Inzwischen war der Mittag herangekommen, die Sonne brach durch den Nebel, aber blaßrot, strahlenlos stand sie während des ganzen Nachmittages hinter dünnem Schleier. Jetzt fuhren die kaiserlichen Geschütze auf und eröffneten ein gewaltiges Feuer gegen die sächsischen Batterien; die Hakenschützen ihrerseits schossen sich mit den sächsischen herum, welche die Pontons der aufgelösten Brücke elbabwärts bringen sollten, und einige verwegene Gesellen schwammen, den Degen zwischen den Zähnen, zu ihnen hinüber und bemächtigten sich nach kurzem Kampfe der Boote. Damit war allerdings der Bau einer Schiffbrücke für die Kaiserlichen möglich, aber noch hätte der Kurfürst ihn wenigstens verzögern und damit seinen Rückzug sichern können; da zeigte Strauch die Furt, und nun setzten, bis an den Sattel im Wasser, dicht aneinander gedrängt, 4000 Reiter durch den Strom, voran Herzog Moritz, dann Karl und Ferdinand, der Kaiser in voller Rüstung mit der roten burgundischen Feldbinde auf kastanienbraunem Andalusierhengst. (So hat ihn Tizian gemalt.) Mittlerweile wurde auch die Brücke fertig, und das Fußvolk begann seinen Übergang. Jetzt endlich hatten sich die Kurfürstlichen in nördlicher Richtung auf Falkenberg zum Abmarsch in Bewegung gesetzt. Aber es fehlte ihnen an jeder sicheren

Leitung — Marschall Wolf von Schönberg war krank — Dörfer, Gräben und Zäune hemmten zudem den Marsch. Und hinter ihnen her, oft schon neben ihnen jagten die ersten kaiserlichen Geschwader unter Moritz, während Karl selbst mit dem „Gewalthaufen" noch zurück war, und das kaiserliche Fußvolk gar nicht ins Gefecht gekommen ist. Immer eiliger wurde der Rückzug, schon begann sich die sächsische Ordnung zu lockern. Da, zwischen 3 bis 4 Uhr,



161. **Karl V. über das Schlachtfeld von Mühlberg reitend.**
Gemälde von Tizian im Museo del Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Co. Nachf. in Dornach.

beschließt der Kurfürst standzuhalten, um die Verfolger kräftig zurückzuweisen. An einer Waldspitze der Lochauer Heide, des alten kurfürstlichen Jagdreviers, etwa drei Stunden nördlich von Mühlberg, ordnen sich seine Reiter, während durch sie gedeckt sich das Fußvolk zum Kampfe fertig macht. Aber auf der Stelle werfen sich Husaren und andre leichte Geschwader auf die Reiterei; diese, obwohl überlegen an Zahl, weicht ohne eigentlichen Kampf und rennt in verwirrter Flucht

die eben sich formierende Infanterie über den Haufen. Trotzdem setzt sich diese doch tapfer zur Wehr, wird aber rasch überwältigt, hitzig verfolgt und zum größten Teil zusammengehauen. Der Kurfürst mit drei oder vier Leuten, darunter Herzog Ernst von Braunschweig, sieht sich verlassen; er selber, ein beleibter Herr in schwarzer Rüstung, auf schwerem, jetzt auch ermüdetem Friesenhengste, wird von einem Husaren eingeholt. Entschlossen macht er Front gegen den Verfolger; einige Streiche desselben pariert er, aber endlich erhält er einen fingerlangen Hieb in die linke Wange und einen leichten Stich in den Hals. Indem kommen leichte italienische Reiter heran, noch will der Verwundete nichts von Ergebung wissen. Da drängt sich durch den Haufen ein sächsischer Ritter, Thilo von Trotha, ein Vasall des Herzogs Moritz. Aufmerksam gemacht durch dessen deutsche Worte, senkt der Kurfürst den Degen, und mit den Worten: „Einem Deutschen ergeb' ich mich" überreicht er dem Ritter ein paar Ringe und eine goldene Halskette als Zeichen der Übergabe. Indes wird der Sachse durch einen italienischen Offizier beiseite geschoben; dieser gibt dem Gefangenen einen Hut statt des Helmes und führt ihn zu Alba.

Es war gegen Sonnenuntergang, als der Kaiser, der noch weit zurückgeblieben war, im Beisein seines Bruders und eines zahlreichen Gefolges die Kunde erhielt, der Gegner sei in seiner Hand. Vielleicht der Höhepunkt seines politischen Lebens! Und nun kam der gefangene Kurfürst selber heran durch den dunkelnden Wald, Antlitz und Rüstung von Blut überronnen, zum Beweis seiner tapferen Gegenwehr, zum Tode erschöpft, aber nicht gebrochen, vielmehr würdig und gefaßt. Er erregte die Bewunderung, ja die Verehrung der Spanier und Italiener. Als er den Kaiser inmitten seines berittenen Gefolges stehend vor sich sah, wollte er absteigen und begann den Handschuh abzustreifen, um dem Sieger nach deutscher Art die Hand zu reichen. Doch Karl winkte ihm sitzen zu bleiben. Der Kurfürst zog nun den Hut ab und begann: „Gnädigster Kaiser und Herr —". „Ja, ja, bin ich nun Euer gnädigster Kaiser?" fiel ihm Karl in deutscher Sprache ins Wort, „das ist ein andrer Name, als der, mit dem Ihr mich sonst zu nennen pflegtet." Er dachte an den „Karl von Gent". Darauf der Kurfürst: „Ich bin Ew. kaiserlicher Majestät Gefangener und bitte Ew. kaiserliche Majestät, mich zu halten, wie einem gefangenen Fürsten zukommt." „Ich will Euch halten nach Gelegenheit und Eurem Verdienst. Eure Werke haben Euch dahin gebracht, wo Ihr seid. Gehet nur hinweg!" Während nach so rauhen Worten der Kaiser ihm ungnädig den Rücken wandte, sagte der Kurfürst noch kurz: „Macht mit mir, was Ihr wollt, ich bin in Eurer Gewalt."

Noch in der Nacht kehrte Karl in sein Lager jenseits der Elbe zurück. Erst der folgende Tag gestattete, die Lage völlig zu übersehen. Vom kurfürstlichen Heere hatten sich mit dem gleichfalls verwundeten Kurprinzen nur schwache Reste nach dem festen Wittenberg gerettet, alle Geschütze, Wagen und Fahnen waren verloren. Sonst freilich war die Lage lange nicht so verzweifelt, wie sie schien. Noch stand Thumshirn im Erzgebirge, noch hielten Wittenberg, Gotha, Heldrungen aus, und der Norden Deutschlands war noch unbezwungen. Aber das Entscheidende war doch die Gefangennahme des Kurfürsten; mit ihm als Geisel in der Hand konnte der Sieger mindestens die Sachsen zu allem bringen. So erschien er, nachdem sich Torgau schon am 26. April ohne Gegenwehr ergeben hatte, vor Wittenberg. Diese Festung aber, mit 120 Geschützen bewehrt, weigerte die Übergabe.

Wittenberger Kapitulation.

Der Kaiser ließ deshalb durch ein völlig unberechtigtes Kriegsgericht den Kurfürsten als Rebellen zum Tode verurteilen. Der nahm das ruhig hin, denn damit konnte Karl doch nicht Ernst machen, aber er gab den Kampf um die Rechte seines Hauses auf. Unzugänglich für jede Zumutung in betreff des Glaubens, war er doch bereit, sich auf immer in die Gefangenschaft des Kaisers zu begeben, auf die Kurwürde zu verzichten und auf den größten Teil seiner sächsischen Lande. Nur die thüringischen Ämter Gotha, Weimar, Eisenach blieben seinem Hause. So setzte es die von Johann Friedrich am 19. Mai unterzeichnete Wittenberger Kapitulation fest. Dem Vertrage entsprechend wurde am 23. auch Wittenberg übergeben. Am selben Tage zog der Kaiser in der Elbstadt ein, dem Ausgangspunkte der gewaltigen Bewegung, mit der er seit seiner Krönung immer vergebens gerungen hatte. Er bezeigte sich gnädig gegen die Kurfürstin Sibylle und besuchte, so erzählte man später, auch Luthers Grab. Den Rat einiger Fanatiker, die Gebeine des Ketzers herauszureißen, wies er ab: „Lasset ihn liegen, er hat seinen Richter gefunden. Ich führe Krieg mit den Lebendigen, nicht mit den Toten!" Selbst den evangelischen Kultus ließ er ungestört.

Nachdem er Sachsen bewältigt und sich der Person Johann Friedrichs bemächtigt hatte, blieb dem Kaiser nur noch die Niederwerfung Philipps von Hessen übrig. Da jede Aussicht auf Widerstand für diesen vorüber war, so übernahmen Moritz von Sachsen und Joachim II. von Brandenburg die Vermittelung zwischen ihm und dem Sieger und brachten am 2. Juni einen Vertrag zustande, nach dem sich der Landgraf dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, 150000 Gulden zahlen und seine Festungen überliefern sollte; doch wurde ihm die persönliche Demütigung nicht erspart, wohl aber ihm zugesichert, daß kein „beständiges" Gefängnis eintreten sollte. Freilich waren die Vermittler so unvorsichtig, auf eigne Hand ihm noch zu versprechen, es solle gar keine Gefängnishaft eintreten. Der Kaiser wußte dies, doch ließ er sie dabei. So erschien Philipp am 19. Juni in Halle, und vor großer Versammlung auf der Moritzburg beugte er seine Kniee vor dem Kaiser, konnte dabei aber ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken. „Wart, Landgraf, ich will dich lachen lehren!" rief ihm der Sieger mit drohend erhobenem Finger zu. Noch am Abend sollte Philipp die Wahrheit dieses Wortes erproben, denn auf Befehl des Kaisers forderte ihm Herzog Alba den Degen ab. Die zornigen Beschwerden der beiden Kurfürsten wies Karl kühl zurück, und sie mußten die formelle Berechtigung seines Verfahrens anerkennen. Doch einer nahm sich die Lektion zu Herzen und zahlte dem Meister nachmals das Lehrgeld mit Zinsen: das war Kurfürst Moritz.

Gefangennahme des Landgrafen Philipp.

Die Niederlage der Schmalkaldener mußte notwendig auch die Böhmen treffen, welche Miene gemacht hatten, sich mit jenen zu verbinden. Schon von Wittenberg aus erließ König Ferdinand unter Zusicherung der Amnestie die Aufforderung an sie, den Bund der Stände aufzulösen, und hatte, als er am 3. Juni in Leitmeritz mit starker Heeresmacht erschien, die Genugthuung, daß sich fast der ganze Adel ohne Widerstand ihm unterwarf und die Städte im Stiche ließ. Am 3. Juli besetzte er den Hradschin bei Prag, wenige Tage später ergab sich die Bürgerschaft der Prager Städte auf Gnade und Ungnade. Überaus hart waren die Strafen, welche sie und die übrigen „königlichen" Städte, im ganzen 26, trafen, offenbar darauf berechnet, ihre wenig beschränkte Selbstregierung empfindlich einzuschränken und der Königsgewalt eine festere Grundlage zu geben. Sie mußten auf ihre Privilegien verzichten, ihre Geschütze und Waffen übergeben und ihre Landgüter an die Krone abtreten. Auch 25 Herren und Ritter wurden zu schweren Bußen verurteilt, mehrere Ritter und Bürger enthauptet. Das war der „blutige Landtag", der den Nachkommen lange im Gedächtnis geblieben ist. Dasselbe Schicksal verhängte der Zorn des Königs, beherrscht von den Einflüsterungen des seit alters mit ihnen tief verfeindeten Adels, auch über die Sechsstädte der Oberlausitz, da sie ihr Kontingent zu seinem Heere zwar geschickt, aber, wiewohl ohne böse Absicht, es zu ihrem Unglück nach dem Ende der ausbedungenen Dienstzeit gerade am Tage von Mühlberg abgelohnt hatten. Doch haben die größeren von ihnen es nachmals verstanden, sowohl die eingezogenen Güter wieder zurückzukaufen, als auch ihre freie Ratswahl wiederzugewinnen; ihre weitausgedehnte Gerichtsbarkeit dagegen blieb ihnen verloren (vgl. oben S. 285). Immerhin bezeichnet doch dieser „Pönfall" das Ende ihrer alten Selbstherrlichkeit.

Unterwerfung Böhmens.

Nur eine Scholle deutschen Landes hat sich dem kaiserlichen Machtgebote niemals gefügt, das war ein Teil Niedersachsens. Hier standen die Hansestädte mit Magdeburg noch aufrecht, und als im Auftrage des Kaisers Erich von Braunschweig und Wrisberg nach einem ersten vergeblichen Anlaufe zum zweitenmal mit 29000 Mann vor Bremen erschienen, da verteidigte die streitbare Bürgerschaft aufs wackerste ihre Wälle, während hamburgische Kriegsschiffe die Weser deckten. Zum Entsatze von Bremen schlossen dann Magdeburg, Braunschweig und Hamburg mit der bedrängten

Schlacht bei Drakenburg.

Stadt ein neues Bündnis und brachten unter Graf Christoph von Oldenburg (vgl. S. 326 ff.) und Albrecht von Mansfeld ein stattliches Heer auf, das Thumshirn mit dem Reste der kursächsischen Truppen, die er auf kühnem Marsche vom Erzgebirge herangeführt hatte, verstärkte. Um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten, hoben die Kaiserlichen die Belagerung auf (22. Mai) und gingen in zwei Kolonnen, durch die Weser getrennt, südwärts dem Entsatzheere entgegen. Bei Drakenburg rechts der Weser erfuhr am 23. Mai Braunschweig die Nähe des Feindes und nahm eine feste Stellung auf dem Kröpelberge, um womöglich die Ankunft der zweiten Kolonne unter Wrisberg zu erwarten. Doch die Protestanten, erfüllt von der Bedeutung des Kampfes, gingen nach einem vorbereitenden Reiterangriff, an ihrer Spitze Graf Christoph und sämtliche Hauptleute zu Fuß, mit gefälltem Speer zum Sturme vor. Dem kaiserlichen Geschütz blieb nur zu einer Lage Zeit; denn schon waren die protestantischen Massen, von allen Seiten andringend, auf der Höhe angelangt und in einem wütenden Handgemenge warfen sie die Gegner hinunter. Über 3500 Mann blieben tot oder verwundet, 2500 gerieten in Gefangenschaft, sämtliches Geschütz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger. Mit genauer Not rettete sich Herzog Erich über die Weser. Diese „Schiffer" und „Bauern" aber, wie der Übermut der Gegner sie spöttelnd genannt hatte, lobten in ihren Liedern Gott, „de unse veldherr war".

Ihr Teilsieg konnte das Geschick des protestantischen Deutschland nicht wenden, aber daß diese trotzigen Niedersachsen zur Beschämung ihrer süddeutschen Landsleute den Nacken nicht unter das spanische Joch beugten, das sollte doch für die spätere Zeit von großer, nicht bloß moralischer Bedeutung werden.

Machthöhe und Fall Kaiser Karls V. (1547—1552.)

Die Ausnutzung des kaiserlichen Sieges.

Stellung des Kaisers. Der „geharnischte" Reichstag.

Deutschland lag besiegt zu den Füßen des Habsburgers; nur ein Teil der steifnackigen Niedersachsen hielt noch das Banner des Protestantismus aufrecht. Von Halle aus zog Karl triumphierend nach dem Süden, nach Augsburg, wohin er den Reichstag beschieden hatte. In seinem Gefolge führte er die gefangenen Fürsten mit sich, ein starkes Heer spanischer und deutscher Truppen umgab ihn. Mord und Brand, Mißhandlung und Plünderung bezeichneten die Spuren des Zuges. Selten wußte eine deutsche Landesherrschaft ihre Unterthanen so wirksam zu schützen, wie die tapfere Gräfin Katharina von Schwarzburg-Rudolstadt, welche die Beachtung des ihrem Lande verliehenen kaiserlichen Schutzbriefes durch die ernste Drohung, den Herzog Alba und sein Gefolge, ihre Gäste auf dem Schlosse zu Rudolstadt, gefangen zu nehmen, glücklich erzwang.

In Augsburg sammelten sich um den Kaiser die meisten deutschen Fürsten, vor allem sämtliche Kurfürsten, dazu viele Bischöfe und Äbte, Grafen und Herren, zahlreiche Gesandte deutscher Reichsstädte und fremder Mächte. Die meisten suchten ihre Schmach in Lustbarkeiten aller Art zu vergessen, alle bewarben sich wetteifernd um des Kaisers Gunst und Gnade; den Fremden erschienen sie nicht anders als die längst gedemütigten Granden Spaniens. Niemals seit den glänzendsten Zeiten des mittelalterlichen Kaisertums hatte ein Herrscher den Deutschen mit so imposanter Macht geboten. Sein starkes Heer, das in und um die Stadt Garnison hielt, bürgte für die Durchführung seiner Befehle. Es war in der That ein „geharnischter" Reichstag.

Seine Aufgabe war eine doppelte. Er sollte die besiegten Protestanten zur römischen Kirche wieder zurückführen und die Reichsverfassung auf neue Grundlagen stellen. Wie standen aber in diesem Augenblicke Papst und Konzil zu den Anschauungen der Protestanten und des Kaisers?



Kunstbeilage.

Herzog von Alba im Schlosse zu Rudolstadt.

Nach dem Gemälde von Heinrich v. Rustige im Kgl. Museum zu Stuttgart.

Konzil von Trient.

Zu Trient hatte die Versammlung unter päpstlicher Leitung gestanden; ihr Vorsitzender war Kardinal Giovanni del Monte, unter ihren Mitgliedern weitaus das hervorragendste der Augustinergeneral Seripando, ein verhältnismäßig freisinniger und gemäßigter Theolog, der namentlich auch für die Beteiligung der Protestanten entschieden eintrat. Die Mehrzahl der versammelten Väter freilich war ihrer hohen Aufgabe keineswegs gewachsen; „Befangenheit, Unwissenheit, unglaubliche Dummheit" sind die Eigenschaften, welche Seripando selber ihnen nachsagt; zudem ließen sich viele durch äußerliche Gründe, durch Geld und Pfründen ihre Stimmen abkaufen. Zwischen Italienern und Deutschen aber bestand ein solcher Haß, daß er selbst den geselligen Verkehr unmöglich machte und die Verhandlungen wesentlich erschwerte. Der Kaiser hätte nun gewünscht, daß das Konzil zuerst die Reform der Kirchenverfassung vornehme. Dies lief aber allzu sehr gegen das Interesse Roms, und so ging man zunächst an die Reform der Kirchenlehre. Was hier die päpstlich gesinnte Mehrheit durchsetzte, stand im schroffsten Widerspruche zu den Grundsätzen des Protestantismus. Aufs neue wurden als gleichwertige Quellen der Offenbarung die Tradition und die Bibel in der Form der Vulgata bezeichnet, die Notwendigkeit der „guten Werke" zur Rechtfertigung neben dem Glauben an Christi Verdienst anerkannt, die Siebenzahl der Sakramente festgehalten und dem entsprechend auch die Stellung des Klerus als des alleinigen und unumgänglichen Vermittlers zwischen Gott und den Menschen. Von den Protestanten eine Unterwerfung unter dieses Konzil fordern, hieß soviel als ihre Kirche vernichten.

Und doch, der Ausgang des Schmalkaldischen Krieges schien ihnen dieses Schicksal aufzuerlegen. Aber in jenem Augenblicke bestand das Konzil nicht mehr, wenigstens erkannte der Kaiser die in Bologna tagende Versammlung nicht als solches an und konnte also auch von den Protestanten nicht fordern, daß sie sich ihm unterwürfen.

Verwickelungen in Italien.

Um so eifriger bemühte er sich, Paul III. zur Rückverlegung des Konzils nach Trient zu bestimmen; mit Forderungen und heftigen Drohungen suchte er auf die Römer zu wirken. Und wirklich verständigten sich Kaiser und Papst endlich soweit, daß die Verhandlungen in Bologna vorläufig ausgesetzt werden sollten, damit dort nicht Beschlüsse gefaßt würden, die den Papst banden und die der Kaiser doch niemals anzunehmen vermocht hätte. Rom verpflichtete sich, die Entscheidung des Reichstages von Augsburg abzuwarten. Doch dieses mühsam errungene Resultat wurde wieder in Frage gestellt durch die politischen Verwickelungen in Italien. Beurteilte doch Paul III. auch die kirchliche Frage wesentlich von dem Gesichtspunkte seiner farnesischen Hauspolitik aus, und eben in dieser stieß er aufs heftigste mit Karl V. zusammen. Denn immer bestimmter faßte dieser als sein Ziel die möglichste Ausdehnung seines italienischen Besitzes ins Auge, und unermüdlich drängte sein Statthalter in Mailand, Ferrante Gonzaga, in dieser Richtung vorwärts, dachte an die Besitzergreifung Genuas, Sienas, Piombinos, vor allem aber des wichtigen Piacenza, des wertvollsten Gutes der Farnese, die hier Pierluigi vertrat. Diesen stürzte schließlich eine Verschwörung einheimischer Unzufriedener, hinter denen Gonzaga stand; er selbst fiel unter ihren Dolchen (10. September 1547), und kaiserliche Truppen besetzten Piacenza. Da fühlte sich der alte Papst in seinen heiligsten Empfindungen verletzt, er schwur dem Kaiser grimmige Rache und trat sofort mit Frankreich in Verbindung. Von der andern Seite legte wiederum Karl V. gegen die Fortsetzung der Verhandlungen in Rom und Bologna Verwahrung ein.

So geriet die kaiserliche Politik in ein heilloses Wirrsal, aus dem auch der Scharfsinn der spanischen Staatsmänner keinen Ausweg gefunden hat. Für die Durch-

führung der unumgänglichen Kirchenreform und vor allem für die Unterwerfung der Protestanten konnte sie des Einvernehmens mit dem Papste unmöglich entbehren, und in den italienischen Verhältnissen war sie unversöhnlich mit ihm verfeindet. Um so notwendiger mußte sie eine selbständige Regelung der Kirchenverhältnisse in Deutschland zu erreichen suchen.

Augsburger Interim.

Das Ergebnis ihrer Bemühungen war ein Entwurf, den der kurbrandenburgische Theolog Agricola in Verbindung mit dem (katholischen) Bischof von Naumburg, Julius Pflug, zustande brachte, und so groß war die Macht des Kaisers in diesem Augenblicke, daß der Reichstag dies Augsburger Interim nach bloßer Verlesung ohne Widerrede annahm (15. Mai 1548). Und doch, was mutete das Interim den Protestanten zu! Die bischöfliche Gewalt und die Ordnung des katholischen Gottesdienstes stellte es wieder her und gewährte Zugeständnisse nur insofern, als es ihnen die Priesterehe, den Laienkelch und die Aufhebung der Fastengebote nachließ, selbst dies aber nur bis zur Regelung durch ein Konzil. Traten diese Dinge in Kraft, dann war es zu Ende mit dem Protestantismus, und er wurde beschränkt auf ein paar Abweichungen von der allgemeinen Kirche, wie etwa der Hussitismus durch die Prager Kompaktaten (1433).

Noch aber blieb dem Kaiser die schwierige Aufgabe, diesem seinem Werke die Zustimmung des Papstes zu sichern, ohne dessen Mitwirkung es zustande gekommen war. Daß sie erfolgte (1548), verdankte Karl auch nur dem Ausbleiben der gehofften französischen Unterstützung für Paul III. Ein paar Nuntien erschienen in Deutschland, um auf Begehr die protestantischen Priester und Laien von der Befolgung der kirchlichen Gebote in jenen drei Punkten zu entbinden. Doch da war niemand, der ihren Dispens begehrte, und sie selber machten auch, geheimen Weisungen folgend, bald so viele Schwierigkeiten im einzelnen, daß der üble Wille Roms, selbst diese nicht bedeutenden und nur zeitweiligen Vergünstigungen zu gewähren, deutlich hervortrat. So wurde das Interim von Rom aus nicht unterstützt, und selbst die deutschen Katholiken waren geneigt, es zu verwerfen, weil sie Zugeständnisse an die Ketzer überhaupt nicht wollten, und die Lage blieb verworren wie zuvor.

Reichsreformversuche des Kaisers.

Nur wenig erfolgreicher war Karls V. Politik bei dem Versuche, die Reichsverfassung im Sinne einer Verstärkung der kaiserlichen Gewalt umzugestalten. Er wollte dem Reich eine feste Einnahme vor allem zur Bildung eines stehenden Heeres durch eine „Reichsrente“ verschaffen, die etwa durch eine ausgedehnte Einziehung von Kirchengütern ermöglicht werden sollte, und ferner die schwerfällige Maschine des Reichstages nicht geradezu beseitigen, wohl aber neben ihr einen Bund der Reichsstände herstellen, der seine Beschlüsse nach bloßer Stimmenmehrheit fasse. Ohne Zweifel hätte eine solche Einrichtung die bisherige Reichsverfassung thatsächlich zu einem wesenlosen Schatten verflüchtigt und sehr leicht das dauernde Übergewicht des Habsburgischen Hauses gegründet, ohne Zweifel aber auch waren diese Pläne an sich im nationalen Interesse. Doch jetzt rächte sich's bitter, daß der Kaiser 28 Jahre zuvor den Bund mit den nationalen Reformbestrebungen verschmäht hatte. Von der damaligen gewaltigen Strömung getragen, hätte er seine Gedanken unschwer zur Ausführung gebracht, wie Schwedens großer König Gustav Wasa es verstanden hatte; jetzt sah die Nation mit ihren Fürsten in solchen Plänen nichts als den Versuch, ihr dies verhaßte spanische Joch nur noch fester auf den Nacken zu legen, und so scheiterte Karl V. eben da, wo er einmal im Interesse Deutschlands arbeitete. Es blieb ihm nichts übrig, als mit Bewahrung der alten Formen seine Macht möglichst zu stärken. Wirklich erlangte er eine bedeutende Geldbewilligung zum Unterhalt eines Reichsheeres, zu dem auch fremde Truppen sollten gezogen werden dürfen, während er es wagen konnte,

deutschen Reichsangehörigen die Annahme fremden Dienstes zu untersagen und, wo sie vorkam, streng zu bestrafen.

Vertrag über die Niederlande.

Nur eines wirklich dauernden Erfolges konnte sich der Habsburger auf diesem Reichstage rühmen, jenes Vertrages, den er den Ständen über seine Niederlande abgewann (26. Juni 1548). Er vereinigte die siebzehn Provinzen zum „burgundischen Kreise" und stellte sie unter des Reiches Schutz, dafür leisteten sie Reichskriegssteuern, waren aber von den Gesetzen des Reiches und von der Gewalt des Reichskammergerichts entbunden. So führte der Habsburger den ersten Schnitt in das Band, welches diese herrlichen Lande mit Deutschland verknüpfte, um sie desto fester an sein Haus und an Spanien zu fesseln.

Durchführung des Augsburger Interims.

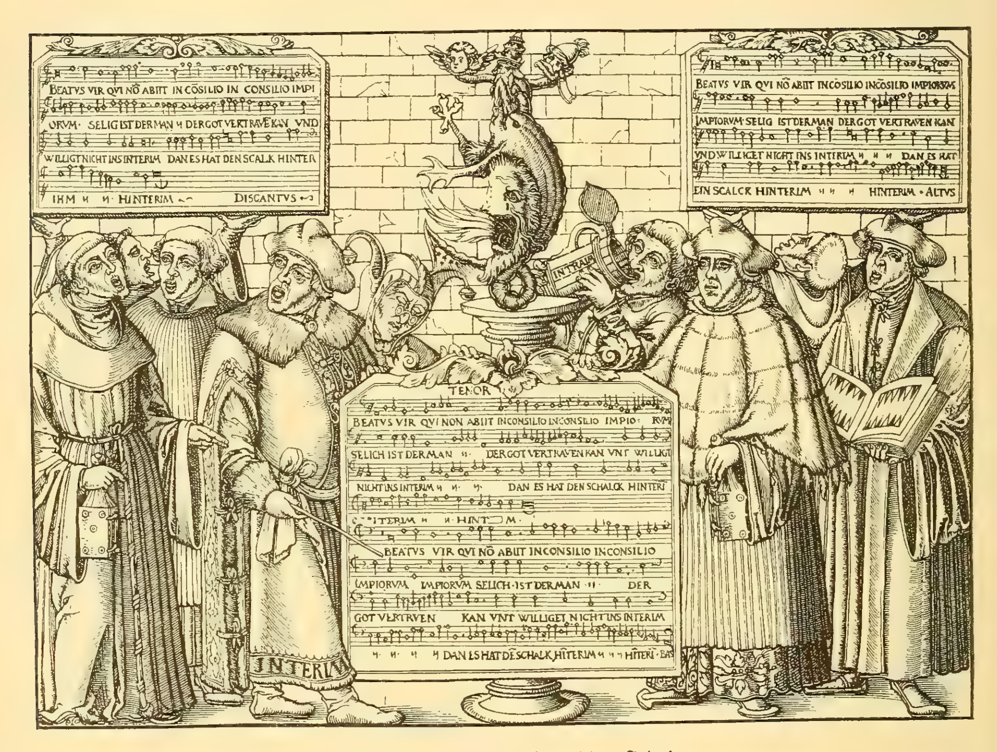
Während nun Karl nach den Niederlanden ging, begann er mit der Durchführung seines Interims und füllte dadurch Deutschland aufs neue mit Hader und Verwirrung. Die Reichsstädte des Südens suchten sich durch Zögern und Bitten so viel wie möglich diesem Zwange zu entziehen, und wo sie ihm wichen, die neue Ordnung in der Ausführung möglichst abzuschwächen. So ging es in Regensburg, Ulm, Nürnberg, Frankfurt, Augsburg. In der letzteren Stadt wurde die bisherige Verfassung zugleich durch eine streng aristokratische ersetzt. Offenen Widerstand wagte nur Konstanz. Seine tapferen Bürger wiesen einen Angriff spanischer Truppen heldenmütig zurück, und noch lange lebte das Gedächtnis jenes Wackeren, der auf der Rheinbrücke, um die Schließung des Thores zu decken, zwei spanische Soldaten an sich reißend mit ihnen kopfüber in den Strom hinabsprang. Doch ohne Hilfe gelassen von den Schweizern, stellte sich Konstanz, um wenigstens das Ärgste abzuwenden, unter den Schutz König Ferdinands und nahm österreichische Truppen auf (15. Oktober 1548). Mit ihrem Einzuge war nicht nur die Reichsfreiheit, sondern auch der Protestantismus verloren; die protestantischen Häupter wanderten aus, der Bischof kehrte zurück und stellte die alte Kirche in vollem Umfange wieder her.

Leipziger Interim.

Gefügiger zeigten sich die meisten Fürsten. Ulrich von Württemberg ließ das Interim verkündigen und befahl seine Durchführung. Heinrich von Braunschweig, nach dem Schmalkaldischen Kriege wieder in sein Land eingesetzt, begann sie mit Gewalt, Landgraf Philipp von Hessen versprach sie wenigstens, um freizukommen. Bedingungslos widersprachen nur Hans von Küstrin und der gefangene Johann Friedrich; als man ihm die lutherischen Bücher deshalb wegnahm, meinte er ruhig, was er aus ihnen gelernt habe, könne man ihm doch nicht aus dem Herzen reißen.

Einen Mittelweg schlug der kluge Moritz von Sachsen ein. Die Annahme des Augsburger Interims hätte die bittere Abneigung seiner Unterthanen gegen seine Politik zu gefährlicher Höhe gesteigert, eine offene Weigerung den Kaiser unnötig gereizt. So verschanzte er sich hinter den früher gegebenen Zusicherungen Karls (s. oben S. 364) und die Notwendigkeit, die Zustimmung seiner Stände einzuholen. Diese sprachen sich, wie er voraussetzte und wünschte, gegen das Interim aus (Juli 1548), und indem Moritz nun sehr geschickt sich mit ihrer Abstimmung gegen den Kaiser und mit des Kaisers Gebot gegen seine Stände deckte, brachte er nach schwierigen Verhandlungen eine besondere kursächsische Kirchenordnung, das Leipziger Interim, zustande (Dezember 1548), das in einigen Äußerlichkeiten der alten Kirche entgegenkam, in allem Wesentlichen die neue unangetastet ließ. Indem er nun dies Aktenstück mit Nachdruck dem Kaiser als das äußerste Maß dessen, was er seinem Lande abgewinnen könne, entgegenhielt, verhinderte er zugleich jeden lauten Widerspruch gegen sein Gebot — mehrere Prediger wurden deshalb ausgewiesen — schien es aber nicht zu bemerken, wenn es nicht befolgt wurde, und in kurzem konnte Melanchthon frohen Herzens rühmen, in Kursachsen bestehe der Protestantismus so ungestört weiter wie zuvor.

Magdeburg. Anders in Magdeburg. Hier gab es kein Schwanken und keine vermittelnde Richtung, sondern einfachen und nachdrücklichen Widerstand gegen jedes Interim. Protestantische Prediger, voran der Wittenberger Flacius (Illyricus) aus Istrien, und zahlreiche flüchtige Evangelische, wie Christoph von Oldenburg, Albrecht von Mansfeld, Kaspar Pflug u. a., denen allen es eine Freistätte gewährte, feuerten noch mehr die streitbare Bürgerschaft an, und mit Wort und Schrift, in Vers und Prosa, bald auch mit Speer und Feuerrohr verfocht die Elbstadt mutig und unerschüttert ihre kirchliche und politische Freiheit.



162. Gleichzeitiges Spottbild auf das Interim.

„Des Interims vnd Interimisten wahrhafftige abgemalte figur vnd gestalt daraus yedermann sonderlich bei dem Bretspiel, vnd den großen Kannen mit Bier, yhr andacht vnd meßig leben erkennen kann.“ — Auf den Notentafeln sind die Anfangsworte des 1. Psalms: „Beatus vir“ etc. übersetzt in: „Selig ist der Mann, der Gott vertrauen kann, und willigt nicht ins Interim, denn es hat der Schalk hinter ihm, Hinterim.“

Zweite Berufung des Konzils. So hatte das Augsburger Interim nicht den Frieden, sondern den offenen und heimlichen Krieg gebracht. Der Zustand war so unleidlich, daß auch Karl ihm ein Ende zu machen beschloß. Nachhaltig konnte das nach seiner Meinung nur durch das Konzil geschehen. Zu seinem Glücke war der greise Paul III. unter den Eindrücken bitterster Enttäuschungen gestorben (10. November 1549); der Nachfolger Julius III., jener Kardinal Giovanni del Monte, der besonders die Verlegung des Konzils nach Bologna betrieben hatte, schloß sich, obwohl von der französischen Partei gewählt, doch dem Kaiser an, zu dem ihn die Natur der Dinge trieb, und willigte endlich im Juni 1550 in die Berufung des Konzils, unter der Voraussetzung, daß die Protestanten sich auch den schon ohne sie zu Trient gefaßten Beschlüssen fügten, über die sie nachträglich indes wenigstens gehört werden sollten. Durch die Bulle vom 13. November berief er darauf das Konzil zum 1. Mai 1551 abermals nach Trient.

Der Reichstag, zu dem der Kaiser nach Augsburg herbeikam, sollte die Durchführung seiner kirchlichen Pläne fördern. Und fügsam genug erwies er sich. Über Magdeburg verhing er die Acht, und im Reichstagsabschiede wurde das Erscheinen der Protestanten in sichere Aussicht gestellt (14. Februar 1551). Fast unter seinen Augen ließ er es geschehen, daß auf des Kaisers Gebot aus Augsburg und mehreren benachbarten Städten alle lutherischen Prediger ausgewiesen wurden, damit es klar werde, wessen sich die Protestanten vom Konzile zu versehen hätten.

Pläne Karls V. für die Nachfolge im Reich.

Und eben damals arbeitete Karl V. eifrig daran, den Deutschen die Wohlthat dieser spanischen Herrschaft auf lange hinaus zu sichern. Von vornherein hatte er Spanien und Italien, die Grundlagen seiner Macht, seinem Sohne Philipp (II.) bestimmt, später noch die Niederlande hinzugefügt und sie eben deshalb aus ihrer natürlichen Verbindung mit Deutschland thunlichst gelöst. Jetzt dachte er daran, ihm auch im Reiche nach Ferdinands Tode die Kaiserkrone zu verschaffen, um seinem politisch-kirchlichen Systeme auf möglichst lange Dauer die Herrschaft zu sichern.



163. Papst Julius III. Kupferstich von Enea Vico.

Dem widerstrebte Ferdinand, weil er sich seinen Sohn Maximilian zum Nachfolger wünschte, und er suchte vor allem die Kurfürsten gegen den Plan seines kaiserlichen Bruders einzunehmen. So rückten auch in Augsburg die Dinge nicht vorwärts, obwohl auch Königin Maria aus den Niederlanden herbeieilte und auf Ferdinand wirkte. Inzwischen langte auch Philipp aus Italien in Augsburg an, um sich seinen künftigen Vasallen und Unterthanen zu zeigen; doch blieb auch dem Vater nicht verborgen, daß des Sohnes kaltgemessene und hochfahrende Art den Deutschen gründlich mißfiel. Trotzdem hielt er sein Projekt fest, hartnäckig, wie er pflegte, und endlich gelang es ihm, den innerlich widerstrebenden Bruder zur Einwilligung zu bewegen (9. März 1551). Philipp sollte in Italien als Reichsvikar (Statthalter) schalten, nach Karls V. Abgange römischer König, nach Ferdinands I. Tode Kaiser werden und sich als solcher von Erzherzog Maximilian, als römischem Könige, in Deutschland vertreten lassen. Zugleich übernahm es Ferdinand, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg zur Wahl Philipps zu bestimmen. Der Weg zum habsburgischen Weltreich und zur katholischen Einheit war mit voller Entschiedenheit

und klarem Bewußtsein betreten. Doch eben diese spanische Thronfolge brachte zwischen den beiden Brüdern tiefe Entfremdung hervor.

Aussichten und Stimmungen in Deutschland.

Was mußte aus Deutschland werden, wenn die unnatürliche Verbindung, in der es sich nun seit dreißig Jahren mit Spanien und seinen Nebenlanden befand, für alle Zukunft festgestellt wurde! Der Protestantismus und mit ihm alle Keime zu freier Geistesbildung wären zerstört, die Nation in ihrer eigentümlichen Entwickelung durch eine fremde Herrschaft unterbrochen worden. Schon seit dem Schmalkaldischen Kriege traten die Merkmale einer solchen deutlich hervor. Spanische und italienische Truppen lagen im Lande, spanische Feldherren und Minister, wie Alba und der jüngere Granvella, der Sprache und Sitte Deutschlands unkundig und voll hochmütiger Verachtung des deutschen Wesens, leiteten die kaiserliche Politik. Zum Glück empfanden die Deutschen die Gefahr ihrer Lage sehr wohl. Die allgemeinen Sympathien galten nicht dem siegreichen Kaiser, sondern dem besiegten und gefangenen Johann Friedrich und seinen Unglücksgenossen; in zornigen Liedern brach die Abneigung, ja der bittere Haß hervor gegen Kurfürst Moritz, diesen „Judas von Meißen", der den Vetter und seine Glaubensgenossen verraten habe um persönlichen Vorteils willen, und leidenschaftlich bäumten nationaler Stolz und religiöse Empfindung gegen die spanische Fremdherrschaft und ihre Vertreter auf, nirgends glühender und energischer als in dem prächtigen „Liede eines sächsischen Mädchens":

„Ach Got Vater durch Jhesum Christ,
der du der weisen vater bist,
ich bitt dich auß meins herzen grund
und schrei zu dir mit meinem mund.

Drum knie ich hie und schrei zu dir,
gnediglich, herr, wollst helfen mir,
daß ich mag bleiben bei deim wort,
geschendet nicht noch weg gefurt.

Mein vaterland bedrenget ist,
gefangen hart mit falsch und list,
dein heiliges Wort wirt weg gethan,
des bapstes grewel feht wider an.

Kein schmuck an meinem Leibe sei,
Bis Deutschland werde wider frei,
kein man noch jüngling hie auf erd,
dem ich freundlich zusprechen werd.

Kein trunk ich nim von keinem man,
weil sie kein herz im leibe hân;
stets soll mein angesicht sauer sehn,
bis die Spanier untergehn!"

Mit voller Entrüstung wies dann die protestantische Volksstimmung dies Interim zurück.

„Das Interim, das Interim,
das hat den Schalken hinter ihm!"

hieß es im Liede, und trotzig singt ein Volksdichter jener stürmischen Tage:

„Solt unser seel verderben,
wir nehmen dich nicht an!
viel lieber wolln wir sterben,
bapst, kaiser faren lan!"

Lagerten deutsche und spanische Truppen nebeneinander, so verging kein Tag, in dem sich der brennende Haß nicht in blutigen Händeln kühlte. Als der Kaiser in Halle verweilte, lieferten sich sogar beide Teile ein grimmiges Gefecht, bei dem 70 Spanier und 18 Deutsche tot auf dem Platze blieben. Bis in die höchsten Kreise hinauf ging diese tiefe Verstimmung; Herzog Albrecht von Bayern, ein katholischer Fürst, erwiderte niemals den Gruß eines Spaniers, und sogar Kurfürst Moritz sprach von einer „viehischen Servitut", die die Spanier über Deutschland gebracht hätten. Es war ein Haß, so glühend, wie er 1813 in Norddeutschland gegen die Franzosen empfunden wurde.

Doch wer sollte die Nation retten von dem, was sie als Knechtschaft und Gewissensdruck empfand? War es doch der Kaiser selber, der beide übte! Da konnte die Hilfe nur kommen von der fürstlichen Gewalt. Freilich ein Sieg derselben zertrümmerte unfehlbar den letzten Rest des kaiserlichen Ansehens und überlieferte Deutschland vollends der politischen Zerrüttung. Doch um geringeren Preis war seine Zukunft nicht mehr zu retten.

Den sein erbittertes Volk einen Judas schalt, der sollte die spanische Herrschaft stürzen und dem Protestantismus die Freiheit bringen. In spanischer Schule war Kurfürst Moritz zum Meister gebildet, der seinen kaiserlichen Lehrer übermeisterte.

Vertrauen hat zwischen beiden niemals bestanden, und insofern hat Moritz auch kein Vertrauen getäuscht. Wohl aber hatte Karl V., der ihm doch den Erfolg an der Donau ganz wesentlich verdankte, ihm den ausbedungenen Preis nicht vollständig gezahlt. Die fest versprochene Übergabe der magdeburgischen Stiftslande war nicht erfolgt; von den ernestinischen Landen hatte Moritz nur einen Teil erhalten, und wenn seine Vettern auch herabgebracht waren, so standen sie immer noch als selbständige Reichsfürsten da und waren nicht kurfürstliche Vasallen geworden, wie der Albertiner gewünscht hatte. Und wie hinterlistig hatte Karl V. ihn bei der Gefangennahme seines hessischen Schwiegervaters zu täuschen verstanden! Und nun sah er mit steigender Besorgnis die Willkürherrschaft des Kaisers, die auch ihm gefährlich werden konnte. So wurde der Herzog, der des Kaisers Bundesgenosse gewesen war, als Kurfürst sein natürlicher Gegner. Freilich mit Karl zu brechen war zunächst ganz unmöglich; die Protestanten selber hätten den bitter gehaßten „Verräter" von sich gestoßen, und er wäre verloren gewesen. Nur kaltblütige Klugheit und im entscheidenden Augenblick energisches Handeln konnten den Bundesgenossen des Habsburgers an die Spitze einer fürstlich-protestantischen Erhebung führen. Indem er diesen Wechsel bewerkstelligte, hat Moritz sein politisches Meisterstück geliefert.

Wendung des Kurfürsten Moritz.

Wie geschickt er sich dem Augsburger Interim gegenüber zu halten wußte, wurde oben bereits erzählt (S. 383). Und doch hätte ihm damals niemand ernste politische Pläne zugetraut. Denn auf jenem Augsburger Reichstage lebte er leichtsinnig und ausgelassen drauf los, zum Ärger seines getreuen Carlowitz, der sich auf offener Straße einmal seinen Herrn auszuschelten erlaubte. Nun sah der Kurfürst die steigende Erbitterung gegen das Interim rings um sich, erlebte, daß Philipp von Hessen zu Oudenarde in enger quälender Haft gehalten wurde, sah dann die kaiserlichen Verfassungspläne und endlich gar die drohende Nachfolge Philipps II. herannahen. Vorsichtig knüpfte er jetzt mit Ferdinand und Maximilian an, denn hier war ihr Interesse eins, und schon beriet er sich mit seinem Bruder August und mit Albrecht von Brandenburg-Kulmbach über Maßregeln zur „Erhaltung der christlichen Religion und der alten wohl hergebrachten Libertät und Freiheit, die sich die Herren den Deutschen zu nehmen unterstanden"; er setzte sich mit den Söhnen Philipps von Hessen in Verbindung. In Sachsen und Hessen begannen Truppenwerbungen. Im Mai 1550 vereinigte er sich mit Joachim II. von Brandenburg zu dem ersten offenen Schritt; sie verpflichteten sich, nicht auf dem Reichstage von Augsburg zu erscheinen, falls Landgraf Philipp von Hessen nicht freigelassen werde, und als dies nicht geschah, blieben sie unter Vorwänden den Verhandlungen fern.

Und doch that eben jetzt Kurfürst Moritz einen Schritt, der die Erbitterung seiner Glaubensgenossen aufs neue erweckte: er ließ sich die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg übertragen, gegen den letzten Hort des Protestantismus! Im November 1550 erschien er mit Heeresmacht vor der stolzen Stadt, die schon seit Monaten mit dem benachbarten Adel und ihrem Erzbischof Johann Albrecht, den sie nicht anerkannte, in verwüstender Fehde lag und kurz vorher gegen dessen Feldherrn, Herzog Georg von Mecklenburg, bei Kloster Hillisleben eine blutige Schlappe erlitten hatte (22. September). Am 28. November schon nahm Moritz durch raschen Überfall den Vorort Neustadt, schlug einen unter Heideck zum Entsatz heranziehenden Heerhaufen zurück und schloß dann die Festung seit Januar 1551 aufs engste ein.

Moritz vor Magdeburg.

Das aber führte ihn bis dicht vor einen kriegerischen Zusammenstoß mit seinen norddeutschen Glaubensgenossen. Denn schon seit dem 26. Februar 1550 standen Hans von Küstrin und Herzog Albrecht von Preußen im engen Bündnis zum Schutze der Religion; sie unterhandelten bereits mit Frankreich und rüsteten zum Entsatze Magdeburgs. Ein Zusammenstoß mit ihnen hätte Moritz unfraglich auf des Kaisers Seite getrieben, denn seinen Besitz wollte er behaupten, und doch war bereits seine ganze Politik auf die Trennung von Karl V. gerichtet. Da galt kein Säumen. Im tiefsten Vertrauen forderte Moritz den Markgrafen Hans zu einer persönlichen Zusammenkunft in Dresden auf. Hier eröffnete er dem erstaunten: auch er sei entschlossen, sich gegen den Kaiser zu wenden, und so kam am 20. Februar 1551 zwischen dem Sachsen und den beiden niederdeutschen Fürsten eine feste Vereinbarung zustande „zur Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen". — Aber einen festen Rückhalt erhielt diese Fürstenverbindung doch erst durch die Anlehnung an Frankreich. Was die Schmalkaldener gewissenhaft, aber kurzsichtig stets verschmäht hatten, so oft sich ihnen die Gelegenheit dazu bot, das that jetzt der Albertiner in nüchterner Erwägung der Weltlage ohne Bedenken.

Vertrag von Lochau und Chambord.

Denn abermals plante man dort einen umfassenden Angriff auf die habsburgische Macht. Unversöhnlich war der Gegensatz zwischen beiden vor allem in der Frage über Piemont, das Frankreich als Basis seiner oberitalienischen Pläne nicht aufgeben, Karl V. ihm eben deshalb nicht überlassen wollte. Auch mit dem Papste hatte sich König Heinrich II. überworfen; er schützte Ottavio Farnese im Besitze von Parma, das Julius III. an den Kaiser zu verleihen wünschte. Infolgedessen brach der König die diplomatische Verbindung mit dem Kaiser ab und weigerte zugleich dem Konzile von Trient den Gehorsam im Namen der französischen (gallikanischen) Kirche (September 1551). Schon dachte er an den Einmarsch in Mailand, an einen Bund mit dem Sultan, der gegen Karl V. schwer gereizt war, weil eine spanische Flotte seinem Vasallen Dragut die feste Seestadt Mehadia (Afrika) entrissen hatte (10. Sept. 1551), an einen türkisch-französischen Seeangriff auf Neapel. Da mußte ihm eine reichsfürstliche Erhebung gegen den Kaiser hochwillkommen sein; hatten doch auch schon vorher protestantische Fürsten, Ulrich von Württemberg und Philipp von Hessen, sich nicht gescheut, französische Unterstützung anzunehmen. Und jetzt war König Heinrich II. eines hohen Preises sicher, wenn er Moritz und seinen Genossen seine Hilfe lieh. Auf Schloß Lochau (Annaburg) bei Torgau kam nach längeren Verhandlungen, die schon seit dem Mai hin- und hergingen, im Oktober 1551 zwischen den verbündeten Reichsfürsten und Frankreich jene berufene Übereinkunft zustande, die den König zu einem Angriff auf Lothringen verpflichtete und ihm dafür, allerdings nur als Reichsvikar (Statthalter), die Stiftsgebiete der Bistümer Metz, Toul und Verdun überlieferte. Auch Moritz war zum Angriff entschlossen, denn daß die Beschränkung auf die Verteidigung, wie sie der ehrliche, aber kurzsichtige Hans von Küstrin befürwortete, nichts sei, als die Einleitung zu Niederlagen, war dem scharfblickenden Sachsen nicht zweifelhaft. Die Einzelheiten wurden dann durch den Bischof Du Fresse von Bayonne, der im Dezember nach Dresden kam, noch weiter verhandelt, und am 15. Januar 1552 genehmigte König Heinrich II. den Vertrag auf Schloß Chambord an der Loire. Einzelheiten wurden dann noch zu Friedewalde in Hessen geordnet. Als Zweck des Bundes wurde die Erhaltung des Protestantismus und der reichsfürstlichen Libertät bezeichnet; auch die Einziehung Magdeburgs und Halberstadts sowie fränkischer Stifter faßte man ins Auge.

Gewiß war es eine Schmach für die Nation, wenn ihre Fürsten von ihrem Leibe Stücke losreißen mußten, um die französische Hilfe zu bezahlen: „das ist der alte Fluch, der auf jedem Versuche ruht, durch fremde Hilfe die Freiheit zu erringen.



164. Kaiser Karl V. im Alter von 48 Jahren.
Nach Tizians Gemälde in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Aber es hat keine andre Möglichkeit gegeben, die undeutsche Regierung dieses Kaisers von der Nation abzuwerfen, als eine schmähliche Verbindung mit dem nationalen Feinde", und es war in der That immer noch das kleinere Übel, die lothringischen Bistümer den Franzosen, als die Zukunft Deutschlands den Spaniern und der katholischen Reaktion zu opfern.

Während diese Verhandlungen spielten, war Magdeburg endlich gefallen. Am 3. November kapitulierte die Stadt, scheinbar auf Gnade und Ungnade, aber unter der Magdeburgs Fall.

Hand gab Moritz ihr die Versicherung, daß ihr alle Rechte und ihre Religion gelassen werden sollten, wogegen sie dem Kaiser und dem Kurfürsten (als Burggrafen) die Huldigung leistete. Am 9. November zog er in Magdeburg ein, im Stahlharnisch, mit glänzendem Gefolge, ihm voraus der kaiserliche Kommissarius Lazarus Schwendi. Endlich hielt er die mächtige Stadt in seiner Hand, nach deren Besitz er solange getrachtet hatte, und ruhig ertrug er es, daß erbitterte Vorwürfe seiner Glaubensgenossen von allen Seiten auf ihn niederregneten, als auf einen Verräter. Sie sollten ihn bald ganz anders nennen.

Denn schon hatte er das schlaue Spiel begonnen, das den Kaiser in Sicherheit wiegte und ihn schließlich fast wehrlos dem Kurfürsten in die Hände lieferte.

Beratungen in Trient.

Die Truppen, die Magdeburg belagert hatten, hielt er unter dem Vorwande zusammen, daß es an Geld fehle, sie auszuzahlen; die entlassenen Söldner der Magdeburger nahm er in seinen Dienst und verlegte sie alle weiter südwärts in die Gegend von Mühlhausen und Erfurt. Zugleich traf er ernste Vorbereitungen zur Beschickung des Tridentiner Konzils. Denn dies war im September 1551 wirklich wiederum eröffnet worden, eine glänzende Versammlung von etwa 300 Bischöfen aus Italien, Spanien, Deutschland und Ungarn, nur die Franzosen fehlten. Der Kaiser selbst verweilte seit dem November in Innsbruck, um den Beratungen nahe zu sein; die Protestanten durfte man mit Sicherheit erwarten, auch hatte Kurfürst Moritz bereits Wohnung in Innsbruck bestellt und Melanchthon mit andern Theologen abgesendet; alles schien sich gut anzulassen. Doch bald trat der alte Zwiespalt wieder hervor.

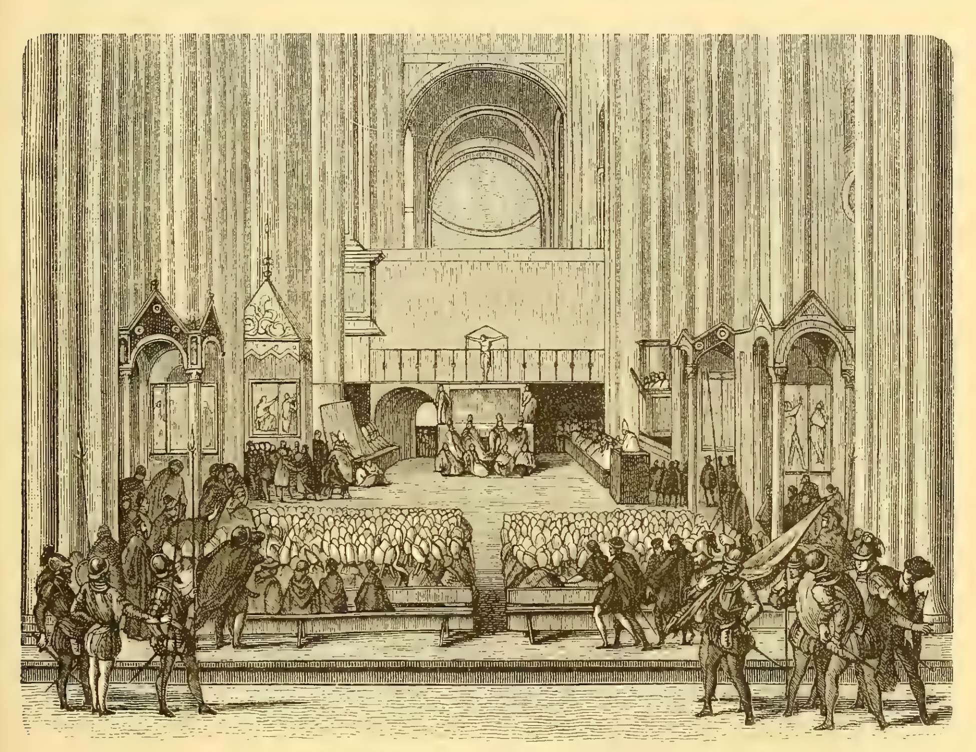
Die Römer wollten möglichst rasch die Beratung über die Lehrsätze abschließen, die Verfassungsfrage ganz beiseite schieben. Auf diese legten wiederum die Spanier das Hauptgewicht, sie wollten namentlich den päpstlichen Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Stellen thunlichst abschneiden. Und nun stand obendrein die Ankunft der Protestanten bevor. Was sollte werden, wenn sich diese spanische Opposition mit der protestantischen zum Kampfe gegen das Papsttum vereinigte! Am 24. Januar 1552 erschienen in der That die Gesandten der protestantischen Fürsten, meldeten, daß ihre Theologen unterwegs seien, und forderten für sie freies Geleit nach Trient. Dies wurde ihnen bewilligt; um so größer war Zorn und Entsetzen der Päpstlichen, als sie die weiteren Forderungen der Protestanten vernahmen: die Bischöfe sollten für die Dauer des Konzils von ihrem dem Papste geleisteten Eide entbunden, die höchste kirchliche Autorität dem Konzile beigelegt, die Grundartikel, die schon 1548 beraten worden waren, noch einmal vorgenommen werden. Mit Mühe erreichte der Kaiser, daß die Debatten über Priesterehe und Laienkelch bis zur Ankunft der evangelischen Theologen aufgeschoben wurden; seine eignen Vertreter überzeugten sich bald, daß mit diesem Konzil nichts zu erreichen sei, und rieten ihrem Herrn dringend zum Abbruch der Verhandlungen; schon reisten die deutschen geistlichen Kurfürsten ab, weil sie die Fortsetzung der Beratungen für nutzlos hielten.

So war alles wieder in Auflösung, und abermals gingen die Hoffnungen des Kaisers in Trümmer. — Im selben Moment traf ihn noch der furchtbarste Schlag: Kurfürst Moritz erhob das Banner des Aufstandes.

Bruch zwischen Karl V. und Moritz.

Die Forderung der Verbündeten, den nun seit fünf Jahren gefangen gehaltenen Landgrafen Philipp freizulassen, hatte der Kaiser abgelehnt, weil er, obwohl gewarnt, den Deutschen ein so verschlagenes Spiel nicht zutraute; das gab ihnen den erwünschten und allverständlichen Vorwand. Geschickt bediente sich dessen Moritz auch gegenüber dem Landtage zu Torgau; er stellte seinen getreuen Ständen, die ihm vom Kriege gegen den Kaiser dringend abrieten, vor, er müsse sich selber als Bürge des Vertrags von Halle kaiserlicher Haft stellen, wenn die Befreiung des mißhandelten Landgrafen nicht erreicht werde, und gewann so ihre Einwilligung zu seinem Unternehmen.

So brach er nach Süden auf mit 20 000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern. Von Erfurt aus ging der Zug über den Thüringer Wald. In Bischofsheim an der Rhön stieß Wilhelm von Hessen zu ihm, in Rothenburg an der Tauber Markgraf Albrecht (23. März). Öffentliche Ansprachen verkündigten als Gründe des Krieges die Willkürherrschaft des Kaisers, die sich gegen die Wahlkapitulation auf fremde Truppen stütze, sein Bestreben, die wahre christliche Religion auszurotten, und die Gefangenhaltung des Landgrafen; jeder Reichsstand ward zum Anschluß aufgefordert, wer ihn weigerte, mit Angriff bedroht. Hatten sechs Jahre zuvor die Schmalkaldener durch Saumseligkeit gefehlt, Moritz zeigte von solcher nichts; schon am 1. April gewann er in angestrengten Eilmärschen Augsburg, den wichtigsten Geldplatz des Kaisers, den Des Kurfürsten Marsch nach Süden.



165. Eine Sitzung des Konzils zu Trient.
Nach dem Gemälde Tizians im Louvre zu Paris.

Sitz seiner Bankiers, der Fugger und Welser. Dort lag spanische Besatzung, aber die Bürgerschaft, durch das Interim und das neuaufgerichtete aristokratische Regiment hart bedrückt, jubelte dem anrückenden Sachsen als Befreier entgegen, und während Anton Fugger nach Innsbruck eilte, um Hilfe von Karl zu erbitten, der selbst der Hilfe bedurfte, ergab sich Augsburg, stellte den evangelischen Gottesdienst und die alte Zunftverfassung frohlockend wieder her (4. April). Dagegen verweigerte Ulm die Übergabe und mußte eingeschlossen werden.

Zu gleicher Zeit waren die Franzosen unter dem Connétable von Montmorency in Lothringen eingebrochen. Ein Manifest in deutscher Sprache bezeichnete den König Heinrich als „Retter der germanischen Freiheit und der gefangenen Fürsten"; nur um beide vor der Tyrannei des Kaisers zu bewahren, wolle er einrücken. Ohne Widerstand wurden Toul und Verdun besetzt, auch Nancy gewonnen, der Herzogin Christine, Die Franzosen in Lothringen.

einer Nichte des Kaisers, wurde die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn aus den Händen genommen und dieser nach Paris gesendet. Größere Schwierigkeiten fand Montmorency in Metz, denn dessen Bürgerschaft war, obwohl meist französischen Stammes, doch durchaus deutsch gesinnt, vornehmlich weil ihre Reichsfreiheit dem Bischof gegenüber in der Verbindung mit Deutschland die beste Stütze fand. Deshalb gelang es der kleinen französischen Partei unter Bischof Robert nur mit großer Mühe, für Montmorency die Erlaubnis zum Durchzuge seiner Garde zu erhalten; doch hinter dieser drang sein ganzes Heer in die Stadt und bemächtigte sich so der gewaltigen Moselfestung durch einen treulosen Handstreich. Um den widerstrebenden Rat gefügiger zu machen, entbot dann Montmorency die deutschgesinnten Mitglieder desselben unter dem Vorwande, er sei krank, in seine Wohnung; hier stieß er den Schöppenmeister mit eigner Hand nieder, die übrigen erlagen den Streichen seiner Garden. Niemand wagte seitdem mehr Widerspruch, und als am 18. April König Heinrich einzog, da feierte ihn eine Inschrift als Schirmherrn des heiligen römischen Reiches. Er selber wandte sich dann über Zabern nach dem Elsaß. Aber die rheinischen Kurfürsten wiesen seine Bündnisanträge zurück, und das tapfere Straßburg rüstete sich zur entschlossenen Gegenwehr. Nur als Gast mit kleinem Gefolge ließ es den „Befreier“ auf wenige Stunden ein.

Verhandlungen zwischen Ferdinand und Moritz.

So sah der Kaiser sich von zwei Seiten überrascht und angefallen. Ein Heer stand ihm nicht zur Verfügung, es blieb ihm nur der Weg zu Verhandlungen übrig. Mit solchen beauftragte er seinen Bruder Ferdinand. Dieser war freilich weit entfernt, ohne weiteres die Partei des Bruders zu vertreten; er dachte vielmehr, als Vermittler die Mehrheit der deutschen Fürsten um sich zu vereinigen und mit ihnen den Frieden und die Ordnung der Nachfolge in seinem Sinne durchzusetzen. So traf er mit Moritz in Linz zusammen (20.—23. April). Ohne weiteres genehmigte er dessen erste Forderung, Philipp freizulassen; die beiden andern: Herstellung der alten Ordnung im Reiche und Beendigung des Religionsstreites, verwies er an einen Reichstag; wegen Frankreich wurde Moritz mit Verhandlungen beauftragt. Alles weitere sollte auf einer Zusammenkunft der neutralen Fürsten zu Passau, die am 26. Mai eröffnet werden sollte, beraten werden. Am selben Tage hatte der Waffenstillstand zu beginnen; einen früheren Anfang hatte Moritz rundweg abgelehnt.

Moritz gegen Tirol.

Mehr als einen vollen Monat also gewann Moritz für sein kriegerisches Vorgehen gegen den wehrlosen Oberherrn. Der Sachse zögerte nicht, die Gunst der Lage auszunützen. Er eilte wieder zum Heere, führte es bei Lauingen über die Donau, dann über Kaufbeuern geradeswegs nach der Tiroler Grenze. Durch den Paß von Füssen drang er jählings ein, zersprengte bei Reute einen kaiserlichen Haufen, und am 18. Mai nahm der tapfere Georg von Mecklenburg die gefürchtete Ehrenberger Klause mit stürmender Hand. Der Weg nach Innsbruck war offen, in zwei Tagen konnten die Kurfürstlichen in der Hauptstadt Tirols stehen, und Moritz war nicht der Mann, eine Sache halb zu thun; hätte er den „alten Fuchs“, den Kaiser, fangen können, er hätte ihn sicher gefangen. Da hielt eine Meuterei unter den Söldnern, die den üblichen „Sturmsold“ für die Eroberung der Klause forderten, den Kurfürsten auf; als er persönlich unter den Tobenden erschien, kam er in Lebensgefahr. Diese Zögerung rettete den Kaiser. In der Nacht des 19. Mai verließ er Innsbruck, körperlich schwer leidend und geistig niedergedrückt. Reiter mit Fackeln und Windlichtern umgaben seine Sänfte auf der Brennerstraße, auf welcher der Sturm heulend ihm entgegenfuhr. So kam er mühselig und von Gefahren umgeben über noch schneebedeckte Päße nach Brunecken im Pusterthale und ging von da nach Villach in Kärnten. Ihm folgte Kurfürst Johann Friedrich, dem er noch vor der Abreise im Schloßgarten


DEUTSCHLAND
um 1550.
bearbeitet von Carl Wolf
Maßstab 1 : 5000000
KÖNIGR. DÄNEMARK
HZ. HOLSTEIN
HZ. MECKLENBURG
HZ. POMMERN
KURF. BRANDENBURG
Mittelmark
ERZB. BREMEN
GRAFSCH. OLDENBURG
GR. HOYA
HERZOGT. BRAUNSCHW.-LÜNEBURG
BISTUM MÜNSTER
HZ. KLEVE
HZ. WESTFALEN
GRAFSCH. LIPPE
ERZB. MAGDEBURG
LANDGR. HESSEN
HZ. SACHSEN
MARKGR. OBERLAUSITZ
ERZB. TRIER
Luxemburg
BAMBERG
Oberpfalz
HERZOGT. WIRTEMBERG
HERZOGT. BAYERN
ERZB. SALZBURG
ERZHERZOGT. ÖSTERREICH
HERZOGT. STEIERMARK
KÄRNTEN
HERZOGT. KRAIN
GEF. GRAFSCH. TIROL
EIDGENOSSISCHES GEBIET
GRAUBÜNDEN
SAVOYSCHE LANDE
HERZOGT. MAILAND
REPUBLIK VENEDIG
BÖHMISCHE LANDE
KÖNIGR. BÖHMEN
MARKGR. MÄHREN
KÖNIGR. POLEN
WESTPREUSSEN
KÖNIGR. FRANKREICH
Champagne
Picardie
Bourgogne
Bourbonnais
Dauphiné
ENGLAND
Nordsee
Ostsee
Römisch Deutsches Kaiserreich
Abkürzungen
Ed. Gaeblers Geogr. Inst. Leipzig

von Innsbruck seine Freiheit angekündigt hatte, unter der einzigen Bedingung, daß er ihm vorläufig folge. Wenige Tage später, am 23. Mai, zog Kurfürst Moritz mit glänzendem militärischen Gepränge in Innsbruck ein.

Vor seinem unaufhaltsamen Anmarsche war auch das Konzil von Trient auseinander gestoben, schon am 28. April 1552 hatte es sich auf unbestimmte Zeit vertagt.

Die Fahnen der Protestanten wehten von der unteren Elbe bis zum Brenner, die Macht des Kaisers über Deutschland lag zerschmettert am Boden. An dem Sieger war es, die Früchte des Sieges zu pflücken.

Vertrag von Passau 1552.

Die Stimmung der Nation kam Moritz zu Hilfe. Nachdrücklich, unwiderstehlich sprach sie sich für den religiösen Frieden aus, und die neutralen Fürsten, die sich zahlreich zu Passau einfanden, gaben ihr kräftigen Ausdruck. Die Teilnahme der Franzosen an den Friedensverhandlungen lehnte man entschieden ab, ihr Vertreter that wohl daran, aus Passau zu verschwinden. Aber der Kaiser, undeutsch wie immer, hatte für den lauten Friedensruf der Nation keine Ohren; nur mit äußerster Mühe gelang es König Ferdinand durch persönliche Vorstellungen, ihm das Zugeständnis abzuringen, daß mindestens bis zum nächsten Reichstage den Protestanten der Friedenszustand gewährt werden solle. Und auch gegen dieses Zugeständnis gedachte der Kaiser noch heimlich zu protestieren; ja, er dachte daran, Johann Friedrich gegen Moritz zu brauchen, unterhandelte mit Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Hans von Küstrin, ließ in Italien und Spanien rüsten. Doch darum unbekümmert, schlossen die Fürsten den Vertrag von Passau ab (16. Juli 1552); am 2. August unterzeichnete ihn Moritz, am 15. auch der Kaiser. Er bestimmte zunächst die Entlassung der Truppen bis zum 12. August und die Erlösung Philipps von Hessen. Binnen einem halben Jahre sollte ein Reichstag zusammentreten, um Mittel zur Herstellung des Religionsfriedens und die Beschwerden gegen die Regierung des Kaisers zu beraten. Bis dahin war der Friede für beide Religionsparteien gewährleistet. Alle Geächteten erhielten Amnestie, allen während des Krieges Geschädigten wurde Rückgabe ihrer Güter oder Entschädigung versprochen.

Gewiß ein erstaunlicher Erfolg! Was der Kaiser mühsam aufgebaut hatte, war wie vom Winde verweht, sein Ansehen vernichtet, jede Aussicht auf die Unterwerfung der Protestanten unter das Konzil verloren, die Nachfolge seines Sohnes unmöglicher denn je. Daß der Fall der kaiserlichen Macht die schwachen Bande des Reichszusammenhanges vollends lockerte, das wurde wenig empfunden, bedeutete das doch zunächst die Befreiung von der verhaßten spanischen Herrschaft und unerträglichem religiösen Zwang. Dem Kurfürsten Moritz freilich wußte das Volk wenig Dank, er blieb unbeliebt, wie er gewesen war, kaum ein Lied erklang zu seinem Preise.

Der Ausgang Karls V. und der Religionsfriede von Augsburg.
(1552—1558.)

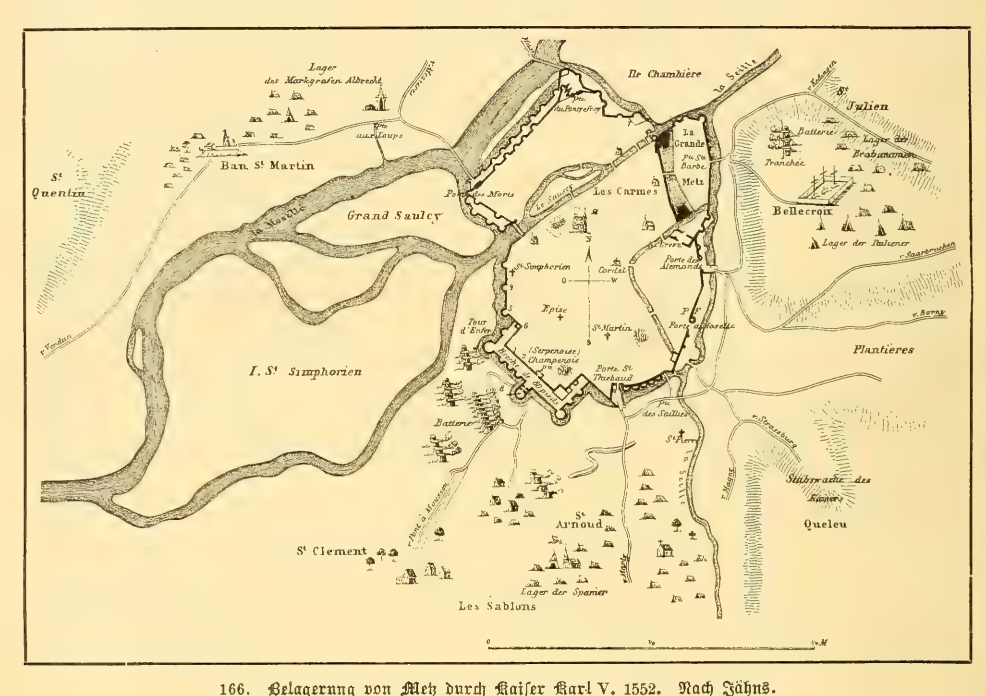
Der Kaiser vor Metz.

Des Kurfürsten Moritz Aufgabe war, das Gewonnene zu behaupten und weiter auszubauen, des Kaisers einziger Gedanke, zu zerstören, was er widerwillig hatte müssen entstehen sehen. Zunächst freilich nahmen die auswärtigen Angelegenheiten alle Kräfte in Anspruch. In Lothringen standen die Franzosen, in Ungarn und Italien drohten die Türken. Daß unter seiner Herrschaft ein Gebiet des Reiches verloren gehen sollte, war dem alternden Kaiser begreiflicherweise ein unerträglicher Gedanke, und da König Heinrich II. sich weigerte, die Bistümer wieder zu räumen, so unternahm Karl in Person seinen letzten Feldzug gegen Metz. Mit starkem spanisch-italienischen Heere erschien er im Oktober 1552 vor der stolzen Feste und lagerte sich auf denselben

Höhen im Osten und Süden, die jetzt die gewaltigen Forts tragen. Von Südwesten her begann er die Beschießung. Doch Herzog Franz von Guise verteidigte Metz, das Montmorency „wie ein Fuchs“ genommen hatte, wie ein Löwe; Krankheiten und Strapazen lichteten des Kaisers südländische Truppen in furchtbarster Weise, und schließlich blieb nichts übrig als der Rückzug (Januar 1553), der die Straßen mit Leichen und Trümmern besäete. Gebeugt ging der Kaiser nach den Niederlanden, um niemals wieder deutschen Boden zu betreten; er mußte erleben; daß das protestantische Volk ihm höhnend nachsang:

„Die Metz und die Magd (Magdeburg)
Haben dem Kaiser den Tanz versagt.“

Türkenkrieg. Zugleich bedrohte eine türkisch-französische Flotte Neapel, und Draguts Korsarenschiffe plünderten im Mittelmeer. Das Glück versagte sich dem Habsburger, um dem



166. Belagerung von Metz durch Kaiser Karl V. 1552. Nach Jähns.
1 Tour St. Michel. 2 Tour des ligniers. 3 Tour des vassieux. 4 Tour des boulangers. 5 Tour des charpentiers. 6 Plattform St. Marie. 7 Plattform des rates. 8 Bastille.

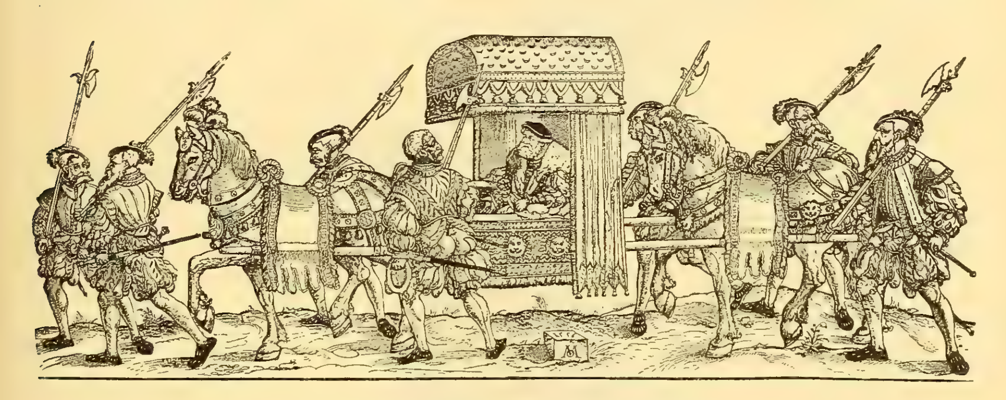
Wettiner zu lächeln. Wieder waren die Osmanen im österreichischen Ungarn eingefallen, hatten das tapfer verteidigte Temesvár erobert und bedrohten von Ofen aus Erlau, wo sich Zipser Landvolk unter Georg Dobó standhaft behauptete. Da erschien Kurfürst Moritz zum Entsatze. Seine Ankunft rettete Erlau, und wenn er auch das Verlorene nicht wiederzugewinnen vermochte, er hatte doch immer einen Erfolg davon getragen, der dem Kaiser versagt blieb.

Der Kaiser gegen Moritz von Sachsen. Um so eifriger wühlte und hetzte der erbitterte Karl. Alle Gedanken vereinigten sich bei ihm in dem einen: Rache zu nehmen an dem Wettiner, der ihm die Krone seiner Siege vom Haupte geschlagen hatte. An Elementen dazu fehlte es in Deutschland keineswegs.

Der alte Johann Friedrich hatte freilich die Verträge des Kaisers mit Moritz anerkannt und war im September 1552 als ein Friedensfürst in die ihm verbliebenen

Lande heimgekehrt, von seinen Unterthanen mit inniger Verehrung empfangen. Aber der Groll gegen den treulosen Vetter war nicht erloschen, und er bot daher wieder die Hand zu Verhandlungen mit Karl, die ihre Spitze gegen Moritz kehrten. Viel bedeutsamer noch war es, daß der Kaiser den wilden Albrecht von Brandenburg-Kulmbach für sich gewann.

Auf eigne Hand hatte der Markgraf eine verwüstende Fehde mit den fränkischen Stiftern und mit Nürnberg begonnen und sie zu Abtretungen oder Geldzahlungen gezwungen. Dem Passauer Vertrage wollte er nur dann beitreten, wenn ihm diese Raubverträge verbürgt würden; da das nicht geschah, der Kaiser sie sogar in den schärfsten Ausdrücken für nichtig erklärte, hatte er sich gegen den Rhein gewendet, Mainz und Trier erobert und war mit Frankreich in Verbindung getreten (im Herbst 1552). Da geschah das Unerwartete. Der Kaiser nahm im Lager vor Metz den wilden Gesellen in seine Dienste und bestätigte ihm auch noch dieselben Raubverträge, die er vorher kassiert hatte! Der Eindruck war ganz ungeheuer. Schien doch der ganze Rechtszustand in Deutschland damit in Frage gestellt durch die höchste Gewalt im Reiche selber. Was Karl V. etwa noch an Sympathien bei den Deutschen



167. Kurfürst Johann Friedrich auf der Reise.
Verkleinerter Holzschnitt von Michael Ostendorfer.

besessen, jetzt verlor er es, und der bitterste Haß gegen ihn trat an die Stelle. Selbst seine alten Anhänger — und sie vielleicht am meisten — waren entsetzt über dieses letzte Probestück einer verzweifelnden Staatskunst.

Gegen Karls friedenstörende Wühlereien standen Moritz und König Ferdinand in festem Bunde zusammen. Und auch im Süden regte man sich: im März 1553 schloß sich der Heidelberger Fürstenbund zur Wahrung des Besitzstandes und gegen die Wahl Philipps von Spanien. Da ein Versuch, zwischen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und den fränkischen Bischöfen zu vermitteln, scheiterte, so erhob sich gebieterisch die Frage: waren die verbündeten Fürsten stark genug, den Frieden des Reiches gegen den Kaiser und seine Genossen zu schützen?

Schlacht bei Sievershausen; Tod des Kurfürsten Moritz.

Kurfürst Moritz fühlte sich dazu im stande. Eine gemeinsame Kundgebung erklärte an Albrecht den Krieg; dann ging es ins Feld. Vor dem Ausmarsche übergab Moritz die Regierung seinem Bruder August; in Eile marschierte er gen Norden. Denn dahin, gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, hatte sich von Schweinfurt aus, das er überrumpelt, Albrecht in Bewegung gesetzt. Mord und Verheerung bezeichneten seine Straße, am 18. Juni war er in Braunschweig, dann wandte er sich plündernd gegen die Stifter Hildesheim und Minden. Dort bei Petershagen erhielt er die Kriegs-

erklärung seines alten Genossen. Um dem Kurfürsten auszuweichen, wollte er sich an Hannover vorüber nach Braunschweig ziehen; da, als er am 9. Juli, einem Sonntage, nordwestlich von Peine in der Nähe des Dorfes Sievershausen aus dem Walde herausritt, sah er in der hellen Mittagsonne blitzend die Scharen des Kurfürsten vor sich, der mit dem alten Herzog Heinrich, dessen Söhnen und mit Friedrich von Lüneburg von Einbeck heranzog, 8000 Mann zu Fuß und 7400 Reiter stark. Im jähen Anprall aus dem Holze herausbrechend, werfen die Markgräflichen die nächsten sächsischen Reiterzüge; um die Schlacht zu halten, setzt sich Moritz selber an die Spitze seiner Geschwader und trifft im erbitterten Nahkampf auf den Gegner. Doch im Gewirr erhält er einen Schuß durch den Harnisch in den Rücken, der Nieren und Rückgrat verletzt. Während man ihn aus dem Getümmel trägt, tobt die Schlacht weiter, auch die zwei jungen Braunschweiger bleiben tot; erst ein wütender Angriff des alten Herzogs entscheidet nach vierstündigem blutigen Ringen den Sieg. Der Markgraf selber entkam mit Mühe nach Hannover, fast alle seine Obersten waren tot, verwundet oder gefangen.



168. Hakenschütz aus der Zeit der Schlacht bei Sievershausen.
Nach dem Kupferstiche von F. Brunn (1559).

Unter einem Baume liegend, von heftigen Schmerzen gequält und doch standhaft, empfing Moritz die Siegesnachricht und die eroberten Fahnen des Feindes. Noch hat er dann den Schlachtbericht in seinem Namen ausfertigen lassen und sein Testament gemacht, denn die Wunde erwies sich als tödlich; am 11. Juli vormittags zwischen 8 und 9 Uhr verschied er im Glauben der Kirche, die er gerettet.

Er wurde nicht ersetzt, nicht damals und nicht später. Der bedeutendste Staatsmann der Protestanten seiner Zeit, der einzige seines Hauses, hatte er Großes vollbracht, und noch Größeres hätte ihm gelingen können. Seine Zukunftspläne freilich hat er mit sich ins Grab genommen, und die gewundenen Gänge seiner Politik waren nicht geeignet gewesen, den einfachen Sinn des Volkes für ihn zu begeistern. Aber nicht schlecht wahrlich wäre die Nation unter diesem sächsischen Moritz beraten gewesen, und vielleicht wäre ihm doch noch einmal die Krone ungetrübter Anerkennung zu teil geworden, wie sie ihm ein Volkslied gespendet hat, das einzige beinahe, das ihn feiert:

Mit schwarz thu dich bekleiden,
O teutsche Nation,
New, klag und hab groß leiden,
Itz ist dein held davon,
Deins reiches schutz und vater gut,
Moritz, der fürst von Sachsen,
Der hat ein starken muth.

Oft kam er triumphirend
Mit fahnen auß dem krieg,
Da halffst du jubiliren,
Denn dein fried war sein sieg:
Nu sih umbs grab die fahnen an,
Weil er im krieg ist blieben,
So trauret jedermann.

Ein düsteres Verhängnis riß ihn hinweg in seiner Thaten Fülle, im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens. Zweimal hatte den Ernestinern der Kranz der Herrschaft gewinkt, sie hatten nicht verstanden ihn zu fassen; als der Albertiner mit kühnem Sinne nach ihm griff, da lähmte der Tod seine Hand. Im Dome zu Freiberg ruht der größte Fürst des Wettinischen Stammes, der einzige, der den Ehrgeiz der Größe und die Fähigkeit sie zu erringen besaß.

Tod Johann Friedrichs; Ende Albrechts von Brandenburg.

Kaum ein halbes Jahr später, am 3. März 1554, schied auch Johann Friedrich aus dem Leben. Seine letzte politische Handlung war der Abschluß des Naumburger Vertrages mit Kurfürst August, Moritzens Nachfolger, gewesen, der den Ernestinern die Ämter Altenburg und Neustadt überließ, wogegen sie jedem Anspruch auf die Kurwürde entsagten (24. Februar). Seine rein menschlichen Eigenschaften haben ihn dem Volke vertraulicher gemacht als den Gegner seine staatsmännischen Gaben, und willig wird ihm auch die Nachwelt die Palme eines Märtyrers für den protestantischen Glauben zuerkennen. Den Kranz des Siegers hat er nicht erstrebt und nicht gewonnen.

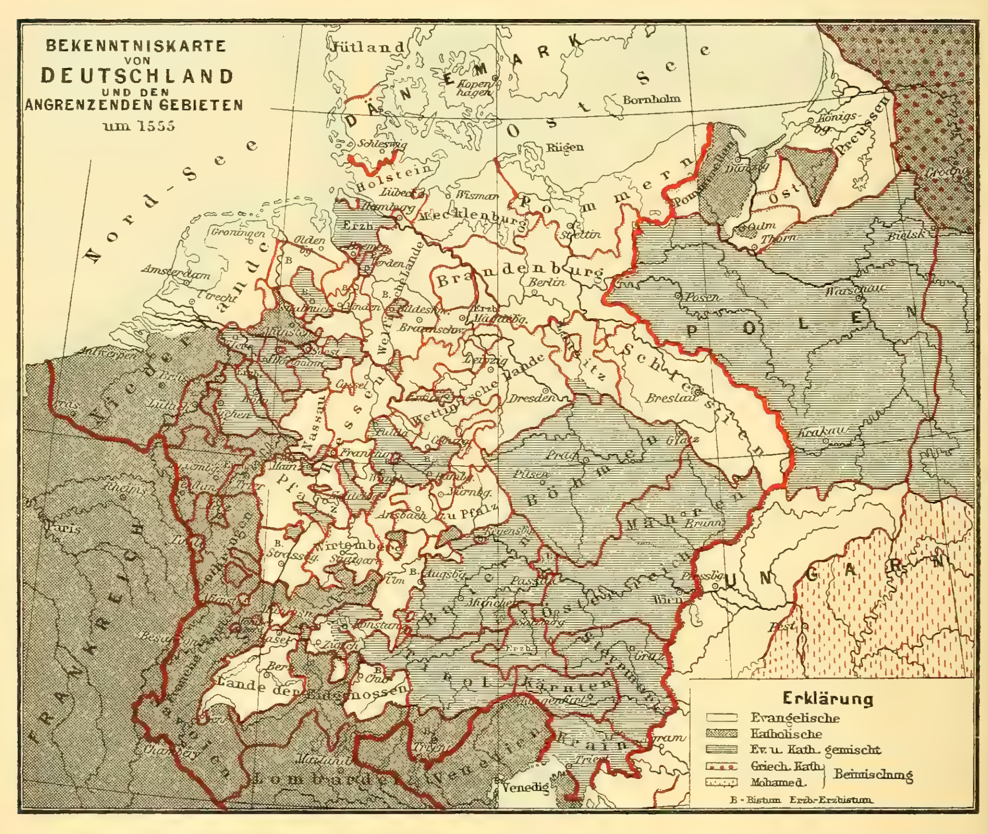
Der, gegen den Moritz gefallen war, Markgraf Albrecht, hat nur kurze Zeit sich noch zu halten vermocht. Zwar siegte er im Herbste 1553 noch einmal bei Braunschweig, dann aber zog er sich über den Harz und den Thüringer Wald nach Franken und behauptete sich hier in Schweinfurt den Winter hindurch. Hier traf endlich den Friedensbrecher des Reiches Acht, und als er am 13. Juni 1554 aus der Festung westwärts abzog, da holten ihn am selben Tage noch die Belagerer ein und vernichteten sein Heer beim Kloster Schwarzach. Als Flüchtling entkam er nach Frankreich. Zwei Jahre später zurückgekehrt, ist er in Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, gestorben (8. Januar 1557), erst 35 Jahre alt.

Religionsfriede von Augsburg 1555.

So trat eine nach der andern von den maßgebenden Persönlichkeiten der Zeit ab von dem historischen Schauplatz. Fast nur der Kaiser war noch übrig, doch auch er fühlte sich todmüde, gebrochen, überlebt. Mit den deutschen Verhältnissen, die zu beherrschen er völlig verzweifelte, wollte er nichts mehr zu schaffen haben; er überließ sie ausdrücklich seinem Bruder und löste den bisherigen aus Fremden bestehenden Staatsrat für Deutschland auf. Nur den Reichstag, den der Vertrag von Passau vorgesehen hatte, berief er noch selbst nach Augsburg; seine Leitung aber übernahm König Ferdinand. Am 22. Dezember in Augsburg angelangt, eröffnete er die Versammlung am 5. Februar 1555. Zwei Aufgaben hatte sie zu lösen: die Wahrung des Landfriedens und die Festsetzung des Religionsfriedens auch für den Fall, daß der in Aussicht genommene kirchliche Ausgleich nicht zustandekommen sollte. Der Widerspruch der Päpstlichen, des Bischofs Otto von Augsburg und des Kardinals Morone, wurde nicht weiter beachtet, und sie reisten deshalb Ende März ab.

Aber den Agenten des neugewählten Papstes Paul IV. gelang es wenigstens, der weiteren Ausbreitung des Protestantismus einen Riegel vorzuschieben. Abweichend von den Passauer Festsetzungen, die jedem Deutschen die persönliche Religionsfreiheit zugesprochen hatten, begnügten sich die Protestanten jetzt mit der Religionsfreiheit für die Reichsstände derart, daß den einzelnen Landesherrschaften das Reformationsrecht (jus reformandi), also die Kirchenhoheit (jus in sacra) und damit die Bestimmung der Konfession ihres Landes, ihren andersgläubigen Unterthanen nur das Recht der Auswanderung zustand, die ihnen der Landesherr auch gebieten konnte. Und doch war auch dies ein gewaltiger Fortschritt gegenüber den alten Ketzergesetzen, ein ganz und gar nicht mehr mittelalterlicher Grundsatz, und die genaue Folge davon, daß schon 1526

die Entscheidung der kirchlichen Frage den einzelnen Reichsständen überlassen worden war. In den Reichsständen sollten die kirchlichen Verhältnisse so bleiben, wie sie augenblicklich lagen. Wie aber, sollte nun jene Konsequenz auch für die geistlichen Fürstentümer gezogen werden? Die protestantischen Fürstengeschlechter wollten sich wenigstens den Zutritt zu diesen Fürstentümern sichern, in sehr dynastischem Interesse, und deshalb forderten sie, daß ein geistlicher Fürst, auch wenn er zu ihnen übertrete, seine Stellung nicht verlieren dürfe. Das aber konnte sehr leicht die Reformation seines Stiftlandes zur Folge haben und dann die kirchliche Ordnung des ganzen Sprengels zerrütten. Aufs heftigste trafen in dieser Frage noch einmal die Parteien aufeinander. Die Evangelischen drohten mit Abbruch des Reichstages, ja mit Gewalt;



169.

König Ferdinand auf der andern Seite, unter dem Einflusse der päpstlichen Nuntien stehend, gab nicht nach, erklärte ihnen aber doch zugleich, den Frieden wolle und müsse er zustandebringen. Da verließen die päpstlichen Gesandten auf Befehl Pauls IV. den Reichstag, um nicht durch ihre Anwesenheit den Frieden gut zu heißen, den sie verdammten.

Endlich fand Kurfürst August von Sachsen einen Ausweg, der freilich nur in neue endlose Schwierigkeiten hineingeführt hat. Die Protestanten gestatteten dem König eine Verordnung über die geistlichen Güter, wonach ein geistlicher Fürst, der zum Luthertum übertrete, seine Stellung verlieren sollte, doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die Evangelischen nicht darein gewilligt hätten. Dieser „geistliche Vor-

behalt" (reservatum ecclesiasticum) vom 20. September wurde dann in den Reichstagsabschied eingerückt, doch mit dem Beisatze, es sei unmöglich gewesen, die Stände beider Konfessionen darüber zu vereinigen. In ähnlicher Weise fand eine Erklärung (Deklaration) König Ferdinands Annahme, daß die evangelischen Unterthanen geistlicher Fürsten von ihrem Glauben nicht gedrängt werden sollten, wieder mit dem Zusatze, dies sei von den Katholiken nicht zugestanden, und ohne daß diese Deklaration (vom 24. September) in den Reichstagsabschied aufgenommen wurde. So blieb gerade die Zukunftsfrage des Protestantismus ungelöst. Ob man damals ohne neuen Kampf zu einer besseren Lösung hätte kommen können, ist schwer zu sagen; jedenfalls sollte das Verderbliche dieser halben Lösung sehr bald zu Tage treten.

Leichter einigte man sich über andre Dinge. Ausdrücklich wurden die Protestanten von der bischöflichen Gewalt befreit, die bis zum Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter ihnen belassen, während die noch übrigen „stiftungsgemäß" verwandt werden sollten; auch die gleichmäßige Besetzung des Reichskammergerichts mit Mitgliedern beider Konfessionen wurde zugestanden. Von einer Ausdehnung des Friedens auf die Reformierten Zwinglischer und Calvinischer Richtung war freilich keine Rede. Und sein schwerster Mangel war vielleicht der, daß er das Reich thatsächlich zwang, in den auswärtigen Kriegen neutral zu bleiben, denn diese alle waren auf mehr als ein halbes Jahrhundert hinaus Religionskriege, und in kirchlichen Fragen konnte der Reichstag fortan keine Mehrheitsbeschlüsse fassen. Die Deutschen legten die Hände in den Schoß, während in Frankreich, England und den Niederlanden um die Zukunft des Protestantismus gestritten wurde; die stärkste, waffentüchtigste Nation Europas schied als solche aus der großen europäischen Politik geradezu aus!

Ein immerwährender, dauernder Friede, der aber die Möglichkeit eines künftigen religiösen Ausgleichs keineswegs ausschloß, sondern ausdrücklich festhielt, ein solcher war es, den der Reichstagsabschied vom 25. September 1555 verkündete. Es war kein Meisterwerk wahrhaftig, vielmehr mit schweren Mängeln behaftet, vor allem thatsächlich kein Reichsgesetz, sondern nur ein Vertrag, der dem damaligen Verhältnis der Kräfte entsprach und deshalb sicherlich nur so lange gehalten wurde, als dies dauerte, aber doch ein ungeheurer Erfolg gegenüber dem mittelalterlichen Kirchenprinzip. Das fühlte auch Rom; es richtete gegen den Frieden, der unwiderruflich die äußerliche Einheit der Kirche zerstörte, zwar keinen förmlichen Protest, aber es erkannte ihn auch niemals an, und Kaiser Karl V. hat an ihm keinen Anteil nehmen wollen. Gegen die beiden großen Gewalten des Mittelalters hatte die protestantische Mehrheit der Deutschen ihren Willen siegreich behauptet.

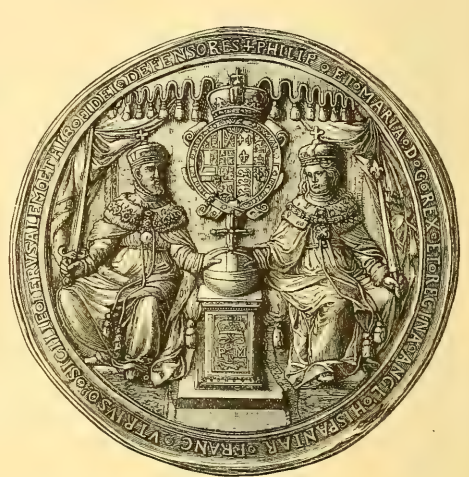
Karls V. Abdankung

Was war dem Habsburger gelungen von seinen weltumfassenden Plänen? Die mittelalterliche Kircheneinheit hatte er erhalten oder wiederherstellen wollen, sie war zerfallen. Die deutsche Nation hatte er seiner kaiserlichen Herrschaft zu beugen gestrebt, sie hatte sie abgeworfen als ein fremdes Joch; die alten Erblande seines burgundischen Hauses hatte er den Franzosen entreißen wollen, und die lothringischen Bistümer waren verloren gegangen. Nur für sein Haus war er glücklicher gewesen. Hier waren ihm die Erwerbung Böhmens, Ungarns und Mailands und die Feststellung des spanischen Einflusses in Italien gelungen, wahrlich an sich stolze Erfolge, und in der Neuen Welt gehorchten unermeßliche Lande seinem Zepter, wenngleich ihre Erwerbung an dem Ausgange seiner europäischen Kämpfe nichts zu ändern vermocht hatte. Aber das alles entschädigte ihn nicht für das Scheitern seiner Weltmachtpläne und seiner Kirchenpolitik. Daher ist er mit dem bitteren Bewußtsein der Niederlage geschieden. Mit der deutschen Nation und ihrem Geiste im Bunde hätte er alles vermocht, doch es war sein Verhängnis, daß seine ganze Lebensstellung und die Überlieferungen, die aus

ihr aufstiegen, ihm diesen Weg abschnitten. Durch beides in ein hoffnungsloses Wirrsal hineingedrängt, hat er sich sein ganzes Leben hindurch abgemüht, Gedanken zu verwirklichen, denen seine Zeit widerstrebte und zu deren Ausführung weder die Kräfte seiner Lande noch auch nur seine eigne durchaus nicht geniale Begabung ausreichten, und er ist doch nicht im stande gewesen, sich von diesen unausführbaren Idealen loszusagen. Das gibt seinem Leben eine gewisse tragische Färbung.

Den letzten und unglücklichsten seiner Pläne, das Kaisertum seines Sohnes Philipp, hat er selber freilich ohne Schmerzen fallen lassen, als sich ihm durch die Vermählung desselben mit der Königin Maria (der „Blutigen“, Tochter Heinrichs VIII.) von England (25. Juli 1554), die durch diese Verbindung mit den Habsburgern die katholische Reaktion in ihrem Reiche zu fördern glaubte, die glänzende Aussicht auf eine Vereinigung Englands und der Niederlande unter einem Habsburger eröffnete. Um seinen



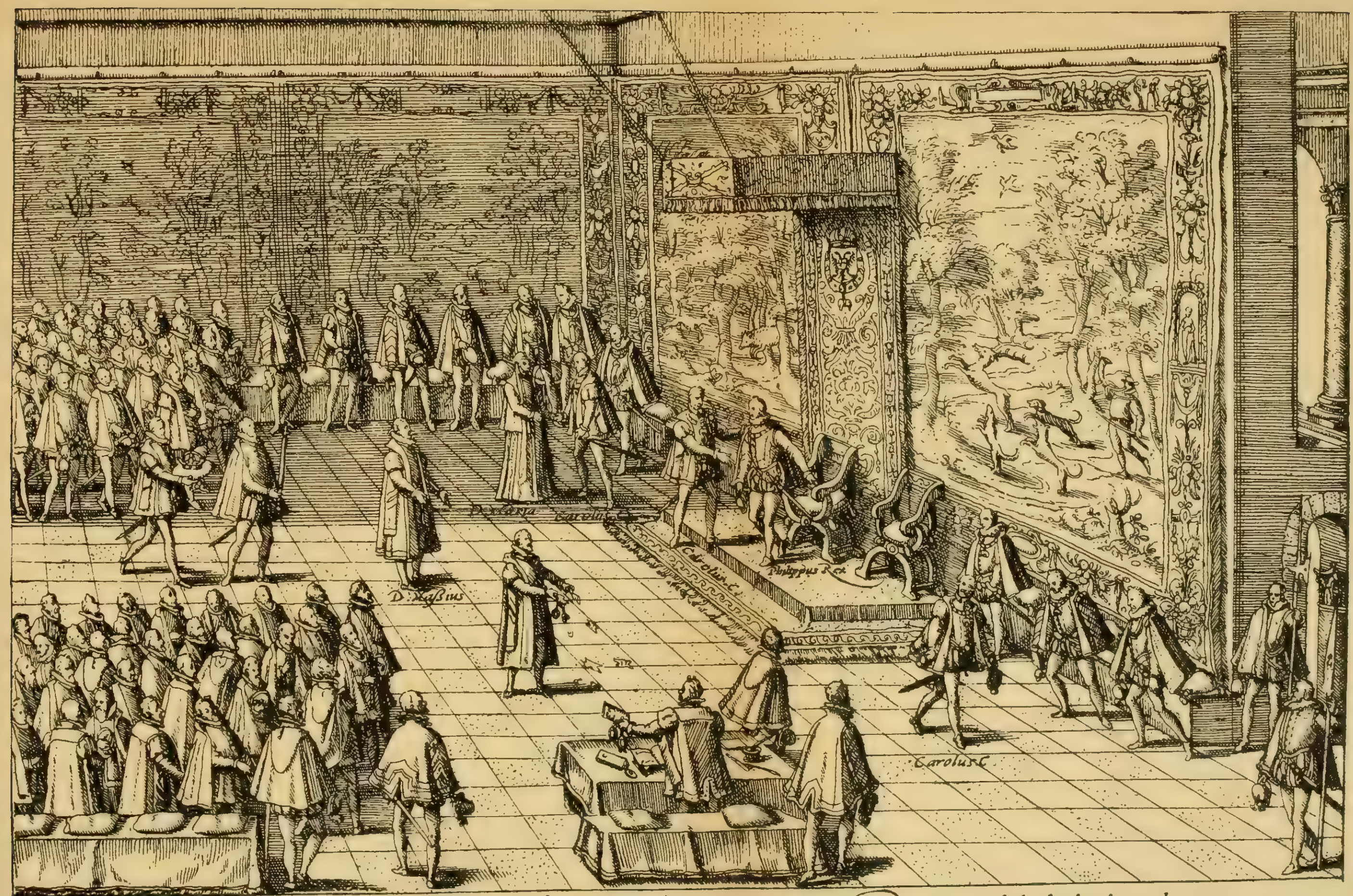


170 u. 171. Siegel und Kontrasiegel des Königs Philipp II. von Spanien und der Königin Maria von England.

Sohn der Gemahlin im Range gleichzustellen, übertrug er ihm damals formell das Königreich Neapel. Da dem Paare aber kein Thronfolger geboren wurde, so zerrann jene Aussicht wieder, und um so mehr war der Kaiser bedacht, dem Sohne sein Erbe zu sichern. Am 25. Oktober 1555 versammelte er die Stände seiner Niederlande in demselben glänzenden Saale zu Brüssel, in dem er vor 40 Jahren mündig gesprochen worden war, damals ein aufstrebender Jüngling, jetzt, obwohl erst ein Fünfziger, schon ein müder Greis. Krank und hinfällig stützte er sich auf die Schulter des jungen Wilhelm von Oranien und legte in längerer Rede seine Pläne und ihr jammervolles Scheitern dar, um am Schlusse seiner Ansprache die Regierung der Niederlande auf Philipp zu übertragen. Da war niemand, der unbewegt geblieben wäre bei diesem erschütternden Anblick des mächtigen Fürsten, der jetzt selber eingestand, seine Arbeit sei durchaus vergeblich gewesen. Am 15. Januar 1556 verzichtete Karl V. dann auch auf seine spanischen Reiche und die Ländern jenseit des Ozeans.

Ferdinand I. Kaiser.

Nach Deutschland ging eine Gesandtschaft unter Wilhelm von Oranien, um seinen Verzicht auch auf die Kaiserkrone dem deutschen Kurfürstentage zu Frankfurt a. M. zu überbringen. Erst nach langen Verhandlungen erfolgte am 25. Februar 1558 Ferdinands I. Wahl zum Kaiser, am 24. März wurde er gekrönt. In seiner Wahlkapitulation



Da Philippo nuhn alle gwalt,
Vom vatter gantz war zuges talt
Zerbrach man Siegell vnnd pitzier
Deß vatters, neuw bracht auffs papier

Frauw Maria bitt hertziglich.
Wo sie gewest versaumelich
Jhrs ampts, von .23 Jar
Daß ers ihr woll verzeihen gar.

Der Keyser sie hoch dancken thutt.
Von ihrem dienst vnnd gutte hutt.
Doctor Maß thutt auch gleycherweyß
Wegen der Staten, gibt ihr preyß.

Abdankung Karls V. in Brüssel, am 25. Oktober 1555.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Franz Hogenberg.

verpflichtete er sich, den Landfrieden und den Religionsfrieden gewissenhaft zu beobachten und nie ohne den Rat der Stände zu regieren. Zugleich machten sich die Kurfürsten untereinander verbindlich, über die Reichsverfassung und den Religionsfrieden zu wachen und nicht zu dulden, daß die Kaiserwürde der deutschen Nation entfremdet werde. Es war die verfassungsmäßige Anerkennung des Sieges der fürstlichen Gewalt.

Als dies geschah, war Karl V. schon längst in Spanien. Im September 1556 ging er von Vlissingen aus unter Segel, und zog dann langsam über Burgos und Valladolid nach dem einsamen Orte, den er sich zur Ruhe ausersehen hatte. Das war das Hieronymitenkloster San Yuste in Estremadura, am Südabhange der Sierra de Gredos. Er trat keineswegs in den Mönchsstand ein, sondern lebte nur in einem für ihn erbauten Hause so dicht am Kloster, daß er von seinem Schlafzimmer aus dem Gesang in der Kirche zu folgen vermochte, und war von einem stattlichen Hofhalte umgeben, der ihn fortwährend als Kaiser behandelte, entschlug sich auch der Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten keineswegs ganz. Daneben beschäftigte er sich mit Musik und mechanischen Handarbeiten, ritt fast täglich auf einem sanften Maultiere nach einer benachbarten Einsiedelei und wohnte dem Gottesdienste bei, so oft es seine Gesundheit zuließ. Denn er war beständig von Gicht schwer geplagt, und immer mächtiger kam der Trübsinn, das Erbstück seiner unglücklichen Mutter, über ihn. Karls V. Ende.

Daß seine ganze Politik von falschen Voraussetzungen ausgegangen war, das freilich hat er niemals begriffen; leidenschaftlich wallte noch einmal sein Fanatismus auf, als man ganz in der Nähe, im Herzen Spaniens, evangelische Regungen entdeckte; da mahnte er zu schärfster Strenge. Er hat damals bedauert, zu Worms Martin Luther das freie Geleit nicht gebrochen zu haben. Um so mehr klammerte er sich an seine Religion, die ihm die alleinseligmachende war, und in eifrigen Bemühungen bereitete er sich für den Tod; sogar seine eigne Leichenfeier soll er haben veranstalten lassen. Und er war dem Ende nahe genug. Seine Schwäche nahm zu, im Spätsommer 1558 trat die Gicht mit verdoppelter Heftigkeit auf, und so starb er am 21. September in seiner Einsamkeit. Seine letzten Worte waren: „In deine Hände befehle ich deine Kirche" (In manus tuas tradidi ecclesiam tuam). In der Klosterkirche, später im Escorial, wurde er beigesetzt. Doch seine Ideen lebten fort in seinem Geschlecht. Sie haben noch beinahe ein Jahrhundert hindurch die Welt erschüttert.

Deutsche Wissenschaft, Litteratur und Kunst zur Zeit der Reformation.

Der aus Italien herüberdringende Humanismus hatte, wie oben gezeigt wurde, eine neue Bildung in Deutschland vorbereitet und damit zugleich der kirchlichen Reformation vorgearbeitet; dann haben beide Richtungen miteinander im Bunde den ganzen Charakter des geistigen Lebens der Deutschen bestimmt. Aber weil sie beide nur auf evangelischem Boden zur vollen Wirksamkeit gelangten, entfaltete sich auch in den protestantischen Landen das neue geistige Leben weit lebhafter als in den katholischen.

Pflege der Wissenschaften und Unterricht.

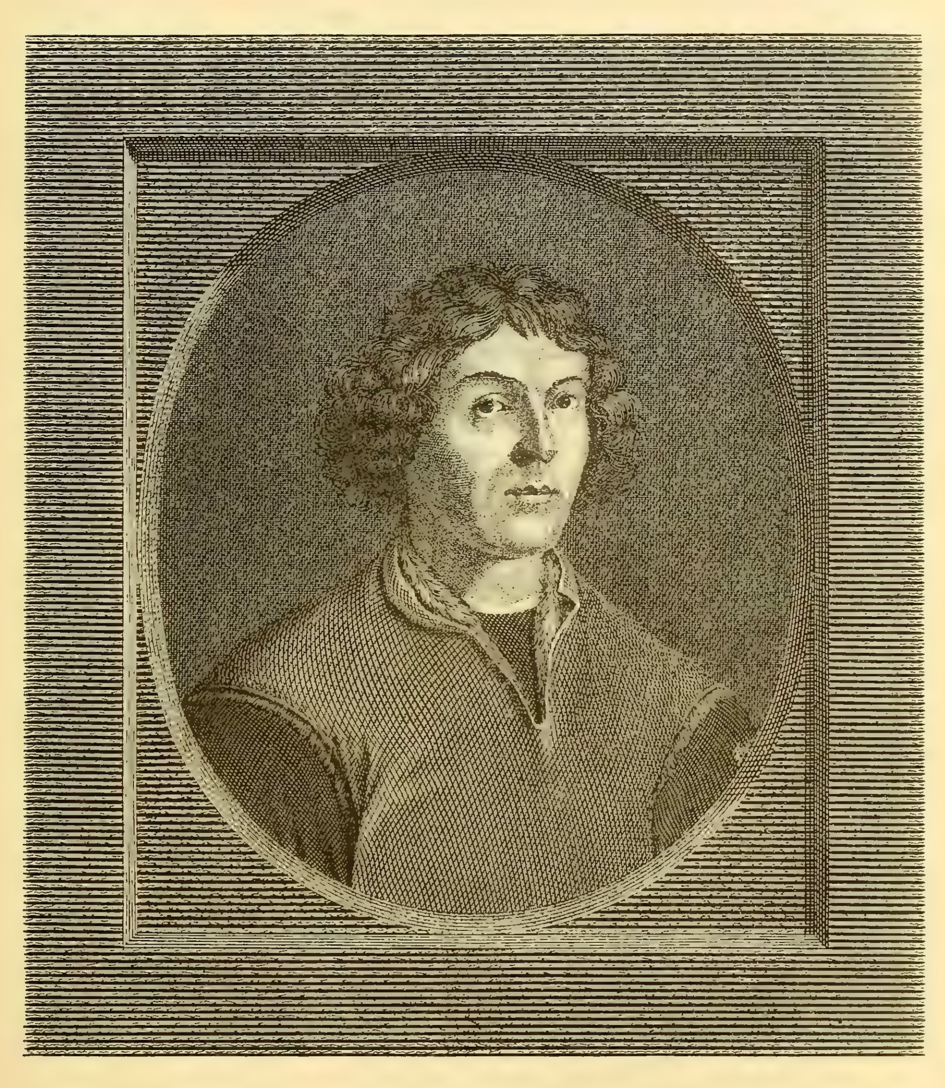
In der Wissenschaft tritt die evangelische Theologie als eine ganz neue Schöpfung auf. Luthers und neben ihm Melanchthons Ansehen überragte hier alles; alle andern Vertreter folgten nur dem von ihnen gegebenen Anstoße, manche auch in größerer Selbständigkeit, so namentlich die dem reformierten Bekenntnis zuneigenden süddeutschen Theologen Johann Ökolampadius (Hußgen, fälschlich Hausschein, 1482 bis 1531), Martin Bucer (1491—1551), Wolfgang Capito (1478—1541), Heinrich Bullinger (1504—75). So sehr bildete das religiöse Interesse das wichtigste der ganzen Zeit, daß die Theologie nach wie vor alle übrigen Wissenschaften mehr oder Theologie.

weniger beeinflußte und an den Universitäten die Hauptrolle spielte. Dies Übergewicht der Theologie zeigt sich auch in der Litteratur. So erschienen z. B. 1564 in Deutschland an protestantisch-theologischen Werken 62, an katholischen 42, im ganzen also 104, während in demselben Jahre die Rechtswissenschaft es nur auf 37, die Medizin auf 24, die Philosophie (im weitesten Sinne) auf 46 Werke brachte. Aber diese führende Stellung ist kein Glück gewesen weder für die Theologie noch für die andern Wissenschaften. Denn früh genug hat sie den Standpunkt der freien Forschung, von dem Luther unleugbar ausgegangen ist, aufgegeben und an der Stelle der päpstlichen oder konziliaren Autorität die Autorität des Bibelbuchstabens gesetzt. Je größeres Gewicht so auf jedes Wort der Bibel gelegt wurde, desto eifriger wandte sich alles der Bibelauslegung (Exegese) und der auf sie gegründeten Glaubenslehre (Dogmatik) zu. Da es aber für das Urteil über die Richtigkeit der Auslegung, namentlich nach Luthers Tode eine allgemein anerkannte Gewalt nicht gab, so kam jeder einzelne Theolog, zumal wenn er — und welcher hätte dies damals nicht gethan! — mit voller Seele und ehrlicher Überzeugungstreue bei seiner Forschung war, in die Gefahr, seine eigne Anschauung für die allein richtige zu halten. Daher jene erbitterten, gehässigen Streitigkeiten, die so bald das Leben der jungen Kirche und der Nation vergifteten. Der lutherische Glaube erstarrte nur zu bald zur unduldsamen lutherischen Rechtgläubigkeit (Orthodoxie).

Philologie. Unter den Flügeln der neuen Kirche, der ihre Hilfe für die Auslegung der Quellen des Glaubens unentbehrlich war, hatte sich die neue Altertumswissenschaft (Philologie) emporgearbeitet. In seiner Person stellte Melanchthon, der große Praeceptor Germaniae, „der Lehrer Deutschlands“, ihre Verbindung mit den theologischen Studien dar, und sehr viele Humanisten sind ihm darin ähnlich gewesen. Je mehr nun die evangelische Kirche dem Humanismus eine sichere und anerkannte Wirksamkeit verschaffte, desto mehr ging die Zeit der humanistischen Wanderlehrer zu Ende; sie verwandelten sich nach und nach in ehrsame Universitätsprofessoren und Gymnasiallehrer, zu ihrem eignen Heile und dem ihrer Wissenschaft. Aber ihre Thätigkeit war deshalb nicht minder der Herausgabe und Auslegung der Klassiker, auch wohl der älteren Kirchenväter, der Bearbeitung der griechischen und lateinischen Grammatik und eignen poetischen Arbeiten zugewandt, so wenig sie auf letzterem Gebiete etwas wirklich Bleibendes geschaffen haben. In solcher Thätigkeit glänzten Männer wie Joachim Camerarius, der nacheinander in Nürnberg, Tübingen und Leipzig lehrte, Hieronymus Wolf in Augsburg, Jakob Micyllus (Molzer) in Heidelberg und Frankfurt, Georg Sabinus in Frankfurt und Königsberg u. a. m., ganz abgesehen noch von denen, deren hauptsächliche Thätigkeit auf dem Gebiete des Schulwesens liegt (s. unten S. 408 f.).

Geschichtschreibung. Humanistisch Gebildete waren es auch naturgemäß, denen die Pflege der Geschichtschreibung anheimfiel. Voran steht das bedeutsame Werk des Johann Sleidanus (Johann Philippson aus Schleiden bei Köln, 1506—56): „Geschichte Karls V.“ (Commentariorum de statu religionis et reipublicae Carolo V. Caesare libri XXIV.). Sein protestantischer Standpunkt ist doch frei von jeder Leidenschaft und Gehässigkeit. Hier war das antike Vorbild durchaus maßgebend und die Sprache lateinisch, doch eben auf diesem Gebiete regte sich auch kräftig die deutsche Prosa, und dann wirkte eher das Muster älterer Chroniken nach; denn die deutsch geschriebenen Werke waren für das Volk berechnet, haben deshalb auch vieles Sagen- und Fabelhafte in sich aufgenommen. Eine Weltgeschichte („Zeitbuch oder Geschichtsbibel vom Anbeginn bis auf das Jahr 1531“) schrieb der viel verfolgte Wiedertäufer Sebastian Franck aus Donauwörth (gest. 1545); für die Geschichte Deutschlands oder einzelner deutscher Lande

sind bedeutend der unermüdliche Sammler Johann Thurmair, nach seiner Vaterstadt Abensberg in Bayern Aventinus genannt (1477—1534), mit seiner „Bayrischen Chronik“ und der „Chronica vom Ursprung der alten Deutschen“, Egidius Tschudi für die Schweiz (1505—72), Thomas Kantzow für Pommern, Johann Köster (Neocorus)



172. Nikolaus Kopernikus.
Nach einem Kupferstiche von N. Dandeleau.

für die holsteinischen Dithmarschen u. a. Auch die Lebensbeschreibung und Selbstbiographie finden ihre Vertreter, ihren erlauchtesten in Kaiser Maximilian, der in seinem „Weißkunig“ mit Hilfe seines Sekretärs Marx Treitzsaurwein die eignen Thaten (bis 1513) schilderte, doch blieb das Werk bis 1775 ungedruckt. Dann hat Adam Reißmann

die Thaten der beiden berühmten Landsknechtsführer Georg und Kaspar von Frundsberg dargestellt (1572); Götz von Berlichingen, einer der letzten Vertreter des alten, freien Rittertums, schrieb mit naivem Behagen seine Denkwürdigkeiten; seine und seines liederlichen Herrn, des Herzogs Heinrich von Liegnitz, meist unrühmliche Erlebnisse erzählte mit löblicher Offenheit der Schlesier Hans von Schweinichen; pommersches Leben stellte Bartholomäus Sastrow dar. Es sind alles anspruchslose Erzeugnisse, aber für die Kenntnis der zeitgeschichtlichen Zustände von hohem Werte.

Geographie. Geschichtliche und geographische Forschung vereinigte Sebastian Münster (1489 bis 1552) in seiner „Kosmographie", die auch die Ergebnisse der spanisch-portugiesischen Entdeckungen sorgfältig verzeichnete, wie denn überhaupt deren wissenschaftliche Verarbeitung ganz überwiegend den Deutschen zufiel. Für die Kartenzeichnung wurden natürlich die Fortschritte der exakten Wissenschaften von größter Wichtigkeit.

Astronomie. Kein Name vermag sich hier an Glanz mit dem großen Nikolaus Kopernikus (Köppernik) zu messen, der, aus deutschem Geschlechte im deutschen, erst 1466 unter polnische Herrschaft gefallenen Thorn am 19. Februar 1473 geboren, in Krakau studierte, sich später dem geistlichen Stande widmete und als Domherr in Frauenburg 1543 starb. Einzelne Andeutungen der Alten brachten ihn seit 1506 auf die Anschauung, daß die Erde sich um die Sonne bewege, nicht also im Mittelpunkt des Weltalls stehe. Im Jahre 1530 war sein System trotz der allerunvollkommensten Beobachtungsmittel — denn das Fernrohr war noch nicht erfunden — im wesentlichen vollendet, und er teilte es Papst Paul III. mit als eine „abgeschmackte Meinung", die er einmal versuchsweise aufstellen wolle, ohne ihre Wahrheit zu behaupten. Im protestantischen Nürnberg wurde das Werk unter dem Titel: „Über die Umwälzungen der Himmelskörper" (de orbium coelestium revolutionibus) gedruckt, und wenigstens noch vollendet hat es Kopernikus auf seinem Sterbebette erhalten, seine unermeßliche Wirkung aber nicht mehr erlebt. Und unermeßlich war sie. Die ganze Weltanschauung mußte sich von Grund aus verändern, seitdem die Erde zu einem Sterne unter Sternen, zu einem Trabanten der Sonne wurde, und der Glaube an den Buchstaben der Bibel erlitt einen tödlichen Stoß. Kein Wunder deshalb, wenn katholische wie protestantische Rechtgläubigkeit schweres Ärgernis an Kopernikus' Lehren nahm, wenn auch Melanchthon sie verwarf.

Zu unumstößlicher Gewißheit wurde seine Lehre erst erhoben durch die Forschungen des vielgewanderten und vielgeprüften Johannes Kepler aus Weil der Stadt in Schwaben (1571—1630), der inmitten aller Unruhen und Erschütterungen des Dreißigjährigen Krieges seine drei berühmten Gesetze über die Bewegungen der Planeten auffand, in seinen „Tabulae Rudolphinae" eine feste Grundlage für astronomische Beobachtungen und Berechnungen herstellte und auch in der reinen Mathematik die wichtigsten Fortschritte anbahnte, namentlich die Logarithmen selbständig erfand. Während des Kurfürstentages zu Regensburg, wohin er von seinem letzten Wohnsitze Sagan aus gereist war, um seine Gehaltsansprüche an die kaiserliche Hofkammer zu betreiben, ist er am 5. November 1630 gestorben.

Mathematische Geographie. Da alle geographischen Ortsbestimmungen von der Beobachtung der Gestirne abhängen, so knüpften sich an die astronomischen Fortschritte auch die der mathematischen Geographie. Erst allmählich gelang es den Deutschen — noch Kolumbus hatte gröblich geirrt (s. S. 58 f.) — schärfere Beobachtungen zu machen. Durch solche zeichnete sich besonders Petrus Apianus (Bienewitz 1495—1551 oder 1552) aus, und auf solcher Grundlage kam man auch dazu, die Fehler der Ptolemäischen Karten zu verbessern. Für die Kartenzeichnung wurde die Anwendung des Gradnetzes wichtig (schon seit Anfang des 16. Jahrhunderts), wie die von Gerhard Kremer (Mercator) in Duisburg (1512—95) aufgestellte und nach ihm benannte Projektion, welche die



173. Gerhard Kremer (Mercator).

Nach einem Kupferstiche von Franz Hogenberg.

Darstellung beider Erdhälften auf einer fortlaufenden Fläche gestattete und so besonders für Seekarten von Bedeutung wurde. Kein Land überhaupt war damals so reich an verhältnismäßig genauen Karten wie Deutschland, und hier wieder war Nürnberg die große Schule der Kartenzeichner (s. S. 178 f.), bis mit dem Anfang des 17. Jahrhunderts die Niederlande an die Stelle Deutschlands traten.

Naturwissenschaften.

Auch die beschreibenden Naturwissenschaften machten Fortschritte, indem sie mit den Nachrichten der Alten eigne Beobachtungen zu verbinden und jene nach diesen zu berichtigen begann. Die Chemie hatte sich freilich noch aus den Banden der phantastisch-abergläubischen Alchimie zu lösen, die noch lange das verjüngende „Lebenselixir", den goldspendenden „Stein der Weisen" und das geheimnisvolle Pulver suchte, das andre Metalle in Gold verwandeln sollte. Der bedeutendste Chemiker und Arzt seiner Zeit war der unstäte Theophrastus Bombastus Paracelsus aus Hohenheim (1493—1541), eine Faustische Natur, der in allen den mannigfachen Erscheinungen der Natur die Einheit suchte, auf Naturbeobachtung drang und zuerst die Wahrheit



174. Alchimist.
Nach dem Gemälde David Teniers des Jüngeren in der königl. Gemäldegalerie zu Dresden.

auffand, daß der Lebensprozeß ein chemischer ist und chemische Veränderungen Gesundheit und Krankheit bedingen. Deshalb wies er der Chemie die Aufgabe zu, Arzneien darzustellen statt Gold zu fabrizieren. Für die Medizin die Naturbeachtung in großartiger Weise zuerst in Anwendung gebracht zu haben, ist das bahnbrechende Verdienst des Andreas Vesalius (Witing aus Wesel, 1513—1563), der lange Zeit Leibarzt Karls V. und Philipps II. war, der erste Deutsche, der ungeschreckt von Vorurteilen und Verfolgungen, durch systematische Anwendung der lange verpönten und auch damals noch verhältnismäßig selten angewandten Sektion die Grundlage zu einem neuen anatomischen Lehrgebäude lieferte und damit die geltenden griechischen und arabischen Autoritäten in vielen Punkten widerlegte. Felix Würtz bildete besonders die Wundheilkunde aus, Konrad Geßner aus Zürich (1516—65) Zoologie und Botanik, Georg

Agricola (1494—1555) Mineralogie und Geologie. Botanische Gärten, meist für medizinische Zwecke, entstanden zuerst in Leipzig (1580), Breslau, Basel und Heidelberg.

Wohin man blickt, zeigt sich Leben, Bewegung, eifriges Vorwärtsstreben. Und was die Wissenschaft fand, das wurde doch auch weiteren Kreisen vermittelt durch die mächtige Förderung des Unterrichtswesens, die sich an das Zusammenwirken der Reformation und des Humanismus knüpfte. Überraschend groß ist die Zahl der bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges neu gestifteten Universitäten auf deutschem, namentlich protestantischem Boden. Im Jahre 1527 entstand Marburg durch Landgraf Philipp, 1544 Königsberg durch Herzog Albrecht von Preußen, 1549 (1554) das bischöflich augsburgische Dillingen, 1558 Jena durch die Söhne Johann Friedrichs des Großmütigen, als Ersatz für das an die Albertiner verlorene Wittenberg, 1576 Helmstedt durch Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1578 Altdorf (bei Nürnberg), 1582 Würzburg, 1607 Gießen, die Stiftung des damals abgezweigten hessen-darmstädtischen Hauses neben dem hessen-kasselschen Marburg. Es waren jetzt die Landesherren, die sie gründeten, übrigens kaum jemals ohne ein kaiserliches Privilegium, und auf deren Pflege sich diese neuen wie nun auch die älteren Hochschulen mehr oder weniger angewiesen sahen, ein Verhältnis, das die Unabhängigkeit der Gesinnung bei ihren Lehrern nicht eben gefördert hat. Der Aufwand fürstlicher Kassen für diese Schöpfungen erscheint noch mäßig: Wittenberg erforderte z. B. nur etwa 3800 Gulden, Königsberg 3000 Gulden; höher als 200 Gulden belief sich kaum ein Gehalt, die meisten stellten sich niedriger. Am freigebigsten zeigten sich vielleicht die Herzöge von Braunschweig gegenüber Helmstedt. — Noch war wie früher (s. S. 168 f.) der Studiengang streng vorgeschrieben, und der Umfang der Wissenschaftsgebiete nicht eben groß. In der Theologie wurde fast nur über Dogmatik und Exegese gelesen, in der Juristenfakultät über römisches und kirchliches Recht; in der Medizin legte man noch immer Galenus, Hippokrates und die Araber zu Grunde und gab gewöhnlich nur wenig über Anatomie und Arzneimittelkunde, langsam nur brach sich die Anwendung der Sektion menschlicher Körper allgemeiner Bahn; in der philosophischen Fakultät wog die Auslegung antiker Autoren, allerdings nun nach den gereifteren Ergebnissen der Humanisten, vor; daneben gab es aber immer noch in ausgedehnter Weise Kollegien über Logik, Dialektik und Rhetorik, Mathematik und Physik, wesentlich noch in der alten scholastischen Weise, also auf Grund aristotelischer oder andrer antiker Hilfsmittel, nur daß diese jetzt im griechischen Urtext, statt in einer schlechten lateinischen Übersetzung erläutert wurden, oder auch im Anschluß an neuere Lehrbücher, unter denen die von Melanchthon verfaßten im protestantischen Deutschland die erste Stelle einnahmen. Häufige Disputationen förderten wie früher die Durcharbeitung des aufgenommenen Stoffes. Die Vortragssprache blieb durchaus noch die lateinische.

Universitäten.

Bei der verhältnismäßig geringen Anzahl der Fächer war die Zahl der Professoren nicht groß. Im Jahre 1536 hatte Wittenberg 22 Dozenten, Jena 1567 nur 16, Königsberg bei seiner Gründung nur 13. Aber der Besuch von seiten der Studierenden erscheint doch zum Teil sehr bedeutend, vor allem im kleinen Wittenberg, dem geistigen Mittelpunkte der evangelischen Welt, das 1549 etwa 1000, 1561 sogar 2500 Studierende vereinigte und zwischen 1502 und 1677 im ganzen nicht weniger als 75528 in seine Listen eingetragen hat. In Jena studierten 1564 etwa 500, Königsberg hatte im ersten Jahre über 300, Helmstedt nahm in den ersten fünfzig Jahren seines Bestehens jährlich im Durchschnitt 300 Studenten auf und galt als die vornehmste lutherische Universität des Zeitalters und als der wissenschaftliche Mittelpunkt der Lande zwischen der Weser und der Nieder-Elbe. Auf katholischer Seite war Würzburg, die Hochburg der Gegenreformation für das westliche Deutschland, wohl am

stärksten besucht; sind doch dort bis zum Tode ihres Gründers, des Bischofs Julius Echter von Mespelbrunn, also von 1582—1617, im ganzen etwa 24000 Studenten, also jährlich fast 700, inskribiert worden. Freilich schwankten die Ziffern oft sehr, namentlich wenn Krieg oder Seuchen störend eingriffen. Wenn unter den Studierenden junge Edelleute und Fürstensöhne immer häufiger auftraten, so war das ein Beweis dafür, daß das Bedürfnis nach wissenschaftlicher Bildung auch diese ihr früher sehr abgeneigten Kreise ergriff. Da die wohlhabenderen Studenten freilich oft mit tollem Kleiderluxus, mit „Bankettieren, Prangen und Schwelgen" ein großes Wesen machten und Schlägereien und Zweikämpfe keineswegs etwas Seltenes waren, so war der Gewinn für das gesellige Leben der Universität aus solchem Zuwachs oft recht zweifelhaft.

Melanchthon selbst klagt in einer akademischen Rede vom Jahre 1537: „Nie war die Jugend so aufsässig gegen die Gesetze, sie will nur nach eignem Willen leben, dem fremden sich nicht fügen. Wie wenige streben nach gründlichem und vollständigem Wissen! Einige lernen nur hier und da etwas — andre lernen durchaus nichts." In ähnlicher Weise sprechen die Wittenberger Statuten von 1546 gegen den Wahnsinn solcher Jünglinge, die meinen, auf den Universitäten herrsche zügellose Freiheit, die durch ihr schlechtes Beispiel viele verderben, die Ruhe und den Studienfleiß stören, dem Rektor nicht gehorchen, die Kirche nicht besuchen, Tag und Nacht sich herumtreiben, Aufläufe anstiften, Häuser stürmen, Gärten verwüsten, wohl gar Diebereien ausführen, andre frech beleidigen und beschädigen, in unanständiger Kleidung erscheinen und den Mädchen schamlos nachstellen.

Durch eine breite Kluft von ihnen geschieden waren die zahlreichen armen Studenten, die nach wie vor in Bursen und Konvikten lebten und sich oft aufs kümmerlichste durchhalfen, wohl auch bettelnd von einer Hochschule zur andern zogen. In diesen Kreisen sind vor allem die vielen stillfleißigen Leute zu suchen, auf denen der Fortschritt der Wissenschaft und des höheren Geisteslebens überhaupt beruhte.

Auch auswärtige Hochschulen, außer Paris und Orléans immer noch mit Vorliebe namentlich die oberitalienischen Bologna, Padua und Ferrara, wurden von jungen Deutschen, und keineswegs nur von künftigen Humanisten, sondern namentlich von Juristen, trotz des religiösen Zwiespalts noch häufig besucht. Diese bildeten hier neben andern Ausländern (Polen und Franzosen) wie früher landsmannschaftliche Vereine und hielten gegen die Fremden eifrig zusammen, was denn gelegentlich wohl zu blutigen Händeln führte. Erst mit der Verschärfung des kirchlichen Gegensatzes verschwanden die evangelischen Deutschen allmählich von den Hochschulen Italiens.

Höheres Schulwesen.

Größere Umgestaltungen als im Universitätswesen haben Reformation und Humanismus im Schulwesen herbeigeführt, unterstützt in erster Linie von den städtischen Gemeinden, in zweiter auch von einzelnen Fürsten, die wetteifernd neue Anstalten ins Leben riefen. Das Ziel, welches Luther, der zuerst 1524 die deutschen Städte zur Gründung von Schulen aufgefordert hatte, in Verbindung mit Melanchthon dem Jugendunterricht setzte, war die Heranbildung tüchtiger Diener der Kirche und — woran früher niemand gedacht — auch des Staates und der Gemeinde durch humanistisch-theologisches Studium. Neben der Kenntnis der religiösen Wahrheiten erschien als die wichtigste Aufgabe Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche des Latein, der immer noch alles beherrschenden Welt- und Gelehrtensprache jener Zeit, ohne deren Kenntnis damals in der That eine Teilnahme an der höheren Bildung ganz unmöglich war. Zur Erlangung dieser Gewandtheit diente besonders die Lektüre klassischer Autoren und die unausgesetzte praktische Übung der aus ihnen gewonnenen Sprachkenntnis in Vers und Prosa; selbst die Unterrichts- und Umgangssprache zwischen Lehrern und Schülern war der Hauptsache nach lateinisch. Dazu kamen noch die Anfänge der Dialektik und Rhetorik. Die Realwissenschaften traten ganz zurück, wurden im wesentlichen auf die Universitäten verwiesen; die Muttersprache fand überhaupt keine schulmäßige Pflege. — Den ersten sorgfältig berechneten Unterrichtsplan gab

Melanchthon in seiner maßgebenden Schulordnung von 1528, welche drei Klassen unterschied und einen außerordentlichen Fortschritt insofern bezeichnete, als sie die Erreichung eines festen Zieles nach einem festen Plane und mit fester Begrenzung der Aufgaben für die einzelnen Klassen erstrebte. In dieser Richtung ging der berühmte Johann Sturm (1507—1589) auf seiner Musteranstalt in Straßburg noch weiter. Weniger von Melanchthon als von dem Vorbilde der Brüder vom gemeinsamen Leben (s. S. 195) in Lüttich ausgehend, wollte er seine Zöglinge schlechtweg zu Lateinern und nur zu Lateinern heranbilden, denen die eigne Muttersprache als barbarisch galt. Bahnbrechend war er dann durch Einführung der regelmäßigen Schulprüfungen und Versetzungen, die seitdem allgemeine Nachahmung fanden, und weithin wirkte sein Vorbild, bestimmte namentlich auch die Einrichtung der württembergischen Stiftsschulen und dadurch mittelbar auch der sächsischen Fürstenschulen (s. S. 336). Für Mitteldeutschland war in ganz ähnlicher Weise mustergültig die Zwickauer Schule unter dem Niederländer Petrus Plateanus (Rektor 1535—1546, starb 1551), die auf denselben Grundsätzen beruhte. Im nordöstlichen Deutschland übte die Anstalt des Valentin Friedland aus Trotzendorf (1490—1556) im schlesischen Goldberg weithin den größten Einfluß, der bis nach Polen hineinreichte. Von hier ging auch Petrus Vincentius in Breslau aus, während Michael Neander (1515—1579) die Klosterschule Ilfeld am Harz zu großer Bedeutung erhob. Gleichmäßig freilich ergriff diese Umgestaltung des Unterrichtswesens Deutschland keineswegs; namentlich blieben die katholischen Landschaften bis auf die Begründung der Jesuitenschulen darin weit zurück.

Auch hat die Unterrichtsweise Melanchthons und Sturms neben vielem Verdienstlichen ihre erheblichen Schwächen. Geradezu bedenklich erscheint ihre undeutsche Richtung, ihre Abkehr vom Volkstümlichen, und die damit unvermeidlich verbundene schroffe Scheidung des Gelehrten vom Ungelehrten hat der Nation zum dauernden Schaden gereicht. Seitdem zerfiel sie in zwei große Massen, die an Interesse und Empfindungen sehr wenig miteinander gemein hatten, und geradezu verwüstend hat dies später auf die deutsche Litteratur gewirkt.

Sprache und Dichtung.

Freilich, es war dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Gegen die einseitigen Bestrebungen der Lateiner warf Luther sein gewaltiges Gewicht in die Wagschale, indem er die neuhochdeutsche Schriftsprache als einigendes Band für alle deutschen Stämme und Stände schuf und ihr erster großer Schriftsteller wurde. *Neuhochdeutsche Schriftsprache.*

Wenn man Luther den Schöpfer des Neuhochdeutschen nennt, so ist dies allerdings nicht ganz genau. Die Sprache, in der er schrieb, bestand schon vorher, und ebendeshalb schrieb er in ihr. Das Neuhochdeutsche beruht im Unterschiede vom Mittelhochdeutschen auf keinem einzelnen Dialekt, vielmehr ist es entstanden aus der Verbindung der bayrisch-österreichischen Mundart, die infolge der thatsächlichen Erblichkeit der Kaiserkrone im Hause Habsburg in der kaiserlichen Kanzlei herrschend wurde und sich durch den sehr frühen Übergang von î in ei und û in au auszeichnet, mit mitteldeutschen Bestandteilen, welche durch die vorwiegend dem fränkisch-thüringisch-meißnischen Sprachgebiete angehörenden Kurfürsten (Mainz, Trier, Pfalz, Sachsen) hineinkamen. Diese Mischsprache wurde anfangs am Reichstage und in den kurfürstlichen Kanzleien gebraucht, als eine amtliche, eine Reichssprache, weil dort unmöglich jeder in seiner heimischen Mundart schreiben und reden konnte, und ihrer hat sich, eben weil sie allgemeiner verständlich war als jeder Einzeldialekt, Luther bedient. Nicht der Schöpfer also, wohl aber der Bildner des Neuhochdeutschen ist der Reformator gewesen. Freilich

währte es ziemlich lange, ehe diese neue Sprache überall durchdrang. Noch um 1593 wurde in Deutschland in vier verschiedenen Mundarten gedruckt (niederdeutsch, schweizer-deutsch, bayrisch-österreichisch, neuhochdeutsch), aber allmählich verschwand diese Mannigfaltigkeit vor der siegenden Macht der Lutherschen Sprache, die durch die Schrift wie durch die Schule und durch das Wort des Predigers überall eindrang. Zuerst auf diesem Gebiete hat Deutschland seine nationale Einheit gewonnen.

Litteratur. Epik und Lyrik.

Wie die Sprache, so ist auch die Litteratur dieser Zeit von der Reformation und neben ihr vom Humanismus auf das allerstärkste beeinflußt worden. Ein gelehrtes biblisch-antikes Element drang in sie hinein, die volkstümlichen, namentlich die noch sehr beliebten, durch die prosaischen Volksbücher weitergetragenen sagenhaften Stoffe begannen zu verschwinden. Von den Gattungen hatte sich das reine Epos schon längst ausgelebt, und der Versuch Kaiser Maximilians, es in seinem Theuerdank (d. i. der auf Abenteuer denkende), der Erzählung seiner Werbung um Maria von Burgund, die sein Geheimschreiber Melchior Pfinzing überarbeitete, in allegorischem Gewande neuzugestalten, war nicht eben glücklich. Rein epischen Charakter tragen wenigstens die poetische Erzählung, das Tiergedicht, wie es besonders Rollenhagens „Froschmeuseler“ vertritt (1542—1609), die Fabel, die in erster Linie von Erasmus Alberus (gest. 1553) und Burkard Waldis gepflegt wurde, das historische Volkslied, das in dem aufregenden Getümmel der gewaltigen Zeit zu kräftigem Leben gedieh und weniger die Thatsachen als die Anschauungen des Volkes über sie getreulich widerspiegelt. In der Lyrik kommt der zunftmäßige Meistergesang nicht über seine veralteten, pedantischen Formen hinaus; frisches Leben pulsiert nur im Volksliede, das alle Empfindungen bald ernst und wehmütig, bald scherzhaft und naiv zu herzgewinnendem Ausdruck bringt, und in der neuen Schöpfung Luthers, im evangelischen Kirchenliede. Sie verdient als die größte poetische That des großen Mannes gefeiert zu werden. Bald durch Umdichtung von Psalmen und lateinischen Kirchengesängen, bald durch Umwandlung weltlicher Volkslieder in geistliche, bald endlich durch eigne, selbständige Dichtungen hat er seiner Kirche einen unverlierbaren Schatz gesammelt und zahlreiche Nachahmer angeregt, so Paul Speratus (1484—1551), Justus Jonas (1493—1555), Johann Matthesius (1504—1568), Nikolaus Decius (gest. 1529), Philipp Nikolai (1556—1608). In volkstümliche Melodien gefaßt, hat dieses Kirchenlied Tausende von Herzen gewonnen und sich in den größten Nöten als der sicherste Hort der evangelischen Christenheit erwiesen, weit über die deutschen Grenzen hinaus.

Lehrgedicht und Satire.

Wie so durch den Einfluß der erregten Zeit einzelne Gattungen der Poesie in den Vordergrund gerückt, andre zurückgeschoben wurden, so drückte das vorwiegend kirchliche Interesse allen Erzeugnissen bald ein lehrhaft-moralisierendes, bald ein satirisches Gepräge auf. Ja, das Lehrgedicht und die Satire entwickelten sich in Vers und Prosa zu selbständigen Gattungen. Jenes wird in breitester Ausdehnung durch die Meistergesänge, daneben durch die sogenannten Sprüche vertreten, diese, abgesehen von Sebastian Brant und Reynke de Vos, die vor den eigentlichen Beginn der Reformation fallen und deren deshalb auch schon früher gedacht worden ist (s. S. 192), auf protestantischer Seite durch Ulrich von Hutten, freilich meist in lateinischer Form (s. oben S. 185 ff.), auf katholischer Seite durch den Straßburger Franziskaner Thomas Murner (1475 bis ca. 1537) im „großen Lutherischen Narren“, der „Schelmenzunft“ und der „Gäuchmatt“, die teils Luthers Werk angreifen, teils die Gebrechen der Zeit im allgemeinen geißeln.

Dramatische Dichtung.

Selbst das Drama muß der kirchlichen Bewegung folgen. Das alte Mysterienspiel, aus dem sich anderwärts, auch im protestantischen England, ein volkstümliches und doch kunstmäßiges Drama entwickelte, verschwand im protestantischen Deutschland

mehr und mehr, weil es mit dem katholischen Kultus eng zusammenhing. Eben deshalb erhielt es sich in den katholischen Landschaften, Österreich mit eingeschlossen, teils als Weihnachts-, teils als Passions-(Oster-)Spiel, das ja im bayrischen Ober-Ammergau zu so eigentümlicher Blüte gedieh. In den evangelischen Gebieten wurde es einigermaßen ersetzt durch die biblischen Geschichten, die Luthers Bibelverdeutschung erst recht volkstümlich gemacht hatte. Solche Stoffe wurden neben antiken und legendarischen zuerst in der Schweiz dramatisiert, von hier aus wirkte die Anregung besonders im Rheinlande und in Sachsen, wo sich übrigens auch die Weihnachtsspiele im Erzgebirge ebenso erhielten wie in Schlesien. Besser behauptete sich das Fastnachtsspiel. Auf der andern Seite zeigen sich mannigfache Spuren des Einflusses antiker Vorbilder; denn auch die Humanisten dichteten eifrig lateinisch und deutsch, und in ihren Anstalten fand die Schulkomödie, von Schülern aufgeführt und den römischen Dichtern nachgeahmt, allerorten eifrige Pflege. Freilich äußert sich die Wirkung des römischen Vorbildes mehr in Äußerlichkeiten. Man beginnt jetzt, Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele, wiewohl noch nach sehr äußerlichen Gründen, zu unterscheiden, führt die Einteilung in Akte und Szenen durch, beschränkt vielfach die Dauer des „Spiels" und die Zahl der Personen, verlegt den Gesang ausschließlich in die Zwischenakte. Die alte, in drei Stockwerken aufgebaute Mysterienbühne (Himmel, Erde, Hölle) wurde noch vielfach beibehalten, aber Hans Sachs berechnete seine Stücke schon auf die einfache Bühne, und in dieser Weise war auch das erste stehende Schauspielhaus in Deutschland eingerichtet, das die Nürnberger Meistersinger im Jahre 1550 herstellten. Noch fehlte es aber an Mitteln zur Verwandlung des Schauplatzes, weshalb denn in dieser Beziehung die Dramatiker jener Zeit sehr unbekümmert verfahren, und immer noch wurden die „Spiele" von „Bürgern und Bürgerssöhnen", nicht durch Schauspieler von Beruf, zur Aufführung gebracht. Als Dichtungen betrachtet, entbehren die Stücke fast durchgängig noch wirklicher Charakteristik der Personen und sind im ganzen wenig mehr als Gespräche oder dramatisierte Erzählungen ohne wirkliche dramatische Handlung. Auch ist es noch üblich, ernste Handlungen durch komische, oft sogar derb possenhafte Auftritte zu unterbrechen, die in Niederdeutschland häufig in plattdeutscher Mundart und auch anderswo gelegentlich im Volksdialekt gehalten sind. Aus diesen Vorbedingungen ein wirkliches kunstgemäßes Drama herauszubilden, ist den Deutschen damals nicht gelungen.



175. Thomas Murner.
Aus dem Titelbilde der „Defensio Germaniae" Wimphelings (Freiburg 1502).

Von allen den überaus zahlreichen Schriftstellern der Zeit ist unfraglich das vielseitigste, fruchtbarste und liebenswürdigste Talent Hans Sachs von Nürnberg (1494—1576). Hans Sachs.

Durch ehrsam bürgerliche Lehre und Wanderschaft zum tüchtigen Handwerker, durch Besuch der guten Lateinschulen seiner Vaterstadt zum gebildeten Manne gemacht und inmitten einer überaus rührigen und mit aller Welt in Verbindung stehenden Bevölkerung lebend, nahm er offenen Auges alles in sich auf, was seine reiche Zeit bewegte, und fügte dazu die Früchte einer unermeßlichen Belesenheit. Daher entlehnte er seine Stoffe bald der Bibel, bald deutscher Sage

und Geschichte, bald antiken oder fremden Schriftstellern, bald dem Leben seiner Zeit. Er ist nicht satirisch; den heißen Kämpfen des Jahrhunderts folgt er mit wärmstem Anteil, aber ohne sich in das Gewirr zu stürzen, als Zuschauer; „seine Seele blieb rein von Haß“. Er ist auch nicht eigentlich lyrisch, meidet vielmehr die Ausmalung von Empfindungen; er ist vorwiegend episch und will daneben belehren, bald in ernster, bald in launig-schalkhafter Weise. Eine gesunde, ehrliche, evangelische Frömmigkeit und Sittlichkeit ist es, für die er überall eintritt. Für Luther hat er sich schon im Jahre 1523 in der „Wittenbergischen Nachtigal“ entschieden ausgesprochen. Ganz erstaunlich ist die Zahl seiner Werke; im Jahre **1567** zählte er ihrer, genau im kleinen, wie er überhaupt war, gegen 6000 (darunter 208 Tragödien, Komödien und Fastnachtsspiele), die er in **34** eigenhändig von ihm geschriebene Foliobände eingetragen hatte. Es gibt kaum eine poetische Gattung, in der er sich nicht versucht hätte; lehrhafte „Sprüche“ und epische Erzählungen, Meisterlieder, Fastnachtsspiele, Komödien und Tragödien drängen sich in bunter Folge, und in



176. Hans Sachs. Nach einem Kupferstiche.

diesen wieder behandelt er antike (Klytämnestra, Virginia) und zeitgeschichtliche, deutsch-sagenhafte (der hürnen Seyfrid) und biblisch-legendarische (die ungleichen Kinder Evä) Stoffe. Auf einzelnes einzugehen, ist hier nicht möglich, da keine dieser Schöpfungen vor den andern besonders hervorragt.

Kein Dichter in der That, in dessen Versen sich vollständiger und treuer das deutsche Leben der Reformationsperiode widergespiegelt hätte! Aber um der Schöpfer eines deutschen Dramas in großem Stile, um ein deutscher Shakespeare zu werden, dazu hat es Hans Sachs nicht nur an wirklich genialer Anlage gefehlt, sondern noch mehr an einem großartigen nationalen Leben, dessen Schwung ihn emporgetragen, an einer allen Deutschen gemeinsamen sittlichen Weltanschauung, die den Dramen die sichere Wirkung auf die Zuschauer verbürgt, und an einer nationalen Hauptstadt, wo eine kunstverständige Zuhörerschaft den Dichter beständig angeregt und beurteilt hätte.

Neue Sagenstoffe

Noch verdienen eine besondere Erwähnung mehrere Sagenstoffe, die, zum Teil älteren Ursprungs, doch eben damals besonders ausgebildet und schließlich litterarisch aufgezeichnet wurden. Vorzugsweise gern bearbeitet wurde die Geschichte vom Schwarzkünstler Dr. Faust.



Das Schloß zu Heidelberg im XVI. Jahrhundert

vom Neckar aus gesehen. (Nach Merian.)

In der Reformationszeit hat es wirklich einen abenteuernden Gelehrten dieses Namens gegeben, der ursprünglich wahrscheinlich Georg Sabellicus hieß und nur den Zunamen Faustus („der Glückliche") angenommen hatte, dann in Wittenberg, Erfurt, Leipzig und anderwärts mit seinem Wissen und seinen Zauberkünsten Aufsehen machte, später aber verscholl und vor 1548 gestorben zu sein scheint. Dem Volke schienen sein geheimnisvolles Wesen und sein Streben über das Gewöhnliche hinaus — Faust nahm sich Adlers Flügel und wollte alle Gründe in Himmel und Erde erforschen, heißt es im Volksbuche — unheimlich und frevelhaft; daher glaubte es, daß er sich schließlich mit dem Teufel verbündet habe und ihm am Ende verfallen sei. Doch im Grunde spiegelt sich im Faust der Sage der unersättliche Forschungstrieb des deutschen Geistes, wie er im Reformationszeitalter gewaltig hervorbrach. Das Volksbuch von Faust wurde zuerst im Jahre 1587 gedruckt.

Ein beinahe ebenso beliebter Sagenstoff ist der vom Ewigen Juden, in welchem sich die Schicksale seines Volkes spiegeln und zugleich der Fluch des Unglaubens versinnbildlicht wird. Die erste gedruckte Bearbeitung dieser Erzählung erschien im Jahre 1602.

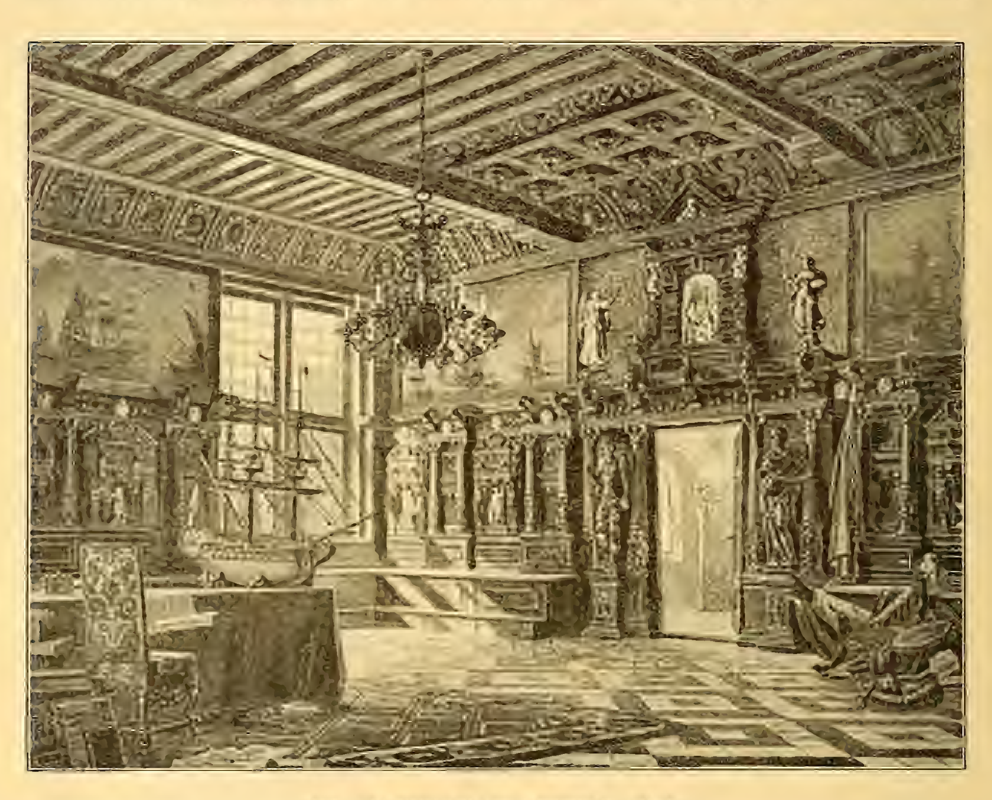
Bildende Kunst.

Baukunst.

Wurzelte die Litteratur ganz in den deutschen Verhältnissen, wenn sie auch, wie immer, mancherlei fremde Stoffe in sich aufnahm, so bemächtigte sich der deutschen Kunst ein übermächtiger fremder Einfluß, doch auch sie blieb im innersten Wesen deutsch. Am vollständigsten siegte das italienische Vorbild in der Baukunst. Hier trat es schon im Beginne des 16. Jahrhunderts auf und verdrängte rasch die einheimische Gotik, die sich freilich auch ausgelebt hatte. Italienische Künstler wirkten hier ganz unmittelbar; sie arbeiteten z. B. an dem Baue der Schlösser in Landshut und Dresden, wie an dem herrlichen Gartenhause (Belvedere) Ferdinands I. zu Prag (Paolo della Stella) mit. Rasch ergreift dann ihre Kunstweise den weltlichen Bau der Fürsten und der Städte; zunächst freilich werden nur einzelne Bestandteile herübergenommen, bald aber tritt eine planmäßige Nachbildung ein, obwohl die vorspringenden Erker, die hohen gotischen Giebel und Ecktürme mit ihren Wendeltreppen häufig beibehalten, nur durch die Säulen- und Pfeilerstellung der Renaissance gegliedert werden. Aber die reich mit Bildwerk und Malerei verzierten Fronten, die weiten von offenen Säulenhallen umgebenen Höfe, die großartigen Treppenanlagen, die prunkvolle Ausschmückung der Innenräume, wie sie die italienische Renaissance liebt, kehren auch in Deutschland wieder. So entstand das Schloß von Landshut nach streng römischem Vorbild (1536), das alte Schloß in Stuttgart seit 1553 durch Aberlin Tretsch, ebendort das neue Lusthaus 1575—1593, ein Werk Georg Behrs, die Residenz in München (1600—1616), die herrliche Anlage des Heidelberger Schlosses (1556—1559 und 1601—1607), das französische Barbarei noch vor Ablauf des 17. Jahrhunderts in die schönste Ruine Deutschlands verwandelte. In Dresden bauten die Albertiner Georg und Moritz durch Hans Dehn von Rotfelser das Schloß prächtig um, in Torgau bauten die Ernestiner (1532—1545, Konrad Krebs), im schlesischen Brieg die Piasten, und zahlreiche schmucke Landsitze des begüterten Adels schlossen sich namentlich in Mittel- und Süddeutschland an. Die Bürgerschaften blieben nicht zurück. Augsburgs Fuggerhaus mit seinem reichen Freskenschmuck wurde mustergültig, und der „Goldene Saal" seines Rathauses ist noch jetzt ein klassisches Schaustück dieser Richtung; in Nürnberg geben das Pellersche Haus (1605) und das gediegene Rathaus Holzschuhers (1616—1619) stattliche Beispiele; Köln fügte damals seinem gotischen Rathausbau eine prunkvoll zierliche Vorhalle hinzu (1569—1571); in Danzig verraten die reichgeschmückten Giebelhäuser des Langenmarktes, der Frauengasse u. a., die kunstprangenden Bauten seiner mächtigen Festungsthore und die prunkvolle Ausstattung seiner Ratsstuben einen ganz direkten Einfluß des Verkehrs mit Italien, ebenso gestaltete Lübeck sein ehrwürdiges Rathaus im Innern prächtig um.

Auch kleinere Städte, wie Leipzig, Görlitz, Braunschweig, Bremen u. a. m. folgten dem Beispiele durch Neubauten privater und öffentlicher Art, und üppig entfaltete sich in den niederdeutschen Städten, wie in Hildesheim, Goslar, Braunschweig und anderwärts, der hier alteinheimische Holzbau, der unter dem Einflusse der Renaissance die Stirnseiten der hochgiebeligen Häuser mit phantastisch-sinnreichen, oft buntbemalten Schnitzereien bedeckte.

Bildnerei. Wenn sich so die Baukunst der Renaissance ziemlich gleichmäßig über Deutschland verbreitete, so blieben die Bildhauerei und Malerei mehr an einzelne Mittelpunkte geknüpft, obwohl Meister zweiten Ranges allerorten erschienen. Für die Bildhauerei war Nürnberg mustergültig, die Blüte seiner Kunst aber fällt schon in den Anfang



177. Die Kriegsstube im Rathause zu Lübeck.

des 16. Jahrhunderts. In ihren Werken überwiegen die religiösen Gegenstände, wie im ganzen Mittelalter, aber sie strebt in der Darstellung ihrer Gestalten nach größerer Naturwahrheit und seelischem Ausdruck in den Köpfen, und sie wagt sich bereits unter dem Einflusse der Antike an die Bildung des nackten Körpers. In ihren Materialien schließt sie sich ebenfalls der mittelalterlichen Plastik insofern an, als sie sich noch häufig der echtdeutschen Holzschnitzerei bedient, die dann fast stets mit der Malerei in Verbindung tritt und in Niederdeutschland mehr als andre Gattungen zur Entfaltung kommt; doch verwendet sie auch Steinarbeit und Bronzeguß. So schuf Adam Krafft die sieben tief empfundenen Passionsreliefs (1490—1507), im Auftrage des reichen Patriziers Hans Imhof das wunderbare Sakramentshäuschen für die Lorenzkirche in der Form eines reichgegliederten und mit plastischen Gestalten geschmückten gotischen Turmes (1496



178. Der Langemarkt mit dem Rathaus und dem Artushofe in Danzig.

Das Rathaus stammt in seiner Hauptmasse aus dem 14. Jahrhundert, der schlankaufschießende Turm erhielt indes seine zierliche Renaissancespitze erst 1559—61. Der Artushof (rechts am Langenmarkt) wurde in seiner jetzigen Gestalt 1480—81 erbaut, die Stirnseite aber mit dem Medaillonbilde Karls V. 1552.

bis 1500), ein Werk von solcher Zierlichkeit, daß man im Ernste gezweifelt hat, ob es aus Stein gemeißelt sei. Veit Stoß (1450—1533) schnitzte für die Lorenzkirche in freischwebenden Figuren die Verkündigung Marias (den sogenannten englischen Gruß). Den Gipfel plastischer Kunst aber erstieg der treffliche Peter Vischer (gest. 1529), der noch mehr als die Vorgenannten das Vorbild der Renaissance auf sich wirken ließ. Aus seiner Werkstätte ging in Bronze vor allem das treffliche Sebaldusgrab hervor, das in Auffassung und sorgsamer Durchbildung der menschlichen Gestalten, besonders der Apostel, der italienischen Plastik völlig ebenbürtig ist. Ausgezeichnet durch Wiedergabe des seelischen Ausdrucks ist sein Bronzerelief im Regensburger Dome, des Lazarus Schwestern darstellend, wie sie den Heiland begrüßen. Auch an dem großartigen Grabmale, das sich Maximilian I. in der zierlichen Hofkirche zu Innsbruck errichten ließ, ohne daß es übrigens seine Leiche wirklich aufgenommen hätte, hat er Anteil gehabt: die Gestalten des Ostgoten Theodorich und des Königs Artus rühren von ihm

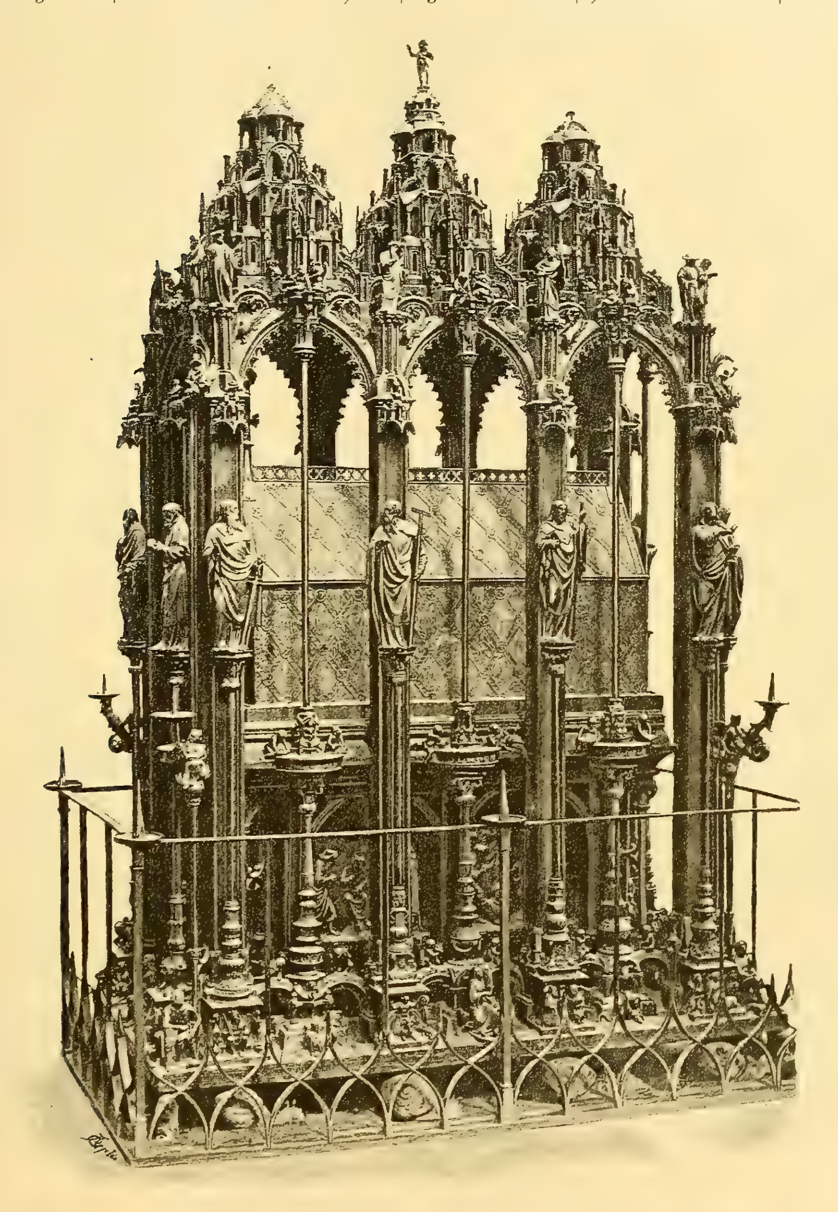


179. Peter Vischer. Nach einem Kupferstiche.

her. Die übrigen dieser achtundzwanzig Kolossalstatuen, zwischen 1513 und 1535 angefertigt, sind dagegen, ebenso wie die dreiundzwanzig in der sogenannten silbernen Kapelle stehenden kleineren, von einheimischen Künstlern, unter denen besonders Gilg Seßlschreiber genannt wird. Das Grabmal selbst mit dem reichen Schmucke seiner allerdings ganz malerisch gedachten Marmorreliefs aus der Geschichte Maximilians rührt von Alexander Colin aus Mecheln her (1526—1612).

Malerei. Auch für die Malerei war Nürnberg eine Hauptstätte, welche die älteren Schulen von Köln, Prag und Straßburg übertraf und zunächst unabhängig von italienischem Einfluß blieb. Vielmehr ist im ganzen 15. Jahrhundert und darüber hinaus das Vorbild der niederländischen (flandrischen) Schule für ganz Deutschland bestimmend gewesen. Die beiden Brüder Jan und Hubert van Eyck (1390—1441, bez. 1366—1426), ihre Häupter, wurden bahnbrechend durch Einführung der Landschaft als Hintergrund und die Durchbildung des seelischen Ausdrucks in den Köpfen, während Körperhaltung, Gewandung und Gruppierung noch die alte steife Weise zeigen. In

der Ausführung entfalten sie in streng realistischer Weise die liebevollste Sorgfalt, und die Ausbildung der Ölmalerei durch sie war für die ganze Zukunft von höchster Bedeutung. Diese Niederländer und ihnen folgend die Deutschen malten im wesentlichen



180. Das Sebaldusgrab zu Nürnberg. Von Peter Vischer.

Der architektonische Aufbau dieses Reliquienschreins ist noch gotisch gedacht, dagegen verraten die trefflichen Bronzestatuetten den Einfluß der Renaissance.

religiöse Gegenstände, und reichliche Arbeit gaben ihnen die zahllosen Stiftungen von Weihgeschenken durch einzelne und durch Körperschaften. Der erste große Meister Nürnbergs ist Michael Wohlgemut (1434—1519), ein Schüler des Straßburgers Martin Schongauer (gest. 1488). Von diesem lernte er die naturwahre Auffassung,

und es hängt damit zusammen, daß Wohlgemut der erste Porträtmaler Deutschlands wurde. Ebenso wichtig wie durch seine malerische Thätigkeit wurde er durch die Ausbildung des Holzschnitts und des Kupferstichs. Jener ist sicher, dieser sehr wahrscheinlich eine deutsche Erfindung, und zwar rühren die ersten noch sehr rohen Arbeiten in Holzschnitt schon aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts her, die frühesten Kupferstiche deutschen wie italienischen Ursprungs etwa aus der Mitte desselben. In Italien zeichneten sich dann in dieser letzteren Technik Andrea Mantegna (s. S. 118), Marcantonio Raimondi (geb. um 1488) und dessen zahlreiche Schüler aus, doch fand Kupferstich wie Holzschnitt während des 16. Jahrhunderts ihre glänzendste Ausbildung in Deutschland, wo alle bedeutenden Maler sie entweder selbst übten oder doch für sie zeichneten; ja, eben diese Mittel haben der deutschen Kunst einen so gewaltigen Einfluß auf das Volksleben, zumal auf die geistige Bewegung verschafft (s. S. 192 ff.). So hat Wohlgemut Kobergers oberdeutsche Bibel (1483) und Schedels Weltchronik (1491—1493) mit Holzschnitten ausgestattet. Das Bedeutendste auf diesem Gebiete sind aber die kostbaren (118) Holzschnitte zum „Theuerdank", der im Jahre 1517 in prachtvoller Ausgabe von Hans Schönsperger in Augsburg vollendet wurde, und die noch zahlreicheren (237) zum „Weißkunig" (S. 159), von denen Hans Burgkmair aus Nürnberg die besten (24) lieferte. Die ebenso reiche als geschmackvolle Ausstattung der damaligen Druckwerke hängt mit der Blüte des Holzschnitts eng zusammen.

Albrecht Dürer.

Doch Wohlgemut übertraf bei weitem sein großer Schüler Albrecht Dürer 1471—1528).

Anfänglich zum Goldschmied wie sein Vater bestimmt, trat er 1486 bei Wohlgemut in die Lehre und sah auf einer vierjährigen Wanderschaft (1490—94) außer dem größten Teile von Deutschland auch Venedig, hat aber an dessen Malerei, da sie eben in unsicherem Übergange begriffen war, damals einen wirksamen Einfluß kaum erfahren. Nach Nürnberg heimgekehrt, gründete er sich einen Hausstand durch Vermählung mit Agnes Frey, der Tochter eines wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns, die erst durch böswillige Nachrede aus einer treuen Lebensgefährtin des Meisters zu einer keifenden Xanthippe entstellt worden ist. Mit ihrer Hilfe gelangte er durch fleißige Arbeit allmählich zu behaglichem Wohlstande, obwohl er für seine Mutter und einige Brüder zu sorgen hatte, und kaufte 1509 das jetzt seinen Namen tragende Dürerhaus. Mehrere Reisen nach Venedig (1506—1507) und den Niederlanden (1519—1521) trugen ihm außer gutem Verdienst durch den Verkauf seiner Kunstblätter reiche Anregung und bewundernde Huldigungen ein. In Venedig besonders fühlte er sich so gehoben, daß er an Pirckheimer schrieb: „O wie wird mich nach der Sonne frieren! Hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer." Und doch hat es ihm auch in der Heimat an warmer Anerkennung nicht gefehlt. Kaiser Maximilian ehrte ihn hoch und verlieh ihm einen Jahrgehalt; mit zahlreichen Nürnberger Patriziern, vor allem mit Pirckheimer, stand er in freundschaftlichstem Verkehr, und trauernd schrieb dieser nach des Freundes Tode: „Ihm ward das Höchste verliehen: Schönheit, Talent und Vertrauen, das durch ehrenhaften Wandel erworben wird."

Mit vollem Herzen und sehr frühzeitig schloß sich Dürer der reformatorischen Bewegung an; schon 1518 hat er Luther mehrere seiner Stiche geschenkt, und manche seiner trefflichsten Werke wurzeln in seiner protestantischen Überzeugung, vor allem die Apostel (s. unten). Er blieb ihr treu, auch als Pirckheimer, verletzt durch gewaltsame Vorgänge in Nürnberg, sich von ihr abwandte. Doch die Sicherung der neuen Kirche hat er nicht erlebt, schon am 6. April 1528 ist er gestorben, erst 57 Jahre alt.

Dürer ist der vollkommenste Vertreter der deutschen Art. Freilich blieben ihm, dank der deutschen Zerrissenheit, große monumentale Aufgaben versagt — weder Maximilian noch der Rat zu Nürnberg hatte einen Auftrag derart für den größten Künstler des Vaterlandes — um so mehr wurzelt seine Kunst im deutschen Hause und seiner Sitte. In diese Umgebung versetzt er auch harmlos die biblischen Gestalten, es sind Bilder deutschen Lebens, die er hier zeichnet, verklärt im Glanze der heiligen Geschichte. Fast ist er mehr Zeichner als Maler; wenn ihm aber die italienische Meisterschaft in der Behandlung der Farben fehlt, so strebt er um so mehr danach, das innere Wesen seiner Menschen zum Ausdruck zu bringen. Ganz realistisch gibt er die Natur wieder, zuweilen bis zum Unschönen; erst später, unter italienischem



Albrecht Dürer

181. Albrecht Dürer.

Nach dem Selbstbildnisse gestochen von Lukas Kilian.

Einfluß, erhebt er sich zu der Erkenntnis, das Höchste der Kunst sei die gesteigerte, von allen zufälligen Unvollkommenheiten befreite Natur. Aber überall sind die Klarheit seiner Motive, die scharfe Charakteristik, die Sicherheit und der Fleiß in der Aus-

führung bewundernswert. Seine großen Gemälde behandeln alle religiöse Gegenstände (so das Rosenkranzfest, die Himmelfahrt Marias, das Allerheiligenbild, die vier Apostel, die Krone seiner Werke, 1526 vollendet), aber fast noch bewundernswürdiger erscheint er in seinen zahllosen Kupferstichen und Holzschnitten, die von einer unbeschränkten Erfindungsgabe und einem unermeßlichen Fleiße zeugen. So hat er in großen Bilderkreisen das Leben Marias, dreimal die Leidensgeschichte Christi, in mächtigen Blättern Szenen aus der Offenbarung St. Johannis (darunter die berühmten „apokalyptischen Reiter") dargestellt. Dazu ist er unerreicht in seinen Porträts; Friedrich den Weisen, Kaiser Maximilian (s. die Bilder S. 159; 205), Pirckheimer (S. 177), Melanchthon, auch hat er mehrmals sich selbst so lebendig wiedergegeben, daß sie der Nachwelt in seiner Auffassung immer vor Augen stehen werden. Für die Landschaftsmalerei war er bahnbrechend in der deutschen Kunst; zwar hat er niemals eine Landschaft um ihrer selbst willen dargestellt, aber den Hintergrund seiner Bilder füllt er mit überaus treu und scharf aufgefaßten, nicht frei erfundenen Landschaften aus, wie es schon die Niederländer und hier und da auch Wohlgemut gethan hatten, und zahllos sind landschaftliche Aufnahmen in seinen Handzeichnungen. Den denkenden Künstler, der die Gesetze, nach denen er schafft, ergründen will, bewährte er durch theoretische Schriften, die „Unterweisung der Messung" (1525) und die „Vier Bücher von menschlicher Proportion" (1528). Im „Unterricht zur Befestigung" wandte er seine mathematischen Kenntnisse sogar nach dieser höchst praktischen Seite hin an (1527); er wird sogar als der Gründer einer besonderen deutschen Befestigungskunst gepriesen, die in dem jetzigen (sogenannten neupreußischen) System ihre Vollendung erfahren hat.

Hans Holbein.

Bei weitem mehr als Dürer steht Hans Holbein (der Jüngere) von Augsburg (1497—1543) unter dem Einflusse Italiens, wie denn dieser überhaupt infolge des lebhaften Handelsverkehrs in Augsburg sich sehr früh und sehr stark geltend machte. Vom Vater zum Maler erzogen, erfuhr dann Holbein im reichen, frohsinnigen Basel den ganzen Einfluß des Humanismus und der Reformation und sah auf einer Reise in der Lombardei die Wunder der italienischen Kunst mit eignen Augen. Dann ging er im Jahre 1526 nach England, wo er mit kurzen Unterbrechungen als Hofmaler Heinrichs VIII. bis zu seinem Tode blieb. Und hier hat er denn auch die Seite seiner Thätigkeit entfaltet, durch welche er unter den deutschen Malern jener Zeit einzig dasteht, die Kunst des Porträts. Seine Bildnisse stellen eine Galerie fast aller bedeutenden Persönlichkeiten dieser Jahrzehnte dar. „Der macht Gesichter, wir andern nur Masken!" rief bewundernd ein Italiener. Und mit welcher Sauberkeit und Sorgfalt, mit welch plastischer Naturtreue malt er auch das Nebenwerk, Kleider und Stoffe, Waffen und Gerät! Aber damit war seine Begabung nicht erschöpft. Seine Passionsbilder gehören zu dem Mächtigsten, was die deutsche Kunst geschaffen hat, und seine Maria als Beschützerin der Familie, das liebliche Ideal holder deutscher Weiblichkeit, ist das deutsche Gegenbild zu Raffaels Sixtinischer Madonna geworden (in Darmstadt und Dresden). Ihm wurde weiter das Glück großer Aufgaben zu teil; in einer Säulenhalle des Rathauses zu Basel malte er Bilder aus der alten Geschichte, im deutschen Stahlhofe zu London den Triumphzug des Reichtums und der Armut (Plutos und Penia), beide nach dem Vorbilde des Venezianers Mantegna. In die religiöse Bewegung griff er durch zahlreiche Holzschnitte ein, die er für Baseler Buchhändler namentlich zur Bibel zeichnete, und in geistvoll ergreifender Weise durch den berühmten Totentanz (1538).

Die reich entfaltete Kunst Süddeutschlands verpflanzt der Franke Lukas (Sunder aus Cronach oder) Cranach (1472—1553) nach dem Norden, ein treuer Diener Johann Friedrichs von Sachsen, dessen Gefangenschaft er sogar teilte, ein aufrichtiger Anhänger



182. Hans Holbein der Jüngere.
Nach dem Selbstbildnis gestochen von Friedrich Weber.

der Reformation, als Maler reich an volkstümlicher Gemütlichkeit und voll jenes naiven Humors, der ihn zum Hans Sachs unter den Malern macht. In seiner Auffassung und Darstellung stand er Dürer am nächsten und war gleich thätig als Darsteller religiöser Gegenstände wie von Porträts, aber an Kraft und Tiefe dem großen Nürnberger nicht gewachsen. Auf das Volk wirkte er wie dieser durch seine zahlreichen Holzschnitte, die oft wirkungsvoll in den Gang der Reformation eingriffen, so in dem be-

rühmten Passionale Christi und Antichristi, d. i. des Papstes, denn ihn faßt er als das Gegenbild, nicht als den Stellvertreter Christi auf.

Glasmalerei.

Eine im späteren Mittelalter besonders hoch entwickelte Gattung dieser Kunst, die Glasmalerei, trat seit dem Beginne der Reformation mehr zurück. Denn ihre großen Aufgaben, die Herstellung von Kirchenfenstern, hingen aufs engste mit den katholischen Anschauungen zusammen, da sie meist auf frommen Stiftungen beruhten. Sie beschränkte sich also mehr und mehr auf kleinere Arbeiten für Rathäuser, Zunftstuben, Schützensäle oder auch Privaträume, wobei sie neben biblischen auch weltliche Gegenstände, wie Wappen, Geschichts- und Volksszenen, zur Darstellung brachte. Bedeutend war noch Veit Hirschvogel in Nürnberg (1461—1525), der Fenster für die Kirchen St. Lorenz und St. Sebald malte; besonders lange, bis tief ins 17. Jahrhundert, erhielt sich die ganze Kunstübung in der Schweiz.

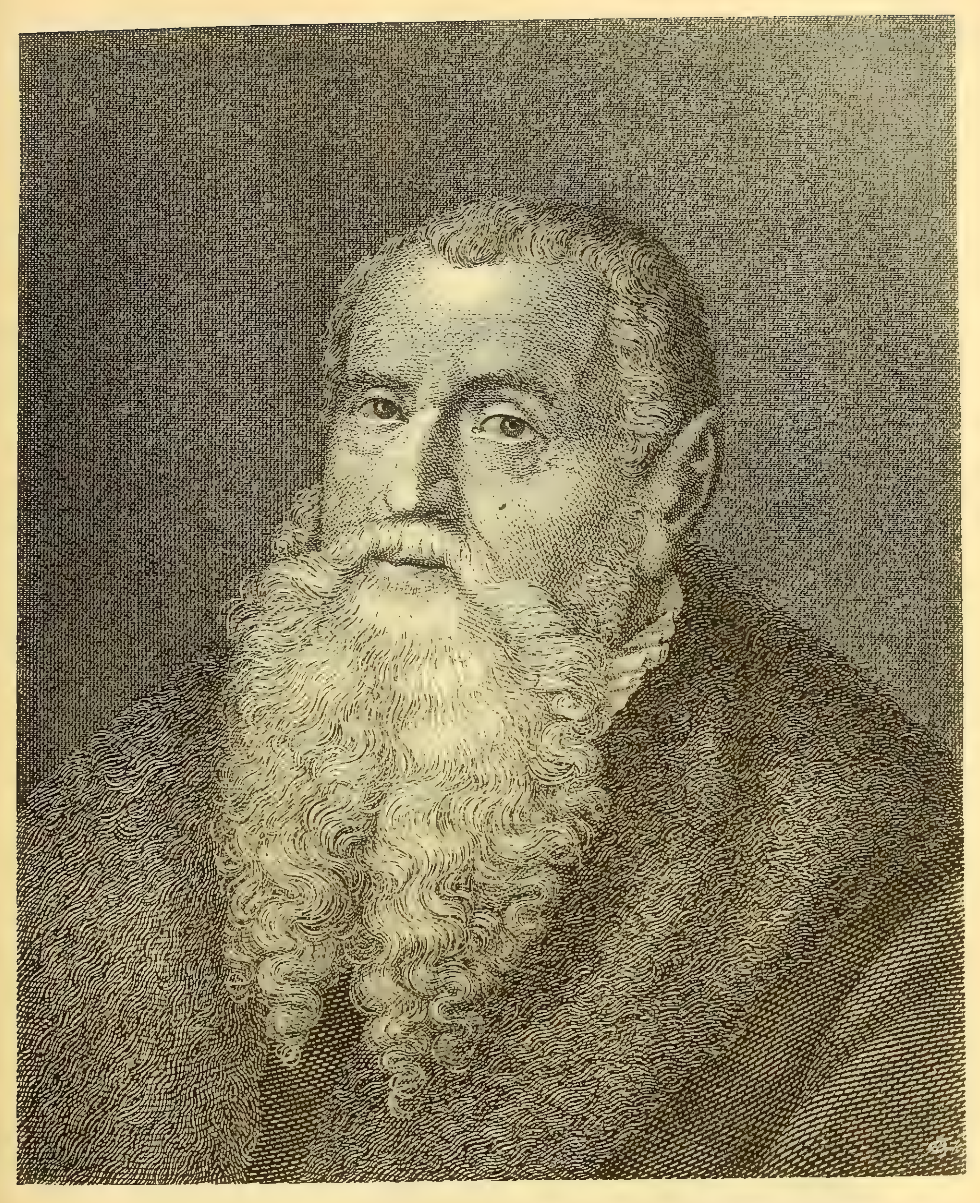
Kunsthandwerk.

Es entspricht der Stellung, die alle, auch die größten Künstler, als Mitglieder einer Zunft einnahmen (s. S. 135), daß auch in Deutschland der engste Zusammenhang zwischen Kunst und Handwerk bestand, daß die größten Meister, wie Holbein und Dürer, es nicht verschmähten, Entwürfe für Gebrauchsgegenstände zu liefern, also das Handwerk, wo es nicht bloß das allergewöhnlichste Bedürfnis zu befriedigen hatte, zum Kunsthandwerk wurde, wie gleichzeitig in ganz Italien (s. S. 126). Dabei wirken oft verschiedene Kunstfertigkeiten zur Herstellung eines Stückes zusammen, und fördernd erwies sich ebenso die Kunst- und Prachtliebe fürstlicher Herren, wie wohlhäbiger Patriziergeschlechter und Zünfte.

Die Kunsttischlerei erreichte in Verbindung mit der immer noch blühenden einheimischen Holzschnitzerei einen Grad der Vollendung, dem das 19. Jahrhundert erst allmählich wieder zustrebt. In schönem, gediegenem Material, oft dem prächtigsten Eichenholz, durchaus in den Bau- und Schmuckformen der Renaissance führt sie Truhen, Schränke, Kredenztische, Sessel, Schmuckkästen, Gewehrschäfte, Thüren, Holzvertäfelungen aus, verziert sie oft mit geschmackvoller eingelegter Arbeit (Intarsia) aus farbigem Holz, Elfenbein oder Metall und schmückt besonders kostbare Stücke wohl mit gravierter oder gegossener Metallarbeit und Figuren in Elfenbein oder Halbedelsteinen. In solcher Kunstübung thaten sich Augsburg, Nürnberg, Dresden, aber auch einzelne Striche von Niederdeutschland und der Schweiz hervor.

Die uralte Fabrikation von Thongefäßen lieferte außer den künstlerisch mit gepreßtem, zuweilen auch bemaltem Ornament geschmückten Steinkrügen, wie sie namentlich in den Rheinlanden von den „Krukenbäckern“ um Selters, Köln, Nären im Limburgischen, auch in Creussen bei Baireuth vortrefflich hergestellt wurden, jetzt nach italienischem Vorbilde, wenngleich in geringerer Vollendung, auch Majoliken und Fayencen (s. S. 126), z. B. in Sachsen, Tirol und Nürnberg, wo Augustin Hirschvogel (1488—1560) gerühmt wird, der in Venedig seine Schule machte, und sie wußte nicht weniger die heimischen Kachelöfen durch bemalten oder bildnerischen Schmuck zu wahren Kunstwerken zu gestalten; darin ragten besonders Süddeutschland und die Alpengegenden hervor.

Von keinem Lande ließ sich Deutschland in der Bearbeitung der Metalle übertreffen. Phantastisch verschlungene Beschläge und Gitter von geschmiedetem Eisen schmückten die massiven Eichenthüren; in derselben Technik entstanden Hand-, Stand- und Wandleuchter. Musterhaft und weit über die Grenzen des Reiches hinaus gepriesen wurden die Leistungen der deutschen Waffenschmiede. In Plattenharnischen arbeiteten die Augsburger, wie Lorenz Plattner oder Desiderius Kolmann, wohl am vorzüglichsten, doch standen Innsbrucker und Münchener Meister, wie z. B. Hans Müelich oder Miehlich, nach dessen Entwürfen die Prachtrüstungen mehrerer franzö-



183. Lukas Cranach.
Nach dem Selbstbildnisse gestochen von M. Steinla.

sischer Könige angefertigt worden sind, nicht zurück. Dem Luxus und Kunstsinn dieser Zeit genügten nicht mehr die glatten oder kannelierten Rüstungen, ganze Gruppen mythologischer oder historischer Gestalten wurden jetzt aus dem Metall getrieben oder in demselben ziseliert und geätzt. Die prachtvollste und künstlerisch vollendetste Arbeit dieser Art dürfte die Silberrüstung sein, die ein Augsburger Meister im Auftrage Kurfürst

Christians II. von Sachsen für Mann und Roß anfertigte und mit den Thaten des Herkules in getriebener Arbeit verzierte. Für die Herstellung schneidender Waffen konnte schon damals Solingen als ein Hauptort gelten, wie denn der Ursprung des Gewerbes hier bis ins 12. oder 13. Jahrhundert zurückgeht. Zu Kunstwerken wurden solche Waffen teils durch die prächtig geschmiedeten oder in Eisen geschnittenen Gefäße,



184. Prunkharnisch von Nürnberger Arbeit aus dem Jahre 1607 im Germanischen Museum.

Die Zeichnung ist eingeatzt und zeigt auf dem hier abgebildeten Rückenteil in der Mitte den römischen Ritter Curtius, der sich in den feurigen Abgrund sturzt, auf der Vorderseite in ahnlicher Weise Horatius Cocles und Mucius Scävola.

teils durch die auf der Klinge eingeätzten, ziselierten oder eingeschlagenen (tauschierten) Ornamente, wozu nicht selten große Künstler die Zeichnungen lieferten. — Unter den durch Guß hergestellten Feuerwaffen bot natürlich das Rohr des Geschützes den geeignetsten Raum zu künstlerischer Verzierung, wie z. B. auf einem solchen, das auf Sickingens Ebernburg im Jahre 1523 erbeutet wurde (s. S. 233), der Ritter mit

seiner ganzen Familie und dem heiligen Franciscus dargestellt war. Hier haben Nürnberg und Innsbruck besonders Ausgezeichnetes geleistet. — Der damit nahe verwandte Glockenguß — denn Stück- und Glockengießer waren identisch — erreichte seine höchste Blüte in den letzten Jahrzehnten des 15. und den ersten des 16. Jahrhunderts. Vielleicht der größte Meister aller Zeiten, sicherlich seiner Zeit, war darin Gerhard de Wou (1474—1527), ein Niederländer, der jedoch seine Werke auch über ganz Nordwestdeutschland verbreitete. Auch das Hausgerät aus Zinn und Messing hat diese Zeit künstlerisch veredelt, ohne dabei der Natur dieser Metalle Gewalt anzuthun.

Am meisten der Kunst nähert sich die Metallarbeit begreiflicherweise da, wo sie als Juweliertechnik gar nicht für das unmittelbare Bedürfnis, sondern lediglich für den Luxus arbeitet und die edelsten Stoffe miteinander zu harmonischer, auch farbiger Wirkung vereinigt, also Gold und Silber mit Edelsteinen, Elfenbein, Muscheln, Email und Glas oft an demselben Gegenstande verbindet. So stellten die Meister dieser Zeit, zuweilen wahre Tausendkünstler, Ketten, Ringe, Juwelen- oder Reliquienkästchen, Buchbeschläge, Tafelaufsätze, Pokale und andre Gefäße dar in den Formen der Renaissance und verzierten sie, wo sich die Möglichkeit bot, auch mit reichem Schmuck an Figuren in erhabener oder runder Ausführung.

Unter allen der bedeutendste Juwelier war wohl Wenzel Jamnitzer aus Wien (1508—86), der jedoch in Nürnberg seine eigentliche Heimat fand und für den Rat daselbst auch sein Hauptwerk, einen prachtvollen Tafelaufsatz, lieferte. Neben ihm stehen Hans Müelich in München, Daniel Kellerthaler in Dresden u. a. Eben das bayrische Herzogshaus hat diesen edelsten Zweig des Kunstgewerbes damals besonders gefördert. Albrecht V. (1550—79) wurde der Begründer der berühmten Kunstkammer. Überall waren seine Agenten dafür thätig, eine ganze Anzahl Münchener, Augsburger und Nürnberger Meister arbeitete für ihn, und allein für Goldarbeiten machte er nachweislich einen Aufwand von 200000 Gulden, so daß ein Verzeichnis aus dieser Zeit 3047 Gegenstände aufweist. Auch der Ursprung des Grünen Gewölbes in Dresden, der kostbarsten und reichsten aller dieser Sammlungen, geht auf diese Zeit zurück und zwar vor allem auf Kurfürst August (1553—86).

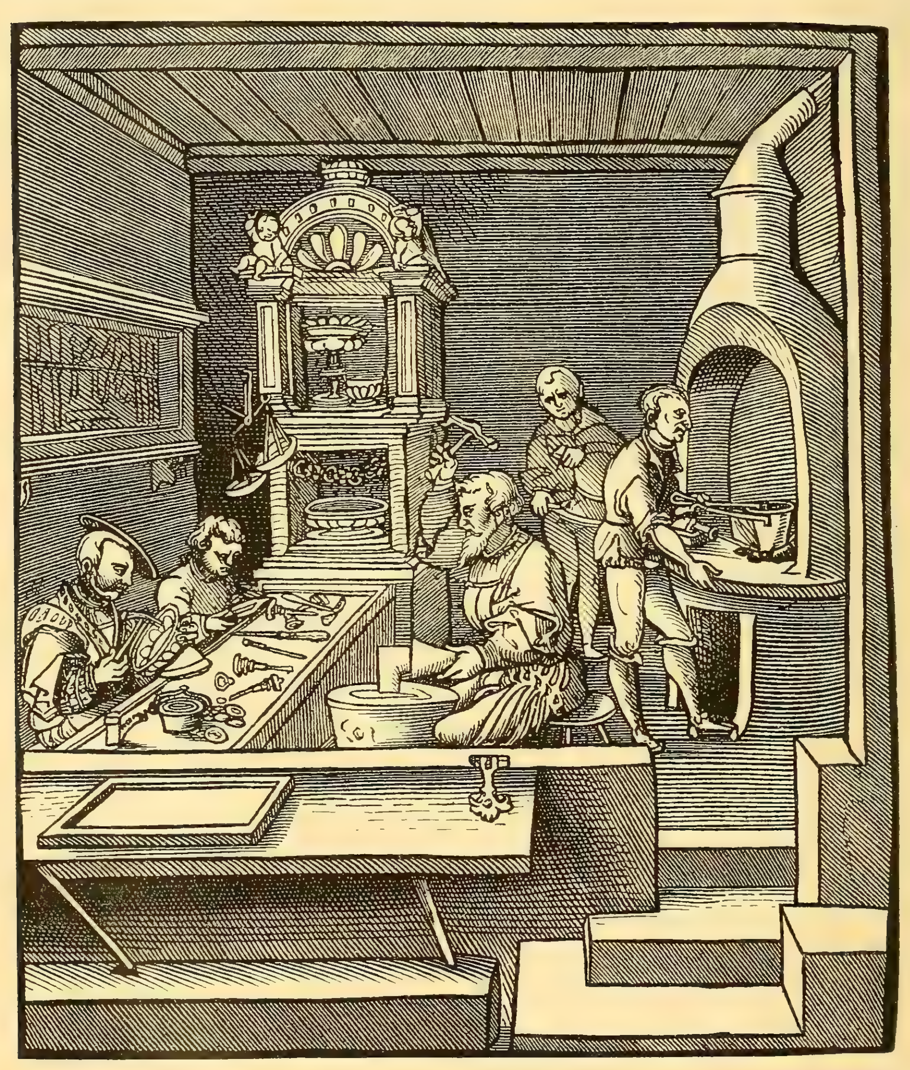
In der Herstellung kostbarer Stoffe mit künstlerischem Muster stand Deutschland unfraglich hinter Italien, Spanien und den Niederlanden zurück, weniger in der bunten Leinenstickerei und in der künstlerischen Bearbeitung des Leders, z. B. bei Bucheinbänden, die in erhabener Pressung oft figurenreiche Ausführungen zeigen.

Alles in allem betrachtet, behauptete Deutschland im Kunsthandwerk einen sehr hohen Rang. Erst der Dreißigjährige Krieg hat diese Blüte zerstört, und langsam haben die Deutschen gegenwärtig den Weg zu der Vollendung zurückgefunden, die ihre Vorfahren bereits vor dreihundert Jahren erreicht hatten.

Vorübergehend ist der Aufschwung gewesen, den das geistige Leben Deutschlands unter dem Doppeleinfluß der Renaissance und der Reformation genommen hat, dauernd die Wirkung. Wir fragen deshalb zum Schluß: Was hat die Reformation Neues in die Welt gebracht, was hat sie geleistet für den Fortschritt der menschlichen Gesittung? Ergebnisse.

Es war der germanische Geist, der sie hervorrief, und die Germanen sind es im wesentlichen auch, in deren Ländern die neue Kirche gegründet wurde: der größte Teil Deutschlands und der Schweiz, ganz Skandinavien und England. Darüber hinaus trieb der neue Glaube seine Lebensströme bis tief in die romanische und die slawisch-magyarische Welt; aber germanisch ist sein Geist immer geblieben.

Die römische Kirche hatte zwischen Gott und den Menschen den Klerus als Mittler gestellt mit der Gewalt, zu binden und zu lösen, und den Herrn des Himmels fast verschwinden lassen hinter einer bunten Schar von Heiligen, also daß an die Stelle des einen Gottes thatsächlich eine heidnische Vielheit trat. Der Protestantismus brach diese Stellung des Klerus und stürzte die Heiligen von ihren Thronen; er setzte den Menschen wieder in ein unmittelbares Verhältnis zu seinem Gott, verpflichtete



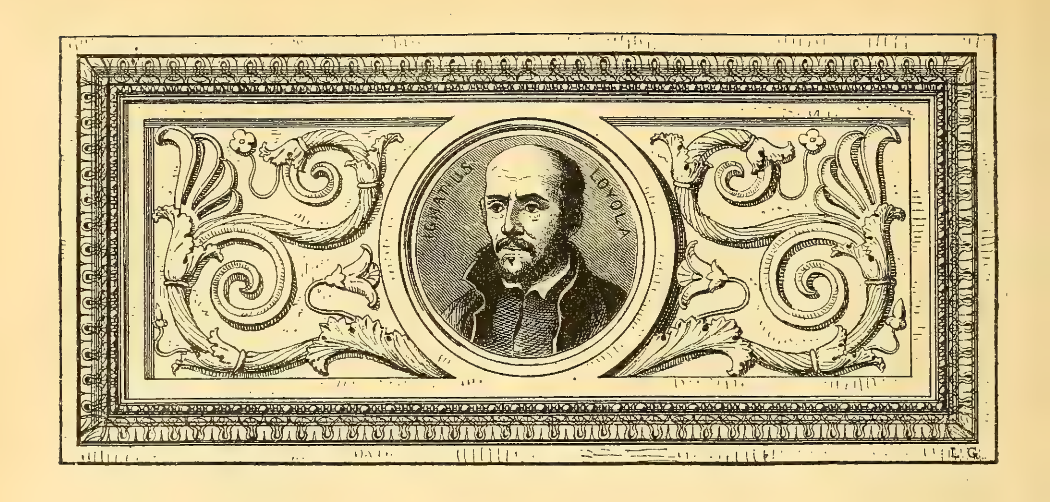
185. Goldschmiedewerkstätte im 16. Jahrhundert.
Faksimile des Holzschnitts im Kunstbüchlein des Hans Brosamer.

jeden, in persönlicher Erfahrung den Glauben in sich lebendig und wirksam zu machen, gestaltete die Religion zu persönlicher Gewissenssache jedes einzelnen. Das spätere Mittelalter hatte ferner durch die praktische Verbildung der Lehre von den „guten Werken" das innere religiöse Leben fast erstickt unter einem Wuste von Äußerlichkeiten; der Protestantismus legte das Gewicht allein auf die Gesinnung, und äußere Handlungen haben für ihn nur insoweit sittlichen Wert, als sie aus frommer Gesinnung

fließen. Freiheit und Innerlichkeit des religiösen Lebens, das sind die großen Grundzüge der neuen und doch altchristlichen Lehre, und sie entsprechen zugleich dem germanischen Geiste, stehen in vollem, bewußtem Gegensatze zu jener romanisch-katholischen Weltanschauung, die für die Gewissensfreiheit des einzelnen die Autorität des Priesters, für die Innerlichkeit des Gefühls die äußere Übung setzte. Freilich, auf der Grundlage persönlicher Freiheit eine Kirchenverfassung zu gründen, das war und ist unendlich schwerer als auf dem Boden der Autorität, und weit hinter der Wucht und Geschlossenheit der päpstlichen Kirche ist deshalb die Regellosigkeit und Mannigfaltigkeit der evangelischen Kirchen stets zurückgeblieben; aber der Protestantismus hat es verschmäht, die Form der Kirche auszubilden auf Kosten des religiösen Lebens, zu dessen Pflege sie da ist, und er muß überall die Freiheit der Überzeugung achten, will er nicht seinem Wesen untreu werden.

Ferner hatte das Mittelalter die Wissenschaft im Banne der kirchlichen Überlieferung gehalten, und was aus diesem Rahmen heraustrat, als ketzerisch verdammt. Der Protestantismus im Bunde mit dem Humanismus erhob durch den Grundsatz der Gewissensfreiheit die freie Forschung wenigstens zum Prinzip, welche die Wahrheit sucht und nichts weiter, die sich keiner Autorität fügt außer der besseren Erkenntnis. Sodann war das Ideal der mittelalterlichen Kirche der weltflüchtige Mönch gewesen, der die irdische Arbeit zwar als notwendig, aber doch als etwas Nebensächliches und Unheiliges betrachtete. Luthers Lehre dagegen heiligte jede weltliche Arbeit als von Gott geordnet und stellte sie damit gleichberechtigt neben den Dienst der Kirche.

Endlich hatte die päpstliche Kirche den Staat behandelt als ein Ding niederer Gattung, als eine menschliche Einrichtung, die so tief unter der von Christus begründeten Kirche stand, wie unter dem Himmel die Erde. Die Reformation stellte den Staat auf eigne Füße, erkannte an, daß er wie die Kirche einen sittlichen Selbstzweck habe, die Rechtsordnung der bürgerlichen Gesellschaft, und von Gott eingesetzt sei wie die Kirche, daß er infolgedessen sittlich der Kirche gleichstehe, in allen irdischen Beziehungen ihr übergeordnet sei. Indem aber der Protestantismus, auf älteren Ansätzen weiter bauend, der Staatsgewalt einen wesentlichen Einfluß auf das Kirchenregiment einräumte, hat er ihr neben ihrer sittlichen Selbständigkeit eine Stärke gegeben, wie sie der mittelalterliche Staat niemals besessen hatte und besitzen konnte. In Skandinavien und England kam dies der nationalen Monarchie zu gute, in Deutschland den weltlichen Einzelfürsten, weil das Kaisertum im Banne seiner kirchlichen Aufgabe und seiner Weltherrschaftsansprüche es nicht vermocht hatte, den verheißungsvollsten Augenblick der deutschen Geschichte in nationalem Sinne auszunützen. Nur unter dem harten Zwange der europäischen Verhältnisse hatte es die neue religiöse Bewegung zugelassen. Aber indem es dann doch den Religionsfrieden gewährte und sich für seine Behauptung verbindlich machte, gab es den wichtigsten Rechtstitel seines europäischen Vorranges, nämlich die Schirmherrschaft über die römische Kirche, halb und halb auf und überantwortete zugleich das geistliche Fürstentum, die wichtigste Stütze der mittelalterlichen Kaisermacht, thatsächlich dem sicheren Untergange. So verlor es immer mehr seine alten Grundlagen und geriet in immer stärkeren Widerspruch zur Mehrheit der Nation. Damit hatte es zugleich die Möglichkeit der politischen und sozialen Reform verspielt. Mit furchtbaren Kämpfen hatte Deutschland diese verhängnisvolle Verwickelung schon zu büßen gehabt und mit furchtbareren sollte es sie noch büßen. Aber hatte es auch seine politische und soziale Neugestaltung damals nicht erreicht, daß es die Reformation geboren hat, das allein würde ihm für immer einen stolzen Rang unter den Völkern der Erde sichern.

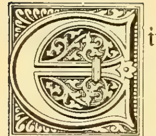


Zweiter Zeitraum.

Zeitalter der Gegenreformation und der Religionskriege.

Das katholische Südeuropa.

Die Neugründung der katholischen Kirche.



in ungeheurer Abfall hatte die germanischen Völker von der päpstlichen Kirche losgerissen und neue kirchliche Ordnungen unter ihnen hervorgerufen. Aber jene war zwar erschüttert, doch nicht vernichtet; sie fand vielmehr in dem Abfalle der Germanen den Antrieb, sich aufzuraffen, die unleugbaren Mißbräuche zu beseitigen, die alten Einrichtungen mit neuem Geiste zu erfüllen, und bald ging sie zum Angriff über, um die protestantischen Kirchen zu Boden zu werfen, das Verlorene wiederzugewinnen. Damit verbindet sich aufs engste die Politik der spanischen Habsburger. Indem sie allerorten das Banner des Katholizismus entfalten, erstreben sie die Begründung der dauernden Übermacht ihres Staates und ihres Geschlechts, das katholische Weltreich. Doch in furchtbarem Zusammenstoße mit Frankreich und den germanisch-protestantischen Völkern Westeuropas erliegen sie und richten Spanien zu Grunde, während jene sich in stolzer Selbständigkeit aufrichten. Endlich sammelt Spanien im Bunde mit Österreich seine letzten Kräfte zum letztenmal gegen den deutschen und niederländischen Protestantismus, und dreißig Jahre lang wird Deutschland der Kampfplatz aller Nationen Europas in dem ersten europäischen Kriege, den die Geschichte kennt. Doch wenn es auch darüber beinahe zu Grunde geht, die Habsburger erliegen, der Gedanke des Protestantismus und der Völkerfreiheit behauptet den Sieg.

Neue Orden.

Zuerst in Spanien war der Versuch gemacht worden, durch strenge Zucht, eifrige Seelsorge und hingebende Barmherzigkeitspflege dem Verfalle entgegenzutreten, ohne die hierarchische Verfassung und das ganze überlieferte Kirchenwesen aufzugeben (s. S. 12). Dieser spanische Geist wirkte dann auf Italien hinüber, ergriff schließlich auch das tief

gesunkene Papsttum und schuf die Kirche zu einer fest in sich geschlossenen, von zahllosen Priestern und Laien mit Begeisterung vertretenen, siegessicheren Gemeinschaft um.

Der erste Anstoß zu dieser Bewegung ging von einzelnen Mönchsorden aus. Hier trieb die mehr und mehr anwachsende Gefahr für den ganzen Bestand der Kirche eine strengere Richtung hervor, die auf schärfste Beobachtung der Ordensregeln drang, so bei den Camaldulensern und Franziskanern, von welch letzteren sich die strengen Kapuziner durch Matthäus Bassi im Jahre 1526 absonderten; doch blieb dies alles naturgemäß auf diese Orden beschränkt. Erst der Orden der Theatiner brachte etwas Neues. Er wurde im Jahre 1524 von dem friedfertigen Gaetano da Thiene und dem leidenschaftlichen Neapolitaner Johann Peter Caraffa (damals Bischof von Teate oder Chieti, später Papst Paul IV.) gestiftet, die beide kurz zuvor mit einer Anzahl ernster Männer, meist hoher Geistlicher, die „Brüderschaft der göttlichen Liebe“ (Oratorio del divino amore) gegründet hatten, um dem Verfalle der Kirche entgegenzuarbeiten. In einem kleinen Hause auf dem Monte Pincio zu Rom untergebracht, traten die Theatiner bald energisch in die Öffentlichkeit durch Predigt und Krankenpflege in den Hospitälern, suchten auch die Bildung von Weltgeistlichen in die Hand zu bekommen, blieben aber immer ein wenig zahlreicher Orden aristokratischen Gepräges. In Mailand entstand unter dem Eindrucke der verwildernden und verwüstenden Greuel der italienischen Kriege die Genossenschaft der Barnabiten für Unterricht und Barmherzigkeitspflege, in Venedig nach dem Muster der Theatiner für dieselben Zwecke die Kongregation von Somasca, die 1540 bestätigt und durch zahlreiche Hospitäler in ganz Oberitalien wirksam wurde. Andre Orden kamen in Spanien auf. Hier wurde ein Portugiese, der sich Johann von Gott (de Dio) nannte, angeregt durch Johann von Avila, der Stifter der edlen Genossenschaft der Barmherzigen Brüder (zuerst 1540 in Granada), die 1572 die Augustinerregel annahm und später in Frankreich den verwandten Verein der Barmherzigen (grauen) Schwestern durch Vincenz von Paula entstehen sah (1629); Angela von Brescia (gest. 1540) stiftete für weibliche Erziehung den Orden der Ursulinerinnen, der 1612 klösterliche Regeln annahm. Therese von Cespeda, die Tochter einer adligen Familie in Avila, deren ganze Überlieferungen auf den Kampf gegen die Ungläubigen hinwiesen, führte unter Philipp II. den Karmeliterorden zu seiner ursprünglichen strengeren Observanz zurück.

Doch alles dies war verhältnismäßig von untergeordneter Wichtigkeit, konnte am allerwenigsten dem Protestantismus seine Fortschritte streitig machen. Schärfere Waffen fand der Katholizismus in der Inquisition, im Jesuitenorden, und in den Beschlüssen des Tridenter Konzils.

Die Inquisition bestand freilich schon seit Innocenz III. (1198—1216), und bereits im Jahre 1356 waren ihre Grundsätze gesammelt worden. Aber sie war mit dem Verfalle der Kirche selbst in Verfall geraten und nur in Spanien, dessen kirchlichen Fanatismus die Maurenkriege lebendig erhielten, im Jahre 1481 durch Ferdinand und Isabella wiederhergestellt, sogar zu einer nationalen Einrichtung gemacht worden (s. S. 12). Nach diesem Vorbilde und angeregt von einem Spanier, Juan Alvarez de Toledo, Erzbischof von Burgos, dessen Vorschlag Ignatius Loyola, der Stifter des 1540 anerkannten Jesuitenordens, befürwortete, erließ Papst Paul III. am 21. Juli 1542 die Bulle, die das alte Glaubensgericht zunächst für Italien wieder ins Leben rief. In Rom richtete Kardinal Caraffa 1546 ein eignes Haus als Sitz des furchtbaren Gerichts ein, das sechs Kardinäle bildeten, ernannte Kommissare für die einzelnen Länder und ging mit erbarmungsloser Strenge ohne Rücksicht auf Stand und Würde vor. Die Schuldigen traf Tod und Konfiskation ihrer Güter, die Reuigen wurden mild behandelt, aber beständig überwacht. Gegenüber dieser fürchterlichen Härte und

Inquisition.

allumfassenden Gewalt war nur Flucht oder Unterwerfung möglich, denn überall lieh die weltliche Macht ihren Arm. Was in Italien dem Protestantismus Ähnliches sich etwa geregt hatte, war in kürzester Zeit vernichtet.

Vergerio, der einst mit Luther verhandelt hatte, wanderte aus und wurde Protestant; der Abt Petrus Martyr und der Kapuzinergeneral Ochino gingen als Professoren nach Straßburg, dann nach Oxford und Cambridge. Aonio Paleario, der Verfasser des Buches „Über die Wohlthat Christi", des hervorragendsten evangelischen Werkes der italienischen Litteratur (1542), war zweimal der Inquisition entgangen; als er aber dem Konzil zwanzig durchaus protestantische Sätze übergab, ließ ihn Pius V. gefangen setzen, verurteilen und verbrennen (1570). Selbst der höchste Rang schützte nicht. Renata von Este, die Gemahlin des Herzogs Ercole von Ferrara (seit 1528), Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, hatte in ihrer Heimat evangelische Ideen in sich aufgenommen und hielt, umgeben von gleichgesinnten Franzosen,



187. Kloster San Ignacio de Loyola mit dem Geburtshause Loyolas in der Provinz Guipuzcoa. Nach Villa=Amil, „España".

auch in Italien daran fest. Ihr Gemahl aber ließ sich von Paul III. bestimmen, die französischen „Ketzer" auszuweisen (1535); selbst von ihren Kindern wurde sie getrennt und in unwürdiger Gefangenschaft gehalten, bis sie endlich nach dem Tode Ercoles in ihre Heimat zurückkehren durfte.

Der „Index".

Aber nicht nur das: auf das gesamte geistige Leben legte die Inquisition lähmend ihre eiserne Hand durch die Bücherzensur. Schon 1543 befahl der Kardinal Caraffa, daß kein Buch ohne Erlaubnis des Gerichts gedruckt werde. Die verbotenen Bücher wurden in einem besonderen, jährlich anwachsenden Verzeichnis zusammengestellt (Index librorum prohibitorum); die ersten Listen erschienen in Löwen und Paris, spätere in Venedig, Florenz, Mailand, die in der Folge maßgebenden in Rom seit dem Jahre 1559. In Masse wurden die weggenommenen Bücher verbrannt und ihre Vernichtung so gründlich betrieben, daß Palearios Schrift „Über die Wohlthat Christi" völlig verschwand und erst in unsrer Zeit in wenigen Exemplaren wieder aufgefunden worden ist.

Der spanische Geist war es, der die Inquisition ins Leben rief; doch seine Thätigkeit gipfelte in der Stiftung des Jesuitenordens durch Ignatius Loyola. Der Jesuitenorden. Loyolas Laufbahn.

Iñigo (Ignatius) Lopez de Recalde y Loyola (nach seinem Familienschlosse) stammte aus einem der angesehensten Geschlechter der baskischen Landschaft Guipuzcoa und war im Jahre 1491 geboren. Am Hofe Ferdinands des Katholischen wuchs er auf in den Anschauungen des spanischen Rittertums, das vom Kampfe für die Kirche gegen die Ungläubigen träumte und seine



188. Iñigo (Ignatius) Lopez de Recalde y Loyola.
Nach einem gleichzeitigen Ölgemälde.

Phantasie durch Romane ähnlichen Inhalts entflammte. Doch Loyolas ritterlicher Laufbahn machte bei der Verteidigung Pamplonas gegen die Franzosen im Jahre 1521 eine Kugel, die ihm das Bein zerschmetterte, für immer ein Ende, denn trotz langen Krankenlagers und mehrerer schmerzhafter Operationen blieb er Zeit seines Lebens lahm. Da während seiner Krankheit seine Lieblingslektüre nicht zu beschaffen war, so las er mit Eifer die wundersamen Legenden vom heiligen Franciscus und Dominicus, den Stiftern der Bettelorden. So bildete sich allmählich in ihm an diesen Vorbildern der Gedanke aus, das weltliche Rittertum, das ihm versagt war, zu ersetzen durch ein geistliches, als dessen Ziel er zunächst die Bekehrung der Mohammedaner

von Jerusalem aus ins Auge faßte. Wiederhergestellt zog er sich daher nach dem einsamen Kloster des höhlenzerklüfteten Montserrat bei Barcelona zurück, legte eine allgemeine Beichte ab, hing seine ritterliche Kleidung vor dem Marienbilde auf und that als Pilger eine Waffenwacht vor demselben. Dann ergab er sich erst im Dominikanerkloster von Manresa, später in einer nahen Höhle den eifrigsten Bußübungen, lag sieben Stunden des Tages auf den Knieen, geißelte sich dreimal, bis er endlich, nicht eigentlich innerlich beruhigt, sondern nur durch festen Entschluß diese Betrachtungen des vergangenen Lebens abschloß und Erquickung fand in phantastischen Visionen, in denen er sich sinnbildlich alle Geheimnisse Gottes offenbart sah. So ausgerüstet fuhr er von Barcelona gen Jerusalem. Doch die Franziskaner, welche die Mission unter den Mohammedanern als ihr Feld betrachteten, verwehrten ihm jeden längeren Aufenthalt daselbst und nötigten ihn zur Rückkehr nach Spanien. Hier suchte er seit 1524 in Barcelona, Alcala und Salamanca durch eifriges Studium die ihm fehlende wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen; als er aber zugleich als geistlicher Beirat junger Leute auftrat, so verboten ihm die kirchlichen Behörden die Ausübung kirchlicher Befugnisse, da er dazu keine Vollmacht und Vorbildung habe. Um sich diese vollständig zu erwerben, begab er sich im Jahre 1528 nach Paris, der ersten katholisch-theologischen Hochschule der Welt, und erwarb hier 1534 die artistische Magisterwürde. Zugleich gewann er hier im Colleg Sainte-Barbe, dem er angehörte, durch sein eigentümlich schwärmerisches Wesen mehrere junge Leute zu unverbrüchlicher Freundschaft, darunter den Savoyarden Peter Faber (Lefebre), der bei den Herden seines Vaters aufgewachsen war als ein abgehärteter Sohn seiner Berge, den Navarresen Franz Xaver (Franz Azpilqueta de Xavier) aus altadligem Geschlechte, den Spanier Jakob Laynez u. a. m. Diese alle, im ganzen sechs, vereinigten sich am 15. August 1534 in der Kirche auf dem Montmartre, legten hier die Mönchsgelübde ab und gelobten nach Vollendung ihrer Studien nach Jerusalem zu gehen oder, falls dies nicht möglich sei, sich jedem Auftrage des Papstes gehorsam zu unterziehen. Das war die Stiftung des Jesuitenordens.

Wirklich machten sich im Jahre 1537 die Genossen, durch noch drei andre verstärkt, nach Italien auf. Aber der eben im Gange befindliche dritte Türkenkrieg verhinderte ihre Fahrt von Venedig nach dem Orient. So widmeten sie sich in den Hospitälern der Krankenpflege und traten zugleich, zuerst in Vicenza, trotz ihres gebrochenen Italienisch als Bußprediger auf. Indem sie dann ihrem Gelübde gemäß nach Rom aufbrachen, gaben sie sich als „Kompanie Jesu“ eine Regel (4. Mai 1539).

In Rom gelang es Loyola, unterstützt durch den kaiserlichen Gesandten und gefördert durch eigne aufopfernde Thätigkeit in Krankenpflege und Predigt, auf Grund eines von ihm eingereichten Statutenentwurfs am 27. September 1540 durch die Bulle Regimini militantis ecclesiae die päpstliche Bestätigung Pauls III. für seine Genossenschaft als „Gesellschaft Jesu“ (societas Jesu) auszuwirken.

Charakteristik Loyolas.

Seitdem hat Loyola noch sechzehn Jahre lang, bis an seinen Tod im Jahre 1556, als „General“ an der Spitze seines Ordens gestanden. Daß er ein ganz ungewöhnlicher Mensch war, versteht sich von selbst. Mit einer ungeheuren Willenskraft, durch die er zunächst sich selbst so unbedingt beherrschte, wie es selten jemand gekonnt hat, verband er einen durchdringenden Scharfblick für Menschen und Dinge, eine geradezu erstaunliche Fähigkeit, seine eigne Persönlichkeit gewissermaßen als etwas Fremdes in genauester Selbstprüfung zu beobachten und ganz unbefangen zu beurteilen, und einen felsenfesten Glauben an seine göttliche Sendung. Wenn er einsam mit sich selbst über wichtige Dinge zu Rate ging, so war er fest überzeugt, als ein „Heiliger“ unmittelbare Offenbarungen Gottes zu empfangen; jeder menschliche Einfluß war auf ihn machtlos. Eigentliche Gewissenskämpfe, wie sie Luthers Seele fast bis an sein Ende so oft durchstürmten, kannte der Spanier nicht; hatte er die Absolution in der Beichte empfangen, so genügte ihm dieser Ausspruch der gottgesetzten kirchlichen Autorität, und mit festem, kurzem Entschlusse schnitt er mit der Vergangenheit ab. Das streng Militärische seines Wesens, das diesen so ganz zum verkörperten Willen gewordenen und zum thätigen Handeln geschaffenen Menschen bezeichnet, verleugnete er auch in seiner äußeren Erscheinung nicht. Von fast zierlicher Gestalt hielt er sich trotz seines steifen Beines immer straff aufrecht und war in seiner einfachen Kleidung von peinlichster Sauberkeit. Das spärliche Haar ließ die mächtigen Formen des Kopfes um so deutlicher hervortreten; das fein geschnittene Antlitz, die scharfe Nase, die schmalen Lippen, die tiefliegenden, dunklen, ruhigen, durchdringenden Augen, das alles machte den Eindruck einer alles überragenden Klugheit, eines eisernen Willens und eines unerschütterlichen Gleichmuts.

Organisation des Ordens.

Als ein geborener Herrscher hat Loyola bereits selbst seinem Orden in den „Konstitutionen“ die Grundgesetze gegeben, die dann unter seinem ersten Nachfolger Jakob Laynez (1558—65) die erste Generalkongregation 1558 unverändert annahm und der Papst bestätigte. Voran stellte er den Grundsatz des unbedingtesten Gehorsams gegen die Befehle der Ordensoberen. Der Jesuit verzichtet ihm gegenüber auf jedes eigne Urteil, er gehorcht, „als ob er ein Leichnam wäre“, ist „wie ein Stab“ in der Hand des Vorgesetzten. Der Orden soll ihm alles ersetzen, Heimat und Familie; daher löst er alle natürlichen Bande, er muß sagen: „ich hatte Eltern, ich hatte Geschwister“, darf Briefe von ihnen weder empfangen, noch an sie abschicken, es sei denn unter Aufsicht der Oberen, muß selbst das Gefühl persönlicher Freundschaft unterdrücken. Auch die Annahme irgend eines geistlichen Amtes ist ihm untersagt, außer mit Genehmigung des Generals, damit es ihn nicht in Widerspruch bringe mit den Pflichten des Ordens. Durch häufige Beichte und gegenseitige Aufsicht übt der Orden die wirksamste Überwachung aller seiner Mitglieder. Den sklavischen Gehorsam, den er so von ihnen fordert, erleichtert er ihnen allerdings auch wieder dadurch, daß er jeden nach seinen Fähigkeiten und Anlagen verwendet, auch in Arbeit und frommer Übung eine gewisse Freiheit gestattet, ja ein Übermaß in beiden geradezu verbietet, denn für die Wirksamkeit in der Welt, nicht für ein einsames Klosterleben, für die Arbeit, nicht für die Askese ist der Orden da.

Aufs strengste ist der Orden der Jesuiten hierarchisch gegliedert. Zwei Jahr lang dauert das Noviziat unter einem Novizenmeister (magister noviciorum) in einem Probationshause; erst wenn dies zur Zufriedenheit bestanden ist, steigt der Novize zum Scholasticus auf und studiert als solcher in einem Kollegium des Ordens Rhetorik, Litteratur, Philosophie, Physik und Mathematik, also die alten artistischen Fächer, dann Theologie, trägt auch dazwischen diese Fächer als Lehrer vor. Diese ganze Bildung ist zwar äußerlich sehr umfänglich, thatsächlich aber ziemlich oberflächlich, da eine Menge Zeit mit Erholungen und geistlichen Übungen hingebracht wird. Nachdem dann der Scholasticus noch ein ganzes Jahr lang die Lebensweise des Noviziats wieder durchgemacht hat, empfängt er die Priesterweihe und leistet das Gelübde als Koadjutor oder Professus. Jenes entspricht dem dreifachen Gelübde aller Mönchsorden, dieses verpflichtet ihn außerdem zum unbedingten Gehorsam gegen den Papst. Die Professi leben in besonderen Profeßhäusern und bilden den Kern des Ordens; in ihrer „Generalkongregation“ liegt die höchste Gewalt desselben; sie ergänzt oder ändert die Statuten, sie wählt das Oberhaupt des Ordens, den praepositus generalis, sie kann ihn absetzen und suspendieren. Der General wird auf Lebenszeit ernannt, gilt als der Stellvertreter Gottes im Orden, ist nur dem Papste unmittelbar untergeordnet und hat in der Regel seinen Sitz in Rom. Von ihm werden alle Beamten des Ordens meist auf drei Jahre ernannt, mit Ausnahme seiner (vier) eignen Räte (assistentes), welche die Generalkongregation wählt. So stehen an der Spitze der „Ordensprovinzen“ die „Provinzialen“ (praepositi provinciales); die Profeßhäuser werden von Praepositi, die Probations- (Novizen-) Häuser von Novizenmeistern, die Kollegien, d. h. die Häuser der Scholastiker, von Rektoren geleitet.

Aufgaben des Ordens.

So durchgebildet wie die Organisation des Ordens, so umfassend sind seine Aufgaben. Sein oberster Zweck ist für den Jesuiten, sich nicht nur mit dem Heile und der Vervollkommnung der eignen Seele zu beschäftigen, sondern ebenso das Heil und die Vervollkommnung der Nächsten zu betreiben. Das aber lag beschlossen in der unbedingten Unterwerfung des Menschen unter die römische Kirche. Es galt daher die unbedingte Herrschaft des Papstes in der Kirche und über die Laien zu behaupten oder herzustellen, und dieser Herrschaft auch die Heiden und Ketzer zu unterwerfen. Dazu wurde der Orden schon von Paul III. mit allen Rechten der Weltgeistlichen und

von Pius V. sogar noch mit den Vorrechten der Bettelorden ausgestattet und in seiner Wirksamkeit von jeder Aufsicht und jeder Strafgewalt eines Bischofs oder eines Pfarrers befreit. Unmittelbar unter dem Papste stand die Gesellschaft Jesu, wie es früher nur einzelnen Klöstern gewährt worden war. Das aber bedeutete am letzten Ende die Herrschaft des Jesuitenordens über die Welt, falls er verstand, sich dies unumschränkte Papsttum dienstbar zu machen. Und das hat er verstanden.

Durch Predigt, Beichte, Unterricht in der katholischen Christenheit, durch Mission unter den Ketzern und in der Heidenschaft suchten die Jesuiten, für jede Aufgabe durch die geeignetsten Männer, zu wirken. In kurzer Zeit drängten sie sich geschmeidig und weltgewandt als Beichtväter in vornehme Häuser und namentlich an fürstlichen Höfen ein, sie leiteten daher bald die katholische Politik des Zeitalters mit unbedingter Sicherheit.

Noch bedeutsamer fast war ihre Thätigkeit als Erzieher. Denn sie begriffen die Wahrheit, daß, wer die Jugend bildet, die Zukunft der Völker beherrscht, und sie wußten sehr wohl, daß die in den damaligen freien Ideen aufgewachsene Generation für ihre kirchlichen Ideale zum großen Teile nicht mehr zu gewinnen sei. So gestalteten sie ihre Kollegien zu großen Erziehungshäusern, indem sie ihnen Lehranstalten für die Laien anschlossen. Sie fesselten die Jugend durch Erregung eines oft ungesunden Ehrgeizes, der geradezu ein Haupthebel wurde, und durch gesellige Unterhaltungen, namentlich theatralische Aufführungen der Schüler selber, die natürlich ihren Zwecken entsprachen; durch diese wie durch die Unentgeltlichkeit des Unterrichts gewannen sie auch die Eltern. Der Unterricht selbst, dessen Gang die Studienordnung des fünften Ordensgenerals Claudius Aquaviva (1581—1615) von 1586 aufs genaueste bestimmte, war mehr umfassend als gründlich. Von dem Grundsatze aus, die mittelalterliche Kirche mit den Mitteln des Humanismus zu verteidigen, war das Ziel des Unterrichts die formale Bildung: die rhetorische und logische Schulung und die Fertigkeit im Gebrauche des Lateins, der Sprache des Ordens und der römischen Kirche, die alle nationalen Unterschiede ausglich und ausgleichen sollte. Nur insoweit als sie diesem Zwecke diente, keineswegs, um in den Geist des Altertums einzuführen, wurde die Lektüre der antiken Klassiker betrieben, ganz in Nachahmung der einseitigen Weise mancher Humanisten, wie z. B. Johann Sturm in Straßburg; die Jesuiten verwandten sogar nur solche Ausgaben, aus denen alle ihren Anschauungen widersprechenden Stellen ausgemerzt waren. Das Griechische wurde gar nicht oder nur ungenügend gelehrt. Dagegen legte man nach der Weise des Mittelalters den größten Wert auf die Disputationen. Als die Jesuiten auch ganze Universitäten übernahmen, ordneten sie auch diese als große Kollegien unter strenger Aufsicht von Rektoren. Ihr Unterricht beschränkte sich hier auf die artistischen Fächer und die Theologie; Medizin und Rechtswissenschaft waren ausgeschlossen. Akademische Grade verliehen sie so gut wie die älteren Hochschulen, aber von freier Forschung konnte natürlich schlechterdings keine Rede sein; sie waren Vorbereitungsanstalten für den praktischen Dienst der Kirche.

Jesuitische Sittenlehre.

Mußte schon die ganze jesuitische Erziehungsweise zu Oberflächlichkeit und zu Halbwisserei, den Todfeinden aller wahren Bildung, führen, so war die Sittenlehre der Jesuiten geradezu die in ein fein berechnetes System gebrachte Selbstsucht, beherrscht durchaus von dem Grundsatze der Zweckmäßigkeit, nicht der Wahrheit und des Rechts, der denkbar schärfste Gegensatz zum Protestantismus. Macht dieser das Seelenheil zur Gewissenssache jedes einzelnen und bezeichnet er als einzigen Weg dazu die Erfassung der Erlösungsthat Christi im festen Glauben durch die göttliche Gnade, der sich in Werken notwendig äußern muß, so legen die Jesuiten wieder das Hauptgewicht auf die äußerlichen guten Werke und setzen in mißbräuchlicher Anwendung des militärischen Gehorsams an die Stelle der Gewissensüberzeugung den Befehl des Beichtvaters und

am letzten Ende des Papstes, dessen Unfehlbarkeit ihnen früh zum Glaubenssatz wurde, während die Kirche im allgemeinen sie nur als eine „fromme Ansicht“ (pia sententia) gelten ließ. Und welche Spitzfindigkeit wird angewendet, um die sittliche Verantwortlichkeit des einzelnen auf das denkbar geringste Maß herabzumindern! Wenn jemand einer von irgend welcher Autorität vertretenen Meinung in seinem Handeln folgt, so verletzt er, selbst sobald er vom Gegenteil überzeugt ist oder eine andre Ansicht für sicherer hält, sein Gewissen nicht (Probabilität). Wer etwas Verbotenes thut, ohne die Absicht zu sündigen, um eines guten Zweckes willen, der sündigt nicht; der Zweck heiligt also das Mittel. Wer ferner bei Ablegung eines Eides oder eines Versprechens etwas andres denkt, der ist an dies Versprechen nicht gebunden (Gedankenvorbehalt); ja es ist erlaubt, durch einen absichtlich zweideutigen Ausdruck, den der andre nicht verstehen kann oder falsch verstehen muß, diesen irre zu leiten (Amphibolie). So tritt an die Stelle wahrhafter Sittlichkeit die Selbstsucht, die Aufhebung aller Sittlichkeit.

Jesuitische Staatslehre.

So elastisch und bequem die Sittenlehre der Jesuiten ist, so sehr wissen sie sich auch den staatlichen Verhältnissen anzupassen. Denn göttlichen Ursprungs ist nur die Kirche; die weltlichen Gewalten verdanken ihre Entstehung und Gestaltung den irdischen Bedürfnissen, stehen also tief unter der Kirche, die ihrerseits das Recht hat, Fürsten ein- und abzusetzen, überhaupt die weltliche Gewalt zu zügeln. Jede Form derselben aber beruht auf der Übertragung durch das Volk, das souverän ist und daher die ihm zustehende Macht einem oder mehreren überläßt, sie mit Schranken umgibt oder nicht. Also kann es auch die Regierungsform ändern oder den Fürsten stürzen, kurz, es hat das Recht der Revolution. Vorausgesetzt wird dabei natürlich, daß es sich in seinem Verfahren von dem kirchlichen Interesse bestimmen läßt. Demnach konnten die Jesuiten (wie Bellarmin und Mariana) die schroffste Form der Monarchie ebensowohl empfehlen wie die Republik, sie konnten einem gutkirchlichen Fürsten die rücksichtslose Niederwerfung einer Rebellion anraten, aber auch den Sturz, ja die Ermordung kirchenfeindlicher oder ketzerischer Monarchen zur Pflicht machen; auf ihr Haupt fällt die Schuld am Tode Wilhelms von Oranien, Heinrichs III. und Heinrichs IV. von Frankreich.

Ausbreitung des Ordens.

An keine Regeln gebunden als an die seines Interesses, ohne jedes sittliche Bedenken gegenüber seinen Feinden, im Besitze ausgezeichneter Kräfte, mit einer Organisation hart wie Stahl und biegsam wie Stahl, wurde der Jesuitenorden die schärfste, gewaltigste Waffe der wiederhergestellten römischen Kirche, eine Macht, welcher der Protestantismus nicht entfernt etwas Ähnliches entgegenzusetzen hatte. Und mit wunderbarer Schnelligkeit breitete sich der Orden aus. Im Todesjahre Loyolas 1556 gab es drei Ordensprovinzen italienischer Zunge: die römische mit Neapel, die sizilianische und die oberitalienische. In Rom erhielt das Jesuitenkolleg (Collegium Romanum), der Mittelpunkt des ganzen Ordens, durch Gregor XIII. seit 1572 seine jetzige Gestalt. In Frankreich entstand 1561 das Kolleg von Clermont zu Paris, ein andres 1567 in Lyon, noch viel früher in Spanien das zu Alcala (1548); 1556 gab es dort sieben Provinzen mit 20 Kollegien. Von den portugiesischen war Coimbra das älteste (1548), in Belgien bestand eins sogar schon 1542. Für das ketzerische Deutschland wurde bereits von Loyola im Jahre 1552 in Rom das Collegium Germanicum gegründet, um junge Deutsche zu katholischen Priestern heranzubilden, aber schon 1551 setzten sich die Jesuiten durch Ferdinands I. Gunst in Wien fest, 1556 in Köln und Ingolstadt. In Ungarn entstand das erste Kolleg in Tyrnau im Jahre 1561, für Polen im ostpreußischen Braunsberg im Jahre 1569. Die Schweiz öffnete ihnen dagegen erst 1574 in Luzern ein Kolleg.

Doch auch die Heidenwelt sah die Väter Jesu. Im Jahre 1556 arbeiteten ihrer im portugiesischen Brasilien bereits 28, in Ostindien und bis Japan etwa 100. Franz Xaver erschien hier als der erste, Ricci begründete die katholische Mission in China (gest. 1610), und große Verdienste erwarb sich der Orden unleugbar durch die Zivilisierung wilder Indianerstämme im spanischen Amerika (s. S. 104).

Ohne Zweifel haben die Jesuiten nicht nur den päpstlichen Katholizismus da, wo er noch bestand, außerordentlich befestigt, und wo er an Boden verloren hatte, ihm diesen wenigstens zum Teil wiedererobert, sondern sie haben auch die innere Entwickelung der katholischen Kirche wesentlich bestimmt, zunächst dadurch, daß sie am Tridentiner Konzil entscheidenden Anteil nahmen.

Der Abschluß des Konzils von Trient.

Forderungen der Opposition.

Als Pius IV. das im Jahre 1552 aufgelöste Konzil aufs neue nach Trient berief, sagte er: „es soll reformieren, was zu reformieren ist, auch an unsrer Person und unsern eignen Sachen", und daß dies nicht eben in antipäpstlichem Sinne ausfallen würde, schienen die Anwesenheit eines übermächtigen Kaisers, wie es Karl V. gewesen war, das selbstverständliche Ausbleiben der Protestanten, endlich das Ergebnis der Beratungen von 1545—1546, die alle Glaubenslehren bereits festgesetzt hatten (s. S. 381), vollkommen zu verbürgen. Das Konzil hatte nur noch die Aufgabe, das Verhältnis des Papsttums zu den Nationen zu regeln. Aber als es am 18. Januar 1562 zusammentrat, da zeigte sich bald, daß bei aller Achtung vor der hierarchischen Verfassung die außeritalienischen Bischöfe an eine sehr weitgehende Selbständigkeit ihrer eignen Macht und ihrer Landeskirchen, ja an eine Annäherung an die Protestanten dachten. Die Spanier wollten Anerkennung des göttlichen Ursprungs der bischöflichen Gewalt, die Franzosen unter Führung des Kardinals von Lothringen forderten den Laienkelch, den Gebrauch der Muttersprache bei den Sakramenten und in den Kirchenliedern, die Deutschen, sehr nachdrücklich von den Gesandten Ferdinands I. vertreten, wollten nach dem „Reformationslibell" des Vizekanzlers Seld für die Kirchenverfassung den Entwurf des Konstanzer Konzils zu Grunde gelegt wissen und forderten zur möglichsten Annäherung an die Protestanten: Erlaubnis des Laienkelchs und der Priesterehe, Nachlaß der Fasten, Errichtung von Armenschulen, verständlichere Katechismen, deutsche Kirchenlieder und Reform der Klöster. Da aber nicht nach Nationen, sondern nach Köpfen abgestimmt wurde, demnach die von Rom ganz abhängigen, meist ganz unwissenden und unverhältnismäßig zahlreichen italienischen Bischöfe in der Mehrheit waren, überdies Vorschläge allein von den päpstlichen Legaten ausgehen durften, so vermochten die reformfreundlichen Bischöfe ihre Anschauungen gar nicht auf geordnetem Wege zur Geltung zu bringen, und die Stimmung wurde so feindselig, daß zehn Monate lang gar keine Sitzungen abgehalten werden konnten, daß es sogar zu Zusammenstößen auf den Straßen kam. In Rom meinte man das Ärgste befürchten zu müssen.

Verständigung.

Indes der Widerstand der Prälaten verlor seinen Halt, sobald es etwa gelang, ihre Landesherren zu gewinnen. Das zunächst bei Kaiser Ferdinand I. durchzusetzen, übernahm der gewandteste Diplomat Roms, Kardinal Morone, damals Vorsitzender des Konzils. In Innsbruck wußte er den sehr verstimmten Monarchen zu überzeugen, daß die meisten Punkte seines „Reformationslibells" in der That schon angenommen seien; überdies versprach er, alle Vorschläge der fürstlichen Gesandten selber dem Konzil vorzulegen, so daß nur der Form, aber nicht dem Wesen nach das alleinige Vorschlagsrecht den Legaten gewahrt blieb. Anderseits ließ der Kaiser manches nach

und gab seinen Gesandten in Trient Befehl, sich mit den päpstlichen Vertretern in gutem Einvernehmen zu halten. Philipp II. wiederum konnte es nach seiner ganzen Anschauung zu einem Bruche mit dem Papste gar nicht kommen lassen, außerdem leisteten ihm seine spanischen Bischöfe bei der Bezahlung der königlichen Steuern einen Widerstand, den er nur mit päpstlicher Hilfe zu bewältigen hoffte. Die Franzosen endlich wurden durch den eben entbrennenden Religionskrieg mit den Hugenotten in sich gespalten, aber die Guisen wenigstens betrieben um so mehr den engen Anschluß an Rom. So kehrte der Kardinal Guise nach zehnmonatlicher Abwesenheit zurück, kam auch nach Rom und zeigte den größten Eifer für eine Verständigung. Die Aussicht auf Ehren und Pfründen that bei den Prälaten das übrige, kurz, der Widerstand sank in sich zusammen, und die päpstlichen Anschauungen behielten die Oberhand. Statt des spanischen Antrags, die Bischofsgewalt als von Christus eingesetzt zu erklären, wurde der zweideutige Satz angenommen: die Hierarchie beruhe auf göttlicher Einsetzung, eine Wendung, welche die Anschauung, die bischöflichen Befugnisse seien nur ein Ausfluß der päpstlichen Gewalt, zwar nicht ausschloß, aber auch nicht geradezu aussprach; ja schließlich erkannten die ermüdeten Väter den Papst förmlich als „allgemeinen Bischof" an und bequemten sich, die Bestätigung ihrer Beschlüsse vom römischen Stuhle zu erbitten, mit alledem also das Papsttum als über dem Konzile stehend anzuerkennen. Am 4. Dezember 1563 fand unter großer Rührung die letzte Sitzung statt. Durch ein besonderes Glaubensbekenntnis, das sie unterschrieben und beschworen (professio fidei Tridentina), verpflichteten sich die Bischöfe zur Unterwerfung unter alle Beschlüsse des Konzils; die Auslegung derselben stellten sie dem Papst anheim.

Die Ergebnisse wurden unbedingt nur in Österreich, Portugal, Polen und einem Teile Italiens angenommen, unbeschadet der königlichen Gewalt in der spanischen Monarchie, nur hinsichtlich der Glaubenssätze in Frankreich. Aber das that so sehr viel nicht zur Sache und schmälerte wenig den Sieg, den das Papsttum über die Selbständigkeit der Bischöfe und der Konzilien erfochten hatte. Schroffer als jemals stand seitdem der päpstliche Katholizismus den protestantischen Bekenntnissen gegenüber, gerüstet zum Kampfe um die Wiedereroberung des Verlorenen, nicht nur äußerlich, sondern auch durch sittliche Umbildung.

Sittliche Hebung des Papsttums.

Ausgang des weltlichen Papsttums.

Denn wie schon die Herstellung der strengen Zucht in den Orden und die Gründung neuer Orden eine sittliche Hebung bekundete, so tritt eine solche unleugbar auch in den höchsten Schichten des katholischen Klerus hervor. Dem heidnischen Leben der römischen Prälaten hatte die furchtbare Plünderung Roms ein Ende mit Schrecken gemacht; zu Ende ging aber auch das Zeitalter der „politischen Päpste", die sich in erster Linie als italienische Landesfürsten gefühlt und für ihre Verwandten, ihre „Nepoten", womöglich Fürstentümer aus dem Kirchenstaate oder sonst wo herauszuschneiden gesucht hatten. Clemens VII. (1523—1534) war noch ganz Mediceer und verschaffte seiner Familie Florenz (s. S. 297 f.); Paul III. (1534—1549) empfand ganz als Farnese und geriet mit Karl V. über Parma und Piacenza in den ärgerlichsten Zwist (s. S. 381). Aber schon Julius III. (1550—1555) sorgte sehr bescheiden für seine Nepoten, und mit seinem Nachfolger Marcellus II., der freilich nur wenige Tage regierte (April 1555), begann die Reihe der streng kirchlichen Päpste, die, wenn auch manche von ihnen nicht ganz auf hohe Politik verzichteten, doch im wesentlichen an der Reform der Kirche aufs eifrigste arbeiteten.

Die Reformpäpste. Unter ihnen ragt gleich Paul IV. (Caraffa) hervor (1555—1559) der Stifter und erste Vorsteher des Theatinerordens, der Gründer der Inquisition (s. S. 429), 1536 Kardinal, 1537 Erzbischof von Chieti, bei seiner Thronbesteigung trotz seiner 79 Jahre heftig und leidenschaftlich, ein Vertreter der rücksichtslosen und konsequenten Wiederherstellung des alten Kirchenwesens. Gleich am Tage seiner Krönung sandte er zwei Benediktiner von Monte Cassino nach Spanien zur Reform der dortigen Klosterzucht; für die Beratung der allgemeinen Reform ernannte er eine große Kongregation.

Paul IV.



189. Papst Paul IV. (Caraffa), Stifter des Theatinerordens und Gründer der Inquisition. Nach einem Kupferstiche von Anton Coget.

Bei seinem Hofe begann er die Durchführung. Als er hinter die schlechte Aufführung seiner Nepoten, namentlich des Kardinals Karl Caraffa gekommen war, nahm er ihnen alle Ämter, verbannte sie und umgab sich mit neuen Beamten und Dienern. Diese Umgebung zwang er zu strenger Beobachtung der Fasten, die Kardinäle nötigte er, zuweilen zu predigen, that es auch wohl selber, den Ämterverkauf schränkte er ein. An den Verhandlungen der Inquisition nahm er beständig den regsten Anteil.

Pius IV. Sein Nachfolger Pius IV. (Medici, 1559—1564), obwohl eine vorwiegend weltliche Natur, geistreich, heiter, lebensfroh und umgänglich, förderte doch — so stark war bereits der Zug der Zeit — die strengkirchliche Richtung eifrig und nachhaltig; er brachte die Beratungen des Tridentiner Konzils zum Abschluß und machte dem alten päpstlichen Nepotismus durch Hinrichtung der Nepoten Pauls IV. für immer ein Ende.

Pius V. Viel bedeutsamer aber tritt Pius V. aus dem unberühmten Hause Ghislieri hervor (1565—1572). Mit 14 Jahren Dominikanermönch, stets ein Gegner aller Neuerungen,

kam er als Inquisitor empor und wurde 1557 Kardinal. Mit ihm gelangte die allerstrengste Richtung zur Herrschaft. Ein heftiger und hartnäckiger Herr, asketisch streng gegen sich und andre, aber von ehrlicher Überzeugung, imponierte er auch durch seine ehrwürdige Erscheinung, eine schöne Greisengestalt mit langem, weißem Barte, so daß, wie wenigstens fromme Römer erzählten, Protestanten schon durch seinen Anblick bekehrt wurden. Die schärfste Kirchenzucht ging von ihm aus. Er verbot den Ärzten, einen Kranken länger als drei Tage zu besuchen, falls dieser nicht aufs neue gebeichtet habe. Auf Entweihung des Sonntags setzte er Geld- oder Prügelstrafe. Auch seinen Hof schonte er nicht. Die Ausgaben wurden beschränkt, die Belehnung von Nepoten mit Teilen des Kirchenstaates bei Strafe des Bannes untersagt. Viel tiefer schnitten noch seine Maßregeln gegen allgemeine Mißbräuche. Der Ablaß wurde beschränkt, die Bischöfe und Pfarrer wurden streng angewiesen, in ihren Sprengeln zu verharren, statt außerhalb derselben ihren Geschäften oder Vergnügungen nachzugehen, die Klöster in schärfster Zucht gehalten. Auf die Durchführung der Tridentiner Beschlüsse war er eifrig bedacht. Deshalb ließ er alle Bischöfe die dort aufgestellte Professio fidei beschwören, veröffentlichte für den Religionsunterricht — nach Luthers Muster! — den römischen Katechismus, ließ ein neues Brevier (Gebetbuch) und Meßbuch (Missale) entwerfen. Am leichtesten war das alles natürlich im Kirchenstaate durchzusetzen, wo das Papsttum die weltliche Herrschaft übte, aber auch sonst in Italien fand es den Beistand der weltlichen Regierungen, so in Florenz durch Cosimo Medici, in Parma durch Ottavio Farnese, in Venedig von der Signoria, in Neapel von der spanischen Regierung.

Doch nicht bloß in Rom und beim Papsttume, sondern auch bei der höheren Geistlichkeit überhaupt zeigt sich der neu erwachte Eifer in pflichttreuer Seelsorge, Barmherzigkeitspflege und Kirchenzucht. Als Muster tritt da besonders Karl Borromeo, ein Verwandter Pius' IV., Erzbischof von Mailand, hervor (1538—84). Die glänzendsten Aussichten in Rom gab er auf, um ganz der Sorge für seinen Sprengel zu leben. Kein Dorf desselben, bis in die entlegensten Alpenthäler hinein, ließ er unbesucht, sechsmal in seiner Amtszeit hielt er große Synoden mit seinen Geistlichen ab. Allen gottesdienstlichen Pflichten widmete er sich mit nicht minderem Eifer, und von der Krankenpflege hielt ihn auch eine furchtbare Pest nicht zurück. Zahlreiche fromme Stiftungen rief er ins Leben, auch ein Collegium Helveticum für die Heranbildung junger Schweizer zur Bekehrung ihrer Landsleute. In allem das Muster eines Priesters war er doch auch der humanistischen Bildung geneigt, stiftete selbst die Vatikanische Akademie zu Rom und unterhielt mit zahlreichen Gelehrten Verbindungen. *Karl Borromeo.*

Welch ein gewaltiges Schauspiel bietet doch diese uralte Kirche, wie sie sich wieder auf sich selbst besinnt, ihre Mißbräuche beseitigt, ohne die alten Grundlagen aufzugeben, sich neue furchtbare Werkzeuge zur Bekämpfung ihrer Gegner schafft, ihre Glieder mit neuem Leben, mit glühendem Eifer erfüllt! Doch nie würde sie das geleistet haben, ohne den Anstoß der Lutherischen Reformation.

Wissenschaft, Litteratur und Kunst in Italien unter der Herrschaft der Kirche.

Trotz aller „Reformen" war die römische Kirche im Innersten ihres Wesens doch die alte geblieben. Sie erhob die alten Ansprüche auf die päpstliche Herrschaft über die Welt, die zu verbergen sie allerdings klug genug war, sobald die Verhältnisse ihr entgegenstanden, und erstrebte die Beherrschung des religiös-sittlichen Lebens wie der gesamten geistigen Bildung. Dort war sie zufrieden mit der äußeren Unterwerfung unter das Gebot des Priesters, und zugleich blendete und berauschte sie durch glänzenden

Kultus; hier eignete sie sich die Fortschritte der Wissenschaft an, soweit sie sich mit der kirchlichen Weltanschauung vertrugen, im ganzen aber blieb sie die geschworene Feindin der geistigen Freiheit.

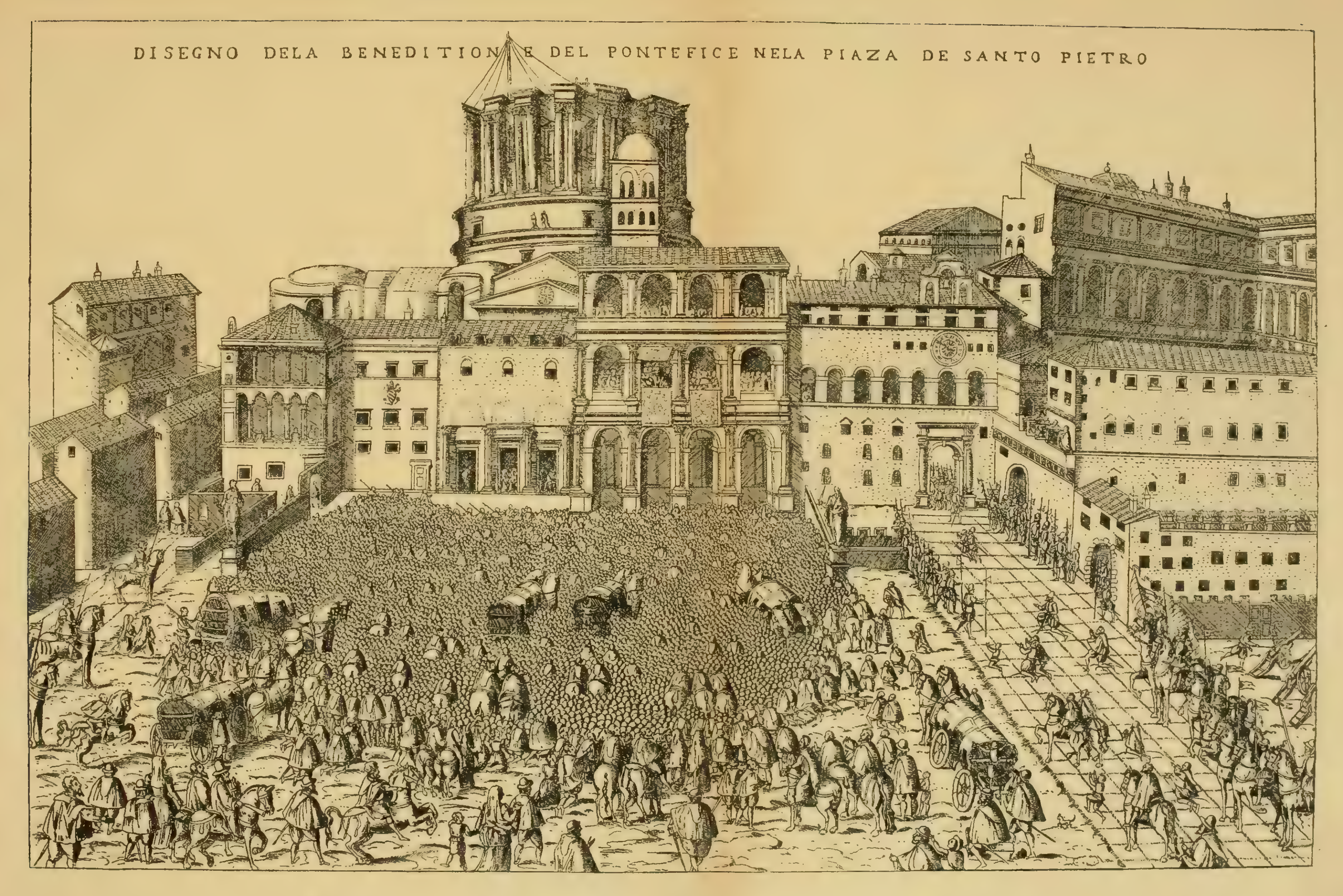
Daher hat die Wiederherstellung der alten Kirche in Italien den Humanismus allmählich getötet, der Poesie und der Kunst kein neues Leben gebracht, sondern eher ihren Verfall beschleunigt.

Die letzten italienischen Humanisten.

Zwar äußerlich betrachtet erfreute sich der Humanismus noch immer der Gönnerschaft von Fürsten und Prälaten. Gyraldus lebte an den Höfen von Ferrara und Turin; unter Cosimo und Francesco Medici, die beide klassisch gebildet waren, blühte zu Florenz Petrus Victorius, der auch mit hohen Geistlichen, wie Karl Borromeo und selbst mit Marcellus II. und Gregor XIII. in Verbindung stand, in Bologna lehrte Sigonius, in Rom der feine Südfranzose Muretus. Fortwährend studierten noch Deutsche an italienischen Universitäten, vor allem in Bologna und Padua, und suchten Verkehr mit den Häuptern des italienischen Humanismus, wie die beiden Söhne des Nürnberger Rektors Joachim Camerarius, Johannes Caselius aus Mecklenburg, Nathan Chyträus aus Heidelberg, Crato von Crafftheim, der Leibarzt Ferdinands I. und Maximilians II. u. a. Aber die ganze Richtung der Zeit war diesen Studien nicht mehr günstig. Einst hatten sie das ganze Interesse der gebildeten Gesellschaft Italiens ausgefüllt, jetzt war dies vorwiegend kirchlicher Natur, selbst im leichtsinnigen Rom war das Leben nicht nur einsamer und stiller, sondern auch gesitteter und ernster geworden. Auch schickte sich die Weltanschauung, welche sich aus den Alten gewinnen ließ, schlecht zu der streng kirchlichen der neuen Zeit. Was ihr etwa widerstrebte, das schlug die furchtbare Inquisition zu Boden, in deren Hände zu fallen beinahe gleichbedeutend mit dem Todesurteile war. Und wofür hätten diese Humanisten sterben sollen? Was sie trieben, das war Sache des Geschmackes und des Verstandes, nicht der Überzeugung; eine neue befriedigende Weltanschauung hatten sie aus den Alten nicht zu gewinnen vermocht. Und nun sahen sie auch, wie ihre Unterrichtsweise von den kirchlichen Anstalten namentlich der Jesuiten nachgeahmt und überholt, sie selbst beiseite geschoben wurden. Da fügten sie sich entweder äußerlich, um sich nicht in zweck- und erfolglose Kämpfe zu verwickeln, oder sie ließen sich auch wirklich umstimmen und wurden gut katholisch.

Die Wissenschaft im Dienste der Kirche.

So erstarb allmählich der freie Humanismus; in Rom selbst gab es um 1565 nur wenig humanistisch gebildete Männer mehr, und was übrig blieb, trat in den Dienst der wiederhergestellten Kirche. Die Jesuiten eigneten sich die humanistische Methode an und verstanden es, jede Wissenschaft ihren Zwecken dienstbar zu machen. Die Kirche überhaupt ließ es sich angelegen sein, wissenschaftliche Thätigkeit unter ihrer Aufsicht zu fördern oder störte sie wenigstens nicht, wenn sie vermied, mit ihren Anschauungen in Gegensatz zu geraten. Sigonius bearbeitete im Auftrage Gregors XIII., wie auch sein Zeitgenosse, der Kardinal Cäsar Baronius, die Kirchengeschichte, Panvinius, selbst Augustiner-Eremit, die Papstgeschichte. Victorius gab auf Kardinal Cervinos (Marcellus II.) Anregung die Werke des Clemens von Alexandria heraus. Ja mit Hilfe der fortgeschrittenen Mathematik und Astronomie unternahm Gregor XIII. (1572—1585) die längst als notwendig erkannte Kalenderreform, über welche schon auf den Konzilien von Konstanz und Basel beraten und in Trient Beschluß gefaßt worden war. Denn der Fehler des Julianischen Kalenders, der das Jahr zu 365 Tagen 6 Stunden, statt zu 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden angenommen hatte, war, obwohl er wegen seiner Kleinheit erst in Jahrhunderten sich geltend machte, doch eben damals zum Bewußtsein gekommen und bei der Feststellung des Osterfestes besonders lästig empfunden worden, da der



Der Papst spendet von der Loggia am Petersplatze den Segen (um 1550).

Faksimile eines Kupferstiches in Lafrères „Speculum Romanae Magnificentiae“.

Das Bild zeigt den Petersplatz noch in seiner alten Gestalt vor der Aufrichtung des Obelisken und vor der Erbauung der halbkreisförmigen Säulenhallen. Über den Gebäuden des Hintergrundes ragt die Peterskirche hervor, deren Kuppel und Seitentürme noch fehlen; rechts sieht man einen Teil des Vatikanischen Palastes.

im Gebrauch stehende Kalender damals um 10 Tage hinter der richtigen Zeitberechnung zurückblieb. Mit Hilfe der beiden Astronomen Lilius und Clavius ordnete nun Gregor XIII. an, daß zur Ausgleichung vom 4. Oktober (1582) sofort auf den 15. Oktober übergegangen wurde, und daß binnen der nächsten vier Jahrhunderte drei Schalttage (nämlich in den Jahren 1700, 1800, 1900) ausgelassen würden. Diese überaus dankenswerte Reform fand trotzdem nur sehr allmählich Eingang, zuerst zu dem gesetzten Termine nur im größten Teile von Italien, in Spanien und Portugal, bis 1587 in der übrigen katholischen Welt, in den protestantischen Ländern erst seit 1700, bis zum heutigen Tage nicht bei den Völkern der griechisch-katholischen Kirche.

Giordano Bruno.

Doch wehe den Gelehrten, die sich unterfingen, aus ihren Forschungen Folgerungen auf die Kirchenlehre zu ziehen, und sich über die Linie hinauswagten, die diese vorschrieb! Der genialste italienische Philosoph dieser Zeit, Giordano Bruno aus Nola, ursprünglich Dominikaner, war durch den Verkehr mit Protestanten in Genf und England zu freieren Anschauungen gelangt und vor allem ein begeisterter Anhänger der Kopernikanischen Lehre, die Rom verdammt hatte. Er fand in Venedig Zuflucht, doch endlich lieferte ihn die Republik auf wiederholtes Drängen der römischen Inquisition aus, und diese verurteilte den hartnäckigen Ketzer, der ihr ungebrochen entgegentrat, zum Feuertode. Am 17. Februar 1600 ward er auf dem Campo di Fiore in Rom verbrannt, doch nicht die Wahrheit, die er verfochten hatte. — Ein glücklicheres Los hatte trotz harter Anfechtung Paolo Sarpi (1552—1623), Mitglied des Servitenordens in Padua, dann Provinzial, endlich Generalprokurator. Er wagte es, mit „Ketzern" in Verbindung zu treten, ja in seiner trefflichen Geschichte des Tridentiner Konzils (zuerst London 1619) den Beweis zu führen, daß die Einigung mit den Protestanten nur durch die Ränke der römischen Kurie vereitelt worden sei. Als er nun vollends im Streite Venedigs mit Paul V. als Anwalt der Republik die Selbstständigkeit der weltlichen Macht gegenüber Rom verfocht, traf ihn der Bannstrahl, und mehrfache Attentate wurden gegen ihn versucht. „Das ist der Griffel der römischen Kurie", rief er einmal aus, als ihn ein Dolchstoß verwundet hatte. Doch Venedig schützte seinen Vertreter, und er starb ruhig in einem Kloster der Lagunenstadt im Jahre 1623.

Paolo Sarpi.

Dichtung.

Vor dem Gluthauche des neubelebten Fanatismus verdorrte die freie Wissenschaft Italiens. Nicht so die Poesie und die bildende Kunst, ja für diese ergaben sich aus dem Erwachen des streng kirchlichen Sinnes manche Förderungen, wenn auch im ganzen der Verfall unverkennbar ist. Die Poesie wurde namentlich in den zahlreichen Akademien weiter gepflegt und geriet eben dadurch rasch in die Abhängigkeit von geistlichen Einflüssen, weil höhere Kleriker gern an ihnen teilnahmen. Wenn man von Tassos „Befreitem Jerusalem" absieht, das doch auf früheren Grundlagen beruht, obgleich der neuerwachte kirchliche Eifer genugsam hervortritt, so hat die ganze Zeit nichts mehr wirklich Bedeutendes hervorgebracht und sie konnte es nicht, denn eine tiefere Sittlichkeit begründete die kirchliche Reaktion nirgends, sie begnügte sich mit äußerlichem Werkdienst und der Unterwerfung unter das Wort des Priesters. Daher treten an die Stelle der Erörterung bedeutsamer, sittlicher Fragen in der Darstellung leeres Versgeklingel und Schwulst des Ausdrucks, die Gegenstände werden berechnet auf Erregung der Sinne durch schlüpfrige oder gräßliche Szenen. Hauptvertreter dieser Richtung ist der Neapolitaner Giambattista Marini (1569—1625), ein sehr formgewandter und vielseitiger Dichter und durch seine sogenannten Epen „Der bethlehemitische Kindermord" und „Adonis" wie durch zahllose Gelegenheitsgedichte das vielbewunderte und nachgeahmte Muster für die ganze Zeit. Das Volkstümlichste und Frischeste blieb die Comedia dell' arte, die Stegreifkomödie (im Gegensatze zur Comedia erudita, der eingelernten Komödie), bei der nur der Gang der Handlung und gewisse typische Rollen,

oft in verschiedenen Mundarten, feststanden, der Dialog dagegen von den Schauspielern aus dem Stegreif gesprochen wurde. Der Inhalt der Stücke waren fast immer Liebesgeschichten, Entführungen, Verwechselungen, derbe Späße, phantastische Verkleidungen u. dgl. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts trugen italienische Wandertruppen diese Stücke auch nach Frankreich, Deutschland u. s. f.

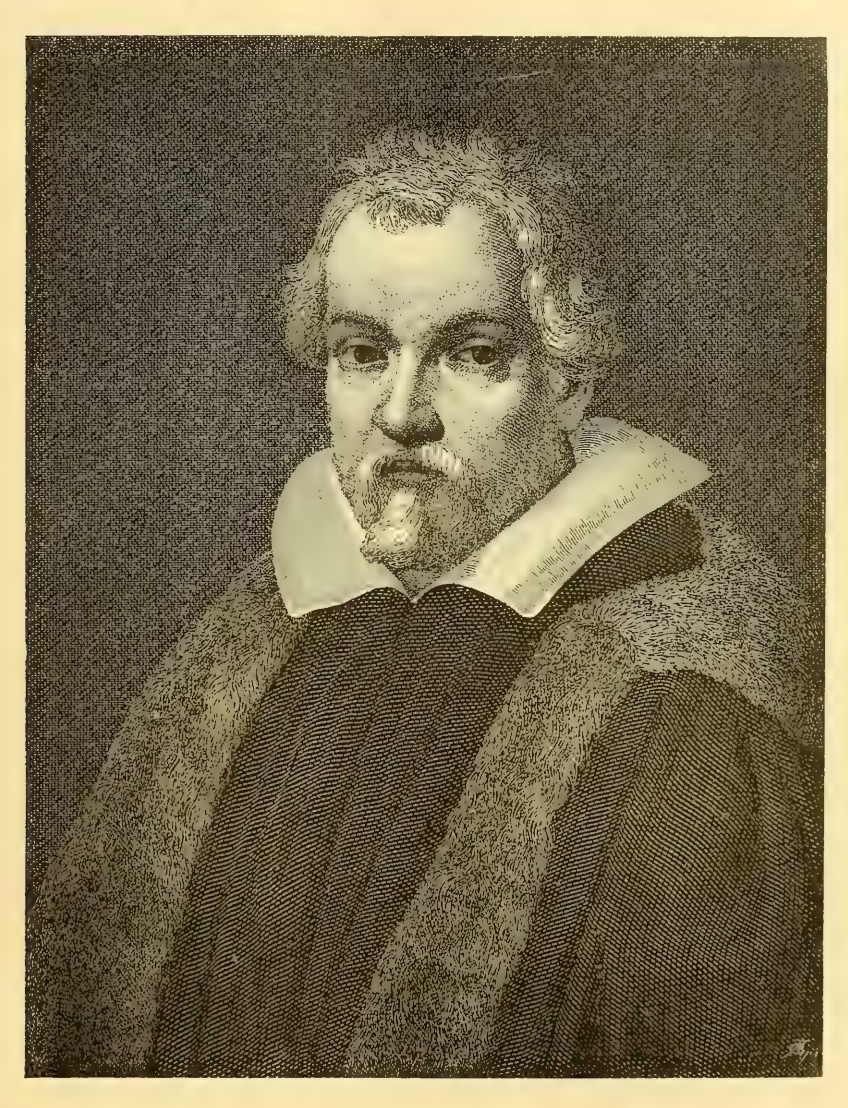
Baukunst. Viel vollständiger als der Dichtung bemächtigte sich die wiederhergestellte Kirche der bildenden Künste. In der Anlage von Kirchen, Palästen und Villen leistet die Baukunst noch Bedeutendes, ja Großartiges, aber in ihrer Darstellungsweise verschnörkelt sie allmählich zum Barockstil. Alles wird auf malerische Wirkung berechnet, die ursprüngliche Bestimmung der Bauglieder kommt fast in Vergessenheit, denn sie werden auch da angewendet, wo sie technisch gar nichts zu thun haben, nur des Schmuckes



190. Der Lateranpalast.

halber. Daher die unmöglichen gewundenen Säulen, die zwecklose Anhäufung von Säulen, die verdrückten und verbogenen Giebel. Jede glatte Wandfläche verschwindet unter pomphaften Dekorationen in Marmor und Stuck, Vergoldung und Malerei. Denn die Kirche soll schon durch ihr Inneres auf Phantasie und Sinne wirken, wie der ganze prunkvolle Gottesdienst, weshalb denn niemand diesem Stile eine größere Ausdehnung gegeben hat als der Jesuitenorden, nach dem er zuweilen auch geradezu genannt wird. So baute in Rom Giacomo Barozzi (Vignola, 1507—1573) die Jesuitenkirche (del Gesù) noch in reineren Formen; Domenico Fontana (1543 bis 1607) vollendete unter Papst Sixtus V. zusammen mit dem älteren Giacomo della Porta die riesige Peterskuppel in 22 Monaten, richtete vor ihr den Obelisken auf, den bisher niemand sich zu heben getraute, schuf dann den Palast des Kapitols mit der großen Treppe, den mächtigen Lateranpalast, die Fassade des Quirinals sowie das

Schloß der spanischen Vizekönige in Neapel; Martino Lunghi errichtete den großartigen Palast Borghese mit seinem stolzen Säulenhofe, Maderno (1556—1629) die beiden majestätischen Springbrunnen auf dem Petersplatze, Niccolo Salvi die poetische Fontana di Trevi u. a. m.

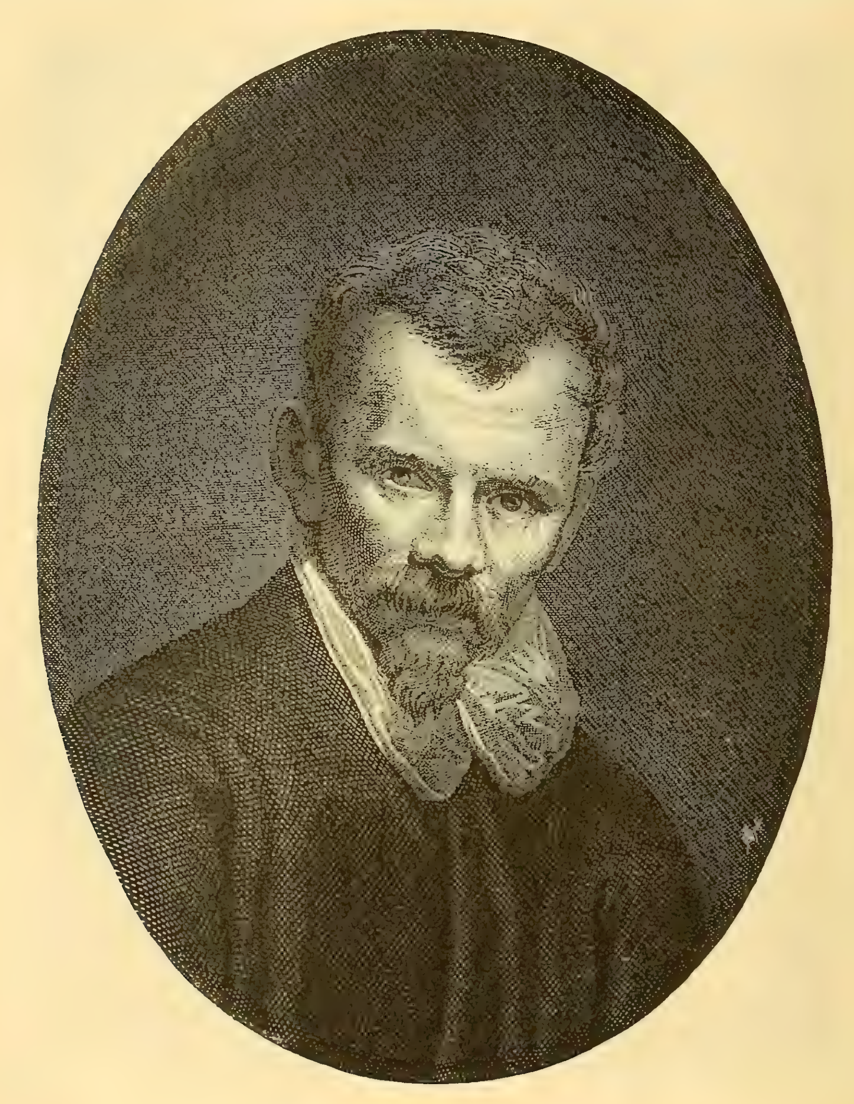


191. Lodovico Carracci.
Nach dem Selbstbildnisse gestochen von G. Marri.

Zum Schmuck vor allem der Kirchen müssen auch Malerei und Bildnerei das Ihrige reichlich beitragen. Sie stehen womöglich noch vollständiger unter geistlicher Herrschaft als die Baukunst. Denn die eigentlich schöpferische, selbstthätige Kraft war bei den Künstlern mehr und mehr im Erlöschen. So überwiegen, wenn auch die mythologischen, überhaupt die weltlichen Szenen keineswegs verschwinden, im ganzen religiöse Gegenstände, namentlich aus der Heiligenlegende, wie denn diese von der römischen Kirche im scharfen Gegensatze zum Protestantismus wieder in den Vordergrund gerückt

Malerei und Bildnerei.

wurde. In der Darstellung strebte man nach Nachahmung der eifrig studierten Natur, häufig ohne jede Rücksicht auf die Gesetze des Schönen, bis zum Gräßlichen (Naturalismus) — daher die Vorliebe für abschreckende Marterszenen — aber auch mit vollendeter Meisterschaft in der Perspektive, die namentlich bei großen Wandmalereien zur



192. Annibale Carracci.
Nach dem Selbstbildnisse gestochen von Blot.

vollständigen Täuschung des Auges führt. Diese Richtung wird vor allem durch Michelangelo Amerighi, genannt Caravaggio (1569—1609), und seine Schüler vertreten, die in Rom und Neapel wirkten. Andre suchten zur Vollendung zu gelangen durch Nachahmung der früheren Meister, indem sie von allen das Beste auswählten und es in ihren Werken zu vereinigen suchten (Eklektizismus), dabei aber doch wesentlich

nur auf äußere Anmut und technische Vollendung hinarbeiteten. An der Spitze dieser Schule stand Lodovico Carracci (1555—1619) mit seinen beiden Neffen Annibale und Agostino in Bologna, die auf religiösem Gebiete vor allem das Christusideal aus-



193. Guido Reni.
Nach dem Selbstbildnisse gestochen von Raphael Morghen.

bildeten. Unter seinen Nachfolgern ragt vor andern Guido Reni (1575—1642) mit seinen ergreifenden Darstellungen des leidenden Christus auf der einen, den farbenprächtigen mythologischen Gemälden (so Apollo als Sonnengott) auf der andern Seite hervor.

Von malerischen Gesichtspunkten läßt sich auch die Bildnerei leiten: bewegte

Stellungen, flatternde und bauschende Gewänder, übertrieben ausgearbeitete Muskulatur charakterisieren ihre Heiligen wie ihre Götter.

Musik. Wenn nun so die neugestaltete Kirche ihre Gotteshäuser mit allen Mitteln einer blendenden und berauschenden Kunst ausstattete, wenn überall so „der Gestalten Fülle verschwenderisch aus Wand und Decke quoll", so wußte sie auch noch ihrem Gottesdienste diejenige Kunst, die am unmittelbarsten auf das Gemüt wirkt, in neuer Gestalt sich dienstbar zu machen, die Musik. Sie war bis jetzt verweltlicht wie die Kirche überhaupt, den Worten der biblischen Texte wurden weltliche Melodien untergelegt, die dem Sinne jener gar nicht entsprachen. Schon wollte das Tridentiner Konzil deshalb



194. Pierluigi Palestrina. Nach einem Kupferstiche.

jede kunstreiche Musik ganz aus der Kirche verbannen, und zu dem alten einstimmigen gregorianischen Kirchengesange zurückkehren, wie ihn die berühmte Sixtinische Sängerkapelle lange allein festgehalten hatte, als Paul IV. den Komponisten Pierluigi Palestrina (1514—1594) beauftragte, eine Messe zu entwerfen, deren vielstimmige Melodie ohne Instrumentalbegleitung die ernste Hoheit der Bibelworte zum Ausdruck bringe. Das war die berühmte Marcellusmesse, bei deren erster Aufführung in der Sixtinischen Kapelle „die Malerei der Decken und Wände die Musik als ihre ebenbürtige Schwester begrüßte". Außer ihr schuf der Komponist noch eine Reihe von Tondichtungen zu den Psalmen und Motetten aus dem hohen Liede, sein Schüler Giovanni Allegri das berühmte Miserere. So wurde Palestrina der Gründer des neuen klassischen Kirchengesanges, der sich über alle Sonderbekenntnisse erhebt. Fast

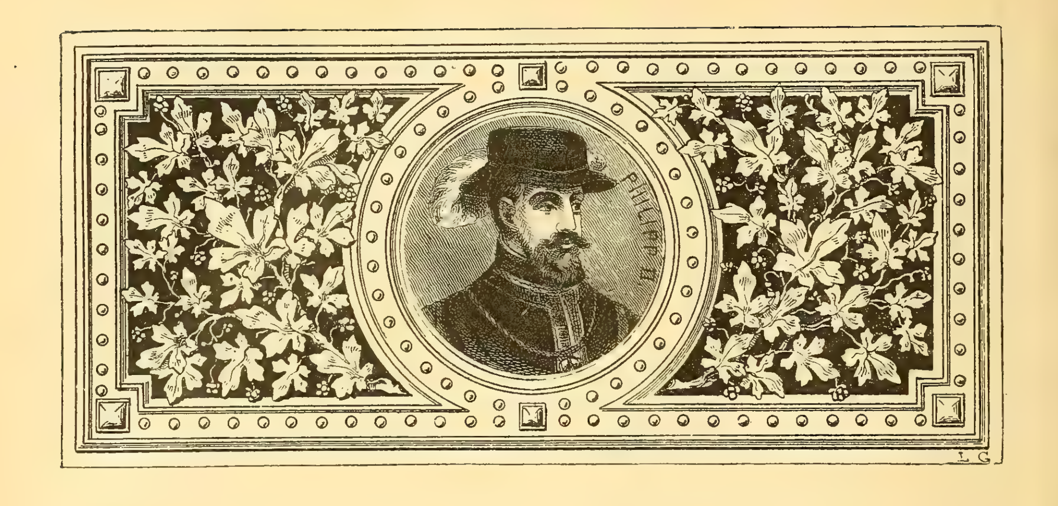
schon in dramatischer Weise bildete gleichzeitig ebenfalls in Rom Philipp Neri den vielstimmigen Gesang aus, indem er in seinem Betsaal (Oratorium) die heilige Geschichte durch Chöre vortragen ließ, ähnlich wie es in Deutschland namentlich in der Karwoche geschah. Daraus erwuchs später jene dramatische Form der Kirchenmusik, die von ihrem ersten Schauplatze den Namen „Oratorium" empfing und behielt.

Neben Rom tritt auch auf diesem Gebiete in merkwürdiger Selbständigkeit Venedig auf. Hier blühte der weltliche Gesang in der allein dafür verwandten Form der vierstimmigen Madrigale, die mit Lautenbegleitung gesungen wurden. Großartiger indessen war die Entwickelung, welche der Niederländer Adrian Willaert (1490 bis 1563), seit 1527 Kapellmeister der Markuskirche, und nach ihm Giovanni Gabrieli leiteten. Sie stellten bei den großen Festen zwei vielstimmige Chöre einander gegenüber, die ein Fugenthema in wetteiferndem Wechsel miteinander und in gewaltiger Tonfülle durchführten und dabei von Posaunen und Trompeten wirkungsvoll begleitet wurden. Für den Gemeindegesang in der Kirche gab nach wie vor die Orgel die Begleitung; in engerem Kreise traten zu der älteren Laute die Geige, deren Verfertigung Oberitalien, vor allem Cremona, zu unübertroffener Höhe brachte, und von Tasten geschlagene Saiteninstrumente, zunächst das Spinett, das dem Klavier vorausging.

Zusammengefaßt unter einer verstärkten Papstgewalt, gereinigt von den häßlichen Mißbräuchen früherer Jahrhunderte, erfüllt von hingebendem Eifer und getragen von blindgläubiger Unterwerfung, ausgerüstet mit neuen Werkzeugen, wie sie die alte Kirche nie gekannt hatte, umgeben von aller Herrlichkeit einer prunkenden Kunst, so schickte sich der wiederhergestellte Katholizismus an, den Kampf gegen den Abfall der Germanen aufzunehmen.



195. Sturmhaube des Erzherzogs Ferdinand von Tirol.
Gefertigt in Mailand von Lucio Piccinino um 1550, jetzt in der Ambraser Sammlung in Wien.



Die spanische Monarchie unter Philipp II. gegenüber Frankreich und den Osmanen.

Spanien und seine Nebenlande unter Philipp II.

Auf einer kaum noch erreichten Höhe der Macht hatte, wie es schien, Philipp II. die spanische Monarchie aus den Händen seines Vaters empfangen. Er gebot in Europa über die spanischen Lande, die Niederlande, die Freigrafschaft (Franche-Comté) Burgund, das Herzogtum Mailand, die Königreiche Neapel und Sizilien. Eine Reihe von Festungen sicherte seinen Einfluß an der afrikanischen Nordküste. Jenseit des Weltmeeres gehorchten ihm vier stolze Vizekönigreiche, die mehr Flächenraum bedeckten, als ganz Europa einnimmt, und eben begann die Neue Welt Spanien mit ihren Schätzen zu überschütten. Und diese ganze ungeheure Macht stand ihm zu wenig beschränkter Verfügung.

Die einzelnen Lande der spanischen Monarchie.

Kastilien. Die spanische Monarchie bildete allerdings weder einen Einheitsstaat, noch wurde sie im eigentlichen Sinne des Wortes unumschränkt regiert. Sie war vielmehr eine Anhäufung selbständiger Länder mit sehr verschiedenen Verfassungen, an die der König durch seinen Eid gebunden war. Den Kern des Ganzen bildete Kastilien. Hier hatte in Madrid König Philipp seine dauernde Residenz, während sich Karl V. zum Mißvergnügen der Kastilianer nur immer zeitweilig bei ihnen aufgehalten hatte. In allen höheren Ämtern der abhängigen Lande wurden die Kastilianer bevorzugt, und das Land gehorchte in der That seinem Könige wie dem Reiter ein gutzugerittenes Roß. Adel und Städte waren gleichmäßig gebändigt, jener durch Isabella, diese durch Karl V. Seitdem lebte der hohe Adel (die Granden) vom Hofe zurückgezogen in seinen prächtigen Palästen, die er sich halb nach maurischer Art erbaute, umgeben von prachtvoller Etikette. Nur sehr wenige aus seiner Mitte, die der Krone für unbedingt zuverlässig galten, traten in den Staatsdienst. Um so eifriger widmete sich diesem der niedere Adel (die Hijosdalgos, Hidalgos); dem König in Staat und Krieg zu dienen galt ihm als seine

eigentliche Aufgabe bis zu dem Grade, daß er darüber die Verwaltung seiner Güter völlig vernachlässigte. Die Städte regierten sich selbst durch gewählte Ayuntamientos (Stadträte), doch lagen hier die Ämter allein in den Händen der Kaufherren und der Hidalgos. Die Gerichtspflege wurde hier wie überhaupt durch königliche Beamte meist bürgerlichen Standes, die an Rang den Edelleuten gleichgestellt waren, versehen und galt unter Philipp II. im ganzen für unparteiisch und rasch. Die höchste Instanz bildete dabei der „Rat von Kastilien". Noch bestanden die Cortes, aber seit 1538 sandten nur noch die Städte ihre Abgeordneten (procuradores) hinein (s. S. 256), nicht mehr der steuerfreie Adel; die königlichen Steuerforderungen (servicios), gegen früheren Brauch vor den Beschwerden vorgenommen, wurden meist anstandslos bewilligt, obwohl sie sich fast stetig steigerten; doch war selbst damals das Recht der Stände zu Beschwerden (peticiones) keineswegs unwirksam, gestattete vielmehr eine fortwährende Beaufsichtigung der königlichen Verwaltung. Die Geistlichkeit, anderwärts so oft mit der königlichen Gewalt im Streite, war in Kastilien durchaus von ihr abhängig, da der König die Bistümer alle besetzte — übrigens meist mit tüchtigen Männern — und ihr ganz ergeben, daher auch sehr geneigt, die Unabhängigkeit der spanischen Landeskirche gegen Roms immer wieder versuchte Eingriffe gemeinsam mit dem Könige zu verteidigen, und immer bereit, durch reiche Beiträge aus dem sich stets vermehrenden und trefflich verwalteten Kirchengute die Krone zu unterstützen, wie man denn berechnet hat, daß ihr im 17. Jahrhundert durchschnittlich ein Drittel der geistlichen Einkünfte zugeflossen sei. Selbst die Inquisition, in Italien ein furchtbares Mittel der päpstlichen Gewalt, diente in Kastilien dem Könige. Ihre Beamten, zum Teil Mitglieder des Rats von Kastilien, wurden von ihm ernannt, die Konfiskationen kamen ihm zu zwei Dritteln zu gute, und oft genug wandte er sie gegen politische Feinde an, die ihm sonst unerreichbar gewesen wären. Die Kastilianer aber betrachteten das schreckliche Gericht, das ununterbrochen in prunkvollen „Glaubensakten" (Autos da Fé), oft in Gegenwart des Hofes, die Ketzer verbrannte, als einen unentbehrlichen Schutz der katholischen Glaubenseinheit, die für sie ebenso ein Gegenstand des Stolzes war wie ihre politische Macht.

Ganz anders lagen die Verhältnisse in Aragonien. Hier war der in Kastilien so mächtige König ohne durchgreifenden Einfluß. Nur ein Aragonese konnte Statthalter sein, die Stände mußte der König selbst oder durch einen königlichen Prinzen eröffnen, für ihre Bewilligungen war Einstimmigkeit erforderlich, und vor allen andern Gegenständen mußten die Beschwerden (greuges, ein schreckliches Wort für die Könige) erledigt werden. Auch die Gerechtigkeitspflege hing mehr von den Ständen als von der Krone ab. An der Spitze stand hier der adlige Oberrichter (justizia) mit seinen „Stellvertretern" (lugartenenti), der wieder vier „Unterrichtern" und einem ständischen Gericht von siebzehn Mitgliedern verantwortlich war. Mit zähem Stolze hielten die Aragonesen an dieser Verfassung fest; ihre Knaben lernten das Lesen in den Rechten der Cortes. So erklärt es sich, daß die Inquisition, obwohl sie auch hier eingeführt war, doch nicht die tiefgreifende Wirkung ausübte, wie in Kastilien (denn von ihr konnte der Angeklagte Berufung an den weltlichen Oberrichter einlegen) und daß die königlichen Steuerforderungen nur gelegentlich bewilligt und fast niemals wirklich bezahlt wurden. Aragonien.

Abhängiger waren wieder die italienischen Provinzen. Die größte Wichtigkeit behauptete hier Mailand, der Preis so vieler blutiger Kriege. Seine Lage zwischen Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Venedig machte es ebenso wertvoll wie sie seinen Besitz beständiger Gefahr aussetzte. Daher war das Land durch starke Festungen gesichert, von denen das Kastell von Mailand für musterhaft galt, eine starke, meist spanische Besatzung lag in ihnen verteilt, und der Oberbefehlshaber (Generalkapitän) Mailand.

war zugleich der Gouverneur der Provinz. Stände gab es hier, auf diesem klassischen Boden des absoluten italienischen Fürstentums, natürlich gar nicht, doch galt der von Ludwig XII. eingesetzte, von Karl V. bestätigte Senat, dessen Mitglieder meist Italiener und lebenslänglich im Amte waren, als der beste Schutz gegen etwaige spanische Bedrückungsversuche. Auch die Städte unter ihren aristokratisch zusammengesetzten Verwaltungsbehörden wahrten eifersüchtig ihre Selbständigkeit und bildeten unter Mailands Leitung eine besondere Körperschaft (Kongregation) besonders für die Bewilligung der königlichen Steuerforderungen (Donativ). Vielleicht ist dies Gebiet, dank der Betriebsamkeit und dem auf sie gegründeten Wohlstande seiner Einwohner, die einzige Landschaft gewesen, die unter spanischer Herrschaft nicht zurückgegangen ist.

Neapel. Viel ungünstiger erscheinen die Zustände Neapels. Hier, wo es nur wenige größere Städte gab, war der Adel noch im Besitze der niederen Gerichtsbarkeit und der Polizei über seine Unterthanen, hier bestanden auch die alten Kronämter des Lehnstaates noch, aber alle wirkliche Macht lag in den Händen der königlichen Beamten, die alle Spanier oder Halbspanier waren, ein stolzes, hartes, unzugängliches Geschlecht, nur auf Gewinn bedacht und bestechlich durch und durch. Es gab keine schlechtere, unehrlichere Verwaltung und Rechtspflege als diese neapolitanische; Geld galt hier alles, Gerechtigkeit gar nichts. Die Vizekönige, fast immer Kastilianer, saßen, mit unumschränkter Gewalt ausgestattet, im Schlosse zu Neapel und hielten die unzuverlässige Stadt durch mächtige Forts (San Elmo, Castel dell' Ovo) in Unterwürfigkeit. Keine Ständeversammlung behauptete ein Gegengewicht, ja der Adel, selbst seit alters in eine französische und eine spanische Partei gespalten, ließ sich durch seine Titelsucht noch fester an die Krone fesseln und haßte wieder grimmig die Städte, die mit gleicher Münze zahlten. Nur gegen die Einführung der Inquisition hielten beide Stände zusammen. Die Geistlichkeit war habgierig und verderbt, und weil Rom sich gegen beide Fehler wandte, gut königlich.

Alle Lasten dieser Regierung, Willkür und Steuerdruck, lagen auf dem unseligen Landvolke, dem man den letzten Ochsen vom Pfluge nahm und das Dach abdeckte, um Steuersummen einzutreiben. Da gingen die verzweifelten Bauern in hellen Haufen in die Bergwälder als „Banditen“ (d. i. „Ausgestoßene“) und führten von da aus den Räuberkrieg gegen eine Gesellschaft, die sie selber zuvor bis aufs Äußerste gebracht hatte. Jede Sicherheit schwand dahin, durch manche Gegend konnte man nur in bewaffneter Karawane reisen, während von der See her die Raubschiffe der Osmanen und Barbaresken nach Beute spähten und die kostspieligsten Veranstaltungen zum Schutze der Küsten nötig machten. Nicht umsonst lief damals ein Sprichwort um: „Das Königreich Neapel ist ein reizendes Paradies, aber bewohnt von Teufeln.“

Sizilien. Von Neapel war das Königreich Sizilien völlig getrennt, für Spanien besonders wichtig als Kornkammer. Obwohl hier die Justiz königlich und die Inquisition eingeführt war, so ließ sich das Land doch sehr schwer regieren. Denn eifersüchtig hielten die größeren Städte auf ihre Selbstverwaltung, der zahlreiche, zum Teil übrigens aus Katalonien stammende Adel auf seine Rechte gegenüber den Unterthanen, während der Klerus eher eine Stütze für die Krone war, da diese hier nach altem Recht die Befugnisse eines päpstlichen Legaten zu haben behauptete. Die Bewilligung der Steuern durch die Stände (Bracci) stieß hier beständig auf Schwierigkeiten. So war die Stellung des Vizekönigs von Sizilien eine sehr schwierige, und ihre Inhaber wechselten sehr häufig. Gegen die Bestechlichkeit und Parteilichkeit der Rechtspflege, die in der kurzen Amtszeit der Richter begründet und durch den zugleich leidenschaftlichen und hartnäckigen Charakter der Sizilianer noch gesteigert wurde, vermochte er so gut wie nichts.



197. Philipp II., König von Spanien. (Jugendbildnis.)
Nach einem Gemälde in der Galerie Pitti zu Florenz.

Hof und Reichsregierung.

Die Zentralregierung und ihre Parteien.

Aus allem ergibt sich, daß von einem Gesamtbewußtsein in dieser so verschiedenartigen spanischen Ländermasse, selbst von den Niederlanden abgesehen, auf die später noch einzugehen sein wird, gar keine Rede sein konnte. Zusammengehalten wurde sie nur durch das Übergewicht Kastiliens, das sich als das Haupt des Reiches ansah und bei weitem die meisten oder wenigstens einflußreichsten Beamten auch für die beherrschten Lande stellte, durch einige Zentralbehörden und vor allem durch den König. Unter Karl V. bestand eine Art von Reichsrat, aus je einem Vertreter von Kastilien, Aragon, Sizilien, Neapel, Mailand, Niederland zusammengesetzt, daneben ein streng einheitlicher Finanzrat, während drei Kanzleien (für Spanien, das Deutsche Reich und die vom Reiche unabhängigen italienischen Lande) die Befehle ausfertigten. Unter Philipp II. verschwand der Reichsrat und wurde durch besondere Räte für die einzelnen Lande ersetzt, in denen der König selbst niemals erschien und die auch nur wenige Eingeborene in sich schlossen. Das Schwergewicht der ganzen Reichspolitik fiel daher durchaus in den Staatsrat, der nur aus Kastilianern bestand. Hier befehdeten sich in den ersten Jahrzehnten der Regierung Philipps II. in heftigem, wenn auch stillem Kampfe die Parteien des Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzogs von Alba (geb. 1507) und des Ruy Gomez de Silva, Fürsten von Eboli (geb. 1516). Trat Alba stolz und selbstbewußt auf, so war dieser geschmeidiger und gewandter. Jener erschien in allen militärischen Fragen, dieser für Finanzen und innere Verwaltung einflußreicher. In ihnen setzte sich gewissermaßen der alte Krieg zwischen den Comuñeros und den Royalisten noch immer fort, zuweilen so heftig, daß die äußere Ruhe nur mit Mühe gewahrt blieb. Der Abgang Albas nach den Niederlanden (1567) verschaffte natürlich seinen Gegnern ein gewisses Übergewicht, und dies behaupteten sie auch nach Silvas Tode und Albas Rückkehr (beides 1573), da dessen Mißerfolge natürlich seine Geltung bei Hofe arg verminderten. An der Spitze der ebolitanischen Partei stand damals Quiroga, Erzbischof von Toledo, neben ihm der Marquis de los Veles und der junge Antonio Perez, die alle untereinander und mit der verwitweten Fürstin Eboli (Anna de Mendoza y Cerda, geb. 1540) eng zusammenhingen. Der König bediente sich beider Parteien, ohne jemals die eine oder andre zu sehr zu begünstigen, behielt sich im übrigen das Recht der obersten Entscheidung vor und erschien persönlich auch im Staatsrate nie.

Philipp II.

Denn wie ein Gott stand er über seinen Völkern. Sein Vater war persönlich leutselig gewesen, überall hatte er, wenigstens seit 1529, selber eingegriffen, war von Krieg zu Krieg, von Unterhandlung zu Unterhandlung geeilt. Völlig anders Philipp (geb. 21. Mai 1527 in Valladolid). Seine kalte, stolze Ruhe, für welche die Spanier ein besonderes Wort haben (sosiego), war durch nichts zu erschüttern, nicht durch unerhörte Glücksfälle, nicht durch zerschmetternde Niederlagen. Sie entsprang ebensowohl seinem phlegmatischen Charakter als der Auffassung von seiner Stellung; als unumschränkten Monarchen, als geborenen Herrn der Welt wollte er sich betrachtet wissen. Die er empfing, wurden häufig verwirrt von dem durchbohrenden Blick, mit dem er bis in den Grund der Seele zu dringen schien; ein leises Lächeln verriet seine Befriedigung, nie sah man ihn heftig. Trotzdem fehlte es ihm keineswegs an Gemüt. Er war ein treuer Gatte und ein guter Vater. Wenn er seinem ältesten Sohne Carlos (von seiner ersten Gemahlin Maria von Portugal) Kälte und Härte zeigte, so trug daran hauptsächlich die hoffnungslose Entartung des Thronfolgers die Schuld; seine Töchter Isabella und Katharina und seinen zweiten Sohn Philipp (III.) hat er mit großer

Transskription

zu dem

Faksimile eines Briefes König Philipps II. von Spanien.

He recibido esta mañana vuestros despachos y vuestra carta, y lo demas me queda aca, para que marlo o embiaroslo esta noche o mañana. Mas las cartas del g^{o} [gobernador] y las demas de particulares (si no es una de mons. de Barlaymont que trata de otra materia que os embiare despues) me ha parecido embiaros luego con el correo desta mañana, por si fuese posible que esta tarde (y asilo procurad por lo que todo importa tanto y la brevedad) y asise trate luego dello y se me avise lo que en todo pareciere que mas convenga, y si fuere posible con el correo desta noche, que por eso he querido despachar luego este antes de comer, aunques ya bien tarde, que por la misa mayor no he podido antes.

Übersetzung:

Diesen Morgen habe ich Ihre Berichte und Ihren Brief erhalten, und das Übrige bleibt da, um es zu verbrennen oder es Euch heute abend oder morgen zu schicken. Aber die Briefe des Gouverneurs und die andern von Privatpersonen (außer einem von Herrn v. Barlaimont, der von einer andern Sache handelt und den ich Euch später schicken werde) habe ich Euch sogleich schicken wollen mit dem Kurier von heute morgen, damit womöglich heute abend (und darum bemüht Euch, weil alles so wichtig ist und eilt) darüber sogleich verhandelt und mir Nachricht gegeben werde, was in allem am zweckmäßigsten erscheint; und zwar womöglich mit dem Kurier von heute nacht, denn deswegen habe ich diesen absenden wollen sofort noch vor Tisch, obwohl es schon ziemlich spät ist, denn wegen der großen Messe habe ich nicht früher gekonnt.

Philipp II.

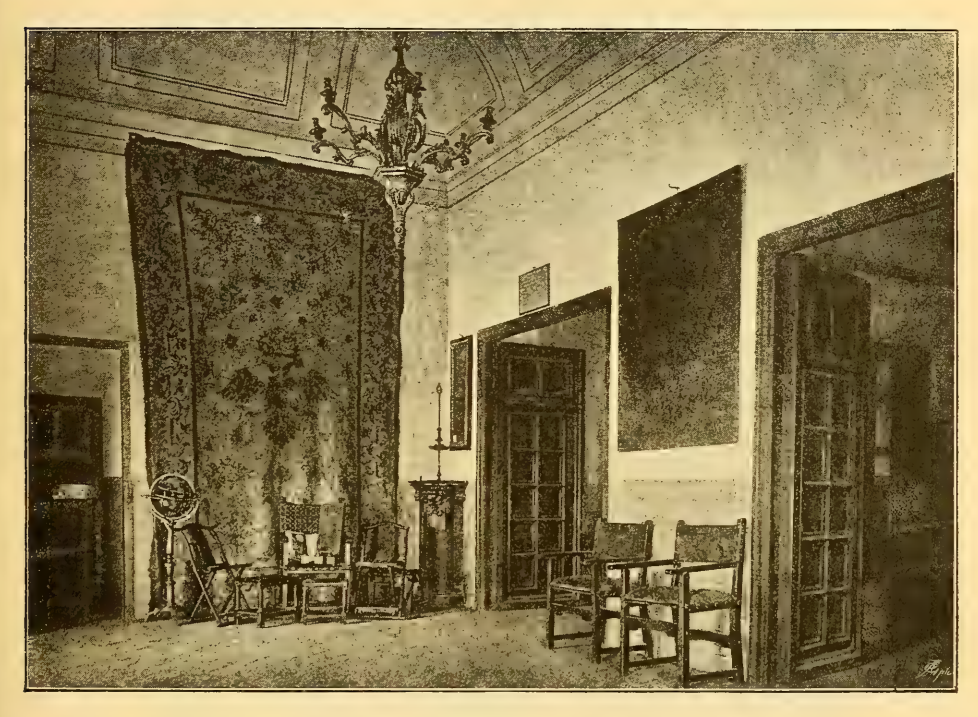
+

Recibido esta mañana vuestros despachos
y vuestra carta y lo demas me a pare-
cido para firmarlo y embiaroslo
esta noche o mañana, mas las
cartas del [illegible] y los demas de [illegible]
[illegible] que no es una demanda de
[illegible] o [illegible] de otra manera
[illegible] embiarie despues [illegible] para
[illegible] embiaros luego con el correo de
esta mañana por si fuese posible
[illegible] esta tarde, y asi lo [illegible]

Faksimile eines Briefes König Philipps II. von Spanien.

porque todo importa tanto y
la brevedad (ya que se tratta luego dello
que se me avise lo que entendeis para ver
que mas convenga, y si fuere posible
con el correo destos nuevos / que por este
respeto que pasar luego es que antes
de venir aunque ya bien tarde
que por la missa mayor no he podido
antes /

Liebe und Zärtlichkeit behandelt. Seine kirchliche Frömmigkeit war aufrichtig, führte ihn aber freilich auch zu fühlloser Grausamkeit gegen die Ketzer. Er war eben, so wenig das sein germanisches Äußere, das blonde Haar und die graublauen Augen verrieten, durch und durch Kastilianer, während sein Vater mehr von einem Niederländer gehabt hatte. Die spanische Halbinsel hat er, von zarter Gestalt und schwacher Gesundheit, deshalb körperlicher Anstrengung abgeneigt, seit 1559 niemals wieder verlassen, selten sein Schloß zu Madrid, das er seit 1561 an Stelle Valladolids trotz der trostlosen Lage der Stadt auf öder, baumloser Hochfläche und in einem bald eisig kalten, bald glühend heißen Klima zu seinem dauernden Sitze erkor. Mitunter ging er noch nach Aranjuez zur Jagd, oder nach Segovia, im Jahre 1580 zur Huldigung nach



198. Zimmer Philipps II. im Escorial.
Nach einer Originalphotographie.

Portugal; im übrigen fuhr er höchstens nach dem Escorial, in den späteren Jahren fiel auch dies weg, da zeigte sich der König nur noch ein paarmal im Jahre von einer Galerie aus dem Volke, bis er endlich vollständig in der Tiefe seines Palastes verschwand. Denn die Geschäfte waren seine Welt, nur die kirchlichen Verpflichtungen konnten ihn davon abziehen, sonst nichts. Fürstliche Vergnügungen gab es für ihn nicht, höchstens, daß er mit einigen Vertrauten eine Stunde in ruhiger Unterhaltung zubrachte oder den witzigen Reden eines Hofnarren zuhörte, sonst war er immer an der Arbeit, selbst im Wagen, bis tief in die Nacht. Denn alles las und beurteilte er selbst, alles, auch das Kleinste, wollte er selbst kennen und entscheiden, wiewohl er dadurch den Geschäftsgang zu einem äußerst schleppenden machte, zur Verzweiflung aller, die mit der Regierung verhandeln mußten.

Eine beispiellose Spionage verschaffte ihm eine durchdringende Einsicht in Personen und Verhältnisse, wie sie häufig selbst die an Ort und Stelle Verweilenden nicht

besaßen. Wie der Vater entschloß er sich langsam, hielt aber an dem einmal Festgestellten mit äußerster Zähigkeit fest. Milde und Erbarmen übten da bei ihm keine Wirkung; man sagt, er habe nie einen Verbrecher begnadigt. Der Einfluß seiner Räte war nicht gering, doch gestand er ihn niemals ein, und es war für sie nicht rätlich, ihn zu betonen. Seinen Gesandten und Statthaltern ließ er, schon wegen des schwierigen und langsamen Verkehrs, große Freiheit, ja er verschmähte es nicht, eine abweichende Ansicht, die sie verfochten, ausführlich zu widerlegen; er befahl nicht, er suchte sie zu überzeugen.

Philipps II. Politik. Die Politik, die Philipp II. verfolgte, war ihm durch die Lage seiner Staaten und durch die Überlieferungen des Vaters vorgeschrieben. Die spanische Monarchie, wie sie Karl V. gestaltet hatte, war ein ganz unnatürlicher Körper, denn die außerspanischen Lande konnten ihren Schwerpunkt an sich niemals in Spanien finden und wurden außerdem durch die politische Verbindung mit diesem in ihren besonderen Interessen schwer geschädigt. Um sie festzuhalten, bedurfte Philipp der unbestrittenen Herrschaft über die Meere und über Frankreich. Er mußte also seine Macht bis zur Weltherrschaft steigern oder jene Provinzen aufgeben, dann aber hörte Spanien auf, eine Großmacht zu sein. Und wer hätte das gewollt! Auch seine kirchliche Gesinnung trieb ihn nach derselben Richtung. Wo Spanien sein Banner entfaltete, da herrschte unbeschränkt der Katholizismus. Dem Traum dieses spanisch-katholischen Weltreiches hat Philipp das Wohl seines Landes geopfert, und kein Zweifel, Kastilien, das Kernland seines Reiches, hat es so gewollt, getrieben von demselben kirchlichen Fanatismus, den seit Jahrhunderten die Maurenkriege anfachten und der auch die Herrschaft über die Neue Welt erfocht. Je spanischer und katholischer aber Philipps II. Politik erschien, je mehr er selber in seinem Auftreten überall den stolzen Kastilianer herauskehrte, desto heftigeren Widerstand erregte er außerhalb Spaniens, vornehmlich bei den Germanen und Protestanten. Einen Kampf auf Leben und Tod führte der König, doch er erlag in ihm. Der Gedanke der Völkerfreiheit und des Protestantismus behielt den Sieg.

Der fünfte italienische Krieg.
(1556—1559.)

Entstehung. Der erste Krieg, den er zu unternehmen hatte, war ein unmittelbares Erbstück des Vaters; noch einmal versuchte Frankreich, die spanische Herrschaft in Italien, das Ergebnis der italienischen Kriege Karls V., zu erschüttern, und damit verband sich der letzte Versuch, für Italien überhaupt die frühere Unabhängigkeit wiederzugewinnen.

Es war Papst Paul IV., in dem dieser Gedanke zuerst entstand. Peter Caraffa (geb. 1476) hatte noch das freie Italien vor dem französischen Einfalle von 1494 gesehen; seine Familie war von alters her Spanien feindlich gewesen, und er selber war deshalb niemals zu ruhigem Genusse seiner neapolitanischen Einkünfte gelangt. Er haßte Spanien, wie er sagte, als Caraffa, als Neapolitaner, als Italiener und als Papst. Als ein andrer Julius II. dachte er unter päpstlicher Führung Italien gegen die Fremdherrschaft aufzurufen. So eröffnete er den Streit, indem er dem Hause Habsburg die Herrschaft über Neapel absprechen ließ, weil sich Spanien weigerte, die päpstliche Hoheit über das Königreich anzuerkennen; er verband sich dann mit König Heinrich II. von Frankreich, dem der Waffenstillstand von Vaucelles (1553) die lothringischen Stiftslande nur vorläufig belassen, nicht förmlich abgetreten hatte. Dem gegenüber gelang es Spanien, nicht nur England auf seine Seite zu bringen, dessen Königin Maria seit 1554 Philipps II. Gemahlin war (s. S. 400), sondern auch in Italien selbst sich Bundesgenossen zu gewinnen, nämlich den Herzog Cosimo von Florenz, der nach dem Besitze des von Frankreich gehaltenen Siena strebte, Ferrara und Emanuel

Philibert von Savoyen, dessen Land die Franzosen schon seit dem dritten italienischen Kriege besetzt hielten.

So konnte es in Italien auch sofort zum Angriff übergehen. Herzog Alba rückte von Neapel her gegen Rom vor und schnitt der Stadt durch Besetzung der Vororte, Kampf in Italien.



199. Anne Herzog von Montmorency, Connétable von Frankreich.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

wie Ostia, Tivoli, Anagni u. s. w. alle Zufuhr ab. Die römischen Milizen zeigten sich untauglich, und erst als Herzog Franz von Guise mit 10000 Mann, wunderlicherweise meist deutsch-protestantischen Söldnern, heranrückte, wichen die Spanier über die Grenze zurück. Guise folgte ihm (April 1557) nach, während zugleich der Papst in seiner Leidenschaft den Sultan zum Angriff auf Neapel rief! Indes Alba war wohl-

gerüstet, das belagerte Civitella hielt sich wacker, und die Neapolitaner zeigten sich gehorsam. So blieb den Franzosen nichts als der Rückzug auf Rom. Und da nun der Herzog von Guise infolge der Niederlage von St. Quentin (10. August) ganz aus Italien abberufen wurde, und Alba zum zweitenmal vor Rom erschien, so blieb Paul IV. nichts übrig, als Frieden zu schließen (27. September 1557). Nur die Genugthuung wurde ihm gewährt, daß Alba, der vom Volke als Friedensbringer jubelnd empfangen in Rom einzog, ihn um Absolution anflehen mußte von der Sünde, gegen den Statthalter Christi das Schwert geführt zu haben; sein Plan aber war gescheitert.

Kampf in den Niederlanden.

Bedeutsamere Ereignisse entwickelten sich auf dem französisch-niederländischen Kriegsschauplatze. Aus den Bewilligungen der spanischen Stände hatte Philipp II. ein stattliches Heer aufzustellen vermocht. Unter dem Herzog Emanuel Philibert überschritt es die Grenze und belagerte St. Quentin, das Kaspar von Coligny tapfer verteidigte. Als darauf der Connétable Anne von Montmorency zum Entsatze heranzog, faßte ihn am 10. August 1557 Graf Egmont mit der Reiterei beim Übergang über die Somme. Bald wurde die Schlacht allgemein, um mit einem glänzenden Siege der Spanier zu enden. Eine Menge Edelleute, darunter der Connétable selber, 80 Fahnen, alles Gepäck fielen in ihre Hände. Am 28. August ergab sich auch St. Quentin, aber Zwistigkeiten zwischen den Verbündeten hinderten weiteres Vordringen, und das siegreiche Heer suchte die Winterquartiere. Diese Unthätigkeit benutzte der eben aus Italien zurückgekehrte Franz von Guise. Anfang Januar warf er sich mit aller Macht auf Calais, den letzten Rest der englischen Besitzungen auf dem Festlande, und zwang die schwach besetzte und schlecht befestigte Stadt binnen acht Tagen zur Übergabe. Aufgeschreckt rüstete Philipp aufs neue, aber im Sommer führte de Termes ein französisches Korps längs der Küste in die Niederlande hinein, nahm und plünderte Dünkirchen und kam unter greulichen Verheerungen bis Nieuwport in Flandern. Erbittert über die Plünderer stellten die Flandrer 12000 Mann unter Graf Egmont ins Feld. Als nun de Termes in langem, mit Beute schwerbelastetem Zuge längs der Küste zurückging, faßte ihn Egmont am Strande bei Gravelingen und brachte ihm, unterstützt von einem zufällig herbeikommenden englischen Geschwader, eine völlige Niederlage bei (13. Juli 1558).

Friede von Câteau-Cambresis.

Indessen standen sich die beiden Hauptheere in der Picardie gegenüber — Philipp II. war persönlich im Lager — und allgemein wurde eine große Schlacht erwartet. Statt dessen traten die Mächte, die Entscheidung scheuend, zur Überraschung der Welt in Friedensverhandlungen ein, die seit dem Oktober in Câteau-Cambresis (bei Cambray) geführt wurden. Besondere Schwierigkeiten bereitete Calais, auf dessen Herausgabe England bestand. Da aber inzwischen Königin Maria starb, und ihre Nachfolgerin Elisabeth bald eine gänzlich abweichende Richtung einschlug, so sah sich Philipp II. nicht mehr veranlaßt, das englische Interesse besonders zu wahren, und willigte in die Abtretung von Calais, der Form nach freilich nur auf acht Jahre. Dafür versprach Frankreich, Savoyen und Piemont zu räumen, wogegen wieder Philipp die Rückgabe der lothringischen Städte an das Reich nicht weiter betrieb. Unter solchen Bedingungen kam am 3. April 1559 der Friede von Câteau-Cambresis zustande. Zur Befestigung sollte eine Doppelheirat die bisher feindlichen Höfe verbinden. Emanuel Philibert vermählte sich mit Margarete von Valois, Heinrichs II. Schwester; des Königs Tochter Elisabeth, die ursprünglich zur Gemahlin des Don Carlos, des spanischen Thronerben bestimmt, gewesen war, nahm Philipp II. für sich selber in Anspruch, da ein Jahr zuvor seine zweite Gemahlin, Maria die Katholische von England, gestorben war.

So endete der fünfte italienische Krieg mit der ungeschmälerten Behauptung der spanischen Macht, vor allem in Italien.

Die christlichen Mittelmeerstaaten und die Osmanen.

Das Osmanische Reich auf seiner Höhe.

Für Spanien war dieser Ausgang um so mehr ein Glück zu nennen, als es sehr bald in gewaltige Kämpfe mit den Osmanen verwickelt wurde, die alle seine Kräfte in Anspruch nahmen und einen raschen Ausgang nicht erhoffen ließen. Noch stand der osmanische Staat auf der Höhe seiner Macht, zu der ihn Selim I. (1512—1519) und Soliman II. der Große (1519—1566) erhoben hatten, und er war durch seine Kriegsmacht allen europäischen Staaten zusammengenommen wenn nicht überlegen, so doch mindestens gewachsen, für jeden einzelnen aber unbesiegbar. Wir müssen daher hier kurz auf diese Dinge eingehen, soweit sie nicht bereits in der Geschichte Karls V. besprochen worden sind.

Selim I. erobert Nordmesopotamien.

Selim I., von den Janitscharen zum Sultan ausgerufen, suchte sich den gewaltsam errungenen Thron durch die Ermordung aller seiner Verwandten zu sichern, ließ auch seine beiden Brüder Korkud und Achmed aus dem Wege räumen. Ein Sohn des letzteren, Namens Murad, floh nach Persien zu Ismael Sofi, und da dieser edelherzig die Auslieferung des Flüchtlings verweigerte, so überzog ihn Selim mit Krieg. Damit begann jene lange Reihe persisch-türkischer Kriege, die ebenso gut in national-politischen, wie in religiösen Gegensätzen ihre Gründe hatten. Denn die Perser waren von alters her Schiiten, galten also den sunnitischen Türken als Ketzer, und ihre nationale Selbständigkeit war erst jüngst durch Ismael Sofi wiederhergestellt worden, der im Jahre 1500 die seit etwa 1450 bestehende Turkomanenherrschaft gebrochen hatte. In diesem ersten Kriege erfocht Selim in der gewaltigen Schlacht von Tschaldiran (im nordöstlichen Armenien) einen vollständigen Sieg über die Perser, deren Schah nur mit Mühe der Gefangenschaft entging (23. August 1514), und zog wenige Wochen später in der persischen Hauptstadt Täbris ein. Eine Meuterei der Janitscharen zwang ihn allerdings zum Rückzuge nach Kleinasien, aber ansehnliche Städte Kurdistans, wie Diarbekr und Bitlis, nahmen osmanische Besatzungen ein, und bis 1516 vollendeten Mohammed Pascha und Selims Geschichtschreiber Edris durch Gewalt und Unterhandlung die Unterwerfung des gesamten nördlichen Mesopotamien mit seinen altberühmten Städten, wie Nisibis, Mossul, Edessa, Harran u. a.

Eroberung von Syrien.

Gleich darauf unternahm Selim I. einen Angriff gegen Ägypten, dessen Sultan Kanssu al Ghawri (1501—1516), auch Herr von Syrien war und die Perser unterstützt hatte. Selim gewann gegen ihn die große Schlacht bei Aleppo (24. August 1516), in der der ägyptische Sultan das Leben verlor. Syrien und Palästina wurden infolge dieses Sieges von den Türken mit leichter Mühe erobert und dem Osmanischen Reiche einverleibt.

Eroberung von Ägypten.

Nur Ägypten selbst verteidigte sich unter dem neugewählten tapferen Sultan Tumanbei al Aschraf weiter. Die Zumutung, die osmanische Oberherrschaft anzuerkennen, wies er ab, ja er ließ die deshalb zu ihm geschickten türkischen Gesandten umbringen. So drang Selim durch die Wüste von Suez in Ägypten ein, schlug Tumanbei mit Hilfe eines Verrats, den der Großwesir Ghasali an seinem Herrn beging, in der Nähe von Kairo bei Ridania (22. Januar 1517) aufs Haupt und nahm nach verzweifeltem Straßenkampfe Kairo ein. Achthundert vornehme Mamluken, die sich seiner Gnade übergaben, ließ er treulos enthaupten, und ein fürchterliches Blutbad häufte 50 000 Leichen in den engen Gassen von Kairo auf. Nichtsdestoweniger verwarf Tumanbei die wiederholte Zumutung, die osmanische Landeshoheit anzuerkennen, bis er endlich durch Verrat eines Araberhäuptlings, zu dem er geflüchtet war, in die

Gefangenschaft Selims geriet und hingerichtet wurde. In Alexandria empfing Selim die Huldigungen und Geschenke des Landes, den Tribut der Venezianer für Cypern, den sie bisher an die ägyptischen Sultane bezahlt hatten und wofür sie die Bestätigung der von diesen ihnen gewährten Handelsfreiheiten erhielten, endlich die Schlüssel der Kaaba zu Mekka, welche bisher unter ägyptischem Schutze gestanden hatte. So verlor Ägypten für immer seine Unabhängigkeit; es ward dem Osmanischen Reiche einverleibt und von einem türkischen Pascha im Namen des Sultans regiert. Doch überließen die Osmanen die Verwaltung der 24 Bezirke des Landes der Willkürherrschaft des Mamlukenbeis und begnügten sich mit einem Tribut.



200. Sultan Soliman II. der Große.

Perserkriege Solimans II.

Von den fortgesetzten Kämpfen, zu welchen sein Nachfolger Soliman II. der Große (1519—1566) das Abendland nötigte und in denen er seine Waffen bis tief nach Österreich trug, Ungarn aber zum größten Teil unmittelbar seinem Reiche einverleibte, ist schon des weiteren die Rede gewesen. Aber auch über Persien erfochten die Osmanen glänzende Erfolge. Der Schah Tamasp (1523—1576) hatte den Sultan nicht als Nachfolger des Propheten anerkennen wollen, dafür reizte dieser Ulama, den Statthalter von Bagdad, und Sufalkar, den von Aderbidschan, zur Empörung. Aber dieser wurde ergriffen und hingerichtet, Ulama hart bedrängt. Soliman, damals (1532) eben in Ungarn beschäftigt, sandte 1533 seinen Großwesir

Ibrahim nach Kleinasien. Dieser eroberte im Frühjahr 1534 das schöne Land um den Wansee in Armenien und zog im Mai in Täbris ein. Hier vereinigte sich der Sultan persönlich mit ihm, und beide drangen dann vereinigt über das Gebirge nach Mesopotamien vor. Nirgends trat ihnen hier Widerstand entgegen, vielmehr huldigten die persischen Behörden zitternd dem Großherrn, Bagdad, die Kalifenstadt, öffnete ohne Schwertstreich ihm die Thore und begrüßte im Dezember den Sieger in seinen Mauern. Das reiche Land, dessen Anbau er bewunderte, teilte der Sultan in Paschaliks (Täbris und Bagdad) und führte zugleich die osmanische Lehnsverfassung ein. Ein glänzender Einzug in Konstantinopel besiegelte die neuen leichten Eroberungen (Januar 1536).

Die nächsten Jahre wurden von den westeuropäischen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Erst 1551—1555 erzwang ein neuer Perserkrieg endlich die förmliche Abtretung der eroberten Provinzen im Frieden von Amasia (1555).

So hatten die Osmanen den Persern Armenien, Aderbidschan und Mesopotamien abgewonnen, durch Eroberung des ägyptischen Reiches Ägypten selbst und Syrien erworben, dazu die Schirmherrschaft über Mekka. Die herrlichsten Länder der antiken Kultur standen unter ihrer Gewaltherrschaft, als Herr von Mekka bekleidete ihr Sultan auch die Würde des Kalifen, und auch der Westen des Mittelmeeres fühlte seine Macht.

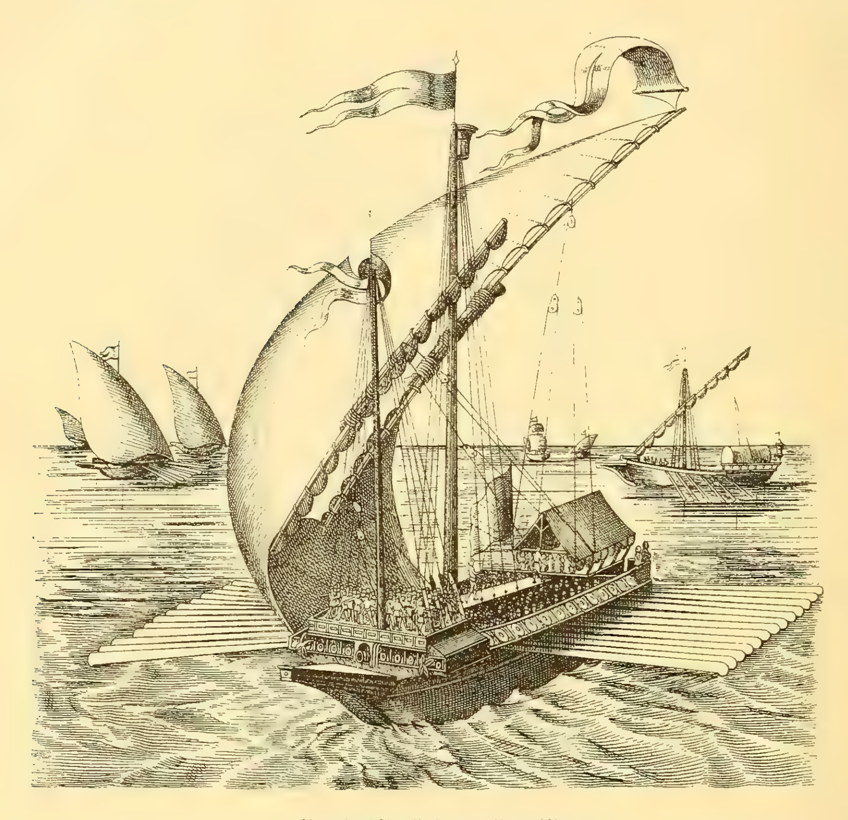
Die afrikanischen Barbaresenstaaten. Denn dem Osmanischen Reiche waren auch die Barbareskenstaaten an der Nordküste Afrikas unterworfen. Algier hatte Horuk im Jahre 1516 erobert, sein Nachfolger Chaireddin Barbarossa gegen Karl V. im Jahre 1541 glücklich gehalten (s. S. 356 f.), von hier aus auch Tunis gewonnen (1530), freilich die Hauptstadt und Goletta fünf Jahre später wieder an die Spanier verloren. Doch behielten diese nur Goletta besetzt (s. S. 344). Nach seinem Tode (1544) wurde Algier ein besonderer Vasallenstaat. Tripolis, das schon Ferdinand der Katholische für Spanien erobert, Karl V. im Jahre 1530 den Johannitern auf Malta überlassen hatte, während eine spanische Expedition das erst 1519 von Dragut eingenommene Mehadia (Afrika) 1550 wieder gewann, war dann wieder an die Türken verloren gegangen, und auch Mehadia wurde schon 1554 wieder aufgegeben. Im Besitze dieser Küsten beherrschten die Osmanen weithin das Mittelmeer, als verwegene Korsaren hemmten sie den Handel, brandschatzten alle Küsten und hielten alles in beständigem Kriegszustande.

Venedig als Handels- und Kolonialmacht.

Umfang der venezianischen Macht. Dieser weitgestreckten Macht gegenüber schoben auch die christlichen Staaten ihre Stellungen bis tief in die Levante vor. Spanien hielt an der nordafrikanischen Küste Marsalquivir (bei Oran), Bizerta und Goletta; von Malta aus setzten die Johanniter, die schon 1522 aus Rhodos vertrieben und dort aufgenommen worden waren, den Kampf gegen die Ungläubigen, den ihr Gelübde ihnen auflegte, rüstig fort; vor allem aber beherrschte Venedig, wenn es auch im Frieden von 1540 seine Besitzungen im Ägäischen Meere verloren hatte, immer noch höchst wertvolle Stellungen im Osten des Mittelmeeres. Außer Istrien und großen Teilen der dalmatischen Küste gehorchten ihm die meisten Jonischen Inseln (Korfu seit 1387, Zante seit 1484, Cephalonia seit 1500, Cerigo schon seit etwa 1204), dazu Kandia, das ihm aus der großen byzantinischen Beute von 1204 zugefallen, und Cypern, das als Erbe des letzten Lusignan erst an seine junge venezianische Witwe Katharina Cornaro und dann an den venezianischen Staat übergegangen war (1489).

Venezianische Provinzialverwaltung. Venedig wußte, im ganzen genommen, durch Milde und Klugheit diese sehr verschiedenartigen Besitzungen an sich zu fesseln. Zwar durften sie nur durch Vermittelung von Venedig Handel treiben, indem alle ihre Ein- und Ausfuhr ihren Weg nur über

diesen Platz nahm, aber ihre alten Einrichtungen wurden wenig geändert, die örtliche Verwaltung blieb zum großen Teile den Eingeborenen überlassen, und einige wenige venezianische Beamte genügten für die Oberleitung. So wurde Dalmatien von einem Generalproveditore regiert, die einzelnen größeren Städte von Proveditoren, doch standen ihnen stets Räte aus der einheimischen Aristokratie zur Seite. Die Landbevölkerung unterlag mehr oder weniger, wie überall damals, harter Unterthänigkeit. Ähnlich hielt man es auf den Jonischen Inseln, auf Kandia und Cypern. Doch bildeten sich gerade in diesen am meisten gefährdeten Besitzungen tiefe innere Gegensätze heraus, die einen türkischen Angriff erleichtern mußten. Auf Kandia sahen die hart gedrückten



201. Venezianische Galeere mit 26 Riemen.
Nach Jähns.

griechischen Bauern mit bitterem Haß auf ihre venezianischen Herren; auf Cypern kam zu dieser Spaltung noch die zwischen dem griechischen Landvolke und den seit 1190 eingewanderten französischen Baronen, die hier den alten Lehnsstaat, wie ihn die berühmten Assisen (Gesetze) von Jerusalem in sich begriffen, noch wenig verändert aufrecht erhielten. — Starke Festungen deckten überall die Hauptstraßen, und stets kriegsbereite Geschwader verbanden die weitentlegenen Küsten- und Insellande miteinander zu einem geschlossenen Ganzen. Bei Korfu lag ein Geschwader unter einem proveditore del mar, zwei andre, deren Kommandanten unter ihm standen, ankerten bei Kandia und Cypern, während das Adriatische Meer durch weitere zwei, die bei Lesina und an der Uskokenküste stationiert waren, behütet wurde. Im ganzen befanden sich stets 35—40 Galeeren im Dienst, 200 aber lagen im Arsenal zu rascher Ausrüstung bereit.

Venedigs Kriegsmacht.

Die Galeere, das im Mittelmeer damals allgemein gebräuchliche Kriegsschiff, war durchschnittlich 35—45 m lang und 5—6 m breit, flach gebaut und von geringem Tiefgang. Das etwas höhere Achterschiff (Hinterteil) trug die Kapitänskajütte auf Deck. Am Vorderteil standen auf Deck hinter einer starken Plankenwand fünf oder sieben Geschütze, die nur nach vorn feuern konnten. Ein langer, breiter Schnabel lief etwas ansteigend von ihm aus. Bewegt wurde das Fahrzeug vor allem durch Ruderkraft, die in der Schlacht ausschließlich zur Anwendung kam. An jeder Seite lagen auf Deck 24—26 Ruderbänke, die, zur Mittellinie des Schiffes nahezu rechtwinkelig gestellt, je 4—5 meist an die Bank angekettete Ruderer (für ein Ruder) faßten, zwischen ihnen lief ein erhöhter Mittelgang (corsia) für den Aufseher der Rudersklaven. Unterstützt wurde diese Kraft durch ein riesiges, gewöhnlich dreieckiges (lateinisches) Segel an dem starken etwas nach vorn gestellten Hauptmast, vor oder hinter dem gewöhnlich nur noch ein viel kleinerer Mast stand. Ihre volle Schnelligkeit konnte die Galeere nur bei ruhiger See und günstigem Winde entwickeln, sie war also sehr von Wind und Wetter abhängig. Selten fuhr man zur Nacht. Zum Kriegsschiff war das Fahrzeug durch seinen scharfen Bau geeignet, der eine viel raschere Bewegung gestattete, als der gedrungenere der Handelsschiffe; das übrige that dann die Ausrüstung mit den Geschützen und eine starke Bemannung von Seesoldaten, die auf einem erhöhten kastellartigen Aufbau hinter den Geschützen des Vorderteils Platz fanden. Das Gefecht pflegten die Galeeren mit Geschützfeuer zu eröffnen, dann suchten sie dem feindlichen Schiff so nahe zu kommen, daß die Mannschaft entern konnte.

Neben den Galeeren führten die Venezianer und, ihnen folgend, später auch andre Staaten, Galeassen, ebenfalls Ruderschiffe, aber weit größer (die bei Lepanto fechtenden waren 93 m lang, 17 m breit, 9 m hoch) und ausgestattet mit hochragenden sogenannten Kastellen am Vorder- und Hinterschiff, die in mehreren Stockwerken übereinander 40—50 Geschütze trugen. So war ihre Feuerwirkung viel bedeutender als die der Galeeren, doch waren sie im ganzen durch stärkere Belastung trotz ihrer drei Masten auch ungleich schwerfälliger.

Venezianisch-orientalischer Handel.

Wenn die Venezianer so ausgedehnte Besitzungen mit so großem Aufwande kriegerischer Mittel einer fortgesetzten Bedrohung gegenüber hielten, so geschah das im Grunde nicht deshalb, weil sie ihnen besondere Einkünfte gewährt hätten. Im Gegenteil, die Inseln der Levante kosteten im ganzen mehr, als sie einbrachten, und konnten überhaupt nur aus den Erträgen der festländischen italienischen Gebiete, der Terra firma, erhalten werden. Trotzdem wurden sie behauptet, weil sie den Venezianern feste Punkte für ihren Levantehandel gaben, der von jeher ihre ganze Politik bestimmte und der auch damals weder durch die portugiesischen Entdeckungen überflüssig, noch durch die Ausbreitung der türkischen Herrschaft völlig gelähmt war. Vielmehr fanden die Erzeugnisse der hochentwickelten venezianischen Industrie und mit ihr auch der deutschen, Tuch, Seide, Brokat, Geräte, Glaswaren und Waffen, in der Levante einen guten Markt, wie z. B. noch im Jahre 1605 25 000 Stück Tuch von Venedig nach dem Osten gingen, und asiatische Gewürze, Edelsteine, Seide, Baumwolle kamen dafür auf den alten Wegen aus dem Orient, aus den türkischen Provinzen besonders Getreide. Für diesen ganzen Verkehr bildete das syrische Aleppo den Hauptstapelplatz. Hier bestanden noch am Ende des 16. Jahrhunderts zwölf große venezianische Firmen unter dem Schutze eines Konsuls, und auch weiter im Osten, in Bassora wie in Ormus, traf man venezianische Agenten. Doch lag der Karawanentransport von und nach Aleppo in den Händen persischer und arabischer Kaufleute. Den ägyptischen Handel über Alexandria hatten dagegen die Entwickelung der portugiesischen Macht in Ostindien und die türkische Besitzergreifung völlig gelähmt. Schon um 1501 belief sich der gesamte Umsatz Venedigs in ganz Ägypten und Syrien auf nicht mehr als 200 000 Dukaten, während er früher in Alexandria allein 600 000 Dukaten betragen hatte; die Stadt selbst bot schon damals ein Schauspiel trauriger Verödung. Im Jahre 1512 gingen nur noch drei Galeeren dahin, früher fünf; die Einfuhr von Kupfer war von 3000 Stück auf 800, die von Öl von 3—4000 Tonnen auf 1500 gesunken, und dies alles schon, ehe die Osmanen ihre Hand auf Ägypten legten. — Weiter im Westen bildete Konstantinopel ein bedeutendes Zentrum. Mit diesem Platze verkehrten die Venezianer nicht nur zur See, es führte vielmehr von dort aus auch eine viel benutzte Saumstraße über Land nach dem dalmatinischen Spalato, wo sich die Kaufleute aller Länder an der Donau und

am Balkan mit türkischen, persischen und indischen Händlern begegneten. Venedig konnte so seine alte Stellung als Vermittlerin des deutschen Handels noch lange behaupten; nach wie vor bewegte sich dieser Verkehr über den Brenner nach Schwaben und über den Pontafelpaß nach Österreich hinein. Das deutsche Kaufhaus (Fondacco dei Tedeschi) am Großen Kanal haben noch am Ende des 16. Jahrhunderts Tizian und Giorgione mit Fresken geschmückt. Nicht minder unterhielt Venedig noch den Verkehr mit Spanien, das ihm besonders Wolle lieferte, wie mit England und den Niederlanden wenigstens bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts.

So hatte es von allen Mittelmeerstaaten bei weitem die bedeutendsten Interessen im Orient; noch war es die größte christliche Handelsstadt in diesen Gebieten, ohne erhebliche Konkurrenz christlicher Völker. Von italienischen Staaten kamen außer ihm nur noch Genua und Florenz in Betracht, ohne sich jedoch mit ihm messen zu können, und die alte Handelsblüte Kataloniens, besonders Barcelonas, war der Vereinigung Aragons mit Kastilien fast ganz zum Opfer gefallen. Noch in den zwanziger Jahren des Jahrhunderts verkehrten katalonische Kaufleute in Kairo, Alexandria, Rhodos, Tunis, geschützt von eignen Konsuln, und Karl V. soll gesagt haben, es sei ihm wichtiger, Graf von Barcelona als römischer Kaiser zu sein. Aber seine eigne Politik, mit der er den Kastilianern allein den amerikanischen Verkehr vorbehielt und Katalonien außerdem zu gunsten der biscayischen Häfen benachteiligte, vernichtete in Verbindung mit dem Anwachsen der türkischen Seemacht binnen kurzem den katalonischen Handel vollständig. Im Jahre 1529 haben ihm die Katalanen ihr letztes Kriegsgeschwader gestellt.

Die Türkenkriege im Mittelmeer.

Wenn Venedig seine orientalischen Beziehungen nicht dem blinden Kreuzzugseifer opfern wollte, der die Spanier beseelte, sondern so viel wie möglich den Frieden mit den Osmanen zu erhalten strebte, so erschien das den Zeitgenossen leicht als engherzige Selbstsucht, doch wird man es billigerweise nicht tadeln können, zumal da die Republik bei jedem kriegerischen Zusammenstoße mit den Türken sehr viel, Spanien sehr wenig zu verlieren hatte. Deshalb hat sie auch den gewaltigen Kämpfen, welche Philipp II. begann, zehn Jahre lang unthätig zugesehen; erst eigne Gefahr zwang ihr die Waffen in die Hand.

Kämpfe an der nordafrikanischen Küste.

Indem Philipp es verschmähte, nach dem Ende des französischen Krieges auch mit den Osmanen Frieden zu schließen, rüstete er mit Hilfe des Papstes, der die Kosten für 60 Galeeren trug, im Jahre 1560 eine Flotte von 200 Schiffen mit 14 000 Mann, die er dem Herzog von Medina Celi, Statthalter von Sizilien, und Andreas Doria d. J. unterstellte. Sie nahm ihren Lauf nach der tripolitanischen Küste. Hier schloß sich wirklich der Berbernfürst der Insel Dscherba den Spaniern an und räumte ihnen seine Festung ein (März 1560). Um sich zum Angriff auf Tripolis selbst noch besser auszurüsten, wollte die Flotte zurückkehren, als die türkische Flotte unter Piale Pascha, 140 Segel stark, von Konstantinopel herankam. In der gewaltigen Seeschlacht des 14. Mai wurden die Christen vollständig geschlagen, die Insel Dscherba nach heldenmütigem Widerstand erobert, eine Menge spanischer und italienischer Edelleute gefangen und nach der türkischen Hauptstadt geführt. Darauf gingen die Türken selbst zum Angriff auf die spanischen Plätze in Nordafrika vor. Mit Hassan Pascha von Algier und den maurischen Fürsten von Tlemsen und Marokko erschien im Jahre 1563 Torghud vor Marsalquivir, das Martino von Cordova verteidigte. Indes wurde die hart bedrängte Festung durch das rechtzeitige Eintreffen

einer spanisch-italienischen Flotte gerettet, ja diese warf sich gleich darauf unter dem Vizekönig von Neapel, Garcia de Toledo, auf den befestigten Felsen des Peñon de Velez an der marokkanischen Küste, der kurz zuvor von den Korsaren erobert worden war, und nahm ihn durch Überraschung.

Belagerung von Malta (1565).

Schon aber rüstete der Sultan zu einem gewaltigen Schlage. Bald erfuhren die Johanniter auf Malta, daß es ihnen gelte. Mit Anspannung aller Kräfte trafen



204. Nikolaus Zriny, der heldenmütige Verteidiger von Sziget.
Nach einem Kupferstiche.

sie ihre Vorbereitungen, zahlreiche Freiwillige aus allen Teilen der Christenheit strömten ihnen zu, so daß etwa 9000 Mann, darunter 700 Ritter, zur Verfügung standen. So waren sie unter ihrem heldenhaften Hochmeister La Valette bereit, dem Angriff zu begegnen, als am 18. Mai 1565 der Wesir Mustapha und der Großadmiral Piale Pascha mit 30000 Mann Landungstruppen auf 180 Schiffen vor der Hauptstadt, die später nach dem Hochmeister Valetta genannt wurde, erschienen, während ein andres Geschwader selbst Rom in Schrecken setzte und dort alles mit Lärm und Rüstungen zur Abwehr erfüllte. Unter ungeheuren Verlusten, deren sie wie immer nicht achteten,

erstürmten die Belagerer nach zwei mißlungenen Anläufen am 23. Juni das starke Hauptfort St. Elmo, aber das Fort St. Michael (oder St. Angelo) widerstand allen Angriffen und schlug binnen zwei Monaten zehn wütende Stürme ab. Freilich ging die Kraft der Verteidiger zur Neige, und ohne Entsatz wären sie verloren gewesen. Diesen brachte ihnen endlich Anfang September eine spanische Flotte unter Toledo. Vor den frischen Truppen, die sie an der Westküste der Insel ans Land setzte, wichen die erschöpften und entmutigten Türken zurück (11. September) und wurden von Toledo bis nach Cerigo verfolgt.

Soliman II. in Ungarn; sein Tod.

Nicht glücklicher war der große Feldzug, den der greise Soliman im nächsten Jahre gegen Ungarn führte, während um dieselbe Zeit Piale das herrliche Chios



203. Die Belagerung von Sziget durch Soliman II.
Nach einem Holzschnitte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

dem genuesischen Herrengeschlechte der Giustiniani mit leichter Mühe entriß und das schon 1537 zinspflichtig gemachte Herzogtum Naxos eroberte. Am 1. Mai 1566 von Konstantinopel aufgebrochen, erschien der Sultan Anfang August mit 90000 Mann vor der kleinen Festung Sziget. Doch den Fall des Bollwerks, das der kroatische Edelmann Nikolaus Zriny heldenmütig verteidigte, erlebte Soliman nicht mehr, in der Nacht vom 5. zum 6. September verschied er. Wenige Tage später, 8. September, fiel Sziget, unter seinen Trümmern Verteidiger und Eroberer begrabend, und der Großwesir führte das Heer in die Heimat zurück. Solimans Nachfolger, der unkriegerische Selim II., gewährte am 17. Februar 1568 einen Frieden auf acht Jahre, freilich gegen einen jährlichen Tribut von 30000 Dukaten, und Sigismund Zápolya wurde im Besitze von Siebenbürgen belassen (das Genauere s. im VI. Bande).

Für Spanien war die Abwehr des türkischen Angriffs auf Malta und der Tod Solimans ein großes Glück. Die Eroberung Maltas würde den Osmanen das westliche Mittelmeer vollständig unterworfen haben, und Soliman hätte sicherlich nicht gezögert, diesen Vorteil und die inneren Verlegenheiten Spaniens auszunützen.

Aufstand der spanischen Moriscos.

Dort tobte mehrere Jahre hindurch ein gefährlicher Aufstand der Mauren (Moriscos), die noch in sehr erheblicher Zahl, wahrscheinlich weit über eine halbe Million, die südlichen, ehemals arabischen Landschaften der Halbinsel bevölkerten und durch emsige Betriebsamkeit in blühenderem Zustande erhielten als das übrige Spanien. Dem Scheine nach waren sie freilich Christen und trugen auch zum Teil spanische Kleidung, aber Sprache und Sitte der Vorfahren hatte ihnen auch die Inquisition nicht nehmen können, und den Islam hatten sie ebensowenig vergessen. Ein fremder Körper im Leibe des spanischen Staates, der sie von jeher mit tiefstem Mißtrauen betrachtet hatte, schienen sie jetzt, als die Osmanen- und Barbareskenmacht drohend anschwoll, nicht mit Unrecht geradezu als gefährlich, denn sie konnten einem türkischen Landungsheere in Spanien selber eine Stütze bieten. Schon im Jahre 1560 hatte deshalb Philipp II. ihre Entwaffnung angeordnet, doch war diese nicht durchzuführen gewesen. Zu entscheidenden Beschlüssen kam er erst unter dem Eindrucke der neuen Türkengefahr, besonders seit 1563, und sie griffen den Moriscos allerdings ans Leben. Binnen drei Jahren sollte der Gebrauch der arabischen Sprache gänzlich aufhören, die Kinder der Mauren mußten in christlichen Schulen untergebracht werden. Binnen dreißig Tagen waren alle arabischen Bücher abzuliefern, die arabische Tracht und arabische Musik wurden gänzlich untersagt. Da mehrere Sendungen der verzweifelnden Moriscos ohne Erfolg blieben, so gingen sie endlich zu Tausenden in die Sierra Nevada und erhoben die Fahne des Aufruhrs. Gleich anfangs geriet die Stadt Granada in Gefahr; die Überrumpelung mißlang schließlich nur deshalb, weil die arabischen Einwohner selber nicht vorbereitet waren. Schon dieser Vorfall zeigte, daß es sich hier nicht um Plünderungszüge, sondern um einen weitangelegten Plan, um die Erneuerung der arabischen Herrschaft in Südspanien handle. Nun aber trat ein angeblicher Abkömmling der alten Ommajadenkalifen, Aben Humeya, an die Spitze der Empörer; sie riefen ihn zum König von Granada und Cordova aus, und er, das Gesicht nach Mekka gewendet und auf vier Fahnen knieend, deren Spitzen nach den vier Himmelsgegenden gerichtet waren, schwur, sein Reich und seine Religion gegen alle ihre Feinde zu verteidigen. Rasch verbreitete sich der Aufstand über das ganze Königreich Granada, ein wütender Stammes- und Religionskrieg, von beiden Seiten mit barbarischer Grausamkeit geführt. Bereits kamen auch afrikanische Mohammedaner in hellen Haufen herüber, ja einmal hatte Humeya 7000 Eingeborene nebst 5000 Türken unter seinen Befehlen und verhandelte mit Algier und Konstantinopel um Beistand. Doch da er sich nicht eines Hafens zu bemächtigen vermochte, der einem türkischen Heere als Landungsplatz hätte dienen können, so sahen sich die Aufständischen schließlich durch die spanischen Truppen unter Mondejar und Los Veles aufs Gebirge zurückgedrängt. Aber ihre verheerenden Streifzüge dauerten von hier aus fort, und kein Ende war abzusehen.

Endlich entschloß sich Philipp, seinen jugendlichen Halbbruder Don Juan d'Austria (geb. 1546), einen natürlichen Sohn Karls V. von der Regensburgerin Barbara Blumauer, den er als königlichen Prinzen anerkannt hatte, an die Spitze der Truppen zu stellen. In Granada angekommen, begann Juan mit der Vertreibung der arabischen Einwohner aus der Stadt und zog Verstärkungen heran. Entzweiungen unter den Aufständischen kamen ihm zu Hilfe. Gegen Aben Humeya nämlich, der sich durch tyrannisches Verfahren verhaßt gemacht hatte, bildete sich eine Verschwörung, der er zum Opfer fiel; ein entfernter Verwandter, Aben Abu, trat an seine Stelle. Kurz

darauf rückte Don Juan mit 12 000 Mann von Baza aus ins Gebirge vor und lagerte sich vor der Felsenfestung Galera. Aber erst beim dritten Sturme gewannen die Spanier den verzweifelt verteidigten Platz; was sie dort vorfanden, metzelten sie nieder und gaben den Ort der Zerstörung preis. Nun fiel rasch hintereinander Festung auf Festung, bis endlich Aben Abu zu verhandeln begehrte. Da er aber mit der Ausführung des wirklich zustande gebrachten Vertrages zögerte, so wurde er schließlich von Unzufriedenen seines Volkes im Einverständnis mit den Spaniern ermordet, und der Krieg war zu Ende (März 1571).

Die Behandlung der Besiegten durch die Spanier war ebenso barbarisch wie unverständig. Ihr Grundbesitz wurde zu gunsten der Krone eingezogen, und damit die blühenden Landschaften von Granada meist der Verödung preisgegeben, sie selber in kleinen Abteilungen über ganz Spanien, namentlich Andalusien, Kastilien, Estremadura, selbst Galicien verteilt. Die strengsten Verbote untersagten ihnen jeden Wechsel des Aufenthaltsorts ohne Erlaubnis und den Gebrauch des Arabischen in Wort und Schrift. So behandelte man sie fortgesetzt wie Fremde, machte ihnen jede Verschmelzung mit der christlichen Bevölkerung unmöglich und zwang sie geradezu, sich auch ferner als ein gesondertes Volk zu betrachten, das durch eine unausfüllbare Kluft von den Spaniern gesondert blieb. Und bald bemerkte man mit Besorgnis, daß ihr Wohlstand sich wieder hob, ihre Zahl rasch zunahm, während bei der christlichen Bevölkerung beides eher sank. Bei dem blinden Fanatismus der Spanier mußte das über kurz oder lang zu neuen Katastrophen führen.

Eroberung Cyperns durch die Türken 1571.

Für den Augenblick war die Beendigung des spanischen Maurenkrieges willkommen, denn die Monarchie sah sich gezwungen, ihre volle Kraft gegen die Osmanen zu wenden.

Im Sommer 1570 warfen sich die Türken mit ungeheurer Übermacht auf das venezianische Cypern. Bei der beherrschenden Lage der Insel hatten die Venezianer schon längst etwas der Art vorausgesehen und die Hauptstadt Nikosia mit Aufopferung ganzer Stadtteile seit 1566 stark befestigt, wobei die Einwohner eifrig Hilfe leisteten. Am 1. Juni 1570 landeten die Türken bei Limisso an der Südküste. Außer stande, ihnen in offener Feldschlacht zu begegnen, beschloß der Proveditore Nikolaus Dandolo, nur die wichtigsten Plätze der Insel zu halten, und warf sich selbst nach Nikosia. Sieben Wochen verteidigten Venezianer und Cyprioten, zusammen nicht über 10 000 Streiter, ihre Mauern heldenhaft gegen 100 000 Belagerer und schlugen zwei große Stürme zurück. Aber in der Nacht des 9. September erstieg das Türkenheer die Wälle, unaufhaltsam alles vor sich niederwerfend und nichts verschonend. Gegen 20 000 Menschen wurden erschlagen, die ganze Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelt, unermeßliche Beute hinweggeschleppt. Die kostbarste freilich, tausend Mädchen aus den Adelsfamilien, kam nicht nach Konstantinopel; eine Griechin fand den Weg zur Pulverkammer der Galeere, die sie trug, und sprengte das Fahrzeug in die Luft, und seine brennenden Fetzen brachten auch den beiden Begleitschiffen das Verderben. Von Nikosia wälzte sich das osmanische Heer gegen Famagusta, wo Marcantonio Bragadino kommandierte. Auch hier war der Widerstand ebenso heldenmütig wie in Nikosia, Tausende von Türken wurden fruchtlos geopfert, bis endlich Mustapha eine ehrenvolle Kapitulation gewährte (1. August 1571). Doch statt der tapferen Besiegten zu schonen, ließ der treulose Barbar drei der venezianischen Befehlshaber enthaupten, den unglücklichen Bragadino aber lebendig schinden und segelte dann, mit der ausgestopften Haut des Gemordeten am Großsegel seiner Galeere, triumphierend nach Konstantinopel zurück.

Das herrliche Cypern war türkisch und verfiel seitdem jener Verödung, die das Türkenvolk über alle von ihm beherrschten Länder gebracht hat.



204. Don Juan d'Austria, der Sieger von Lepanto. Nach dem Gemälde des A. S. Coello.

Die heilige Liga.

Noch ehe die Türken auf Cypern landeten, hatte Venedig sich an Pius V. gewandt, um seine Vermittelung für ein Bündnis mit Spanien zu erbitten. Eifrig war der Papst darauf eingegangen, hatte sofort Luigi Torres an Philipp II. gesendet und zunächst wenigstens soviel erreicht, daß ein spanisches Geschwader unter Doria zusammen mit den päpstlichen Galeeren auslief, um in Verbindung mit der venezianischen Flotte einen Versuch zum Entsatze von Nikosia zu machen. Dieser war nun freilich vergeblich, da man schon bei Kandia den Fall der Stadt erfuhr, aber in Rom kam wirklich nach längeren Verhandlungen zwischen Rom, Venedig und Spanien die „heilige Liga" gegen die Türken und Barbaresken zum Abschluß und wurde vom Papste wie von den Vertretern der beiden andern Mächte feierlich beschworen (2. Mai 1571). Die drei Bundesgenossen verpflichteten sich auf unbestimmte Zeit, jährlich im April 200 Galeeren und 100 Transportschiffe mit 50000 Mann zu Fuß und 4500 Pferden bereit zu stellen. Kam es einmal zu keinem gemeinsamen Zuge, dann sollte die Macht, die etwas auf eigne Hand unternahm, von den beiden andern mit 50 Galeeren unterstützt werden. Die Kosten fielen zur Hälfte auf Spanien, zu einem Drittel auf Venedig, zum sechsten Teile auf Rom. Bei gemeinsamen Zügen sollte die Ausführung auf gemeinsamen Beschluß aller drei Admirale erfolgen, den Oberbefehl aber führte in diesem Falle Don Juan d'Austria, den sein hoher Rang und seine im Maurenkriege bewährte Tüchtigkeit für diese verantwortungsvolle Stellung besonders empfahlen. Jeder Sonderfriede war ausdrücklich ausgeschlossen.

Schlacht bei Lepanto (1571).

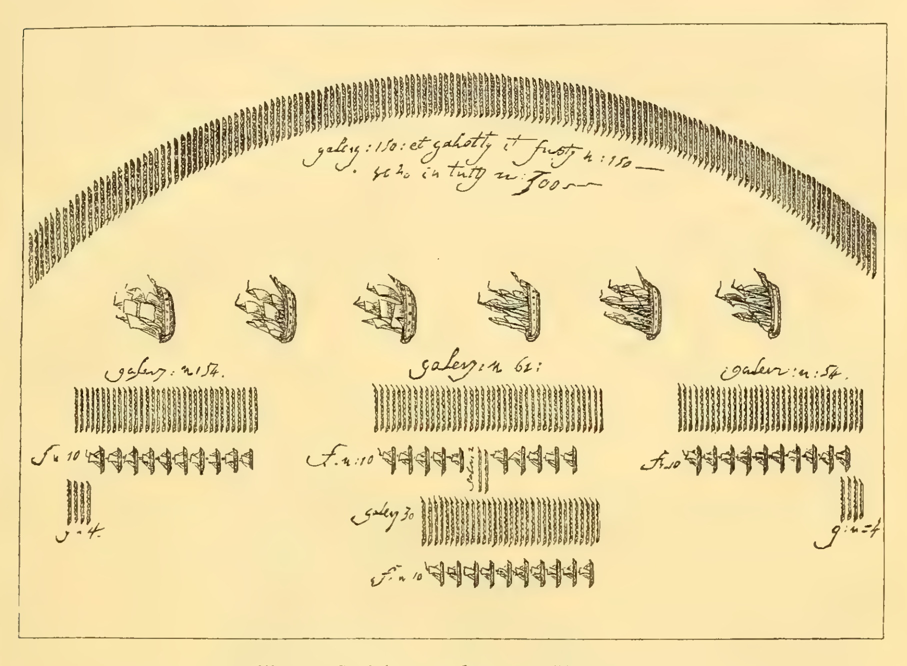
Diese Nachrichten trieben auch die Türken zu gewaltigen Anstrengungen. Im Frühjahr 1571 vereinigte sich ihr Kapudanpascha (Großadmiral) Piale bei Kandia mit dem algerischen Geschwader unter Uluch Ali und steuerte mit ihm in die Adria. Durch Landungen im venezianischen Albanien und Streifzüge weit nordwärts trugen sie den Schrecken ihrer Waffen bis Venedig. Um so eifriger betrieben jetzt die christlichen Mächte ihre Rüstungen.

Um dem ganzen Unternehmen den Charakter eines Kreuzzugs aufzuprägen, gewährte Papst Pius V. der spanischen Krone die Cruzada (Kreuzzugsabgabe) und ließ einen zweihundertjährigen Ablaß verkündigen. Das trieb namentlich die Spanier zu höchstem Eifer, scharenweise strömten die Freiwilligen, unter ihnen auch der große Dichter Cervantes, zu Don Juans Fahnen, der schließlich gegen 19000 Mann Landungstruppen unter seinem Befehl hatte. Im Hafen von Messina versammelten sich mittlerweile die Geschwader, zuerst das päpstliche unter Marcantonio Colonna und das venezianische unter dem Provveditore del mar Barbarigo und Sebastian Veniero; Don Juan selbst, der seinen Weg über Genua und Neapel genommen hatte, lief am 25. August in Messina ein, von den donnernden Grüßen der verbündeten Geschwader empfangen, und wurde von der Stadt selbst mit glänzenden Festlichkeiten begrüßt. Die herrlichste Flotte sah er um sich versammelt, die Europa jemals gegen die Osmanen gesendet hat, und niemals winkte einem jungen, ehrgeizigen und tapferen Fürsten eine ruhmvollere Aufgabe. 106 Galeeren und 6 Galeassen trugen die Flagge von San Marco, auf 12 Schiffen wehte das päpstliche Banner, 77 hißten die spanischen, 6 die maltesischen, 3 die savoyischen Farben, und gegen 29000 Streiter warteten begierig des Augenblickes der Schlacht. Don Juans Admiralschiff, eine prachtvolle katalonische Galeere, am Stern mit vergoldeten Wappen und Sinnsprüchen geschmückt, trug das große Banner der Liga, das der Papst gesendet hatte und das auf blauem Seidendamaste die miteinander verbundenen Wappen der drei Mächte und das Don Juans zeigte.

Am 19. September lief die Flotte unter dem Segen des päpstlichen Nuntius, des Bischofs Odescalcho, nach Osten aus und erreichte in langsamer Fahrt — denn der Wind war ungünstig — am 26. September Korfu. Hier erhielt man Nachricht, daß sich die türkische Flotte an den Eingang des Korinthischen Meerbusens zurückgezogen habe, und trotz mancher abweichenden Stimme beschloß der Kriegsrat, sie hier anzugreifen. Indem die Flotte also südwärts ging, ankerte sie am 5. Oktober an der Ostseite von Cephalonia. Die hier eingehenden Depeschen vom Falle Famagustas und den türkischen Greueln entflammten alles mit dem leidenschaftlichen Wunsche nach Vergeltung, und so lichteten am 7. Oktober, einem Sonntage, zwei Stunden vor Sonnenaufgang, die Christen die Anker. Unter harter Ruderarbeit kamen sie gegen den Ostwind langsam an, während alles voll Ungeduld nach vorn spähte, nach dem ersten türkischen Segel. Da erscholl vom Vortop des Admiralschiffes der ersehnte Ruf: „Segel voraus!" und bald tauchte über dem Horizont der Mastenwald der türkischen Flotte empor. Sofort ließ Don Juan das Banner der Liga wehen und gab mit einem Kanonenschuß das Signal: „klar zum Gefecht!"

Die Kapitäne erschienen bei ihm an Bord, um die letzten Weisungen zu empfangen, die Schlachtlinie ward gebildet. Den rechten Flügel hielt Doria mit 54 Galeeren, den linken Barbarigo mit der Hauptmasse der Venezianer; in der Mitte lagen 61 spanische Schiffe, vor ihrer Front die drei Admiralschiffe Don Juans, Colonnas und Venieros, noch weiter vorgeschoben, längs der ganzen Linie verteilt, die sechs venezianischen Galeassen, die Reserve bildete der Spanier Alvaro Bazan, Marquis von Santa Cruz. Jede Abteilung hatte eine Anzahl leichter Fahrzeuge (Fusten) hinter sich. Jedes Schiff lag so weit vom andern, daß es vollständig Raum zu allen Wendungen hatte. Die Instruktion wies sie an, es nicht zum Rammen kommen zu lassen, sondern erst zu feuern, dann dem Feinde auf den Leib zu gehen und zu entern.

Schon kamen die Osmanen näher heran. Es waren 150 große Galeeren und ebensoviele kleinere Fahrzeuge im mächtigen flachen Halbmond geordnet, die Flügel also etwas vorgezogen, in der Mitte der Kapudanpascha Piale, rechts Mohammed Siroko, Pascha von Ägypten, links die Algerier unter Uluch Ali. Ein herrlicher Tag und ein herrlicher Anblick! Eine leichte Brise kräuselte das blaue Meer zu tausend glitzernden Wellen, die Oktobersonne glänzte auf den Bemalungen und Vergoldungen der Schiffe, auf ihren zahllosen bunten Flaggen und Wimpeln, auf den Tausenden von



205. **Plan der Seeschlacht bei Lepanto 7. Oktober 1571.**

Nach einer Skizze des Don Juan d'Austria im Archiv zu Simancas in Spanien.

gezückten Klingen, auf den Helmen und Panzern der christlichen Streiter, den Reiherbüschen und Edelsteinagraffen der türkischen Befehlshaber. Wie die beiden Admiralschiffe einander ansichtig werden, begrüßen sie sich mit Kanonenschüssen; dann lagert sich tiefes, atemloses Schweigen über die Christenflotte. Offiziere und Mannschaften werfen sich vor den Priestern auf die Kniee und empfangen die Absolution, allen weit sichtbar auf dem ragenden Vorderteil seiner Galeere Don Juan. In dem Augenblicke springt der Wind, der ganz eingeschlafen war, nach Westen um, weht also den Osmanen entgegen, und tief ergriffen erkennen die Christen hierin ein himmlisches Zeichen. Da gellt von der türkischen Flotte herüber das tausendstimmige Allahgeschrei, das türkische Admiralschiff feuert eine Lage, und über die ganze weite Front rollt, von Schiff zu Schiff sich fortpflanzend, der Kanonendonner. Die venezianischen Galeassen vor der Front der Christen erwidern mit vollen Breitseiten und richten großen Schaden an; deshalb öffnen die Türken ihre Linie und gehen an den feuerspeienden Ungetümen vorbei auf die Hauptfront los. In fliegender Fahrt schiebt sich das ägyptische Geschwader zwischen die ätolische Küste und die Venezianer, sucht sie zu überflügeln, bringt sie zwischen zwei Feuer, setzt ihnen aufs schärfste zu. Mehrere Galeeren werden genommen, der tapfere Barbarigo wird von einem Pfeile tödlich am Auge verwundet. Dasselbe Manöver versucht auf dem linken Flügel Uluch Ali. Um es zu verhindern, dehnt Doria seine Linie zu weit aus, dabei werden einige seiner Schiffe vereinzelt und

geentert, darunter das maltesische Hauptschiff. Indessen sind im Zentrum die beiden Admiralschiffe aneinander geraten. Mit voller Ruderkraft durch die schäumenden Wellen schießend, rennen sie so heftig zusammen, daß beide bis in den Kiel erzittern. Vom Deck beider beginnt sofort das Ferngefecht, Kugeln, Pfeile und Bolzen fliegen hinüber, herüber; andre Schiffe kommen von beiden Seiten zu Hilfe, über die ganze Linie, über eine Ausdehnung von beinahe zwei Stunden rast der Kampf. Bord an Bord gedrängt versuchen die Galeeren einander zu entern. Das Deck der Schiffe bedeckt sich mit Toten und Sterbenden, von ihren Flanken rinnt das Blut und färbt weithin die See. Überall brechende und splitternde Masten und Raaen, zerfetzte Segel und sinkende Fahrzeuge, rollender Geschützdonner und knatterndes Gewehrfeuer, auf den Wellen Hunderte von Menschen schwimmend, sich an Trümmer klammernd, um Hilfe rufend, und das alles eingehüllt in schwarzgraue Wolken von Pulverdampf, den nur die zuckenden Blitze des Geschützfeuers auf Augenblicke durchbrechen oder ein Windstoß zerreißt.

Zuerst auf dem venezianischen Flügel tritt die Entscheidung ein. Die tapferen Italiener drängen die Türken endlich ab, entern Schiff um Schiff; Mohammeds Galeere sinkt, er selbst wird erschlagen. Die Türken beginnen zu flüchten, setzen ihre Schiffe auf den Strand, um nur das Leben zu retten, hier und da meutern die christlichen Galeerensklaven und beschleunigen die Niederlage. Unter den Donnern des Sieges ist Barbarigo verschieden. Im Zentrum liegen die beiden Admiralschiffe einander lange gegenüber, fortwährend in Rauch und Flammen gehüllt. Zweimal stürmen die Spanier die feindliche Galeere, Don Juan selbst wird am Fuße verwundet, aber erst beim dritten Angriff gewinnen sie das türkische Deck; Ali Pascha fällt verwundet, ein christlicher Rudersklave schlägt ihm das Haupt ab, die Sieger stecken es auf eine Pike, reißen die Halbmondflagge herab und hissen das Kreuzbanner an Bord der genommenen Galeere. Da braust über die ganze Front hin der Ruf: „Vittoria!“ Die Türken werden bestürzt, ihr Feuer wird schwächer und schwächer, ein Schiff nach dem andern geht aus der Linie, aber die meisten werden geentert oder in den Grund gebohrt.

Nur Uluch Ali hält noch stand. Als er aber die Niederlage des Zentrums sieht und zugleich sich die spanische Reserve unter Santa Cruz auf ihn wirft, da läßt er die genommenen Schiffe fahren und sucht mit voller Ruderkraft das Weite. Mit nur 40 Segeln entkommt er.

Vier Stunden hatte die Schlacht gedauert, die Sieger schöpften Atem. Aber aufsteigendes Gewölk mahnte zur Vorsicht, deshalb ließ Don Juan die dienstuntauglichen Schiffe verbrennen und ging nach dem sicheren Hafen der Insel Petala unter Segel, den er glücklich erreichte, während sich hinter ihm her der Sturm aufmachte und ein furchtbares Gewitter in der Nacht das Toben der Menschen am Tage überbot. Die Rast vor Petala gestattete die Ergebnisse des ungeheuren Kampfes zu übersehen. Von den türkischen Schiffen waren nur 40 entronnen, 130 erbeutet, die übrigen versenkt. 25000 Mann an Toten und Verwundeten, 5000 an Gefangenen (darunter zwei Söhne Alis) hatte die Niederlage den Osmanen gekostet; ihre Flotte war so gut wie vernichtet. Die Christen berechneten ihren Verlust auf nur 15 Galeeren und 8000 Mann, aber viele ihrer Schiffe waren bis zum Brechen zerschossen und gar nicht mehr dienstfähig. Mit Rücksicht darauf und auf die späte Jahreszeit lehnte auch der Kriegsrat den Angriff auf Konstantinopel, zu dem manche rieten und den man dort wirklich fürchtete, entschieden ab. Auch das anfangs dafür beabsichtigte Unternehmen auf St. Maura ließ man fallen, da sich die Festung als sehr stark erwies, und beschloß die Heimkehr. Die Flotte löste sich auf, Juan selbst lief am 31. Oktober wieder in Messina ein, diesmal noch viel freudiger begrüßt, als da er auszog. König Philipp erkannte die Verdienste des Bruders völlig an, und die ganze Christenheit umgab frohlockend sein Haupt mit der goldenen Strahlenkrone des Sieges. Bildhauer, Maler und Dichter wetteiferten in der Verherrlichung des Triumphes, Tizian malte den „Sieg der Liga“. Auch Marcantonio Colonna wurde zu Rom wie ein Triumphator zur Zeit der alten Römer begrüßt, und Venedig beschloß, den 7. Oktober fortan als Nationalfest zu begehen. Noch prangt dort im Arsenal die Flagge des eroberten türkischen Admiralschiffes, ein mächtiges dreieckiges weißes Seidentuch, mit eingestickten goldenen Koransprüchen bedeckt, und dabei liegt die Planke von der Bordwand einer venezianischen Galeere, die bei Lepanto mitgefochten hat, rot bemalt und mit vergoldeten Verzierungen geschmückt.

Der Zauber der türkischen Unüberwindlichkeit zur See war für immer gebrochen, in osmanischen wie in christlichen Augen. Das war das wichtigste Ergebnis.

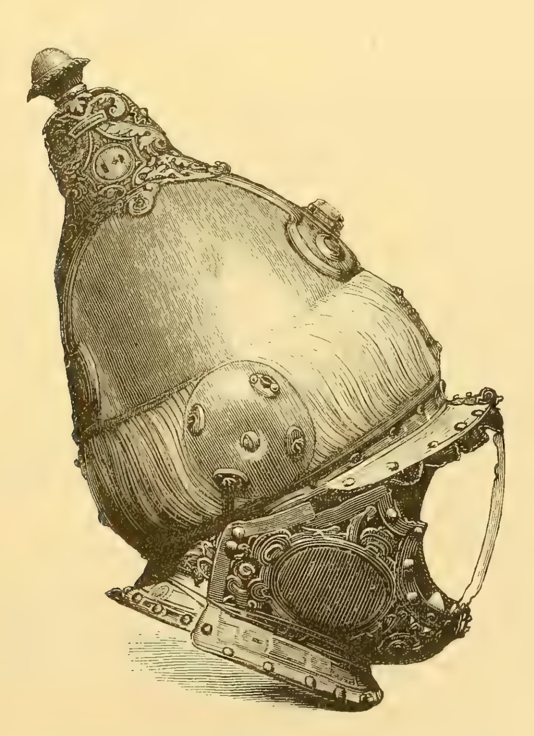
Venezianisch-türkischer Sonderfriede.

Das militärische Ergebnis freilich entsprach keineswegs den Erwartungen. Im Sommer 1572 erschienen die Türken unter Uluch Ali in kaum geringerer Stärke auf der See. Don Juan traf sie am Jahrestage der Schlacht von Lepanto vor der Bucht von Navarino an der Westküste von Morea, indes zogen sich jene unter die Geschütze der Festung Modon (Methone) zurück, und dort wagten die Christen sie nicht anzugreifen, segelten vielmehr wieder zurück. Es war das letzte Mal, daß sich die Flotte der drei Mächte vereinigt zeigte. Denn Venedig überzeugte sich, daß eine Fortsetzung des Krieges ihm viel mehr Schaden als Vorteil bringe, und schloß, den Bestimmungen der Liga schnurstracks entgegen, am 7. März 1573 einen Sonderfrieden mit den

Türken ab. Es gab Cypern auf und zahlte 300 000 Dukaten, behielt aber seine sonstigen Besitzungen und erlangte auch die Erneuerung seiner alten Handelsfreiheiten. Es war, als hätten bei Lepanto die Osmanen gesiegt.

Don Juan in Afrika.

Laute Entrüstung begrüßte begreiflicherweise den Abfall gerade der Macht, zu deren Unterstützung sich die Liga gebildet hatte. Juan selbst strich sofort das gemeinsame Banner und ging auf selbständige Unternehmungen aus. Ein eignes Königreich dachte er sich in Nordafrika zu erkämpfen, denn ihn dürstete nach einer unabhängigen, fürstlichen Stellung. Papst Pius V. bestärkte ihn darin, ohne daß König Philipp davon zunächst etwas gewußt hätte. Wirklich eroberte im September 1573 Juan von Goletta aus mit leichter Mühe Tunis und Bizerta, aber seine Bitte, ihn zum König von Tunis zu machen, schlug der spanische Staatsrat rundweg ab, er befahl ihm vielmehr, die Festungswerke der Stadt samt Goletta zu schleifen, da ihre Behauptung ganz unverhältnismäßige Kosten verursachen werde und doch nicht wahrscheinlich sei. Der Erfolg gab der spanischen Regierung recht. Denn während Juan mit Beilegung von Parteiunruhen beschäftigt in der Nähe von Genua weilte, erschienen im Juli 1574 die Türken mit großer Macht, nahmen Tunis selbst ohne Widerstand, Goletta nach tapferer Verteidigung. Die von Don Juan angeordnete Hilfesendung blieb fruchtlos. Die Spanier erwarteten den Angriff auf ihre Küsten, indes wie sie selbst immer mehr von dem niederländischen Kriege in Anspruch genommen wurden, so die Osmanen durch den persischen, und so endete im Jahre 1574 thatsächlich der große Kampf im Mittelmeer.



206. Türkischer Helm, erbeutet in der Seeschlacht von Lepanto
(im Zeughause zu Madrid)

Das Osmanische Reich im Niedergange.

Murad II. Kämpfe mit Persien.

Der obenerwähnte Perserkrieg, der nach Selims II. jähem Tode (am 12. Dezember 1574) von seinem Nachfolger Murad III. (1574—95) begonnen wurde, erschöpfte 16 Jahre hindurch nutzlos die Kräfte des Osmanischen Reiches. Denn so unkriegerisch Murad persönlich war, so eroberungssüchtig zeigte er sich doch; es reizte ihn eben, den Kampf zu unternehmen, den seine Feldherren ihm als den schwersten bezeichnet hatten. Die Gelegenheit schien günstig, denn nach des Schah Tamasp Tode (1576) bestieg über die Leichen seiner zehn Brüder hinweg der schwache Mohammed Chodabend den persischen Thron. Wirklich unterwarfen nun die Osmanen nach dem Siege von Tschildir (nördlich von Kars) Georgien und legten die Festungen Kars, Erivan u. a. als starke Grenzhut an; im Jahre 1583 drang auch Osman Pascha durch den Paß von Derbend in Daghestan am Kaspischen Meere ein, siegte in der nächtlichen „Fackelschlacht" am 9. Mai 1583 und erreichte auf einem neuen Feldzuge unter den härtesten Entbehrungen Täbris (1585). Aber dann wich das Glück von seinen Fahnen; er selber starb, und in Persien trat Mohammed zu gunsten seines Sohnes Abbas zurück (1587), der nachmals den Namen des Großen erhielt, ein Mann, leutselig und fröhlich im Gemüt, tapfer im Felde und siegreich. Zwar erfocht noch einmal im Juni 1587 Ferhad Pascha bei Bagdad einen blutigen Sieg, aber die Opfer des Krieges standen in keinem Verhältnis zu seinem Gewinn. In diesen Wüsten und Gebirgseinöden gab es keine reiche Beute, oft genug blieb der Feind unangreifbar oder unerreichbar, die Behauptung des Eroberten höchst unsicher. So bequemten sich die Osmanen im Frühjahr 1590 zu einem Frieden, der ihnen Täbris und Georgien beließ, aber die Macht des Persischen Reiches keineswegs brach. An ihr fanden die Türken im Osten dieselbe unübersteigliche Schranke, wie im Westen bisher an Deutschland und an den Mittelmeermächten, die im Jahre 1571 durch den Sieg von Lepanto den Zauber türkischer Unbesiegbarkeit zur See zerstört hatten.

Innerer Verfall.

Dies mußte auch auf die inneren Verhältnisse des Reiches zurückwirken. Dieser Kriegerstaat konnte nur gedeihen, wenn er die militärische Übung, den religiösen Fanatismus und die Beutegier seiner wilden Scharen fortwährend lebendig erhielt. Dazu gehörte zweierlei: fortgesetzte Eroberungskriege und kriegerische Sultane; im Frieden mußten die Osmanen verkommen. Beides begann jetzt zu fehlen. Jene fanden ihre Schranken, die sich nicht niederwerfen ließen, diese waren mit Solimans Tode zu Ende. Ja, dieser größte türkische Herrscher hat den Anstoß gegeben zu dem inneren Verfall. Zu seinem Thronfolger hatte er ursprünglich seinen ältesten Sohn Mustapha bestimmt, der ein Mann war, wie sein Vater, kriegerisch und thatkräftig, edel und hochherzig. Aber die Ränke und Einflüsterungen seiner Lieblingsgemahlin, der Russin Roxolane, die ihrem eignen Sohn Selim (II.) den Weg zum Throne bahnen wollte und dabei von dem Großwesir Rustem unterstützt wurde, erfüllten Soliman mit steigendem Argwohn gegen Mustapha, und endlich ließ er ihn während des persischen Feldzugs von 1553 in seinem Zelte vor seinen Augen erdrosseln. Die Janitscharen, bei denen der Gemordete sehr beliebt gewesen, tobten und erzwangen die Absetzung Rustems, aber Selims Thronfolge wurde festgestellt. Bald folgte dieser ersten Familientragödie eine zweite. Rustem, der wieder zu Gnaden angenommen worden war, verhetzte Selim mit seinem zweiten Bruder Bajesid, um sich bei dem künftigen Herrscher in Gunst zu setzen. Endlich brach der Zwist in offenen Bruderkrieg aus. In der Schlacht von Koniah (Iconium) geschlagen, flüchtete Bajesid nach Persien, doch statt des gehofften Schutzes

Newezeittung aus der Türckey/ wie das der Türckische Keyser seiner Wascha etliche hat richten lassen/ zu Constantinopel.

Auch wie das der Persianer König dem Türckischen Keyser zwo grosse Schlachten abgewunnen hat/ vnd viel Volcks erschlagen.

Was sich auch in Brabandt/ in kürtz in dem Spanischen Läger zugetragen hat/ kürtzlich zu lesen.

Vnd was sich in Franckreich durch den Marschal Anuillus widerumb vor Empörung erhoben/ Alles in kürtz verfassen.

Was auch der König in Hispanien widerumb für eine newe Inquisition angefangen hat/ kürtzlich von einem guten Freundt beschrieben

Newezeittung aus der Türckei ꝛc. ꝛc.

Gedruckt zu Berlin bei Michael Hentzken 1578.

Eine der ersten in Berlin gedruckten Zeitungen, in Originalgröße wiedergegeben.

Derhalben Er in eigner Person mit jhm kempffen wölle vmb das Persische Königreich / vnnd vmb das Türckisch Keyserthumb/ vnd welcher oblige / sol beyde Cronen tragen Aber der Türckische Keyser hat nicht gewolt/denn er ein kleiner Herr von Person ist.

Ein ander Schreiben aus Steuermarck.

Aus Grätz wirdt geschrieben / Die Türcken etliche Tausent starck / haben das Hauß Zesin / welchs die Königliche Durleuchtigkeit Ertzhertzog Carolus / jüngstlich eingenommen/ widerumb erobert / vnser Volck aber so darinn gelegen frey abziehen lassen.

Schreiben aus Brabandt.

Aus Brabandt ist gewißlich Schreiben kommen/Das in dem Spanischen Läger vber 30000 Personen an Peste gestorben sind / vnnd noch keins auffhörens ist / vnnd ist Don Iohan de Austria den 2. Octobris auch daran gestorben / vnd ist da grosser mangel an Geld vnnd Prouiandt/ vnd kriegt der liebe Gott noch alda / Der wölle ja nach seiner Barmhertzigkeit diesen grossen vnnd schweren Krieg/zum guten ende bringen / Damit Land vnd Leut nicht also verheeret vnd verderbet wird.

Schrei-

Schreiben aus Franckreich.

GVnstiger gutter Freundt / Ich kan euch nicht verhalten/wie es in Franckreich beschaffen / des Kriegs halben/ so wist/ dz der Marschal Anuillus / welcher auch einer ist gewesen aus der Wahle Contentis / hat seinen Sitz zu Wemplier gehabt/ Denn die halbe Stadt noch Papischtisch ist / Als er aber (wie man meint) sich mit dem Könige zuuersönen / vnnd grössere Dignitet/oder Gnad zuerlangen/ sich gegen den Hugenottischen etwas vnfreundlicher gestellet/ deñ vorhin/vnd vngefehr außgezogen ist in ein andere Stadt/ haben die Bürger zu Memplier die Stadt eingenommm / vnd das Schloß zerschleifft/ vnd sind den Memplierischen die andern Stedte der Religion alle nachgefolget / hat jhm kein Stadt mehr trawen wollen/hat derhalben die Stadt belegert Aber des Amirals Son hat jhn widerabgetrieben.

Es ligt ein Stadt am Rhodano / 4. Meilen von Nißmes Beaucayr / Da haben die Bürger (Papisten) den 14. Sep. jren Hauptman/ sampt 80. Soldaten in der Meß vmbracht/ aus anreitzung des Anuillij.

Deß andern Tags kompt der Marschal Anuillus in die Stadt/ welchen die Bürger angenommen / Aber die andern Soldaten / vnnd der vnder Hauptman haben sich in das Schloß gelegt / vnnd das mit Prouiant versehen/ das es mag in dreyen Jahren nicht gewunnen werden mit gewalt.

Es sind auch alhier zu Memplier des Amirals Seligen/ 4. Kinder/ Deß Telignij Fraw/vnnd drey Söhne des Amirals/

rals/ Francissalla/ welcher hier Oberster ist / von 22. Jahren/ Andelotius von 18. Jahren/ vnnd Carolua von 13. Jahren/ Den 3. Octob. ist der Elteste Herr nach Nymeso gezogen/ Den andern Tag hernach die Schwester mit den andern beiden Brüdern/ Da haben 30. Kürisser/ vnd 30. Leichte Pferd/ des Marschall Anuille zustendig/ Da ist der eine Reuter von der beyder Herrn zu jhnen zugeritten / vnnd gefragt/ Ob es friede sey/ vnd auff wen sie warten/ haben sie gefragt/ wo jetzt des Amirali Söhne sind / hat er geantwort: zu Memplier/ wer denn im Wagen sey / hat er fürgeben / Es sey Amirals Tochter mit dreyen Weibern/ haben sie darauff gesaget/ Sie haben mit Weibern nichts zuthun/ oder zu schaffen/ vnd wann sie gewust hetten / das die zween Herrn darbey weren gewest/ hetten sih sie gewißlich gefangen genommen/ vnnd hinweg geführet.

Lieber Schwager / Jch wil euch in kürtz/ so ich zufellige Bottschafft hab/ alle gelegenheit wider schreiben/ was sich bey vns zutragen mag/ vnd ist zubesorgen/ das der Auffruhr se lenger vnd grösser werde / Gott stehe den seinen allzeit bey/ vnnd erhalte sie gnediglich / Amen.

Von der newen Hispanischen Inquisition.

GVnstiger gutter Freundt/Ich kan euch auch nicht verhalten/das der König in Hispanien den 4. Octob: diß 78. Jahr eine newe Inquisition angefangen hat / vnnd auch diesen Tag 350. Personen/Menner/Weiber/ junge Gesellen / vnd Jungkfrawen verbrant hat / vnnd ist also jämmerlich zusehen gewest / das nicht wunder wer/ der liebe Gott schlüge mit hellischen Fewer in solch vnchristlich Morden/vñ ist noch kein auffhörens/ Gott stercke vnd erhalte die seinen / das sie die kleine Schmach vnd Schmertzen nicht ansehen/ Sondern jm gedültiglich helff das Creutz nachtragen/ damit sie die ewige Cron erwerben mögen/Amen.






Gedruckt zu Berlin/ bey Michael Hentzken. ANNO 78

fand er den Tod: aus Furcht vor Selims und Solimans Rache ließ der Schah ihn samt seinen vier Söhnen ermorden (1564).

Zwei Jahre danach bestieg **Selim II.** (1566—74) den Thron. Mit ihm beginnt jene lange Reihe der unkriegerischen Sultane, die statt ihrem Heere als ein leuchtendes Beispiel gegen die „Ungläubigen" zu Felde zu ziehen, sich den Lüsten und Spielereien des Serails hingaben. Trunksucht und Trägheit charakterisierten Selim; ein verdorbener portugiesischer Jude war sein Zechgenosse, sein Werk der Krieg gegen Cypern, dem die furchtbare Niederlage von Lepanto folgte. Ein Fieberanfall, den er sich durch unmäßigen Weingenuß zugezogen hatte, machte dem unrühmlichen Leben Selims ein rasches Ende. Selim II.

Sein Sohn **Murad III.** (1574—95) begann seine Regierung mit der Ermordung seiner fünf jüngeren Brüder; den Perserkrieg überließ er seinen Feldherren, er selbst ergab sich im Harem und in den Gärten des Serails einem trägen Genußleben im Kreise von Verschnittenen, Zwergen und Gauklern; nur im Auffammeln von Schätzen zeigte er eine gewisse unfruchtbare Thätigkeit. Murad III.

Je mehr nun in diesem despotisch regierten Staate das Oberhaupt bedeutete, desto hemmender mußte die plötzliche Lähmung jeder Regententhätigkeit der Sultane wirken. Die Folgen wären noch viel rascher hervorgetreten, wenn nicht die Tüchtigkeit des Großwesirs **Mohammed Sokoli**, eines geborenen Bosniers, unter Selim II. und späterhin unter Murad III. den Mangel gedeckt hätte. Ein schöner, stattlicher Mann mit einer an Majestät grenzenden Würde, war er unermüdlich thätig, in seiner Entscheidung rasch und unwiderruflich. Aber nach seinem Tode im Jahre 1579 wurde das Wesirat der Spielball höfischer Ränke, der Sultans- und Weiberlaunen; die Inhaber wechselten rasch, jede Sicherheit in der Staatsleitung verschwand, Verschnittene und Haremsfrauen leiteten den rauhen Kriegerstaat der Osmanen.

So versiegte die Kraft in der Regierung. Im **Heere** sah es nicht besser aus. Schon Soliman hatte den Janitscharen die Ehe gestattet und somit die alte harte Zucht dieser Kerntruppen erschüttert. Von Selim II. erzwangen sie die Aufnahme ihrer Kinder in ihre Reihen, die nicht mehr der alten strengen Disziplin unterworfen wurden. Die Einstellung von geborenen Türken während des verlustvollen Perserkrieges zerrüttete vollends das ganze System. Aus dem unbesiegten Fußvolke, das die Janitscharen gewesen waren, wurde eine verwöhnte, unkriegerische Garde, die kaum noch die Waffen zu handhaben wußte, in der Schlacht häufig zuerst davonlief und den Sultanen durch ihre Ansprüche gefährlicher wurde als den Feinden durch ihre Tapferkeit. Auch die gefürchtete Reiterei verlor viel von ihrer Tüchtigkeit, da oft untaugliche Leute mit den Lehen bedacht wurden.

Immerhin blieb das Osmanische Reich bei seinen ungeheuren Hilfsmitteln und der natürlichen kriegerischen Anlage der Türken noch eine Macht ersten Ranges, gefürchtet bis tief ins 17. Jahrhundert hinein, aber die Grundlagen seiner Stärke begannen zu zerfallen, und mit dem Sinken ihres kriegerischen Übergewichts verloren die Osmanen den einzigen Rechtstitel zu ihrer Herrschaft über die christlichen Völker der Balkaninsel und Kleinasiens.

Die Staaten Italiens
in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Die Teilnahme an dem großen Kriege gegen die Türken, der ihr Übergewicht im Mittelmeere brach, ist die letzte große That der italienischen Staaten gewesen. Seitdem versanken die meisten von ihnen in eine Art politischen Stilllebens; an den großen Entscheidungskämpfen dieser Perioden haben sie einen bestimmenden Anteil nicht genommen. Nur als spanische Provinzen, also ohne jede Selbständigkeit, konnten

Neapel, Sizilien, Sardinien und Mailand überhaupt irgend einen Einfluß ausüben; andre, wie Florenz, Genua und Savoyen waren zu schwach, um ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale zu werfen, und bedeuteten nur etwas, insofern sie sich einer Großmacht anschlossen. Mit einer gewissen Selbständigkeit konnten nur zwei Mächte auftreten: Venedig als Handels- und Kolonialstaat und Rom, insofern es der geistlichen Gewalt des Papsttums eine Stütze gab. So verschwand Italien aus der Reihe der die Weltgeschichte bestimmenden Mächte; es hat keine langwierigen Religionskriege durchgefochten wie Frankreich, Deutschland und England, dafür aber auch etwas Großes jahrhundertelang nicht mehr hervorgebracht. Denn auch das einst so rege politische Leben im Innern der Staaten erstarb unter dem unumschränkten Fürstentume, die geistige Bildung verkümmerte oder verflachte unter dem Drucke kirchlicher Reaktion, und wenn Italien auch noch jahrzehntelang das bewunderte Vorbild blieb für schöne Litteratur, Kunst und feine gesellige Bildung, so konnte dies allein eine welthistorische Bedeutung nicht begründen. Wir fassen jetzt die wichtigeren Staaten der Halbinsel kurz ins Auge.

Toscana.

Florenz hatte Karl V. an die im Jahre 1527 zum zweitenmal verjagten Medici zurückgegeben, sie selbst waren 1530 mit dem Herzogstitel geschmückt worden (s. S. 298). Der erste Mediceerherzog Alexander, ein tyrannischer Wüstling, fiel bereits im Januar 1537 durch Mord, ihm folgte sein damals kaum achtzehnjähriger Sohn Cosimo.

Begründung des toscanischen Staates durch Cosimo I.

Cosimo I. (1537—74) galt den Italienern als Muster eines Fürsten der Spätrenaissance; ein stattlicher, hochgewachsener, schlanker Herr von großer Körperkraft und natürlicher Würde, mit lebendigem, durchdringendem Auge, in seinem ganzen Auftreten von Jugend an vornehm und sicher, in allen Leibesübungen ein Meister, in seinen Entschlüssen ganz selbständig, unermüdlich thätig, unergründlich verschlagen, im hohen Grade der Verstellung fähig, unparteiisch, soweit nicht etwa sein eignes Interesse ins Spiel kam, von feiner Bildung und in seinen Unternehmungen immer glücklich. Mit unbarmherziger Grausamkeit strafte er den Versuch der Strozzi und andrer ausgewanderter Familien des alten Adels, die Republik wiederherzustellen (1538). Die Häupter der in Florenz gebliebenen alten Geschlechter schloß er grundsätzlich von allen Ämtern und Würden aus und behandelte sie mit dem äußersten Mißtrauen. Sein oberstes, unverrückbar festgehaltenes Ziel war die Vereinigung ganz Toscanas zu einem Staate und die Vernichtung der republikanischen Staatsordnung, wo sie sich noch erhalten hatte. Noch bestand sie in Siena, obwohl unter der Aufsicht einer spanischen Besatzung. Als aber dort 1552 sich die französisch-republikanische Partei erhob, um ihre Stadt zum Kerne eines freien toscanischen Städtebundes zu machen, unterstützt von den Strozzi und dem König Heinrich II., da leistete Cosimo den Spaniern eifrig Waffenhilfe. Nach wütenden, von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung und Grausamkeit geführten Kämpfen ergab sich Siena im April 1553 den Kaiserlichen, und Philipp II. von Spanien, der die Stadt und ihr Gebiet vom Reiche zu Lehen trug, übergab beides als Entschädigung für seinen Beistand dem Herzog Cosimo. Seitdem war dieser die festeste Stütze der spanischen Herrschaft in Mittelitalien, aber auch zu den österreichischen Habsburgern setzte er sich durch die Vermählung seines Sohnes Franz mit Johanna, der Tochter Maximilians II., in nahe Beziehungen, und die Anerkennung Roms erwarb er sich durch die strenge Durchführung der Inquisition und die Aufnahme des Jesuitenordens (s. S. 439). Deshalb begabte ihn im Jahre 1569 Papst Pius V. mit dem Titel des Großherzogs von Toscana. So wurde Cosimo der



207. Cosimo I. de Medici, Großherzog von Toscana.
Nach dem Gemälde Brozinos in der Königl. Gemäldegalerie zu Berlin.

Begründer des toscanischen Staates. Kaiser Maximilian II. erkannte später, im Januar 1576, die neue Staatenbildung förmlich an. Nach den Überlieferungen des Hauses pflegte Cosimo auch den Humanismus, berief einen seiner letzten bedeutenden Vertreter

Petrus Victorius zum Rektor des Florentiner Gymnasiums und führte für die Laurentianische Bibliothek einen herrlichen Neubau auf. Noch in seinen letzten Jahren, schon gelähmt und sprachlos, hat er mit Victorius verkehrt.

Franz Maria. Weniger bedeutend, ja in mancher Beziehung verderblich erscheint die Regierung seines Sohnes Franz Maria (1574—87). Sinnlich und hochfahrend wie ein Spanier, durch steife Etikette vom Volke abgeschlossen, lag er gänzlich in den Banden der schönen Venezianerin Bianca Capello, die er nach dem Tode seiner Gemahlin (1578) sogar zur Großherzogin von Toscana erhob. Ihr Einfluß war durchaus ungünstig. Die Leitung der Verwaltung geriet gänzlich in die Hände ihres Bruders Vittore Capello, wurde daher käuflich und bestechlich; die alte Neigung der Medici zu Handelsgeschäften artete bei Franz ins Kleinliche aus und belästigte den Verkehr aufs ärgste; dazu herrschte zwischen ihm und seinem Bruder, dem Kardinal Ferdinand, ein um so heftigerer Haß, als Franz Marias einziger Sohn jung gestorben war und er somit im Bruder seinen Nachfolger sah. Ja der gleichzeitige plötzliche Tod des großherzoglichen Paares im Oktober 1587 ward dem Gifte des Kardinals zugeschrieben.

Ferdinand I. Zur Regierung gelangt, nachdem er aus dem geistlichen Stande getreten war, setzte Ferdinand (1587—1609) die Handelsthätigkeit des Vorgängers fort, aber in großartigerem Stile und zum Wohle des Landes. Er galt als der reichste Fürst seiner Zeit, steigerte den florentinischen Anteil am levantischen Handel und hob Livorno zu einem großen Hafen empor, besonders indem er dort die Ansiedelung der Juden und der aus Spanien verjagten „Neuchristen" (Moriscos) begünstigte.

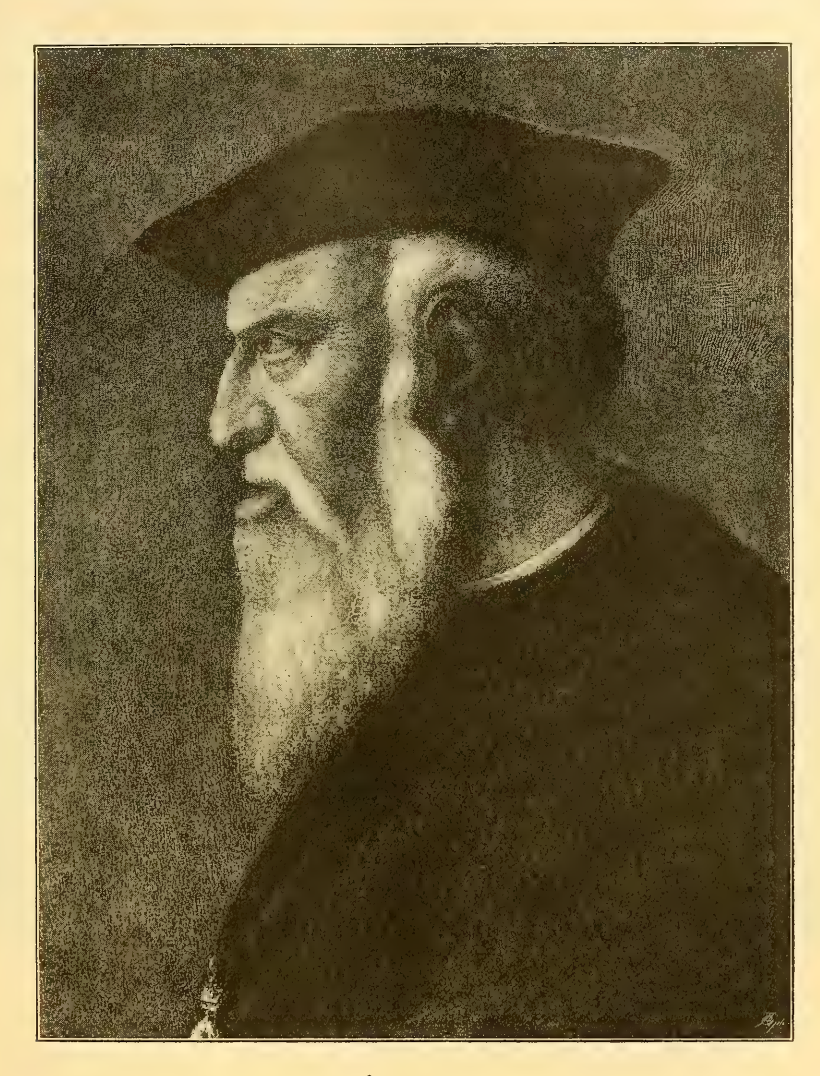
Große Thaten hat Florenz weder unter ihm noch unter seinem Nachfolger Cosimo II. (1609—21) verrichtet; es lebte mitten in stürmischer Zeit ein ruhiges, behagliches, genußreiches Dasein.

Genua.

Herrschaft der Doria. Strenger als Florenz, das zuweilen auf Frankreich gestützt, eine selbständigere Stellung bewahrte, hielt Genua zur spanischen Partei. Als es aus den Wirren der italienischen Kriege im Jahre 1528 durch die Politik des Andreas Doria als selbständiger Freistaat hervorging, wenngleich der Kaiser eine Art Schutzherrschaft behauptete, gab Andreas Doria noch in demselben Jahre der Republik eine neue Verfassung. Das Dogat wurde beibehalten, aber alle zwei Jahre mußte die Person des Dogen erneuert werden. Ihm zur Seite stand ein Rat von zwölf Governatoren und acht Prokuratoren. Daneben gab es als gesetzgebenden und Wahlkörper einen Rat der Vierhundert, der nur aus dem Adel (Nobili) gewählt werden durfte, zu welchem Adel aber auch die ganze Kaufmannschaft (entsprechend den florentinischen Vollbürgern) im weiteren Sinne gehörte. Das niedere Volk (entsprechend den florentinischen Kleinbürgern) bildete die Unterthanenschaft und hatte gar keinen Anteil an der Staatsregierung.

Nach Einführung dieser neuen Verfassung legte Andreas Doria seine bisherige Diktatur nieder und ließ einen Dogen wählen, während er sich selbst mit dem Zensorenamte, einer der altrömischen nachgebildeten Würde, begnügte. In dieser Stellung aber beherrschte er durch den Einfluß seines überlegenen Geistes den Rat und die Dogen fast unumschränkt, wenn auch niemals zum Nachteile der Republik. Durch die Doria war Genua auch in immer engere, doch für die kleine Republik im ganzen vorteilhafte Verbindung mit Spanien getreten. Genuesische Admirale, meist Dorias, befehligten die spanischen Flotten, genuesische Galeeren schlugen ihre Schlachten mit, genuesische Kaufleute zogen aus dem spanisch-amerikanischen Handel und aus den Geldverlegenheiten

der spanischen Krone den größten Gewinn (s. unten). Das half den Genuesen auch den Verlust von Chios (1566) an die Türken verschmerzen, den ihnen ihre Verbindung mit Spanien zuzog (s. oben S. 464).



208. Andreas Doria, Doge von Genua.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Trotzdem waren die alten Parteigegensätze keineswegs erstickt. Vielen vom Adel war die fürstengleiche Stellung des Hauses Doria lästig, zumal der wahrscheinliche Erbe des greisen Andreas, sein Neffe Gianettino Doria, nicht mit Unrecht für stolz und hochfahrend galt.

Verschwörung des Fiesco.

An die Spitze der Unzufriedenen trat Giovanni Luigi de' Fieschi, Graf von Lavagna, einer der begütertsten Edelleute Genuas, der sich selbst zur Herrschaft aufschwingen wollte und dabei auf Anlehnung an Frankreich rechnete. Mit Hilfe einiger adligen Freunde gewann er leicht das von der Staatsregierung ausgeschlossene niedere Volk, dem er vorspiegelte, daß die Verschwörung die Herstellung der vollständigen Volksherrschaft bezwecke. Alle Vorbereitungen zum Aufstande wurden mit Geschick



209. Giovanni Luigi Fiesco, Graf von Lavagna.

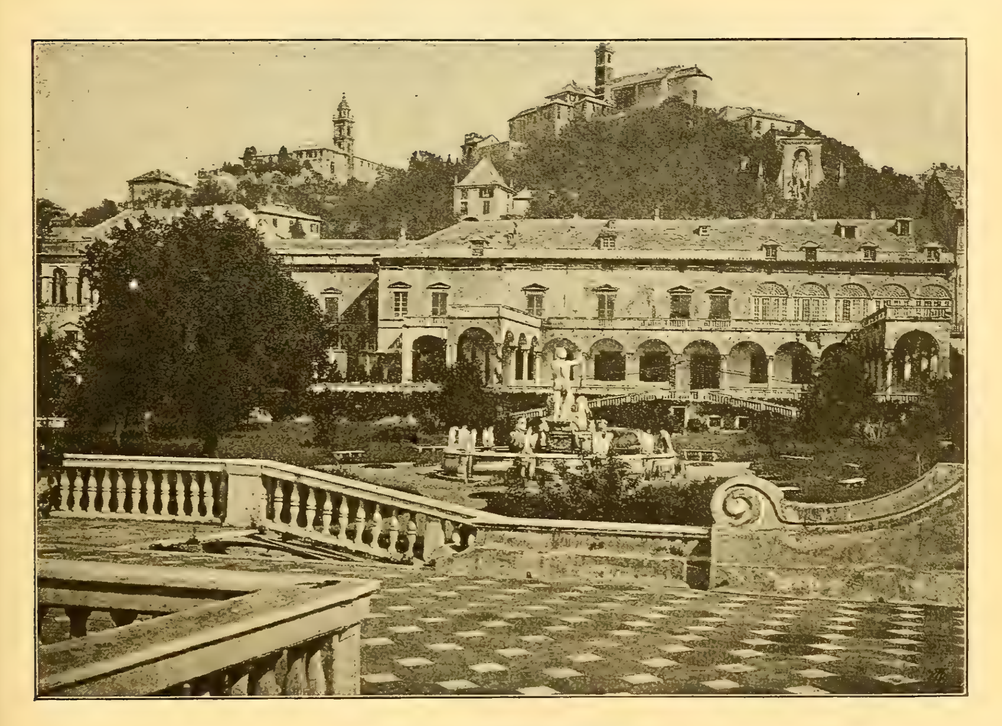
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

getroffen, zumal da eine beabsichtigte Kreuzfahrt gegen die Barbaresken dem Fieschi den Vorwand gab, einige Galeeren auszurüsten und ein paar hundert Söldner anzuwerben; das Komplott hatte das seltene Glück, unentdeckt zu bleiben, und so kam denn die Empörung in der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1547 wirklich zum Ausbruch. Sie gelang so vollständig, daß Gianettino Doria auf der Straße ermordet wurde, und der alte Andreas die Flucht ergreifen mußte. Am Morgen des 2. Januar war ganz Genua in den Händen der Fieschischen Partei; allein Fiesco selbst war verschwunden,

denn er hatte das Unglück gehabt, während der Nacht vom Laufbrett einer Galeere zu fallen und von seiner schweren Rüstung niedergezogen, zu ertrinken. Die Aufständischen sahen sich nun ohne Haupt, und dies hatte zur Folge, daß die Freunde der früheren Ordnung den Andreas Doria wieder zurückrufen konnten. Er kam, bestrafte die Verschwörer hart und leitete alsdann die Republik nach wie vor bis zu seinem Tode (November 1560).

Parteistreit und Verfassungsreform.

Doch eben der Tod des thatsächlichen Herrn von Genua erweckte die alten Parteigegensätze aufs neue. Der alte Adel, die Nobili, sahen mit Eifersucht, wie der niedere Adel, das Patriziat, die reiche Kaufmannschaft, immer mehr Boden gewann, und dachte mit spanischer Hilfe seine alte Sonderstellung wiederzuerobern. Darüber kam es zu



210. Palazzo Doria zu Genua.
Nach einer Photographie.

den heftigsten Szenen, bis endlich die Nobili zum Teil die Stadt verließen und sich nach fremder Hilfe umsahen. Um den Streit zu beschwichtigen, vielleicht auch ehrgeizige Pläne im Schilde führend, landete Don Juan in Spezzia (1575). Von der andern Seite schoben Frankreich und Toscana Truppen an die Grenze. Leicht konnte es da zu einem allgemeinen Brande kommen, doch Spanien konnte damals angesichts des niederländischen Krieges einen solchen nicht wünschen und bot deshalb mit dem Kaiser und dem Papste seine Vermittelung an. So kam es im März 1576 zu einer verständigen Verfassungsreform. Nobili und Patrizier schlossen sich zu einem gleichberechtigten Adel zusammen, der den Senat der Vierhundert und alle Ämter ausschließlich besetzte und sich nur selten neuen Mitgliedern öffnen sollte. Der Großhandel sollte fortan dem gesamten Adel freistehen. Dieser Ausgleich sicherte der Republik auf lange Zeit ein ruhiges Gedeihen.

Savoyen-Piemont.

Neuordnung des Staates durch Emanuel Philibert.

Während Genua einen Rest früherer Geltung mühsam bewahrte, strebte sein halbfranzösischer Nachbarstaat **Savoyen-Piemont** einer größeren Zukunft entgegen.

Herzog **Karl** III. (1504—1538) hatte sich tief in die italienischen und schweizerischen Händel verwickelt gesehen, in diesen seine Schirmherrschaft über Genf (s. unten) an die Eidgenossenschaft, in jenen sein ganzes Herzogtum an die Franzosen verloren, und sein Sohn **Emanuel Philibert** hatte lange Jahre hindurch das bittere Brot



211. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen-Piemont.
Nach einem Kupferstiche von G. Jasniere in Turin.

der Verbannung essen müssen, bis ihm endlich der Friede von Câteau-Cambresis im Jahre 1559 sein Erbe zurückgab. So trat er die Regierung an als ein gereifter und geprüfter Mann. Er hatte die Welt und den großen Krieg gesehen, gegen die Schmalkaldener gefochten, bei St. Quentin gesiegt, war in Spanien und England gewesen, hier sogar in der Hoffnung auf Elisabeths Hand, bis er im Jahre 1559 Margarete von Valois heimführte (s. S. 456).

Von Gestalt „klein und mager, ganz Nerv und Knochen, durch die blühende Gesichtsfarbe, das blonde Haar an den deutschen Ursprung seines Hauses, auf den er stolz war, erinnernd, elegant, herablassend, immer Herr seiner selbst“, so beschreiben ihn die Venezianer. „Niemals

hörte man von ihm ein unüberlegtes oder hartes Wort. Er liebte es zu stehen und war ein unermüdlicher Fußgänger. Gern trieb er die Mathematik, leidenschaftlich die geheimen Wissenschaften (Astrologie). Die deutsche und spanische Sprache waren ihm im gleichen Grade geläufig. Mit seiner Gemahlin und seinem Sohne sprach er französisch, italienisch mit jedermann." Obgleich höchst einfach in seiner Person und sparsam umgab er sich doch mit einem glänzenden Hofe und spanischer Etikette.

Seine Politik wurde ihm durch die Lage seines Staates vorgeschrieben. Eingeklemmt zwischen spanischen, französischen und deutschen Landen, gewann dieser eben dadurch und durch den Besitz der Alpenpässe eine Wichtigkeit, die weit über seinen Umfang hinausging. Seit lange begehrten deshalb Frankreich wie Spanien seinen Besitz. Er konnte sich nur behaupten durch kluge Diplomatie, durfte es mit keiner Macht ganz verderben und doch keiner sich ganz hingeben. Wie der Herzog deshalb selbst mit einer Französin verheiratet war, so vermählte er seinen Sohn Karl Emanuel mit Katharina, einer Tochter Philipps II., und unterhielt mit Deutschland enge Beziehungen, denn als Herzog von Savoyen war er Reichsfürst.

Zur Behauptung seiner Stellung bedurfte er aber ebensogut der straffen Zusammenfassung aller Kräfte seines kleinen Landes. Daher schob er die Stände beiseite, die bisher durch ihre Steuerbewilligungen und ihren Anteil an der Gesetzgebung einen großen Einfluß auf das Staatsleben geübt hatten, führte mit seinem Staatsrate ein unumschränktes, nüchternes, pflichttreues Regiment, richtete eine wohlgeordnete, sparsame Finanzwirtschaft ein, zu deren Leistungen er auch den Adel heranzog, indem er dafür auf seine fast wertlos gewordenen Lehnsdienste verzichtete, gründete ein stehendes Söldnerheer und zog auch die derben Bauern und Jäger seiner Ebenen und Gebirge, indem er sie in Milizen formierte, zum Kriegsdienst heran. So hat er die zukünftige Rolle Piemonts in Italien vorbereitet, wie anderseits durch den bewußten Verzicht auf jede Vergrößerung seines savoyischen Besitzes, indem er im Vertrage von Lausanne das Waadtland und die Schirmherrschaft über Genf aufgab (Oktober 1564). Als Symbol dieser Richtung des piemontesischen Staates auf Italien erscheint es, wenn er die hochverehrte Reliquie seines Hauses, das heilige Schweißtuch der Veronika, vom savoyischen Chambery nach Turin überführen ließ.

Sein Sohn Karl Emanuel (1580—1630) folgte den Spuren des Vaters, nur daß er anfangs sich enger an Spanien anschloß als dieser. Von seiner tiefen Verflechtung in die mitteleuropäischen Kämpfe wird später die Rede sein.

Venedig.

Diplomatie.

Von den beiden italienischen Staaten, die sonst noch eine gewisse selbständige Bedeutung für Europa besitzen, fassen wir zunächst Venedig ins Auge, soweit es nicht in seinen Beziehungen als Handels- und Kolonialmacht bereits früher besprochen worden ist. Wie es sich als solche, trotz schwerer Einbußen in der Levante, im ganzen doch behauptete, so auch in seiner Geltung unter den Großmächten des Abendlandes. Eingeengt im Westen und Norden von den Landen der Habsburger, war es, ähnlich wie Savoyen, darauf bedacht, die mächtigen Nachbarn nicht zu reizen, und doch jederzeit, am liebsten in Frankreich, gelegentlich wohl auch bei protestantischen Mächten, sich eine starke Stütze zu verschaffen. Beides war die Hauptaufgabe jener venezianischen Diplomatie, die in der Gewandtheit des Auftretens und der Schärfe ihrer Beobachtung niemals übertroffen worden ist.

Die venezianischen Gesandten (ambasciatori) wurden stets vom Senate aus seiner Mitte ernannt, und zwar gewöhnlich nicht länger als auf zwei Jahre. Es waren also stets Männer von feinster Bildung, Edelleute vom Scheitel bis zur Sohle, daher leicht im stande, sich eine

gesellschaftliche Stellung an einem fremden Hofe zu verschaffen. Aus staatlichen und eignen Mitteln glänzend ausgestattet, traten sie großartig und prächtig auf, umgeben nicht nur von zahlreichen Beamten und Dienern, sondern auch von jungen Nobili, die auf eigne Kosten mitgingen, um Welt und Menschen kennen zu lernen, und von italienischen Künstlern, die im Auslande immer begehrt waren. Den Verkehr mit der Heimat vermittelten schnelle Kuriere, meist Bergamasken, zuverlässige, stahlharte Männer und unermüdliche Reiter. Einer von ihnen ritt einmal am 7. Februar von Blois aus und überreichte seine Depesche bereits am 14. früh im Dogenpalast zu Venedig. Allwöchentlich schickte der Gesandte einen solchen Bericht (Depesche, dispaccio), den der Doge im Senat erbrach und vorlas. Bei seiner Heimkehr aber gab der Gesandte einen ausführlichen Bericht (relazione) über seine ganze Amtszeit vor dem Senate, der dann im Staatsarchiv niedergelegt wurde. Depeschen und Relationen bilden für die ganze Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts und in gewisser Beziehung noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein eine der allerwichtigsten Geschichtsquellen, denn nichts entging diesen Gesandten, und alles wußten sie mit lebendiger Anschaulichkeit und oft in klassischer Form darzustellen. Die wichtigsten Gesandtschaftsposten waren der französische, spanische und päpstliche Hof; Konstantinopel galt vielleicht für den verantwortungsvollsten und jedenfalls für den gefährlichsten, weil der dortige Botschafter, der als Vorsteher der dortigen venezianischen Kolonie den Titel bailo führte, bei jedem Konflikte seiner Regierung mit der Hohen Pforte oft der brutalsten Behandlung ausgesetzt war. Kein Wunder, daß eine so ausgezeichnet vertretene und bediente Regierung ihre auswärtige Politik mit solcher Meisterschaft führte.

Verfassung. Die Sicherheit dieser Politik aber, die stets den alten Überlieferungen treu blieb, war nur möglich, weil auch die streng aristokratische **Verfassung** unerschüttert fortbestand und in diesem stolzen und reichen Stadtadel der alte Geist noch lebendig war, der ihn ebenbürtig dem alten römischen Senat zur Seite stellt. Nicht Gunst, sondern Tüchtigkeit allein hob in die Höhe, und doch hütete sich jeder, sich vor seinen Standesgenossen äußerlich abheben zu wollen. Nicht den Schein, nur das Wesen der Macht begehrten diese stolzen Nobili; auch die thatsächlich einflußreichsten sahen es nicht gern, wenn etwa fremde Gesandte sie deshalb besonders ehrten. Aber die Gleichheit aller Nobili bestand nur äußerlich; in Wirklichkeit leitete gerade im 16. Jahrhundert eine geringe Anzahl edler Geschlechter den Staat. Dies knüpft sich an die Bedeutung des „**Rates der Zehn**“ (consiglio de' dieci), der zwischen 1518 und 1583 die leitende Behörde der Republik darstellte. Zuerst war derselbe im Jahre 1310 nach dem Umsturzversuche Tiepolos als eine Aufsichtsbehörde zur Wahrung der aristokratischen Verfassung nur auf Zeit, seit 1330 für immer eingesetzt worden. Das Gesetz von 1518 übertrug ihm das Recht, jede Sache an sich zu ziehen, welche fünf bis sechs Stimmen von den Zehn für dazu geeignet erklären würden. Seitdem war die Macht der Zehn fast schrankenlos. Über Staatsverbrechen richteten sie, für solche Fälle verstärkt durch den Dogen und seine sechs Räte, auf heimliche und schriftliche Anklage, die durch den berufenen „Löwenrachen“ am Dogenpalast ihnen zuging, nach Bekenntnis und Zeugenaussagen, doch ohne Verteidigung. Im tiefsten Geheimnis, rasch, unfehlbar wurde das gesprochene Urteil vollstreckt. Dazu kam die Aufsicht über alle Beamten in den Provinzen und die kirchlichen Verhältnisse, die Verfügung über die Finanzen und die auswärtigen Angelegenheiten. Doch hob die Thätigkeit der Zehn die der Einzelbehörden keineswegs auf; denn nur in besonders wichtigen, Geheimnis und Schnelligkeit zugleich erfordernden Fällen griffen sie ein. Indem sie nun einen Ausschuß (**Zonta**, venez. für ital. Giunta) des Senats zuzogen, nahmen sie die wichtigsten Geschäfte dieser Behörde an sich, beschränkten also auch die Bedeutung des Großen Rates. So übten im ganzen etwa vierzig Männer, der Mehrzahl nach aus dem seit 1298 gebildeten sogenannten neuen Adel, thatsächlich die höchste Gewalt im Staate aus. Eben dies rief nun unter den jüngeren Patriziern des Großen Rates, die durch die massenhaften Todesfälle in der Pest von 1575 die Überzahl erlangt hatten, eine heftige Gegenbewegung hervor. Infolge derselben wurde die Zonta im Jahre 1583 nicht wiedergewählt, die Zehn auf ihre ursprüngliche Mitgliederzahl beschränkt und ihnen die Gewalt über die Finanzen ganz entzogen. Dies geschah unter der auch sonst bedeutsamen



Marcusbibliothek. Campanile zu San Marco. Uhrturm. Dogenpalast. Der Ponte della Paglia, dahinter die Seufzerbrücke. Gefängnisse.

212. **Piazetta zu Venedig.** Nach einem Gemälde des Antonio Canale (gen. Canaletto), aus dem 18. Jahrhundert.

Regierung des Dogen Nicolò da Ponte (1578—85), der bei seiner Wahl im 88. Lebensjahre stand und sich ebensowohl durch seine staatsmännische Thätigkeit als Botschafter einen Namen gemacht hatte, wie durch seine gründliche wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet war. Fortan fiel der Schwerpunkt wieder wie früher in den Senat, während dem Großen Rate Gesetzgebung und Beamtenwahl verblieben.

Weil aber somit die wichtigsten Geschäfte vor einer ziemlich großen Versammlung — der Senat zählte etwa 300, der Große Rat gewöhnlich 6—700 Personen — verhandelt werden mußten und damit die Bewahrung des Staatsgeheimnisses sehr erschwert war, wuchs sofort die Gewalt einer schon seit 1539 bestehenden Behörde, nämlich der drei Inquisitoren, deren Aufgabe die Hut der Staatsgeheimnisse war



213. Die Seufzerbrücke in Venedig.

(daher inquisitori sopra i secreti). Seither nur ein Ausschuß der Zehn, wurden sie im Jahre 1583 zu einer selbständigen Behörde gemacht, erhielten 1593 das Recht, die Akten von jeder Behörde einzufordern, 1610 die Befugnis, dem Angeber eines Verräters große Vorteile zu versprechen. Damit erhielten sie eine fast unumschränkte Gewalt über Leben und Tod aller venezianischen Staatsangehörigen und wurden mit fast abergläubischem Schrecken betrachtet, zumal ihre fürchterlichen Gefängnisse, die Kammern unter den Bleidächern des Dogenpalastes und die schrecklichen lichtlosen Gewölbe (pozzi) in dessen Kellern, die noch jetzt niemand ohne Schauder betreten wird. Um dieselbe Zeit (1589—1597) wurden die Gefängnisse gegenüber dem Dogenpalaste und die sogenannte „Seufzerbrücke" (ponte dei sospiri) erbaut, die beide Gebäude über

den engen Kanal hinweg verbindet und von den Untersuchungsgefangenen benutzt wurde, wenn sie vor die Untersuchungsrichter und zurückgebracht wurden.

So schuf sich diese merkwürdige Aristokratie selber wieder feste Schranken, um ihre Herrschaft für alle Zukunft zu bewahren. Ihr war der einzelne nichts, der Staat alles. Damit gewann sie aber auch eine Stetigkeit im Gange ihrer Politik, wie sie Adel.



214. Nicolò da Ponte, Doge von Venedig.

Nach einem Gemälde Tintorettos in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

selbst monarchische Staaten nur selten besitzen, und eben dadurch behauptete sie ihre Geltung unter den großen Mächten der Welt.

So einzig in seiner Art wie der venezianische Staat ist das Dasein dieses Adels, der ihn beherrscht. Mit dem altrömischen der guten republikanischen Zeit hat er die unbedingte Unterwerfung unter die Idee des Staates und die unausgesetzte Arbeit für den Staat gemein, aber er ging nicht wie dieser in der Politik auf, sondern er war für alle geistigen Interessen empfänglich und lebte daher ein weit reicheres Leben als die altrömische Aristokratie. Ein wahrhaft typisches Beispiel bietet dafür das Leben des Marcantonio Barbaro (1518—1595). Schon im Marcantonio Barbaro.

9. Jahrhundert zeigte ihm die Überlieferung Angehörige seines Geschlechts im Dienste des Staats; spätere zeichneten sich auch als gelehrte Förderer des Humanismus und Gönner der Künste aus. Marcantonios älterer Bruder Danielo (1515—1570), der anfänglich Staatsämter bekleidete, aber 1551 Patriarch von Aquileja wurde, war einer der vielseitigsten Menschen der Renaissance: Theolog, Philosoph, Geschichtschreiber, Mathematiker, Naturforscher, Altertumskenner und praktischer Architekt. Bei Marcantonio dagegen überwiegt der Staatsmann und Beamte. Von Jugend auf ist er als solcher im Auslande wie in der Heimat thätig. Er war Mitglied des Großen Rats und des Senats, gehörte zu den Prokuratoren von San Marco (für Verwaltung des Kirchenvermögens und der Armenpflege), war dreimal Reformator (Kurator) der Universität Padua, also Leiter des gesamten Unterrichtswesens und der Kunstpflege, Delegierter für den Bau der Rialtobrücke u. a. m. Mehrmals bekleidete er die wichtigsten Gesandtschaftsposten, 1561—1564 in Frankreich, als dort eben die Religionskriege begannen, von 1568 bis zum Ausbruche des Türkenkrieges in Konstantinopel. Dann schloß er den Sonderfrieden mit den Türken, empfing 1574 König Heinrich III. von Frankreich bei seinem Besuche in Venedig und begrüßte 1585 Sixtus V. bei seiner Thronbesteigung. In den ihm kärglich zugemessenen Tagen seiner Muße fand er noch Zeit und Lust, mit seinem Bruder zusammen die Villa Masér zwischen Treviso und Feltre als Sommerresidenz der Familie zu erbauen und mit Hilfe der hervorragendsten Künstler seiner Zeit (Paolo Veronese, Palladio) zu einem klassischen Denkmal venezianischer Hochrenaissance zu gestalten. Und Männer seiner Art waren in dieser unvergleichlichen Aristokratie nicht einmal etwas Besonderes.

Der Kirchenstaat.

Politische Stellung der Päpste. Wie so sehr verschieden war nun von dieser weltlichen und immer von rein weltlichen Interessen gelenkten Republik der **Kirchenstaat**, wie ihn im wesentlichen Julius II. (1503—1513) gestaltet hatte! An sich bedeutete er wenig, aber auch als die Päpste sich nicht mehr wesentlich als italienische Fürsten fühlten, sondern ihren geistlichen Beruf wieder in den Vordergrund stellten, schien ihnen dieser weltliche Besitz doch unentbehrlich für ihre geistliche Macht, als eine Bürgschaft ihrer Unabhängigkeit auch als Kirchenfürsten, und so wurde der Kirchenstaat nicht sowohl in seinem eignen Interesse, als zum Nutzen der päpstlichen Weltmacht und ihrer Pläne verwaltet und ausgebeutet. Umgekehrt aber legte sein Besitz den Päpsten bestimmte Rücksichten auf; wollten sie unabhängig bleiben, dann mußten sie doch in die italienische Politik eingreifen und die Selbständigkeit der italienischen Staaten zwischen Frankreich und Habsburg verteidigen helfen, freilich nur um des Papsttums, nicht um Italiens willen.

Das Bestreben, im Kirchenstaate eine geordnete Verwaltung herzustellen, beginnt mit dem Abschlusse der kirchlichen Reformen. **Paul IV.** (1555—1559) fing zuerst an, zuverlässige Beamte einzusetzen, **Pius V.** (1565—1572) schärfte die Strenge der Rechtspflege ein, aber unter **Gregor XIII.** (1572—1585) trat wieder vollständige Zerrüttung ein. Um nämlich seinen Finanzen, die er durch Unterstützung der katholischen Interessen im Auslande ruiniert hatte, wiederaufzuhelfen, zog er eine Menge adliger Lehnsgüter unter dem Vorwande ein, sie hätten den schuldigen Zins nicht bezahlt. Darüber ergrimmt, erhob sich ein großer Teil des Landadels, warb Söldner und Scharen von „Banditen“, überschwemmte den ganzen Kirchenstaat mit Bewaffneten, die bis zu 27 000 Mann stark waren, und führte den Räuberkrieg gegen die ganze bestehende Ordnung. Es war ein Rückfall ins Mittelalter. Inmitten dieser Verwirrung starb Gregor XIII. am 10. April 1585.

Sixtus V. Offenbar hatte diesmal die Papstwahl im Konklave, das nach den üblichen Vorberatungen am 21. April geschlossen wurde, eine ganz besondere Wichtigkeit auch für den Kirchenstaat. Der Kampf war kurz, aber heftig. Aus ihm ging aber diesmal zur allgemeinsten Überraschung nicht der Kandidat der spanischen oder französischen Partei hervor, sondern ein Mann rein kirchlichen Charakters, den meisten unbekannt, das war der Kardinal Montalto, Felix Peretti, als Papst **Sixtus V.** (1585—90).

Einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit und in der langen Reihe der Päpste! Er verdankte alles sich selber. Sein Vater Piergentile Peretti, Abkömmling eines slawischen Geschlechtes, das um 1450 von Dalmatien in Italien eingewandert war, war Gärtner in Grottamare in den Marken. Hier wurde der Sohn am 13. Dezember 1521 geboren und Felix getauft, weil eine Weissagung ihm die päpstliche Krone verkündigt hatte. Innerer Trieb führte den neunjährigen Knaben ins nahe Franziskanerkloster Montalto. Mit 19 Jahren war er ein berühmter Prediger, mit 26 Priester; seit er in den Fasten von 1552 in Rom gepredigt hatte, trat er mit den Häuptern der streng kirchlichen Partei, Caraffa, Ghislieri, Loyola u. a., in enge Beziehungen und kam nun rasch vorwärts. Mit der „Reform" von Klöstern beauftragt und als Beirat der



215. Papst Sixtus V.

Nach einem Kupferstiche.

Inquisition (in Venedig) zeichnete er sich durch seine fast übertriebene Strenge aus, eben deshalb aber stieg er von Stufe zu Stufe, wurde Professor an der Universität Rom, Generalprokurator seines Ordens, dann durch seinen Gönner Pius V. (Ghislieri) Bischof, endlich 1569 Kardinal. Unter Gregor XIII., dessen Feindschaft er sich früher zugezogen hatte, lebte er still für sich mit seiner Schwester Camilla und seinem Neffen, die er herzlich liebte, studierte die Kirchenväter und baute sich eine schöne Villa (jetzt Villa Massimi), die er 1581 bezog. Er war von mittlerer Größe, kräftig gebaut, von gesunder, gebräunter Gesichtsfarbe und dunklem Bart. Sein durchdringend scharfer Blick zeigte ihm im Nu das Innerste des Menschen, sein Gedächtnis war untrüglich, seine Thätigkeit unermüdlich. Umsichtig und klug bemaß er seine Pläne durchweg nach seinen Mitteln, und doch war er ein tief leidenschaftlicher Mensch, der rasch einmal zornig aufbrauste, aber sich doch wieder schnell besänftigen ließ und nicht selten zu Thränen gerührt wurde.

Ohne sich beworben zu haben — die Erzählung von seiner geheuchelten Krankheit ist eine Fabel — bestieg er den päpstlichen Thron. Aber der rechte Mann dazu war er. Ob er sich der spanischen oder der französischen Partei anschließen werde, wußte niemand, aber daß er seine Regierung selber, nach eignem Willen und nur nach dem Interesse der Kirche führen werde, das sah jeder vom ersten Tage an. Mit schärfster Strenge schritt er auf der Stelle gegen die Zuchtlosigkeit auf den Straßen Roms ein. Waffen zu tragen, verbot er bei Todesstrafe und ließ zum warnenden Exempel gleich einige Übertreter seines Gesetzes aufknüpfen. Dann schritt er unnachsichtlich gegen die „Banditen“ ein, zwang Toscana zur Auslieferung des berufenen Malatesta, Venedig zu einem Auslieferungsvertrage. Binnen anderthalb Jahren hatte er Ordnung geschafft, von den 27000 Banditen gegen 7000 vernichtet. Der eingeschüchterte Adel murrte, aber gehorchte, Europa bewunderte den Papst.

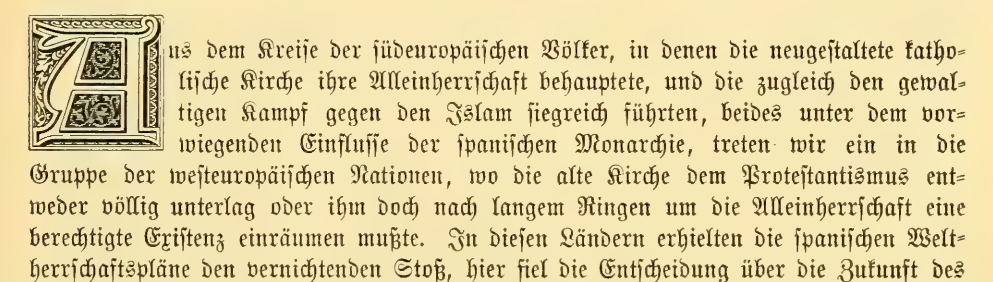
An zweiter Stelle richtete Sixtus V. sein Augenmerk auf die Ordnung der Finanzen. Diese beruhten von alters her auf Leibrenten, die in Form von Ämtern gegen einmalige Kapitalzahlung auf Lebenszeit, nicht erblich, gegeben wurden, und auf Staatsanleihen (monti), für welche bestimmte Einnahmen verpfändet wurden, in beiden Fällen also einerseits auf einer hohen Entwickelung des Staatskredits, anderseits aber auch auf einer ziemlich rücksichtslosen Ausbeutung der Unterthanen. Sixtus V. spannte beide Hilfsquellen sehr erheblich an und sammelte so auf der Engelsburg einen Schatz von 3 Millionen Scudi in Gold (zu etwa 3 Mark) und $1^1/_2$ Millionen Scudi in Silber (zu 2 Mark 40 Pfennig). Von ihm hat er z. B. im Jahre 1590 eine halbe Million zur Linderung einer Hungersnot in seinem Gebiete gespendet, vor allem aber bestimmte er ihn zu künftigen Türken- und Ketzerkriegen, also für allgemein kirchliche, nicht für römische Zwecke. Doch hat er Rom auch mit großartigen Bauten geschmückt, deren bedeutendster Meister Domenico Fontana war (s. oben S. 442), vor allem die Peterskuppel ihrer Vollendung zugeführt. Wie bedeutsam er in die europäischen Verhältnisse eingegriffen hatte, davon kann erst später die Rede sein.

Einziehung von Ferrara.

Von seinen nächsten rasch wechselnden Nachfolgern, Urban VII., Gregor XIV. (1590—1591), Innocenz IX., Clemens VIII. (1591—1605), war keiner bedeutend, doch gelang dem letzten die Einziehung des Herzogtums Ferrara als eines erledigten Lehens des römischen Stuhles. Unter dem Hause der Este mit den Reichslehen Modena und Reggio vereinigt, war Ferrara lange Zeit mustergültig gewesen für eine höchst planmäßige, aber blutsaugerische Finanzwirtschaft und kunstvollem Festungsbau, wie für die Pflege der italienischen Poesie (s. S. 115), namentlich unter Alfonso II. (1559—1597), dem Gönner und Verfolger Tassos. Da indessen Alfonso ohne Erben blieb, so bestimmte er seinen Neffen Cesare zum Nachfolger, und dieser nahm wirklich nach dem Tode seines Oheims sämtliche Lande in Besitz. Doch der Bann Clemens' VIII. zwang ihn zu einem Vertrage, in dem er auf Ferrara zu gunsten Roms verzichtete und sich mit Modena begnügte (12. Januar 1598). Seitdem verödete Ferrara, da viele der angesehensten Familien nach Modena zogen, und sein Glanz war für immer dahin.



Der westeuropäische Protestantismus im Kampfe mit Spanien.



Aus dem Kreise der südeuropäischen Völker, in denen die neugestaltete katholische Kirche ihre Alleinherrschaft behauptete, und die zugleich den gewaltigen Kampf gegen den Islam siegreich führten, beides unter dem vorwiegenden Einflusse der spanischen Monarchie, treten wir ein in die Gruppe der westeuropäischen Nationen, wo die alte Kirche dem Protestantismus entweder völlig unterlag oder ihm doch nach langem Ringen um die Alleinherrschaft eine berechtigte Existenz einräumen mußte. In diesen Ländern erhielten die spanischen Weltherrschaftspläne den vernichtenden Stoß, hier fiel die Entscheidung über die Zukunft des Protestantismus und der modernen Geistesbildung, die mit ihm stand und versank.

Franz I. und die französische Renaissance.

Wir wenden uns zunächst nach Frankreich. Wie ausdauernd hier das Königtum die nationale Unabhängigkeit gegen Karl V. vertreten hatte, ist schon erzählt worden. Eine gewaltige Verstärkung der königlichen Macht war das Ergebnis gewesen.

Das französische Königstum.

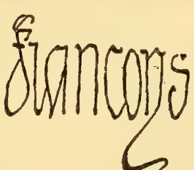
Noch konnte man diese Monarchie allerdings keine unumschränkte nennen. Die Provinzen, zum Teil ausgedehnte Landschaften mit selbständiger Eigenart, standen unter adligen Gouverneuren aus altem Hause, die in ihnen reich begütert waren und daher mit der Provinz sich verwachsen fühlten; große Landesteile, Bourbonnais, Marche und Auvergne, Périgord, Gascogne und Foix, befanden sich ferner in den Händen von Nebenlinien des königlichen Hauses, der Orléans, der Bourbon-Montpensier und Bourbon-Vendôme, und ihre Herren übten in ihnen nicht die Befugnisse von königlichen Beamten, sondern von Landesherren unter der Hoheit des Königs aus. In allen Provinzen hatten ständische Versammlungen, wie sie sich namentlich unter Ludwig XI. (1461—83) entwickelt hatten, das Recht der Steuerbewilligung; nur selten allerdings und gewöhnlich in Zeiten schwerer Krisen wurden die Reichsstände (États généraux) berufen. Auch die Stadtgemeinden erfreuten sich selbständiger Verwaltung unter selbstgewählten Beamten und der Teil-

nahme an den ständischen Versammlungen. Dazu war die Rechtspflege in hohem Grade unabhängig, weil sie in den Händen der provinzialen Parlamente lag, großer Gerichtshöfe, deren Richterstellen sich in den Händen eines geschlossenen, erblichen Standes befanden. Die Parlamente übten eine weit über die Rechtspflege hinausgehende Macht dadurch aus, daß sie bei den königlichen Erlassen untersuchen konnten, ob sie mit Recht und Billigkeit übereinstimmten, und unter Umständen deren Eintragung in ihre Register verweigerten.

So war das französische Königtum von zahlreichen und starken Schranken umgeben, und dennoch stärker als irgend eine Monarchie des Festlandes. Mitten in den Stürmen des englischen Krieges hatte Karl VII. die festen Pfeiler gegründet, das stehende Heer und die von ständiger Bewilligung ein- für allemal unabhängige Grundsteuer, die Taille, die zwar Adel und Geistlichkeit frei ließ, um so mehr aber die Bürger und Bauern traf. Jene Schöpfung ergänzte dann Ludwig XI. durch einen Vertrag mit der Schweizer Eidgenossenschaft, die gegen feste Zahlungen an die Häupter der Kantone — so erhielt Zürich jährlich 11 000 Livres — das streitbarste Fußvolk der Welt in den Dienst der französischen Krone stellte. Dazu fügte Franz I. die Herrschaft über die französische Kirche durch das Konkordat von 1516. Indem er die alte, durch die Synode von Bourges im Jahre 1438 gegründete Selbständigkeit der „gallikanischen" Kirche an Rom preisgab, dem Papste die volle geistliche Gerichtsbarkeit und die Annaten zustand, gewann der König die fast unbeschränkte Besetzung aller zehn Erzbistümer, der 83 Bistümer und 527 Abteien, also eine unermeßliche Menge von Mitteln, um die Persönlichkeiten an die Krone zu binden. Außerdem legte der König seit dem Jahre 1532 der Geistlichkeit beliebig oft den Zehnten auf, im Jahre gelegentlich vier- bis fünfmal in einer jedesmaligen Höhe von 400 000 Dukaten, und indem er weiter die Ämter der Rechtspflege und Verwaltung verkaufte, was ihm jährlich etwa 400 000 Frank einbrachte, die altgewöhnte Taille aber um das Vier- oder Fünffache erhöhte, gelangte er zu so sicheren und ergiebigen Einnahmequellen, wie sie sonst kein Fürst Europas besaß. Diese gewährten ihm ganz besonders auch für den Krieg ungeheuren Vorteil in diesem Zeitalter der Söldnerheere.

Franz I. Nicht wenig zur Befestigung des französischen Königtums trug die glänzende Hofhaltung bei, wie sie Franz I. führte. Noch hatte der Hof keinen festen Sitz, wiewohl Paris die anerkannte Hauptstadt des Landes war; wandernd bewegte er sich von Schloß zu Schloß, Tausende von Menschen zählend, die 6000, 12 000, ja 18 000 Pferde bedurften. Dieser Hof war eine „Vereinigung von allem, was es Namhaftes, Glänzendes und Emporstrebendes in der Nation gab, immer wechselnd und immer derselbe", der Sammelplatz des glänzenden Adels, der sich so an den König fesseln ließ, die Stätte feiner Geselligkeit, wie sie sich eben unter Franz I. ausbildete, der Mittelpunkt endlich auch des neuen geistigen Lebens, das unter dem Einfluße der italienischen Renaissance aufblühte, in seiner Gesamtwirkung schwerlich mit einem andern Fürstenhofe dieser Zeit vergleichbar.

Seinen Mittelpunkt bildete der ritterliche König, ein kräftiger, schöner Mann, hoch von Gestalt, breit von Schultern und Brust, mit vollem braunen Haupthaar und frischer Gesichtsfarbe. „Eine gewisse Feinheit des Ausdrucks mochte ihm fehlen, aber alles atmete Mannheit und Lebenslust, eine sich selber fühlende Fürstlichkeit in ihm. Franz I. hielt darauf, daß es an Damen nicht fehle, ohne welche der Hof ihm vorkomme wie eine Wiese ohne Blumen. In ihrer Mitte gefiel er sich in dem goldburchwirkten Wams, durch dessen Öffnungen das feinste Linnen hervorbauschte, im Überwurf mit Stickereien und goldenen Trobbeln. Er wünschte persönlich Eindruck zu machen. Nicht alles mag wahr sein, was man von seiner Sinnlichkeit erzählt; aber wir wissen genug, um zu sagen, daß er, der Schranken von Zucht und Sitte nicht achtend, Zeitgenossen und Nachkommen ein schlechtes Beispiel gab. Er lebte und webte in den körperlichen Übungen, welche der Begriff des erneuten Rittertums zur Pflicht machte. Man sah ihn des Waffenspiels in brennender Sonnenhitze pflegen; er suchte sich gern den stärksten Gegner aus,



217. Franz I., König von Frankreich.
Gemälde Tizians im Louvre zu Paris. Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach.

um sich mit ihm zu messen; an einem Tage hat er sechzigmal seine Lanze gebrochen. Leidenschaftlich ergab er sich dem Vergnügen der Jagd. Er ist mehr als einmal in Lebensgefahr geraten; ein Hirsch hat ihn mit seinem Geweih einst aus dem Sattel gehoben, doch machte ihm das keinen Eindruck. Um Wind und Wetter bekümmerte er sich nie; keine Hütte war ihm zu schlecht, um die Nacht darin zuzubringen" (Ranke).

Auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens hat das Königtum unter Franz I. die Führerschaft behauptet wie keine andre Monarchie. Nur der religiösen Bewegung setzte es sich nach kurzem Schwanken feindselig entgegen. Die Folge war später eine furchtbare Erschütterung des Reiches, die es auf mehrere Jahrzehnte vollständig lähmte und seine schwer errungene Einheit und Unabhängigkeit in Gefahr brachte. Aus diesen französischen Geisteskämpfen aber ging eine neue besonders streitbare Form des Protestantismus hervor, die Jahrzehnte durch fast allein den Kampf gegen die katholische Reaktion geführt hat, der Calvinismus, bis endlich auf französischem Boden, zum erstenmal in der Geschichte, zwei selbständige Kirchen in derselben Staatengemeinschaft sich vertragen lernten, und das Königtum, das diesen Frieden brachte, das zerspaltene Volk wieder kraftvoll vereinigte.

Wie in Deutschland, so verband sich also auch in Frankreich die Neugestaltung der geistigen Bildung mit einer tief gehenden religiösen Bewegung, und wie dort, so stand jene unter vorwiegend italienischem Einfluß, während diese aus dem französischen Volksleben selbst entsprang.

Der Hof und die Renaissance.

Von Anfang an ist die französische Monarchie die unmittelbare Förderin dieser Renaissance gewesen. Denn sie trat in ihren Trägern während dreier einander folgenden Regierungen in ganz persönliche Beziehungen zu Italien. Karls VIII. Zug nach Neapel (1494—95) lehrte die Franzosen zuerst die neue italienische Bildung kennen und schätzen; Ludwig XII. erwarb zuerst Mailand, Franz I. gewann es wieder (1515) und rang, freilich vergeblich, während seiner ganzen Regierung um diesen Besitz, für den er eine ganz besondere Vorliebe hegte. So hatte schon Karl VIII. eine ganze Schar italienischer Künstler mit über die Alpen geführt; Ludwig XII. folgte diesem Beispiele; am Hofe Franz' I. lebten eine Zeitlang Lionardo da Vinci und Benvenuto Cellini, nicht minder griechische und italienische Humanisten. Franz I. widmete auch diesen gelehrten Studien seine lebhafte Teilnahme; sie ergriff auch die vornehmen Kreise, zumal die Frauen. Des Königs Schwester Margarete (von Valois) besaß eine durchaus wissenschaftliche Bildung und wurde eine der bedeutendsten Vertreterinnen der französischen Litteratur; Maria Stuart, die an diesem Hofe aufwuchs, verstand und sprach Latein, die Mutter des streitbaren Hugenottendichters d'Aubigné, Katharina de l'Estang, war sogar des Griechischen mächtig.

Baukunst.

Kein Wunder nun, daß der italienische Einfluß am frühesten und vollständigsten in den bildenden Künsten durchdrang. Bis gegen 1540 erhalten sich allerdings in der Architektur die den nördlichen Ländern überhaupt eigentümlichen steilen und hohen Dächer, die Ecktürme mit den Wendeltreppen, die hohen Kamine, aber die Gliederung der Wände und das gesamte Ornament folgt doch bereits italienischem Vorbilde.

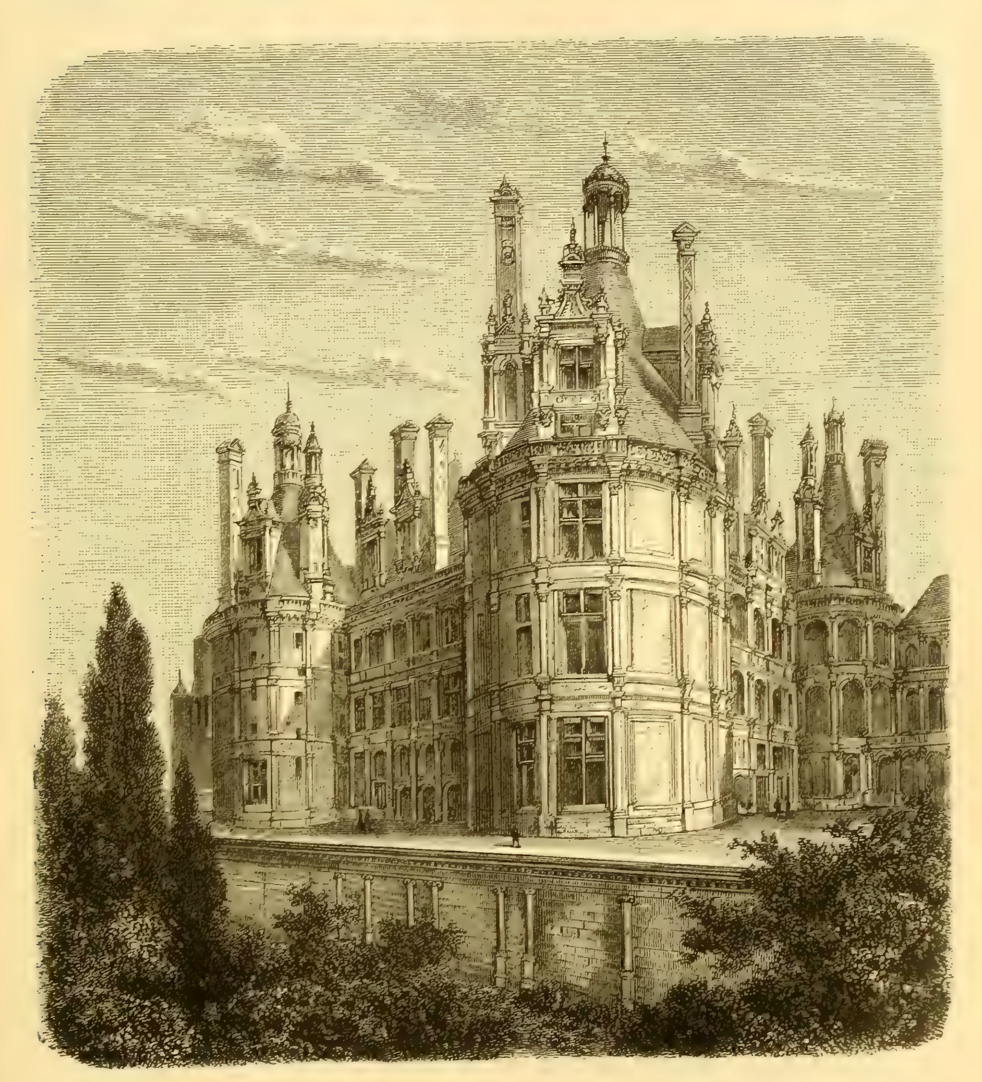
Diese Bauweise kommt zur höchsten Entfaltung in dem prächtigen Schloß Chambord an der Loire (um 1525), das Pierre Trinqueau für Franz I. errichtete, im Schloß Madrid im Boulogner Gehölz bei Paris, einem Werke Pierre Gadiers, vor allem dann in dem reich geschmückten Schlosse von Blois mit seinem schönen Treppenhause (seit 1516) und in Fontainebleau, dem Lieblingssitze Franz' I. So sind es wie in Deutschland wesentlich Palastbauten, die den neuen Stil entwickeln. Die Städte folgen langsam nach. So entstanden die Rathäuser in Orléans und im nahen Beaugency, in Paris seit 1533 durch den Italiener Domenico Boccadoro, genannt Cortona, das großartige Stadthaus (Hôtel de ville), das die Mordbrenner der Commune im Mai 1871 vernichteten. Bei den nicht zahlreichen Kirchenbauten, wie St. Pierre in Caen (seit 1521) oder St. Eustaque in Paris (seit 1532) oder Ste. Clotilde in Andelys blieb die Anlage vollkommen die alte gotische, nur die Ausschmückung zeigt die Formen der Renaissance.



Westlicher Flügel des Louvre in Paris.

Nach einer Originalphotographie.

Erst seit 1540 etwa tritt eine durchgehendere Anwendung antiker Formen hervor, da nun die in Italien gebildeten französischen Künstler ihre Wirksamkeit beginnen. Die Treppentürme verschwinden und werden durch rechtwinkelige Pavillons ersetzt: weite Hallen im Innern der Gebäude nehmen die Treppen auf. So entsteht noch unter Franz I. durch Pierre Lescot (1510—70) der prachtvolle Neubau des Louvre, die vollendetste Schöpfung der französischen Renaissance; Heinrich II. ließ für seine



218. Schloß Chambord an der Loire, erbaut von Pierre Trinqueau (um 1525).

Mätresse, Diana von Poitiers, durch Philibert de l'Orme (1515—77) das schöne Gartenschloß Anet errichten (seit 1548); derselbe Meister begann 1564 für Katharina von Medici, der damaligen Regentin, das neue glänzende Residenzschloß der Tuilerien.

Weniger bedeutsam erscheint die Entwickelung der Bildhauerei; anfangs noch selbständig, gerät sie rasch unter den herrschenden Einfluß der Italiener. Der letzte bedeutende Meister der alten, realistischen Richtung, Michael Colomb aus Tours, starb

schon 1512 (geb. 1430). Selbständige Aufgaben größerer Art werden auch den Späteren, unter denen Jean Goujon (gest. 1572) durch seine Formgebung hervorragt, wenig gestellt; abgesehen von dem plastischen Schmucke der Fassaden, wie ihn z. B. das Louvre zeigt, sehen sie sich besonders auf die Arbeit an Grabdenkmälern, also in letzter Linie auf das Porträt hingewiesen. So in dem Denkmale Franz' I., das durch seinen reichen Reliefschmuck bemerkenswert ist, wie in dem Heinrichs II. und Katharinas von Medici, beide in St. Denis. Sehr fein durchgebildet erscheint die Stempelschneidekunst in Münzen und Medaillen der ganzen Zeit.

Malerei. Auf dem Felde der Malerei trafen die Italiener eine einheimische Richtung an, die sich im engen Anschluß an die niederländisch-deutsche entwickelt hatte und deren Hauptvertreter lange Zeit Jean Fouquet mit seiner Schule in Tours gewesen war. Sie erhielt sich auch während dieser Periode eine lange Zeit, fand einen äußeren Anhalt am Hofe, der stets einen bedeutenden Maler im Dienste hatte, und ihre wichtigsten Meister in Jean und François Clouet, Vater und Sohn, von denen jener 1541, dieser 1572 starb. Die Familie stammte aus Brüssel, und so wird namentlich dem Sohne nachgerühmt, daß er die Naturtreue und Sorgfalt der flandrischen Meister mit der Leichtigkeit und dem Geschmack der Franzosen verbunden habe. Ihre Hauptthätigkeit entfalteten beide im Porträt. Denn die größeren Aufgaben wies der Hof den Italienern zu. Franz I. beschäftigte eine ganze Kolonie italienischer Maler, unter denen Rosso und Primaticcio die bedeutendsten waren, bei der Ausschmückung Fontainebleaus mit zahlreichen großen Fresken meist mythologischen oder antik-geschichtlichen Inhalts, von denen heute freilich nur noch wenig übrig ist. Seit 1550 dringt dann auch bei den geborenen Franzosen die italienische Weise völlig durch.

Nur die Glasmalerei, wie sie besonders von Jean Cousin (1500—89) an zahlreichen Kirchenfenstern in Sens, Paris, Vincennes, Anet u. s. w. ausgebildet wurde, sowie die altheimische Emailmalerei, deren Hauptsitz Limoges, deren bedeutendster Meister Léonard Limosin (geb. 1480) war, erhielt sich im wesentlichen selbständig und ahmte besonders Dürers und Schongauers Kupferstiche nach. Den Kupferstich selbst pflegte Marc Duval, den Holzschnitt Simon Vostre, und beide Darstellungsweisen haben durch zahlreiche Porträts und Zeitbilder die Kämpfe ihrer Periode lebendig widergespiegelt, aber sie erreichten beide nicht die Vollendung wie in Deutschland. Auch im Kunsthandwerk mußten damals die Franzosen den Deutschen den Vorrang lassen. Doch leisteten sie schon Bedeutendes in der Kunsttischlerei, in der Herstellung von Fayencegefäßen namentlich durch Bernhard Palissy, der Goldschmiedekunst und vor allem in der Herstellung reich geschmückter Bucheinbände, für die Jean Grolier (1496—1565) den Geschmack und die Vorbilder aus Italien mitbrachte.

Der Humanismus. Nicht anders wie in der Kunst ist auch die humanistische Wissenschaft der Italiener zunächst durch Italiener oder Griechen nach Frankreich getragen worden. Unter Franz I. lebten hier Johannes Laskaris und Julius Cäsar Scaliger aus dem alten Herrengeschlechte der Della Scala von Verona (1484—1558), dessen Sohn Joseph Justus (1540—1609) aber durfte sich schon als Franzosen betrachten, und bald widmeten sich Abkömmlinge altfranzösischer Geschlechter diesen Studien, so die vier Brüder du Bellay, Wilhelm Budé (Budäus), der größte Kenner des Griechischen in Frankreich, Pierre Duchâtel u. a. m. Keiner aber kann sich an Verdienst um die Pflege der klassischen Sprachen mit der Familie der gelehrten Buchdrucker Stephanus (Etienne) messen.

Heinrich Stephanus (1470—1520) gründete die Firma inmitten des Pariser Universitätsviertels (links von der Seine); sein Sohn Robert (1503—59) gab ihm die weiteste Ausdehnung. Zehn Gelehrte wohnten in seinem Hause als Korrektoren, und mit den geringen Mitteln von vier Holzpressen und 20 Arbeitern veröffentlichte er im ganzen etwa 500 Werke, meist aus dem

Gebiete der klassischen Litteratur, deren Sprachen er so völlig beherrschte, daß in seiner Familie fast nur lateinisch gesprochen wurde, und er selbst das erste große Wörterbuch dieser Sprache, den Thesaurus linguae latinae, herausgeben konnte. Franz I. schätzte ihn hoch und schützte ihn gegen die Anfeindungen der Pariser Theologen, die Grund hatten, den gelehrten Verbreiter humanistischer Wissenschaft zu hassen; nach des Königs Tode freilich mußte Robert Stephanus nach Genf flüchten, wo er zum Calvinismus übertrat und 1559 starb. Schon vorher hatte indes sein Sohn Heinrich das Geschäft wieder nach Paris verlegt, er wurde aber von den Unruhen der Zeit später zur Flucht gezwungen und starb arm und krank auf einer Reise in Lyon. Doch unsterblich ist das Hauptwerk seines Lebens, der großartige Thesaurus linguae graecae (1572).

Wissenschaft und Unterricht.

Wie überall so hat auch in Frankreich das Studium der Alten eine neue Blüte der Wissenschaft begründet, wenngleich die Deutschen in vielem hier unzweifelhaft voranstanden. Für die wissenschaftliche Erkenntnis des echten römischen Rechtes, das durch die mittelalterlichen Ausleger viel mehr verdunkelt als erklärt worden war, wirkte zunächst der Italiener Andreas Alciati in Avignon und Bourges (1492—1550), später der Franzose Jacques de Cujas (Cujacius, 1522—1590). Der Philosophie leistete La Ramée (Petrus Ramus) einen ähnlichen Dienst, indem er im scharfen Gegensatze zur theologischen Fakultät in Paris, der altberühmten Sorbonne, das maßgebende Ansehen der scholastischen Erklärer des Aristoteles und des alten Philosophen selber bekämpfte (1515—1572).

Von den exakten Wissenschaften war die Astronomie noch derart mit astrologischem Aberglauben versetzt, daß der jüdische Arzt Nostradamus (Michel de Notre-Dame, 1503—1566) jahrzehntelang abergläubische Leute aller Stände mit seinen prophetischen Kalendern ausbeuten konnte. In der Medizin wirkte der Protestant Ambrosius Paré (1518—1590) bahnbrechend als Wundarzt durch neue Heilmethoden. Er zuerst lehrte bei Amputationen die Adern unterbinden an Stelle der sogenannten Kauterisierung (Ausbrennung) durch heißes Öl, erlebte auch noch die Errichtung einer chirurgischen Professur am Collège de France durch Karl IX. Als Anatom zeichnete sich Jacques Dubois (Sylvius) durch sorgfältige Beobachtung aus.

Die lebendige Bewegung in der Wissenschaft wurde eine Zeit vom französischen Hofe thatkräftig und einsichtig unterstützt und gegen die Angriffe der altkirchlichen Partei gedeckt. Doch nicht nur das. Franz I. schuf im geraden Gegensatze zur Sorbonne, die zäh am Alten hing, als Mittelpunkt der neuen Wissenschaft das Collège de France. Ursprünglich war Mailand zu seinem Sitze bestimmt, und wirklich machte dort Johann Laskaris einen vielversprechenden Anfang (1520—1522); da aber bald darauf das Herzogtum an die Spanier verloren ging, so brachte der König 1530 seinen Plan in Paris zur Ausführung. Zwölf Lehrstühle, so ziemlich für alle weltlichen Wissenschaften, sollten errichtet, für diese wie für 600 Studierende durch reiche Ausstattung gesorgt werden. Die besten Lehrer wurden berufen, wie Petrus Ramus, und wenn der königliche Gedanke sich auch nicht vollständig verwirklichen ließ, eine großartige Anstalt entstand immerhin, und auch die Nachfolger haben sie durch Errichtung neuer Lehrstühle gefördert.

Dichtung.

Ein ähnlicher Kampf des Fremden mit dem Einheimischen läßt sich auch in der Litteratur beobachten, nur daß hier von einem so vollständigen Siege des antiken und italienischen Einflusses nicht die Rede sein kann; der Geist dieser Dichtung bleibt doch immer französisch.

Drama.

Am längsten hat sich hier die alte einheimische Weise im Drama behauptet, während sie wenigstens im protestantischen Deutschland eben hierin besonders schnell verschwand. In Frankreich erhielt sich das Passionsspiel, geschützt durch ein königliches Privileg, das der Genossenschaft der „Passionsbrüder“ (frères de la Passion) das alleinige Recht zu öffentlichen Schaustellungen einräumte, bis gegen 1548. Auf

öffentlichen Plätzen führte dieser Verein, meist Handwerker, überhaupt „ungelehrte“ Leute, sogenannte Mysterien auf, die oft mehrere Wochen in Anspruch nahmen, obwohl sie so ziemlich den ganzen Tag währten, und stets ungeheuren Zulauf von Geistlichen und Laien fanden. Daneben gingen die den deutschen Fastnachtsspielen entsprechenden „Moralités“ und „Sotties“ fort, oft von höchst anzüglichem, sich namentlich gegen kirchliche Gebrechen richtendem Inhalte. Ihre Darstellung war Privileg einer besonderen Genossenschaft (frères de la Bazoche). Dem gegenüber hatte das neuere weltliche Drama zunächst einen schweren Stand. Nur als „Schulkomödie“ konnte es auftreten, die in den gelehrten Schulen und in den humanistischen Collegien der Universitäten von Schülern oder Studierenden vor einem kleinen, geladenen Publikum aufgeführt wurde. Zunächst beschränkte man sich auf Bearbeitungen antiker Stücke, namentlich von Seneca, Terenz und Plautus; allmählich erst ging man zu freierer Nachahmung über, so außer Ronsard (s. unten), vor allem Stephan Jodelle seit etwa 1552, dann Mellin de St. Gelais, Jean Antoine de Baïf, Robert Garnier. Aber man band sich dabei sklavisch an antike Formen und verstand weder die Charaktere scharf zu zeichnen, noch die Handlung spannend zu gestalten; auch die Gegenstände entlehnte man meist dem Altertum oder italienischen Vorbildern. Erst Pierre de Larivay machte einen bedeutenden Fortschritt, indem er wenigstens für seine Komödien die Stoffe aus der unmittelbaren Gegenwart nahm und insofern ein Vorläufer Molières wurde. Daneben traten auch italienische Wandertruppen auf, und diesen wichen endlich um 1588, wenigstens in Paris, die Passionsbrüder, indem sie ihr Privileg aufgaben und ihr Lokal einer jener Truppen einräumten.

Clément Marot.

In der lyrischen und epischen Poesie dieser Zeit ragen Clément Marot (1495 bis 1544) und Pierre Ronsard (1524—1585) hervor.

Clément Marot war anfangs Page der Königin Margareta und verdankte es diesen Beziehungen, wenn er trotz seiner Hinneigung zur Reformation, die ihm einmal eine Untersuchungshaft eintrug, doch zunächst unbehelligt blieb. Aber die Übertragung der Psalmen ins Französische, zu welcher Margareta ihm die Anregung gab, erweckte den alten Verdacht aufs neue, Marot mußte nach Genf flüchten und trat dort wirklich zum Calvinismus über. Von dort vertrieb ihn ebenso die finstere Sittenstrenge der neuen Kirche wie seine Sehnsucht nach der Heimat; als er jedoch nach kurzem Aufenthalte am Hofe seiner Landsmännin Renata von Ferrara (s. oben S. 430) nach Frankreich zurückkehrte, entging er der Verhaftung in Lyon nur durch die Flucht nach Italien, wo er im September 1544 zu Turin starb.

So ist Marot der erste französische Schriftsteller, dessen Leben durch den religiösen Zwiespalt schwer beunruhigt wurde, aber auch der erste, dessen Dichtungen den Einfluß der Reformation erkennen lassen. Seine Psalmen gewannen für die Reformierten französischer Zunge eine ähnliche Bedeutung, wie Luthers Kirchenlieder für die deutschen Protestanten. Aber daneben ist Marot ein leichtlebiger Franzose voll Grazie und Esprit und hat diese Seiten seines Wesens in zahlreichen Liedern und Sonetten zu mustergültigem Ausdruck gebracht, wie er auf der andern Seite auch antike Dichtungen übertragen hat.

Pierre Ronsard.

Mit vollem Bewußtsein und geleitet von der Überzeugung, so in der That die französische Poesie zu ebenbürtigem Range erheben zu können, wurde Pierre Ronsard Nachbildner der Alten.

Auch er war ein Hofmann, lange Page des Herzogs von Orléans, dazwischen einmal Jakobs V. von Schottland, des Gemahls der Maria von Guise; später, als er beinahe taub geworden war, gab er sich angestrengt gelehrten Studien hin und wurde von Heinrich II. wie Karl IX. mit geistlichen Pfründen reichlich versorgt trotz leichtfertigen Lebenswandels.

Als Dichter hat er so ziemlich alle Gattungen der Poesie gleichmäßig gepflegt, Oden, Elegien, Hymnen, Hirtengedichte geschrieben, in seinem Epos der „Franciade“ die Irrfahrten und Abenteuer des fabelhaften Francus besungen, den er zum Gründer des Frankenreichs und zum Sohne des trojanischen Hektor macht, alles in enger

Anlehnung an die römischen Vorbilder, in einer stark latinisierenden, oft schwer verständlichen und geschraubten Sprache, mit mythologischem und antiquarischem Beiwerk reichlich verbrämt. Weil dies alles dem Geschmacke seiner Zeit entsprach, so ist er von ihr auch über alle Gebühr gefeiert worden, wie er denn selber der festen Überzeugung war, durch ihn sei „der Franzose dem Griechen und Römer gleich" geworden, und sich mit seinem Kreise den stolzen Namen des „Siebengestirns" (la Pléiade française) beilegte; zu dieser Pléïade gehörten außer Ronsard: du Bellay, Pontus de Thyard, Jodelle, Belleau, Baïf und Dorat (oder Dupérier).



219. Pierre Ronsard. Nach einem Kupferstiche.

Selbständiger erhielt sich die Prosa. Ihr Begründer wurde Jacques Amyot (1513—1593), der sich aus niederem Stande erst zum Professor in Bourges, dann durch die Gunst Heinrichs II., dessen Söhne er unterrichtete, zum Bischof von Auxerre emporgeschwungen hatte. Sein Hauptwerk war die Übersetzung der Lebensbeschreibungen Plutarchs, die noch jetzt als klassisch gilt. Origineller ist der „Heptaméron" der Margarete von Navarra (1492—1549), die auch als lyrische und dramatische Dichterin thätig war, eine Nachbildung des berühmten Decamerone Boccaccios und wie dieser eine Sammlung von Novellen, häufig genug in dem gleichen sittlich ober= Prosa.

flächlichen, ja leichtfertigen Tone gehalten, der überhaupt die Zeit der Renaissance charakterisiert, aber geschrieben in der eleganten und anmutigen Sprache der feingebildeten vornehmen Dame.

François Rabelais.

Doch die bedeutendste Charakterfigur unter den französischen Prosaikern, ja unter allen Schriftstellern der Zeit ist Franz Rabelais (1483—1553), der größte Satiriker des 16. Jahrhunderts neben dem Deutschen Johann Fischart.



220. Franz Rabelais.
Nach einer Zeichnung von Lagneau.

Sein Leben war unstät und wechselvoll nicht nur, weil die religiösen Unruhen ihn ergriffen, sondern auch weil er selber nirgends recht Ruhe fand und das Bedürfnis nach immer neuer Anregung hatte. Der Sohn eines Gastwirts und Pächters in Chinon, widmete er sich zunächst dem Stande der Ordensgeistlichen und wurde Mönch bei den Cordeliers zu Fontenay-le-Champ in Poitou. Hier erwarb er sich eine überaus vielseitige Kenntnis in neuer und alter Litteratur wie in den Naturwissenschaften und schloß Freundschaft mit bedeutenden Humanisten wie Budäus und den Brüdern du Bellay. Seine spottsüchtige Zunge zog ihm aber den Verdacht kirchenfeindlicher Gesinnung zu, er wurde zu lebenslänglicher Haft verurteilt und nur durch die Ver-

wendung seiner Freunde gerettet. Darauf zum Benediktinerorden übergetreten, ging er im Jahre 1524 zum Berufe der Weltgeistlichen über (in Maillezais, Poitou). Da jedoch sein Verkehr mit Männern wie Marot und Calvin aufs neue den alten Verdacht erweckte, so warf er sich mit größtem Eifer auf das Studium der Medizin in Montpellier (1530) und lebte dann eine Zeitlang als medizinischer Schriftsteller in Lyon, freilich ohne sonderlichen äußeren Erfolg. Das endlich drängte ihn zu seinem wahren Berufe; im Jahre 1532 ließ er die erste Skizze seines „Gargantua" erscheinen. Der erstaunliche Erfolg der kleinen Schrift ermunterte ihn zu einer Fortsetzung, dem „Pantagruel", und im Jahre 1535 erschien der Gargantua in vervollständigter Gestalt. Fortan war sein Ruf gegründet, aber auch der Verdacht reformfreundlicher Gesinnung aufs neue erregt. Jener verschaffte ihm die Möglichkeit, den Bischof Jean du Bellay auf einer Gesandtschaftsreise nach Rom zu begleiten, und dann die Anstellung als Hospitalarzt zu Lyon, dieser zwang ihn, dies Amt bald wieder aufzugeben und sich unter den Schutz des Bischofs zu stellen, der ihm endlich eine Pfründe in der reichen Abtei St. Maur-les-Fossés bei Paris verschaffte. Diese hinderte ihn nicht, seiner alten Neigung zur Medizin zu folgen; er erwarb sich den Doktorhut in Montpellier (1537) und wirkte dann als Arzt in Paris, hielt es aber auch da nicht lange aus, sondern trieb sich eine Zeitlang unstät in seiner alten Heimat umher, bis ihn endlich der Zorn der Altkirchlichen über die Fortsetzungen seines „Pantagruel" zur Flucht nach Metz nötigte (1547). Trotzdem nahm ihn du Bellay wieder mit nach Rom, wo er vom Verdachte der Ketzerei geradezu freigesprochen wurde, und als er auch die Gunst Heinrichs II. wiedergewonnen hatte, erhielt er endlich (1550) die Erlaubnis, das vierte Buch seines „Pantagruel" zu veröffentlichen und eine stattliche Versorgung als Pfarrer von Meudon bei Paris. Hier vergingen ihm die letzten Jahre in ungestörter Ruhe über der treuen Erfüllung seiner Amtspflichten und im regen Verkehr mit Gönnern und Gelehrten.

Sein Leben ist ebenso bezeichnend für die damaligen litterarischen Zustände Frankreichs, in denen das freie Wort nur dann möglich war, wenn sich der Schriftsteller des nachdrücklichen Schutzes hoher Herren zu erfreuen hatte, wie es in Verbindung mit dem vielseitigen Wissen Rabelais' und seinem natürlichen Scharfblick die Erklärung bietet für die Treue des Spiegelbildes, das er von allen Verhältnissen seiner Zeit entwarf. Äußerlich betrachtet stellt er in Anlehnung an eine noch heute lebendige Sage seiner Heimat das Leben eines Riesengeschlechtes in drei Generationen (Grandgusier, Gargantua, Pantagruel) dar, oft mit einer grotesken Phantasie, welche die tollsten Abenteuer Münchhausens überbietet, aber in dieser Maske führt er alle Stände des Volkes und ihre Schwächen vor, geißelt die Unwissenheit der Mediziner, die Bestechlichkeit und Schwerfälligkeit der Gerichtshöfe, die Faulheit und Liederlichkeit der Mönche, den Glauben an Prophezeiungen und Wunder mit so kühnem Spott, daß man den Zorn aller kirchlich Gesinnten begreiflich findet; er macht ebenso gut die alte scholastische Erziehung lächerlich wie die beliebten Ritterromane mit ihren unmöglichen Abenteuern, und das alles in einer derben, rücksichtslosen Sprache, die von ungeheuerlichen Zoten geradezu wimmelt. Dazwischen kommen wieder die schönsten und tiefsten Wahrheiten zur Besprechung. In diesem Zeitalter fürstlicher Willkür sagt er gerade heraus, daß der Fürst von seinen Unterthanen erhalten werde, nicht sie von ihm; inmitten gieriger Eroberungskriege verdammt er diese schonungslos. Der scholastischen Erziehung stellt er das Urbild einer vernunftgemäßen Ausbildung entgegen, und mit heller Freude preist er das Aufblühen der Wissenschaften in seiner Zeit.

Die Volkssprache.

Humanistisch gebildete Männer waren es, die diese neufranzösische Litteratur schufen. Das lebhafte Nationalgefühl der Franzosen bewahrte sie vor jener Geringschätzung der Volkssprache, der die deutschen Humanisten zum größten Teile verfielen, zu ihrem und ihres Volkes dauernden Schaden. In diesem Bewußtsein trat einer der Pléïade, Joachim du Bellay, in einer besonderen Schrift entschieden gegen die einheimischen Verächter des Französischen auf, an denen es immerhin nicht ganz fehlte (1549), am Collège de France wurde gleich anfangs ein Lehrstuhl für französische Beredsamkeit in Aussicht genommen, während in Deutschland niemand an etwas Ähnliches dachte, und ein königlicher Befehl schrieb den Gerichten für ihre Mitteilung an die Parteien den ausschließlichen Gebrauch der französischen Sprache vor (1539).

Diese Gesinnung erklärt es auch, daß man früh an die wissenschaftliche Behandlung der Volkssprache ging. Schon 1531 veröffentlichte Sylvius eine französische Grammatik in lateinischer Sprache, der dann bis zum Ende des Jahrhunderts noch eine ganze Reihe andrer folgte. Im Jahre 1539 erschien des Robert Stephanus französisch-lateinisches Wörterbuch; dessen Sohn Heinrich wies dem Französischen die erste Stelle nach dem Griechischen an und wandte sich scharf gegen das Eindringen italienischer Wörter und Wendungen. Sogar die Rechtschreibung fand eingehende Beachtung; die ganze Schule Meigrets trat hier für eine völlige Umgestaltung ein (um 1545), sie empfahl durchweg nach der Aussprache zu schreiben (z. B. tretté für traité, grammere für grammaire, le'fames für les femmes ꝛc.), und eine gewisse Berechtigung hatte dies Bestreben, denn eine Menge von Konsonanten wurde damals noch geschrieben, die in der Aussprache längst nicht mehr gehört wurden.

Anfänge der protestantischen Bewegung.

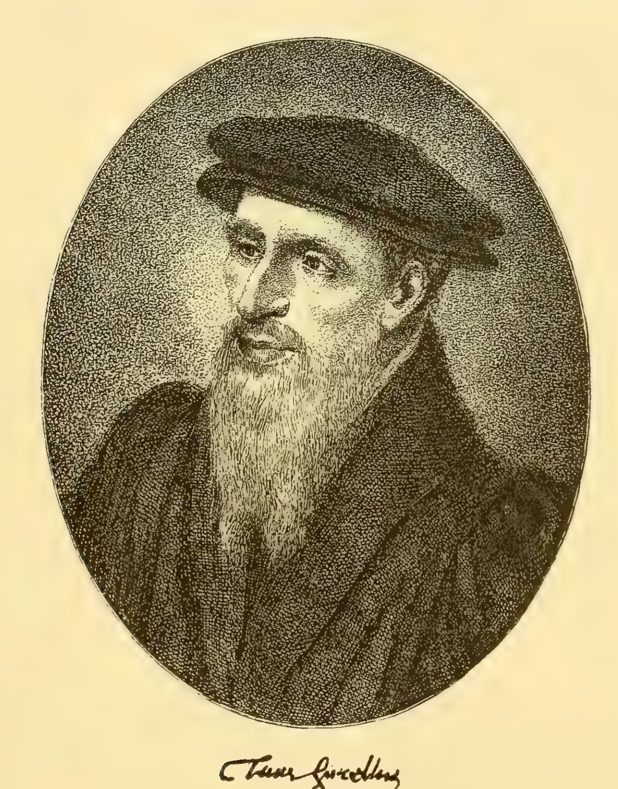
Die lebhafte Bewegung auf wissenschaftlichem und litterarischem Gebiete mußte wie in Deutschland auch auf die Kirche hinüberwirken. Die Verkommenheit des geistlichen Standes war in Frankreich nicht geringer als sonstwo. Eine Menge geistlicher Stellen befand sich in den Händen Unwürdiger, häufig sogar von Laien, da der König nach dem Konkordate die meisten besetzte und reiche Pfründen aus Gunst oft genug an Beamte, Offiziere und Hofleute verlieh. So ging auch in Frankreich die religiöse Bewegung zunächst von humanistischen Kreisen aus. Um Wilhelm de Briçonnet, 1507 Abt in St. Germain des Près, 1518 Bischof von Meaux, bildete sich allmählich ein kleiner Kreis von Freidenkern, von denen Faber Stapulensis (Fèvre d'Etaples, geb. 1455) und Wilhelm Farel (geb. 1489 zu Gap in dem Dauphiné) die bedeutendsten waren. Aus ihm gingen seit 1521 Übersetzungen biblischer Schriften hervor, ein Priesterseminar besonders für die Pflege biblischer Studien entstand, eine kleine Gemeinde bildete sich unter den Handwerkern von Meaux. Dann wirkte mächtig die schweizerische und die deutsche Reformation herüber, die Schriften Luthers, die der junge Louis de Berquin aus Artois übersetzte, drangen in immer weitere Kreise; in Burgund, in dem Dauphiné, in Lothringen traten reformfreundliche Prediger auf. Selbst am Hofe fand die neue Richtung Zugang und Freunde. Die Königin Margarete stand jahrelang in lebhaftem Briefwechsel mit Briçonnet, machte auch auf ihre Mutter, Luise von Savoyen, und den König, ihren Bruder, einen gewissen Eindruck.

Protestantenverfolgung.

Indes der Rückschlag kam bald. Die Geistlichkeit und das Pariser Parlament forderten schon 1523 das Einschreiten gegen die Evangelischen auf Grund der alten Ketzergesetze. Wirklich wich Briçonnet zurück und bemühte sich, als treuer Diener der Kirche zu erscheinen, Faber verpflichtete sich zum Schweigen, Berquin wurde verhaftet, doch auf königlichen Befehl wieder freigelassen. Dagegen bestrafte das Gericht den Wollkrempler Le Clerc in Meaux, das Haupt der dortigen Reformierten, mit Brandmarkung, und als er dann in Metz den Zorn des Volkes durch die herausfordernde Zerstörung einiger Heiligenbilder reizte, fiel er dort als der erste französische Märtyrer des Protestantismus, nach ihm auch der Augustinermönch Jean Chatelain (1524).

Noch viel schärfere Maßregeln erfolgten, als die furchtbare Niederlage bei Pavia den Zorn des Himmels über die Ketzerei in Frankreich zu offenbaren und gleichzeitig die Greuel des deutschen Bauernkrieges die verderblichen Folgen der Lutherischen Reformation zu zeigen schienen. Unter diesen Eindrücken ließ die Regentin Luise vom Pariser Parlament eine Kommission für die Ketzerprozesse einsetzen und wies in einem Edikt alle Behörden an, sie kräftig zu unterstützen (17. Mai 1525). Seitdem fielen zahlreiche Opfer auch in den Provinzen. Zum zweitenmal verhaftet, wurde Berquin doch auf Befehl des Königs noch von Madrid aus wieder in Freiheit gesetzt, und als Franz I. zurückkehrte, schien er sogar den Reformierten geneigt zu sein, beeinflußt von

der Schwester, die seine Gefangenschaft freiwillig geteilt hatte; er machte Faber zum Erzieher seiner Söhne und sprach davon, Melanchthon nach Paris zu berufen. Das war indes vorübergehend; seit 1528 schloß sich der König der altgläubigen Partei mit allem Eifer an. Religiöse Gründe haben ihn dabei keineswegs bestimmt; persönlich war er gleichgültig und hat gelegentlich dreiste Spötter wie Rabelais oder eifrige Reformierte wie Robert Stephanus geschützt. Aber seine Macht, vor allem seine Finanzen, beruhten zu einem nicht geringen Teile auf seiner Gewalt über die französische Kirche; was sollte aus ihnen werden, wenn diese Kirche zusammenbrach wie in Deutschland, jetzt, wo er seine geistlichen Einkünfte zum Kriege gegen Karl V. dringender brauchte als jemals! Zudem fürchtete er — und wahrhaftig nicht ohne Grund — tief



221. Wilhelm Farel. Nach einem Kupferstiche.

gehende Zerrüttung seines Staates, wenn die Reformation um sich greife. Hat er doch einmal die Evangelischen in Frankreich als Leute bezeichnet, „welche die französische Monarchie zerstören wollen." Solche politische Erwägungen haben seine Haltung bestimmt, nicht kirchlicher Eifer. So begann seit 1528 eine strenge Verfolgung. Berquin wurde verbrannt (1529). Als die kleine reformierte Gemeinde in Paris, die sich unter Margaretas heimlichem Schutze noch hielt, durch eine heftige Schrift „über die schrecklichen und unerträglichen Mißbräuche der päpstlichen Messe" zu keck ihr Dasein verriet, trat Franz I. persönlich für die schärfsten Maßregeln ein. Noch am selben Tage (21. Januar 1535) wurden sechs „Lutheraner" in Paris verbrannt, bis zum Mai allein in der Hauptstadt 102 Todesurteile gefällt und 27 wirklich vollzogen, weder Alter noch Geschlecht geschont und mit solcher Grausamkeit verfahren,

daß sich selbst Papst Paul III. dagegen erklärte und namentlich den barbarischen Feuertod abgestellt wissen wollte. Die Edikte von Fontainebleau verordneten aufs neue die strengsten Maßregeln gegen die Ketzer als „Aufrührer und Störer der öffentlichen Ruhe, als Rebellen gegen König und Justiz" (25. Juli 1535), und damit jeder wisse, was er zu glauben und nicht zu glauben habe, veröffentlichte zugleich die Sorbonne ein neues Bekenntnis in 25 Artikeln.

Vernichtung der Waldenser.

Jetzt kam die Reihe an die unglücklichen Waldenser, von denen es zahlreiche Gemeinden in der Provence gab. Schon 1540 hatte das Parlament von Aix 22 Einwohner von Merindol samt ihren Familien zum Tode verurteilt und den ganzen Ort der Zerstörung preisgegeben. Franz I. hatte indes gezögert, den Spruch zu bestätigen, und erst als man ihm vorstellte, die Waldenser seien jeden Augenblick zur bewaffneten Erhebung bereit, gab er seine Genehmigung. So wurden Merindol und zwanzig andre Orte von königlichen Truppen behandelt wie erstürmte Festungen, die Häuser ohne Gnade niedergebrannt, die Menschen wie wilde Tiere gehetzt, gegen 3000 erschlagen, 255 hingerichtet, 700 auf die Galeeren geschickt (1545). Den Führer bei diesen himmelschreienden Greueln, den Vorsitzenden des Parlaments von Aix, Oppède, zog zwar Heinrich II. später zur Verantwortung, aber das Pariser Parlament sprach ihn frei.

Franz' I. Tod.

Unter dem fahlen Lichte der Scheiterhaufen und dem Jammergeschrei der gequälten Opfer ging die sonst so ruhmvolle Regierung Franz' I. zu Ende. Im kräftigen Alter von 52 Jahren starb der König am 21. März 1547 zu Fontainebleau. Sein Sohn Heinrich II. (1547—1559) bestieg den Thron.

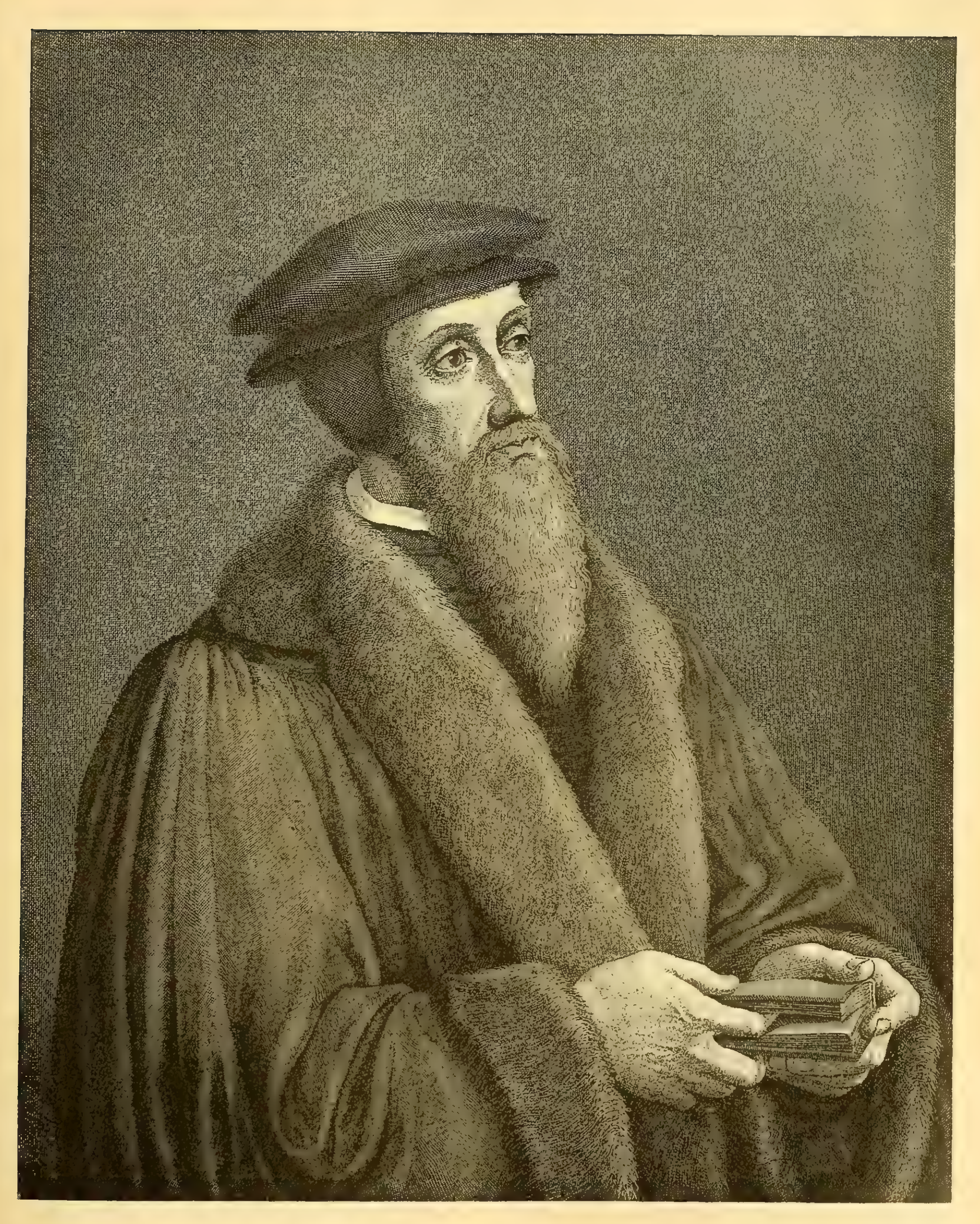
Doch die Reformierten waren keineswegs vernichtet. Innerhalb der französischen Monarchie freilich konnten sie zunächst zu einer festen Stellung nicht gelangen, aber es gab ja auch noch französischen Boden, der nicht unter dem „allerchristlichsten Könige" stand. Der verfolgte Protestantismus fand eine Freistätte in Genf, dicht an der Grenze. Hier entstand seine spezifisch französische Gestaltung, der Calvinismus. Nicht sowohl aus den Zuständen der Schweiz, als aus den geistigen Kämpfen Frankreichs heraus ist diese schroffste Form des Protestantismus geboren worden.

Entstehung und Ausbreitung des Calvinismus.

Der Protestantismus in Genf.

Genf war damals nicht Mitglied der Schweizer Eidgenossenschaft, sondern stand unter der nominellen Herrschaft seines Bischofs, in dessen Namen nun wieder die Herzöge von Savoyen als Vögte (Vidome, Viztume) regierten. Indessen strebten diese seit langer Zeit, ihre amtliche Gewalt in eine landesherrliche umzuwandeln, und wußten deshalb fast immer einen jüngeren Sohn ihres Hauses auf den Bischofsstuhl von Genf zu erheben. Das führte zu heftigem inneren Kampfe. Denn den savoyisch gesinnten „Mamluken" traten unter Besanzon Hugues die nach ihrem Führer genannten „Huguenots" (Hugenotten*) gegenüber, welche die volle Freiheit der Stadt erringen wollten und dem Protestantismus zuneigten. Nach langem Ringen gewannen indes die Mamluken das Übergewicht und verjagten die Gegner. Schon war die Stadt so in ihrer Hand, daß die Huldigung an den Herzog von Savoyen bevorstand (1524), da trat Bern dazwischen, ließ seine Truppen im savoyischen Waadtlande einmarschieren und nahm Genf unter den Schutz der Eidgenossenschaft (1526). Infolgedessen wurden nun die Mamluken

*) Andre Erklärungen leiten den Namen von dem deutschen „Eidgenossen" oder von Hugo Capet, dem wilden Jäger der französischen Volkssage, ab, wonach es eine wilde, aufrührerische Menge bedeuten würde.



222. Johann Calvin.
Nach Hans Holbeins Gemälde im Sitzungssaale des königl. sächsischen Oberkonsistoriums zu Dresden.

verjagt, sie führten aber mit Unterstützung des savoyischen Adels den Räuberkrieg gegen die Stadt, besonders vom festen Seeschloß Chillon aus, und da die protestantische Gesinnung der Hugenotten immer deutlicher hervortrat, so verhing schließlich 1530 der Erzbischof von Vienne als Vorgesetzter des Bischofs von Genf Bann und Interdikt über die rebellische Stadt.

Jetzt blieb den Genfern nichts übrig, als in die Eidgenossenschaft förmlich einzutreten (Januar 1531). Dabei wurden im Vertrage von Payerne die Rechte des Herzogs von Savoyen so beschränkt, daß sie nur noch dem Namen nach bestanden. Das steigerte nur den inneren Kampf. An die Spitze der evangelisch-freistädtischen Partei trat bald, von Bern begünstigt, der eifrige Wilhelm Farel, zum Agitator, wenn auch nicht zum Organisator geschaffen. Der Bischof kam noch einmal im Juli 1533 auf vierzehn Tage in die Stadt, aber er gab verzweifelt den Kampf auf und ging hinweg auf Nimmerwiederkehr; die katholische Geistlichkeit war so schlaff und verlottert, daß sie nicht einmal in einer Disputation mit Farel es aufzunehmen wagte, überhaupt kaum Widerstand leistete. So ergriff Farel am 8. August 1535 triumphierend von der Hauptkirche Genfs zu St. Peter Besitz. Die Bilder wurden zerstört, die bischöfliche Gewalt abgeworfen, die Geistlichkeit zur Unterwerfung gezwungen. Nun zog allerdings ein savoyisches Heer heran, aber Bern gewährte Bundeshilfe (Januar 1536), und der Ausbruch des dritten italienischen Krieges, dem die französische Eroberung Piemonts auf dem Fuße folgte, beseitigte jede Gefahr von dorther. Die Berner eroberten das Waadtland, die Genfer Flottille Schloß Chillon. Der „ewige Friede" vom 7. August 1536 erkannte die Unabhängigkeit der Stadt an; sie war frei und protestantisch.

Johann Calvin.

Bis dahin hatte die Genfer Bewegung nichts besonders Eigentümliches gehabt, aber schon war der Mann in der Stadt, welcher der Genfer Gemeinde den Stempel seines Geistes aufdrücken sollte, Johann Calvin.

Johann Calvin (Jean Chauvin) war am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie geboren. Sein Vater, Generalprokurator und ein wohlhabender Mann, ließ dem Sohne eine treffliche klassische Bildung angedeihen und bestimmte ihn zunächst dem Studium der Theologie, dem sich auch der Jüngling im Collège Montaigu zu Paris mit ganzem Eifer hingab. Auf den Wunsch des Vaters wandte er sich jedoch dann der Rechtswissenschaft zu und studierte in Bourges und Orléans. Doch hier trat er mit deutschen Lutheranern in Verbindung, und rasch von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, verzichtete er kurz entschlossen auf alle glänzenden Aussichten, die ihm die juristische Laufbahn zu öffnen versprach, und wandte sich ganz der Ausbildung der evangelischen Lehre zu. Dadurch wurde freilich sein Aufenthalt in Frankreich bald unmöglich; er ging nach Basel, dann nach Italien an den Hof der Renata von Este (s. oben S. 496) und veröffentlichte im Jahre 1535 sein grundlegendes Werk, die berühmte Institutio religionis christianae, der furchtbarste und folgerichtigste Angriff auf den mittelalterlichen Katholizismus, der sich entwickelt habe im vollsten Widerspruche gegen die Kirche Christi, ein fertiges System von Lehre und Verfassung, bei dem nachher nichts hinzuzufügen und nichts hinwegzunehmen war, die feste Grundlage des französischen Protestantismus. Er hatte die Kühnheit, es an Franz I. zu schicken, und die größere, ihm in der Vorrede ins Gesicht zu sagen: „Wer nicht zur Ehre Gottes regiert, ist nicht ein König, sondern ein Räuber." So kam er auf der Rückreise von Italien im Juli 1536 nach Genf, und hier entschied sich sein Schicksal.

Calvin in Genf.

Farel hatte seinen Landsmann Calvin fast mit Drohungen bei sich festgehalten, und dieser blieb, denn in Farels Ruf meinte er die Stimme Gottes zu vernehmen. Beide überreichten dem Rate ihr Glaubensbekenntnis und den Entwurf zu einer Kirchenordnung, und indem dieser beides annahm, stellte er Calvin und Farel an die Spitze der Genfer Kirche (Juli 1536). Doch die unbeugsame Sittenstrenge der beiden Reformatoren erregte ihnen bald heftige Gegnerschaft, namentlich unter den lebenslustigen höheren Ständen, den „Libertins". Bern gewährte diesen seine Unterstützung, weil es eine selbstständige Kirchenordnung in Genf nicht aufkommen lassen wollte, und schließlich um Ostern 1538 war die Stellung der Reformatoren unhaltbar geworden, sie räumten die Stadt.

Doch sie blieben in der Nähe. Farel lebte in Neuenburg, Calvin in Straßburg, dem Mittelpunkte des südwestdeutschen Protestantismus. Von hier begleitete er Martin Bucer zu den Religionsgesprächen nach Worms und Regensburg (s. S. 348), lernte dort auch Melanchthon kennen, fand aber kein Gefallen an der monarchischen Ordnung der deutschen Landeskirchen.

Inzwischen wurden die Zustände in Genf unerträglich. Eine starke Partei, die Guillaumins (nach Guillaume Farel), betrieb die Rückberufung Calvins und Farels, mit ihnen verbanden sich die politischen Gegner Berns. Der Große Rat schwankte unentschieden zwischen den streitenden Gegensätzen hin und her, bis er endlich erkannte, daß Freiheit und Protestantismus in Genf zugleich auf dem Spiele stünden, wenn er den lauernden Gegnern draußen noch länger durch inneren Zwist in die Hände arbeite; er beschloß, Calvin zurückzurufen, und am 13. September 1541 zog der Reformator wie ein Sieger in Genf wieder ein.

Schon am 2. Januar 1542 gaben die „Ordonnanzen" der Genfer Kirche eine feste Grundlage; mit ihnen begann die Durchführung des Calvinismus.

Das Calvinische Kirchenwesen.

Das eigentlich Unterscheidende dieser neuen Gestaltung des Protestantismus ist neben der Abendmahlslehre, in welcher Calvin Luther näher steht als Zwingli, die Lehre von der Vorausbestimmung (Prädestination) des Menschen zur Seligkeit oder Verdammnis nach dem von aller Ewigkeit her feststehenden Gnadenratschluß Gottes, die schroffste Folgerung aus der Anschauung Augustins, daß der Mensch aus sich allein weder selig werden noch überhaupt nur das Gute wollen könne. Die Kirche ist danach eine Anstalt zur Erwerbung der Seligkeit für die Seelen, die von Gott zur Gnade erwählt sind. Da aber von diesen die nicht erwählten nicht unterschieden werden können, so muß jeder zur Kirche gezählt werden, der sich zu ihr hält. Um so strenger muß sie die ausscheiden, die sie verleugnen. Den Gottesdienst gestaltete Calvin nach Zwinglischen Grundsätzen in kahlem, bilderleerem Hause. Den Kern bildet die Predigt; Gebete und Gesänge, diese ausschließlich nach den Psalmen bearbeitet, rahmen sie ein. Für besonders wichtig hielt er die religiöse Erbauungsstunde (Katechese) auch für Erwachsene nach dem Gottesdienst, die eigentliche Schule für calvinistische Denkweise, für die als Grundlage der „Katechismus der Genfer Kirche" entstand. Die Kirchenverfassung stellt er auf das Gemeindeprinzip, im schärfsten Gegensatze zur Papstkirche wie zur monarchischen lutherischen Landeskirche in Deutschland. Danach ist die Gemeinde souverän, aber sie überträgt die ausübende Gewalt dem Konsistorium, das sich aus den Geistlichen, dem „Pfarrministerium", dem Kollegium der „Ältesten" (Presbyterium) und zwölf aus den beiden Räten der politischen Gemeinde gewählten Laien zusammensetzt. Dem Konsistorium, dessen anerkannter Leiter Calvin stets war, obwohl der formelle Vorsitz einem städtischen Syndikus zustand, liegt vor allem die Wahrung der strengsten Kirchenzucht ob; es kann Kirchenstrafen verhängen, als schwerste die Ausschließung vom Abendmahl, das Calvin als Mittelpunkt des gesamten religiösen Lebens faßte. Die gesetzgebende Gewalt liegt dagegen in den Händen der Synode, der eigentlichen Gemeindevertretung. So ist den Laien ein hervorragender Anteil an der Lenkung der Kirche gesichert, doch bleibt der geistliche Stand der geehrteste; um so mehr hielt aber auch Calvin auf wissenschaftliche Bildung und tadellosen Wandel seiner Amtsgenossen. Daher wurde auch das Unterrichtswesen von der Volksschule bis zur Universität hinauf, die besonders zur Ausbildung reformierter Prediger bestimmt war, völlig neugestaltet.

Kirche und Staat.

Wenn aber nun auch die Kirche das gesamte sittlich-religiöse Leben ihrer Glieder vollständig beherrscht, so läßt sie doch dem Staate seine volle Unabhängigkeit und stellt auch die Geistlichen in allen weltlichen Beziehungen unter die bürgerliche Gewalt. Der Genfer Staat selber erhielt eine Verfassung, die mit der kirchlichen unverkennbare Ähnlichkeit hat. An die Spitze trat ein aristokratisch gebildeter engerer Rat unter vier Syndiken, und dieser war einem Großen Rate verantwortlich, den das Volk wählte. Diesem Staate gegenüber verwarf Calvin jede Empörung, es sei denn, daß die Obrigkeit etwas gegen Gottes Wort befehle, er wollte also weder, wie die katholische Kirche, den Staat unter die Kirche beugen, noch empfahl er jenen unbedingten „leidenden Gehorsam"

der Obrigkeit gegenüber, der den damaligen Lutheranern „das Mark des Willens aus den Knochen sog“.

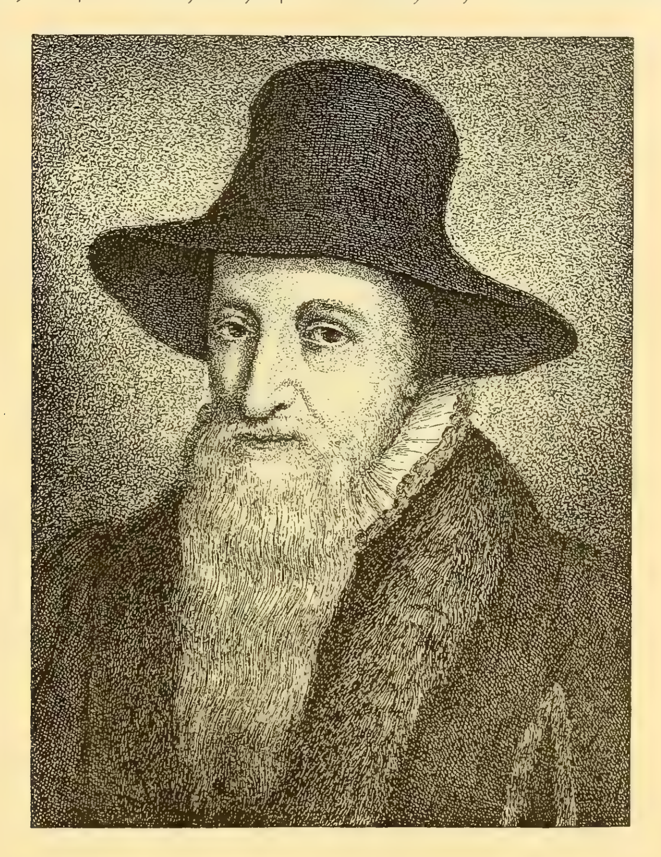
Opposition. Daß eine so durchgreifende, strenge, ja düstere Kirche, die den Menschen in eine eiserne Zucht nahm, kein Bild im Gotteshause, kein Vergnügen draußen, nicht Tanz, nicht Gesang, nicht Theater dulden wollte, bei der lebensfrohen Bevölkerung der schönen Stadt auf vielfachen Widerstand stieß, ist selbstverständlich. Aber unter den Libertins waren auch viele sehr ernste Leute, welche die neugegründete Kirchenherrschaft (Theokratie) grundsätzlich verwarfen und die ganze Stellung Calvins zu untergraben strebten.



223. Michael Servède.
Nach einem Kupferstiche in der „Historia Michaelis Serveti“

Diese Partei erhielt eine erhebliche Verstärkung, als im Jahre 1553 Michael Servède (Servedo) aus Navarra in Genf erschien. Ein unruhiger Geist, erst Jurist, dann Theolog, viel umhergetrieben in Spanien, Frankreich und am Rhein, dabei eifriger Schriftsteller und heftiger Gegner der Dreieinigkeitslehre, war er schon vorher einerseits mit Calvin in eine litterarische Fehde geraten, anderseits von der katholischen Kirche als Ketzer verfolgt und schließlich in Vienne zum Tode verurteilt worden. Indes entkam er und wollte über Genf nach Italien gehen, obwohl er wissen mußte, daß Calvin sein abgesagter Feind sei. Kaum hier angelangt, trat er mit den Libertins in Verbindung und schmeichelte sich mit der Hoffnung, selber an die Spitze der Genfer Kirche zu treten, ja das Haupt einer neuen Kirche für die romanische Welt werden zu können. So

stand in der That nicht nur Calvins persönliche Macht, sondern das Werk seines Lebens auf dem Spiele. Auf seine Veranlassung wurde also Servède in Haft genommen, als Rebell und Ketzer verurteilt, übrigens mit Billigung sowohl der Schweizer Reformierten als der nachträglichen Melanchthons, und am 23. Oktober 1553 endete der Unglückliche auf dem Scheiterhaufen. Die That hat einen dunklen Schatten auf



224. Theodor Beza, der Schüler und Nachfolger Calvins.
Nach einem Kupferstiche.

Calvins Andenken geworfen, und wer möchte sie rechtfertigen? Aber Calvins Lebenswerk war unzweifelhaft in Gefahr, und diese ganze Zeit furchtbarer Glaubenskämpfe kannte ja überhaupt weder Duldung noch Erbarmen. Auch war Servède nicht das einzige Opfer, das die Durchführung des Calvinschen Systems forderte. Noch 1555 war sein Leben durch einen Mordanschlag, sein Werk durch einen Umsturzplan bedroht, und abermals fielen die Köpfe mehrerer seiner Gegner. Seitdem stand der finstere Mann unbestritten fest, eifervoll und entsagend wie ein Prophet des alten Bundes, gebieterisch wie ein Diktator, furchtlos wie ein Tribun, ganz seiner Aufgabe hingegeben, von der Sehnsucht nach den Schönheiten des Lebens und jeder Freude an der herrlichen Natur um ihn her völlig unberührt.

Theodor Beza.

Doch dieser ganze Mann gewann sich zahlreiche Schüler. Der hervorragendste und glänzendste unter ihnen war **Theodor Beza** (de Bèze, 1519—1605) aus Burgund.

Wie Calvin war er trotz glänzender Aussichten aus einem Juristen und Humanisten zum Theologen geworden, als ihn die Calvinistische Lehre erfaßte, und mit geringer Habe von seiner Braut begleitet im Jahre 1548 nach Genf gekommen. Bis 1558 wirkte er als Lehrer an der Akademie zu Lausanne und entfaltete daneben eine außerordentliche Thätigkeit in Streitschriften und Satiren, in Psalmen- und Dramendichtung. Seit 1558 befand er sich in gleicher Stellung zu Genf, wurde aber auch sehr häufig zu Gesandtschaften in der Schweiz, nach Deutschland und Frankreich verwendet, da er durch seine männlich schöne Erscheinung wie seine weltgewandte Art zu Verhandlungen mit den höchsten Kreisen vorzüglich geeignet erschien, und erlangte so bald große Bedeutung für die französischen Reformierten.

Beza wurde in der That Calvins Nachfolger, als dieser am 27. Mai 1564 verschied, und blieb „der Patriarch der Reformation“ bis zu seinem Tode (13. Oktober 1605).

Bedeutung des Calvinismus

So wurde Genf die feste, unbezwingliche Burg und zugleich die Hochschule einer neuen Kirche, keine große, mächtige Stadt, und doch von weltgeschichtlicher Bedeutung. Auf die großen Massen hat der Calvinismus nie gewirkt, dazu entbehrte er zu sehr des phantasievollen, packenden Elements, wohl aber übte er auf denkende Köpfe, auf kleinere Kreise also, eine unwiderstehliche Kraft durch die strenge Folgerichtigkeit, die in seiner Lehre, wie in seiner Verfassung und in seinem Kultus hervortritt. Er bildete konsequente, sittenstrenge Menschen, die vor keiner Folgerung zurückschreckten, welche ihnen Verstand und Gewissen gebot, von denen keiner wußte, ob er auserwählt sei zu Seligkeit oder Verdammnis, denen aber eben das zuversichtliche Bewußtsein, daß, wenn sie in der Gnade stünden, keine Macht der Erde sie ihr entreißen könne, eine unvergleichliche Sicherheit und Festigkeit verlieh, sie mochten angehören, welchem Stande sie wollten, eine im guten Sinne ganz demokratische Lehre, die auch dem kleinen Manne, der sie bekannte, in allen Nöten ein Stecken und Stab geblieben ist. Diese Menschen waren entschlossen, für ihren Glauben bis aufs äußerste zu kämpfen, sie verhandelten nicht mit der katholischen Reaktion, sie widerstanden ihr überall, sie trugen die Last des ungeheuren Streites Jahrzehnte durch fast allein.

Der Calvinismus in Frankreich bis 1562.

Heinrich II und die französischen Protestanten.

Erst in der Form des Calvinismus gewann der Protestantismus in Frankreich festen Boden. Der Hof war ihm auch jetzt noch so ungünstig wie früher. **Heinrich** II. (1547—1559) besaß nicht die glänzenden Eigenschaften seines Vaters, auch nicht seine Bildung; er war Soldat und wußte vor allem Soldaten zu schätzen, zeigte sich aber in seinen Gesinnungen und Ansichten fester, als es am Hofe gewöhnlich war. Vermählt war er seit 1533 mit **Katharina von Medici** (geb. 1519), der Tochter Lorenzos, Herzogs von Urbino, und der Magdalena de la Tour d'Auvergne. Die Ehe konnte, da die Medici ja damals noch nicht lange fürstlichen Rang besaßen, kaum als ebenbürtig gelten, und nur die Aussicht, durch sie dem Prinzen Heinrich ein italienisches Fürstentum zu verschaffen — denn zum Thronfolger machte ihn erst der Tod seines älteren Bruders Franz (1536) — hatte zu ihr geführt. Da sich diese nicht verwirklichte, so wurde Katharinas Stellung zu ihrem Gemahl und zum Hofe so mißlich, daß nur die persönliche Milde Franz' I. sie vor der Scheidung bewahrte. Erst als sie im Jahre 1543 einem Thronfolger, Franz II., das Leben gegeben hatte, gewann sie festeren Halt, freilich keineswegs die Neigung ihres Gatten, der sich vielmehr offenkundig einer Mätresse, der viel älteren, aber geistvollen und klugen **Diana von Poitiers**, zuwandte, und hatte deshalb auch keinerlei Einfluß auf die Regierung. Vielmehr gehörte

Die Guisen.

die herrschende Stellung am Hofe den **Guisen**. Dies Geschlecht nahm eine eigentümliche Doppelstellung ein. Als Herzöge von Lothringen und Bar waren die Guisen deutsche Reichsfürsten, als Besitzer weit verstreuter Herrschaften in Nordfrankreich,

darunter der Grafschaft Guise, die ihnen den Namen gab, französische Vasallen. Seit dem Tode Renés waren diese Lande auseinandergefallen; die ältere Linie, von Anton abstammend, herrschte in Lothringen, die jüngere, deren Stammeltern Claudius von Guise und Antoinette von Bourbon waren, erhielt die französischen Güter. Von den Söhnen des Herzogs Claudius waren die bedeutendsten Franz und Karl, jener ein



225. Heinrich II., König von Frankreich.
Gemälde von Franz Clouet in der königl. Gemäldegalerie des Windsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach.

glänzender Kriegsmann, der tapfere Verteidiger von Metz und der glückliche Eroberer von Calais (s. S. 394, 456), der zweite wurde später Erzbischof von Reims und Kardinal; die Tochter Maria hatte sich mit König Jakob V. von Schottland vermählt (gest. 1542). Die Tochter dieses Paares Maria (Stuart) war es, deren Ehe mit dem Thronfolger Franz II. am 24. April 1558 das Bindeglied zwischen den Guisen

und dem königlichen Hause herstellte und zugleich die weitere Aussicht eröffnete, Schottland und England, dessen Königin Elisabeth den Katholiken nicht als rechtmäßig galt, der katholischen Politik wieder zu unterwerfen. Seitdem überwog der Einfluß der Guisen am Hofe vollends, und er machte sich gegen alle Ketzer im Sinne rücksichtsloser Reaktion geltend, deren Seele wieder der Kardinal-Erzbischof Karl (von Lothringen) war.

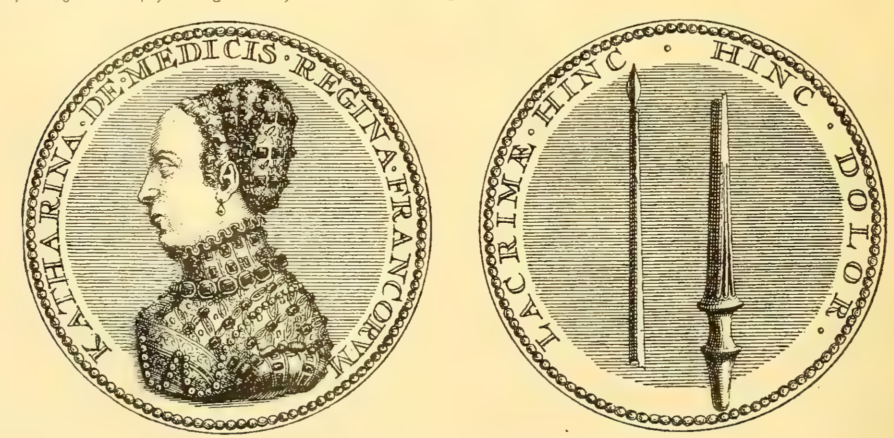
Protestantenverfolgung.

So ging auch Heinrich II. bald zu schroffster Verfolgung über. Das Edikt von Chateaubriand (27. Juni 1551) gebot, die Protestanten überall vor Gericht zu ziehen, keinen Beamten ohne Glaubensprüfung anzustellen, jeden zu bestrafen, der Ketzer auch nur aufnähme, und die protestantischen Bücher allerorten wegzunehmen. So flammten wieder die Scheiterhaufen auf, und zahlreiche Flüchtlinge strömten nach Genf.

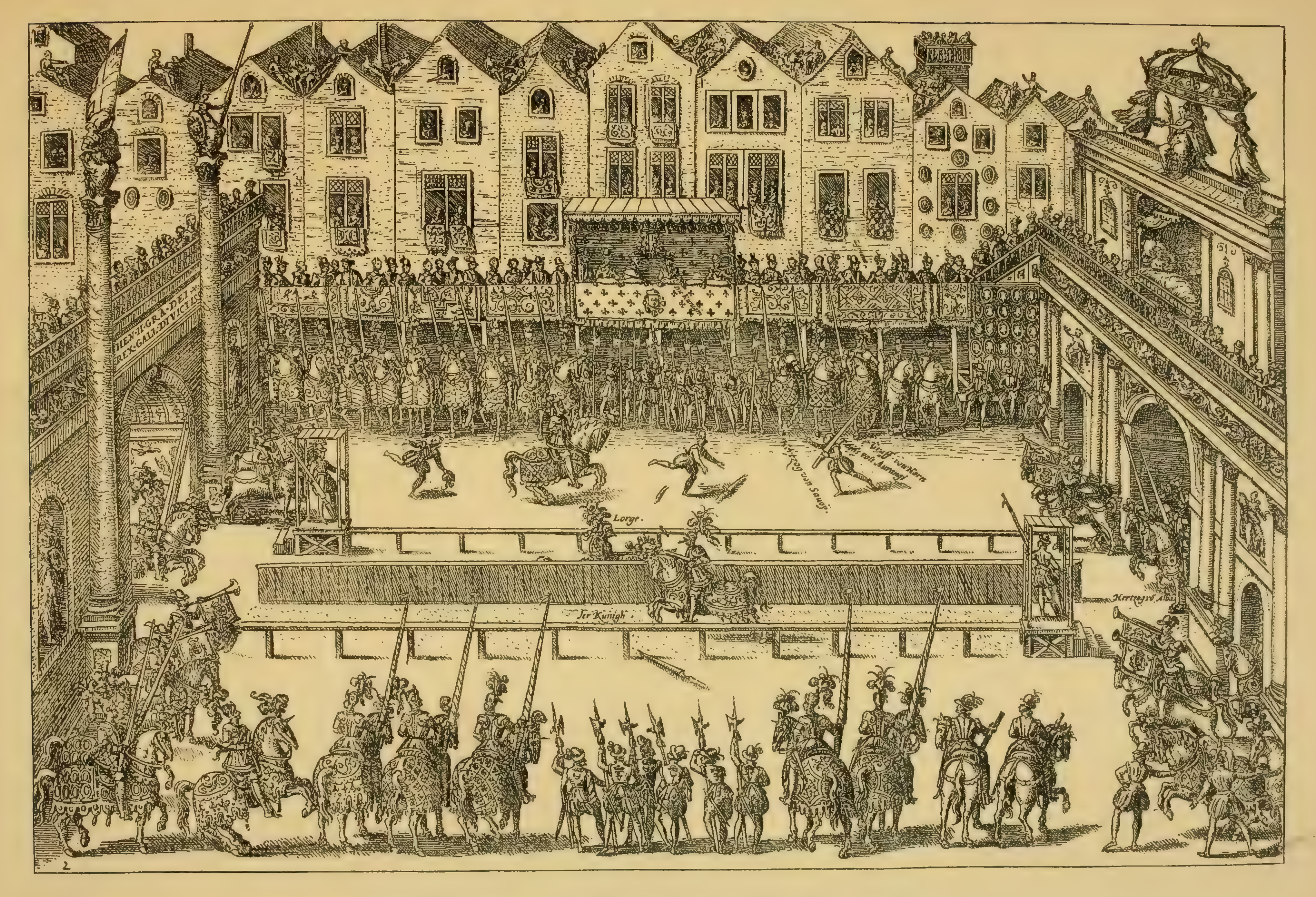
Doch seit 1552 nahm der Kampf gegen Karl V., seit 1556 der Krieg gegen Philipp II. alle Aufmerksamkeit in Anspruch, und zudem gebot das Bündnis mit den protestantischen Fürsten Deutschlands einige Rücksicht. Um so entschiedener dachte der König gegen die Ketzer vorzugehen, als diese Rücksicht durch den Frieden von Augsburg schwand und der Friede von Câteau-Cambresis das engste Einvernehmen mit Philipp II. von Spanien zu begründen schien. In einem geheimen Vertrage gelobten sich damals beide Fürsten, die Ketzerei in ihren Landen auszurotten, und versprachen einander darin Unterstützung.

Da trat dem Könige gerade dort ein Widerstand entgegen, wo die Krone bisher die eifrigste Unterstützung für ihre Verfolgungspolitik gefunden hatte. Im Pariser Parlamente erklärten sich gewichtige Stimmen gegen neue Bluturteile, die so viele treffliche Leute träfen, Männer, die noch in den Flammen den Namen Jesu anriefen und den des Königs nie anders in den Mund nähmen, als um ihn zu segnen; überdies seien die Ketzergesetze auf die Reformierten gar nicht anwendbar, solange nicht ein Konzil den Streit entschieden und die Mißbräuche der Kirche beseitigt habe. Der hochangesehene Richter- und Beamtenstand erhob also seine Stimme gegen die Verfolgungen! Zornig erschien der König persönlich im Parlament und ließ zwei der eifrigsten Sprecher, du Four und Anne du Bourg, verhaften, von denen der letztere auch später wirklich hingerichtet worden ist (23. Dezember), aber er kam nicht mehr dazu, sein Wort, das er Philipp II. verpfändet hatte, wirklich einzulösen.

Bei dem Turnier zur Feier der vereinbarten Doppelvermählung traf den König (s. S. 456) im letzten Rennen die abgleitende Lanze seines Gegners, des Gardekapitäns Montgomery de Lorges, so unglücklich an den Helm, daß die Splitter der abgebrochenen stumpfen Spitze durch das Auge ins Gehirn eindrangen (30. Juni). Unter furchtbaren Schmerzen verschied Heinrich II. am 10. Juli 1559.



226 u. 227. Medaille auf den Tod König Heinrichs II. von Frankreich.



König Heinrich II. von Frankreich im Turnier verwundet.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Hogenberg

Sein jäher Tod rief den erst sechzehnjährigen Franz II. auf den Thron (1559 bis 1560). Für die Reformation freilich brachte er keine Erleichterung; vielmehr ergriffen jetzt die Guisen allein die Zügel, die Verfolgungen wurden fortgesetzt. Gründung u. Befestigung der französisch-reformierten Kirche.

Schon aber hatte in diesem Augenblicke die junge evangelische Kirche Frankreichs sich eine feste Organisation gegeben, die erst die vereinzelten und verstreuten Gemeinden in eine wirkliche Kirche verwandelte. Auf die Anregung ihres Predigers Chandieu von der Pariser Gemeinde trat im tiefsten Geheimnis am 15. Mai 1559 im Faubourg St. Germain zu Paris die erste calvinische Nationalsynode Frankreichs zusammen.

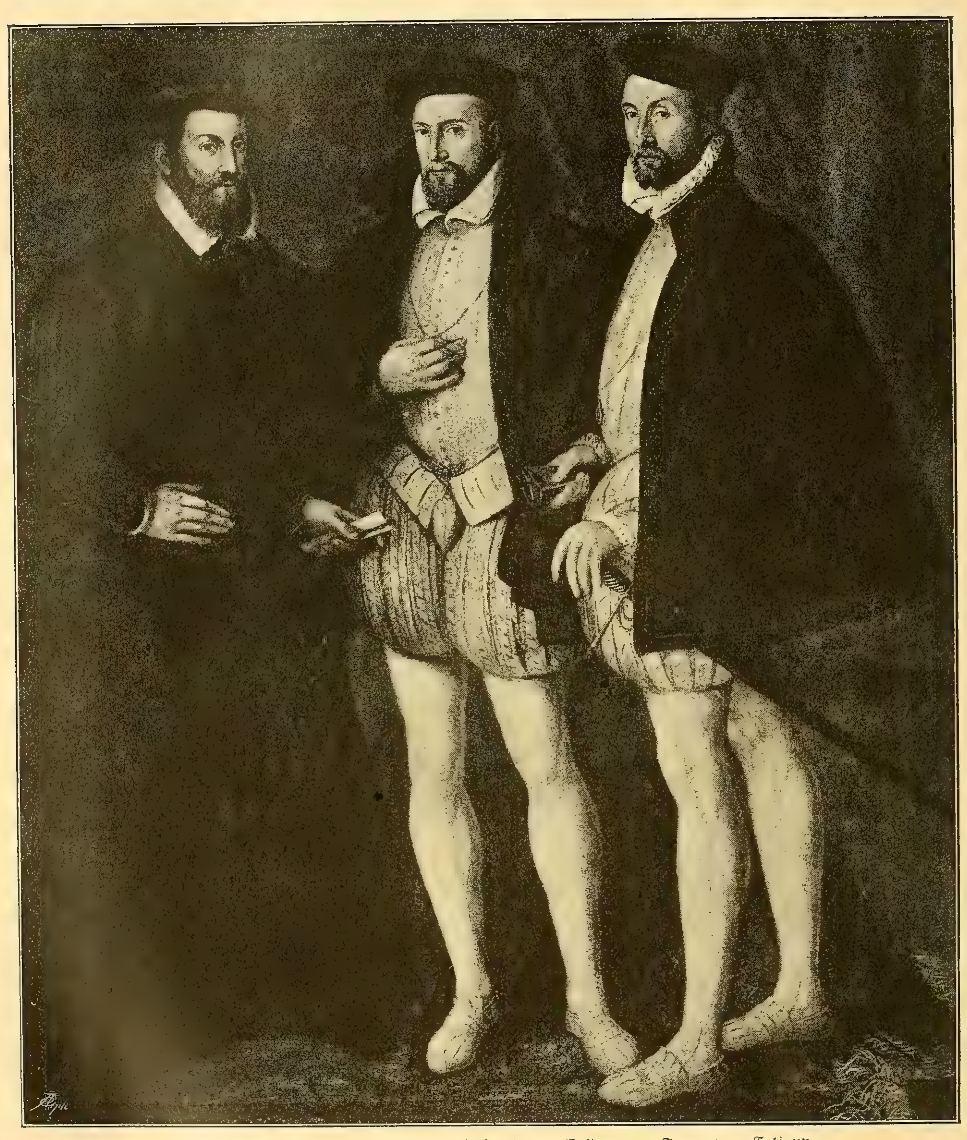


228. Franz II., König von Frankreich.
Nach einem Kupferstiche von J. Punt.

Sie stellte zunächst ein gemeinsames Statut für die Kirchenverfassung auf und dann auf Grund eines Entwurfs, den drei Genfer Abgesandte in Calvins Auftrag überbrachten, das Glaubensbekenntnis (Confession de foi) der französisch-reformierten Kirche (25. Mai), das Ende 1559 veröffentlicht, Anfang 1560 dem König auf Schloß Amboise förmlich überreicht wurde. Die reformierte Kirche Frankreichs war gegründet.

Steigerte sich dadurch schon ihre Widerstandsfähigkeit erheblich, so wurde ihre Stellung noch dadurch ganz besonders gehoben, daß sie bald Mitglieder des höchsten Adels, ja sogar des Königshauses selber zu ihren Bekennern zählte, von jenen vor allem die Brüder Châtillon, Franz von Châtillon, Herrn von Andelot und Befehlshaber des Fußvolkes, und Kaspar, Herrn von Coligny, Admiral von Frankreich, ohne Frage die hervorragendste Gestalt unter den Hugenotten, durch und durch erfüllt vom strengen Geiste des Calvinismus und doch von nüchterner Besonnenheit, scheinbar kalt, ver- Häupter der Protestanten

schlossen, im Äußern fast unansehnlich, hager, mit gefurchtem, körperliches Leiden und innerliches Sinnen verratendem Antlitz; selbst der dritte Bruder Odet galt, obwohl Kardinal, als heimlicher Anhänger der neuen Lehre. Vom Königshause war eine



Odet von Coligny. Admiral Gaspard von Coligny. Franz von Coligny.

229. **Die drei Brüder von Châtillon-Coligny.**

Gemälde in der Gemäldegalerie im Haag.

Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf in Dornach.

Seitenlinie, die Bourbon-Vendôme, ihr zugefallen in der Person ihrer Häupter, der Brüder Anton und Ludwig von Bourbon (Condé).

Johanna d'Albret. War Ludwig persönlich bedeutender, so fand Anton einen stärkeren Rückhalt als Gemahl der edlen Johanna d'Albret (1528—1572), einer der hervorragendsten Frauen dieser Zeit, Mutter Heinrichs IV.

Johanna d'Albret war die Tochter des alten Kriegsgefährten Franz' I., Heinrich d'Albrets, des Königs von (Französisch-)Navarra, Grafen von Foix, und der geistvollen Margarete (s. oben S. 497), die ihm als Witwe des Herzogs Franz von Alençon (gest. 1525) die Hand gereicht hatte. Geboren am 7. Januar 1528 in Fontainebleau hatte sie auch ihre ersten Jugendjahre am königlichen Hofe verlebt, ein schönes, kluges, lebhaftes Kind, der Liebling Franz' I., war dann aber auf Wunsch der verständigen Mutter von dort entfernt und im Schlosse Plessis-les-Tours auferzogen worden. Früh zeigte sie sich entschlossen und selbständig; als man ihr die Verlobung mit Herzog Wilhelm von Kleve, dem damaligen Bundesgenossen Frankreichs,



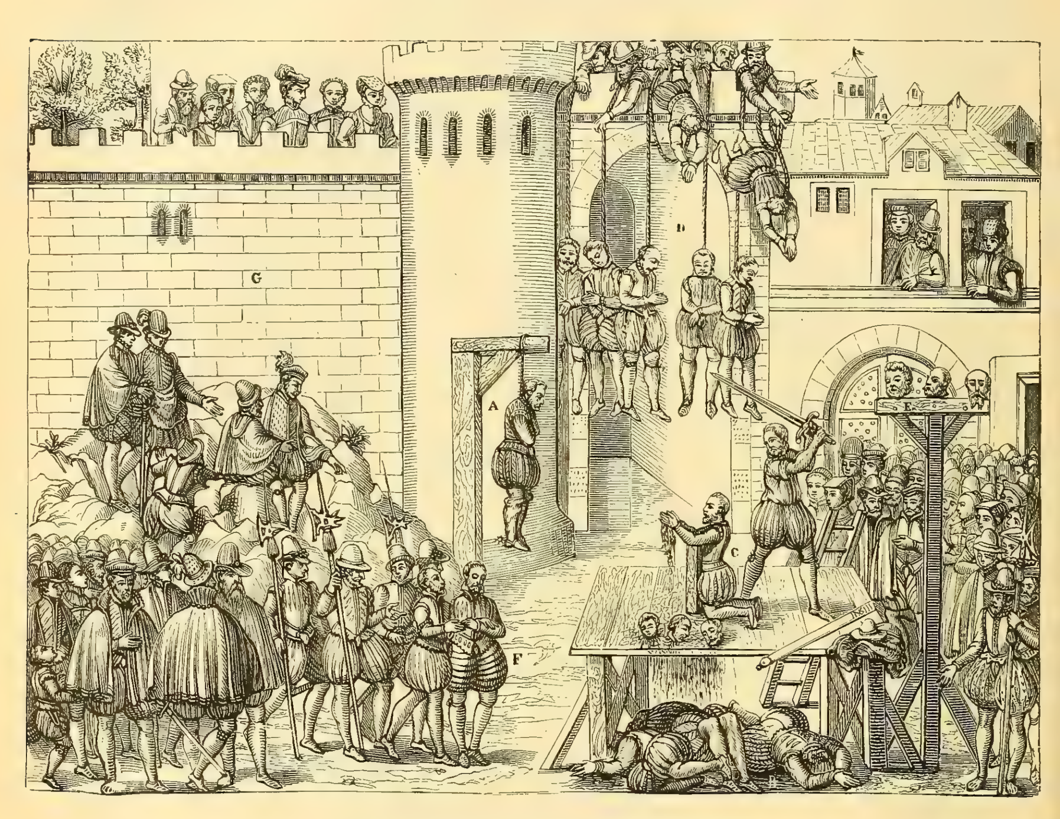
230. Johanna d'Albret, die Mutter Heinrichs IV.
Nach einem Gemälde von Fr. Clouet.

aufzwang (1540), protestierte sie und setzte nach der Unterwerfung des Herzogs durch Karl V. die Auflösung des Verhältnisses durch. Dann verlebte sie ihre glücklichsten Jahre in ihrer schönen Pyrenäenheimat unter der Obhut ihrer Eltern und wurde vom Vater in allen ritterlichen Künsten, im Reiten, Jagen und Fechten unterwiesen, von der Mutter einfach religiös gebildet. So reichte sie zwanzigjährig, andre Bewerber ablehnend, dem stattlichen, eleganten, aber bei aller Gutartigkeit auch recht leichtlebigen und charakterschwachen Anton von Bourbon die Hand (1548), dem sie, als schon zwei Knaben rasch hintereinander gestorben waren, am 13. Dezember 1553 zur höchsten Freude des Großvaters im Schlosse zu Pau Heinrich (IV.) gebar. Nach dem Tode des tiefbetrauerten Vaters (1555) übernahm sie im wesentlichen die Regierung ihres kleinen Landes,

da ihr Gemahl, früher Gouverneur der Picardie, damals die Verwaltung von Guyenne führte, außerdem durch den spanischen Krieg (1556—1559) und den Hofdienst sehr in Anspruch genommen war. Als Regentin von Navarra und Béarn förderte sie unter der Hand die Ausbreitung des Calvinismus, der schon die Mutter vorgearbeitet hatte, duldete reformierte Prediger und sorgte für Gründung von Schulen, obwohl sie selbst äußerlich noch katholisch blieb. Auch ihr Gemahl neigte der neuen Lehre zu.

Verschwörung von Amboise.

Offenbar ließ sich eine Religionspartei, die unter dem hohen Adel so bedeutende Anhänger hatte, nicht mehr behandeln wie ein Haufe unklarer Schwärmer. Aber es kam andres hinzu. Die Guisen, die thatsächlich die Regierung leiteten, waren weder königliche Prinzen, noch galten sie wirklich als Franzosen. Gegen ihre Herrschaft



231. Das Blutgericht von Amboise (15. März 1560).
Nach einem zeitgenössischen Stiche von Tortorel und Périssin.
A La Rénaudie am Galgen. B Baron Castelnau und Gefährten enthauptet. C Villemongis, der seine Hände im Blute der Genossen gewaschen hat und sie, um Rache flehend, gen Himmel hebt. D Sieben an langen Seilen über dem Schloßthor erhängte Edelleute. E Drei abgeschlagene Köpfe, die zum Andenken an die Verschwörung als Warnungszeichen an einen Galgen genagelt wurden. F Andre zur Hinrichtung geführte Edelleute. G Schloß Amboise besetzt mit fröhlichen Zuschauern der Guiseschen Partei.

bäumte sich also nicht nur das Interesse der mißhandelten Reformierten, sondern auch das Selbstgefühl der Bourbonen und der Nationalstolz vieler Edelleute auf. So bildete sich, vielleicht mit Condés Wissen, eine Verschwörung unter dem reformierten Adel, die keinen geringeren Zweck verfolgte, als den, durch Überfall des Hofes in seiner damaligen Residenz Schloß Amboise bei Tours den König und damit die Regierung in die Hände der königlichen Prinzen des Hauses Bourbon zu bringen und die Guisen zu stürzen. Doch diese waren gewarnt, und als am 15. März 1560 der Führer der Verschworenen la Rénaudie mit etwa 150 Reitern auf das Schloß heranrückte, da warf die aus-

fallende Besatzung den Haufen rasch auseinander, la Rénaudie fiel nach tapferer Gegenwehr, eine Anzahl Edelleute wurde gefangen und sofort hingerichtet.

Doch die Hugenotten — so hießen die französischen Reformierten seit jener Verschwörung von Amboise — waren keineswegs entmutigt; vielmehr forderten sie durch Admiral Coligny freie Religionsübung und Berufung der Stände. Die Guisen willigten wenigstens in die letztere und beriefen die Stände auf den 10. Dezember nach Orléans, aber nur um die Häupter der Gegner dorthin zu locken und sie zu verderben. Als deshalb Anton von Navarra und Ludwig von Condé mit geringer Begleitung im Oktober dort erschienen, wurden sie sofort in Haft genommen, Condé vor einem willkürlich gebildeten Gerichtshof trotz seines Protestes der Teilnahme an der hochverräterischen Verschwörung von Amboise angeklagt und zum Tode verurteilt. Den Mitgliedern der Stände aber wollte man ein katholisches Glaubensbekenntnis zur Unterschrift vorlegen und dasselbe dann durch ganz Frankreich verbreiten. Wer es nicht annähme, sollte als Ketzer verfolgt werden. Zugleich erging an Johanna d'Albret die Aufforderung, die reformierten Prediger zu verbannen; Truppen wurden gegen sie in Bewegung gesetzt. Doch statt zu weichen, nahm die mutige Frau eben damals Theodor Beza bei sich auf, den Calvin sandte, und trat, im Augenblicke der größten Gefahr, öffentlich zum Protestantismus über, indem sie im Schlosse von Nérac mit ihrem Hofe das Abendmahl nach reformiertem Ritus nahm. Damit war ein geschlossenes protestantisches Territorium auf französischer Erde geschaffen, dem Protestantismus überhaupt eine feste Stütze geboten.

Die Erregung war aufs höchste gestiegen, da zog der plötzliche Tod Franz' II. am 5. Dezember 1560 den Guisen die Grundlage ihrer Herrschaft unter den Füßen weg. Aus der gedrückten Stellung, in die sie bisher versetzt war, trat Katharina von Medici plötzlich hervor. Mit ihrem elfjährigen Sohne Karl IX. (geb. 1549) an der Hand, erschien sie im Staatsrat und nahm in seinem Namen Besitz von der Regierung. Der lang ersehnte Tag war für sie angebrochen. Katharina von Medici.

Ihr Name hat in der Geschichte Frankreichs einen furchtbaren Klang, denn sie ist die Urheberin der Bartholomäusnacht. Ganz und gar eine Italienerin der Renaissance in ihrer vorzüglichen litterarischen und künstlerischen Bildung, in ihrer Prachtliebe und Genußsucht, war sie es auch in sittlich-religiöser Beziehung. Sie war katholisch und ließ das bei jeder Gelegenheit sehen, aber im Grunde verhielt sie sich gleichgültig gegen alle Glaubenslehren und hing dafür um so fester an astrologischen Prophezeiungen und Zauberkünsten; sie hat sich einmal die Personen der künftigen Könige Frankreichs in einem Zauberkreise vorführen lassen und meinte, selbst kommende Dinge vorauszufühlen. Sittliche Bedenken hat sie nie gehabt; als echte Schülerin Macchiavellis beurteilte sie ihre Mittel nur nach der Zweckmäßigkeit, nicht nach der sittlichen Berechtigung. Sie war auch politisch ohne Grundsätze, gleichgültig gegen das Wohl Frankreichs, wohin sie der Zufall geworfen hatte, verband sie sich heute mit der, morgen mit jener Partei. Nur ein Ziel hielt sie unverrückt im Auge: die eigne Herrschaft um jeden Preis. Dafür hat sie Frankreich mit Blut überschwemmt und das Königshaus der Valois zu Grunde gerichtet. Eine Furie nennen sie ihre eignen Landsleute; „sie hat ein Herz wie Diamant und eine Seele schwarz wie die Hölle", sagten die Hugenotten von ihr. Doch ist dies Urteil ihrer Gegner nicht ganz gerecht. Bei allem Ehrgeiz und aller Neigung, alles selbst zu entscheiden, war sie eher furchtsam und unentschlossen und wechselte ihre Ansicht über dieselbe Sache oft mehrmals am Tage. Zu verbrecherischen Schritten kam sie weniger aus Berechnung und Härte, als aus innerer Unsicherheit und aus Furcht. Äußerlich von stattlicher Gestalt, war sie doch nichts weniger als schön; in einem dunklen Gesicht mit starken Zügen und aufgeworfenen Lippen stand ein Paar große, runde, etwas vorstehende Augen. Gesund und kräftig, liebte sie körperliche Anstrengungen, namentlich die Jagd, und die Freuden der Tafel. Diese Frau war jetzt Regentin von Frankreich.

Sie begriff auf der Stelle, daß augenblicklich der Bund mit den Hugenotten und den königlichen Prinzen für ihre Herrschaft das einzig Vorteilhafte sei, denn die bisherigen Leiter waren die Guisen gewesen.

So verständigte sie sich mit den königlichen Prinzen von Geblüt; Anton und Ludwig von Bourbon (Condé) nahmen den ihnen zukommenden Sitz im Staatsrate ein,

wie auch der Admiral Coligny, Anton wurde zum Generalstatthalter (Lieutenant général du roi) bestellt, dafür Katharina als Regentin anerkannt. In dieser Stellung sich zu behaupten, zwischen und über den beiden Religionsparteien die königliche Gewalt, d. h. ihre eigne Herrschaft zu erhalten, sie weder Katholiken noch Protestanten, weder Guisen noch Bourbonen zu überlassen, blieb seitdem ihr Ziel.

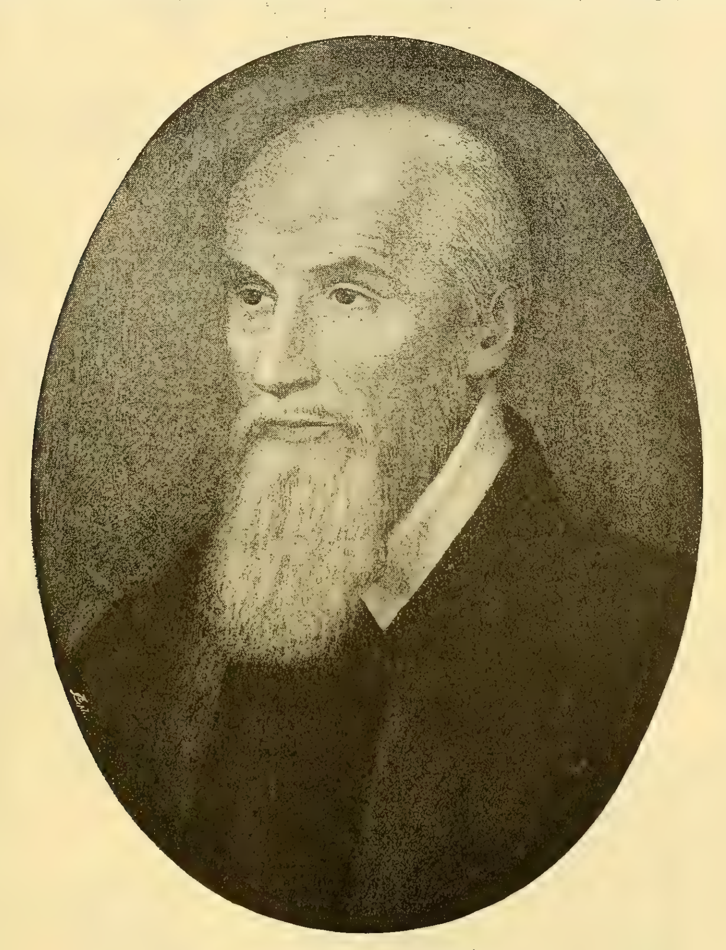


232. Katharina von Medici, die Mutter Karls IX.
Nach einem Gemälde von Jean Clouet.

Ausgleichsversuche.

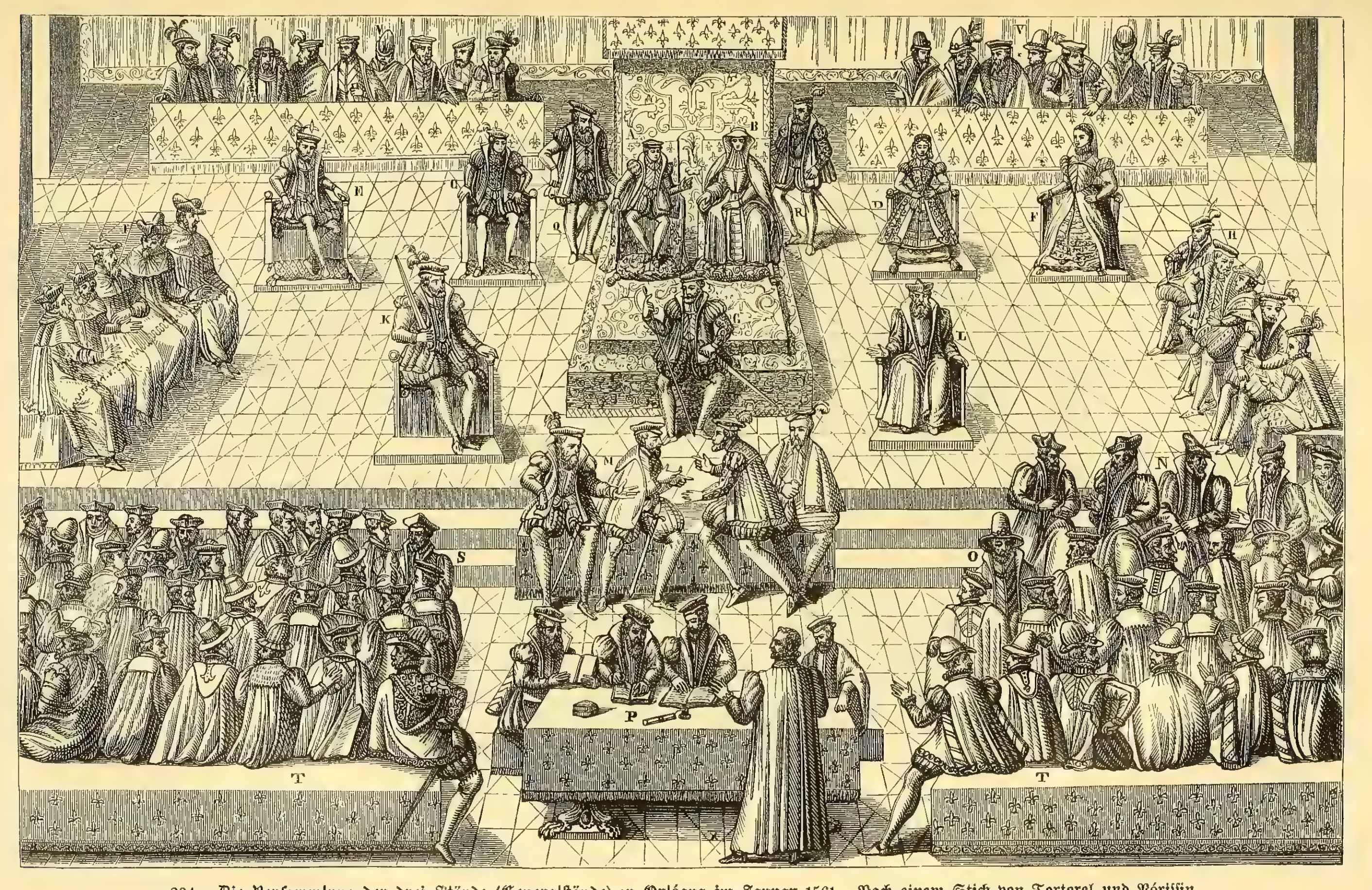
Auch war es in der That nicht länger möglich, die Reformierten einfach als Ketzer und Rebellen zu behandeln. Am 13. Dezember 1560 waren die Stände zu Orléans eröffnet worden. Da forderte der dritte Stand die Umbildung der kirchlichen Verfassung, der Adel eines großen Teils von Südfrankreich, der Normandie und der Bretagne die Reformation der Kirche nach dem Worte Gottes durch ein Nationalkonzil. Zu entsprechenden Beschlüssen kamen jedoch die Stände nicht, denn schon am 31. Januar

1561 entließ sie der Kanzler Michel de l'Hôpital, weil ihre Vollmachten durch den Tod des Königs erloschen seien. Es kam der Regierung vor allem darauf an, Zeit zu gewinnen, die aufgeregten Gemüter einigermaßen zu beschwichtigen. Indes alles, was der Kanzler der starken katholischen Strömung abringen konnte, war ein Edikt vom Juli 1561, welches das reformierte Bekenntnis nicht mehr mit dem Tode, sondern nur noch mit Verbannung zu strafen befahl! Freilich an Durchführung solcher Beschlüsse war gar nicht zu denken. Als sich am 1. August 1561 die Stände zu Pontoise versammelten, traten umfassende Pläne zu kirchlicher und politischer Umgestaltung hervor.



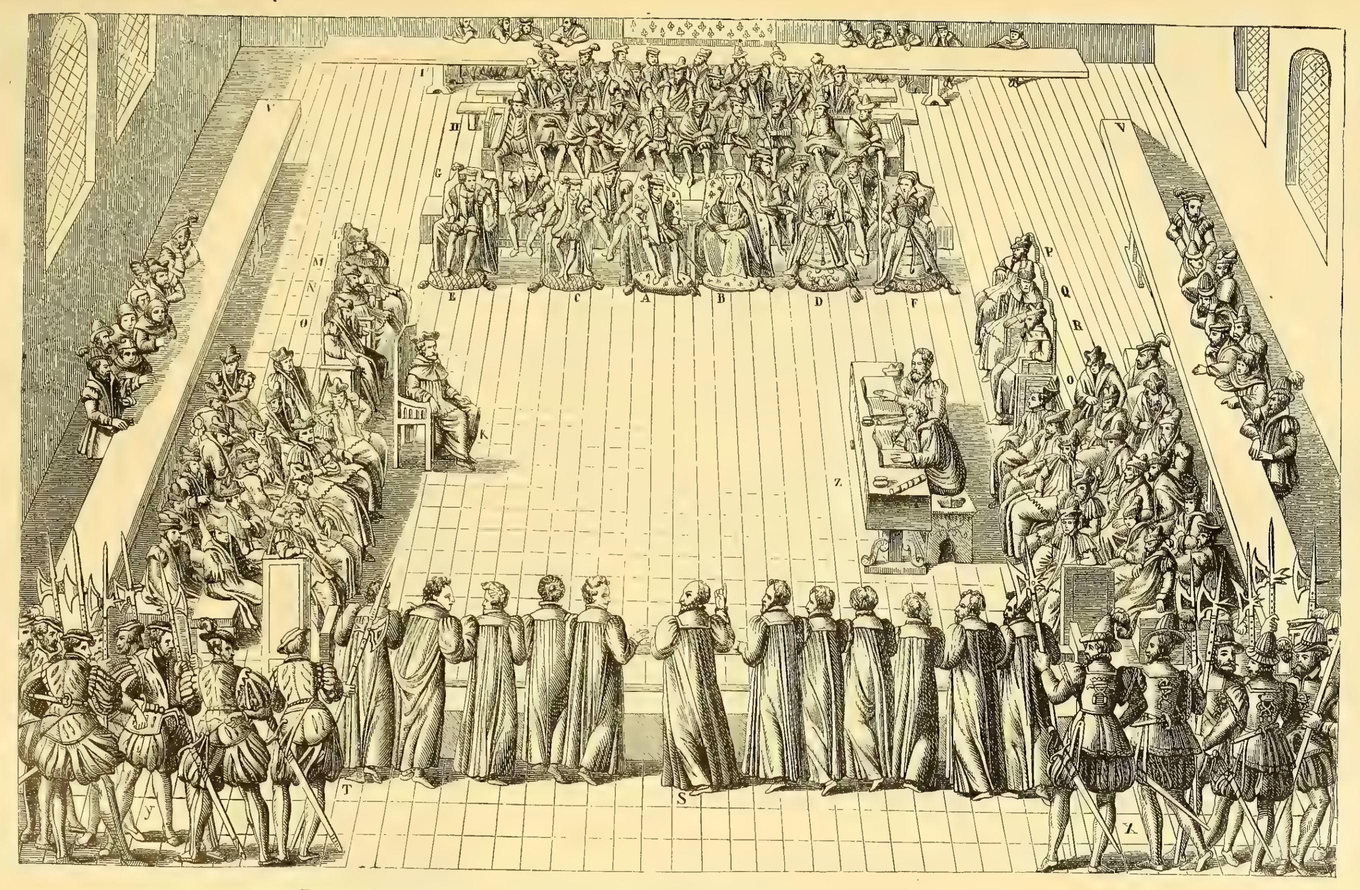
233. **Michael de l'Hôpital.**
Nach einem gleichzeitigen Gemälde.

Man forderte die Einziehung sämtlicher Kirchengüter und ihren Verkauf für königliche Rechnung; aus dem Erlös, den man auf 120 Millionen Livres veranschlagte, sollten 42 Millionen zur Abtragung der erdrückenden königlichen Schuldenlast, welche die Kriege Franz' I. und Heinrichs II. aufgehäuft hatten, verwendet, 48 Millionen kapitalisiert und ihre Zinsen zur Besoldung des Klerus bestimmt, 20 Millionen den Städten geliehen werden. Ferner sollten sich die Stände regelmäßig alle zwei Jahre versammeln, auch die Erblichkeit der Parlamentssitze sollte fallen, an ihre Stelle die Wahl auf drei Jahre treten. Die Ausführung dieser Vorschläge würde in Frankreich



234. Die Versammlung der drei Stände (Generalstände) zu Orléans im Januar 1561. Nach einem Stich von Tortorel und Périssin.

A Der König. B Die Königin-Mutter. C Der Bruder des Königs. D Die Schwester des Königs. E Der König von Navarra. F Die Herzogin von Ferrara. G Der königl. Oberstkämmerer von Guise. H Die Prinzen. J Die Kardinäle. K Der Connétable. L Der Kanzler. M Die Marschälle und der Admiral von Frankreich. N Die königl. Geheimräte. O Die Ordensritter. P Die vier Sekretäre. Q M. de Cypierre. R M. de Cursol. S Mitglieder des Klerus und des dritten Standes. T Die Deputierten des Adels und des dritten Standes. V Edelleute und andre. X Quentin, Deputierter des Klerus (redend).



235. Das Religionsgespräch von Poissy am 9. Dezember 1561. Nach einem Stich von Tortorel und Périssin.

A Der König Karl IX. von Frankreich. B Die Königin-Mutter. C Des Königs Bruder. D Dessen Gemahlin. E Der König Anton von Navarra. F Die Königin von Navarra. G Ein Prinz von Geblüt. H Königliche Kammerherren. J Tafel der Äbtissin. K Der Kardinal von Lothringen. L Der Kardinal von Tournon. M Der Kardinal von Châtillon. N Der Kanzler. O Bischöfe und Doktoren. P Kardinal von Armagnac. Q Kardinal von Bourbon. R Kardinal von Guise. S Theodor Beza (redend). T Die ihn begleitenden Prediger. V Tafel der Nonnen. X Leibwache des Königs. Y Schweizergarden. Z Königlicher Geheimschreiber.

die konstitutionelle Monarchie fest begründet und die Kirche von der Staatsgewalt abhängig gemacht haben; aber die Regierung war unfähig, so kühnen Gedanken zu folgen, und begnügte sich damit, daß die Geistlichkeit, um den herannahenden Sturm zu beschwören, ihr auf sechs Jahre 1 600 000 Livres jährlich zur Verfügung stellte.

Religionsgespräch von Poissy.

Auch die gleichzeitige Kirchenversammlung im nahen Poissy führte nicht zur Verständigung. Glänzend war die alte Kirche durch sechs Kardinäle und 36 Bischöfe vertreten, auch der Jesuitengeneral Laynez hatte sich eingefunden. Von der andern Seite führten Theodor Beza von Genf und Petrus Martyr von Zürich das Wort, und jener besonders in so geistvoller und einnehmender Weise, daß er wenigstens die alten Vorurteile, als habe man es nur mit den ungeordneten Ansichten einiger Sektierer zu thun, glänzend widerlegte; ja der Kardinal von Lothringen ließ sich herbei, die katholische Abendmahlslehre ihm gegenüber zu verfechten. Eine Vereinigung der Ansichten selbst wurde freilich nicht erreicht, so wenig wie bei den früheren Religionsgesprächen in Deutschland, aber man stand sich doch nicht mehr so schroff und feindselig gegenüber.

Duldungsedikt von St. Germain.

Die Früchte zeigten sich bald. Der milde Kanzler l'Hôpital versammelte die Vertreter der acht Parlamente zu St. Germain und empfahl ihnen im Hinblick auf die gänzliche Fruchtlosigkeit der bisherigen Ketzerprozesse und die große Zahl der reformierten Gemeinden die Verkündigung voller Religionsfreiheit. Dazu kam es allerdings nicht, aber das Duldungsedikt von St. Germain vom 17. Januar 1562 gewährte den Protestanten doch freie Ausübung ihrer Religion außerhalb der Städte, unter der Bedingung, daß sie die katholischen Feiertage beobachteten und für ihre Versammlungen die Erlaubnis der königlichen Beamten einholten. Nach langem Ringen waren so die Reformierten in den Frieden des Reiches aufgenommen, ihr Glaube wurde ihnen nicht länger zum Verbrechen gemacht, der erste Schritt zur vollen Gleichberechtigung der Bekenntnisse war geschehen.

Die französischen Religionskriege bis zur Bartholomäusnacht und ihren Folgen.

1562—1573.

Macht der Reformierten.

Wenn etwas die Durchführung des Duldungsedikts zu sichern schien, so war es die Macht der Reformierten. Schon im Jahre 1558 hatte man unter den etwa 12 Millionen Franzosen 400 000 erklärte Calvinisten gezählt, seitdem muß ihre Zahl sehr erheblich gestiegen sein, zu Ende des Jahres 1561 sollen sie den vierten Teil des ganzen Volkes gebildet haben. Im Jahre 1562 rechnete Beza 2150 reformierte Gemeinden in ganz Frankreich. Sie bestanden hauptsächlich im Süden und Westen des Landes, wo ständische Provinzialverfassungen (wie z. B. die von Béarn, dessen verschiedene landschaftlichen Sonderrechte Heinrich d'Albret zum Fors général zusammengefaßt hatte), Unterschiede in der Volksart und die Entfernung von der Hauptstadt eine größere Selbständigkeit der Bewegung gestatteten. An der mittleren Loire, um Orléans, in Maine, Touraine und Anjou hatte fast jede größere Stadt eine Gemeinde; in den Küstenlandschaften zwischen der unteren Loire und der unteren Garonne gehörte den Hugenotten das Übergewicht, die Seestadt La Rochelle war sogar ganz protestantisch. Nicht anders sah es in Guyenne und Languedoc aus. Dort war Montauban Hauptsitz des neuen Glaubens, hier vor andern Carcassonne, Montpellier und Nîmes. Schwächer war der Protestantismus im Norden und Osten, in der Provence, in dem Dauphiné und Burgund, von Lothringen ganz abgesehen, das deutsches Reichsgebiet war und wo die Guisen regierten. Um und in Paris gab es mehrere Gemeinden,

St. Germain-en-Laye hieß sogar das kleine Genf. In der Normandie hatte bereits jeder ansehnliche Ort eine reformierte Gemeinde nach dem Muster von Rouen, in der abgeschlossenen Bretagne dagegen beschränkte sich der Protestantismus auf wenige Städte, wie Nantes und Rennes.

Noch bedeutender als durch ihre Zahl erschienen die Reformierten durch die gesellschaftliche Stellung der Glaubensgenossen. Im Herbste 1561 führte eine Eingabe vermittelnder Prälaten aus: drei Viertel der Gebildeten, Edelleute, Gelehrte, reichere Bürger und altgediente Soldaten seien hugenottisch, sie verfügten über Reichtum und Waffen und hielten so fest unter sich zusammen, daß ihre gewaltsame Bekehrung ganz unmöglich sei. Die oberen Schichten der französischen Gesellschaft also, nicht aber die Massen der Kleinbürger und des Landvolkes gehörten dem reformierten Bekenntnis an. Darin lagen seine moralische Stärke und seine materielle Schwäche.



236. Franz von Guise. Nach einem Kupferstiche.

Doch die katholische Gegenströmung war immer noch sehr stark, ja gerade der Gegensatz zu den Hugenotten hatte nach und nach die katholische Gesinnung auch dort wiederbelebt, wo sie schon erstorben schien. Die Guisen besaßen zwar nicht mehr die Leitung der Geschäfte, aber immer noch Macht genug. Schon im April 1561 hatten Franz von Guise, der Connétable von Montmorency und der Marschall André das sogenannte „Triumvirat“ zur Wahrung des katholischen Glaubens abgeschlossen. Jetzt gelang es den Verbündeten, auch Anton von Navarra zu sich herüberzuziehen, der die Übermacht der katholischen Partei fürchtete und zugleich trügerischen Verheißungen glaubte, die ihm Entschädigung für das längst verlorene spanische Navarra in Italien oder Afrika vorspiegelten. „Er hat sein Erstgeburtsrecht um ein Linsengericht verkauft!“ rief Johanna d'Albret aus, als sie den Abfall des Gemahls erfuhr. Sie hat ihn nicht wiedergesehen. Wichtiger noch als jene Privatverbindung war es, daß das

Ausbruch des ersten Religionskrieges.

Pariser Parlament nur widerwillig und erst auf einen direkten königlichen Befehl das Edikt von St. Germain registrierte. In Paris selbst hinderte der katholische Fanatismus der Bevölkerung seine Durchführung.

Vassy. Noch waren die Protestanten des mühsam errungenen Zugeständnisses nicht froh geworden, als eine blutige That sie zu eignem Schutze in die Waffen rief. Am 1. Mai 1562 kam Herzog Franz von Guise mit starkem bewaffneten Gefolge auf dem Wege nach Paris in dem königlichen Städtchen Vassy, unweit der lothringischen Grenze, an. Eben hielt die reformierte Gemeinde dort ihren Gottesdienst in einer Scheune ab. Davon unterrichtet, dringen die Edelleute in die Versammlung ein, sprengen sie auseinander, töten und verwunden eine Menge der Wehrlosen.

Charakter des Krieges. Dies ruchlose „Blutbad von Vassy" gab das Signal zu den sechsunddreißigjährigen Bürger- und Religionskriegen in Frankreich (1562—1598), die thatsächlich einen einzigen großen Krieg darstellen, der nur von kurzen Waffenstillständen unterbrochen wird. Es handelt sich für die Reformierten um Gewinnung vollständiger Religionsfreiheit; um sie zu verbürgen, suchen sie sich — anders wie in Deutschland — der höchsten Gewalt zu bemächtigen, das Königtum unter ihren Einfluß, später in ihre Hände zu bringen. Die auswärtigen Mächte greifen sehr bald mindestens durch Hilfstruppen in den großen Kampf ein, England, die Protestanten Deutschlands und der Schweiz für die Hugenotten, Spanien, der Papst, die deutschen und schweizerischen Katholiken für das katholische Königtum. Unbedenklich verbindet sich der Hugenott mit dem fremden Glaubensgenossen gegen den andersgläubigen Landsmann, nicht anders sein kirchlicher Gegner, und so wird Frankreich, nur in minder ausgedehntem Maße als im 17. Jahrhundert Deutschland, das Schlachtfeld der großen kirchlich-politischen Parteien ganz Europas. Zwischen den ringenden Gegnern hebt sich zuweilen der national-französische Gedanke empor, aber die Leidenschaften übertäuben immer wieder seine Stimme; erst Heinrich IV. bringt ihn zur Geltung und endet den Religionskrieg, indem er sich der höchsten Gewalt bemächtigt, gleichzeitig aber persönlich seinen reformierten Glauben aufgibt.

Der erste Religionskrieg. Katharina von Medici wollte sich keineswegs etwa den Guisen in die Arme werfen; sie rief vielmehr von Fontainebleau aus den Prinzen Condé zu ihrem Schutze an. Doch die Guisen handelten rascher als er; sie bemächtigten sich des Hofes und zwangen ihn zur Rückkehr nach Paris, das ganz auf ihrer Seite stand. Auf diese Nachricht — denn nunmehr regierten wiederum die Guisen — erhoben sich der reformierte Adel des ganzen Südwestens und die überwiegend protestantischen Städte an der mittleren und unteren Loire, in Poitou, Guyenne, Languedoc und in der Normandie; überall wurde hier das Januaredikt proklamiert, und Condé richtete eine Art von protestantischer Gegenregierung ein.

Der Hauptpunkt war zunächst Orléans. Freilich ein regelmäßiger Krieg ließ sich mit den Streitkräften, wie sie Condé und seine Nachfolger im Kommando zur Verfügung hatten, nicht führen. Es waren teils Freiwillige vom Adel, teils fremde Söldner; jene hielten nur so lange aus, als sie Lust hatten, und glaubten namentlich jeden etwaigen Sieg daheim auf ihren Schlössern feiern zu müssen, diese blieben nur so lange, als sie bezahlt wurden. Ihnen gegenüber stellten die Königlichen wenigstens eine stehende Truppe, die Gendarmen, im übrigen aber auch meist fremde Söldner ins Feld, waren also kaum in besserer Lage als die Hugenotten. Deshalb bewegte sich der Krieg meist in kleineren Unternehmungen, in Belagerungen und Entsatzschlachten, zumal da beinahe jede Landschaft konfessionell gespalten war und also beiden Parteien Stütz- und Angriffspunkte bot. Zwischen den haßerfüllten Gegnern „verschwand die Regierung eines Knaben und einer Frau".



Das dritte Treffen in der Schlacht bei Dreux (am 19. Dezember 1562), in dem der Marschall St. André fiel.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Hogenberg.

In der Normandie ging der Kampf für die Hugenotten unglücklich. Hier übernahm der abtrünnige Anton von Navarra die Belagerung von Rouen. Dabei wurde er selbst tödlich verwundet und starb am 17. November 1562, doch die Stadt wurde am 28. Oktober nach tapferer Gegenwehr erstürmt, acht Tage lang geplündert und durch Hinrichtung der vornehmsten Protestanten gezüchtigt. Auch Dieppe und Caen fielen den Katholischen in die Hände, nur Havre behaupteten englische Hilfstruppen. Um der schwerbedrängten Normandie Hilfe zu leisten, rückte Condé von Orléans aus über Chartres nordwärts vor. Aber am 19. Dezember 1562 sperrten ihm die Katholischen, meist Deutsche und Schweizerregimenter, bei Dreux an der Eure den Weg und warfen ihn zurück. Doch waren die Verluste beiderseits sehr groß und die Schlacht nicht eigentlich entscheidend. Von katholischer Seite fiel St. André, und Montmorency wurde gefangen, von protestantischer geriet Condé in Feindeshand. Coligny, der an seiner Stelle den Befehl übernahm, führte das Heer ungefährdet nach Orléans zurück und verteidigte die Stadt, wo die Familien der Hugenottenführer Zuflucht gefunden hatten, wacker gegen die Belagerer unter Guise, der ihr das Schlimmste drohte und nicht Alter noch Geschlecht schonen wollte. Da schlich sich der hugenottische Edelmann Poltrot de Merey in die Nähe des katholischen Lagers und streckte den Herzog, den Todfeind seines Glaubens, als er am Rande eines Waldes mit nur zwei Begleitern einherschritt, durch einen meuchlerischen Schuß zu Boden (18. Februar 1563); wenige Tage nachher, am 24., starb der Verwundete. Der Jubel im protestantischen Lager, daß dieser „Feind Gottes" gefallen und die Kirche von ihm befreit sei, war ebenso groß wie die Erbitterung der Katholiken, die nach den erzwungenen und verworrenen Geständnissen des gleich nachher gefangenen Poltrot sofort behaupteten, Coligny sei der Anstifter der That. Das ist er nicht gewesen, der Entschluß zu ihr lag vielmehr gewissermaßen in der Luft, aber mit einem Gefühle der Erlösung hat auch der Admiral den Fall seines grimmigsten Feindes begrüßt.

Jedenfalls entschied Guises Tod den Frieden. Katharina sah sich von einer lästigen Vormundschaft glücklich befreit, wie sie denn offen gestand, es wäre für Frankreich besser gewesen, wenn der Herzog schon früher gestorben wäre; sie trat sofort für den Frieden ein. Darüber verhandelten die beiden freigelassenen Gegner Condé und Montmorency auf einer Loireinsel bei Orléans, und am 15. März 1563 kam er durch das Edikt von Amboise zustande. Freilich wurde das Januaredikt von 1562 darin erheblich beschränkt. Nur in den Städten, wo es wirklich durchgeführt war, sollte es gelten, außerdem in jedem Bezirk den Reformierten ein Ort zur Ausübung ihres Kultus angewiesen, den hohen Vasallen aber auf ihren Schlössern überhaupt Kultusfreiheit, dem niederen Adel wenigstens Hausgottesdienst gestattet werden. Edikt von Amboise.

Seitdem gab es wieder eine königliche Gewalt. Sie wandte sofort ihre Kräfte gegen Havre und entriß es den Engländern schon im Juli 1563. Um ihre Macht noch mehr zu befestigen, ließ Katharina den erst vierzehnjährigen König Karl IX. für mündig erklären (17. August 1563) und beseitigte so jeden etwaigen Anspruch königlicher Prinzen auf die Vormundschaft, während sie doch den Sohn nach wie vor in der Hand hielt.

Der Friedenszustand schien gesichert. Im Dezember 1563 kamen Condé und Coligny mit großem Gefolge an den königlichen Hof nach Paris. Fest folgte auf Fest, und Condé schwamm mit vollem Behagen in diesem Strome. Auch die Guisen schienen zufriedengestellt, da die Ämter des gefallenen Herzogs unter sie verteilt wurden. In dieser verhältnismäßig langen Friedenszeit bildeten auch die Hugenotten ihre Organisation mehr und mehr aus. Eine eiserne Kirchenzucht überwachte das Leben der Gläubigen in allen Beziehungen und erfüllte alle mit dem Geiste sittlichen Ernstes und hingebenden Opfermuts. Assembleen und Generalsynoden leiteten die politisch-militärischen und die Organisation der Hugenotten.

kirchlichen Angelegenheiten mit unbedingter Vollmacht. Um die geistige Kraft, die diese Kirche geschaffen hatte, stets lebendig zu erhalten, legten die Hugenotten auf das Unterrichtswesen den größten Wert. Sie gründeten nach und nach fünf Akademien (Hochschulen) in Saumur, Montauban, Nîmes, Montpellier und Sedan. So glichen sie in ihrer straffen Organisation und dem einheitlichen Geiste, der sie durchdrang, einem stets schlagfertigen Heere, und nur dadurch wurde es dieser kleinen Minderheit möglich, der großen Mehrheit der Nation so zähen Widerstand zu leisten. Freilich wurde durch dies alles auch der Spalt erweitert und vertieft, der die Calvinisten von den Katholiken schied und dadurch wieder die Wahrung des schwer errungenen Friedensstandes zweifelhaft.

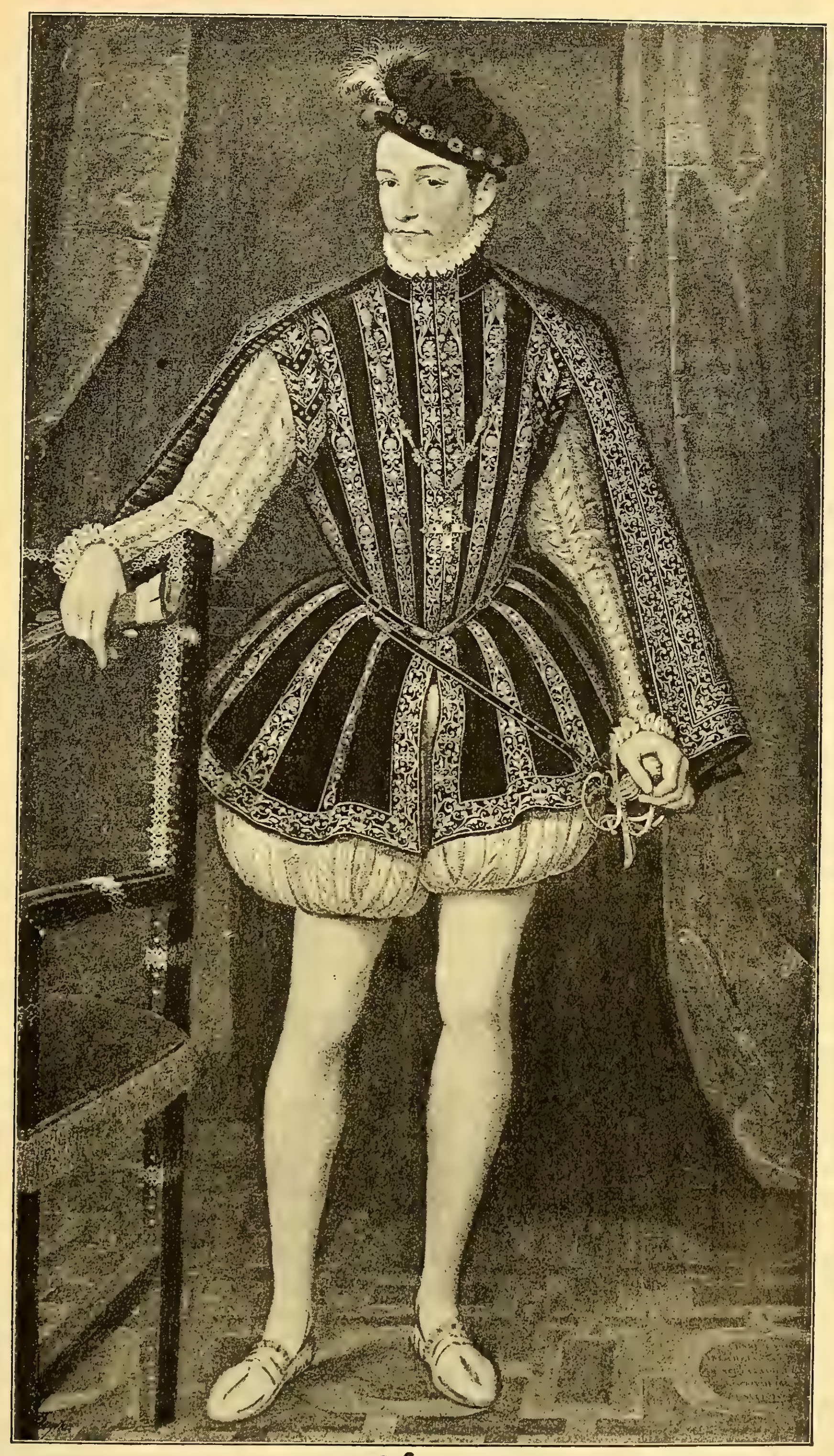
Drohende Anzeichen.

Denn ein Friede kann nur bestehen, wenn er auf der friedlichen Gesinnung der Parteien beruht, und daß eine solche mindestens auf katholischer Seite überhaupt nicht vorhanden war, mußte dem Hofe auf einer Rundreise klar werden, die er im Sommer 1565 unternahm. In Lyon sagte man der Königin rund heraus, wenn die Regierung nicht gegen die Hugenotten vorgehe, so werde sich die Aufregung der Katholiken gegen sie selbst wenden. In Bayonne traf dann Katharina mit ihrer Tochter, Königin Isabella (Elisabeth) von Spanien, zusammen. Hier drängte namentlich Herzog Alba auf entscheidende Maßregeln, und da Katharina so gut wie Karl IX. solchen sich noch völlig abgeneigt zeigte, so kamen die Spanier schon auf den Gedanken, gelegentlich mit den Häuptern der katholischen Partei selbst gegen die Krone in Verbindung zu treten. Aber wenn sich der französische Hof dort auf eine Vereinbarung mit den Spaniern noch nicht einließ, so hatte sich doch Katharina anderseits mehr und mehr davon überzeugt, daß die große Masse des französischen Volkes katholisch bleiben wolle. Sie war daher entschlossen, auch dem Königtume seinen katholischen Charakter zu wahren, und also gewiß für die Hugenotten keine irgendwie zuverlässige Beschützerin; sie entfernte eben damals alle Hofdamen, die sich den katholischen Zeremonien entzogen, und machte sie selber eifrig mit. Dazu wurde ihr der Ehrgeiz Condés unbequem, der gern an die Spitze des Heeres gestellt worden wäre und sich grollend vom Hofe zurückzog, als ihm dies nicht gelang. So wuchs wieder der Einfluß der Guisen; der Kardinal selber erschien am Hofe, und alsbald begannen auffällige Rüstungen; die Gendarmen wurden vermehrt, 6000 katholische Schweizer in Dienst genommen.

Aber auch die Ereignisse in den Niederlanden beunruhigten die Hugenotten. Im August 1566 brach dort der schreckliche Bildersturm aus, dessen Folge die blutige Niederwerfung des Aufruhrs und der Zug Albas nach Flandern waren. Als dieser von Genua her durch Savoyen heranrückte, fürchtete man ebenso in Genf einen Angriff der Spanier und traf Verteidigungsmaßregeln, wie die französischen Reformierten den Hof in Verdacht hatten, als ob er mit Alba gegen sie vorzugehen beabsichtigte. Als nun aus Brüssel die erschütternde Nachricht von der Gefangennahme Egmonts und Hoorns (9. September 1567) anlangte, da beschlossen die Hugenotten, übrigens gegen Colignys Rat, loszuschlagen, um einer, wie sie meinten, drohenden Gefahr zuvorzukommen, zunächst aber sich des Hofes zu bemächtigen.

Der zweite Religionskrieg.

Die Gelegenheit schien günstig, denn der König verweilte damals auf dem einsamen und unbefestigten Landsitze Monceaux bei Meaux, die 6000 jüngst geworbenen Schweizer standen auf ihrem Marsche ins Innere noch zwei Tagemärsche davon in Château-Thierry. Indes wurde der Hof doch aufmerksam auf die Ansammlung hugenottischer Edelleute in der Nachbarschaft; er ordnete die Vereinigung aller erreichbaren Truppen, vor allem den sofortigen Anmarsch der Schweizer an und brach dann am 28. September 1567, von 900 Gendarmen und den 6000 Schweizern gedeckt, von Meaux nach Paris auf. Unterwegs verlegte Condé mit kaum 600 Pferden die



Charles

237. Karl IX., König von Frankreich.
Nach einem Gemälde von F. Clouet in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.

Straße; allein die Schweizer unter dem tapferen Obersten Ludwig Pfyffer, in speerstarrende Vierecke geschart, deckten den König, und er kam am Nachmittag glücklich in der Hauptstadt an.

So war abermals das Zeichen zum Bürgerkriege gegeben, diesmal durch die Hugenotten. Während Karl IX. seine Vasallen aufbot und die Guisen mit den Spaniern anknüpften, erschien Condé mit starken Kräften vor Paris. Aber in der Schlacht bei St. Denis unter dem Abhange des Montmartre wurde er geschlagen (10. November 1567) und mußte zurückweichen. Auf der andern Seite war jedoch der Connétable von Montmorency, einer seiner Hauptgegner, gefallen, und Katharina zeigte durchaus keine Neigung, sich durch Annahme eines spanischen Hilfsheeres, das ihr Alba anbot, von Spaniens Gnade abhängig zu machen. Es war ihr deshalb kaum unlieb, daß die Hugenotten, die Condé bis nach Lothringen geführt hatte, dort deutsche Hilfstruppen unter Johann Kasimir von der Pfalz heranzogen, und mit ihnen vereint, Chartres aufs härteste bedrängten (Februar 1568). Das Übergewicht, das sie damit augenblicklich erlangten, und die drängende Geldnot im eignen Lager gaben der friedlichen Partei am Hofe, dem Kanzler l'Hôpital voran, wieder das Übergewicht, und nach längeren Verhandlungen zu Longjumeau wurde in Form eines königlichen Edikts am 23. März 1568 die Friedensurkunde ausgefertigt, die das Januaredikt von 1562 ohne jede Beschränkung wiederherstellte.

Indessen an die Dauer dieses Friedens glaubte niemand. Die Hugenotten mißtrauten dem Hofe nach wie vor und hofften noch auf die Gewinnung vollständiger Religionsfreiheit. Die Katholiken wiederum waren tief erbittert über jene Erhebung der Hugenotten und betrachteten jedes Zugeständnis an die Ketzer als einen Abfall von Gott, bildeten daher überall Verbindungen zur Bekämpfung des Protestantismus, und wo sie die Mehrheit hatten, da scheiterte die Durchführung des Edikts an ihrem Widerstande. Dazu drängte Papst Pius V. vorwärts, indem er den Verkauf von Kirchengütern zum Zwecke der Ausrottung der Ketzerei gestattete, und Philipp II. und Alba, die eben mit den ersten Befreiungsversuchen der nassauischen Fürsten in den Niederlanden fertig geworden waren, boten ihre Hilfe an. Diesmal mit rascherem Erfolge. Denn Katharina und Karl IX. hatten den Tag von Meaux nicht vergessen, sie grollten den Hugenotten mehr als Rebellen denn als Ketzern. So verlor der Hauptvertreter der Vermittelungspolitik, l'Hôpital, bald allen Einfluß im Staatsrat und wurde kurz danach entlassen; die Königin machte ihre Politik wieder mit dem fanatischen Kardinal von Lothringen und dem Parlamentspräsidenten Birago.

Der dritte Religionskrieg. Ein großer Schlag sollte die Hugenotten treffen. Wie Alba in den Niederlanden sich zunächst der Häupter bemächtigt hatte, so sollte es auch in Frankreich geschehen; der Gouverneur von Burgund, Tavannes, sollte Coligny, d'Andelot und Condé auf ihren Schlössern aufheben. Sie befanden sich damals, schon mißtrauisch geworden durch die Äußerungen des katholischen Fanatismus um sie her, nahe bei einander in Noyers und Tanlay (östlich von Auxerre), und da eine Art Protest gegen die wider sie gerichteten Maßregeln, den sie an den König sandten, wirkungslos blieb, so brachen sie alle drei mit ihren Familien und bewaffneter Mannschaft am 25. August von Noyers auf und wagten die weite gefährliche Reise quer durch Frankreich nach La Rochelle. Diese kleine Seestadt sollte fortan die feste Burg des französischen Protestantismus werden. Von einer seetüchtigen, kühnen und wohlhabenden Bevölkerung bewohnt, hatte La Rochelle mit eigner Kraft die englische Herrschaft abgeworfen und dafür von Karl V. dem Weisen (1364—1380) volle Selbstverwaltung sowie Freiheit von jeder königlichen Besatzung erhalten. Seit 1556 war die ganze Stadt reformiert, auch das umliegende Gebiet fast rein protestantisch. Hier langten die drei Führer der Hugenotten, unterwegs

mehrfach bedroht, aber auch durch zahlreiche protestantische Edelleute verstärkt, am 19. September an.

Kurz nach ihnen kam auch Johanna d'Albret. Die Königin hatte an den beiden ersten Religionskriegen keinen Anteil genommen, weil ihr Gemahl auf der andern Seite stand, vielmehr in ihrem kleinen Lande den Protestantismus, wenngleich nicht ohne Widerstand der katholisch gebliebenen Barone, vollständig durchgeführt und in Orthez 1566 eine reformierte Akademie gegründet. Währenddem ließ sie ihren Sohn Heinrich in einem einsamen Pyrenäenschlosse als einen abgehärteten Sohn seiner heimatlichen Berge aufwachsen, denn sie sah eine stürmische Zukunft für ihn voraus. Jetzt, als sie den gegen Condé und Coligny beabsichtigten Schlag erfuhr, zögerte sie keinen Augenblick mehr, für das Recht ihres Hauses und für ihren Glauben Partei zu ergreifen. Von Nérac aus trat sie mit ihren beiden Kindern Heinrich und Katharina unter starker Bedeckung die Reise an. Der Gouverneur von Guyenne, Montluc, hatte Befehl, sie nicht aus dem Lande zu lassen, aber sie entkam durch List und war dann schneller als er, so daß sie, von Condé eingeholt, am 28. September ungefährdet La Rochelle erreichte. In glänzender Kavalkade, ihren Sohn und Condé zur Seite, ritt Johanna in die Stadt ein, erwiderte die Ansprache des Maires in schwungvoller Rede und hatte die Freude, daß auch ihr Sohn durch sein leutseliges, gewandtes und dabei bescheidenes Wesen die allgemeine Zuneigung gewann. Den Oberbefehl über die hugenottischen Streitkräfte übernahm Condé; der Königin fiel die schwierige Leitung der Finanzen und der auswärtigen Geschäfte anheim. Vor allem gelang es ihr, von England Geld und Geschütze zu erhalten; im übrigen half man sich mit der Einziehung der katholischen Kirchengüter, gleichzeitig bedeckten hugenottische Kaperschiffe die See. Da strömten nun auch von allen Seiten die Reformierten zu den Fahnen, und noch im Herbste 1568 standen 25 000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter schlagfertig da.

Für die Hugenotten handelte es sich keineswegs nur um die Behauptung oder Erweiterung ihrer Rechte, sondern einfach um ihr Dasein. Das königliche Edikt am 28. September hatte alle bisherigen Zugeständnisse förmlich aufgehoben, den protestantischen Predigern geboten, binnen vierzehn Tagen Frankreich zu verlassen, alle reformierten Beamten des Dienstes entlassen und den Hugenotten nur Gewissensfreiheit eingeräumt. Damit drückte der König dem Kampfe recht eigentlich den Charakter eines Religionskrieges auf und zwang die Protestanten zum äußersten Widerstande.

Das Jahr 1568 brachte noch keine Entscheidung, verlief aber für die Hugenotten nicht ungünstig. Sie bemächtigten sich fast des gesamten Gebiets zwischen der unteren Loire und Garonne, und die nicht eben starken königlichen Truppen unter dem nominellen Oberbefehle des Herzogs Heinrich von Anjou räumten sogar den wichtigen Loireübergang bei Saumur. Entschiedeneres Vorgehen der Königlichen hinderte nicht nur der überaus strenge Winter, sondern auch die bedrohliche Bewegung Wilhelms von Oranien, der nach den Niederlagen seiner Brüder im September über die Maas in die südlichen Niederlande vordrang, dann aber, da er hier keine Unterstützung fand und Alba ihm den Rückweg abschnitt, plötzlich in Frankreich einbrach und bis Soissons vorging. Nur Geldnot und die Weigerung vieler seiner Offiziere, gegen den König von Frankreich zu fechten, zwangen ihn zum Abmarsch durch Lothringen nach dem Rhein (siehe unten).

Für den Feldzug des Jahres 1569 wurden von beiden Seiten die größten Anstrengungen gemacht. Für den König rückten päpstliche, toscanische, spanische und deutsche Hilfstruppen, diese unter dem katholischen Markgrafen Philibert von Baden ins Feld, für die Hugenotten dagegen rüstete Pfalzgraf Wolfgang von Zweibrücken ein

stattliches Heer. Um ihn vom Innern Frankreichs abzuhalten, übernahm der Herzog von Aumale, ein Guise, das Kommando im Osten, im Westen gegenüber Condé führte es Anjou. Als nun Condé von La Rochelle her die Charente hinaufzog, um dem Pfalzgrafen engegenzugehen, begegnete ihm am 13. März bei Jarnac an der Charente das königliche Heer. In blutiger Schlacht wurden die Hugenotten zurückgeworfen, Condé selbst gefangen und von dem katholischen Edelmann Montesquiou hinterher meuchlerisch erschossen. Während nun am königlichen Hofe großer Jubel über den Sieg herrschte und in der Kapelle des Louvre das Tedeum angestimmt wurde, hielten die Hugenotten sich ungebrochen aufrecht. Coligny hatte das geschlagene Heer nordwestwärts nach St. Jean d'Angely zurückgeführt. Hier erschien auf seine Bitte Johanna im Lager; sie ritt die Front der Armee entlang, die sie mit gesenkten, florumwundenen Fahnen empfing; dann aber, hingerissen durch ihre feurige Ansprache, brachen die Truppen in begeisterten Jubel aus und verlangten stürmisch den Prinzen von Navarra zum Oberbefehlshaber. Die Königin gab dies zu, aber das Kommando wurde seitdem thatsächlich von Coligny und seinem Bruder d'Andelot geführt. Gleichzeitig warf Montgomery einen Aufstand der katholischen Barone von Béarn zu Boden und stellte überall die Gewalt der Königin wieder her.

Schon aber war der Pfalzgraf Wolfgang von Hagenau her in Bewegung durch Burgund nach der oberen Loire. Aumale wich ihm aus, Anjou und Nemours, die ihm zur Seite blieben, wagten keinen Angriff, und so bemächtigten sich die Deutschen des wichtigen Loireüberganges bei La Charité (unterhalb Nevers) und drangen unaufhaltsam westwärts vor. In der Nähe von Limoges trafen sie mit Coligny zusammen, aber ihr Führer erlag dort fast in demselben Augenblicke einem hitzigen Fieber (11. Juni). So verstärkt griff der Admiral am 25. Juni den Herzog von Anjou in seiner festen Stellung bei La Roche-Abeille an, ohne ihn indes daraus vertreiben zu können, und wandte sich dann, da der Herzog der Ernte wegen die meisten Truppen einstweilen in die Heimat entließ, gegen Poitiers, fast den einzigen größeren Platz im Poitou, der noch nicht in den Händen der Hugenotten war. Die Stadt widerstand indessen aufs tapferste von Ende Juli bis Anfang September, und als nun wieder Anjou herankam und Châtellerault (nördlich von Poitiers) angriff, da wich Coligny wieder westwärts zurück. Die Königlichen folgten, und der Admiral nahm am 3. Oktober bei Moncontour die gebotene Hauptschlacht an. Obwohl das hugenottische Heer nur etwa 18000 Mann und auch das königliche nicht über 25—26000 Mann zählte, so standen doch auf diesem Schlachtfelde fast alle Nationen West- und Mitteleuropas einander gegenüber. Auf reformierter Seite fochten neben den Franzosen die Deutschen des Pfalzgrafen Wolfgang, auf der andern Schweizer, Italiener, Spanier und katholische Deutsche. Die Schlacht, in der sich diese buntgemischten Heerhaufen maßen, dauerte nur zwei Stunden, war aber sehr hitzig und blutig. Schließlich blieb der Sieg abermals dem viel stärkeren königlichen Heere, aber Coligny, selbst durch einen Schuß in der Wange verwundet und unfähig, zu Pferde zu steigen, führte doch seine Armee in guter Ordnung in der Richtung auf La Rochelle nach Niort zurück, während 4000 Deutsche seinen Abmarsch deckten und dabei fast bis auf den letzten Mann niedergehauen wurden. Auch diesmal waren die Reformierten nichts weniger als entmutigt, La Rochelle blieb ihre feste Burg, und die Königlichen selbst benützten ihren Sieg fast gar nicht, da der König, der jetzt selber beim Heere erschienen war, seinem Bruder Anjou die Ehre einer vollständigen Überwältigung der Hugenotten nicht gönnte. So begnügte man sich mit der Einnahme von St. Jean d'Angely, das erst am 2. Dezember kapitulierte, und richtete gegen La Rochelle nur kleinere planlose Angriffe bis ins Jahr 1570 hinein.

Inzwischen hatte aber Coligny den kecken Zug nach dem Süden angetreten, der schließlich den Frieden brachte. Sein Plan war, seine Truppen bezahlt zu machen, die Feinde zu schrecken und womöglich Paris zu bedrohen. Meist mit Reiterei wandte er sich in Begleitung Heinrichs von Navarra und des jungen Condé zunächst nach der Garonne, zog Montgomery an sich und drang dann über Toulouse nach der Südküste vor. An dieser entlang ging er über Montpellier und Nîmes nach der Rhone, dann diese hinauf nach Burgund hinein. Hier nahm er Arnay-le-Duc bei Autun und sah sich hier erst ein königliches Heer unter dem Marschall Cossé gegenüber. Doch waren beide Teile einer Schlacht abgeneigt, überdies trat am 14. Juli ein zehntägiger Waffenstillstand ein. Als dieser indes abgelaufen war, drang Coligny plötzlich die Loire abwärts gegen Paris vor. Schon stand seine Vorhut südlich von Montargis auf der großen Straße Gien-Paris, als die Kunde vom Abschluß des Friedens dem Heere Halt gebot (19. August).

Schon seit der Schlacht von Moncontour wurde daran gearbeitet. Große Erfolge hatten die Königlichen trotz ihrer Anstrengungen nicht zu verzeichnen, die Geldmittel waren völlig erschöpft, die fremden Truppen meuterten daher, und daß die Hugenotten nicht gebrochen waren, bewiesen ihre mutige Gegenwehr bei La Rochelle und der kühne Zug des Admirals. Der König gönnte außerdem dem Bruder nicht die Steigerung des Ansehens, die mit seinem Kommando naturgemäß verbunden war; Katharina, niemals eine Freundin des spanischen Einflusses und der Guisen, die ihn vertraten, und zudem seit dem Tode ihrer Tochter Elisabeth der verwandtschaftlichen Beziehungen zu Philipp II. ledig, wünschte sich wieder von der aufdringlichen und doch höchst unzureichenden Hilfe des Königs zu befreien. So lockerten politische Erwägungen den Bund, den kirchlicher Fanatismus geschlossen hatte, und die vermittelnde dritte Partei (tiers partie), durch den gemäßigten und patriotischen Connétable Franz von Montmorency, den Sohn des bei St. Denis im Jahre 1567 gefallenen, energisch vertreten, gewann die Oberhand. Am 8. August 1570 kam zu St. Germain-en-Laye der Friede zustande. In allen Städten, wo am 1. August protestantischer Kultus ausgeübt worden war, sollte er bleiben, doch wurden davon Paris und ein Umkreis von zehn Stunden sowie die jeweilige Residenz des Königs ausgenommen. Für den Adel trat das Edikt von Amboise (1563) wieder in Kraft. Außerdem erhielten die Reformierten in jedem Gouvernement zwei Orte zur Ausübung ihres Gottesdienstes angewiesen (im ganzen 24) und auf zwei Jahre die vier „Sicherheitsplätze“ (Zufluchtsorte) La Rochelle, Cognac, Montauban und La Charité eingeräumt. In bürgerlicher Beziehung sollten sie den Katholiken vollkommen gleichstehen, aber ihre Verbindungen auflösen und keine Truppen mehr anwerben.

Friede von St. Germain-en-Laye.

Frankreich atmete auf, als die Kunde von diesem „ewigen, unwiderruflichen“ Frieden erscholl. Es bedurfte ihn dringend, nur blinder Fanatismus konnte dies verkennen. Und dieser schien doch jetzt zum Schweigen gebracht zu sein. Am Hofe herrschte die „dritte Partei“; die Verbindung mit Spanien war gelöst, man dachte daran, im schärfsten Gegensatze zu Spanien, mit Elisabeth von England anzuknüpfen, Heinrich von Anjou oder dessen jüngeren Bruder Franz von Alençon mit ihr zu vermählen. Die Unterhandlungen gediehen wenigstens so weit, daß Aussichten auf die Vermählung mit Alençon vorhanden schienen, und am 29. April 1572 wurde sogar ein Verteidigungsbündnis mit England verabredet. Dies konnte seine Spitze nur gegen Spanien richten. Und noch weit direkter den spanischen Interessen feindlich war die Richtung, die seit dem Herbste 1571 bei König Karl IX. immer mehr zur Geltung gelangte. Einer förmlichen Einladung des Königs folgend, befand sich seit dem 12. September Admiral Coligny am königlichen Hofe zu Blois. Die Warnung Johannas hatte er mit den schönen Worten abgewiesen: „Ich vertraue auf die Ehre

Annäherung der Parteien. Versöhnungsversuche.

und das Wort meines Königs; sonst ist das Leben nicht länger Leben, wenn ich in beständiger Unruhe lebe." Karl IX. empfing ihn mit Katharina aufs gnädigste, nannte ihn „Vater", gab ihm einen Platz im Staatsrat und schenkte ihm 100000 Livres. Es ist richtig, der junge Fürst (geb. 1550) war in seiner Erziehung verwahrlost, heftig, leidenschaftlich, höchst unbeständig, in seinen Entschlüssen rasch wechselnd, aber nicht unempfänglich für echte Mannesgröße, wie sie ihm in Colignys vornehmer, fester, ehrlicher, dabei gewinnender Art entgegentrat. Zwischen Schmeichlern und Ränkeschmieden hatte er bisher gelebt; war es wunderbar, daß der erste große Charakter, dem er begegnete, seine Zuneigung in immer steigendem Maße gewann? Und Coligny wollte ja seinen Einfluß brauchen im Interesse nicht nur seiner Glaubensgenossen, sondern ganz Frankreichs. Er wollte die Nation wieder hinüberleiten in die Bahnen, die Franz I. und Heinrich II. eingeschlagen hatten, sie fortreißen zum Kriege gegen Spanien für die Befreiung der Niederlande. Dieser Gedanke war gut protestantisch, denn seine Ausführung sollte den protestantischen Niederlanden die Unabhängigkeit bringen; er war gut französisch, denn ein solcher Krieg mußte der spanischen Übermacht einen tödlichen Stoß versetzen und die Leidenschaften der Religionsparteien im Innern zurückdrängen. Der König, gelockt von den glänzenden Bildern der Ehre und des Ruhmes, die dieser Kampf zu bringen versprach, ging eifrig auf Colignys Pläne ein; Rüstungen aller Art wurden in Gang gesetzt, vor La Rochelle ein Korps von 6000 Mann zur Einschiffung nach den Niederlanden bereit gehalten; eine französische Freischar, meist Hugenotten, darunter der tapfere Franz de la Noue, „der Eisenarm", brach unter Genlis in Belgien ein, um Oranien zu Hilfe zu kommen; auf Colignys Rat erschienen die Kaperschiffe der „Wassergeusen" in den Gewässern von Holland, besetzten Brielle (1. April 1572) und gaben damit das Zeichen zur Erhebung. Als dann jene Freischaren von Alba bei Bergen (Mons) geschlagen wurden (19. Juli), beschloß der Staatsrat, sofort ein neues Heer in Bereitschaft zu setzen. Es fehlte nur noch an der offenen Kriegserklärung, zu der auch England drängte, um dann nachzufolgen. In Madrid hegte man die ernstesten Besorgnisse, obwohl man den Schein bewahrte, als sähe man nichts.

Vermählung Heinrichs (IV.) mit Margareta.

Während sich so am Hofe die Politik Colignys zur Herrschaft emporarbeitete, wurde noch ein andres Band zwischen dem Königshause und der hugenottischen Linie der Bourbonen geknüpft. Schon bald nach dem Frieden hatte man vom Hofe aus den naheliegenden Gedanken angeregt, die beiden Familien durch eine Heirat Heinrichs von Navarra mit Margareta, der Tochter Katharinas und Schwester Karls IX., näher zu verbinden. Auch vom rein politischen Gesichtspunkte mußte es vorteilhaft scheinen, mit dem Erben von Béarn und Navarra eine königliche Prinzessin zu vermählen, so wenig diese übrigens selbst davon auch wissen wollte, denn ihre Liebe gehörte dem jungen Herzog Heinrich von Guise. Auch Heinrichs Mutter Johanna sträubte sich gegen die Verschwägerung mit der herrschsüchtigen Italienerin, der sie in tiefster Seele mißtraute. Aber ihr Staatsrat beschloß trotzdem, als der königliche Abgesandte Biron in Pau erschien, auf die Vermählung einzugehen (Januar 1572). Mit schwerem Herzen fügte sich Johanna und machte sich im Frühjahr persönlich auf, um das Nähere noch zu regeln. In Tours traf sie mit Katharina und Margareta zusammen; da man sich jedoch über den Ort der Hochzeitsfeier, über die Residenz des jungen Paares und die Art der Religionsübung Heinrichs am Hofe nicht einigen konnte, so reiste Johanna weiter zum König, von dem sie mit großen Ehren empfangen wurde (4. März). Hier gab sie nun dem Begehren Katharinas nach, daß die Hochzeit in Paris gefeiert werde, und am 11. April wurde der Ehevertrag förmlich abgeschlossen. Der König achtete es nicht, daß Papst Pius V. gegen die Heirat mit einem „Ketzer" Einsprache erhob und auch den wegen zu naher Verwandtschaft der Brautleute notwendigen Dispens zur Eingehung der Ehe verweigerte. Ja es wurde sogar, zunächst jedenfalls,

um den Kardinal Karl von Bourbon zur Einsegnung zu vermögen, ein (gefälschter) Brief des französischen Gesandten in Rom vorgelegt, der das baldige Eintreffen des Dispenses in Aussicht stellte. So rüstete sich Heinrich zur Reise nach Paris. Seine Mutter kam dort bereits Ende Mai an und stieg im Hôtel Condé ab; doch fühlte sie sich sehr schwach, wie sie schon in La Rochelle brustleidend gewesen war. Am 4. Juni



238. **Margareta von Valois, erste Gemahlin Heinrichs IV.**
Nach einem Gemälde im Museum zu Montpellier.

mußte sie, an einer Lungenentzündung erkrankt, das Bett hüten, sie konnte noch ihre letzten Anordnungen treffen trotz großer Schmerzen und am 8. Coligny empfangen; am 9. Juni verschied sie friedlich im Glauben ihrer Kirche.

Ihr Tod schob die Hochzeitsfeier hinaus und warf zugleich einen finsteren Schatten auf das Fest. In Scharen strömte der hugenottische Provinzialadel nach Paris; am 9. Juli ritt Heinrich von Navarra mit starkem Gefolge ein, alle in tiefer Trauer.

In der fanatisch katholischen Bevölkerung von Paris erregte freilich schon der Anblick so vieler Hugenotten dumpfen Groll, und auch zwischen den Guisen und Colignys Anhang war keine Freundschaft zu merken. Um die Ruhe zu sichern, verbot deshalb der König das Waffentragen, verpflichtete Coligny und die Guisen eidlich, nichts Feindliches gegeneinander zu unternehmen und wies die städtischen Behörden an, zur Aufrechterhaltung der Ruhe geeignete Maßregeln zu ergreifen, ließ auch, übrigens im Einverständnis mit Coligny, das königliche Garderegiment (etwa 1200 Mann) in die Stadt einrücken. Wie unter dem dumpfen Grollen des nahenden Unwetters wurde am 18. August die Trauung in der Notredamekirche vollzogen; rauschende Feste folgten.

Lange Vorbereitung oder plötzlicher Entschluß?

Beruhte nun das alles, die Verhandlung mit England, der Beschluß, die Niederländer gegen Spanien zu unterstützen, die Vermählung Margaretas mit dem Bourbon, die Freundschaft Karls IX. für Coligny, auf eitel Heuchelei und Verstellung des Königs und seines Hofes? Beabsichtigte er durch jahrelange Unterhandlungen mit einer Bosheit und Heimtücke ohne Beispiel nichts weiter, als die Führer der Hugenotten nach Paris und damit in ihr Verderben zu locken? An Verdachtsgründen gegen die Aufrichtigkeit der königlichen Familie fehlte es keineswegs. Bei den Hugenotten herrschte zum Teil tiefes Mißtrauen; Johanna von Navarra hielt den Frieden nicht für ehrlich, sie warnte Coligny, an den Hof zu gehen. Ihr Minister Rosny hat einmal geäußert: „wenn die Hochzeit in Paris gefeiert wird, dann werden sich die Livreen mit Blut färben." Ende Juli berichtete der englische Gesandte Walsingham nach Hause: die Hugenotten fürchteten von einem Fehlschlage der niederländischen Unternehmung schlimme Folgen für ihre eigne Sicherheit. Nach vollbrachter Blutthat hat sich der königliche Hof in Madrid und Rom derselben als einer von langer Hand mit kaltem Vorbedacht geplanten gerühmt, und die meisten zeitgenössischen Schriftsteller beider Bekenntnisse haben ihm geglaubt. Dunkle Andeutungen von bevorstehender Rache an den Hugenotten sind gelegentlich nach Rom und Florenz gegeben worden. Philipp II. hatte zudem schon 1560 gedrängt, die Häupter der Ketzer zu beseitigen, dann wieder Alba in Bayonne (1565), und noch von ihrem Sterbelager aus Königin Isabella von Spanien (1570), ebenso in haßerfüllten Briefen Pius V. Daß damit die Hauptsache gethan sei, glaubte man am königlichen Hofe allgemein. Und Gewissenhaftigkeit wahrlich konnte es nicht sein, die Katharina und ihren Anhang von solchem Plane abhielt. Die macchiavellistischen Lehren empfahlen alles, was zum Ziele, zur Beseitigung eines Gegners führte; die jesuitische Moral heiligte das Mittel durch den frommen Zweck, und daß den Ketzern keine Treue zu halten sei, war eine hundertfach verkündete und befolgte Lehre der römischen Kirche. Hat doch noch im Jahre 1573 der Kardinal von Lothringen den König ins Angesicht loben dürfen wegen der „Weisheit" und „frommen Heuchelei", womit er die Vertilgung der Ketzer durchgesetzt habe.

So dachten diese Kreise. Und doch sträubt sich die menschliche Natur, an einen solchen Abgrund von Heimtücke und Verstellung selbst in dieser verworfenen Gesellschaft zu glauben. Sie begreift die Bartholomäusnacht wohl als das Werk der Leidenschaft, und nicht zuletzt der Volksleidenschaft, nicht aber als das Ergebnis teuflischer Vorausberechnung, gegen die sich alle Blutthaten der Französischen Revolution wie unschuldige Kindereien ausnehmen würden. Und vor allem: einem kalten Verstand, wie der, welcher jahrelang an dem Netze für die Hugenotten gesponnen haben soll, hätten auch die endlosen politischen Schwierigkeiten nicht verborgen bleiben können, in welche die vollbrachte That den französischen Staat dem Auslande gegenüber wirklich verstrickt hat. Fanatismus und Leidenschaft konnten sich darüber täuschen, nicht berechnende Überlegung. In der That findet sich auch in den aus jenen Jahren außerordentlich vollständigen diplomatischen Berichten, selbst der päpstlichen, spanischen und florentinischen Gesandten, von einer solchen Vorausüberlegung der Unthat keine Spur, wogegen nachträgliche Be-

hauptungen einzelner protestantischer wie katholischer Berichterstatter über diese selbst natürlich gar nichts beweisen.

Anderseits aber ist nicht zu verkennen: der Gedanke an eine gewaltsame plötzliche Beseitigung der hugenottischen Häupter hat lange am Hofe und bei Katharina bestanden. Schon im Jahre 1567 hatte man die Aufhebung Condés und Colignys geplant (s. S. 526); die Königin war eine rachsüchtige Italienerin, sie hatte dem Admiral den Überfall von Meaux gewiß niemals vergessen. Durch die Lage der Dinge seit 1570 waren etwaige Rachepläne zurückgedrängt, vertagt worden, doch es bedurfte nur eines Anlasses, um sie wieder hervortreten zu lassen. So kann man den Hugenotten recht geben, wenn sie dem Hofe mißtrauten, denn im Hintergrunde lauerte der Verrat, doch man darf nicht glauben, daß alles, was seit 1570 geschehen ist, nur gethan worden sei, um sie ins Netz zu locken.

Jenen verhängnisvollen Anlaß aber gab nichts andres als Colignys wachsender Einfluß, sein Drängen zum Kriege mit Spanien. Katharina war kurze Zeit in Lothringen bei ihrer dort verheirateten und damals erkrankten Tochter gewesen; als sie zurückkehrte, wurde sie mit Schrecken inne, daß nicht mehr sie, sondern der Admiral den König und Frankreich lenke. Kam nun vollends der flandrische Krieg zum Ausbruch, dann war seine Herrschaft gar nicht mehr anzufechten. Was aber kannte Katharina Höheres als ihre Herrschaft? Wer sie bedrohte oder ihr gar entriß, der war ihr Todfeind. Zudem war sie doch so weit katholisch, daß ihr ein Krieg für die Ketzer gegen die erste katholische Macht Europas unerträglich schien, und viel zu vorsichtig, als daß sie ihn ohne sicheren Bundesgenossen hätte unternehmen mögen. Weder in dieser Anschauung, noch in ihrem wieder auflodernden Hasse gegen Coligny stand sie allein; im Staatsrat hatten Anjou, ihr Lieblingssohn, und der fanatische Marschall Tavannes immer gegen den Krieg mit Spanien gearbeitet. Ihnen schloß sie sich jetzt an. In einer thränenreichen Szene auf dem Jagdschlosse Montpipeau wußte sie zunächst es bei dem König durchzusetzen, daß die Kriegsfrage noch einmal in zwei großen Sitzungen des Staatsrates am 6. und 9. August zur Verhandlung gelangte. Als hier trotz Colignys feuriger Rede die Entscheidung gegen den Krieg fiel, wobei auch die Geldnot und die Unzuverlässigkeit der englischen und deutschen Hilfe entscheidend wirkten, da war der Admiral, als er das Ergebnis monatelanger Bemühungen zerstört sah, tief betroffen und gereizt und äußerte, wenn der König den Krieg nicht wolle, dann werde er um Erlaubnis bitten, wenigstens mit seinen Freunden den Niederländern zu Hilfe kommen zu dürfen, und prophetisch fügte er hinzu: „Der König weicht jetzt einem Kriege aus, der ihm Vorteil verheißt; verhüte Gott, daß nicht ein andrer ausbricht, dem er nicht ausweichen kann." Doch gab er die Hoffnung noch nicht auf, den König zu gewinnen, und hätte England nicht mit der offenen Erklärung zu gunsten der Niederlande gewartet, er hätte vielleicht doch noch den Sieg behalten. Mitten in den Festen der Hochzeit sprach er dem Könige wieder vom spanischen Kriege. „Laßt mir nur noch diese paar Tage", sagte Karl IX., „dann reden wir von Flandern."

Die Wendung am Hofe.

Das trieb die Königin-Mutter vorwärts. Der Admiral galt ihr als der gefährlichste Gegner der Krone und als ihr Todfeind, also mußte er fallen, das war ihr einfacher Schluß. Anjou war mit ihr einverstanden, ebenso die Guisen, an ihrer Spitze der junge Herzog Heinrich von Guise und seine Mutter, die Herzogin von Nemours, die, wie sie meinten, die Ermordung des Vaters und Gatten an Coligny zu rächen hatten. Ein Hauptmann Montravel, ein Mörder von Beruf, ließ sich gewinnen, aus einem Hause der Béthisystraße, das dem Kanonikus Villemur, einem Anhänger der Guisen, gehörte, auf den Admiral zu schießen. Als nun Coligny am 22. August, einem Freitage, vormittags zwischen 10 und 11 Uhr vom Louvre, wo er eine Sitzung mit Anjou gehabt hatte, mit zwölf bis fünfzehn Edelleuten nach

Mordanfall auf Coligny

seiner Wohnung zurücktritt, fiel aus einem vergitterten Fenster des Erdgeschosses der verhängnisvolle Schuß. Die drei Kugeln, mit denen das Gewehr geladen war, zerschmetterten ihm den Zeigefinger der rechten Hand und durchbohrten ihm den linken Oberarm. Erbittert schlagen seine Begleiter die Hausthür ein, sie finden das Gewehr, aber nicht den Mörder; auf einem Pferde Guises war er durch das Antonsthor entkommen. Während der Verwundete nach seiner nahen Wohnung gebracht wird, und ihm dort unter großen Schmerzen der königliche Wundarzt Paré den zerschossenen Finger amputiert, eilen Condé und Navarra zum König. Sie treffen ihn beim Federballspiel. Zornig wirft er bei der Kunde das Schlagnetz zur Erde: „Beim Tode Gottes, soll ich denn nie Ruhe haben?" ruft er aus und verspricht die strengste Untersuchung. Am Nachmittage fährt er, von seiner Mutter und Anjou angstvoll begleitet, zu Coligny. Dort soll ihn der Admiral nochmals vor beiden gewarnt haben; jedenfalls war der König auf der Rückfahrt finster in sich gekehrt und fuhr dann gegen beide heftig heraus. Inzwischen berieten die Führer der Hugenotten. Viele waren für sofortige Abreise; da indes der König auf Befragen dem Admiral eine Wohnung im Louvre anbot, und als dieser sie ablehnte, seinen Glaubensgenossen erlaubte, sich in seiner Nähe einzuquartieren, so beruhigte sich allmählich die Stimmung. Zudem traf die städtische Behörde Vorkehrungen zur Aufrechterhaltung der Ruhe; Thore und Wachen wurden besetzt; vor Colignys Haus kamen fünfzig Mann königlicher Garden. Den Guisen aber begegnete der König so feindselig, daß sie am Sonnabend (23. August) die innere Stadt verließen. Als der Abend kam, waren Colignys Freunde ganz außer Sorgen; beruhigende Briefe gingen an die Freunde in den Provinzen ab. Noch blieb Colignys Schwiegersohn Téligny bei ihm bis gegen Mitternacht, dann ging auch er in sein Quartier. Nur die Diener und fünf Schweizer Navarras wachten im Hause.

Da stieg das Verderben herauf, blitzschnell und riesengroß.

Beschluß zum Blutbade.

Für Katharina und Anjou waren seit der Verwundung des Admirals bange Stunden verflossen. Coligny nicht tot, vielmehr in der Besserung begriffen, die Guisen des Mordversuches so gut wie überführt, der König dem Admiral geneigter als je, dies war die Lage. Nach einer schlaflosen Nacht kamen am Sonnabend Morgen beide dahin überein, der Admiral müsse sterben. Aber dafür mußte man den König gewinnen. Am Nachmittage trafen die beiden im Garten der Tuilerien mit Tavannes, Gonzaga, Retz und andern Vertrauten zusammen, und hier muß die ungeheure Lüge ersonnen worden sein, die Karl IX. mit fortriß. Am Abend begaben sich die Verschworenen zum König. Da stellt ihm Katharina vor: die Hugenotten rüsteten zum Kriege, zum Sturze des Königs, veranstalteten Werbungen in Deutschland und in der Schweiz. Die Katholiken aber, der ewigen Unruhen überdrüssig, seien entschlossen, selbständig gegen die Ketzer vorzugehen, wenn Karl damit zögere; dann würde er allein zwischen den Parteien stehen. Gegen solche Gefahren gäbe es ein einziges Mittel: Colignys Tod. Der König sträubt sich lange gegen die Lüge; der Mann, der seit beinahe einem Jahre sein ganzes Vertrauen genossen hat, der soll so schwarzen Verrat gegen ihn sinnen? Doch es ist die eigne Mutter, die ihm das erzählt, die andern, darunter sein eigner Bruder, bestätigen ihre Aussagen, raten zu demselben Mittel, nur der Marschall Retz widerspricht: Zerstörung alles Vertrauens, endloser Bürgerkrieg würden die Folgen einer solchen Blutthat sein. Der König schwankt; dann, nach seiner leidenschaftlichen Natur, schlägt er plötzlich ins Gegenteil um und fährt wütend auf: „Der Admiral soll sterben und alle Hugenotten sollen sterben, damit mir keiner einen Vorwurf machen kann!" So hat Anjou seinem Leibarzte Miron später, als er König von Polen war (1573—74), einmal in einer schlaflosen Nacht den Hergang erzählt. Mag sein, daß der Plan zunächst nur dahin ging, die Häupter der Hugenotten zu treffen; aber Katharina und alle andern mußten wissen, daß der Weg zu ihnen nur über Hügel

von Leichen ging. Berichtet doch der päpstliche Nuntius Salviati ausdrücklich: „Wenn der Admiral sofort starb (nämlich am 22. August), so tötete man andre nicht; da er aber nicht starb, so beriet sie (Katharina) sich mit dem Könige, und sie beschlossen, die Scham beiseite zu werfen und ihn zusammen mit den andern erschlagen zu



239. Herzog Heinrich von Guise.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

lassen." Katharina selbst mag die völlige Vernichtung der Hugenotten nicht gewünscht haben, weil diese ihre bisherige Schaukelpolitik unmöglich machte, aber die königlichen Garden und die bewaffnete Gefolgschaft der Guisen, die zunächst zur Verfügung standen, reichten nicht aus; den Fanatismus der Pariser Bevölkerung mußte man zu Hilfe rufen, wenn das Werk gelingen sollte, und wer konnte sagen, wo dieser Halt machen werde? So wird noch spät in der Nacht Le Charron, Vorsteher der Kauf-

mannschaft (d. h. der Bürgerschaft, prévôt des marchands), nach dem Louvre beschieden. Dem wird erzählt, eine große Verschwörung der Hugenotten sei entdeckt; er möge auf der Stelle die Thore sperren, alle Fahrzeuge vom rechten Seineufer nach dem linken bringen und dort anschließen lassen, die Bürgerschaft müsse unter Gewehr treten. 20000 Bewaffnete erklärte auf Befragen Le Charron sofort stellen zu können. Indes konnten die Befehle dazu erst am Morgen des 24. August, des Bartholomäus-tages, eines Sonntags, ausgefertigt werden; was in der Nacht geschah, kommt lediglich auf Rechnung der Garden und der Guisen. Der Herzog Heinrich sollte Coligny auf sich nehmen. Eine Stunde vor Tagesanbruch sollte die Glocke des Palais (de justice) auf der Seineinsel das Zeichen zum Losbruch geben.

Die Bartholomäusnacht.

Etwa zwei Stunden nach Mitternacht fanden sich deshalb der König, Katharina und Heinrich von Anjou in einem Zimmer des Louvre ein, das nach dem großen Platze hinausging. Fackelglanz erhellt die Straßen, die Garden sind unter Waffen. Da schickt die Königin, ungeduldig das Signal erwartend, nach einer nahen Kirche hinüber und befiehlt Sturm zu läuten, und so gibt früh 3 Uhr die gellende kleine Glocke von St. Germain l'Auxerrois das Zeichen zum Blutbade. — Das erste Opfer ist Coligny. Guises Bewaffnete stürmen sein Haus und dringen in sein Zimmer, bedecken ihn mit Stichen und Hieben, werfen den Körper zum Fenster hinaus in den Hof, wo Guise triumphierend ihn empfängt. Haufen von Bewaffneten wälzen sich nun von Straße zu Straße, von Haus zu Haus; Schüsse und Waffenklirren, Angst- und Wutgeschrei hallen durch die Nacht. Gegen Morgen tritt auch die Bürgergarde in Thätigkeit, mit weißen Binden um den Arm, Pöbelhaufen schließen sich an. Und nun vereinigen sich Fanatismus und Privathaß, Raubsucht und Mordgier zu einem entsetzlichen Knäuel, toben losgelassen durch die engen Gassen der ungeheuren Stadt.

Einige Freunde Colignys, in der Meinung, ein Pöbelaufruhr bedrohe sie, eilen nach dem Louvre, um sich unter den Schutz des Königs zu stellen. Aber dort angelangt — etwa 7 Uhr früh — sehen sie einen Haufen königlicher Garden auf sich eindringen und feuern, sie hören ihren Ruf: „Schlagt tot, schlagt tot!“ sie sehen, wie der König selber an einem Fenster des Schlosses steht. Ja, er soll selbst auf die Flüchtlinge geschossen haben. In die Höfe, bis in die Gemächer des Louvre hinein dringen die Mörder; Navarra und Condé retten sich nur durch das Versprechen sofortigen Übertritts. Schon ist das Blut in Strömen geflossen, Hunderte von Leichen liegen auf den Straßen oder treiben in der Seine, da macht der Prévôt gegen Mittag beim Hofe Vorstellungen gegen das wahnsinnige Morden und erhält auch wirklich den Befehl, den Ausschreitungen des Pöbels entgegenzutreten, aber das hilft wenig; tagelang dauert noch die Schlächterei in den Häusern, sie verbreitet sich auch in die nähere Umgegend; noch am 26. mußten Befehle dagegen erlassen werden.

Während noch die Mordbanden durch die Straßen zogen, gingen königliche Briefe in die Provinzen ab mit der Erklärung: die Guisen hätten aus Privatrache sich gegen Coligny erhoben, der König habe sie nicht hindern können; im übrigen wolle er das Edikt von 1570 beobachtet wissen. So versuchte der Hof noch am 24. die Blutschuld von sich abzuwälzen. Aber Katharina besichtigte selber mit ihren eleganten Hofdamen die Leichenhaufen vor dem Thore des Louvre, und die Guisen waren die Narren nicht, die Schuld vor der Welt allein auf sich zu nehmen. So ließ sich der König am 26. August vor dem Pariser Parlamente vernehmen: es sei alles auf seinen Befehl geschehen, wegen Colignys Verschwörung sei die Untersuchung eingeleitet. An diesem Märchen hielt er auch dem Auslande gegenüber fest; doch in die Provinzen erging am 28. die Weisung: das Edikt bleibe bestehen, nur einstweilen habe man den reformierten Gottesdienst einzustellen.



Katharina von Medici am Morgen nach der Bartholomäusnacht.

Nach dem Gemälde von E. Debat-Ponsan.

Nichtsdestoweniger ist es unzweifelhaft, daß erst die Nachrichten und Befehle von Paris her in den Provinzen den Fanatismus entfesselten, denn überall brach er erst los, als das Massakre in der Hauptstadt bekannt wurde, zu ganz verschiedenen Zeiten, je nach der größeren oder geringeren Entfernung von Paris. So wurde halb Frankreich mit Blut überschwemmt. In Orléans begann das Morden am 26. August, in Troyes am 27.; in Lyon fielen seit dem 29. 1500—1800 Opfer, die Rhone war mit Leichen bedeckt. Anderwärts erfolgten erst Massenverhaftungen, dann stürmte der Pöbel die Gefängnisse und erschlug die darin verwahrten Hugenotten, so in Bourges, Toulouse und Rouen. Bis in den September hinein währte die Schlächterei. Nur einzelne Provinzen blieben, dank dem Mut und der Menschlichkeit ihrer Gouverneure, frei von der Blutschuld, so die Provence, Dauphiné, Languedoc, Auvergne, Burgund, Picardie und Bretagne. Aber auch so war die Zahl der Gemordeten entsetzlich hoch; die Angaben für das ganze Land schwanken zwischen 12 000 und 100 000, für Paris allein zwischen 2000 und 4000. Das Blutbad in den Provinzen.

Und der Erfolg? Ein grauenvolles Verbrechen warf Frankreich in den Bürgerkrieg zurück, isolierte es vollständig und richtete das Königtum der Valois zu Grunde. In Madrid freilich gab es Prozessionen, in Rom Freudenschüsse von der Engelsburg und ein Dankfest in der Kirche des heiligen Ludwig; sogar Denkmünzen verewigten das ruhmvolle Ereignis. In den französischen Provinzen aber unter den Hugenotten herrschten Entsetzen und Wut, vollends als ein neues königliches Edikt vom 16. Oktober entgegen dem früheren die Austreibung aller reformierten Prediger befahl, ein zweites vom 19. November nur die Freiheit des Gewissens, nicht des Gottesdienstes gestattete, und ein Gerichtsverfahren voll schändlicher Willkür zwei angesehene Männer, den Herrn von Briquemaut und den Parlamentsrat Cavagnes, als angebliche Mitverschworene Colignys zum Tode verurteilte, neben ihnen eine Strohpuppe, die den Admiral vorstellte, auf dem Grèveplatze vor dem Stadthause aufknüpfen ließ (29. Oktober) und Schloß Châtillon, den Sitz seines Geschlechtes, der Erde gleich zu machen befahl. Folgen der Bartholomäusnacht.

Unter solchen Umständen war an friedliche Unterwerfung der Hunderttausende von Hugenotten nicht zu denken. In manchen Provinzen hielten sie sich allerdings zunächst ruhig, auf das erste königliche Edikt vom 28. August vertrauend, bald aber rüsteten sie sich allerorten zu entschlossener Gegenwehr. La Rochelle, der einzige der vier Sicherheitsplätze, der noch in ihren Händen war, wies die Aufforderung, königliche Besatzung einzunehmen, ab und öffnete den hugenottischen Flüchtlingen seine Thore; Montauban, Nîmes, Sancerre (an der oberen Loire) trafen kriegerische Vorbereitungen; überall bildeten sich protestantische Verteidigungsbündnisse, wurden Truppen geworben, Befehlshaber bestellt. Doch der Mittelpunkt des Widerstandes wurde La Rochelle. Das königliche Heer, das sich in seiner Nähe zur Einschiffung nach Flandern zusammengezogen hatte, begann jetzt unter Biron die Einschließung; bald trafen Verstärkungen und Geschütze ein, und im Februar 1573 übernahm Anjou das Kommando. Von der Seeseite her blockierte ein königliches Geschwader die Stadt, von der Landseite begann am 28. Februar die Beschießung. Am 7. April wagten die Belagerer nach furchtbarem Bombardement den Sturm, er mißlang, und nicht besser war der Erfolg eines zweiten am 26. Mai. Denn mit verzweifelter Tapferkeit hielten die Verteidiger die Breschen, selbst Frauen standen in ihren Reihen. Auf der andern Seite aber versuchte umsonst Montgomery, mit einem in England gebildeten Geschwader die Blockade zu durchbrechen. So wurde die Not in der Stadt groß und die Neigung zur Übergabe immer stärker. Gleich heldenmütig wehrte sich das kleine Sancerre mit nur 800 Bewaffneten gegen eine achtfache Überzahl unter La Chastre, dem Gouverneur von Berry, seit dem Januar 1573. Da Beschießung und Stürme fruchtlos blieben, Der 4. Religionskrieg.

so suchte La Chastre die Stadt auszuhungern. Doch widerstand sie trotz entsetzlicher Not bis in den August. In Languedoc dagegen führte der Gouverneur Heinrich Montmorency, Marschall Damville, ein entschiedener Anhänger der „dritten Partei", den Krieg nur lau und schloß mit Nîmes sogar einen Waffenstillstand. In Guyenne richtete Villars gleich gar nichts aus, denn seine besten Truppen mußte er an Anjou abgeben.

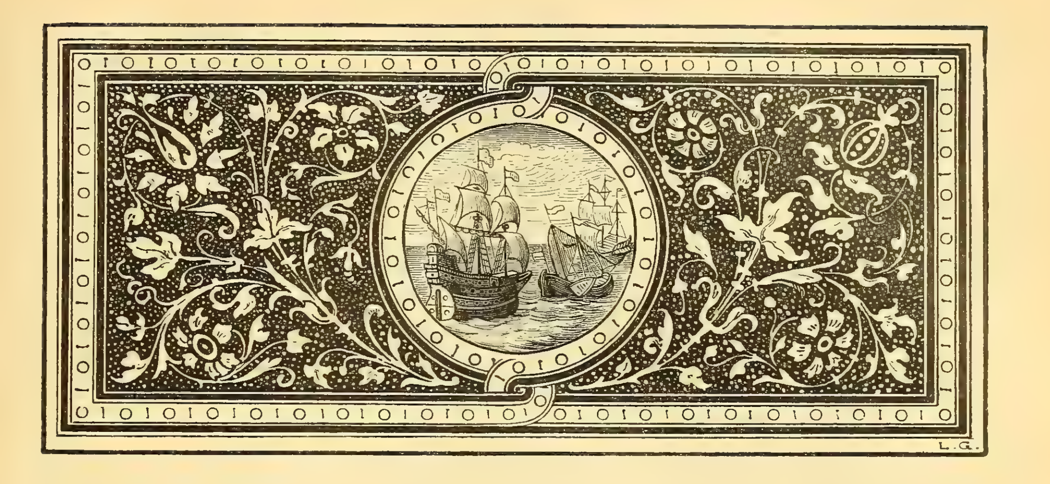
Nirgends also zeigte sich ein wirklich durchschlagender Erfolg; von einer Unterwerfung, geschweige von einer Vernichtung der Hugenotten war keine Rede. Dazu herrschte im königlichen Lager die Zwietracht des bösen Gewissens. Viele ehrenhafte Katholiken wollten mit Guise und den andern Mördern der Bartholomäusnacht nichts zu thun haben; mit Entsetzen glaubten sie beim Spiel unter den Würfeln des Herzogs Blutstropfen zu erblicken, und selbst Franz von Alençon, Anjous Bruder, zeigte sich als Gegner dieser blutbefleckten Bande. Sie hatte das Land wieder in einen unabsehbaren Bürgerkrieg geschleudert und es zugleich in unentwirrbare Schwierigkeiten mit dem Auslande verstrickt. Die natürliche Politik Frankreichs mußte sich gegen die spanisch-habsburgische Übermacht wenden, sich an die evangelischen Fürsten Deutschlands, an England und die Niederlande anschließen. Jetzt hatte man die Niederländer sich selbst überlassen und das tiefste Mißtrauen der Königin Elisabeth erregt. Die Verhandlungen über ihre Vermählung mit Alençon kamen gänzlich ins Stocken; die Königin forderte die Bestrafung der Bartholomäusfrevel, deren Urheberschaft natürlich ihr gegenüber Karl IX. ableugnete, und gerechte Behandlung der Protestanten; sie drohte schließlich, La Rochelle zu Hilfe zu kommen. Mit den deutschen Fürsten hatte Schomberg verhandelt, um sie gegen die Pläne Philipps II. auf die Kaiserkrone, wie gegen die Bewerbung des Erzherzogs Ernst um die polnische Krone und für die Begünstigung Anjous zu gewinnen; jetzt stieß er überall auf Mißtrauen, Verstimmung, hier und da auf offene Feindschaft. So hatte die Blutthat alle natürlichen Beziehungen Frankreichs zum Auslande gebrochen oder gelockert, das Land völlig isoliert, es in die Gefahr gebracht, sich Spanien in die Arme werfen zu müssen, und diesem gefährlichsten Gegner mit dem Verzicht auf die Unterstützung der Niederländer einen unschätzbaren Dienst geleistet. Mit Mühe wehrte man schon die spanische Zumutung ab, der heiligen Liga beizutreten.

Friede von Boulogne.

Diese auswärtigen Schwierigkeiten zwangen den Hof zur Umkehr gegenüber den Hugenotten. Am 24. Juni 1573 bewilligte Anjou, nachdem er 22000 Mann auf dem Platze gelassen hatte, für La Rochelle eine Kapitulation, die der tapferen Stadt gegen Anerkennung der königlichen Autorität freie Religionsübung gewährte. Sie wurde dann die Grundlage des königlichen Friedensedikts von Boulogne (30. Juni 1573). Es machte dasselbe Zugeständnis nur noch für Nîmes und Montauban; überall sonst erhielten die Reformierten nur Gewissensfreiheit. Ein dürftiger Rest der Errungenschaften von 1570! Sie vollständig wiederzugewinnen, blieb seitdem ihr standhaft verfolgtes Ziel; der Friede von 1573 galt ihnen nur als ein Waffenstillstand.




240 u. 241. Denkmünze Gregors XIII. auf die Bartholomäusnacht. Im Königl. Münzkabinett zu Berlin.



Ursprung und Beginn des niederländischen Freiheitskrieges.

Kultur und Staatsleben der Niederlande unter Karl V.

Schon im Verlaufe der vorhergehenden Darstellung ist die enge Verkettung der französischen Verhältnisse mit denen in den nahen Niederlanden und dadurch in Spanien hervorgetreten, wie auf der andern Seite der Einfluß der spanischen Politik auf die Geschicke Frankreichs. Aber in dieser Zeit wirkte Spanien doch nur gelegentlich auf den Gang der Dinge dort ein, um auch hier die Ketzerei niederzuwerfen, und gewiß war es in seinem Interesse, daß der Staat, der bisher den spanischen Weltherrschaftsplänen so nachhaltig widerstanden hatte, durch die Religionskriege gespalten und nach außen vollständig gelähmt war. So haben die Hugenotten in Frankreich die Pläne Philipps II. eher gefördert als gehemmt. Den entscheidenden Stoß versetzte ihnen aber erst der Aufstand der Niederlande. Er hat die spanisch-habsburgische Macht so geschwächt, daß, als sie sich zum letzten Waffengange mit dem deutschen Protestantismus anschickte, sie nicht mehr zu siegen vermochte, und so haben diese Niederländer, indem sie sich gegen Spanien erhoben, und, vom Deutschen Reiche im Stiche gelassen, sich auch von ihm trennten, doch thatsächlich für die Erhaltung deutsch-protestantischen Wesens gestritten.

Bestand der Niederlande.

Auf welche Weise die Niederlande unter habsburgisch-spanisches Zepter gekommen waren, ist bereits früher besprochen worden (s. S. 22). Als nun später Kaiser Karl V. sie im Jahre 1506 von seinem Vater Philipp I. erbte, bestanden sie aus dreizehn Landschaften, die das Reich Burgund bildeten und aus der Grafschaft Artois, die schon früher dazu gehört hatte, von Frankreich aber eingezogen und erst von Maximilian I., Karls Großvater, wieder herbeigebracht worden war. Karl erlangte von dem bisherigen Erbstatthalter, Herzog Georg von Sachsen, Friesland und Groningen durch einen Abfindungsvertrag (1515), und bewog weiter den Bischof Heinrich von Utrecht zum Verzicht auf das Gebiet des Stifts, das außer der unmittelbaren Umgebung der Stadt ganz Overyssel umfaßte (1527). Länger dauerte der alte Streit mit Karl von Egmont, Herzog von Geldern und Zütphen. Zwar erkannte dieser im Jahre 1528 die habsburgische Oberhoheit an, aber nach seinem Tode wurde das wichtige Gebiet mit dem Herzogtum Jülich-Kleve-Berg vereinigt (1539) und erst im Jahre 1543 an Karl V.

abgetreten (s. S. 354). Seitdem umfaßten die habsburgischen Niederlande im ganzen siebzehn Provinzen, nämlich: Friesland, Groningen, Overyssel, Geldern, Utrecht, Holland, Seeland, Zütphen, Brabant, Antwerpen, Mecheln, Limburg, Flandern, Hennegau, Namur, Luxemburg und Artois.

Diese Landschaften bildeten nun in keiner Beziehung eine Einheit, zeigten vielmehr auf allen Gebieten des Daseins eine überaus große Mannigfaltigkeit. In natürlicher Beziehung scheiden sie sich in das kleinere Hügel- und Bergland im Süden und die ausgedehnte Tiefebene, die den größten Teil des gesamten Gebietes bildet und von den mächtigen Strömen Schelde, Maas und Rhein durchflossen wird. Die Bevölkerung war und ist überwiegend niederdeutschen, nämlich salisch-fränkischen oder friesischen Ursprungs; nur den Strich südlich einer von West nach Ost gezogenen Linie, die Brüssel schneidet, nehmen die romanischen Wallonen (Welschen) ein, auch sie aber waren von germanischen Elementen durchsetzt.

Volkswirtschaft. In wirtschaftlicher Beziehung waren damals die nördlichen Landschaften vorwiegend auf Fischfang und Viehzucht angewiesen, nur in einzelnen begünstigteren Strichen gedieh auch der Ackerbau; der Süden hatte neben ergiebigem Anbau des reichen Bodens eine glänzende Industrie und einen großartigen Handel entwickelt. In ihm ruhte also damals durchaus der Schwerpunkt des ganzen Gebietes. Zahlte doch bei allgemeinen Steuern das Herzogtum Brabant, das Kernland des Südens, ein Viertel, Holland nur ein Zwölftel, Seeland gar nur ein Achtundvierzigstel des Gesamtbetrages. Der Fischfang, für die Nordländer durch ihre Küsten- und Insellage besonders ergiebig, beschäftigte für den Heringsfang allein, namentlich an den schottischen Küsten, eine Zahl von 700 Fahrzeugen, die gelegentlich 50000 Lasten alljährlich nach Hause führten, und die holländische Erfindung des Pökelns, das nach seinem Urheber Beukelson so genannt wird, gestattete die Versendung der Fische nach Deutschland, Frankreich, England und Spanien. Die Viehzucht blühte vor allem in den grasreichen Niederungen Flanderns, in den Marschen Frieslands und Hollands; diese Landschaft produzierte alljährlich etwa für eine Million Dukaten Butter und Käse. Gewaltige Deichbauten, durch wohlgeordnete Genossenschaften errichtet und im Stande gehalten, schützten die tiefliegenden Marschen vor den Überflutungen der grimmigen Nordsee, die ganze Quadratmeilen schon verschlungen hatte, und zahllose Kanäle durchzogen das Flachland, ebenso wichtig für die Entwässerung wie für den Binnenverkehr. So gedieh der Anbau des Landes zu einer Vollkommenheit, wie kaum irgendwo anderwärts. Neben der Gewinnung der Brotfrüchte pflegten die Niederländer auch den Obst- und Gemüsebau; selbst den Wein, der um Löwen, Namur und Luxemburg wuchs, fanden sie trinkbar. Unübertroffen war der Süden in seiner gewerblichen Thätigkeit, die in manchen Strichen bis auf die vorrömische Zeit zurückgeht. In Flandern, Brabant und Südholland blühte die Leinweberei; Douai lieferte die feinsten Tischtücher; in Amsterdam, Rotterdam, Haarlem, in Koortryk (Courtray), Doornik (Tournai) und Ryssel (Lille) arbeiteten Tausende von Tuchmachern; Löwen und Gent ahmten die feinsten ostindischen Shawls und Seidenwaren nach; Arras, später auch Brüssel, ragte durch die Fabrikation von Teppichen und Seidenstoffen, die nach der ersten Stadt Arazzi hießen, so hervor, daß die berühmten Raffaelschen Tapeten für die Sixtinische Kapelle hier bestellt wurden (s. S. 123). Da wo Kohle und Eisen nahe bei einander lagern, um Lüttich und überhaupt an der mittleren Maas, blühte die Fabrikation von Eisenwaren, besonders von Waffen. Anderwärts fanden in dem reichen Lande die in der künstlerischen Luxusarbeit geübten Gold- und Silberschmiede lohnende Beschäftigung; in Antwerpen z. B. gab es am Anfange des 16. Jahrhunderts nicht weniger als 412 Meister darin. So war schon damals der niederländische Süden, das heutige Belgien, das erste Industrieland der Welt.



243. Panorama von Antwerpen zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts.

1 Burgkirche. 2 Fleischhaus. 3 Burg. 4 Fischerthor. 5 Dom.

Die Ausdehnung des Verkehrs von Antwerpen zeigt sich schon in den mannigfachen Formen der auf der Schelde sichtbaren Fahrzeuge. Links sieht man einige Galeeren aus dem Mittelmeer, neben ihnen ein hochbordiges nordisches Segelschiff, rechts ein ebensolches, auf das mehrere Boote zufahren, und das nach einer Erklärung auf dem Original nach Palästina bestimmt, also ein Pilgerschiff ist. Dazwischen liegen einmastige Küstenfahrer und große bedeckte Flußkähne. Im Vordergrunde befinden sich ein Fährhaus und die Landstraße.

Antwerpen. Eine so blühende Industrie mußte einen lebhaften Aus- und Einfuhrhandel hervorrufen, und die günstige Lage des Landes zwischen Deutschland, Frankreich und England und an der großen Wasserstraße nach dem Nordosten und Südwesten Europas gestattete ebenso einen schwunghaften Zwischenhandel. Niedrige Zölle kamen ihm entgegen. Sein Mittelpunkt war seit etwa 1490 nicht mehr Brügge, das durch die Versandung seines Hafens allmählich für größere Schiffe unzugänglich wurde, sondern Antwerpen. Denn von hier aus gelangte man zur See in einem Tage nach England, in dreien nach Schottland, in fünfen nach Dänemark, in zehn nach Spanien und Portugal. Die Entdeckung Amerikas und des direkten Seewegs nach Indien hatte Antwerpens Bedeutung nur noch gesteigert. So kamen hierher aus Lissabon Edelsteine, Gewürze und Zucker, aus Italien Seide und Goldstoffe, aus Frankreich besonders Wein, aus England Zinn, Wolle und Tuch, von den Ostseelanden Korn und Holz, aus Deutschland Wein, Tuch, Waffen &c. Dabei war die zugeführte Gütermasse beständig im Wachsen. So betrug z. B. im Jahre 1550 der Wert der portugiesischen Waren 300 000 Dukaten, im Jahre 1566 der des Zuckers und der Gewürze allein schon 1 600 000 Dukaten. Im Jahre 1550 wurden aus Italien für eine Million Stoffe eingeführt, 1566 für drei Millionen. Die ostseeländische Einfuhr betrug 1550 überhaupt $2^1/_2$ Millionen, 1566 allein an Getreide über $1^1/_3$ Million. Außerordentlich wuchs namentlich der Wert der englischen Einfuhr; belief er sich im Jahre 1550 auf 300 000 Dukaten überhaupt, so erreichte 1566 das eingeführte englische Tuch allein den Wert von fünf Millionen, denn die Einwanderung niederländischer Tuchmacher nach England wuchs seit 1550 rasch, da die Furcht vor der Inquisition Tausende verscheuchte. Desgleichen war die Ausfuhr niederländischer und fremder Produkte nach England im beständigen Steigen begriffen. Um 1510 hatten die Niederländer zu London in hölzernen Buden Bürsten und Töpfe feilgeboten, im Jahre 1550 gehörten ihnen dort die prächtigsten Kaufläden; in demselben Jahre wurden für $^1/_2$ Million Dukaten Seide, Spezereien &c. nach England geführt; 1566 belief sich der Gesamtverkehr beider Länder auf etwa 12 Millionen. So bedeutend hatten sich ihre Beziehungen gestaltet, daß sie die Politik Elisabeths ganz besonders bestimmten.

Unter solchen Umständen entwickelte sich Antwerpen neben Lissabon zum ersten Handelsplatze der Welt. Im Jahre 1526 berechnete man seine Bevölkerung auf 87 000 Seelen; um 1550 wird sie, abgesehen von den zahlreichen, zeitweise anwesenden Fremden, gegen 115 000 betragen haben, und ein Venezianer machte damals die Bemerkung, daß man hier in einem Monate mehr Geschäfte abwickele, als in Venedig binnen zwei Jahren. Zählte doch die Handelswelt Antwerpens etwa 1000 fremde Firmen, unter denen die deutschen Fugger und Welser neben den italienischen Häusern der Gualterotti und Bonvisi und den portugiesischen Kontoren standen; 5000 Kaufleute besuchten täglich seine Börse, 2000 Schiffe lagen auf dem breiten Scheldestrome vor Anker; oft liefen an einem Tage ihrer 500 ein. Mehr als 2000 Frachtwagen gingen wöchentlich landeinwärts, dazu 10 000 Getreidewagen und Bauernfuhren. Daß unter solchen Verhältnissen sich auch der Geschäftsbetrieb rasch vervollkommnete, versteht sich von selbst. Zahlreiche Geldwechsler, meist Lombarden, vermittelten den Geldverkehr; große Handelsgesellschaften wagten umfängliche Unternehmungen auf eigne Rechnung und Gefahr.

Bevölkerung. Das reichste Land Europas waren die Niederlande, aber auch eines der am dichtesten bevölkerten. Während man die Bevölkerung Frankreichs damals auf etwa 12, die Spaniens auf 10 Millionen veranschlagen kann, zählte das ungleich kleinere Gebiet der Niederlande mindestens 3 Millionen Einwohner, die in 208 ummauerten Städten, 150 Flecken und 6300 Kirchdörfern wohnten. Aus allem ergibt sich der Wert dieses Besitzes für Spanien. Ganz abgesehen von dem hier aufgehäuften Reichtume leistete auch kein andres Land der spanischen Krone so viel für politische

Zwecke wie die Niederlande. Unter Karl V. hatten sie einmal in wenigen Jahren 24 Millionen Dukaten aufzubringen, für einen seiner Kriege gingen 40 Millionen auf. Hier sei das wahre Indien, konnte ein Italiener mit vollem Rechte behaupten.

Doch die Niederländer haben ihren Wohlstand nicht nur zur Befriedigung materieller Bedürfnisse, zu reichlichem Leben verwendet; dieses reiche Land hat vor allem in seinem südlichen Teile zugleich in der Pflege geistiger Interessen, in Kunst, Litteratur und Wissenschaft sehr Bedeutendes geleistet. Mächtige Kirchen, stolze Rat- und Gildehäuser hatten die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters in reichster Spätgotik entstehen sehen. Als jetzt überall die Renaissance zur Herrschaft gelangte, fand sie auch in den Niederlanden allmählich Aufnahme, zunächst allerdings nicht in der Anlage von Bauten, sondern nur in der Ausschmückung. So entstanden die Jakobskirche in Lüttich (1531) und das prachtvolle Rathaus daselbst, ein Werk des Geistiges Leben: Kunst.



Trommelschläger und Pfeifer der spanischen Legion. Edelleute in vaterländischer Tracht.

244. Niederländische Trachten im 16. Jahrhundert. Nach einem Kupferstiche aus der Kollektion M. Schoy.

Cornelis de Vrient (1560). Der Norden hielt dagegen noch bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein an der alten Weise fest, so daß z. B. noch 1545 zu Delft ein vollkommen gotisches Haus erbaut werden konnte. Der erste wirkliche Renaissancebau ist dort ein Gasthaus zu Hoorn vom Jahre 1563. Dann unterbrach der Kampf mit Spanien die weitere Entwickelung; erst nach dem Siege regte sich dann wieder die künstlerische Thätigkeit.

Die volkstümlichste Kunst war jedoch in den Niederlanden die Malerei, vorbildlich für die deutsche, und ihr aufs engste verwandt (s. S. 416), und wie diese wurde sie gefördert durch die zahllosen Vereine und Gilden, von denen fast jede in den Kirchen des Ortes eine besondere Kapelle oder einen Altar besaß und sie mit Weihgeschenken immer reicher zu schmücken sich bemühte. Bis in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts beherrschte die Schule der Gebrüder Eyk die niederländische Malerei, vertreten durch bedeutende Meister wie Quentin Massys (Messys 1466—1531) und Lukas von Leiden (1494—1533), die beide wesentlich biblische Stoffe darstellten. Andre, wie Peter Brueghel der Ältere (1530—1569), der sogenannte Bauernbrueghel, wandten sich mehr der Schilderung des Volkslebens zu, oder auch der Landschaft, so Malerei.

Joachim de Patenier, Gegenständen, die überhaupt der deutsch-niederländischen Weise entsprachen (s. S. 418). Aber mit dem Anbruch einer neuen Anschauung, wie sie die Reformation herbeiführte, zeigte sich die alte Weise doch nicht mehr ausreichend, und zugleich machte sich der Einfluß Italiens mächtig geltend. Der rege Handelsverkehr zwischen beiden Ländern vermittelte auch den Austausch geistiger Güter. Von den Niederländern lernten zuerst die Venezianer die Ölmalerei; bei den Italienern gingen dann jene in die Schule. Zahlreiche Niederländer verweilten fortwährend namentlich in Rom, wo sie einen besonderen landsmannschaftlichen Verband bildeten; sie kopierten eifrig die Meisterwerke Michelangelos und Raffaels, später auch der Venezianer und arbeiteten fleißig in den Werkstätten bedeutender Maler. Zunächst freilich ahmten sie die Kunstweise der Renaissance fast nur im architektonischen Beiwerk



245. Orlando Lasso (Roland de Lattre).
Nach einem Kupferstiche

nach; erst allmählich gewinnen auch die Bewegungen der Gestalten größere Freiheit, die Gruppierung wird ungezwungener und zugleich symmetrischer. Voran stehen hier Jan Gossaert aus Maubeuge (Mabuse 1470—1531), Barend van Orley in Brüssel (1490—1542), der Raffael persönlich kannte und die Ausführung seiner Tapeten in Brüssel überwachte, und Jan Schoreel (1495—1562), der im Jahre 1522, von seinem Landsmann Papst Hadrian VI. hochgeehrt, in Rom verweilte. Seit etwa 1550 drang dann die italienische Weise, wie sie z. B. Michael von Coxin (1499—1592) vertrat, vollständig durch und vermittelte den Übergang zur Hochblüte der niederländischen Malerei im 17. Jahrhundert, ohne jedoch an sich eine selbständige Bedeutung beanspruchen zu können.

Litteratur. Nicht von einem fürstlichen Hofe, sondern von Gemeinden und Genossenschaften erfuhren auf diesem Boden die bildenden Künste ihre vornehmste Förderung. So auch die Litteratur. Nach dem Vorbilde weniger der deutschen Meistersingerschulen als

französischer Theatervereine (s. S. 495 f.) entstanden in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die sogenannten „Gilden oder Kammern der Rhetorik" (Kamers van Rhetoryke, Rederyker), die erste zu Oudenarde im Jahre 1441, seitdem fast in jeder Stadt, jede mit besonderer Verfassung, mit Namen, Sinnspruch und Wappen, jede unter einem Vorsitzenden, der den stolzen Titel eines Königs oder Herzogs oder Prinzen führte, und ebenso seinen Hofnarren hatte, wie die wirklichen Fürsten jener Zeit. Die Hauptthätigkeit dieser Gilden richtete sich auf die Dichtung und Aufführung dramatischer Werke, die ähnlich den deutschen Passionsspielen und den französischen Moralitäten und meist moralisch-religiösen Inhalts, aber oft von satirischem oder lehrhaftem Charakter waren, in mancher Beziehung ein Ersatz der fehlenden Tagespresse. Das trug denn diesen Gilden schon unter Philipp dem Guten (1419—1467) mehrfache Verbote und Verfolgungen ein, die freilich wenig ausrichteten, und Philipp der Schöne versuchte sie dadurch unschädlich zu machen, daß er sie im Jahre 1493 unter seinen Schutz nahm und ihnen die Gesellschaft „Jesus mit der Balsamblume" in Mecheln als Aufsichtsbehörde bestellte. Indes fügten sich die meisten Vereine gar nicht und wurden nachmals in ihrer Unabhängigkeit die erste Pflanzstätte kirchenreformatorischer Bestrebungen. Auf niederländischem Boden entstand auch der Reinecke de Vos durch Hendrik von Alkmaar (s. S. 192).

Klassisch wurden die Niederländer während der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der Ausbildung der kirchlichen Musik. Sie behandelten die Messe als ein vielgegliedertes Ganze und wußten in ihr auf Grund vielstimmiger Harmonie in den Formen der Fuge und des Kanons die religiöse Empfindung zum erschöpfenden Ausdruck zu bringen; daneben bildeten sie die Motette als die musikalische Auslegung eines Psalms oder besonders ergreifender Stellen der Evangelien und Propheten in reichster Weise durch. So wirkten Johannes Ockeghem, Josquin de Pres, Klemens und Rolande de Lattre (Orlando Lasso 1520—1594), dieser besonders groß in seinen ergreifenden Bußpsalmen. Adrian Willaert aber verpflanzte diese niederländische Musik nach Venedig (s. S. 447). Musik.

Alle Künste wirkten in den niederländischen Städten zusammen bei jenen prunkvollen Schaustellungen, die der lebensfrohe Sinn des Volkes zu den großen Kirchenfesten, bei dem feierlichen Huldigungseinzuge eines Fürsten, der Joyeuse entrée, der Blyde inkomst, oder auch bei den großen Schießfesten der zahllosen Schützenvereine (Schutteryen) zu veranstalten liebte. Da erhoben sich wohl prangende mit Gemälden und Statuen geschmückte Dekorationsbauten, in figurenreichen Aufzügen oder auch in lebenden Bildern erschienen die Helden der heiligen oder weltlichen Geschichte, mythologische oder allegorische Gestalten; theatralische Aufführungen und lange Begrüßungsgedichte der rhetorischen Gilden ergötzten Auge und Ohr.

Es leuchtet ein, daß diese ganze reiche Entwickelung nur auf Grund einer sehr vorgeschrittenen Volksbildung möglich war. In der That wird versichert, es sei in den großen Städten des Landes wie Antwerpen jedes Kind des Lesens und Schreibens kundig und der größte Teil der Einwohner der beiden Landessprachen mächtig gewesen. Die Söhne der reichen Bürger vollendeten ihre Erziehung häufig in Paris, Bologna oder Padua, wenn sie sich nicht mit der einzigen heimischen Universität Löwen, die Herzog Johann IV. von Brabant im Jahre 1426 gegründet hatte, begnügen wollten. Der eindringende Humanismus fand ebenso hier seine Stätte, wo Erasmus eine Zeitlang lehrte (s. S. 176), als in den zahlreichen Lateinschulen, von denen die zu Deventer, Erasmus' geistige Heimat war, und die der Brüder vom gemeinsamen Leben in Lüttich besondere Bedeutung erlangte. Unterrichtswesen.

Germanisch war dies Kulturleben in allem Wesentlichen. Wenn auch der Hof zu Brüssel französisch sprach, und der zahlreiche, glänzende Adel auch der vlämischen Südprovinzen, der sich an diesem Hofe tummelte, infolgedessen sich daran gewöhnte, französisch zu reden, so war doch immer der eigentliche Träger der niederländischen Gesellschaftliche und staatliche Ordnung.

Kultur der Bürgerstand, und dieser war in seinem Kerne deutsch, nicht wallonisch, denn alle die großen Städte des Südens lagen auf germanischem Boden. Germanisch waren demnach auch die gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen des Landes.

Die Städte. Allen zu Grunde lag das echt mittelalterlich-deutsche Genossenschaftswesen. Jede Stadt war ja eigentlich eine Vereinigung zahlreicher kleinerer Verbindungen, vor allem der Handwerkerzünfte (=gilden), deren es in Brüssel z. B. 52 gab, und vieler Vereine zu besonderen Zwecken. Die Verfassung der Städte war im allgemeinen aristokratisch wie überall. Aus einer Vereinigung altangesehener begüterter Geschlechter, den Vroetschappen, ging alljährlich der Rat hervor, indem sie vorschlugen und der Fürst wählte. Der Rat ernannte dann wieder den Bürgermeister, beide zusammen nach Vorschlag die Vorsteher der Stadtbezirke und der Gilden. So war es z. B. in Antwerpen. In Brüssel ernannte die Regierung die sieben Schöffen aus sieben Geschlechtern, in Gent seit dem Aufstande von 1539 ebenso die Schöffen. Allgemeine Bürgerversammlungen gab es nirgends außer in Valenciennes. Neben den Schöffen stand zur Leitung des Prozesses und zur Ausführung des Urteils der landesfürstliche Schultheiß (Bailliff). Aus allem ergibt sich ein hohes Maß städtischer Selbstverwaltung, aber auch ein erheblicher Einfluß der fürstlichen Gewalt, so daß die niederländischen Gemeinden reichsstädtischer Freiheiten allerdings entbehrten.

Verfassung der Provinzen. Aus Stadtgebieten und Adelsherrschaften setzten sich nun die einzelnen Provinzen zusammen. So verschieden auch die Verfassung derselben war, ihre Einheit kam überall zum Ausdruck in den Provinzialständen (Staaten, états). In ihrer Zusammensetzung zeigen sie im einzelnen wieder große Unterschiede. In den beiden reichsten und kultiviertesten Provinzen Flandern und Brabant wurden sie nur von je vier großen Städten gebildet, so daß Adel und Geistlichkeit gar nicht vertreten waren; in Holland kam zu den sechs Städten, die zusammen einen Stand bildeten, der Adel als der zweite. In Seeland bildeten der Abt von Middelburg, der Markgraf von Vlissingen und die sechs Städte drei gleichberechtigte Stände. In Groningen standen sich die mächtige Hauptstadt und die „Häuptlinge und Edlen der Ommelande“ als zwei Stände gegenüber. Nur in Friesland ging der Landtag aus der Wahl der elf Städte, des Adels und der freien Bauern (Eigenerften) hervor, und seine einundvierzig Mitglieder (darunter elf städtische) faßten ihre Beschlüsse nach einfacher Mehrheit. Sonst war dagegen durchaus Einstimmigkeit zwischen den Ständen und wieder innerhalb derselben erforderlich, so daß der Widerspruch einer einzigen Stadt oder auch eines einzigen Edelmanns jeden Beschluß zu verhindern vermochte. Wiewohl nun die äußersten Folgerungen aus diesem Grundsatze nicht immer gezogen wurden, so verursachte er doch einen hohen Grad von Schwerfälligkeit in der Geschäftsführung, und nirgends wurde diese von dem Landesherrn lästiger empfunden, als bei den Verhandlungen über eine Steuerauflage, deren Bewilligung das vornehmste Recht der Stände bildete.

Die fürstliche Gewalt. An die Landesverfassung, d. h. an die Gesamtheit der Privilegien der Stände und der Städte, war der Fürst durchaus gebunden, denn die Huldigung erfolgte erst, wenn er sie beschworen hatte. Sie legte der fürstlichen Gewalt sehr bestimmte und starke Beschränkungen auf. Nach der brabantischen Verfassung z. B., der berühmten Joyeuse entrée oder Blyde inkomst (d. i. fröhlicher Einzug), durfte der Fürst keine Veränderung in den Verhältnissen des geistlichen Standes vornehmen ohne die Einwilligung der Staaten; die Landeseinwohner durften nur von den ordentlichen öffentlichen Gerichtshöfen der Provinz abgeurteilt werden, und kein Fremder, d. h. kein Nichtbrabanter, durfte ein Amt bekleiden. Verletzte der Landesherr diese Verfassung, so waren die Brabanter des Eides der Treue ledig. Ähnliche Bestimmungen enthielten auch die Verfassungen der andern Provinzen, starke Schutzwehren gegen fürstliche Willkür. Seine Regierungsrechte übte nun der Landesherr nur in Brabant unmittelbar, in den

übrigen Provinzen durch Statthalter, die er aus den edlen Geschlechtern der Landschaften bestellte. Ihnen waren dann für die Verwaltung und als Appellationsgerichte fürstliche Justizbehörden beigegeben, der Rat von Flandern, die Kanzlei von Brabant, der Hof von Holland u. a. Jeder Provinz aber standen die andern als Ausland gegenüber, mit ihnen anfangs durch weiter nichts verbunden als durch die Person des Fürsten. So bildeten die siebzehn Provinzen keinen wirklichen Staat, sondern eine lockere Anhäufung selbständiger Landschaften, denen lange sogar ein gemeinsamer amtlicher Name fehlte.

Einheitsstaatliche Bestrebungen.

Dem gegenüber hatten schon die Burgunderherzöge auf die Herstellung eines festeren Zusammenhanges, auf den Einheitsstaat hingearbeitet. Zu diesem Zwecke beriefen sie zuerst im Jahre 1437 eine allgemeine Ständeversammlung, die Generalstaaten, in der unter dem Vorsitze Brabants jede Provinz nach gesonderter Beratung mit einer Stimme votierte; Einstimmigkeit war auch hier erforderlich. Diese Einheitspolitik setzte nun der Habsburger Karl V. vorsichtig und schonend fort, vor allem deshalb, weil ihn die ständischen Verfassungen seiner Lande gegenüber Franz I., der ohne ständische Bewilligungen über die Finanzkraft Frankreichs uneingeschränkt verfügte, in schweren Nachteil brachten und die Niederlande ihm nicht nur verhältnismäßig, sondern überhaupt mehr leisten mußten und konnten, als jedes andre Gebiet. Daher erweiterte er die Macht der Generalstaaten zu der einer gesetzgebenden Versammlung für das ganze Gebiet namentlich in Steuersachen und schuf eine Reihe von Zentralbehörden. Ein Generalstatthalter vertrat den meist abwesenden Landesherrn in Brüssel, gewöhnlich ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, bis Ende des Jahres 1530 Karls V. Tante Margareta, eine ebenso geistvolle, als entschlossene Frau, nach ihrem Tode des Kaisers Schwester, die verwitwete Königin Maria von Ungarn (geb. 13. September 1505 in Brüssel), bei der die weibliche Innigkeit von männlicher Kraft und Klarheit überwogen wurde. Dem Generalstatthalter zur Seite standen der aus den Großen des Landes gebildete Staatsrat für die wichtigeren niederländischen Verwaltungssachen, Krieg und Auswärtiges, der Geheimrat für Justiz- und Gnadensachen, der zur Hälfte aus gelehrten Juristen bestand, der Finanzrat, der Hof von Mecheln als das höchste Landesgericht und die Oberrechnungskammer zu Mecheln. Ein Generalkapitän führte den Befehl über das kleine stehende Heer von 600 Lanzen, jede zu fünf schweren Reitern, das zahlreiche, kleine Edelleute des Landes beschäftigte, ein Admiral hatte das Kommando über die Flotte. Zur Vermehrung der landesfürstlichen Gewalt gegenüber der städtischen Selbständigkeit konnte wenig geschehen, aber manches geschah immerhin. Schon 1519 nahm die Regierung den Zünften von Mecheln die Wahl ihrer Schöffen, 1521 beschränkte sie den Einfluß der Zünfte von Brüssel auf die städtischen Finanzen, die städtische Verfassung von Doornik (Tournai), das den Franzosen 1521 abgenommen worden war, wurde einfach aufgehoben, und Gent erfuhr, als es sich im Jahre 1539 hartnäckig der Zahlung einer Steuer widersetzte, strenge Züchtigung und Verminderung seiner Rechte, obwohl es die Vaterstadt Karls V. war. Die Besorgnis der Gemeinden war erregt; sie begannen damals ihre Freiheitsbriefe eifrig zu sammeln.

So traten die habsburgischen Bestrebungen auf die Errichtung des Einheitsstaates und die Steigerung der fürstlichen Gewalt in Gegensatz zur Selbstregierung der Stände und Gemeinden. Auf der andern Seite aber schnitten sie auch tief in die natürlichen Beziehungen der Niederlande ein. Denn Karl V. arbeitete nicht nur daran, Flandern und Artois von der französischen Landesherrschaft zu befreien, was er auch glücklich durchsetzte, sondern er strebte auch, das ganze übrige Gebiet von der altbegründeten und naturgemäßen politischen Verbindung mit dem Deutschen Reiche loszulösen, das Ziel des Augsburger Vertrages von 1548 (s. S. 382), während nur wenig später, noch im selben Jahre 1548, die Pragmatische Sanktion die Unteilbarkeit der Niederlande bestimmte.

Die Überspannung dieser Bestrebungen durch Philipp II. hat den Abfall des

Landes von Spanien und zum dauernden Schaden für Deutschland seine Trennung auch vom Deutschen Reiche verschuldet.

Die kirchliche Bewegung.

Um aber den großen Aufstand, der schließlich dies Ergebnis gehabt hat, herbeizuführen, wirkten neben den politischen auch kirchliche Ursachen mit; die einen ohne die andern hätten niemals so tiefe Erregung hervorgerufen.

Auch in den Niederlanden fehlte es nicht an einer zahlreichen, begüterten Geistlichkeit und an stattlichen, wohlhäbigen Klöstern. Vier Bischöfe walteten im Lande; sie standen unter den beiden auswärtigen Erzbischöfen von Köln und Reims. Die Macht des Landesherrn dieser Kirche gegenüber war durch weitgehende Rechte gesichert; keine päpstliche Verfügung durfte veröffentlicht und in Kraft gesetzt werden ohne die fürstliche Bewilligung (Placet); die Bischöfe und viele von den höheren Geistlichen ernannte der Landesherr. Innerlich aber war die Kirche in den Niederlanden nicht minder verfallen als im eigentlichen Deutschland, und so kann es bei dem regen Verkehre mit diesem nicht wunder nehmen, wenn auch hier schon im Anfange der zwanziger Jahre lutherische Lehrmeinungen Eingang fanden. Seit 1520 wurden in Antwerpen vlämische Übersetzungen Lutherischer Schriften gedruckt, und in demselben Jahre trat hier der erste Prediger in Luthers Sinne auf, der Augustiner Jakob Präpositus. Doch hier war Karl V. Landesherr, nicht nur das Haupt stolzer und eigenwilliger Vasallen wie im übrigen Reiche. Bereits vor dem Wormser Reichstage erließ er in Mecheln am 22. März 1521 das erste Plakat (Edikt), das den Behörden gebot, die Schriften des Ketzers wegzunehmen und öffentlich zu verbrennen, und alle, die solche druckten, verkauften, kauften und lasen, mit schwerer Geldstrafe bedrohte. Am 22. Juni 1522 bestellte er ein Mitglied des Rats von Brabant zum Inquisitor mit unbeschränkter Gewalt, Franz van der Hulst, einen gewaltthätigen und unvorsichtigen Menschen, der seine Stellung nicht lange behaupten konnte. Aber das Wormser Edikt von 1521, das im Reiche ein toter Buchstabe blieb, wurde in den Niederlanden zu blutiger Vollstreckung gebracht. Zwei Augustiner fielen in Brüssel als seine ersten Opfer (1. Juli 1523); ein weiteres Edikt verbot sogar den Privatgottesdienst, das Lesen der Bibel und jede Erörterung religiöser Fragen. Eine Menge Verurteilungen und Hinrichtungen war die Folge, aber gänzlich unterdrücken ließ sich die Sache keineswegs, so daß Erasmus im August 1525 an Pirckheimer schrieb: „Der größte Teil des Volkes in Holland, Flandern und Seeland ist von der lutherischen Lehre angesteckt und vom bittersten Hasse gegen die Mönche erfüllt.“ Eine verschärfte Wiederholung jenes Edikts kam im Jahre 1529. So gelang es allerdings, die lutherischen Prediger allmählich zu beseitigen und die ketzerischen Schriften zu vernichten. Aber indem man diese gemäßigte und politisch ungefährliche Richtung unterdrückte, kamen eben die ausschweifendsten Richtungen der reformatorischen Bewegung hier im Norden zur Geltung; die Wiedertäuferei erfaßte gerade diese Niederdeutschen und verbreitete sich von hier aus nach Westfalen; ja während des Kampfes um Münster versuchten die Sektierer sich des Rathauses von Antwerpen zu bemächtigen und den Aufstand zu entzünden. Da meinte Königin Maria von Ungarn, obwohl sie ursprünglich einer vermittelnden, erasmischen Richtung zuneigte, dem Kaiser geradezu die Ausrottung der Ketzer anempfehlen zu müssen, und wirklich verfügte Karl V. im Jahre 1535 die Anwendung der Todesstrafe gegen alle Ketzer, mochten sie bereuen oder nicht. Die Wiederholung aller früheren Bestimmungen im Jahre 1549 bewies indessen, daß alle Strenge doch nicht gewirkt habe, und da auch dieser letzte Akt wenig half, so erließ der alternde Kaiser, der soeben die Ketzerei in Deutschland zu seinen Füßen sah, am 25. September 1550 von Augsburg aus sein letztes wie mit Blut geschriebenes Plakat, übrigens ohne ständische Mitwirkung. Es bedrohte jede Äußerung ketzerischer Gesinnung mit dem Feuertode, wenn der Schuldige hartnäckig blieb; bereute er, so traf männliche Personen der Tod durch das

Schwert, Weiber wurden lebendig begraben. Das Vermögen der Gerichteten fiel zu einem Teile dem Staatsschatz, zum andern dem Angeber anheim. Die gemeinste Habsucht also nahmen Staat und Kirche in Dienst, um ihre Opfer zu treffen. Wer aber für sie um Gnade bat, wurde zu jedem Amte unfähig und außerdem noch willkürlich bestraft.

So fürchterlichen Mitteln gelang es allerdings äußerlich, die „Glaubenseinheit" in den Niederlanden zu behaupten, und als Karl V. zu Brüssel die Herrschaft an Philipp II. abtrat, da konnte er sich rühmen, daß er ihm nur katholische Unterthanen übergebe. Aber um welchen Preis! Es mag ja übertrieben sein, wenn es heißt, unter seiner Herrschaft seien 50 000 oder gar 100 000 Menschen grausamster Verfolgung zum Opfer gefallen, aber daß ihre Zahl in die Zehntausende ging, daß drei Jahrzehnte durch in diesem blühenden Lande die Scheiterhaufen fast in jeder Stadt geflammt haben, ist unbestritten; und schon begannen viele das Vaterland zu verlassen. Von 1550 bis 1565 wanderten allein 30 000 Tuchmacher nach England hinüber, und wenn schon im letzteren Jahre die englische Industrie als die gefährlichste Nebenbuhlerin der niederländischen erscheint, so hatte sie solchen Aufschwung vor allem der Religionsverfolgung in den Niederlanden zu danken.

Das Anschwellen der kirchlichen und politischen Bewegung. (1556—1567.)

Nichtsdestoweniger war es die erste Maßregel Philipps II., das letzte Edikt des Vaters im Jahre 1556 zu erneuern. War schon die ganze Art des Fürsten, sein unzugänglicher Stolz und der Mangel an jener Leutseligkeit, die dem Vater in den Niederlanden zu einer gewissen Beliebtheit verholfen hatte, dem lebensfrohen Volke gründlich zuwider gewesen, so mußte dies Verfahren von vornherein jede Spur von Sympathie unterdrücken. Als er dann nach dem Ende des französischen Krieges im Jahre 1559 Flandern auf Nimmerwiedersehen verließ, da bewies die Einrichtung seiner Regierung in den Niederlanden wiederum, wie wenig Rücksicht er auf die Stimmung seines Volkes zu nehmen gewillt sei. Regierungsantritt Philipps II.

Gegen den Wunsch des einheimischen Adels, der lieber einen niederländischen Herrn an der Spitze gesehen hätte, bestellte er nach den Überlieferungen des Vaters zur Generalstatthalterin seine Halbschwester **Margareta von Parma**, eine natürliche Tochter Karls V. und einer Niederländerin aus dem Handwerkerstande, der Johanna van der Gheenst, im Sommer 1522 wahrscheinlich in Oudenarde geboren. Karl V. hatte sie 1529 als sein Kind anerkannt und am Hofe der Generalstatthalterinnen Margareta und Maria erziehen lassen, später als Werkzeug der habsburgischen Politik erst im Februar 1536 mit Alessandro Medici, nach dessen Ermordung (Januar 1537) mit Ottavio Farnese, dem etwas jüngeren Enkel Papst Pauls III. (geb. 1526) vermählt, dem sie im Jahre 1545 den nachmals berühmten Alexander in Rom gebar. Margareta von Parma.

Dem Verhältnis zu den Habsburgern verdankte sie ihre historische Stellung als Generalstatthalterin der Niederlande (1559—1567). Daß sie ihr wirklich gewachsen gewesen wäre, wird man nicht behaupten können. Sie war namentlich in späteren Jahren allerdings eine männliche Erscheinung, sogar mit einem Bärtchen auf der Oberlippe und Anfällen von Gicht unterworfen, unermüdlich zu Pferde und auf der Jagd. Doch ihr Gemütsleben war durch ihre ganze Erziehung und ihre späteren Schicksale verkümmert; in politische Schwierigkeiten heikelster Art und obendrein an italienischen Höfen gestellt, hatte sie gelernt zu heucheln, kalt zu beobachten und vorsichtig zu berechnen, nur nach der Zweckmäßigkeit, nicht nach der sittlichen Berechtigung ihrer Mittel zu fragen. Tiefere Geistesbildung fehlte ihr, denn als sie in Italien zu leben anfing, da begannen eben der rücksichtslose Glaubenseifer der Inquisition und die spitzfindige Moral der Jesuiten die freie Bildung des Humanismus zu unterdrücken. So war sie gut katholisch, blind fügsam den Weisungen ihrer Beichtväter und ohne jedes Verständnis für eine abweichende Richtung. Auch für die Niederlande hegte sie, obwohl hier geboren



246. Kardinal Anton Perrenot von Granvella.

Nach A. Mors Gemälde in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien.



margareta

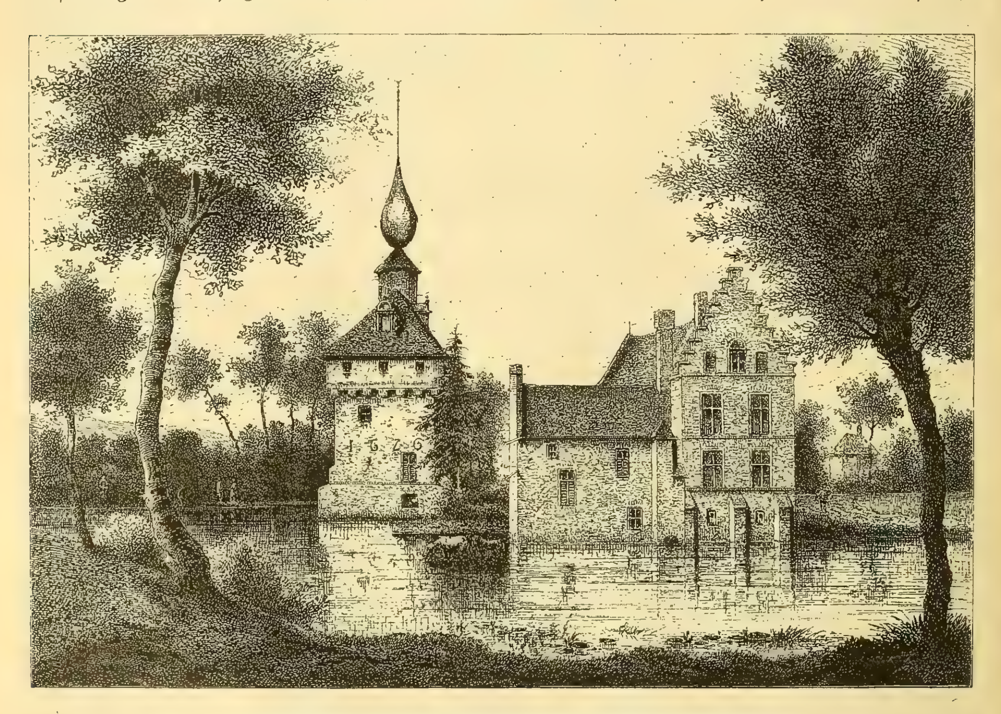
247. Margareta von Parma, Generalstatthalterin der Niederlande.

Nach dem Gemälde von A. S. Coello im Königlichen Museum zu Brüssel.

und erzogen, auch des Vlämischen mächtig, kaum eine tiefere Teilnahme. Sie war vor allem Habsburgerin, die gehorsame Dienerin Philipps II., das Werkzeug seiner Pläne und um so eifriger bestrebt, sich sein Wohlwollen zu erhalten, je weniger sie die Rückkehr nach Italien in drückende und kleinliche Verhältnisse wünschen konnte.

Granvella u. die übrigen Berater Margaretas.

Auch konnte sie sich, selbst in den Schranken ihres Amtes, nicht frei bewegen, denn eine geheime Instruktion band sie an die Zustimmung des Mannes, der als der Vertraute des Königs galt. Das war Anton Perrenot, Bischof von Arras, später (1561) Kardinal Granvella, der Sohn des Nikolaus Perrenot, der lange Zeit der leitende Minister Karls V. gewesen war (s. S. 300). Er war am 20. August 1517 zu Besançon geboren, hatte dann in Padua, Paris und Löwen Theologie und Rechtswissenschaft studiert, war mit 23 Jahren Bischof von Arras, seit 1543 Staatsrat und beständig in wichtigen Geschäften verwendet worden, bis er nach dem Tode seines



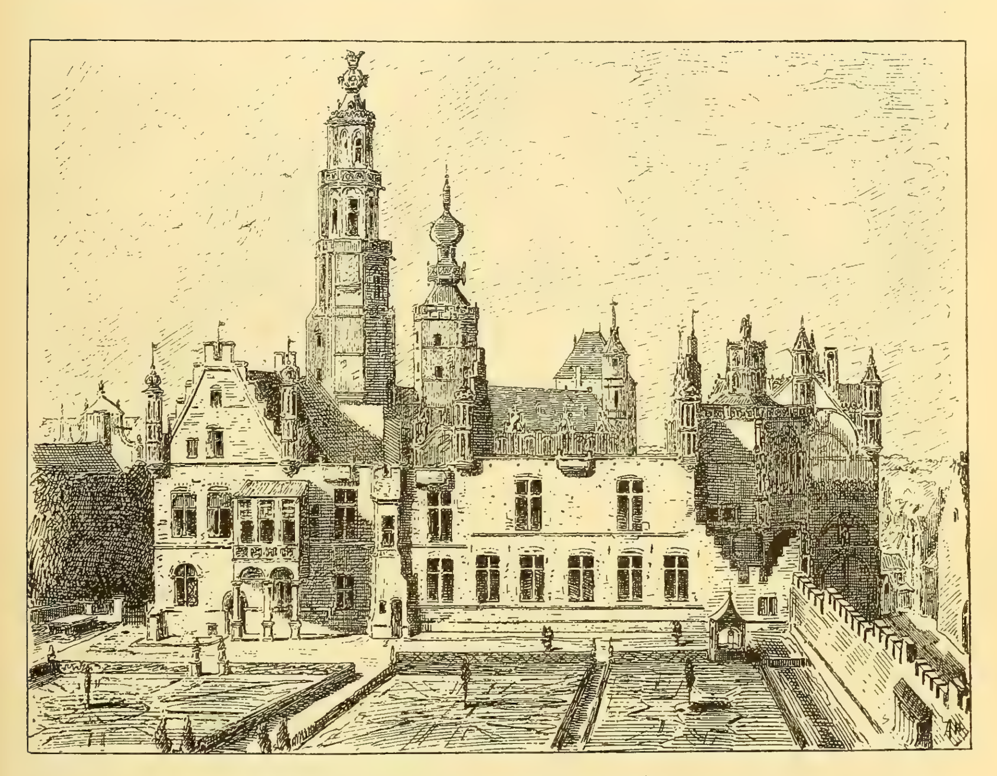
248. Das Schloß des Kardinals Granvella zu Saint-Josse-ten-Noode.

Vaters (1550) zunächst in dessen Stellung einrückte. Mit außerordentlicher Arbeitskraft, Geschäftskenntnis und rascher Entschlossenheit verband der schöne, stattliche Herr rücksichtslose Habgier, hochfliegenden Ehrgeiz und hoffärtigen Stolz; doch wußte er seine Herrschsucht dem Könige gegenüber hinter geschmeidiger Fügsamkeit zu verbergen, um nur desto sicherer ihn nach seinem Willen zu lenken. Daß er streng katholisch und ein Todfeind der Ketzerei war, versteht sich bei dem Vertrauten Philipps II. von selbst. Mit dem loyalen, fanatisch katholischen Soldaten Baron Barlaymont und dem steifnackigen Friesen Viglius Aytta van Zuichem, einem gelehrten Juristen, dem Urheber des Blutedikts von 1550, bildete Granvella die Consulta, die eigentlich nur ein Ausschuß des Geheimen Rates, aber die Seele der ganzen Regierung und für Margaretas Entschlüsse durchaus bestimmend war. Da nun Barlaymont Leiter des Finanzrates, Viglius Vorsitzender des Geheimen Rates, Granvella Präsident und jene beiden auch Mitglieder des Staatsrates waren, so übten sie auch auf diese Behörden den maßgebenden Einfluß aus und schnitten doch den Mitgliedern des Staatsrats jede Einwirkung auf die andern Körperschaften ab.

Die Häupter der Adelsopposition.

Dies hat von Anfang an die Häupter des niederländischen Adels tief verstimmen müssen. Denn eben der Staatsrat sollte ihnen die Mitwirkung bei der Landesregierung sichern. Und stolze Häupter waren es, die hier saßen, klangvolle Namen, mit der Geschichte dieser Zeit bald unzertrennlich verbunden, voran Wilhelm von Nassau-Oranien, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, Lamoral Graf von Egmont, Fürst von Gaveren (Gavre), Statthalter von Artois und Flandern, Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, Admiral der Niederlande, Statthalter von Geldern und Zütphen.

Unter ihnen ragt Wilhelm von Nassau-Oranien vor allem hervor. Sein Großvater Johann von Nassau hatte seine deutschen Besitzungen an der Lahn und Dill dem jüngeren Sohne Wilhelm, seine niederländischen (Breda, Ijsselstein u. a.) dem älteren Heinrich vererbt.



249. Schloß Wilhelms von Oranien zu Brüssel (Nassauhaus).
Nach einem Aquarell in der Königl. Bibliothek zu Brüssel.

Indem dieser sich mit Claudia von Châlons, Schwester Philiberts von Oranne) Oangeri an der unteren Rhône), vermählte, sicherte er seinem Sohne René nach dem Tode des Oheims dies kleine Fürstentum. Aus der Ehe Wilhelms mit Gräfin Juliane von Stolberg (am Harz) entsprossen zahlreiche herrliche Söhne, ein Heldengeschlecht, wie es diese Zeit nicht wieder hervorgebracht hat, außer Wilhelm noch Ludwig, Adolf, Heinrich und Johann. Der erste, 1533 zu Dillenburg geboren, erbte von seinem Vetter René, der kinderlos starb, die niederländischen und französischen Besitzungen (1544). Eben damals kam er an den Hof Karls V. Der Kaiser erkannte in dem elfjährigen Knaben den ungewöhnlichen Geist; der junge Page wurde sein Vertrauter, in die geheimsten Verhandlungen eingeweiht und war dieses Vertrauens würdig durch unverbrüchliche Schweigsamkeit. Auf seine Schulter gestützt, vollzog Karl V. seine Abdankung zu Brüssel; zwei Jahre später überbrachte der junge Fürst Ferdinand I. die Reichsinsignien nach Augsburg. Nach dem Abschlusse des Friedens von Câteau-Cambresis ging er als Geisel an den französischen Hof, und hier war es im einsamen Forste von Vincennes, wo König Heinrich II. in dem Wahne, der Oranier sei ebenso Philipps II. Vertrauter geworden wie er der Karls V. gewesen war, dem Entsetzten jene geheime Abmachung mitteilte, die Ketzer mit Hilfe der spanischen

Regimenter in den Niederlanden auszurotten (s. S. 422). Wilhelm hielt an sich und schwieg, aber von dieser Stunde an stand der Entschluß bei ihm fest, der spanischen Tyrannei entgegenzutreten. Noch war er freilich damals Katholik, doch nicht gewillt, seine Landsleute ans Messer zu liefern. Philipp II. scheute instinktiv den undurchdringlichen Oranier, doch übertrug er ihm eine dreifache Statthalterschaft und zugleich die Mitgliedschaft des Staatsrats. Denn Wilhelm besaß als deutscher Reichsfürst, und seit 1561 auch Gemahl einer deutschen Fürstin, der Prinzessin Anna von Sachsen, Tochter des Kurfürsten Moritz (nach dem Tode seiner ersten Frau Anna von Egmont-Büren) einen Rückhalt, der ihn von Spanien unabhängiger machte als jeden andern niederländischen Edlen. Einer der Reichsten unter ihnen, umgab er sich im Nassauhause zu Brüssel mit einem glänzenden, fürstlichen Hofe, hielt täglich offene Tafel, gab prunkvolle Feste und bezaubernde Jagden, lebte, alles in allem betrachtet, lange darauf los als ein lebenslustiger und prachtliebender junger Herr, dem 800 000 Gulden Schulden nicht eben große Sorgen machten. Doch wer ihn näher kannte, der wußte auch, daß er nicht bloß ein gewandter Gesellschafter und flotter Redner in fünf Sprachen war, sondern auch einen scharfen, umfassenden Verstand, Tiefe und Weite der Gesichtspunkte, durchdringende Menschenkenntnis und unbeugsamen Willen besaß.

Ganz anders geartet erscheint **Graf Egmont**. Das Stammgut der Familie lag in Nordholland, doch hatte sie andre Besitzungen dazu erworben, noch des Grafen Vater durch seine Vermählung mit Françoise von Luxemburg, Fürstin von Gaveren (Gavre), dies flandrische Gebiet. Von den Söhnen dieses Paares starb Karl früh; **Lamoral** dagegen, 1522 geboren, öffnete sich eine glänzende Laufbahn als Soldat; 1541 war er mit in Algier, 1552 vor Metz. Schon seit 1546 trug er den Orden des goldenen Vlieses, und durch seine Vermählung mit Sabine von Bayern, Schwester des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, trat er zu einem der ältesten Fürstenhäuser Deutschlands in Beziehungen. Seitdem er bei St. Quentin und Gravelingen so glänzend gesiegt hatte (s. S. 456), war er vielleicht der populärste Edelmann der Niederlande, ein leutseliger, prachtliebender Herr, im Felde tapfer, sicher und schnell, doch zum Staatsmann fehlten ihm der klare Blick, die ruhige Haltung und die tiefere Bildung. So ist er das Opfer, nicht der Führer der niederländischen Erhebung geworden. **Graf Hoorn** hat sein Schicksal geteilt.

Hoorn war etwas älter als Egmont, 1518 geboren und Sohn des Grafen Joseph von Montmorency und der Anna von Egmont, die später in zweiter kinderloser Ehe mit dem Grafen von Hoorn in Nordholland vermählt war. Da er auch diesen Stiefvater beerbte, so wurde er einer der meist begüterten Edelleute der Niederlande, kam früh an den Hof, wurde unter Philipp II. Kammerherr und Hauptmann der vlämischen Garde, Statthalter von Geldern und Zütphen und Admiral, dann Mitglied des spanischen und niederländischen Staatsrats, 1556 auch Ritter des goldenen Vlieses. Am fünften italienischen Kriege beteiligte er sich mit Auszeichnung und führte 1559 die Flotte, die Philipp V. nach Spanien brachte. Von dort kehrte er erst 1563 zurück. Er war an sich kein bedeutender Mann und gewann sich durch seine grämliche, streitsüchtige Art wenig Freunde, doch rühmte man ihm Tapferkeit, Edelmut und Gerechtigkeitsliebe nach.

Die neue Kirchenverfassung.

Dies waren die leitenden Persönlichkeiten in den Niederlanden, als König Philipp nach Spanien ging.

Das Hauptinteresse der königlichen Regierung richtete sich in diesem Augenblicke auf die Durchführung einer **neuen Kirchenverfassung**. Auch hier nahm Philipp II. nur alte Pläne seines Vaters wieder auf. Eine päpstliche Bulle vom 18. Mai 1559, die dann Pius IV. im Januar 1560 bestätigte, genehmigte an Stelle der vier bestehenden Bistümer die Errichtung von fünfzehn Bistümern und drei Erzbistümern (Mecheln, Utrecht, Cambrai). Dazu sollten die reichen Abteien die nötigen Einkünfte liefern, indem sie den Bistümern „einverleibt“ wurden. So meinte die spanische Regierung zugleich die unbequeme Opposition der Äbte in den Ständeversammlungen zu beseitigen, das Land kirchlich ebenso unabhängig vom „Auslande“ zu machen, wie es politisch schon geworden war, und der Ketzerei wirksamer entgegentreten zu können. Denn diesen neuen Bischöfen sollte zugleich die Vollziehung der Ketzergesetze, also die **Inquisition**, übertragen und dafür in jedem Sprengel zwei Bevollmächtigte ernannt werden. Etwaigen Widerstand hoffte die Regierung durch die spanischen Truppen, die noch vom letzten Kriege her in der Stärke von 3—4000 Mann im Lande und zwar in Seeland standen, leicht zu bewältigen.

Steigende Opposition.

Gegen diese Maßregel erhob sich nun eine wachsende Opposition. Die niederländische Geistlichkeit, namentlich die Klöster, waren ebenso unzufrieden mit der Entziehung eines großen Teiles ihrer Einkünfte wie die Laien mit der Vermehrung der kirchlichen Lasten und vor allem der Verschärfung der Ketzerverfolgungen. Zudem verletzte die



Wilhelm prinz zu
Vranien

250. **Wilhelm von Oranien, genannt der Schweiger, etwa im 30. Lebensjahre.**

Nach dem Gemälde Franz de Vriendts in der Königlichen Gemäldegalerie zu Kassel.

Das geistig bedeutendste und offenbar nach dem Leben ausgeführte Bildnis des großen Oraniers, von dem in den öffentlichen Sammlungen der Niederlande nur Porträts aus seinen späteren Lebensjahren und nur nach Stichen vorhanden sind.

Bulle die Verfassung der meisten Provinzen, die jede Änderung der kirchlichen Organisation von der Einwilligung der Staaten abhängig machte; und nun lagen auch noch fremde Truppen im Lande, ohnehin eine Landplage, die Verzweiflung der Orte, wo die zügellosen Banden einquartiert waren, und jetzt bereite Werkzeuge fürstlicher und kirchlicher Willkür. So drängten die Stände vor allem auf die Entfernung der spanischen Regimenter; Oranien und Egmont lehnten die ihnen zugemutete Ehre, sie zu kommandieren, ab; Margareta, obwohl mit der Politik des Bruders ganz einverstanden, beurteilte doch die Stimmung besser als dieser, riet ihm, die Bitte der Stände zu erfüllen, und ließ die Truppen endlich einschiffen (Anfang Dezember 1560).

Dieser Beschwerdepunkt war also erledigt, doch die Einrichtung der neuen Bistümer nahm trotz allen Widerstrebens ihren Verlauf; Granvella zog als Erzbischof und Primas der niederländischen Kirche in Mecheln ein (1561), und die neuen bischöflichen Gerichte arbeiteten eifrig mit Hinrichtungen, Verbannungen und Konfiskationen.

Granvellas Rücktritt.

Da vereinigte sich nun der ganze Haß, den die Verletzung althergebrachter Freiheiten, die massenhaften Hinrichtungen und die Furcht vor der Zukunft erzeugten, mehr und mehr auf Granvella, die Seele der spanischen Regierung. Die stolzen Edelleute haßten in dem Manne obendrein noch den hochfahrenden Ausländer; Egmont und Oranien beschuldigten ihn, daß er sie in Madrid fortgesetzt verleumde und die unheilvollen Beschlüsse des Hofes herbeigeführt habe; ja sie schlossen mit Baron Montigny, Graf Hoorn, dem Markgrafen von Bergen op Zoom und einigen andern Herren ein förmliches Bündnis zu ihrem gegenseitigen Schutze. In allen Beziehungen stießen sie mit ihm zusammen. In den brabantischen Ständen trat Oranien für eine Ausgestaltung der ständischen Verfassung ein, im Staatsrate bekämpfte er mit Egmont die auswärtige Politik des Königs, die ganz und gar auf die Alleinherrschaft des Katholizismus, die Vernichtung des Protestantismus abzielte, und erstrebte statt dessen eine Verbindung mit den protestantischen Ständen Deutschlands. Jüngere Edelleute verspotteten zugleich die Prunkliebe des verhaßten Kardinals, indem sie ihre Dienerschaft in graue Livreen von gesuchter Einfachheit kleideten, die statt des Kardinalshutes die Narrenkappe als Abzeichen und dazu die Inschrift: „Concordia res parvae crescunt“ (durch Eintracht wachsen kleine Dinge) wiesen, während Zerrbilder und Spottlieder der rhetorischen Kammern für die Erbitterung auch des Bürgerstandes Zeugnis ablegten.

Granvella war über die gegen ihn herrschende Stimmung nicht im unklaren, aber keineswegs gesonnen, zu weichen. Ja er soll damals an König Philipp geschrieben haben, nicht eher sei auf Ruhe zu hoffen, als bis einige Köpfe gefallen seien. Die Regentin ihrerseits stützte den Vertrauten des Monarchen so lange wie möglich. Doch endlich mußte sie erkennen, daß ein längeres Eintreten für den Verhaßten ihr selbst einen Teil des Hasses zuziehen könne; auch war ihr Granvellas Hochmut und Einfluß selbst unbequem. So riet sie endlich dem Könige seine Entfernung an. In der That war seine Stellung im Staatsrat unhaltbar geworden, seitdem sich Oranien, Egmont und Hoorn rund heraus weigerten, mit ihm an den Sitzungen teilzunehmen, und die Stände gleichfalls erklärten, sie würden ihre Verhandlungen nicht beginnen, wenn Granvella den Vortrag habe. Da rief der König den Vertrauten ab, und unter dem höhnenden Jubel des Adels verließ der Kardinal im März 1564 die Hauptstadt.

Die Tridentinischen Beschlüsse.

Die niederländischen Herren meinten nun, die Regierung in ihrem Sinne leiten zu können. Doch der Minister zwar war gefallen, nicht aber die Politik, die er vertreten hatte. Vielmehr gab jetzt Philipp II. die Absicht zu erkennen, die Beschlüsse des Tridentiner Konzils in den Niederlanden vollständig zur Ausführung zu bringen, diese Beschlüsse, die jede protestantische Regung in der schärfsten Weise ver-

dammten, jede Hoffnung auf eine Änderung der königlichen Kirchenpolitik unwiderruflich abschnitten. Margareta in Voraussicht neuer Schwierigkeiten widerstrebte, wollte Milderungen, Ausnahmen und beschloß, Egmont nach Spanien zu senden, um persönlich beim Könige dafür einzutreten. Auf Oraniens entschlossene Erklärung, der Monarch müsse die volle Wahrheit erfahren, Zugeständnisse seien unvermeidlich geworden, verwarf der Staatsrat die von Viglius aufgesetzte, zu allgemein gehaltene Instruktion für Egmont und beauftragte ihn, in erster Linie Milderung der Ketzeredikte zu fordern, da die Zahl der Neugläubigen zu groß sei, um sie zu strafen, und sodann den Staatsrat, d. h. die Vertretung des niederländischen Adels, zur herrschenden Behörde zu erheben, indem er alle andern Räte ihm unterordne.



251. Lamoral Graf von Egmont, Prinz von Gavre, und Philipp von Montmorency-Nivelle, Graf von Hoorn. Nach einem Kupferstiche.

So segelte Egmont im Januar 1565 nach Spanien ab. Bei seinem Empfange überhäufte ihn der König mit Auszeichnungen, übergab ihm eine nicht ungünstig lautende Instruktion und täuschte den arglosen Mann so vollständig, daß dieser hochbefriedigt nach den Niederlanden zurückkam. Doch an demselben 8. April, unter dem jene Instruktion ausgestellt war, gab er der Statthalterin den Befehl, die Tridentiner Beschlüsse auszuführen. Als dies im Staatsrat verkündigt wurde, war Egmont, den der König also dem spöttischen Vorwurfe der Leichtgläubigkeit preisgab, aufs tiefste betroffen, Oranien aber sagte zu seinem Nachbar: „Bald wird hier die außerordentlichste Tragödie beginnen, die auf Erden jemals gespielt worden ist.“ Aber es

blieb nicht bei solchen Worten. Fast sämtliche Statthalter erklärten, daß sie zur Ausführung dieser Beschlüsse nicht mitwirken könnten, sie verweigerten also dem König in diesem entscheidenden Punkte geradezu den Gehorsam. Leidenschaftlich wogte zugleich die Erbitterung des Volkes in Flugschriften und Aufrufen empor; Unsicherheit und Angst herrschten allerorten, aller Verkehr begann zu stocken.

Kompromiß von Breda.

Da kam die erste That. Nicht von den leitenden Häuptern des niederländischen Adels unmittelbar, sondern von einigen jüngeren Edelleuten, wie Ludwig von Nassau, Heinrich von Brederode und Philipp Marnix von St.-Aldegonde, aber doch im Einverständnis mit jenen, namentlich mit Oranien selber, ging sie aus. Nachdem schon seit dem Juli 1565 darüber in Spaa und Brüssel zwischen den Edelleuten und in Deutschland mit den protestantischen Fürsten verhandelt worden war, unterzeichneten am 15. Februar 1566 Ludwig von Nassau, Heinrich von Brederode u. a. zu Breda, also in einer dem Prinzen von Oranien gehörigen Stadt, den berühmten Kompromiß, der, von Philipp Marnix verfaßt, den Anfang der Erhebung bezeichnet. Er forderte die Aufhebung der Inquisition, Milderung der Edikte, allgemeine Amnestie, d. h. Bruch mit dem ganzen spanischen System. In wenigen Wochen fand die Erklärung Tausende von Unterschriften, und im März beschlossen die Urheber, der Regentin eine Massenbittschrift zu überreichen. Am 3. April ritt der stattliche Brederode mit zwei- bis dreihundert Edelleuten in Brüssel ein und stieg im Nassauhause ab, am nächsten Tage langten noch hundert andre an; die Blüte des kleinen niederländischen Adels war versammelt. So kam der 5. April. Es war am Vormittage, als die Edelleute zu Fuß und unbewaffnet in feierlichem Zuge, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, sich nach dem Palaste der Regentin begaben. Durch die große Halle betraten sie den Saal des Staatsrates, wo Margareta inmitten ihrer Räte sie empfing. Brederode verlas die Erklärung, versicherte, sie seien alle treue Diener des Königs, aber solle das Land nicht zu Grunde gehen, so möge er ihre Forderungen genehmigen. Die Regentin begriff sehr wohl den furchtbaren Ernst der Lage, die Thränen rollten ihr aus den Augen, dann verhieß sie, am nächsten Tage die Antwort zu geben.

Der Geusenbund.

Als Brederode abgetreten war, trafen im Staatsrate die Meinungen in stürmischer Debatte aufeinander. Oranien trat für die Bittsteller ein, Barlaymont aber rief der Statthalterin die berufenen Worte zu: „Wie? haben Ew. Hoheit Furcht vor diesen Bettlern (gueux)?“ Trotzdem erteilte Margareta eine nicht schlechthin ablehnende Antwort: sie werde Anweisung geben, milde zu verfahren, und einen besonderen Bevollmächtigten an den König senden. Mehr konnte sie eigenmächtig nicht wohl versprechen, doch wie sollte eine solche Vertröstung beruhigen? Und trotzig bäumte sich das Selbstgefühl des jungen Adels gegen jene hochmütig meisternde Zurechtweisung auf, die sich Barlaymont erlaubt hatte. Als bei einem glänzenden Bankett, an dem auch Oranien, Egmont und Hoorn teilnahmen, sein Hohnwort von den „Bettlern“ bekannt wurde, schlossen die Versammelten in der Aufregung des Gelages einen Bund zur Verteidigung ihrer Forderungen, sie tauften sich „Geusen“ und ließen eine Denkmünze prägen, die zeigte auf der einen Seite das Brustbild Philipps II. mit der Umschrift „En tout fidèles au roy“, auf der Rückseite den Bettelsack, zwei verschlungene Hände und die Worte „Jusques à porter la besace“ (Treu dem König — bis zum Bettelsack).

Inzwischen verhandelte Margareta angelegentlich mit dem König. Er hatte ihr schon im März Hoffnung auf sein persönliches Erscheinen gemacht, jetzt schrieb er in gleichem Sinne an die wichtigsten Stadtgemeinden und erregte dadurch im Staatsrate die Hoffnung eines günstigen Ausgangs. Um seine Entschlüsse zu beschleunigen, sandte die Regentin Anfang Mai den Baron Montigny nach Madrid, um die Milderung der



252. Der Kompromiß von Breda 15. Februar 1566. Nach dem Gemälde de Bièfves in der Nationalgalerie zu Berlin.

Ketzeredikte zu fordern; in einem dringenden Schreiben empfahl sie die Bitte lebhaft und wies auf die täglich wachsende Erregung hin. Doch der König hielt den Mann fest — er hat ihn schließlich im geheimen umbringen lassen (1570) — er zögerte zu kommen und zögerte zu entscheiden, bis es zu spät war.

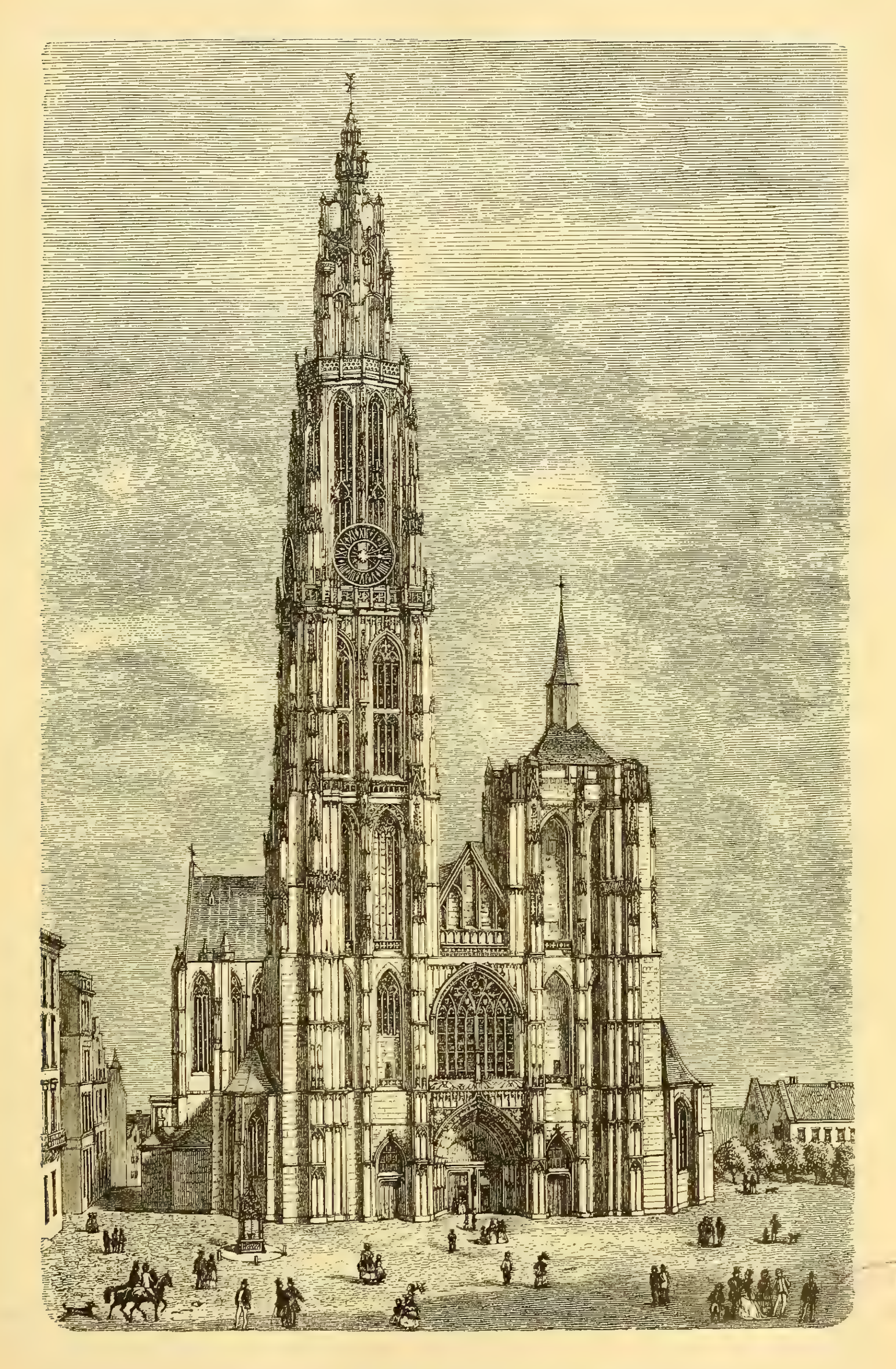


253 und 254. Geusenmünze. (Zu S. 558.)

Die „Feldpredigten“.

Denn mit der Kraft einer Naturgewalt brach sich jetzt die Bewegung Bahn. In den letzten Jahren hatten sich namentlich die Calvinisten nach dem Vorgange ihrer französischen Glaubensbrüder zu Gemeinden zusammengeschlossen und seit 1563 mehrmals im geheimen Synoden abgehalten, besonders in Antwerpen, das immer mehr zum kirchlichen Mittelpunkte wurde. In Antwerpen traten jetzt die reformierten Konsistorien zusammen; sie stellten ein gemeinsames Glaubensbekenntnis für die niederländische Kirche fest und faßten auf besondere Anregung Aldegondes den Beschluß, Gottesdienst und Predigt öffentlich abzuhalten; auch wurden bereits Gelder zum etwaigen bewaffneten Widerstande gegen die Regierung gesammelt. Und nun versammelten sich die Anhänger des Evangeliums in Brabant, Flandern und Seeland zu Tausenden auf dem flachen Lande, unter freiem Himmel, um die Predigt zu hören und das Abendmahl in protestantischer Weise zu empfangen von Männern, die ihr Leben an ihre Aufgabe setzten. Da war nichts zu hindern und nichts zu strafen; ohne Geld, ohne Truppen, ohne Befehle aus Spanien gelassen, fühlte die Regentin ihre Ohnmacht.

In diesen furchtbar aufgeregten Tagen versammelten sich um Mitte Juli die Konföderierten von Breda zu St. Trond. Hier beschlossen sie mit Zustimmung Oraniens eine neue Eingabe an die Regentin mit der Forderung, sie möge bis zur endgültigen Entscheidung des Königs den drei Herren Oranien, Egmont und Hoorn Vollmacht geben, „unbedingt alles zu besorgen, was die Bewachung des Landes nach innen wie nach außen angehe“. Zugleich nahmen sie die protestantischen Gemeinden förmlich in ihren Schutz und trafen Verabredung, 4000 Reiter und 40 Fähnlein Fußvolk in Deutschland in Wartegeld zu nehmen. Am 30. Juli wurde jene Forderung der Regentin übergeben. Endlich kam zwar nicht der König, aber sein Bescheid vom 31. Juli: die Inquisition lasse den Weg der Milde offen; diejenigen, die Milderung der Edikte verlangten, wollten überhaupt Religionsfreiheit, also etwas Unmögliches, doch solle die Regentin einen neuen Entwurf dafür einschicken; die Amnestie sei gewährt, doch nur für die bereits Abgeurteilten. Zuletzt die Versicherung, er gedenke selbst nach den Niederlanden zu kommen. So brach die Hoffnung auf friedlichen Ausgleich jäh zusammen.



255. Der Dom zu Antwerpen.

Der Bildersturm.

Denn nun zerriß der Fanatismus des Pöbels alle Schranken und fügte der bisher klug und maßvoll geleiteten adlig-protestantischen Bewegung unwiederbringlichen Schaden zu. Der Sturm kam, denn man hatte Wind gesät.

Am 18. August fand zu Antwerpen mit großer Pracht die übliche Prozession („Ommegang") mit dem heiligen Marienbilde statt. Durch die Schaustellung dessen, was ihnen als freyle Abgötterei galt, aufs äußerste gereizt, brachen die ohnehin tief erregten protestantisch gesinnten Massen der großen Hafenstadt in leidenschaftliche Empörung aus. Binnen wenigen Stunden wurde in der Nacht des 20. August der prachtvolle Dom von etwa hundert Menschen, denen Tausende zu dichter Mauer gedrängt höhnend und ermunternd zusahen, aufs furchtbarste verwüstet, aller Bilderschmuck zerschlagen, die heiligen Gefäße ruchlos entweiht. Und nun raste der **Bildersturm** wie eine Windsbraut durch die Städte von Brabant, Artois, Holland und Flandern; in sechs kurzen Sommertagen verwüsteten die wütenden Rotten gegen 400 Kirchen und zahlreiche Klöster; unersetzliche Kunstwerke, glorreiche Denkmale einer hohen Kultur wurden schonungslos zerschlagen. Und doch befleckten sich die Rebellen nirgends mit Gewaltthaten gegen Privateigentum oder Personen; sie begnügten sich, nach der Zerstörung allerorten den reformierten Gottesdienst einzurichten.

Margareta war starr vor Entsetzen. Jeder Tag, jede Stunde brachte neue Hiobsposten. Da fiel auch das nahe Mecheln in die Hände der Rebellen, unaufhaltsam wälzte sich die Bewegung der Hauptstadt zu. Die Statthalterin dachte an Flucht nach Bergen (Mons); schon standen am frühen Morgen des 22. August ihre Pferde gesattelt, und die Leibwachen fertig zum Aufsitzen bei den Rossen, als es Oranien durch die Vorstellung, mit ihrer Flucht sei alles verloren, gelang, sie zu halten, und die Bürgerschaft ihr zuschwur, die Stadt gegen die Rebellen zu verteidigen.

Aber das war klar: nur weitgehende Zugeständnisse konnten die furchtbare Bewegung beruhigen. So ließ sie sich von Oranien, Ludwig von Nassau und andern Teilnehmern am Kompromisse am 25. August ein Edikt abdringen, in welchem sie die Abschaffung der Inquisition, die Duldung der neuen Lehre an den Orten, wo sie schon ausgeübt worden war, verkündigte, freilich, wie sie an den König schrieb: „gezwungen, genötigt, vergewaltigt". Vor dem Aufruhr — so schien es — war das spanische System zusammengebrochen.

Doch Margaretas Scharfblick erkannte sehr bald, daß der Bildersturm die Lage der Protestanten nicht verbessert, sondern eher verschlechtert habe. Sie hatten ihre Sache befleckt durch Rebellion; es war keine Religionsverfolgung, wenn sie gegen die Aufständischen entschieden vorging, ja sie konnte dabei auf die Hilfe aller Gemäßigten rechnen, welche die Greuel des Bildersturms nicht minder verabscheuten wie sie selbst. **Egmont** that sogar mehr, als von einem Gemäßigten zu fordern war. In seiner Provinz Flandern, wo der Bildersturm am ärgsten gewütet hatte, schritt er mit zahlreichen Hinrichtungen gegen die Schuldigen ein. Anders **Oranien**. Nach Antwerpen gesendet, wo er als Burggraf eine amtliche Stellung einnahm, brachte er hier am 2. September eine Übereinkunft zustande, die den Reformierten drei Kirchen einräumte und alle gegenseitigen Anfeindungen untersagte. Ähnliches gelang ihm dann in Amsterdam, Utrecht und andern Städten Hollands. Auch **Hoorn** trat in Doornik (Tournai) sehr schonend auf, gewährte den Reformierten gegen Niederlegung der Waffen die Erlaubnis, außerhalb der Stadt ihren Gottesdienst zu halten und Kirchen zu erbauen und räumte ihnen schließlich die Tuchhalle in der Stadt selbst für ihre Predigten ein, wurde aber deshalb von der Statthalterin in Ungnaden abberufen.

Denn die Regentin war weit entfernt, ihr Zugeständnis vom 25. August als bindend zu erachten. Sie ließ Truppen in Deutschland und in den Niederlanden

werben; sie verlangte von dem Adel einen neuen Eid, der ihn zum unbedingten Gehorsam gegen den König verpflichtete. Die meisten leisteten ihn, auch Egmont und Hoorn, Oranien und Brederode dagegen nicht. Oranien dachte sogar schon daran, sich einem Einmarsche spanischer Truppen mit Zustimmung der Generalstaaten zu widersetzen, konnte aber Egmont nicht dafür gewinnen, und ohne diesen populären Feldherrn, dessen Beispiele sofort Tausende von Edelleuten, alle Soldaten und Bürger gefolgt haben würden, war gar nichts zu machen. Damit ging die Vereinigung der Gemäßigten auseinander, der Geusenbund bestand weiter, aber geschwächt und kompromittiert.

Niederwerfung des Aufstandes.

Nun nahmen an Stelle des Adelsbundes die protestantischen Gemeindebehörden, die Konsistorien, die Leitung in die Hand, aber vergeblich. Denn nach jenem ersten Erfolge wagte es Margareta, ihr Edikt vom 25. August zurückzunehmen. Allerdings griffen die Geusen unter Brederode in Holland zu den Waffen, aber Lannoy siegte über einen von dorther gelandeten Haufen bei Oustruweel in der Nähe Antwerpens (12. März 1567), dessen furchtbar erregte Bevölkerung Oranien mit Mühe von einem Ausfalle zu gunsten der Geschlagenen zurückhielt. Valenciennes, das sich geweigert hatte, Besatzung einzunehmen, wurde nach hartnäckiger Verteidigung am 24. März von Egmont zur Übergabe gezwungen und blutig gezüchtigt, Brederode mußte flüchten. Nun ergab sich auch Antwerpen und erhielt Gnade gegen das Versprechen, alle Ketzerei abzuthun und Besatzung einzunehmen; mit glänzendem Gepränge zog die Regentin dort ein (28. April). Allerorten wurde nun ein neues Ketzeredikt vom 4. Mai verkündet und die protestantischen Kirchen zerstört; in Scharen fielen die Reformierten in Stadt und Land dem Henker zum Opfer. — Der Geusenbund war zersprengt, der Aufruhr zu Boden geworfen, die Sache der Religionsfreiheit verloren.

Erschien jetzt der König persönlich in den Niederlanden, verfuhr er mit schonender Milde, dann rettete er wahrscheinlich seinem Hause den herrlichen Besitz und vermied den furchtbaren Kampf, der seiner Weltmacht den Todesstoß gab. Doch wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit.

Herzog Alba in den Niederlanden.
(1567—73).

Albas Ankunft.

Das, was allein die Niederlande dauernd beruhigen konnte, die Religionsfreiheit, das konnte der „katholische König“ niemals gewähren, und was er gewähren konnte, Verzeihung, das wollte er nicht zugestehen. Nur der Gedanke an schonungslose Rache erfüllte den Fanatiker; „das sollen sie mir teuer bezahlen!“ rief er grimmig aus, als er den Bildersturm erfuhr. Und so faßte der spanische Staatsrat am 29. Oktober 1566 gegen den Rat Granvellas und Ebolis, aber im Sinne Albas den Beschluß, der die Niederlande zur verzweifelten Erhebung treiben mußte: diesen besten Feldherrn Spaniens, Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, als Generalkapitän mit einem Heere nach Flandern zu senden.

Das Geschlecht, aus dem Ferdinand de Toledo stammte (geb. 1507), hatte seinen Sitz im alten Königreich Leon auf dem stolzen Schlosse über dem Städtchen Alba de Tormes südöstlich von Salamanca, inmitten einer fruchtbaren, aber völlig kahlen und baumlosen Hochebene, wie sie für das innere Spanien charakteristisch sind. Als seinen Ahnherrn pries es einen Paläologen von Byzanz, der sich bei der Eroberung von Toledo (1085) ausgezeichnet und seinen Nachkommen davon den Beinamen hinterlassen habe. So wiesen die frühesten Überlieferungen seiner Familie den Knaben auf die Kämpfe mit den Ungläubigen hin, und auch sein Vater Garcia de Toledo blieb gegen die Mauren in einem Gefecht auf der Insel Dscherba 1512, als der Sohn erst vier Jahre zählte. In solchen echt spanischen Umgebungen und Erinnerungen wuchs Ferdinand unter der strengen Zucht seines Großvaters Federigo auf. Der Gedanke, den Vater zu rächen und sich seiner Ahnen würdig zu erweisen, erfüllte seine Seele. Als blutjunger Mensch

focht er im ersten italienischen Kriege vor Fuenterrabia, unweit der Bidassoa, gegen die Franzosen, dann begleitete er den Kaiser auf dem Türkenzuge 1532 und lenkte seine Aufmerksamkeit auf sich. Kurz zuvor hatte er sich vermählt und erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit, als er in 17 Tagen von Ungarn nach Spanien ritt, um seiner jungen Frau einen Besuch abzustatten. Im Jahre 1535 war er mit vor Tunis, im schmalkaldischen Kriege führte er 1547 den Oberbefehl. Bei der unglücklichen Belagerung von Metz 1552 verhinderte nur seine Festigkeit größeres Unheil. Im fünften italienischen Kriege hatte er die undankbare Aufgabe, in Italien gegen den Papst einen Krieg zu führen, der ihm verbot, vollen Ernst zu machen (s. S. 455 f.); doch mochte er sich entschädigt fühlen durch die hervorragende Stellung, die er in der Regierung Philipps II. einnahm (s. S. 452).

Ein Kastilianer durch und durch, stolz und hochfahrend, voll Selbstbewußtsein auch gegenüber dem König, hart und habsüchtig, furchtlos und herrschgewaltig, gegen alles Nichtspanische voll Geringschätzung wie alle Kastilianer und selbstverständlich streng katholisch, dabei ein hochgewachsener Herr von straffer Haltung mit schmalem, scharf



256. Schloß des Herzogs von Alba zu Tormes.
Nach Villa-Amil, „España“.

geschnittenem, dunkelfarbigem Gesicht und dunklen Augen und gegen die Sitte der Zeit mit langem, schwarzgrauem Vollbart, so war er gewiß vortrefflich geeignet, den Willen seines Königs nachdrücklich und imposant zu vertreten, aber sicherlich höchst ungeeignet für die Verwaltung der Niederlande, die eine Verbindung von fester Sicherheit und weiser Schonung verlangte. Seine Instruktion wies ihn an: die vornehmsten Schuldigen oder auch Verdächtigen zu bestrafen, die Städte zu züchtigen, den Protestantismus auszurotten und zugleich die nötigen Geldmittel aus dem Lande aufzubringen; sie gab ihm also die Entscheidung über die augenblicklich wichtigsten Dinge in die Hand. Ein besonderer Erlaß an ihn hob das Edikt Karls V. vom Jahre 1531 auf, wonach über die Ritter des goldenen Vlieses nur ein Gerichtshof der Ordensritter aburteilen konnte. Auch Oranien und Egmont waren Inhaber des Vlieses. In Genua sollte Alba ein Heer von 10000 Spaniern aus den italienischen Garnisonen sammeln, dann dasselbe durch Piemont, Savoyen, die Freigrafschaft und Lothringen nach Norden führen.



257 Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba.
Nach dem Gemälde Tizians.

Margareta war bereits durch ein Schreiben Philipps vom 30. Dezember 1566 über seine Absicht unterrichtet worden. Sie war aufs peinlichste überrascht. Obwohl sie Statthalterin blieb, so hatte sie doch ihre Rolle unzweifelhaft ausgespielt, wenn

Alba als Generalkapitän an ihre Seite trat, und sie kannte den Mann zu genau, um von ihm nicht das Schlimmste für die Niederlande zu erwarten, die sie erst einigermaßen beruhigt hatte. Sie warnte, bat, klagte: sie habe die Mühe gehabt, ein andrer werde ernten. Und sie sah nur zu deutlich, wie die bloße Kunde schon, daß Alba komme, auf die Niederländer wirkte. An Hunderttausend flüchteten nach England und Deutschland, auch Oranien gab für jetzt sein Spiel verloren. Für bessere Tage wollte er sich aufsparen, nach Deutschland gehen. Doch Egmont, den er zu gleicher Vorsicht zu bewegen gesucht hatte, wies noch in einer Unterredung, welche die beiden Edlen im Dorfe Willebroek bei Antwerpen miteinander hatten (Anfang April 1567), seine Befürchtungen als Schwarzseherei ab; was konnte ihm geschehen, dem aufrichtigen Katholiken, dem loyalen Soldaten, dem Ritter des goldenen Vließes! Kaum ein Jahr später war er tot.

Am 22. August 1567 zog Alba in Brüssel ein, von Egmont begleitet, der ihn in Tirlemont begrüßt hatte und anfangs mit höflicher Kälte, dann mit auffallender Freundlichkeit von ihm empfangen worden war. Die Regentin empfing den Herzog stehend, sie hieß ihn nicht niedersitzen, nur sich bedecken, weil er zu den Granden Spaniens gehörte; er sollte fühlen, daß er ihr unwillkommen sei. Das kümmerte ihn wenig. Sie konnte rasch bemerken, daß sie neben ihm nichts mehr bedeute. In das ganz ruhige und treue Brüssel, wie nach Antwerpen und Gent legte er starke Besatzungen, die niederländischen Truppen der Regentin entließ er. Als sie ihm dagegen Vorstellungen machte, sagte er ihr rund heraus, dabei habe sie nicht mitzureden; zur Rechtfertigung verwies er sie auf seine Instruktion. Da begriff die Regentin, daß sie überflüssig werde; sie sandte ihren Geheimsekretär Macchiavelli nach Madrid, um unter den Ausdrücken lebhafter Entrüstung ihre Entlassung zu erbitten.

Verhaftung Egmonts und Hoorns; der „Rat der Unruhen"

Was nun kam, konnte sie in ihrem Entschlusse nur bestärken. Am 9. September lud Alba nach einem glänzenden Mittagsmahl seine Gäste zu einer Beratung über den Bau einer Citadelle in Antwerpen in sein Haus; auch Egmont und Hoorn waren erschienen, obwohl mehrfach gewarnt, Oranien hatte sich entschuldigen lassen. Beim Weggange forderten den Bestürzten, Überraschten zwei Hauptleute der Leibwache den Degen ab; sie waren in die Falle gegangen. Freilich nicht der Gefährlichste. Das erkannte damals scharfblickend Granvella. Als man ihm nach Rom die Kunde von der Verhaftung brachte, fragte er den Boten: „Habt ihr den Schweiger?" Und wie dieser verneinte, meinte trocken der Kardinal: „Dann hat der Herzog nichts gefangen!" Nun setzte Alba als Ausnahmegericht über Ketzerei und Hochverrat den berufenen „Rat der Unruhen" (Conseil des troubles) ein, den die Niederländer bald nur den Blutrat nannten, im Grunde genommen eine Scheinbehörde, denn das entscheidende Urteil behielt sich der Herzog als Vorsitzender vor; seinen Stellvertreter, den Spanier Juan de Vargas, einen übelbeleumundeten Menschen, hielt er ganz in seiner Hand, und die zwölf niederländischen Beisitzer waren Nullen.

Abreise Margaretas.

Grollend und ohnmächtig hatte die Statthalterin diesen Willkürmaßregeln zugesehen. Sie war im Grunde herzlich froh, als um Mitte November Macchiavelli aus Madrid zurückkam und ihr mit dem Danke des Königs und der Erhöhung ihrer Rente von 8000 auf 14000 Dukaten die erbetene Entlassung brachte. Am 9. Dezember nahm sie Abschied von den Ständen, die sie noch zur Treue gegen den König und die katholische Kirche ermahnte; am 30. verließ sie Brüssel, von Alba eine Strecke Weges begleitet.

Man sah sie jetzt in der That mit Bedauern scheiden; nun war niemand mehr, der am königlichen Hofe zu Madrid oder bei Alba für das unglückliche Land Fürsprache eingelegt hätte. Ihr letztes Wort an Philipp II. (vom 22. November) war



Der Herzog von Alba geleitet Margareta von Parma aus den Mauern Brüſſels.

Fakſimile eines gleichzeitigen Kupferſtiches von Hogenberg.

Verh
Egmo
Hoorn
„Re
Unr

A
Mar

noch eine solche gewesen; sie hatte ihn dringend gebeten, nur die Führer, nicht die Masse zu strafen, sonst werde „allgemeine Zerstörung dieses ganzen Staates“ die unvermeidliche Folge sein. Man schlug ihren guten Rat in den Wind, und die Zerstörung kam.

Während so in den Niederlanden alles sich vorbereitete zu einem ungeheuren Trauerspiel, fand im königlichen Hause selber eine andre Tragödie ihren Abschluß, die mit dieser niederländischen in einem gewissen Zusammenhange stand. Das war das Ende des unglücklichen Infanten Don Carlos. Ende des Don Carlos.



258. **Don Carlos, Infant von Spanien.**

Nach A. S. Coellos Gemälde im Pradomuseum zu Madrid.

Er war der älteste Sohn Philipps II. und seiner ersten Gemahlin, Maria von Portugal (seit 1543), am 8. Juli 1545 geboren. Gleich seinen Eintritt ins Leben begleitete das Unglück: seine Geburt brachte der Mutter den Tod. Als er heranwuchs, übrigens unter der Leitung trefflicher Männer, erwies er sich immer mehr als ein schwächliches Kind und durchaus unliebenswürdig, heftig, unruhig und ungelehrig. Manche Unfälle steigerten diese Eigenschaften. Mit dreizehn Jahren ergriff ihn ein Wechselfieber, das ihn vier Jahre lang nicht verließ; kaum war er genesen, als er sich durch einen Fall auf der Treppe gefährlich am Hinterkopfe verletzte und sein Leben abermals in sehr ernstliche Gefahr brachte. Die Nachwirkungen scheinen ihn niemals ganz verlassen zu haben. Er blieb klein und schwächlich, und seinem häßlichen Äußern — der große Kopf mit dem blassen Gesicht saß zwischen hohen Schultern — entsprach sein Wesen: seine

Abneigung gegen jede ernste Beschäftigung, sein Hang zu tollen Streichen und unsinniger Verschwendung, seine Lust an grausamen Mißhandlungen von Menschen und Tieren, seine Heftigkeit, die zuweilen an Wahnsinn streifte und ihn dazu hinriß, die vornehmsten Hofbeamten zu schlagen, wohl gar mit dem Dolche zu bedrohen. Seine vorherrschende Empfindung aber wurde eine zunehmende Abneigung gegen seinen Vater. Philipp hatte anfangs den Elfjährigen mit Elisabeth von Frankreich verlobt, drei Jahre später diese selbst geheiratet (1559, s. S. 456), dann wieder den Gedanken gefaßt, den Sohn und Erben mit Anna, der Tochter Kaiser Maximilians II., zu vermählen; jetzt schob er die Verwirklichung auch dieses Planes aus guten Gründen und ganz im Einverständnis mit dem kaiserlichen Gesandten hinaus. Trotzdem ließ ihn der König 1560 für mündig erklären und die Cortes ihm als seinen Nachfolger huldigen. Wie dann die Unruhen in den Niederlanden begannen, wünschte Don Carlos als Statthalter dahin gesendet zu werden, oder mindestens den Vater bei dessen eine Zeitlang beabsichtigter Reise nach Flandern begleiten zu dürfen. Als beides unterblieb, da der Prinz sich einigen Geschäften, die ihm der König wirklich übertrug, nicht im geringsten gewachsen zeigte, geriet Don Carlos in die grimmigste Wut, zückte den Dolch gegen Herzog Alba, seinen bevorzugten Nebenbuhler in der erhofften Statthalterschaft, faßte endlich den unglücklichen Gedanken, nach den Niederlanden oder auch nach Wien zu entfliehen, und gestand sogar in der Beichte seinen tödlichen Haß gegen den Vater ein. Davon in Kenntnis gesetzt, beschloß Philipp II., den kaum mehr zurechnungsfähigen Menschen in dauernder Gefangenschaft zu halten. In der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1568 kündigte er ihm selber seine Verhaftung an. Der Prinz gebärdete sich wie rasend, und als man ihn vollends in noch engeren Gewahrsam brachte, beschloß er, sich selbst das Leben zu nehmen. Erst versuchte er, sich durch Hunger zu töten, dann durch Unmäßigkeit, indem er ungeheure Massen von Obst verschlang und beständig Eiswasser trank, und diese führte den Unglücklichen endlich zum erwünschten Ziele; am 24. Juli 1568 starb der Prinz, ohne trotz der dringendsten Bitten irgend einen befreundeten Menschen oder seinen Vater nochmals gesehen zu haben. Im Gewande eines Franziskaners wurde er bestattet.

Man hat Philipp II. den Mörder seines Sohnes genannt. Das ist er unmittelbar sicher nicht gewesen, aber er hat doch auch dem Prinzen wenig väterliche Liebe gezeigt und ihn an dem, was seinen Tod schließlich herbeiführte, nicht gehindert. Und daß Carlos für solche Liebe nicht ganz unempfänglich, überhaupt besserer Regungen nicht ganz unfähig war, bezeugt seine Zuneigung zu seiner Stiefmutter, Königin Elisabeth, die dem Bedauernswerten immer menschliche Teilnahme bewies und kurz nach dem Prinzen, im Oktober 1568, an den Folgen einer vorzeitigen Geburt verstarb. Eine tragische Gestalt freilich ist Don Carlos durchaus nicht gewesen, nur Mitleid kann sein Schicksal hervorrufen, keine wirkliche Sympathie.

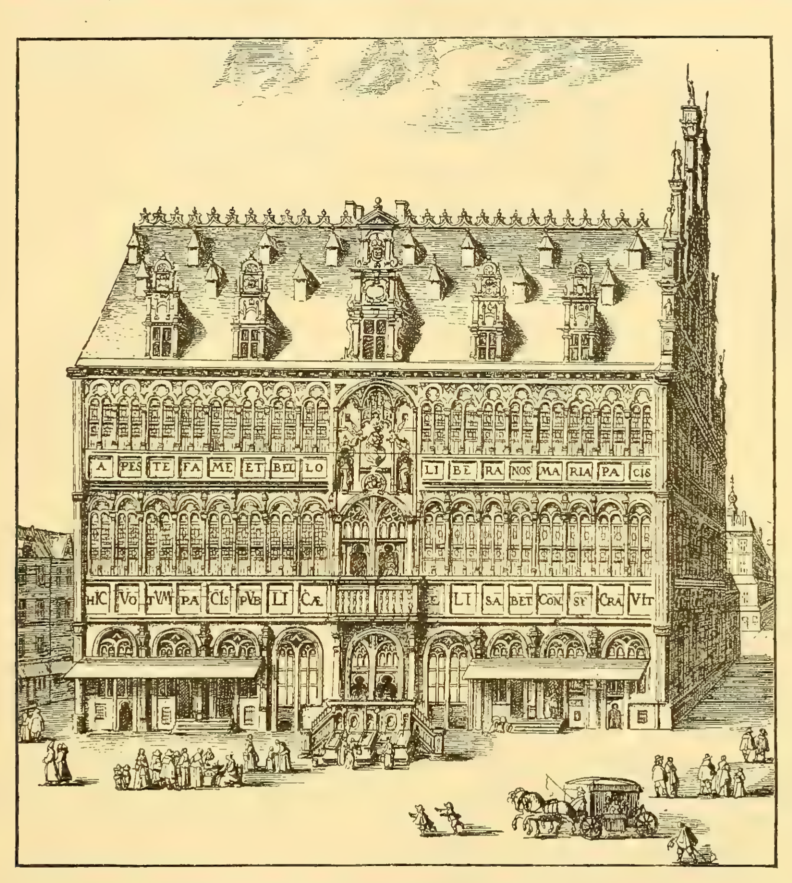
Die Härte Philipps II., die er seinem eignen Fleisch und Blut gegenüber zeigte, führte in den Niederlanden gegenüber Ketzern und Rebellen zu einer blutigen Gewaltherrschaft.

Albas Schreckensherrschaft.

Noch im Oktober ließ Alba den Bau einer gewaltigen Citadelle auf der Südseite von Antwerpen beginnen, die weniger zum Schutze, als zur Niederhaltung der Stadt bestimmt war. Vor allem aber begann der „Blutrat“ sich seinen Namen zu verdienen. Durch das ganze Land folgten massenhafte Verhaftungen und Hinrichtungen, und so willkürlich und roh war dabei das Verfahren, daß die meisten Mitglieder bald aus Ekel von den „Beratungen“ wegblieben und die Arbeit fast ganz dem Juan de Vargas überließen, einem Menschen, der von der Sprache seiner Opfer, die er zum Galgen verdammte, kein Wort verstand. Im Januar 1568 erließ der Blutrat seine Vorladung auch an Oranien, Ludwig von Nassau und andre Ausgewanderte. Oranien verschmähte es natürlich, ihr zu folgen; in seinem Protest führte er aus, daß dieser Gerichtshof für ihn gar nicht zuständig sei. Egmont und Hoorn freilich, die seit dem 23. September auf der Citadelle von Gent in strenger Einzelhaft saßen, hielt der Tiger in den Klauen. Auch ihnen wurde im Januar die schriftliche Anklage auf Hochverrat wegen ihrer früheren Opposition und Begünstigung der Ketzerei zugestellt. Doch man gönnte ihnen keine Rechtsbeistände, gab ihnen nicht die Möglichkeit, Gegenbeweise beizubringen, sie wurden einzeln verhört. Umsonst dachten die Ritter des goldenen Vließes an Abhaltung eines Ordenskapitels, um gegen ein so willkürliches, den Rechten ihrer Genossenschaft zuwiderlaufendes Verfahren zu protestieren, Alba verbot ihnen jede Versammlung; umsonst waren auch die Vorstellungen des Kaisers Maximilian II. zu gunsten Egmonts als eines Reichsgliedes; der Blutrat ging seinen Gang.

Der erste Befreiungsversuch.

Gewiß hatte Oranien recht, wenn er von solchen Verwendungen diesen Menschen gegenüber nicht das mindeste erwartete, sondern alles von seinem guten Schwerte. Sein ganzes Vermögen setzte er daran, um ein Heer zu rüsten; Hessen-Kassel und Kursachsen verhießen Unterstützung, auch mit Frankreich stand er in Verbindung. Er wollte den Krieg führen als ein Fürst des Reiches gegen den andern (denn auch König Philipp war ja Reichsstand als Herr der Niederlande), nicht um Philipp zu stürzen, sondern nur, um die Landesverfassung gegen ihn zu verteidigen und die Religionsfreiheit durchzusetzen. So brachen von drei Seiten her seine Heerhaufen in die Niederlande ein. Doch das zuerst von Jülich her über die Grenze gehende Korps unter



269. Das Broodhuis auf dem Marktplatz zu Brüssel im 16. Jahrhundert.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

de Villers wurde vor Roermonde an der Maas abgewiesen und dann bei Erkelenz völlig geschlagen, ja vernichtet (25. April 1568). Besser gelang es zunächst dem heldenhaften Bruder Wilhelms, Ludwig von Nassau. In denselben Tagen rückte er von Emden her in der Provinz Groningen ein. Dort fand er großen Zulauf, doch konnte er die Hauptstadt selbst nicht besetzen und bald sah er sich ein spanisches Korps unter dem Herzog von Aremberg gegenüber. Vor ihm wich er nach einem ungünstigen Gefechte bei Dam zurück und nahm, von Sumpf und Moor gedeckt, eine vortreffliche Stellung beim Kloster Heiliger Lee südwestlich des Dollart. Hier am 23. Mai von Aremberg, ohne die sicher zu erwartende Unterstützung einer zweiten spanischen Kolonne

unter Graf Meghen, angegriffen, erfochten die Nassauischen einen glänzenden Sieg. Aremberg selbst bezahlte die Niederlage mit dem Leben, Adolf von Nassau den Sieg. Früchte freilich brachte der Erfolg den Siegern nicht; sie konnten Groningen nicht nehmen, sondern mußten sich begnügen, in seiner Nähe ein festes Lager zu beziehen; ja ihr Sieg beschleunigte das Ende derer, zu deren Rettung sie ausgezogen waren.

Hinrichtung Egmonts und Hoorns.

Denn die Befreiungsversuche stachelten die spanischen Gewalthaber zu grimmiger Wut. Am Aschermittwoch ließ Alba 500 Menschen verhaften, am 28. Mai verhing er die Konfiskation über die niederländischen Güter Oraniens und der andern Verbannten, am 1. Juni fielen in Brüssel achtzehn angesehene Häupter; am selben Tage wurde der sogenannte Prozeß gegen Egmont und Hoorn abgeschlossen, und schon am 4. Juni fällte Alba über beide das Todesurteil. Beide waren inzwischen wieder nach Brüssel in das uralte sogenannte Broodhuis (maison du roi, am Markte gegenüber dem Rathause) übergeführt worden. Hier kündigte der Bischof von Ypern dem Grafen Egmont in der Nacht des 4. Juni in Albas Auftrage an, er müsse sterben. Egmont, furchtbar aus seinen Hoffnungen aufgeschreckt und tief bekümmert über das Schicksal seiner unglücklichen Frau und seiner elf Kinder, denen die gemeine Habsucht Philipps II. ihr ganzes Vermögen geraubt hatte, war doch gefaßt und bereitete sich zum Tode. So auch Hoorn. Am Vormittage des 5. Juni, Sonnabend vor Pfingsten, führte man sie hinaus aus dem Broodhuis auf den herrlichen Marktplatz; 3000 Spanier umgaben das schwarzverhangene Gerüst mit einem Walde von Speeren, Kopf an Kopf gedrängt stand hinter ihnen die Masse der Zuschauer, blaß und stumm. Da fiel zuerst Egmonts, dann Hoorns Haupt; die Köpfe wurden auf Pfähle gesteckt, doch selbst den spanischen Graubärten rollten bei dem Anblick die Thränen aus den Augen, und Hunderte aus dem Volke drängten sich durch ihre Reihen, um Tücher in das strömende Blut der Gerichteten zu tauchen und sie als Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

Mißlingen des Befreiungsversuches.

Als er so das Land und die Hauptstadt in Schrecken gefesselt wußte, ging Alba selbst ins Feld. Am 14. Juli vereinigte er sich mit Meghen zu Groningen. Ludwig von Nassau, der höchstens 12 000 unzuverlässige meuterische Leute den 15 000 Veteranen Albas entgegenzustellen hatte, zog sich unter scharfem Gefecht aus seinem Lager vor Groningen ostwärts zurück und nahm bei Jemmingen zwischen dem Dollart und der Emsmündung eine solche Stellung, daß ihm im Falle der Niederlage nur der Untergang übrig blieb, vielleicht absichtlich, um seine Söldner durch Verzweiflung zu tapferer Gegenwehr zu zwingen. Am 21. Juli kam es zur Entscheidung. Sie fiel gegen die Aufständischen, ihr ganzer Haufe wurde vernichtet, denn die Spanier gaben keinen Pardon, Graf Ludwig rettete sich durch Schwimmen über die Ems. Das heimkehrende spanische Heer aber verübte um Groningen unsägliche Greuel, um die Landschaft für ihre Zuneigung zu den Rebellen zu züchtigen. In denselben Tagen fand auch die von Frankreich her in Artois eingebrochene, aber dann wieder zurückgegangene Kolonne der hugenottischen Verbündeten durch königliche Truppen bei St. Valéry ein blutiges Ende (18. Juli).

Doch so bittere Erfahrungen schreckten Oranien keineswegs ab. Seine Werbungen in Deutschland gingen fort. Selbst die deutschen Kurfürsten kamen ihm wenigstens mittelbar zu Hilfe, indem sie im September 1568 dem Kaiser dringende Vorstellungen über das Blutregiment in den Niederlanden machten und ihm ihre Hilfe zur Beseitigung desselben anboten, da es den Augsburger Religionsfrieden verletze. Indes Maximilian II. war nicht nur durch verwandtschaftliche Rücksichten an Spanien gefesselt, sondern auch durch die Hoffnung, seinen Sohn Rudolf (II.), den er dort erziehen ließ, zu Philipps Nachfolger erhoben zu sehen. So begnügte er sich im Herbst 1568, den Erzherzog Karl von Steiermark mit dringenden Vorstellungen nach Madrid zu senden. Die Ant-

wort, die dieser heimbrachte, lautete wie zu erwarten war: da die Niederlande nicht unter den Reichstagsbeschlüssen stünden, so werde der König seine Truppen dort lassen, solange es ihm beliebe, und auf jeden Fall die Alleinherrschaft des Katholizismus behaupten (20. Januar 1569).

Oraniens Feldzug.

Oranien wußte von vornherein, daß er im wesentlichen auf eigne Kraft angewiesen sei. Im Begriffe, selbst aufzubrechen, erließ er eine förmliche Kriegserklärung an König Philipp II. und kündigte in einem Manifest vom 31. August 1568 den Niederländern seinen Entschluß an, ihnen zu Hilfe zu kommen. Mit 30000 Mann zog er den Rhein hinab bis Köln, überschritt am 5. Oktober bei Stockheim zwischen Maastricht und Roermonde die eben sehr seichte Maas und drang westwärts in Brabant ein. Doch Alba, auf das feste Maastricht gestützt, weigerte ihm die heißbegehrte Schlacht, die ihm allein helfen konnte, da seine dürftigen Geldmittel nicht ausreichten, um das Heer lange zu unterhalten, und begleitete ihn wie sein Schatten Schritt vor Schritt, als Oranien über Tongern, St. Trujen, Waveren vorrückte, wo er sich nach einem blutigen Gefecht bei Jodoigne mit einem hugenottischen Heerhaufen unter Genlis vereinigte. Doch der Schrecken vor Alba hielt das Land danieder, und Oraniens Mittel gingen zu Ende. So sah er sich zu dem verwegenen Versuche gezwungen, in Frankreich einzubrechen, um in den dort noch wütenden Bürgerkrieg einzugreifen. Wie das mißlang, ist schon erzählt worden (s. S. 527). In Straßburg löste er seine Regimenter auf; der erste Befreiungsversuch war gescheitert, denn noch war das Land nicht zur Erhebung reif.

Der „zehnte Pfennig“

Es reif dafür zu machen, sorgte Alba. Nicht nur die Gewissensfreiheit, sondern auch die materiellen Interessen der Niederlande traf er jetzt mit tödlichen Schlägen. Als Königin Elisabeth spanische Schiffe, die sich vor französischen Kapern in englische Häfen geflüchtet hatten, unter nichtigem Vorwande mit Beschlag belegen ließ (Ende 1568), befahl Alba, alle Engländer in den Niederlanden gefangen zu setzen und ihr Eigentum wegzunehmen, und verbot dann kurzweg den ganzen, so hochbedeutenden Verkehr mit England (s. S. 542). Noch ungleich schärfer schnitten andre Maßregeln ein. Um den königlichen Kassen möglichst reiche Einnahmen zuzuführen und den König zugleich von den ständischen Bewilligungen möglichst unabhängig zu machen, forderte der Herzog im März 1569 von den Generalstaaten eine dreifache Steuer: eine einmalige Vermögenssteuer von einem Prozent, weiter eine immerwährende Abgabe von 20 Prozent beim Verkauf von Grundstücken und eine Steuer von 10 Prozent beim Verkauf beweglicher Gegenstände (die spanische Alcavala), also eine kolossale Belastung des gesamten Verkehrs auf die Dauer und damit thatsächlich den Verzicht der Generalstaaten auf ihr Steuerbewilligungsrecht. Begreiflicherweise widerstrebten diese aufs entschiedenste und wollten sich höchstens auf eine feste Summe von 2 Millionen Gulden jährlich einlassen. Alba gab sich zunächst damit für zwei Jahre zufrieden und erließ im Juli 1570 sogar eine sogenannte Amnestie, die freilich nur fanatische Katholiken und Spanischgesinnte betraf, alle andern, also neun Zehntel des niederländischen Volkes, thatsächlich aufs neue verdammte, verfügte aber im Juli 1571, nach Ablauf jener Frist, ohne die Stände nochmals zu befragen, die Erhebung des „zehnten Pfennigs“, und konnte wirklich gegen Ende 1571 dem Könige versichern, der „zehnte Pfennig“ sei in Brabant, Gent, Ypern, Tournai u. s. w. durchgesetzt. Aber die unerträgliche Last und die ununterbrochen fortgehenden Bluturteile, verbunden mit einer fürchterlichen Springflut, die in der Nacht des 1. November 1570 über die niedrigen Küsten von Friesland bis Flandern hereinbrach und gegen 100000 Menschen das Leben gekostet haben soll, trieben das gemißhandelte Volk zur Verzweiflung. Banden von Bettlern lagen auf allen Straßen, in den Wäldern rotteten sich die Bauern als „Buschgeusen“ zu Hauf und führten von

dort aus einen erbarmungslosen Raub- und Rachekrieg gegen Spanier und Mönche, und immer dichtere Scharen von Flüchtlingen sammelten sich in Frankreich, England und Deutschland. In Gent stand die Hälfte der Häuser leer. Was die verhaßte Regierung etwa Gutes that, wie eine neue Prozeßordnung und eine treffliche Verordnung gegen das Bettelwesen, verschwand gegen ihre Schreckensherrschaft vollständig.

Da begannen selbst im Staatsrat zu Brüssel Zweifel an der Durchführbarkeit von Albas System aufzutauchen; bald befand sich sogar Viglius, der doch immerhin ein Niederländer war, im offenen Gegensatze zum Herzog. Sogar der königliche Hof zu Madrid wurde stutzig, als der spanische Gesandte in Paris, Franz von Alava, der Anfang 1572 in Brüssel gewesen war, von der allgemeinen Verzweiflung und dem wütenden Hasse des Volkes gegen Alba berichtete. Der König war jetzt geneigt, sich mit der ihm gebotenen Abfindungssumme zu begnügen, und empfing sogar eine Deputation der Generalstaaten; nur Alba blieb taub gegen alle Erwägungen. Er sah, wie die Bevölkerung Brüssels allen Verkehr einstellte, um den verhaßten „zehnten Pfennig" nicht bezahlen zu müssen; so griff er einfach zu seinem bewährten Mittel: er wollte achtzehn der bedeutendsten Kaufleute vor ihren Läden aufknüpfen lassen (Anfang April) und erwartete mit grimmiger Ungeduld den Morgen der Exekution.

Beginn des Aufstandes in Holland.

Da traf noch in der Nacht die Nachricht ein, die Maasfestung Brielle sei von einem Haufen Rebellen besetzt worden. Der Aufstand war da!

Jedes Landesrecht hatten diese Spanier mit Füßen getreten, gegen eine friedliche, fleißige Bevölkerung mit zahllosen Hinrichtungen und Beraubungen schlimmer gewütet als in einem eroberten Lande; allen Wohlstand hatten sie untergraben, die Anhänger des reformierten Bekenntnisses gehetzt wie wilde Tiere. In jedem Orte standen die Brandpfähle und Galgen; bei 18 000 Bluturteile waren bis Ende des Jahres 1573 ergangen. Da war in dem langsam erwarmenden Volke ein Haß aufgewachsen, so grimmig und unversöhnlich, wie er von Germanen nie wieder empfunden worden ist. Gräßliches muß geschehen, um ein hochgebildetes, reiches und besonnenes Volk zu blutiger Empörung zu treiben; es war geschehen, und nun wälzten sich die Fluten des Aufruhrs wie die Wogen der Nordsee vor dem Nordweststurm über das Land.

Schon seit einiger Zeit schwärmten von den französischen und englischen Häfen her kecke Räuberschiffe, die Oranien mit Kaperbriefen versehen hatte, an den Küsten. Hier waren die Niederländer in ihrem Elemente. Flüchtlinge bildeten die Bemannung, verwegene durchwetterte Gesellen voll Todesmut und erbarmungslosem Haß gegen alles, was spanisch und katholisch war; auf dem Bande des Hutes trugen sie die Umschrift: „Lieber den Türken als den Papst" („Liever Turx dan Paus"); sie nannten sich die „Wassergeusen". Einer ihrer wildesten Führer war Wilhelm de la Marck, der seinen Vetter Egmont an den Spaniern zu rächen hatte. Aus den englischen Häfen von Elisabeth ausgewiesen, da sie damals einen Ausgleich mit Alba anstrebte, segelte er Ende März 1572 von Dover ab, und da der Hunger seine Mannschaft quälte, so beschloß er einen Angriff auf die Niederlande. Am Morgen des 1. April 1572 kam sein Geschwader, 24 kleine Schiffe mit nicht mehr als 300 Mann, die Maas herauf. Ein Bürger von Amsterdam hatte den Rat gegeben, das unbesetzte Brielle wegzunehmen, obwohl dies mit Oraniens Absichten nicht übereinstimmte. Nun wollte allerdings die städtische Behörde aus Furcht vor Alba den Platz nicht überliefern, und die meisten Bürger flüchteten, doch die Wassergeusen sprengten zwei Thore und drangen ein. Die Bürger schonten sie, aber die Kirchen plünderten sie und marterten dreizehn Geistliche zu Tode.

Die Nachricht von dem kecken Streich verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit. Sofort zwar rückte Graf Bossu, der Statthalter von Holland und Seeland, heran,

um Brielle wiederzunehmen, er wurde aber abgewiesen und rächte sich durch die Mißhandlung des feindlichen Rotterdam, bei der 400 Bürger erschlagen wurden. Das schreckte indes nicht mehr, sondern erbitterte nur. Zunächst erhob sich das wichtige Vlissingen auf Walcheren, verjagte seine wallonische Besatzung und wurde von Brielle her unterstützt. Binnen wenigen Wochen folgten Dortrecht, Haarlem, Leiden, Gouda, Alkmaar, Hoorn, Enkhuyzen und andre Städte dem Beispiele, auch in Geldern, Overyssel und Friesland schlossen sich einzelne Gemeinden an. Sie huldigten alle dem Grafen Wilhelm von Oranien als dem Statthalter Sr. Majestät, setzten neue Behörden durch Volkswahl ein und verpflichteten sich, jedermanns Freiheit und die Wohlfahrt der Nation zu verteidigen, d. h. die zu Recht bestehende Landesverfassung gegen die spanischen Übergriffe, aber auch — und das machte ihre Erhebung zu einer Revolution — für die Religionsfreiheit beider Bekenntnisse einzustehen. Am 2. Juni langte bereits Dietrich von Sonoy als Stellvertreter Oraniens an.

Der Eindruck der plötzlichen Erhebung in Madrid war tief und erschütternd. Jetzt wies der kastilianische Staatsrat Alba aufs bestimmteste an, den zehnten Pfennig aufzuheben und die längst gebotene Abfindungssumme anzunehmen (29. Juni), ja der König versprach jetzt den Deputierten der Generalstaaten, selbst nach Flandern zu kommen. Inzwischen hatte der Herzog schon selbständig den gleichen Gedanken gefaßt und deshalb die Staaten (Stände) von Holland auf den 15. Juli nach dem Haag berufen. Es war zu spät. Statt im Haag versammelten sich die Staaten auf Oraniens Ruf am selben Tage zu Dortrecht, bewilligten hier auf Aldegondes Antrag begeistert und einmütig zunächst die Bürgschaft für den dreimonatlichen Sold des Heeres, das Oranien wieder in Deutschland warb, und erkannten ihn als königlichen Statthalter von Holland, Seeland, Utrecht und Westfriesland an. Er selber verpflichtete sich aus freien Stücken, nichts zu thun ohne den Beirat der Staaten; ihnen und dem Prinzen schwuren auch die Beamten und die Truppen den Eid.

Oraniens zweiter Feldzug.

Die Erhebung war organisiert, und schon klirrten auch im Süden die Waffen. Gestützt auf Frankreich, dessen Politik damals ja Coligny leitete, nahm Ludwig von Nassau am 24. Mai durch kecken Überfall das wichtige Mons (Bergen). Doch kam er nicht weiter, denn Albas Sohn, Friedrich von Toledo, schloß die Stadt sofort ein, und die Hugenottenscharen Genlis' wurden am 19. Juli vernichtet (s. S. 530). So beruhte Ludwigs Hoffnung lediglich auf der Hilfe des Bruders von Deutschland her. Am 23. Juli schon nahm Wilhelm Roermonde, überschritt dann, als die Bürgschaft der holländischen Stände seine meuterischen Truppen beruhigt hatte, am 27. August die Maas und ging über Diest, Löwen, Mecheln, Dendermonde und Oudenarde gegen die französische Grenze vor. Reichte ihm hier, wie er hoffen durfte, eine französische Armee die Hand, so war der Kampf zu gunsten der Niederlande entschieden. Da traf ihn die schreckliche Nachricht von der Bartholomäusnacht „wie mit einem Schmiedehammer“. Nun, das sah er, war alles verloren. Er wandte sich gegen Mons, aber jetzt hatte er wieder Alba sich gegenüber, seine Truppen meuterten und zwangen ihn zum Rückzuge über die Maas nach dem Niederrhein. Bei Orsoy (nördlich Duisburg) überschritt er den Strom, entließ sein Heer und ging nach Holland, fast allein. „Dort will ich mir mein Grab bereiten“, schrieb er seinem Bruder Johann. Nun ergab sich am 19. September auch Mons gegen freien Abzug der Besatzung und der Bürger, die sie begleiten wollten; gegen die Zurückgebliebenen wütete elf Monate lang der Blutrat.

Widerstand in Holland.

Die Hauptmacht aber führte Albas Sohn, Friedrich von Toledo, rachgierig gegen Holland. Am 1. Dezember 1572 ergab sich ihm das kleine Naarden östlich von Amsterdam gegen Zusicherung der Gnade. Als sich jedoch die Bürger, 500 Männer, in der Hauptkirche versammelten, um König Philipp den Eid zu leisten, fielen die Spanier

über die Wehrlosen her und metzelten sie nieder bis auf den letzten Mann. Die Stadt wurde geplündert und zerstört, unsägliche Greuel verübt, jahrelang blieb seitdem die Stätte wüst und unbewohnt. Auf diese Kunde rüstete sich das nahe Haarlem zu verzweifelter Gegenwehr. Sieben schreckliche Monate widerstand die Stadt allen Stürmen der Belagerer und allen Qualen der Hungersnot, bis die Kräfte der Verteidiger und die Aussichten auf Hilfe gleichmäßig schwanden. Am 12. Juli 1573 endlich ergab sich Haarlem auf Gnade und Ungnade, doch Gnade hatte es nicht zu hoffen; 1400 Bürger wurden hingerichtet, 300 im Haarlemer Meere ertränkt. Da warf sich Oranien selber nach Alkmaar und riß seine verzweifelnden, fast unbewaffneten Einwohner zu rasender Gegenwehr mit sich fort. Ströme siedenden Wassers, ungelöschten Kalk und brennende Scheite schleuderten sie auf die stürmenden Spanier; an einem Tage verloren diese 1000 Mann, und als sich nun die Niederländer vollends anschickten, die Deiche zu durchstechen und in den Fluten der einbrechenden See das feindliche Lager zu begraben, da hob Toledo die Belagerung auf (8. Oktober). Um dieselbe Zeit, am 11. Oktober, erfocht auf der Zuydersee zwischen Hoorn und Enkhuyzen ein niederländisches Geschwader einen glänzenden Sieg über die Spanier und nahm ihr Hauptschiff, die „Inquisition", mit dem Admiral und Statthalter Graf Bossu an Bord. „Die Flut der Tyrannei begann zu ebben."

Albas Rücktritt.

Alba war mit seinen Mitteln und seiner Weisheit zu Ende. Obwohl man den Ertrag seiner Plünderungen auf 60 Millionen Mark berechnete, so hatte doch der Krieg schon 120 Millionen Mark verschlungen, und das Heer, 62 000 Mann stark, hatte Soldrückstände von 20 Millionen zu fordern. Da erbat er selbst seinen Abschied. Am 18. Dezember 1573 verließ „der blutige Herzog" Brüssel, mit jedem Fluche der niederdeutschen Zunge beladen. Das schönste Land seines Herrn hatte er durch eine Gewaltherrschaft ohne Beispiel zum Aufstande getrieben, unvertilgbaren Haß gegen den spanischen Namen gesät und selbst die Waffen geschliffen, die der spanischen Macht den Todesstoß versetzen sollten.

Den grimmigen Haß der Niederländer gegen Alba verrät u. a eine vlämische Parodie des Vaterunsers, die in den ersten Bitten also lautet:

„Helsche Düvel, die tot Brussel syt,	„Höllischer Teufel, der du zu Brüssel sitzt,
Uwen naem ende faem sy vermaledyt,	Euer Name und Ruf sei verflucht,
U ryk vergae sonder respyt,	Euer Reich vergehe ohne Ruhm,
Wan't heefd geduyrt te langen tyd.	Denn es hat schon zu lange Zeit gedauert.
Uwen willen sal niet geweerden	Euer Wille soll nicht geschehen,
Noch in hemel noch op erden" u. s. f.	Weder im Himmel noch auf Erden."

Trotzdem wurde Alba bei seiner Rückkehr von Philipp II. gnädig aufgenommen und verlor die Gunst seines Herrn erst, als er sich durch seine Herrschsucht unbequem machte und sein Sohn Federigo eine königliche Ehrendame verführte. Beide wurden vom Hofe verwiesen und der Herzog erst 1580 wieder zurückberufen, um den Oberbefehl gegen Portugal zu übernehmen. Die Eroberung dieses Landes war die letzte That Albas; er starb 1582 nach langem, jammervollem Siechtume.

Die Reformation in England und Schottland.

Verfassung und Kultur in England.

Wie England durch seine insulare Lage vom europäischen Festlande geschieden ist, so haben sich auch seine staatlichen und kirchlichen Verhältnisse von jeher selbständig und eigenartig herausgebildet. Früher als irgend ein Volk des Festlandes gelangten die Engländer zur nationalen Einheit, die niemals wieder ernsthaft gefährdet worden ist. Trotz arger Erschütterungen durch fremde Eroberungen und bürgerliche Kriege behaupteten sie dann die alten Grundlagen der Verfassung und Verwaltung mit einer auf dem Festlande unerhörten Zähigkeit, und ganz folgerichtig gingen die inneren Verhältnisse seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts auf die Beschränkung der königlichen Gewalt durch die vereinigte Macht des Adels und der Städte hinaus, also auf die konstitutionelle Monarchie. Auch auf kirchlichem Gebiete behauptete England weitgehende Selbständigkeit. Zähes Festhalten am Altüberlieferten, Thatkraft und Ausdauer, schroffer Nationalstolz, nüchterne Erwägung, das sind die Erbteile, die eine wirrenreiche und blutige Geschichte in dem Charakter des englischen Volkes hinterließ. Sie haben in Verbindung mit den vorhandenen Grundlagen das Land auch in eine ganz eigentümliche Bahn der kirchlichen Reform gedrängt und allmählich eine Verfassung entwickelt, die es lange zum politischen Vorbilde für das Festland gemacht hat.

Ständische Gliederung u. Selbstverwaltung.

Die ständische Gliederung Englands war von der der germanisch-romanischen Staaten des Festlandes nicht wesentlich verschieden. Dem Könige zunächst stand der hohe Adel (nobility), die Herren (lords), von ihm unmittelbar belehnt, stolze Geschlechter, meist französisch-normannischen Ursprungs, von großem Grundbesitz, der durch die Vererbung nach Erstgeburtsrecht fest zusammengehalten wurde, freilich schon furchtbar geschwächt durch die erbarmungslosen Kriege der weißen und roten Rose. Ihm folgte der niedere Adel (gentry), die Masse des großen Landadels, an Besitz dem hohen oft nicht viel nachstehend. In den Händen des Adels befand sich schon damals der größte Teil des Grund und Bodens, und beständig bemühte er sich, zum Schaden der Bauernschaften seine großen Güter zu erweitern; doch erhielt sich ein immer noch sehr ansehnlicher Stamm kleiner freier Besitzer (Freisassen, yeomen), und auf den adligen Gütern saßen zahlreiche wohlhäbige Pächter. Von den Städten waren die kleineren ganz abhängig von den Grundherren, wirklich selbständig unter selbstgewählten Behörden nur die größeren, allen voran die Altstadt (City) London unter Lordmayor und Aldermen (Älteste, Ratmannen). Wenn nun den Mitgliedern des Adels der größte Teil des Grundbesitzes zufiel, so trugen sie doch auch hauptsächlich die Lasten der Selbstverwaltung (selfgovernment), des einen Bollwerks der englischen Freiheit. Denn diese ruhte seit alters in den Grafschaften, deren man im eigentlichen England 39 zählte, auf unentgeltlich versehenen Ehrenämtern. Den Sheriff, den Vorsteher der Grafschaft, und die Friedensrichter ernannte der König, aber auch aus den Grundbesitzern der Grafschaft. Den andern Schutz gegen jedwede Willkür bildete das Schwurgericht (jury), das, aus freien Männern der Grafschaft zusammengesetzt, unter dem Vorsitz des Sheriffs in Strafsachen den Spruch über die Angehörigen der Grafschaft fällte, denen überdies die Bestimmung der Magna Charta, daß sie in peinlichen Fällen nur von Männern ihresgleichen (ihren peers, pares) gerichtet werden könnten, den denkbar größten Schutz verlieh. Dieselben Stände nun, welche die mühevollen und selbst kostspieligen Geschäfte der Selbstverwaltung trugen, waren auch von Anfang an die Berater der Krone im Parlament. Im Oberhause saßen die Lords, zu denen auch die Bischöfe zählten, dahin

berufen nicht durch Wahl, sondern durch das erbliche Recht ihres Standes, im Unterhause die Vertreter des niederen Adels nebst denen einer Anzahl von Städten und Burgflecken (boroughs), die durch die Wahl ihrer Standesgenossen entsendet wurden. Beide Häuser entschieden über die königlichen Steuerforderungen und übten zusammen mit der Krone das Recht der Gesetzgebung.

König und Parlament.

Freilich war seit den greuelvollen Kriegen der weißen und roten Rose die Macht des Parlaments im Sinken, da die meisten der alten Herrengeschlechter ihnen zum Opfer gefallen waren, und die Wahlen zum Unterhause von der Krone leicht beherrscht werden konnten. Die Folge war, daß der erste Tudor **Heinrich** VII. (1485—1509) und ihm folgend auch die meisten andern Fürsten seines herrischen Hauses die ohnehin erhebliche Macht der Krone immer mehr zu erweitern strebten. Das Parlament wurde selten berufen — in Heinrichs VII. letzten dreizehn Jahren nur einmal — sein Steuerbewilligungsrecht durch sparsame Wirtschaft mit den übrigen königlichen Einkünften, meist Zöllen und Domänen, und sein Gesetzgebungsrecht durch möglichste Ausdehnung der königlichen Befugnis zum Erlaß bindender Verordnungen umgangen. Ohne die Selbstverwaltung geradezu anzutasten, gefährdete doch Heinrich VII. die Wirksamkeit der Schwurgerichte, indem er die Befugnisse der von ihm eingerichteten *Sternkammer*, die ursprünglich nur berufen war, gegen Unruhen und Parteiungen aller Art einzuschreiten und den Frieden zu wahren, auf alle Arten von Klagen erweiterte, und bedrohte die persönliche Freiheit, indem er das zunächst nur für die Zucht im Heere bestimmte sogenannte „Kriegsgesetz“ (martial law) in manchen Fällen über ganze Gebiete verhing. Dafür sorgte der König anderseits für die kleinen Leute durch Verlängerung der Pachtverträge und Milderung des gutsherrlichen Druckes. Und wenn auch die Königsmacht entschieden stieg, die Grundlagen englischer Freiheit blieben auch jetzt unberührt; nach wie vor erschienen Krone und Parlament in Verbindung als der Ausdruck der Staatsgewalt und des Staatswillens.

Der König und die Kirche.

Eben die feste Geschlossenheit, die das englische Staatswesen bezeichnet, zeigt sich auch auf *kirchlichem Gebiete*. An Reichtum wich die Kirche von England sicherlich keiner andern. Berechnete man doch unter Heinrich VIII. die Einkünfte allein der Klöster (vor 1535) auf etwa 500 000 Dukaten, während damals die der Krone 700 000, die des gesamten Adels nur gegen 380 000 betrugen. Aber der päpstlichen Macht gegenüber wahrte die Krone die Selbständigkeit ihrer Kirche und ihre eigne Gewalt. Die Unterwerfung König Johanns (ohne Land) unter römische Lehnshoheit im Jahre 1213 hatte thatsächlich nur wenig Folgen gehabt. Schon 1307 wurde jede Geldausfuhr nach Rom untersagt, seit 1333 der Lehnszins, den Johann gelobt hatte, nicht mehr entrichtet, 1365 durch Parlamentsbeschluß geradezu aufgehoben. Jede päpstliche Bulle unterlag königlicher Genehmigung (Placet). Päpstliche Vergebung englischer Pfründen wurde thunlichst abgewehrt, die Wahl der Bischöfe (seit 1108) zwar den Domkapiteln anheimgegeben, Bestätigung und Belehnung (Investitur) jedoch dem König vorbehalten. Seit 1225 hatte dann die gesamte Geistlichkeit der beiden Erzbistümer (York und Canterbury) in den sogenannten *Konvokationen* eine Art parlamentarischer Ordnung erhalten, die der Regierung gestattete, mit ihr wie mit einer Volksvertretung zu verhandeln. Alles in allem betrachtet, war also die englische Kirche von Rom beinahe unabhängig, national geschlossen, und sie wurde weit weniger durch päpstliche Dekrete als durch den Willen des Königs und des Parlaments regiert.

Der Humanismus.

Das wurde die Grundlage für die englische Reformation. Gewiß hat auch hier die Verstimmung des Volkes über die Verweltlichung der Geistlichkeit mitgewirkt und auch hier freiere Ansichten gefördert. Um 1477 brachte William Caxton die *Buchdruckerei* nach England, doch gab es noch 1509 nur vier Offizinen; erst unter Heinrich VIII.

vermehrte sich die Zahl bis auf 45. Etwas später begann der Humanismus festen Fuß zu fassen, zumal in den geistlichen Kreisen. Einer seiner Hauptvertreter war Thomas Morus (1480—1535), der Erasmus Englands, der Verfasser der geistvollen



270. Thomas Morus.
Gemälde des Hans Holbein im Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Utopia, die in der Schilderung eines Idealstaats der Gegenwart ein beschämendes Spiegelbild vorhielt. Für das Griechische gewann später Roger Ascham (1515—1568) in Oxford große Bedeutung, und auch Erasmus hat mit den humanistischen Kreisen

Englands nicht nur vielfache Verbindung unterhalten, sondern auch vorübergehend in Cambridge eine Lehrstelle bekleidet (S. 176). Indessen blieben diese Interessen doch immer nur die Sache einer Minderheit von Gebildeten, höherer Geistlichen und einzelner Kreise des Adels, dessen Frauen sich nicht selten jene Sprachkenntnis aneigneten, die für die Damen der Renaissancezeit bezeichnend ist. An den beiden Universitäten Oxford und Cambridge setzte sich der Humanismus erst spät und nicht ohne lebhafte Kämpfe durch; noch langsamer gewann er Einfluß auf die zahlreichen Lateinschulen (grammar schools), die seit dem 15. Jahrhundert in ziemlicher Anzahl von Königen und Genossenschaften gegründet worden waren, so das berühmte Eton College unter Heinrich VI. Doch stiftete John Colet, Dekan an der Paulskirche in London, im Zusammenhange mit dieser im Jahre 1511 aus eignen Mitteln eine Lateinschule, die ganz nach humanistischen Grundsätzen eingerichtet wurde, also antike und kirchliche Bildungsmittel vereinigte und ihre Lehrbücher aus Erasmus' Feder erhielt. Auch die Verstimmung des Volkes über die kirchlichen Zustände konnte hier nie zu jener leidenschaftlichen Erbitterung anschwellen, welche die deutsche Bewegung kennzeichnet, denn wenn es auch an Mißbräuchen nicht fehlte, so war doch hier einerseits von einer so unerträglichen Überspannung der päpstlichen Macht wie in Deutschland nicht entfernt die Rede, anderseits besaß die feste Staatsgewalt die Macht zur Abhilfe. So ging in England die Reformation nicht vom Volke, sondern von der Krone aus unter Mitwirkung von Parlament und Geistlichkeit, und sie erscheint vielmehr als politischer, wie als religiöser Akt.

England unter Heinrich VIII.

Wolseys Regiment.

Sie begonnen zu haben, ist das Werk Heinrichs VIII. (1509—1547).

Kaum achtzehnjährig bestieg er am 21. April 1509 den englischen Thron und vermählte sich kurz danach mit Katharina von Aragonien, der Tochter Ferdinands und Isabellas, die sein ältester Bruder Arthur nach kaum halbjähriger Ehe als Witwe hinterlassen hatte (gest. 2. April 1502) und mit der Heinrich selbst kurz darauf verlobt worden war, indem ein päpstlicher Dispens das kirchenrechtliche Ehehindernis — denn die Vermählung mit der Witwe des Bruders galt und gilt in England für unstatthaft — in diesem Falle aufhob. Wie jene Verlobung, so war auch die endliche Vermählung Heinrichs und Katharinas nur der Ausdruck des engen Verhältnisses, in das England damals zu Spanien getreten war.

Doch überließ der junge König, lebenslustig und prachtliebend wie er war, die Führung der Geschäfte zunächst vollkommen an Thomas Wolsey, der aus niederem Stande schon unter Heinrich VII. zum Mitgliede des Staatsrates aufgestiegen war, 1515 den Kardinalshut erhielt und seit 1521 als Legat und Generalvikar des Papstes die englische Kirche mit souveräner Gewalt und von Rom fast unabhängig leitete, ein stolzer, hochfahrender Emporkömmling, dem englischen Adel verhaßt, aber unleugbar auch ein Mann von staatsmännischer Begabung und Geschäftskenntnis. Von Karl V. vollständig gewonnen durch die Aussicht auf die päpstliche Tiara, hielt er England durchaus im habsburgischen Fahrwasser und brachte im Jahre 1521 das Bündnis gegen Frankreich zustande. Indes war doch bald allzu deutlich, daß England kein Interesse daran hatte, die spanische Übermacht in Europa zu erhöhen. Schon im Sommer 1524 zeigte sich deshalb eine Erkaltung in den Beziehungen beider Mächte, die Schlacht von Pavia vollendete den Umschwung; im Sommer 1525 schloß Wolsey Frieden mit dem bedrängten Frankreich, ein Jahr darauf trat er der Liga von Cognac gegen Karl V. bei (s. S. 267).



Henry R

271. Heinrich VIII., König von England.
Gemälde Hans Holbeins in der Königl. Galerie des Windsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Wie nun jene Ehe Heinrichs aus politischen Rücksichten geschlossen war, so wirkte jetzt die Wendung in der englischen Politik auf sie zurück. Freilich war dies nur bei einem Charakter wie Heinrich VIII. möglich. Gut unterrichtet, voll Teilnahme an den humanistischen und künstlerischen Interessen, von scharfer Auffassungsgabe und raschem Entschluß, in der Bildung der Zeit, auch in der Theologie bewandert, was ihn dazu



272. Kardinal Thomas Wolsey.
Nach einem Kupferstiche.

führte, im Jahre 1522 Luthers Sakramentslehre heftig anzugreifen und ihm dafür die rücksichtsloseste Abfertigung des erzürnten Reformators eintrug, persönlich wohlwollend und herablassend, deshalb in seiner ersten Zeit im höchsten Grade populär, überließ er sich doch später begehrlicher Sinnlichkeit und rücksichtslosester Selbstsucht derart, daß die zweite größere Hälfte seiner Regierung zu den widerwärtigsten Erscheinungen aller Zeiten gehört. Niemals haben in so hohem Grade die persönlichsten Beweggründe eines Herrschers die Geschicke eines großen Landes bestimmt, und niemals

haben umgekehrt politische Interessen einen solchen Einfluß auf die ehelichen Verhältnisse eines Fürsten geübt wie hier. Die Auffassung fürstlicher Ehen als staatlicher Akte führte hier zu den häßlichsten Folgen.

Jetzt war Heinrichs anfangs aufrichtige Neigung für die alternde Gemahlin erkaltet; nur eine Tochter, die spätere Königin Maria, hatte sie ihm geschenkt, zwei Söhne waren im frühesten Alter rasch gestorben. Mit der begreiflichen Sorge um einen Thronerben tauchten alte Bedenken über die Rechtmäßigkeit der Ehe mit der Ehescheidungsverhandlungen.



273. Anna Boleyn, zweite Gemahlin König Heinrichs VIII. und Mutter der Königin Elisabeth.
Gemälde in der Königl. Galerie des Windsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Schwägerin wieder auf, und die erwachende Leidenschaft des Königs für die schöne Anna Boleyn, eine in Frankreich gebildete Hofdame seiner Gemahlin, that das übrige. Da Anna wohl Heinrichs Gemahlin, nicht aber seine Buhlerin sein wollte, so gab es nur ein Mittel den Streit zu lösen, die Scheidung von Katharina. Doch dazu gehörte päpstlicher Dispens. Anfangs meinte der Kardinal Wolsey, ihn unschwer erlangen zu können, da Papst Clemens VII. mit England im Bunde und 1527 durch die Erstürmung Roms in ärgste Not versetzt, also fremder Hilfe dringend bedürftig war.

Wirklich sandte dieser den Legaten Campeggio nach England, und da er doch, wie die Dinge standen, Karl V. durch die immerhin anstößige Scheidung von einer so nahen Verwandten (Katharina war des Kaisers Tante) nicht zum Äußersten reizen durfte, so versuchte der Legat, die Königin zu freiwilligem Rücktritt zu bewegen. Umsonst; Katharina beharrte unbeugsam auf ihrem Rechte und appellierte endlich an Rom. Inzwischen aber war Clemens VII. mit dem Kaiser in Frieden und Bündnis getreten, um seinem Hause Florenz wiederzuverschaffen; jetzt konnte er, was Heinrich VIII. begehrte, ihm unmöglich gewähren, er rief den Legaten zurück (Juli 1529). Da wogte die Stimmung in England hoch auf gegen Rom, wo man das als berechtigt anerkannte Verlangen des Königs um fremder Interessen willen unerfüllt ließ, und die Herstellung der Medici in Florenz kostete der römischen Kirche die Herrschaft über England.

Lossagung von Rom.

Als erstes Opfer des königlichen Zornes fiel Wolsey, der nicht vermocht hatte, in Rom seinen Willen durchzusetzen, wohl aber durch Stolz, Anmaßung, Wohlleben und Prachtliebe sich ebensoviel Feinde wie Neider geschaffen hatte. Seine Entlassung (9. Oktober 1529) wurde von Geistlichkeit und Adel mit ungeteilter Befriedigung begrüßt. In den Staatsrat (Council) traten Thomas Morus als Kanzler und Thomas Cromwell als Großsiegelbewahrer, jener bei aller humanistischen Bildung doch gut katholisch, dieser reformatorischen Bestrebungen nicht abgeneigt. An eine wirklich protestantische Wendung nach deutschem Muster dachte im Ernste niemand, die große Masse des Volkes war katholisch und wollte es bleiben. Doch eine Lossagung von Rom entsprach sowohl den Interessen des Königs als der Stimmung und den Erinnerungen der Nation, deren Kirche ja schon längst fast ohne päpstlichen Einfluß verwaltet wurde und seit Wolseys Erhebung zum Legaten und Generalvikar sich vollends gewöhnt hatte, die höchste geistliche Macht im Lande in den Händen eines Engländers zu sehen. So entwarf im November 1529 das Unterhaus eine Beschwerdeschrift gegen die englische Geistlichkeit, in der es den König aufforderte, „seine geistlichen und weltlichen Unterthanen zu versöhnen als das einzige Haupt und der souveräne Herr beider". Nach schwachem Widerstande erkannte in der That die Konvokation den König als Oberhaupt der englischen Kirche „zunächst unter Gott" an (Februar 1531); die Ausnahmegerichte wurden der Geistlichkeit genommen, die Geldsendungen und die Appellationen nach Rom verboten. Damit war der Abfall thatsächlich schon vollzogen.

Zum vollen Bruche kam es indessen erst, als Clemens VII. unter dem Einflusse Karls V. die begehrte Scheidung unbedingt verweigerte. Da vollzog Heinrich VIII. nach der heimlichen Trauung am 14. November 1532 im Januar 1533 seine öffentliche Vermählung mit Anna Boleyn, ließ sie zur Königin krönen, und durch ein geistliches Gericht unter dem Erzbischof Thomas Cranmer von Canterbury (seit 1532) die Ehe mit Katharina für nichtig erklären. Am 30. April 1534 erkannte dann das Parlament den König als Oberhaupt der englischen Kirche (supremum caput) förmlich an, schrieb allen Geistlichen und Beamten den sogenannten Suprematseid vor und brach jede Beziehung zu Rom ab, das nun seinerseits den Bann gegen Heinrich VIII. schleuderte (1535). So ging die höchste geistliche Macht an den Monarchen über, kraft eines Parlamentsbeschlusses, nicht einfach durch einen fürstlichen Willensakt, und soweit stand unfraglich die Nation hinter ihrem Herrscher.

Die „zehn Artikel".

Doch diese Stellung zwischen Rom und den Protestanten war auf die Dauer unhaltbar. Während nicht wenige Bischöfe im stillen die Rückkehr zum Gehorsam gegen den Papst erstrebten, drängten andre, vor allem im Staatsrate Cromwell und Cranmer, in eine protestantische Richtung. Sie blieben zunächst die Sieger: in den „zehn Artikeln", die Heinrich anerkannte, wurden die Bibel und die drei ältesten Glaubensbekenntnisse als Norm des Glaubens bezeichnet, nur drei Sakramente angenommen, die

Abendmahlslehre nach Luthers Weise aufgefaßt, die Anrufung der Heiligen nur noch gestattet (1536). Zugleich begann man mit der Einziehung der kleineren Klöster, von denen damals nicht weniger als 555 aufgehoben wurden. Trotz dieser unsicheren Haltung verfuhr doch die Regierung gegen alle diejenigen, welche sich nicht auf der schmalen Linie zu halten vermochten, die sie als die allein richtige vorzuschreiben für gut fand, mit rücksichtsloser Härte, ließ deshalb sogar den Bischof Fisher und Thomas Morus, die beide die erste Ehe Heinrichs VIII. nicht für ungesetzlich zu erklären sich entschließen konnten, als Ketzer hinrichten (22. Juni und 9. Juli 1535).

Die sechs Artikel.

Kurz danach galt das, was die zehn Artikel vorschrieben, wiederum für sträflichen Irrglauben. Denn Ende 1536 brach in den nördlichen Grafschaften um York, die an Wohlstand und Bildung hinter denen südlich des Trent zurückgeblieben und jetzt eifrig katholisch waren, ein gefährlicher Aufstand aus. Mit 30 000 Mann machte sich Robert Aske auf den Weg nach London, um die „Männer von schlechtem Blut“ aus dem Rate des Königs zu verjagen und die katholische Religion wiederherzustellen. Gleichzeitig gärte es in Cornwallis, und Jakob V. von Schottland rüstete sich, mit dem geweihten Schwert, das ihm Paul III. gesandt hatte, den „heiligen Krieg“ über die Grenze zu tragen. Nun wurde freilich Heinrich durch Güte und Gewalt der Bewegung Herr, Aske und andre büßten ihr Beginnen auf dem Blutgerüst, aber sie hatten tiefen Eindruck auf ihn gemacht; einen Ketzer wollte er sich nicht schelten lassen. In mehreren Edikten schärfte er die Ehelosigkeit der Geistlichen ein, verfügte die strengste Bücherzensur, verbot die Einfuhr festländischer Schriften. Ja, im Juni 1539 nahm er die Bill (Gesetzvorschlag) an, die der streng katholische Bischof Gardiner im Parlament und in der Konvokation eingebracht hatte, und verkündete sie als die „sechs Artikel“. Sie geboten bei den härtesten Strafen das Festhalten an der katholischen Abendmahlslehre, an Priestermesse und Ohrenbeichte, klösterlichen Gelübden und priesterlicher Ehelosigkeit und wurden mit solcher Härte überall zur Geltung gebracht, daß sie mit Recht die „Blutartikel“ hießen. Und doch, während man so zur strengkatholischen Glaubenslehre zurückkehrte, stürzten die Krone und der Adel vereint sich auf die noch übrigen Klöster. Nach Parlamentsbeschluß (Mai 1539) wurden sie sämtlich, noch 380 an der Zahl, eingezogen, ihre Mönche und Nonnen mit kärglichen Pensionen abgefunden, ihre herrlichen Gebäude zum großen Teil dem Verfall und der Zerstörung überlassen.

Wendung zum Protestantismus.

Mit derselben souveränen Gewalt, mit der dieser König seinen Engländern vorschrieb, was sie glauben und nicht glauben sollten, löste und schloß er seine Ehen. Anna Boleyn hatte ihm den ersehnten Erben nicht geschenkt, nur eine Tochter, Elisabeth (7. September 1533). Die Unglückliche büßte dies, nicht minder ihre Hinneigung zum Protestantismus und endlich eine neue Leidenschaft ihres Gemahls für die schöne Johanna Seymour auf dem Blutgerüste, zu dem sie ein sklavisches Gericht wegen angeblichen Ehebruchs verurteilte (19. Mai 1536). Die Ehe und die ihr entsprungene Tochter wurden für illegitim erklärt, und diese nach dem einsamen Schlosse Hunsden geschickt. Einen Tag nachdem Annas Blut den Rasen im Tower gefärbt hatte, hielt der König fröhliche Hochzeit mit Johanna. Im nächsten Jahre erfüllte sie ihm seinen heißesten Wunsch durch die Geburt Eduards (VI.), aber nur um gleich danach zu sterben (Oktober 1537). Darauf blieb der König zwei Jahre Witwer, bis die Furcht vor dem Einverständnis Frankreichs und Spaniens, das die Zusammenkunft von Aigues-Mortes angebahnt zu haben schien, ihn zu näherem Anschluß an die deutschen Protestanten trieb und damit zur Ehe mit einer deutschen Fürstin geneigt machte. Die Glückliche, die er auf Cromwells Rat erwählte, war Anna von Kleve (Januar 1540). Doch die protestantenfreundliche Wendung war von kurzer Dauer. Der rasch erwachende

Widerwille des Königs gegen die neue Gattin verband sich mit dem Hasse des Adels gegen den herrischen Minister und der Katholiken gegen den „Hammer der Mönche" zu Cromwells Sturze; in der Sitzung des Staatsrats wurde er plötzlich verhaftet (10. Juni) und ohne Gerichtsverfahren als Hochverräter enthauptet (28. Juli 1540). Anna ließ sich durch ein stattliches Jahrgeld und Schloß Richmond befriedigen.

Katholisierende Wendung.

Mit ihrem Verzicht trat abermals eine streng katholische Wendung ein. Sie fand ihre Stütze in der Ehe des Königs mit Katharina Howard, der Nichte des



274. Johanna Seymour, dritte Gemahlin Heinrichs VIII.
Nach einem Kupferstiche von Vermeulen.

katholischen Herzogs von Norfolk (8. August 1540), ihren Hauptvertreter in Bischof Gardiner von London. Eine blutige Schreckensherrschaft wider alle „Irrgläubigen" war die Folge. Als aber Katharina, wie es scheint mit Recht, des Ehebruchs mit einem früheren Geliebten angeklagt worden und ihr Haupt auf Towerhill gefallen war (12. Februar 1542), da gewann wieder der mildere Cranmer Einfluß und befestigte ihn durch die sechste Ehe des Königs mit der liebenswürdigen und klugen Katharina Parr, der Witwe Lord Latimers, die selbst dem Protestantismus zuneigte. Ja, als im Jahre 1544 der König sich mit Karl V. gegen Frankreich verbündete, erkannte er aus Rücksicht auf diesen nicht nur seine älteste Tochter Maria, sondern zugleich mit ihr auch Elisabeth als rechtmäßig an. Freilich war offenkundig, daß

Gardiner nach der vollen Wiederherstellung des alten Zustandes strebte, aber eine Verschwörung, die sie beschleunigen wollte, ward entdeckt, und nur der rasche Tod Heinrichs VIII. rettete den Verhafteten das Leben (28. Januar 1547).

Heinrichs VIII. Verwaltung.

Es wäre ungerecht zu verkennen, daß es dem dunklen Bilde dieses Königs nicht an allen Lichtseiten fehlt. Den Reichtum der eingezogenen Klöster hat er doch nicht bloß in prunkvollem Hofhalt verschwendet, sondern auch in großartiger Weise verwendet. **Hans Holbein**, der in seiner deutschen Heimat keinen seiner würdigen Wirkungskreis fand, entfaltete am englischen Hofe die glänzendste Blüte seines Talents, **Pietro Torigiano** von Florenz, ein Mitschüler Michelangelos, gab im Grabmale Heinrichs VII. zu Westminster das erste Beispiel italienischer Renaissancekunst auf



275. Katharina Howard, fünfte Gemahlin König Heinrichs VIII.
Nach einem Kupferstiche von Vermeulen.

englischem Boden, obwohl sie hier noch lange ein Fremdling blieb. Das Trinitycollege in Cambridge stattete der König aufs reichlichste aus und schuf hier sechs neue Lehrstühle, darunter einen für das Griechische (1540). Sehr Bedeutendes geschah dann für **Küstenschutz** und **Seemacht**. Die Häfen von Dover und Calais wurden erheblich verstärkt, an mehr als fünfzig Stellen der Küste Befestigungen angelegt. Zuerst unter Heinrich entstanden wirkliche Kriegsschiffe, eine stehende königliche Flotte. Während er nur acht Fahrzeuge über 500 Tonnen vorfand, ließ er vierzehn erbauen, die zu den größten der Zeit gehörten, darunter den „Great Harry“ von 1000 Tonnen mit 54 schweren Geschützen. Es waren dies im Gegensatze zu den Fahrzeugen der Mittelmeervölker durchaus Segelschiffe, freilich die größeren unter ihnen, die 4—5 Masten führten,

mit übermäßig hohem Vorder- und Hinterkastell, das sie bei bewegter See der Gefahr des Umschlagens aussetzte und es ihnen unmöglich machte, anders als gerade vor dem Winde zu segeln. Doch bestand die Bemannung noch meist aus Fremden, eine große Seemacht war England bei weitem noch nicht. Indes entstanden doch unter Heinrich VIII. ein stehendes Seeoffizierkorps und als Oberbehörde die Admiralität.

Irland. Bisher ist einer wichtigen Richtung in der Politik Heinrichs VIII. noch keiner Erwähnung geschehen, die zwar mit seinen sonstigen Bestrebungen nicht außer allem Zusammenhange steht, aber doch wesentlich selbständig nebenher geht und für die Zukunft größere Bedeutung hatte, als für die Gegenwart: seine Bemühungen auf die Vereinigung aller britischen Länder zu einem Gesamtstaate, ein uralter Gedanke, dessen Verwirklichung bisher nur in Irland halbwegs gelungen, in Schottland noch immer dem zähesten Widerstande begegnet war. Von Irland befand sich damals nur das östliche Drittel, „die Mark“ (the Pale), unmittelbar unter englischer Herrschaft. Hier saßen englische Grundbesitzer über hörigen irischen Bauern, und bestanden einige englische Städte; indessen beherrschten jene das irische Sonderparlament durchaus und wahrten auch gegenüber dem Mutterlande eifersüchtig ihre Selbständigkeit. Der größere Teil der Insel war zwar dem Namen nach von England abhängig, thatsächlich jedoch in den Händen zahlreicher irischer Häuptlinge und stand auch unter altirischem Gesetze. Danach wurden jene aus einer bestimmten Familie gewählt, das Eigentum des Grund und Bodens stand indessen nicht ihnen, sondern der Gesamtheit der Clangenossen zu, so daß jeder Bauer als Miteigentümer fest auf seiner Scholle saß und seinem Häuptling nur bestimmte Abgaben zahlte. Seine Lage war also besser als die des englischen Pächters. Das Unglück für das Land lag nur darin, daß die Häuptlinge in unaufhörlichen Fehden untereinander und mit den Engländern stritten und sich ebenso unfähig bewiesen, einen nationalen Staat zu gründen, wie die Fremdherrschaft der verhaßten „Sachsen“ (irisch: „Sassenagh“), zu ertragen. Die von Heinrich VIII. begonnene Umgestaltung der Kirche rief neue Wirren hervor; erst als der Statthalter Lord Grey kurzerhand einige der bedeutendsten Adligen gefangen gesetzt und zur Hinrichtung nach London geschickt hatte (1537), nahm das irische Sonderparlament in Dublin die neue Kirchenordnung auch für Irland an. In vielen Teilen der Insel dauerte freilich der Widerstand fort, und Lord Grey büßte seine Unfähigkeit, ihn zu brechen, mit dem Tode durch Henkershand (Juni 1541). Erst als man sich entschloß, die irischen Herren mit eingezogenen Klostergütern zu belehnen, unterwarfen sich die meisten und erkannten die englische Hoheit an, worauf Heinrich VIII. nach Parlamentsbeschluß seinen bisherigen Titel „Herr von Irland“ mit dem stolzeren „König von Irland“ vertauschte. Doch fehlte auch jetzt noch viel an der Durchführung seiner Kirchenordnung; die Herrschaft des katholischen Klerus über das irische Volk war keineswegs gebrochen, mehrere der größeren Klöster bestanden fort, und Irland blieb der wunde Fleck am Körper des englischen Staats.

Schottland unter Jakob IV. und Jakob V.

Verfassung. Was in Irland wenigstens teilweise gelungen war, mißlang gänzlich in Schottland. Hier war der Norden, die „Hochlande“ (Highlands), noch fast ganz keltisch, und wenig verändert bestanden hier die uralten Waffengefolgschaften (clans) der großen Herren (lairds) fort, die beständig in blutigen Fehden miteinander kämpften und jene Balladen erzeugten, die zu den schönsten Denkmälern altepischer Dichtung zählen. Nur im flacheren Süden, den „Niederlanden“ (Lowlands), hatte sich mit englischem Volkstum auch englisches Städtewesen verbreitet, ohne indes zu der Bedeutung zu gelangen, wie

in England. So überwogen im schottischen Parlament durchaus die Hochadligen, die Lairds, obwohl bereits seit König Robert Bruce (1306—1329) die Städte, seit dem 15. Jahrhundert auch der niedere Adel darin Vertretung gefunden hatten; zumal der ständische Ausschuß, der die Beratungsgegenstände des Parlaments vorzubereiten hatte (Lords of articles), war gänzlich in ihren Händen, denn er bestand aus 32 Lairds und 8 Kronbeamten. Da dieses Parlament die äußere Politik mitbestimmte, die militärischen Angelegenheiten fast allein regelte, außerdem das Steuerbewilligungs- und Gesetzgebungsrecht ausübte, so war das Königtum ihm gegenüber fast zu vollständiger Ohnmacht verurteilt oder zu einem fortgesetzten Ringen mit dem Adel gezwungen.

Äußere und innere Kämpfe.

Erst Jakob IV. (1488—1513) stellte durch sein offenes, ritterliches Wesen und seinen glänzenden Hofhalt wenigstens persönlich ein besseres Verhältnis zu seinen Vasallen her. Aber das unverhüllte Streben Englands nach dem herrschenden Einflusse in Schottland drängte ihn wie schon seine Vorfahren auf die Seite Frankreichs hinüber, obwohl er mit Heinrichs VII. Tochter Margareta vermählt war. Der Krieg, in den er sich dadurch verwickelte, führte zu einer furchtbaren Katastrophe. In der Schlacht bei Flodden am 9. September 1513 erlagen die Schotten vollständig dem Grafen Surrey; 10 000 ihrer Streiter, die Blüte des Adels, deckten das Schlachtfeld, auch der ritterliche König war unter den Toten.

Wilde Zerrüttung folgte. Um die Herrschaft über den minderjährigen Jakob V. (1513—1542) stritten sich die französisch gesinnten Hamiltons unter dem Herzog von Arran und die englisch gesinnten Douglas, auf deren Seite natürlich die Königin-Mutter Margareta stand. Schließlich wurden die Douglas verdrängt, zur Flucht nach England genötigt, und Jakob V. ergriff selbst die Zügel der Regierung (1528). Energisch ging er der Übermacht des hohen Adels zu Leibe, dessen Bestand schon die Schlacht von Flodden schrecklich mitgenommen hatte; einzelne wurden durch Anklagen gestürzt, der ganze Stand von den hohen Ämtern ausgeschlossen.

Das vermochte Jakob V. freilich nur, weil er sich der Kirche in die Arme warf, und wohl schien diese eine kräftige Stütze zu gewähren. Gebot sie doch beinahe über die Hälfte des gesamten Grund und Bodens, die Besetzung aller ihrer einflußreichen Würden und Pfründen lag in des Königs Hand, und an ihrer Spitze stand ein hochstrebender, herrschgewohnter Prälat, der sich wohl mit Wolsey vergleichen läßt, der Kardinalerzbischof Beautoun (Beaton).

Diese Bundesgenossenschaft der Kirche drängte natürlich den König zur Bekämpfung aller irgendwie mit dem Protestantismus verwandten Regungen und brachte ihn so in den entschiedensten Gegensatz zu England, in das engste Verhältnis zu Frankreich. Er vermählte sich erst mit Magdalena, der Tochter Franz' I., nach deren baldigem Tode mit Maria von Guise, der Schwester des Herzogs Franz und des Kardinals Karl von Lothringen. Als er nun dem Ansinnen Heinrichs VIII., mit ihm von Rom abzufallen, nicht entsprach, kam es zum Bruch. Abermals unterlagen die Schotten in der nächtlichen Schlacht auf Solwaymoor, und im Gram über die Niederlage verschied König Jakob V., von Fieberträumen geschüttelt, am 14. Dezember 1542 auf Schloß Folkland, wenige Tage nach der Geburt seiner Tochter Maria Stuart (8. Dezember).

Anfänge des Protestantismus.

Für die vaterlose Waise ergriff der Herzog von Arran das Ruder. Da er sich aber vom Kardinal Beautoun leiten ließ, so ging er aufs schärfste gegen die reformatorischen Regungen vor, die teils in der greulichen Verderbnis der schottischen Geistlichkeit ihre Begründung fanden, teils mit den Humanisten der Universität Saint Andrews (gegründet von Jakob I., 1406—1437) ins Land drangen. Dort ragte schon

damals als Prediger John Knox hervor (geb. 1505), der künftige Reformator Schottlands. Mit England freilich schloß die Regentschaft Frieden, ja sie willigte im Vertrage von Greenwich (1543) in den zukunftsreichen Plan Heinrichs VIII., die kleine Maria mit Eduard (VI.) zu vermählen und so die Vereinigung beider Königreiche auf friedlichem Wege anzubahnen, aber bald sagte sie sich von diesem Gedanken wieder los und versprach im Gegenteil die Verlobung Marias mit dem französischen Prinzen Franz (II.). Nun fiel zwar Beautoun am 29. Mai 1546 auf dem Schlosse von Saint Andrews unter den Streichen erbitterter Gegner, welche die Hinrichtung eines protestantischen Wanderpredigers an ihm zu rächen hatten, aber eine französische Flotte mit einem schottischen Landheere zwang nach tapferster Gegenwehr die Verschwörer zur Übergabe und schickte die Gefangenen, darunter John Knox, auf die französischen Galeeren (1547). Nach wie vor behaupteten in Schottland der französische Einfluß und der Katholizismus die Oberhand.

Eduard VI. und die Begründung der anglikanischen Kirche.

Erbfolgeordnung Heinrichs VIII.

So standen die Dinge in Schottland, als Heinrich VIII. die Augen schloß und Eduard VI. den Thron Englands bestieg (1547—1553). Nach der Thronfolgeordnung, die der Vater im Jahre 1544 festgesetzt hatte, sollte zunächst dieser Sohn die Krone tragen, nach ihm Maria, dann Elisabeth an die Reihe kommen, und wenn diese alle ohne Nachkommen stürben, sollte die Krone nicht an die näher berechtigte Linie der älteren Schwester Margareta von Schottland, d. h. in diesem Falle an Maria Stuart übergehen, sondern an die Nachkommenschaft der jüngeren Maria, die mit dem Herzog von Suffolk vermählt war, und deren älteste Tochter Franziska, die Gemahlin des Lords Heinrich Grey von Dorset, Herzogs von Suffolk, eine Tochter Johanna (Jane) besaß. So willkürlich waren diese Festsetzungen, so unsicher ihre Grundlagen, daß sich Verwirrung und Entzweiung aus ihnen ergeben mußten.

Grundlagen der anglikanischen Kirche.

Heinrich VIII. hatte England von Rom losgerissen, sonst im wesentlichen die katholische Ordnung zu behaupten gesucht, und die große Mehrheit des englischen Volkes war damit einverstanden gewesen, hatte kein inneres Bedürfnis verraten, zum Protestantismus überzugehen. Mit Eduards VI. Regierungsantritt, mit der Regentschaft seines Oheims Eduard Seymour, des Herzogs von Somerset, gelangte indes die entschieden protestantische Minderheit ans Ruder, und Somerset selbst, ein milder, hochherziger, freundlicher Herr, dem es heiliger Ernst war mit seiner religiösen Überzeugung, strebte im Bunde mit Thomas Cranmer darauf hin, England in die protestantische Richtung zu steuern. Das Parlament und die geistliche Konvokation folgten auch diesmal dem Anstoße von oben; jenes hob im November 1547 die sechs Blutartikel auf, diese beschloß die Spendung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt. Ein königlicher Erlaß gebot die Entfernung der Heiligenbilder und Reliquien, eine Kommission von zwölf Geistlichen entwarf jene treffliche Ordnung des Gottesdienstes in englischer Sprache (Liturgie), die unter dem Namen Common-prayer-book noch heute gilt (1548). Zugleich durchzogen Kirchenvisitatoren das Land, um überall die Einführung der Neuerungen zu überwachen.

Somerset und die Schotten.

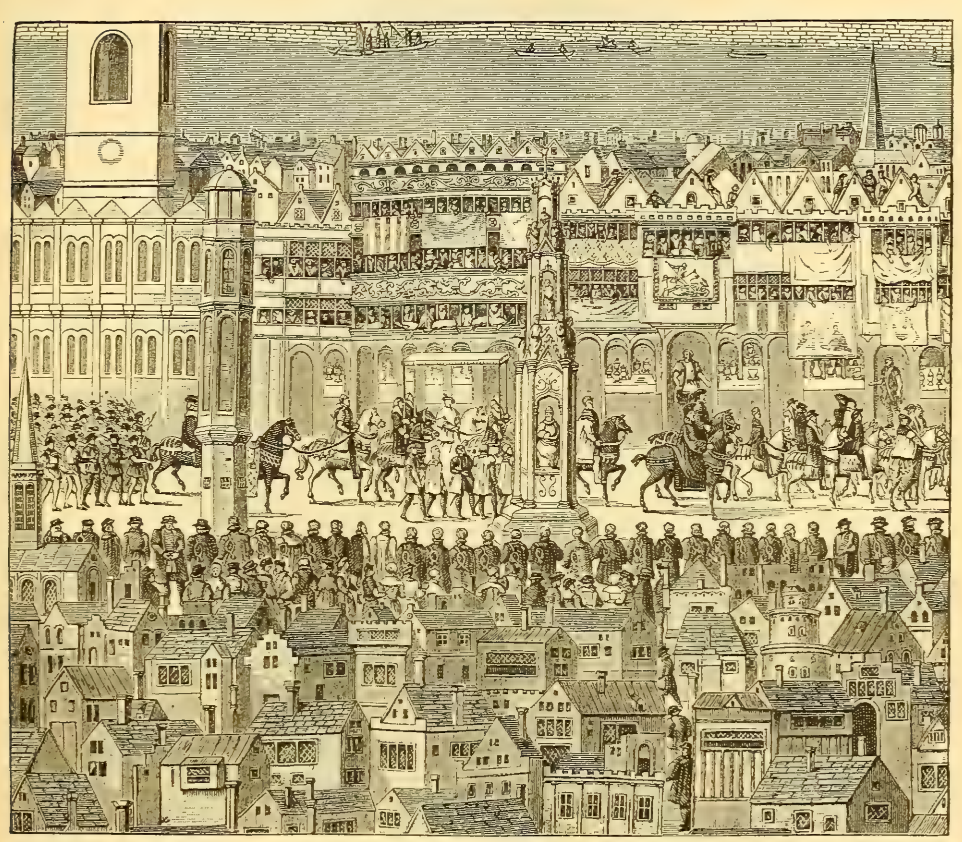
Während so die Dinge in der Landeskirche rasch vorwärts gingen, hatte Somersets auswärtige Politik wenig Erfolg. Er wollte von den Schotten die Anerkennung des Ehevertrages zwischen Maria (Stuart) und Eduard VI. erzwingen und damit beide Königreiche unter einem protestantischen Herrscherhause einigen.

Als man von der andern Seite das verweigerte, drang Somerset bis in die Nähe von Edinburg vor und siegte bei Pinkey (10. September 1547). Doch diese

gewaltsame Brautwerbung regte den ganzen Nationalstolz der Schotten auf; sie riefen ein französisches Hilfsheer ins Land und statt nach England schickten sie die kleine Maria nach Frankreich (August 1548). Im Friedensschlusse (März 1550) gab Somerset den Ehevertrag auf, denn schwere innere Verlegenheiten nahmen ihn in Anspruch.

Katholischer Bauernaufstand.

In Cornwallis und Devonshire auf der einen, um Norwich auf der andern Seite erhoben sich Aufstände. Jener erstrebte die Rückkehr zum Kirchensystem Heinrichs VIII., dieser einfach die Herstellung des Katholizismus. Mit beiden verbanden sich die Bestrebungen des Landvolkes gegen das rücksichtslose Umsichgreifen der großen Grundbesitzer, die immer mehr Ackerland in Weideland verwandelten; ja die Aufständischen



276. Aus dem Krönungszuge König Eduards VI., 1547.
Nach einem Gemälde zu Cowdray.

um Norwich glaubten an eine Prophezeiung, daß Königtum und Adel ganz untergehen würden. Nun war Somerset selbst ein entschiedener Gegner jener adligen Willkür, forderte auch in einem Erlaß seine Standesgenossen zur Abstellung der Übelstände auf, indessen der katholische Charakter der bäuerlichen Bewegung zwang ihn, sie niederzuschlagen. Im August 1549 warfen seine deutschen und italienischen Söldner den Aufruhr im Südwesten bei Exeter nieder, kurz darauf sprengte Graf Warwick die Haufen Robert Ketts vor Norwich auseinander. Harte Strafen trafen die Führer.

Somersets Sturz.

Doch Somersets eigne Stellung war tief erschüttert. Der Adel vergab ihm jene Verwendung für das mißhandelte Landvolk nicht, ebensowenig die stolze Eigenmacht, mit der er, der Stellvertreter des von Gott eingesetzten Königs, den Staatsrat fast ganz

beiseite schob und selbst das Leben seines Bruders Thomas Seymour nicht schonte, als dieser nach Anteil an der Regierung strebte (gest. 20. März 1549). Jetzt sah er sich selber wegen angeblicher Aufhetzung des Volkes als Hochverräter angeklagt, und nur der Verzicht auf die Regentschaft zu gunsten des Grafen Warwick, der den Titel eines Herzogs von Northumberland annahm, konnte ihn retten (1550). Nicht auf lange. Denn der neue Protektor beobachtete den Gestürzten mit lauerndem Argwohn, und als er genug Beweise für sein Streben nach Wiedererlangung der Regentschaft zu haben



Edward

277. König Eduard VI. von England.
Gemälde Hans Holbeins in der Königl. Galerie des Windsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

glaubte, gewann er Eduard VI. die Einwilligung zur Anklage ab, und am 22. Januar 1552 starb Somerset, seine Unschuld beteuernd, unter den Thränen und Seufzern des Volkes auf Towerhill.

Die 42 Artikel.

Indes so jung der König sein mochte, sein ernster, frühgereifter Sinn und seine ehrliche evangelische Überzeugung hielten auch Northumberland beim Protestantismus fest. Zahlreiche festländische Protestanten, namentlich Deutsche, die vor der Reaktion seit dem Ausgange des Schmalkaldischen Krieges geflüchtet waren, gaben zudem durch ihre

calvinisch geordnete Gemeinde in London — seit Mai 1550 unter der Leitung des trefflichen Polen Johannes Lasky (a Lasco) — ein rühmenswertes Beispiel. So konnte Cranmer im Auftrage des Königs und des Staatsrats das neue wesentlich lutherische Glaubensbekenntnis der 42 Artikel zustandebringen. Eine Kommission verfügte darauf die Entsetzung einiger altgläubigen Bischöfe, die dem königlichen Ernennungsrecht widerstrebten, darunter Gardiners von Winchester und Bonners von London.



Jane the Quene

278. Johanna Grey, die Königin von neun Tagen.
Nach einem Kupferstiche von R. Cooper.

Neue Thronfolgeordnung.

Doch alles, was bisher erreicht worden war, konnte zusammenbrechen, wenn die schwache Gesundheit Eduards VI. ihn frühzeitig ins Grab stürzte und seine Stiefschwester Maria ihm folgte, die Tochter Katharinas von Aragonien, die, begreiflicherweise ganz katholisch und ganz spanisch gesinnt, für das Land ihrer Geburt nicht die mindeste Teilnahme hegte. Um diese drohende Gefahr zu beschwören, übertrug Eduard VI., mit Übergehung beider Schwestern, die Krone auf die schon von Heinrich VIII. ins Auge gefaßte jüngere weibliche Linie, und zwar so, daß nicht Johanna Grey selbst,

sondern ihre zu erwartenden männlichen Nachkommen sie tragen, Johanna aber mit einem Regentschaftsrat von 20 Männern zunächst die vormundschaftliche Regierung führen sollte. Northumberland war um so mehr für diese neue Ordnung, als er seinen Sohn, den jugendlichen Guilford Dudley, mit Johanna vermählt hatte. In der That verpflichteten sich die Mitglieder des Staatsrates eidlich, sie aufrecht zu erhalten, und das wäre vermutlich auch gelungen, hätte nicht in letzter Stunde der hinsiechende König in dem Schriftstück für „Johannas männliche Erben" gesetzt: „Johanna und ihre männlichen Erben." Gleich anfangs wurde die Berechtigung dieser Änderung im Staatsrat ernstlich bezweifelt, und wenn es auch durch Drohungen, Zureden und Verheißungen gelang, die Mitglieder, den Erzbischof Cranmer, eine Anzahl Lords und hoher Beamten zur Anerkennung zu bestimmen, die ganze Grundlage der neuen Ordnung war durchaus unsicher geworden, als Eduard VI. am 6. Juli 1553 aus dem Leben schied.

Johanna Grey, die Königin von neun Tagen.

Thronbesteigung Johannas.

Eduards Nachfolgerin, die arme Johanna Grey, damals siebzehn Jahre alt, war unter strenger Zucht und in stillem Studium der Alten und der Heiligen Schrift aufgewachsen, eine liebliche blonde Mädchengestalt, mit dem unruhigen Treiben der großen Welt völlig unbekannt. Jetzt riß sie der Ehrgeiz des Schwiegervaters in die gefährlichste Bahn. Ganz überraschend sah sie sich am 7. Juli im Landsitze desselben, Sion an der Themse, einer glänzenden Versammlung der Großen des Reiches gegenübergestellt; sie vernahm mit Schmerz, Eduard VI. sei tot, mit banger Furcht, sie selber sei Königin von England. Sie sank zu Boden und brach in Thränen aus; dann bat sie Gott um Kraft für den schweren Beruf, dem sie sich nicht gewachsen fühlte und den sie nicht begehrt hatte. Am 9. Juli zog sie im Tower ein, sie hat ihn lebend nicht wieder verlassen.

Erhebung Marias.

Die Hauptstadt hatte sie murrend empfangen; Maria aber, in ihrem Rechte bedroht, handelte rasch und entschlossen. Auf dem Wege nach London an das Sterbelager des Bruders erfuhr sie, was dort geschehen war; durch einen nächtlichen Ritt rettete sie sich zunächst vor jeder Verfolgung nach der Gegend von Norwich, wo eine ganz katholische Bevölkerung sie umgab; sie ließ sich zur Königin ausrufen und forderte als solche den Staatsrat zur Anerkennung auf. Klug und vorschauend schloß ihre Schwester Elisabeth sich an sie an.

Damals zwanzig Jahre alt, hatte sie zu Zeiten des Vaters, der sie als seine echte Tochter abwechselnd anerkannte und verleugnete, schwere Jahre durchgemacht. Unter Eduard VI., mit dem sie in gutem Vernehmen stand, erhielt sie im Palaste der Königin-Witwe Katharina Parr, der damaligen Gemahlin Thomas Seymours (s. S. 590) ihren eignen Hofhalt, und ließ sich mit diesem nach Katharinas Tode in ein Liebesverhältnis ein, das jedoch Seymours Hinrichtung 1549 jäh zerriß. Tief dadurch erschüttert, lebte Elisabeth seitdem in Hatfield unter Roger Ashams Leitung ihren Studien, durch die sie sich eine bei den Frauen dieser Renaissancezeit nicht ganz seltene umfassende Kenntnis der lateinischen und griechischen Litteratur wie der modernen Sprachen erwarb. Doch ihr Anrecht auf den Thron hatte sie stets unverrückt im Auge, wies deshalb jede Vermählung mit einem auswärtigen Fürsten kühl von der Hand. Jetzt war mit Marias Erbrecht auch das ihrige bedroht; sie zögerte nicht, die Schwester anzuerkennen, sie führte ihr selber 1000 Reiter zu.

Und nun regte sich für Königin Maria der gesetzliche Sinn der Engländer, die nicht abermals die einmal festgesetzte Thronfolge umgestürzt sehen mochten, während zugleich die bestimmte Weigerung Johannas, ihren Gemahl zum König zu erheben, ihren eignen Anhang spaltete. Der Staatsrat machte den Anfang und ließ Königin Maria in London ausrufen; die Flotte, die ihre Flucht nach dem Festlande hindern sollte, erklärte sich für sie; die Truppen, mit denen Northumberland zu ihrer Bekämpfung in Cambridge stand, liefen zu ihr über; der Herzog verlor alle Fassung und rief endlich selber auf dem Marktplatze der Stadt Maria zur Königin aus.



Marye the quene

279. Maria die Katholische, Königin von England.
Gemälde des Antonio Moro in der Königl. Galerie des Windsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Ohne Kampf ging das Spiel zu Ende. Am 3. August zog Maria in London ein, sie selber eine kleine, dürftige, blasse Figur mit schon ergrauendem Haar, weit überstrahlt von ihrer Schwester Elisabeth schlanker, jugendlicher Gestalt mit den lebhaften blauen Augen und dem goldblonden Haar, die neben ihr ritt, gehoben von dem Bewußtsein ihrer Würde und ihres Sieges.

Maria die Katholische.

Einleitung der Reaktion.

Königin Maria schien ihren Triumph mit Maß benutzen zu wollen. Ihre erste Proklamation klang ganz versöhnlich, indem sie besonders der Hauptstadt die Übung des protestantischen Gottesdienstes gewährte. Daß Northumberland im Tower hingerichtet wurde (21. August), konnte nicht befremden, er fiel als Hochverräter, und die feige Art, mit der er durch reumütige Geständnisse und die Heuchelei katholischer Gesinnung zuletzt noch sein Leben um einige Stunden zu verlängern suchte, war nicht geeignet, für ihn einzunehmen. Doch Maria hatte von Anfang an nie etwas andres gewollt, als die volle und unbedingte Rückkehr zum Katholizismus. Der kaiserliche Gesandte Simon Renard war ihr wichtigster Ratgeber, Gardiner, das Haupt der katholischen Bischöfe, wurde ihr Lordkanzler; die Krönung ließ sie ganz in alter Weise vollziehen (1. Oktober). Aber das Parlament zeigte sich keineswegs so willfährig, wie sie gewünscht hätte. Zwar die Ehe Heinrichs VIII. und Katharinas erklärte es für gültig, ohne übrigens die andern für unrechtmäßig zu halten, jedoch der Antrag, die kirchlichen Veränderungen Eduards VI. aufzuheben, ging erst nach sechstägiger heißer Debatte gegen eine sehr starke Minderheit durch, und das auch nur insoweit, als England zu dem System Heinrichs VIII. zurückkehren sollte, keineswegs zum Gehorsam gegen Rom.

Vermählung Marias mit Philipp von Spanien. Aufstandsversuche und Blutgerichte.

Unbeirrt dadurch ging Maria vorwärts. Indem sie ihrem Vetter Karl V. die Wahl eines zukünftigen Gatten überließ, empfing sie voller Freude die Werbung desselben für seinen Sohn Philipp (II.), dessen erste portugiesische Gemahlin Maria damals eben gestorben war, und meinte durch den engsten Anschluß an Spanien auch die Rückkehr Englands zum Papste durchsetzen zu können. Eben dies brachte sie in den entschiedensten Widerspruch zu der Mehrheit des Volkes. Während eine Deputation des Parlaments, die gegen die spanische Heirat Einsprache erhob, stolzer Ablehnung begegnete, rüsteten die protestantisch Gesinnten zum Aufstande. Am Palmsonntage 1554 sollte er gleichzeitig in Cornwallis, in den mittleren Grafschaften und in Kent losbrechen. Da die Regierung jedoch zu früh dahinter kam, so schlug Thomas Wyatt, der tapferste und stattlichste Edelmann von ganz England, in Kent vorzeitig los und rückte Anfang Februar mit ein paar Tausend Bewaffneten auf London vor. Hier aber standen Truppen und Bürgerschaft unter Waffen, Maria selbst erschien furchtlos und entschlossen, und als Wyatt nach angestrengtem Nachtmarsch am Morgen des 6. Februar seine müden und hungrigen Leute vom Hydepark gegen die Stadt heranführte, da wurden sie ohne wirklichen Kampf auseinander getrieben, er selbst gefangen.

Nun fielen rasch die Häupter von Suffolk und Thomas Grey und noch sechzig andrer; am 12. Februar starb Guilford Dudley, nach ihm, an demselben Vormittage, Johanna Grey mit der Ergebung einer Christin und dem Mute einer Heldin, unter den zahllosen Opfern der blutigen Zeit das rührendste und unschuldigste.

Johanna hatte die Zeit ihrer Gefangenschaft im Hause des Gouverneurs der Festung meist mit dem Lesen des griechischen Neuen Testaments und mit Gebeten zugebracht. Alle, die mit ihr während dieser traurigen Zeit in Berührung kamen, rührte ihre Jugend, Unschuld und Schönheit, nur das Herz der Königin Maria blieb unbewegt. Am Aschermittwoch, 7. Februar, willigte sie auf Renards Drängen in die Vollziehung des Todesurteils und schickte den Pater Feckenham, Dekan der Paulskirche und Abt von Westminster, zu Johanna, um sie noch zur römischen Kirche zu bekehren. Mit sanfter Geduld, aber mit erstaunlicher Klarheit und ruhiger Festigkeit wies sie jedoch alle diese Versuche zurück. Sie nahm schriftlich Abschied von ihrem Vater, beschenkte ihre Umgebung mit kleinen Andenken und brachte die letzten Stunden im stillen Gebete zu. Ihren jungen Gemahl wollte sie nicht mehr sehen, sie forderte ihn nur auf, gutes Mutes zu sein. Am nächsten Morgen sah sie von ihren Fenstern, wie das Gerüst aufgeschlagen wurde, und später, wie Guilford Dudley hinausschritt. Nach einer träg hinschleichenden Stunde vernahm sie das Rollen des Karrens, der seinen Leichnam vorüberfuhr; sie trat

wieder ans Fenster und winkte dem Toten einen letzten Gruß zu. Gefaßt, mit züchtigem Anstand, in schwarzer Kleidung, bestieg sie das Schafott. Sie sprach noch zu den Umstehenden ein paar Worte, in denen sie ihre Unschuld beteuerte, und betete mit lauter Stimme einen Psalm. Den Henker, der ihr dann behilflich sein wollte, schob sie sanft zurück und legte sich selbst ein weißes Tuch um die Augen. Erschüttert sank ihr der Mann zu Füßen und bat sie um Verzeihung für das, was er ihr anthun müsse; sie sagte ihm nur: „Ich bitte dich, mache es kurz mit mir", kniete nieder und legte das junge Haupt auf den Block. Noch rief sie leise: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Dann fiel der tödliche Streich.

Auch Elisabeth kam in Gefahr. Bald nach ihrem Einzuge hatte die Königin, eifersüchtig auf die Popularität der Schwester, sie nach dem entlegenen Ashridge in Buckinghamshire bringen lassen; jetzt geriet diese in den Verdacht, mit Wyatt in Verbindung zu stehen, und wurde, obwohl sie krank lag, unter starker Bedeckung nach dem Whitehallpalaste geführt, dann, weil ein Genosse Wyatts auf der Folter gegen sie ausgesagt hatte, nach Hamptoncourt und endlich am Palmsonntage (18. März) nach dem Tower gebracht. Als sie am „Verräterthore" landete, blaß, aber in stolzer Haltung, knieten die Wachmannschaften vor ihr nieder, und Graf Sussex, ihr Befehlshaber, wies die Wächter an, der Zukunft zu gedenken.

Eine unsichere Hoffnung freilich. Denn mit Wyatts Tode (11. April) schien das spanisch-katholische System befestigt zu sein. Zwar lehnte das Parlament auch jetzt noch die Unterwerfung unter Rom und die Durchführung der Ketzergesetze ab, genehmigte aber den spanischen Ehevertrag (April 1554). Im Juli erschien Philipp II. mit glänzendem Gefolge in London, wo noch die Häupter der Genossen Wyatts vom Galgen herabgrinsten, und wurde unter großer Pracht in Winchester mit Maria getraut (27. Juli 1554). Er bemühte sich, durch Leutseligkeit das Volk, durch reiche Gnadengehalte die Lords zu gewinnen; er verwandte sich sogar für Elisabeth, die, da man ihr keine Schuld nachweisen konnte, inzwischen, freilich immer noch unter strenger Bewachung, nach Woodstock (bei Oxford) übergesiedelt war, und setzte wirklich durch, daß sie an den Hof geladen und von Maria freundlich aufgenommen wurde. Nicht aus wirklicher Teilnahme geschah das freilich, sondern weil Philipp fürchtete, die Königin werde mit Übergehung der Schwester Maria Stuart zur Erbin einsetzen, also mit Frankreich anknüpfen. Elisabeth war klug genug, dem katholischen Brauche äußerlich zu huldigen, sich wenig bemerklich zu machen und meist in Hatfield zu bleiben, aber auch stolz genug, die mehrmals erneute Bewerbung des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen abzulehnen. Ihr Recht auf den englischen Thron hielt sie als den Leitstern ihres Lebens fest im Auge.

Inzwischen wurde Maria auch durch die Sorgen der Gegenwart vollständig in Anspruch genommen. Mit allen Mitteln wirkte sie auf das Parlament, um es zur Rückkehr unter Rom zu bewegen; aber erst als Papst Julius III. auf des Kaisers Rat dem Adel den Besitz der eingezogenen Klostergüter zugesichert hatte, genehmigte dieses, daß der Kardinal Reginald Pole als päpstlicher Legat nach London komme, erklärte im November 1554 die Unterwerfung der englischen Kirche unter Rom, wie sie bis 1529 bestanden habe, und willigte in die Herstellung der Ketzergesetze. Mit Freuden verkündete Pole die Lossprechung vom Bann und brachte in feierlicher Prozession dem Himmel den Dank für die Wiedergewinnung des irrgläubigen Insellandes dar (Januar 1555). *Rückkehr zum Katholizismus.*

Eine blutige Schreckensherrschaft kam über England. Eine besondere Kommission, Gardiner und Bonner an der Spitze, leitete die Vernichtung der reformierten Kirche. 13 Bischöfe, 1200 verheiratete Geistliche wurden gefangen gesetzt, entlassen und ins Elend gestoßen. Viele der besten Männer — im ganzen 288 — starben unter dem Henkerbeil oder auf dem Scheiterhaufen, auch Thomas Cranmer, der seinen anfänglich geleisteten schwachmütigen Widerruf, schon am Pfahle stehend, zurücknahm und durch *Schreckensherrschaft.*

tapferen Tod die Schwankungen seines Lebens sühnte (März 1556). Nicht der Protestantismus jedoch wurde durch diese Hinrichtungen ausgerottet, sondern die Stimmung des Volkes immer leidenschaftlicher aufgeregt gegen die, welche sie befahlen. Ungeheuer war deshalb der Eindruck, als sich im Sommer 1555 die Mutterhoffnungen Marias als klägliche Täuschung, als die Anzeichen einer gefährlichen Erkrankung erwiesen. Die Thronfolge Elisabeths konnte jetzt nicht mehr zweifelhaft sein.

Marias Ende (1558).

Und nun geschah von Rom aus alles, um die Stellung der Königin zu erschweren. Als dort die englischen Gesandten um Bestätigung des Besitzes der Klostergüter ansuchten, erklärte ihnen der neue Papst Paul IV. rund heraus, dazu sei er gar nicht befugt; was der Kirche entrissen worden, müsse sie bei Heller und Pfennig wieder haben. Maria freilich dachte im Grunde des Herzens ganz ebenso; sie gewann mit unsäglicher Mühe dem Parlamente die Genehmigung für die Rückgabe der ihr zugefallenen Zehnten ab (Dezember 1555), aber 40000 Familien des Adels fühlten sich in ihrem Besitze bedroht; schon erklärten einzelne Lords, sie würden ihre Klostergüter behaupten, solange sie ein Schwert führen könnten, und schon zeigten sich drohende Merkmale aufrührerischer Bewegungen. Die unverständige Teilnahme Englands am spanisch-französischen Kriege, die damit einreißende Verwirrung der Finanzen, der schimpfliche Verlust von Calais (Januar 1558), endlich die Abberufung Poles, dem Paul IV. persönlich gram war, alles dies entwurzelte die Regierung vollständig. Von ihrem Volke verabscheut als die „blutige Maria“, von ihrem Gemahl gleichgültig verlassen, endete Maria Tudor ihr freudloses Leben am 17. November 1558, während in ihrem Zimmer Messe gelesen wurde. In der nächsten Nacht schon starb Pole an einem damals umgehenden Wechselfieber, ihm folgten binnen wenigen Tagen dreizehn katholische Bischöfe. Mit einem Schlage machte der Tod dem spanisch-katholischen System ein Ende für immer.

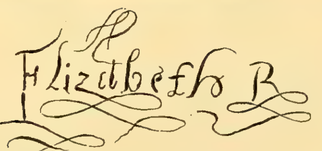
Elisabeths Anfänge.

Elisabeths Thronbesteigung (1558).

Als die Nachricht vom Hinscheiden der Königin im Parlament eintraf, wurden die Gemeinen nach der Sitte ins Oberhaus entboten. Der Sprecher (Vorsitzende) teilte der Versammlung mit, Königin Maria sei tot, Lady Elisabeth habe den Thron Englands bestiegen. Dann aber brach er aus in den Ruf: „Gott segne die Königin Elisabeth! Lang sei und glücklich ihre Regierung!“

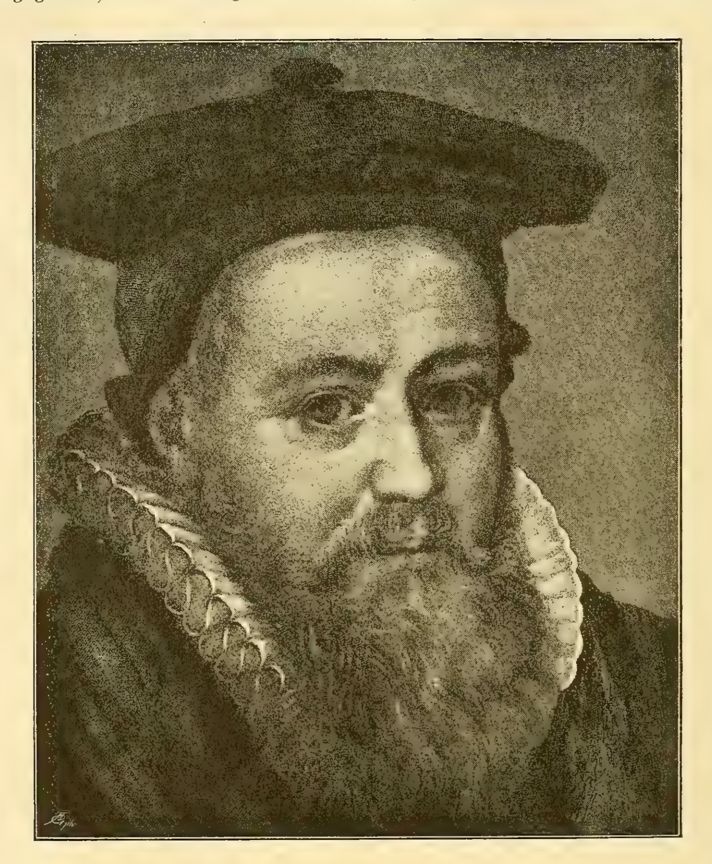
Derweilen riefen unter Trompetengeschmetter die Herolde die neue Königin aus, und jubelnde Menschenmassen durchzogen die Straßen.

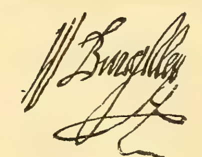
England atmete auf, wie von einer furchtbaren Last befreit. Elisabeth war in Hatfield, als die Kunde sie erreichte, sie sei Königin von England. Sie äußerte weder Betrübnis noch Freude; in ruhiger Fassung sagte sie mit den Worten der Heiligen Schrift: „Das ist vom Herrn geschehen und ein Wunder in unsern Augen.“ Dann kniete sie nieder zum Gebet. Am 20. November hielt sie die erste Sitzung des Staatsrats und vollzog die ersten Ernennungen, darunter die des William Cecil zum Großschatzmeister, d. i. zum ersten Minister. Drei Tage später nahm sie, von unendlichem Jubel empfangen, ihre Residenz im Tower; das Christfest brachte sie in Westminster zu, zugleich mit den Vorbereitungen zum Krönungseinzuge beschäftigt. Am 12. Januar 1559 fuhr sie nach altem Brauch von Westminster nach dem Tower in der goldstrahlenden königlichen Barke, gefolgt von zahllosen prächtigen Gondeln der Stadt, der Innungen und der Edlen, deren Ruderer die Farbe und Abzeichen ihrer Herren trugen. Von dort zog sie am 14. Januar in der City ein, in prachtvoller Karosse, Herolde und Trompeter voran, in ihrem Gefolge die glänzenden Kavaliere



280. Elisabeth, Königin von England. (Jugendbildnis.)
Gemälde Hans Holbeins in der Königl. Gemäldegalerie des Windsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

und die anmutigen Frauen ihres Hofes, alle in Purpursamt gekleidet und auf geschmückten Rossen. Durch zahlreiche Ehrenpforten mit vielen allegorischen Gemälden ging der farbenprächtige Zug, zu Tausenden stand das Volk, seiner freudigen Erregung Luft machend in jauchzendem Zuruf, und hochbeglückt von der leutseligen Anmut, mit der die Königin nach allen Seiten hin freundlich blickte und grüßte, auch Bittschriften und Blumen entgegennahm. Am Tage darauf empfing sie die Krone in der Westminsterabtei.





281. William Cecil, Lord Burleigh.
Nach einem Kupferstiche von Houbraken.

Lord Burleigh. Eine neue Zeit war für England angebrochen, die glänzendste, ruhmvollste Regierung begonnen, die es jemals erlebt hat.

Hart war die Jugend Elisabeths gewesen, zu sorgloser Unbefangenheit nicht geschaffen. Sich klug zu beherrschen, ihrem Stolze nichts zu vergeben, ein hohes Ziel fest im Auge zu behalten, das hatte sie gelernt. So brachte die Fürstin einen geprüften, maßvollen Sinn mit auf den Thron, und das erleichterte die Aufgabe William Cecils (seit 1571 Lord Burleigh), der bis zu seinem Tode die Seele ihrer Regierung geblieben ist.

Er stammte aus einer Familie des kleinen Landadels, war am 13. September 1520 zu Boure in Lincolnshire geboren, hatte die Rechte und Theologie studiert und war darauf mit siebenundzwanzig Jahren Somersets Privatsekretär geworden, dann in den Staatsdienst getreten. Von der katholischen Regierung trat er zurück und gehörte im Parlamente von 1555 zu ihren entschiedenen Gegnern. Denn er war von Herzen protestantisch, als Staatsmann weitblickend und vorsichtig, ein harter, nüchterner Geschäftsmann, der alles bis ins kleinste selbst bearbeitete und nur im Kreise seiner Familie Erholung suchte, von Kunst und Wissenschaft ganz unberührt. Mit Elisabeth stand er schon lange in Verkehr; er hatte sie und sich genugsam für die schwere Aufgabe vorbereitet, die ihrer harrte.



282. Robert Dudley Graf von Leicester.
Nach einem Stiche von Vermeulen.

Sein entschiedenster persönlicher Gegner war vom Anfang an Robert Dudley, Leicester.
Graf von Leicester, nicht, weil er andre politische Grundsätze verfochten hätte als Burleigh, sondern weil er in seiner Eitelkeit und Selbstsucht jeden andern Einfluß auf die Königin ausschließen wollte, die ohne Zweifel eine zärtliche Neigung für ihn hegte, ihn gleich in den ersten Tagen ihrer Regierung zu ihrem Oberstallmeister ernannte und ihn seitdem mit Titeln, Einkünften und Schenkungen aller Art überhäufte.

Robert Dudley stand in demselben Alter wie Elisabeth (geb. 1533) und gehörte als jüngster Sohn des Herzogs von Northumberland dem höchsten englischen Adel an. Der Fall seines Vaters 1553 drohte auch ihm verhängnisvoll zu werden, er wurde in den Tower gebracht, doch bald entlassen, weil sich seine volle Schuldlosigkeit bald herausstellte. Nur seine männliche Schönheit und seine gewandten Umgangsformen fesselten Elisabeth an ihn; sein Charakter entbehrte schlechterdings jeder großen Eigenschaft.

Grundlagen der Politik für Elisabeth.

Über die einzuschlagende Richtung konnte ein Zweifel nicht bestehen. Elisabeths persönliches Interesse machte ein Beharren in katholischen Bahnen ganz unmöglich, denn vom katholischen Standpunkte aus erschien ihr Thronrecht als nichtig und als die rechtmäßige Erbin der englischen Krone Maria Stuart. Sie durfte sich daher politisch nicht an Spanien anschließen, wies also die aus politischen Rücksichten erfolgte Werbung Philipps II. um ihre Hand zurück und gab im Frieden von Câteau Cambresis (April 1559) Calais preis, das nicht sie verloren hatte. Von Frankreich aber hielt



283. Thronsiegel der Königin Elisabeth von England.

sie die Rücksicht auf Maria Stuarts Nebenbuhlerschaft fern. Selbständig also zwischen Spanien und Frankreich mußte sie England halten, und dies entsprach auch den wirklichen Interessen der Nation. Und dieses sich in stolzer Selbständigkeit erhebende England mußte die Fahne des **Protestantismus** aufpflanzen.

Zweite Gründung der anglikanischen Hochkirche.

Freilich war England noch keineswegs ein wirklich protestantisches Land zu nennen. Seit Eduard VI. hatte die neue Lehre zunächst in den größeren Städten und unter einem erheblichen Teile des Adels Fuß gefaßt, die blutige Verfolgung unter Maria hatte ihr zahlreiche Anhänger zugeführt; immerhin bekannte sich nur etwa ein Drittel des englischen Volkes zu ihr. Aber für die volle Unabhängigkeit von Rom war bei weitem die größte Mehrheit des Volkes, und so konnte es einer so beliebten Fürstin nicht schwer werden, die schon von ihrem Vater herbeigeführte Losreißung zu erneuern.

Elisabeth stützte sich dabei wie alle ihre Vorgänger auf das Parlament. Seine Beschlüsse, nicht päpstliche Befehle hatten von jeher die englischen Kirchenverhältnisse

bestimmt. Dabei ging sie jedoch vorsichtig und schonend zu Werke. Sie begnügte sich zunächst mit der Anerkennung des königlichen Besitzrechts an kirchlichen Gütern und Einkünften, auf die Maria hatte verzichten wollen; erst als sich Paul IV. weigerte, ihr Recht auf den Thron anzuerkennen, und die Unterwerfung unter seine Entscheidung forderte, trat der Bruch ein, und einschneidende Maßregeln erfolgten nun rasch, aber alle im Einvernehmen mit dem Parlament. Der Suprematseid wurde verlangt, alle selbständigen Verfügungen Marias über kirchliche Dinge aufgehoben, durch die „Gleichförmigkeitsakte" (Act of uniformity) das Common-prayer-book Eduards VI. wiederhergestellt und damit auch die englische Sprache in den Gottesdienst eingeführt. Sonst blieben im Gottesdienste die katholischen Gewänder, Kruzifixe und Kerzen, und auch die Priesterehe wurde von besonderer Genehmigung abhängig gemacht; dagegen wurden die 42 Artikel Eduards VI., auf 39 beschränkt, im wesentlichen als Glaubensbekenntnis angenommen. Wer sich diesen Anordnungen nicht fügte, verlor seine Stellung. So traten damals 13 Bischöfe, 24 Dekane, 80 Rektoren von Pfarreien und die meisten Vorsteher der Universitätskollegien zurück, im ganzen aber nicht über 200, namentlich blieben mehrere Bischöfe im Amt.

So erhielt die anglikanische Hochkirche (High-Church) ihre endgültige Ordnung als eine streng geschlossene Landeskirche unter der Leitung des Monarchen, der ihre höhere Geistlichen einsetzte, einen Teil ihrer Einkünfte bezog und durch den Kirchenrat (High-Commission-Court) die Aufsicht über Glauben und Kirchenzucht führte. Dem Katholizismus näherte sie sich in ihrer Hierarchie, aber in ihrem Gottesdienst war sie wesentlich, im Glaubensbekenntnis ganz protestantisch, und Jahrzehnte durch blieb sie das stärkste Bollwerk des Protestantismus.

Sieg des Calvinismus in Schottland.

Die erste Probe sollte das protestantisch geordnete, selbständig gewordene England gegenüber Schottland bestehen.

Anfänge des Calvinismus in Schottland. John Knox.

Schottland befand sich vollkommen im französischen Fahrwasser. Als im Jahre 1554 der bisherige Regent Graf Arran zurücktrat, ging die Leitung des Staates an die Französin Maria von Guise über. Mit Hilfe ihres Mutterlandes die unsichere Königsmacht in Schottland zu befestigen, den aufstrebenden Protestantismus zu vernichten, das waren ihre Pläne, die sie und ihr Haus in unversöhnlichen Gegensatz zu ihrem Volke brachten. Denn seit Ende 1555 verbreitete sich der Protestantismus in seiner schroffsten Form als Calvinismus mit reißender Schnelligkeit im Lande. Das war wesentlich das Werk des John Knox, der von den französischen Galeeren entkommen war, in Genf sich in seinem Glauben befestigt hatte und nun in seiner Heimat als Prediger wirkte, „eine feurige Natur, schroff und stark in seinen Ansichten, rücksichtslos und unbeugsam in seinem Eifer". Da die Regierung diese protestantische Bewegung zu unterdrücken strebte, so bildeten sich zumeist unter dem Adel kleine Verbindungen zur Feier des Abendmahls nach calvinischer Weise, deren Genossen sich verpflichteten, jede Teilnahme an einer andern kirchlichen Gemeinschaft zu meiden. Aus einer solchen Vereinigung ging im Dezember 1557 der Covenant hervor, zunächst der Bund von fünf Lairds; sie schwuren einander zu, Gottes Wort aufzurichten und zu verteidigen, wie gegen jede Bestrafung eines Glaubensgenossen zusammenzustehen. Rasch fand ihr Beispiel Nachahmung, die calvinische Kirche begann sich in Schottland zu organisieren.

Maria Guise versuchte mit der Geistlichkeit umsonst diese Strömung zu dämmen. Als im März 1559 die Lairds mit ihren Forderungen offen heraustraten, Wahl der Bischöfe durch die Sprengel, der Pfarrer durch die Gemeinden und Einführung der Landessprache in den Gottesdienst verlangten, da lud das königliche Gericht die protestantischen Prediger zur Verantwortung nach Stirling vor. Die Lairds, ihre Beschützer, sagten für ihr Erscheinen gut und sammelten sich in Perth, um ihnen, wie Brauch war, das Geleit zu geben. Indessen glaubte Lord Erskine aus einigen freundlichen Worten der Königin schließen zu dürfen, daß sie auf dem Erscheinen der Prediger nicht mehr bestehe, und so fanden sich diese auch wirklich nicht ein.



284. John Knox, der Reformator Schottlands.
Nach einem Kupferstiche von R. Cooper.

Infolgedessen verurteilte das Gericht die Lairds in eine Geldstrafe und erklärte die Geistlichen für Rebellen (29. Mai 1559).

Bildersturm. Als diese Kunde wider alles Erwarten in Perth eintraf, rief sie unter den dort Versammelten die größte Aufregung hervor. Eine feurige Predigt von John Knox that das übrige; wütend unterbrachen die erregten Massen das Hochamt im Dome und verwüsteten schonungslos das prachtvolle Gotteshaus. Und nun wälzte sich der Bildersturm durch das ganze Land; in Stirling, Glasgow, Melrose, St. Andrews, Scone u. a. O. wurde all der reiche Bilderschmuck in der rohesten Weise zerschlagen, die ausgeraubten Kirchen selbst dem protestantischen Gottesdienst gewidmet, die Klöster meist völlig zerstört. Auch in Edinburg siegte die neue Lehre.

Reaktionsversuche.

Da dachte die Regentin an Gewalt. Sie zog französische und schottische Streitkräfte zusammen, befestigte den Hafenort Leith und bemächtigte sich auch der Hauptstadt wieder. Doch willigte sie zunächst in einen Vertrag, nach dem die Verfolgung der protestantischen Prediger auf der einen, der Bildersturm auf der andern Seite eingestellt werden sollte. Indessen die Parteien standen sich schon mit gezogenem Schwerte gegenüber, und Knox' Erklärung, man sei einer götzendienerischen Regierung keinen Gehorsam schuldig (s. S. 505), trieb die calvinistischen Lords weiter vorwärts; sie forderten Maria auf, die Befestigung von Leith einzustellen. Da sie das nicht zugestand, so kündigte ihr der schottische Adel geradezu den Gehorsam auf. „Da Ew. Gnaden", ließ er Maria wissen, „uns, die Lords und Lehnsleute, nicht für Ew. Unterthanen und Ratgeber anerkennen wollen, so wollen wir Euch nicht mehr für unsre Regentin anerkennen" (23. Oktober 1559).

Jedoch Maria wurde zunächst der Aufständischen Meister; ihre Truppen wiesen einen Angriff auf Leith zurück, nahmen Stirling und drängten die Lairds nach der Grafschaft Fife. In der That konnte bei der Regentin in diesem Augenblicke von Nachgiebigkeit keine Rede sein. Im Juli hatte ihre Tochter Maria Stuart den königlichen Thron von Frankreich bestiegen; die Guisen, ihre nächsten Anverwandten, beherrschten seitdem die französische Politik vollständiger als je; auf ihren Rat nahm Maria Stuart auch das englische Wappen an als die rechtmäßige Königin von England; sie rüstete sich, ihren Anspruch durchzuführen, Schottland und England zu einem katholischen Großbritannien zu vereinigen. Ein neuer europäischer Krieg wäre die Folge gewesen.

Einmischung Englands und Sieg des Calvinismus.

Unmöglich konnte Elisabeth dem gleichgültig zusehen. Trotz ihrer tiefen Abneigung gegen die schottischen Rebellen und die calvinische Kirche entschloß sie sich auf Cecils Rat, der ein protestantisches Großbritannien im Auge hatte, den schottischen Lords Hilfe zu leisten. Eine englische Flotte erschien vor dem belagerten St. Andrews, zwang das Heer der Regentin zum Abzuge und blockierte dann Leith, während Lord Grey es von der Landseite her angriff. Im Vertrag von Berwick (27. Februar 1560) trat Elisabeth mit den Lords in ein förmliches Bündnis: die französischen Truppen sollten verjagt werden, die Aufständischen aber wieder in den Gehorsam der Königin zurückkehren, wenn die schottischen Rechte und Freiheiten unverkürzt blieben.

Das Ende des Bürgerkrieges erlebte Maria Guise nicht mehr, sie starb am 10. Juni 1560 im Schlosse von Edinburg. Ihre Tochter mußte sich jetzt mit den Rebellen und mit England zu verständigen suchen. Und da war es Cecils Scharfblick und Unbeugsamkeit, die den Kommissaren der Königin den Vertrag von Edinburg abzwangen (8. Juli 1560); die Franzosen wurden entlassen, die Festungswerke von Leith geschleift, Maria verzichtete auf das englische Wappen, sie überließ während ihrer Abwesenheit die Regierung an zwölf Lords, die Entscheidung über die kirchliche Frage dem schottischen Parlament.

Wie diese fallen werde, war unschwer vorauszusehen. Mit einem Schlage wurde das katholische Kirchensystem abgeschafft, die Kirchengüter zum größten Teil eingezogen und dem Adel überlassen, von dem Rest die Geistlichen besoldet, die calvinische Kirche als Landeskirche anerkannt, so daß die höchste Gewalt in ihr an die alljährlich zu berufende Nationalsynode überging, die Ausübung des katholischen Kultus schlechtweg verboten. Eine ungeheure Umwälzung und zugleich ein glänzender Sieg der protestantisch-englischen Politik! Der Gedanke an ein katholisches Großbritannien verschwand in nebelhafter Ferne.

Maria Stuart in Schottland.

Maria Stuart. Da vermaß sich eine stolze Frau, ihn doch noch ins Leben zu rufen, und sie sollte daran zu Grunde gehen. In einer furchtbaren Tragödie verlor **Maria Stuart** erst die Krone, dann die Freiheit, endlich das Leben.

Wer hätte das damals dieser glänzenden Fürstin vorauszusagen gewagt! Nicht in Schottland, sondern im sonnigen Frankreich hatte sie ihre Jugend verlebt, am prunkvollen und leichtfertigen Hofe König Heinrichs II. Hier entwickelte sie sich rasch. Sie trieb Musik, Tanz, Ballspiel, ritt auf die Falkenjagd, eignete sich aber auch eine gute Bildung an, lernte Griechisch und Latein, Italienisch und Spanisch, sprach und schrieb aber stets mit Vorliebe französisch. Früh zeigte sie Neigung für die modische Poesie und ein nicht gewöhnliches Geschick zu Versen; auch mit den Gelehrten und Dichtern des Hofes wußte sie zu reden, und das elegante und geistsprühende Geplauder des jungen Mädchens fesselte ebenso ihren ernsten Oheim, den Kardinal von Guise, wie den soldatischen König, so daß Katharina von Medici einmal sagte: „Unsre kleine Königin von Schottland darf nur lächeln, um allen Franzosen die Köpfe zu verdrehen.“

Diesem äußerlich von Glück und Glanz überschütteten jungen Leben fehlte nur eins: das Recht, ihre Hand nach freier Neigung zu verschenken. Sie war ein Glied in der Kette der französischen Politik, bestimmt, den Einfluß der Guisen auf das Königshaus dauernd zu begründen, und deshalb frühzeitig mit dem noch etwas jüngeren Thronfolger Franz (II.) vermählt (April 1558), an dessen Seite sie schon im nächsten Jahre den Thron Frankreichs bestieg. Regiert haben beide freilich nicht, die Guisen machten ihre Politik in Frankreich wie gegen England; dort trieben sie zu schärfster Verfolgung der Hugenotten, hier zur Annahme des englischen Wappens nach Maria Tudors Tode, also zu feindseligster Haltung gegenüber Elisabeth. Das sollte Maria Stuarts Verhängnis werden.

Denn mit dem jähen Tode ihres jugendlichen Gemahls (5. Dezember 1560), den sie tief betrauerte, war ihre Rolle in Frankreich ausgespielt, sie war Witwe mit achtzehn Jahren. Zugleich drängten die schottischen Angelegenheiten zur Rückkehr. Unendlich schwer schied Maria von dem geliebten Lande ihrer glücklichen Jugend. Noch einmal suchte sie alle die Stätten auf, mit denen ihre Erinnerung verwachsen war, dann geleiteten sie die Guisen nach Calais, wo königliche Galeeren zur Fahrt nach Schottland bereit lagen, denn eine Reise durch England war nicht möglich wegen der offenen Feindseligkeit, mit der Elisabeth die Annahme des englischen Wappens durch Maria aufgenommen hatte; selbst auf der direkten Seereise drohten englische Kreuzer dem Geschwader. Am 14. August 1561 lichtete es die Anker, und weinend schaute die Königin lange noch nach den versinkenden Küsten Frankreichs hinüber. Vier Tage später langte sie in der Bucht von Edinburg an, doch dichter Nebel verhüllte das herrliche Bild der Küste und der Hauptstadt; erst am 19. August konnte sie landen, am 20. ritt sie, von herzlichem Jubel des Volkes begrüßt, in Edinburg ein.

Sie stand in der Blüte ihrer Schönheit, als sie die Heimat wiedersah. Die Gestalt schlank und hoch, das Antlitz ein längliches Oval von feinster Form, die dunkelbraunen Augen von feuchtem, feurigem Glanze, verschleiert von langen, seidenen Wimpern, die Stirn hoch und frei, das Haar reich und goldblond, so erscheint sie auf ihren Porträts. Sie wußte, daß sie schön sei, und verstand durch sorgfältig gewählte Toilette den Eindruck ihrer Erscheinung noch zu erhöhen; doch sie war immer schön,



285. **Maria Stuart, Königin von Schottland.**

Nach dem Gemälde von Farino gestochen von J Rogers.

mochte sie in königlicher Pracht ihre Vasallen empfangen, oder in graziösem Tanze sich schwingen oder in knappem Samtkleide auf feurigem Rosse über die Heide sprengen. Ebenso hinreißend war sie, wenn sie das Feuer ihres Geistes in der Unterhaltung spielen ließ. Wie sie sprach, so schrieb sie, leicht flossen ihr auch die Verse aus der Feder, und ihr Gesang zur Laute wurde gerühmt. „Ein stolzes und wunderbares Geschöpf der Natur und der Umstände", würde sie in ruhigen Zeiten eine beneidenswerte Fürstin gewesen sein; wenn sie zur unglücklichsten geworden ist, so hat sie das ebenso gut verschuldet durch ihre sittliche Schwäche, ein Erbstück des leichtsinnigen Hofes der Valois, wie durch den unversöhnlichen Gegensatz, in den sie zu ihrem Volke geriet.

Maria u. die Schotten.

Sie fühlte sich als eine Fremde in Schottland und fremd blieb sie den Schotten. Sie war eine feingebildete, verwöhnte Französin unter einem halbbarbarischen Volke von rauhen Sitten, katholisch inmitten einer Nation, die sich soeben mit wahrem Fanatismus von der alten Kirche losgerissen hatte und den katholischen Kultus als einen Götzendienst verabscheute. Gleich die erste Messe in der Schloßkapelle wurde durch einen eindringenden Pöbelhaufen auf die roheste Weise unterbrochen. Umsonst versuchte sich die Königin mit dem finsteren Knox zu stellen. Er sagte ihr ins Gesicht, wenn der König das Gewissen seiner Unterthanen bedrängen wolle, so seien diese zu bewaffnetem Widerstande berechtigt, und als sie nach längerem Schweigen ihn fragte: „Also sollen meine Unterthanen nicht mir gehorchen, sondern dir, und ich, die Königin, soll meinen Unterthanen unterthan sein, sie nicht mir?" da entgegnete Knox unerbittlich: „Nein, Fürst und Unterthanen sollen beide Gott unterthan sein." Er wiederum predigte häufig vor ihr, doch sie blieben innerlich so getrennt wie im Anfange.

Versuche zum Ausgleich mit England.

Stand doch der Königin ihr Ziel unverrückbar vor Augen: Schottland und England zur alten Kirche zurückzuführen, beide zu einem katholischen Großbritannien zu vereinigen. Und die junge Fürstin, die bis dahin nur dem Genusse gelebt hatte, zeigte sich jetzt in ihrem Auftreten rasch und zuversichtlich, im Handeln bald entschlossen und hinreißend, bald vorsichtig und zurückhaltend, in ihrer Arbeit unermüdlich. Zunächst schien sie jenes Ziel überhaupt nicht zu verfolgen. Sie wollte, so erklärte sie, sich mit England und den schottischen Protestanten verständigen, und ihre Krongüter durch die Klosterlande vergrößern. Das erreichte sie auch wirklich insofern, als sie sich durch ein Abkommen ein Drittel der Kirchengüter, zum Teil freilich zu protestantischen Unterrichts- und Kultuszwecken sicherte. So überließ sie anfangs die Leitung der Geschäfte ihrem Halbbruder Jakob (James) Stuart, den sie zum Grafen von Moray erhob, und dessen Ziele sich von den ihrigen zum Teil weit entfernten, denn er war ein eifriger Protestant. Neben ihm standen der Kanzler Graf Morton und der Staatssekretär Maitland von Lethington. Moray strebte, das Erbrecht Marias in England auf friedlichem Wege durch Anerkennung ihres Rechtes auf die Nachfolge von seiten Elisabeths zu sichern. Jahrelang wurde darüber, freilich erfolglos, verhandelt, obwohl Maria den Edinburger Vertrag selbst bezüglich der Ablegung des englischen Wappens angenommen hatte; auch der Gedanke, sie mit dem Günstling Elisabeths, Lord Leicester, zu vermählen, blieb unausgeführt, da Elisabeth von der als Bedingung von Maria geforderten Anerkennung ihres englischen Erbrechts nach wie vor nichts wissen wollte.

Die Wendung. Marias Vermählung mit Lord Darnley.

Da nahm Maria mit rascher Wendung die Leitung ihrer Politik selber in die Hand (1565).

Sie war unter dem schottischen Adel nicht ganz ohne Anhang; manche der Lords waren noch katholisch oder schwankten noch, und Marias persönliche Liebenswürdigkeit gewann ihr andre. So fand sie eine Zeitlang Gefallen an dem wunderlichen Gedanken, sich mit dem elenden Don Carlos zu vermählen; als daraus begreiflicherweise

nichts wurde, warf sie ihr Auge auf einen entfernten Anverwandten, Heinrich Darnley, den Sohn des Grafen Lennox, der ein schöner, stattlicher, junger Mann, von Charakter freilich ein Schwächling und geistig ganz unbedeutend war. Graf Moray und die meisten Lords erklärten sich gegen diese Ehe, weil sie Darnley für einen halben Katholiken hielten, indes Maria setzte ihren Willen durch und ließ sich am 29. Juli 1565 mit Darnley nach katholischem Ritus trauen, ja sie gab ihm sogar den Königstitel und schlug einen Aufstand Morays energisch nieder, der nun nach England flüchtete. Anteil an der Regierung ließ sie dem Gemahl indessen nicht; vielmehr leitete sie ihre auswärtigen Beziehungen ganz selbständig und nun völlig in ihrem Sinne. Sie knüpfte mit Spanien, Frankreich und Rom Verbindungen an, Philipp II. versprach ihr Hilfe, Pius V. sandte Geld. Bei alledem war ihre rechte Hand David Riccio aus Florenz, der im Dienste des savoyischen Gesandten nach Schottland gekommen war, an sich ein Mann von wenig einnehmendem Äußeren, nicht mehr jung und von wortkargem Wesen, aber der Königin angenehm wegen seiner musikalischen Begabung und ihr ganz unentbehrlich durch seine Gewandtheit im Französischen und Italienischen. Deshalb wurde er bald (seit 1564) mit der Führung des ganzen geheimen Briefwechsels mit den katholischen Mächten betraut und kam rasch in den Besitz des unberechenbaren Einflusses, den ein vertrauter Sekretär zu gewinnen vermag.

Rasch ging nun Maria weiter. Am Hofe erschienen die katholischen Lords, mit ihnen auch der protestantische Graf Bothwell, den sie bereits zum Großadmiral und zum Oberbefehlshaber in den westlichen Provinzen gemacht hatte. Für den März 1566 wollte sie das Parlament berufen, um mit ihm die Einleitung zur Wiederherstellung des Katholizismus zu treffen. Am 7. März begab sie sich wirklich in feierlichem Aufzuge nach dem Rathause von Edinburg und ernannte die Lords of articles (s. S. 587); am 12. März wollte sie das Parlament eröffnen.

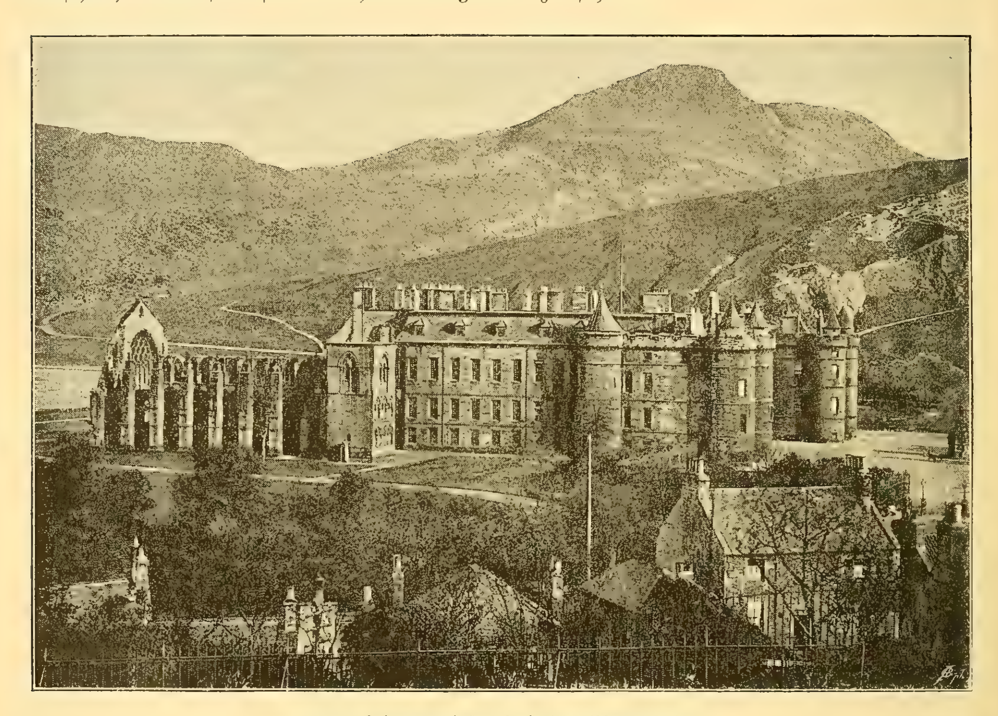
Da machte ein plötzlicher Schlag allen ihren Plänen ein Ende.

Ermordung Riccios.

Mit ihrem Gemahl war Maria sehr bald unzufrieden geworden; er war im Grunde ein roher Gesell und ihr obendrein unbequem durch seinen Anspruch auf Teilnahme an der Regierung. Darnley wiederum warf seinen ganzen Haß auf Riccio und verschwor sich mit mehreren unzufriedenen protestantischen Lords, darunter Ruthven, Morton, Douglas und andern zu seiner Ermordung und zur Wiedereinsetzung des Grafen Moray. Und nun folgte jene grauenvolle Szene, die selbst in diesem an blutigen und ruchlosen Gewaltthaten überreichen 16. Jahrhundert kaum ihresgleichen findet. Am Abend des 9. März saß Maria in einem der kleinen Zimmer des düsteren Schlosses Holyrood mit einigen Vertrauten, darunter auch Riccio, harmlos bei der Tafel. Da tritt der König ein, den man erst etwas später erwartet hatte, und setzte sich neben seine Gemahlin, sie umarmend und liebkosend. Kurz nachher öffnet sich wieder die Thür, unangemeldet erscheint Lord Ruthven, blaß, noch vom Fieber geschüttelt, andre drängen sich hinter ihm herein; unter seinem Pelzrock schimmern Panzer und Degen. Entsetzt und empört fragt Maria, was er zu so später Stunde wolle. „Ich sehe hier einen Menschen“, sagt der Lord mit dumpfer Stimme, „der einen Platz einnimmt, welcher ihm nicht gebührt; von einem Diener, wie dem da, wollen wir uns in Schottland nicht regieren lassen.“ Damit legt er Hand an Riccio; der flüchtet sich schreiend zur Königin; diese steht auf und erklärt, einen Angriff auf ihn werde sie als Hochverrat ahnden; umsonst, der König drückt sie in ihren Sessel nieder, über ihre Schulter hinweg verwundet Douglas den Schutzflehenden, dann reißen ihn die Verschworenen mit sich fort; draußen im Empfangssaal haben sie den Unglücklichen mit 56 Stichen und Hieben abgeschlachtet. Nach vollbrachtem Werke trat Ruthven wieder ein und erklärte der Königin rund heraus: Riccios Stellung und die ganze seither verfolgte Politik seien

ihnen unerträglich gewesen, die Verbannten würden zurückkehren, eine entgegengesetzte Richtung müsse eingeschlagen werden. Zugleich hatten Morton und Lindsay alle Zugänge des Schlosses besetzt, Maria war Gefangene, der protestantische Adel hatte die Gewalt an sich gerissen.

Sie war tief empört, aber keineswegs entmutigt, nur an Rache dachte sie. Darnley, von dessen Anteil an der Verschwörung sie noch nichts wußte, gewann sie leicht für sich; mit ihm entkam sie zwei Tage nachher in einem rasenden Ritt durch die helle Mondnacht nach Schloß Dunbar. Dort sammelte sie einen Heerhaufen, rückte gegen Edinburg vor und nahm die Stadt ohne Widerstand. Die Verschworenen flüchteten über die englische Grenze, aber Moray kehrte zurück, und Maria machte ihm die Leitung der Regierung nicht mehr streitig; die katholische Politik schien abgethan. Die Geburt ihres Sohnes Jakob (VI., 19. Juni) belebte ohnehin die Hoffnung, ihr Geschlecht dereinst auf dem Throne Englands zu sehen.



286. Holyroodpalast. Nach einer Photographie.

Maria und Graf Bothwell.

Da rissen Leidenschaft und Rachsucht, von keiner verständigen Erwägung, keiner Rücksicht auf Zucht und Sitte gebändigt, die Königin über alle Grenzen fort.

Sie wußte jetzt, daß Darnley die Verschwörung gegen Riccio angestiftet habe; die Abschrift der Protokolle über die Verhandlungen der Lords, die ihr die flüchtig gewordenen in die Hände zu spielen wußten, überführte ihn. Da hieß sie ihn gehen, wohin er wolle. Und nun erlag sie dem dämonischen Einflusse des Grafen Bothwell.

Jakob Hepburn, Graf von Bothwell (geb. 1536 oder 1537), hatte sich stets als tapferer Soldat und treuer Anhänger des Königshauses erwiesen. Gewaltthätig und unbedenklich, verschlagen und ränkevoll, wo es seinen Vorteil galt, und deshalb unter seinen Stammesgenossen keineswegs beliebt, war er doch ein stattlicher Mann von kühnem Mut und fester Gesinnung, und daher sehr wohl geeignet, auf Maria Eindruck zu machen, die an ihrem eignen Gemahl eben diese Eigenschaften durchaus vermißte

und jetzt gänzlich mit ihm zerfallen war. Sie hatte schon früher den Grafen gesehen; bereits um die Mitte des Jahres 1566 hatte der englische Hof die Nachricht, daß Bothwell über die Königin alles vermöge und in höheren Gnaden bei ihr stehe, als alle andern Höflinge zusammengenommen. Die entscheidende Wendung scheint aber erst im Oktober 1566 eingetreten zu sein, als sie infolge der Aufregung der letzten Monate auf einer Reise durch die südlichen Grafschaften in Bothwells Haus zu Jedburg gefährlich erkrankte. Seitdem entwickelte sich in ihr eine schrankenlose Leidenschaft, die nur ein Ziel kannte: die Vereinigung mit dem Geliebten trotz aller Hindernisse. Mehrere ihr befreundete Lords, darunter Bothwell selbst, Maitland von Lethington, Morton und selbst Moray, die sich Ende November oder Anfang Dezember in Craigmillar über Darnleys Beseitigung verständigt hatten, machten ihr (gegen Ende des Jahres 1566) den Vorschlag zur Scheidung; als sie dadurch die Rechte ihres Sohnes zu schmälern fürchtete, meinte Lethington, dann müsse man auf andre Mittel sinnen, sie von Darnley zu befreien, ohne Schädigung für sie selbst. Was damit gemeint war, mußte sie wissen; sie verwahrte sich nur dagegen, daß etwas geschehe, was ihre Ehre und ihr Gewissen berühre, aber eine bestimmte Ablehnung der angedeuteten Gewaltthat hat sie nicht ausgesprochen, sie hat in dieser Beziehung schwerlich anders gedacht als Philipp II., und sie hat vielleicht noch mehr gethan, als ihren Anhängern freie Hand zu lassen, nämlich Darnley durch berechnete Verstellung ins Verderben gelockt.

Darnley sah, wie sich am Hofe ein Sturm gegen ihn zusammenzog. Am 24. Dezember hatte Maria sechzehn am Morde Riccios Beteiligten die Rückkehr verstattet, und diese waren allesamt gegen ihn aufgebracht, weil er sie nach vollbrachter That hatte fallen lassen. Um sich zu retten, ging er nach Glasgow, ward aber dort durch Krankheit (die Masern) zurückgehalten; da eilte ihm Maria von Stirling aus, wo am 17. Dezember ihr Sohn getauft worden war, ohne daß man den Vater dazu eingeladen hätte, am 23. Januar 1567 nach; als er sie um Verzeihung bittet, da doch nur seine allzugroße Liebe zu ihr ihn gegen Riccio aufgebracht habe, erscheint sie versöhnt. So bewog sie Darnley, mit ihr nach Edinburg zurückzukehren, wo sie am 30. Januar anlangten; um ihn der Unruhe des Hofhalts zu entziehen, ließ sie ihn in den Gebäuden eines früheren Dominikanerklosters unterbringen, das außerhalb der Stadtmauer inmitten von Gärten lag (deshalb Kirk of field, die Feldkirche genannt). Sie wohnte selbst dort in den unteren Gemächern und pflegte ihn; das gute Einvernehmen des Ehepaares schien vollkommen wiederhergestellt. Ermordung Darnleys.

So war Maria noch am Abend des 9. Februar 1567 bei Darnley und verabschiedete sich erst gegen 11 Uhr zärtlich von ihm, um nach Holyrood zum Hochzeitsfeste einer Hofdame zu fahren. Währenddem trafen die Mörder ihre Vorbereitungen. Früh 2 Uhr wird Edinburg durch den Donner einer Explosion aus dem Schlafe geschreckt: das Landhaus Darnleys ist in die Luft geflogen, ihn selber mit einem Diener findet man im Garten tot, mit allen Zeichen der Erdrosselung. Er war, wie sich nachher ergab, durch verdächtiges Geräusch aufgeschreckt, aus dem Fenster in den Garten gesprungen, dort aber den Mördern in die Hände gefallen, die ihn mit den Ärmeln seines Hemdes erdrosselten und dann das Haus in die Luft sprengten, ein ungeschickter Versuch, die Spuren der That zu verwischen. Alles deutete mit Fingern auf Bothwell als den Mörder, auf Maria als Mitwisserin. Und was nun weiter geschah, machte den Verdacht immer unabweisbarer. Erst mehrere Tage nach dem Verbrechen setzte die Königin eine Belohnung aus für die Entdeckung des Thäters; als dann die Stimme des Volkes nicht mehr zu überhören war und auch Elisabeth die Untersuchung mit größter Entschiedenheit forderte, ließ endlich der Staatsrat zu, daß Bothwell von Darnleys Vater, Grafem Lennox, als Mörder angeklagt wurde; aber man beschleunigte

das Verfahren so, daß der Kläger in Edinburg nicht rechtzeitig erscheinen konnte, und das Gericht sprach den Angeschuldigten nach einer gewissenlos oberflächlichen Verhandlung frei (12. April). Als Bothwell zur Verhandlung ritt, hatte ihm Maria von ihrem Schlafzimmer aus noch einen Gruß zugewinkt.

Marias Vermählung mit Bothwell.

Trotzdem erkannte das am 14. April zusammentretende Parlament das Urteil an. Anderseits gab jetzt die Königin, offenbar unter Bothwells Einfluß, ihre lange verweigerte Zustimmung zu der kirchlichen Umgestaltung und bestätigte die Lords im Besitze ihrer Kirchengüter. Darauf verpflichteten sich mehrere Lords bei einem Bankett am 19. April, Bothwells Bewerbung um Marias Hand zu unterstützen.

Nun wies ihn diese zwar anfangs noch ab, doch am 24. April ließ sie sich von ihm bei der Rückkehr von einem Besuche ihres Sohnes in Stirling an der Brücke, die damals etwa 2 Meilen von Edinburg über den Almondfluß führte, überfallen und nach Schloß Dunbar entführen, zweifellos nach geheimer Verabredung, wie ein Augenzeuge, ihr Vertrauter James Melville, andeutet. Am 3. Mai kamen beide nach Edinburg, ein paar Tage später ließ sich Bothwell von seiner Gemahlin Jane Gordon, einer Tochter Lord Huntleys, wegen angeblich zu naher Verwandtschaft scheiden; am 12. erklärte Maria dem Parlament, sie verzeihe dem Grafen Bothwell ihre Entführung, und ernannte ihn zum Herzog der Orkneyinseln; am 14. wurde der Ehevertrag von einer Anzahl von Bischöfen und Lords unterzeichnet, und am 15. Mai ließ sich das Paar nach reformierter Weise trauen.

Aufstand des Adels, Marias Sturz.

Das Maß war voll. Zwar war Bothwell unter dem Adel ja keineswegs ohne Anhang, wie die eben geschilderten Vorgänge zeigen, aber die meisten fürchteten ihn als einen gewaltthätigen und ruchlosen Menschen und erhoben sich unter Lord Kirkaldy of Grange im Aufstande. Halbwegs zwischen Edinburg und Dunbar bei den Carberryhills trafen die Heerhaufen aufeinander (15. Juni). Doch Bothwells Leute liefen auseinander, er selber entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes nach Dunbar. Maria ergab sich dem Adel, der erklärte, nicht gegen sie, sondern gegen Bothwell die Waffen zu führen. Unter den Verwünschungen des Volkes zog sie in Edinburg ein, doch weigerte sie sich entschieden, in die geforderte Trennung von Bothwell zu willigen. „Mit dieser königlichen Hand werde ich Euch den Kopf abschlagen!" rief sie erbittert dem Lord Lindsay zu. Da beschlossen die Lords, sie gefangen zu halten, und brachten sie wenige Tage später nach dem einsamen Seeschlosse der Douglas im Loch Leven (nördlich von Edinburg). Unter den härtesten Drohungen erzwang hier Lindsay von Maria den Verzicht auf die Krone zu gunsten ihres Sohnes (24. Juni), für den Graf Moray am 22. August unter den schwierigsten Verhältnissen die Regierung übernahm, und das Parlament erkannte alle diese Maßregeln an.

Bothwells Ende.

Graf Bothwell war inzwischen nach den Orkneyinseln gegangen, von dort verjagt nach den Shetlands. Ein Sturm entführte seine beiden Schiffe nach dem norwegischen Bergen, und da er dem Kapitän eines dort liegenden dänischen Kriegsschiffs verdächtig vorkam, so brachte dieser ihn nach Kopenhagen (Herbst 1567). König Friedrich II. lieferte ihn nun zwar nicht an Graf Moray aus, wie dieser verlangte, ließ ihn aber auch nicht ziehen, sondern hielt ihn auf Schloß Malmö in milder Haft. Von hier wurde er — warum, ist unbekannt — im Juni 1575 nach dem festen Schloß Dragsholm bei Roeskilde gebracht, und hier ist er 1578 gestorben.

Schottisch-calvinische Landeskirche.

Unter Graf Morays kurzer Regentschaft erhielt die schottisch-presbyterianische Kirche ihre endgültige Einrichtung. Der Pfarrer wird von der Gemeinde gewählt und von einigen Ältesten aus der Gemeinde, die jährlich neu gewählt werden, in der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten unterstützt. Über jeden der zehn größeren Bezirke führt ein Superintendent die Aufsicht; neben ihm steht eine aus Geistlichen

und Laien gebildete Provinzialsynode. Die höchste gesetzgebende Gewalt liegt in den Händen der Nationalsynode, zu der die Geistlichen und die Ältestenkollegien Abgeordnete entsenden. Unter dieser demokratischen Kirchenverfassung kam der calvinische Geist in Schottland vollständiger und dauernder zur Herrschaft als irgendwo sonst, und der schottische Volksgeist verstärkte noch jenes herbe, finstre, fanatisch-ausschließliche Gepräge, das ihr überhaupt eigen ist, und das nirgends schärfer zum Ausdruck kommt, als in der eisernen, jede Weltfreude und allen Schönheitssinn verdammenden und erstickenden Kirchenzucht.

Trotz ihrer bedrohlichen Lage gab Maria ihre Sache mit nichten verloren. Obwohl streng bewacht und schon einmal an der Flucht verhindert, entkam sie am Abend des 2. Mai 1568 mit Hilfe des achtjährigen Willy Douglas und seines älteren Bruders George, der die schöne Gefangene mit der ganzen Schwärmerei einer ersten Jugendliebe verehrte, und fand Zuflucht bei den mächtigen Hamiltons im Südwesten des Landes. Von Hamilton aus widerrief sie ihre erzwungene Abdankung, entbot ihre Vasallen zu den Waffen und sah sich noch einmal von einer starken Partei und ansehnlicher Heeresmacht umgeben: 8 Bischöfe, 12 Äbte waren in ihrem Lager, und 6000 Reiter standen ihr zur Verfügung. Sie konnte daran denken, den Katholizismus in Schottland wiederherzustellen. Doch als sie am 13. Mai von Hamilton nach dem Norden, nach dem festen Dumbarton, aufbrach, traf ihr Heerhaufen bei Langside unweit Glasgow auf Moray und erlitt vor ihren Augen eine vollständige Niederlage. Noch hatte Maria genug Schlösser, aber sie gab ihre Sache in Schottland vorläufig verloren; in atemloser Hast, nur von einigen Dienern begleitet, ritt sie drei Tage lang über wildes Gebirge und öde Heide südwärts nach der Küste der Solwaybucht und landete am 16. Mai auf einem Segelboote zu Workington in England.

Niederlage und Flucht Marias.

Maria Stuart und Elisabeth.

Sie kam keineswegs als Schutzflehende; den Beistand Elisabeths gegen die schottischen Rebellen wollte sie fordern, und in der That war diese lebhaft entrüstet über den Aufruhr; sie erkannte nach wie vor Maria als Königin von Schottland an und wies einen Gesandten Jakobs VI. zurück. Aber ihre Hilfe, ja selbst eine Zusammenkunft mit der flüchtigen Fürstin knüpfte sie an eine Bedingung, die diese nicht zu erfüllen vermochte: den Nachweis ihrer Unschuld an Darnleys Morde. Zwar anfangs willigte Maria zögernd in eine Untersuchung ein, und beiderseits wurden Kommissarien dafür ernannt, bald aber bereute sie das und verlangte die Entlassung nach Frankreich. Einen rechtlichen Grund, ihr diese zu verweigern, hatte England keineswegs, doch der Staatsrat war der Ansicht, daß Marias noch nicht aufgegebener Anspruch auf die englische Krone sie zu einer gefährlichen Gegnerin Elisabeths mache, wenn man ihr freie Bewegung gestatte; er beschloß also im Interesse des Staatswohls, sie in England festzuhalten. Nun ließ wirklich Maria die Verhandlungen über ihr Verhältnis zu Darnleys Tode zu York beginnen; als jedoch Graf Moray die Kopien jener acht Briefe Marias an Bothwell auslieferte, die Bothwell bei seiner Flucht in einer kostbaren Kassette (daher die Kassettenbriefe) zurückgelassen hatte, und die das Verhältnis beider mindestens seit Januar 1567 vollkommen klarstellen, wenn sie echt sind, was freilich neuerdings vielfach, doch wohl ohne durchschlagende Gründe, angezweifelt worden ist, und auch andre sehr bedenkliche Verdachtsgründe auftauchten, da weigerten Marias Bevollmächtigte jede weitere Verhandlung, und so blieb ihr die englische Hilfe versagt. Sie selbst wurde zu Tutbury in milder Haft gehalten.

Verhandlungen.

Verschwörung des Herzogs von Norfolk.

Bald aber zeigte sich's, daß Marias Anwesenheit in England größere Verlegenheiten bringen könne, als wenn man sie frei hätte ziehen lassen. Sie lebte und webte in den Gedanken an ihre Rückkehr nach Schottland, und sie knüpfte jetzt mit dem ersten Edelmanne Englands an, dem Herzog Thomas von Norfolk. Dem ehrgeizigen aber schwachen Mann schmeichelte die stolze Hoffnung, an Marias Seite den Thron Schottlands zu besteigen, und auch Moray, selbst Leicester war nicht dagegen. Um so mehr Elisabeth, der an der Wiederherstellung ihrer Nebenbuhlerin in Schottland überhaupt nichts lag. Als sie von dem Plane erfuhr, ließ sie Norfolk in den Tower bringen und vereitelte damit zunächst alles.

Aufstände für Maria.

Da brach im Norden ein offener Aufstand los. Angeregt durch das Übergewicht, das die Sache des Katholizismus soeben in Frankreich gewonnen hatte, erhoben sich im Jahre 1569 die Percys von Northumberland, die Nevilles von Westmoreland, die Cliffords von Cumberland für die Herstellung des Katholizismus, die Anerkennung Marias als Nachfolgerin und die künftige Vereinigung Englands und Schottlands in katholischem Sinne. Wo ihre Scharen unter dem Zeichen des Kreuzes erschienen, wurde die Messe eingerichtet, die englische Bibel und das Common-prayer-book verbrannt. Doch rasch ließ Elisabeth Maria aus dem Bereiche der Rebellen nach Coventry entfernen, Graf Sussex zersprengte ihre Haufen, jagte die flüchtigen Reste über die schottische Grenze. Dahin entkam auch der Herzog von Northumberland, Westmoreland flüchtete nach den Niederlanden. Die gefangenen Führer traf die Todesstrafe.

Indes was jetzt mißlungen war, dachte Norfolk, der im August 1570 entlassen worden, nochmals versuchen zu können. Die allgemeinen Verhältnisse schienen günstig. Soeben war in Schottland Graf Moray einem meuchlerischen Anfall der Hamiltons in Linlithgow (westlich von Edinburg) erlegen (23. Januar 1570), was übrigens Maria Stuart mit großer Befriedigung aufnahm; kurz darauf hatte Papst Pius V. die längst vorbereitete Bannbulle gegen Elisabeth geschleudert (25. Februar 1570), sie darin ihres Reiches verlustig erklärt und alle ihre Unterthanen des Eides der Treue gegen sie entbunden. Dies bewog Elisabeth, im Parlament den Beschluß herbeizuführen, es sei Hochverrat, sie als ketzerisch zu bezeichnen, ihr Thronrecht zu bezweifeln und päpstliche Verfügungen in England einzubringen; zugleich wurde von allen Geistlichen und Beamten von neuem der Suprematseid gefordert (1571). Das konnte indes Katholiken nicht abschrecken; handelten sie doch, wenn sie sich gegen Elisabeth erhoben, im Einvernehmen mit dem Statthalter Christi. So kam Norfolk auf den kühnen Gedanken, Maria zu befreien, sich mit ihr zu vermählen, dann Elisabeth zu stürzen und Marias Erbrecht in England und Schottland durchzusetzen. Seine Verbindungen spannen sich bis Brüssel, Paris, Rom und Madrid hinüber, und alle Fäden liefen zusammen in den Händen Johann Leslies, des Bischofs von Roß, der als Vertreter Marias in London lebte, während der italienische Wechsler Ridolfi den Verkehr im einzelnen besorgte. Im April 1571 wurde sein Agent Bailli, dessen regelmäßige und häufige Fahrten zwischen Calais und Dover den Zollbeamten schon längst aufgefallen waren, verhaftet und durch die Folter zu vollem Geständnis gebracht. Nun war auch Norfolk verloren. Im September in den Tower gebracht, gestand er kleinmütig alles, wurde von den Peers als Hochverräter verurteilt und am 2. Juni 1572 auf Towerhill enthauptet. Noch zuletzt rief er aus, daß sein Blut das letzte sein möge, welches unter Elisabeth hier vergossen werde, und alles Volk sagte Amen. Zwei Monate später fiel auch Northumberlands Haupt, den die Schotten ausgeliefert hatten, zu York. Maria selbst wurde seitdem im Schlosse von Sheffield unter Obhut Lord Shrewsburys in strengerem Gewahrsam gehalten.

Auch in Schottland behauptete die englisch-protestantische Partei die Oberhand. Schottland. Mit Hilfe englischer Truppen wurde zunächst Graf Lennox Regent (Juni 1570), nach seiner Ermordung durch die Hamiltons (September 1571) erst Lord Mar, der indes schon im Oktober 1572 starb, wenige Wochen vor John Knox (24. November), dann Graf Morton, dem es gelang, den letzten Widerstand der Partei Marias durch die Einnahme des lange von ihr behaupteten Schlosses von Edinburg zu brechen (Anfang 1573).

Doch Elisabeths Lage blieb nichtsdestoweniger eine äußerst bedrohte, zumal als die Bartholomäusnacht die geplante Vermählung mit dem Herzog von Alençon vereitelte (s. S. 538). Um so wichtiger war auch für England der Kampf in den Niederlanden.

Der Freiheitskampf der Niederlande bis zur Union von Utrecht.

Die Ausbreitung der Empörung (1573—1576).

Als Alba im Dezember 1573 die Niederlande verließ, war bereits sein Nachfolger eingetroffen, Don Luis de Zuñiga y Requesens, Großkommandeur von Kastilien und bisher Statthalter von Mailand. Requesens' Anfänge. Er galt für einen tüchtigen Soldaten, einen gemäßigten und festen Charakter. Seine Instruktion wies ihn an, die unbedingte Souveränität des Königs und die Alleinherrschaft des Katholizismus zu behaupten, aber für die sich Unterwerfenden Verzeihung zu bieten. Nicht also die Ziele, sondern nur die Mittel und die Personen wechselte der König. Da nun Requesens den Blutrat und den zehnten Pfennig fallen ließ, und somit nach der Gewaltherrschaft Albas ein erträglicher Zustand eintrat, so war der Süden im ganzen mit der neuen Regierung nicht unzufrieden, denn hier hatte die kirchliche Reaktion wirklich gesiegt und die Anfänge des Protestantismus ausgerottet. Eben dies verschärfte den Gegensatz zum Norden. Hier war zumal seit dem Beginn des offenen Aufstandes wenigstens in Holland und Seeland der Calvinismus vollständig durchgedrungen, Oranien selbst hatte sich im Oktober 1573 offen zu ihm bekannt, und im Jahre darauf nahm die Synode von Dordrecht die calvinische Kirchenverfassung in ihrer ganzen Schroffheit an. Unter solchen Umständen war eine Versöhnung mit Spanien hier ganz unmöglich, denn eben das, was für die Nordprovinzen unabänderliche Bedingung jedes Friedens war, die Religionsfreiheit, also nach Lage der Sache die Anerkennung einer calvinischen Landeskirche, wollte Philipp II. nicht gewähren, und so spann sich der Krieg ins Unabsehbare fort, der Kampf zweier kleiner Provinzen mit dem Reiche eines Königs, in dem die Sonne nicht unterging.

Nur großartige Opferwilligkeit konnte ihn ermöglichen. Befreiung Seelands. Schlacht auf der Mooker Heide. Die Einheimischen dienten ohne Löhnung, für die fremden Söldner, meist Deutsche, gaben die Staaten Hollands monatlich 210 000 Gulden her, ebensoviel als Alba kaum in einem Jahre von ihnen hatte erpressen können. Geldverlegenheiten blieben freilich niemals aus, aber bei den Spaniern waren sie eher größer als geringer. So erscheint der Gang des Krieges den Aufständischen nicht ungünstig. Das wichtige Middelburg auf Walcheren, das der Spanier Mondragon wacker verteidigte, fiel endlich nach einem vergeblichen Entsatzversuche durch Übergabe (18. Februar 1574), und zum Entsatze des belagerten Leiden traf Wilhelm von Oranien in Gemeinschaft mit seinem Bruder Ludwig umfassende Vorbereitungen. Während jener 6000 Mann in Holland zusammenzog, rückten Ludwig und Heinrich von Nassau mit einem Heere von 10 000 Mann, das sie mit französischem Gelde geworben hatten, im Februar 1574 vom unteren Rheine gegen Maastricht heran.

Indes stand Sancho de Avila, bald von dem Belagerungsheere vor Leiden unter Braccamonte verstärkt, bei Maastricht, und da das dünne Eis der Maas die Nassauer am Übergange hinderte, so brach Ludwig rechts des Stromes marschierend nach Norden auf, um sich womöglich mit Wilhelm zum Entsatze Leidens zu vereinigen. Doch de Avila marschierte ihm parallel, überschritt die Maas und stellte sich ihm südlich von Nimwegen (holländ. Nijmegen) auf der Mooker Heide in den Weg. In der blutigen Schlacht, die nun folgte (14. April 1574), erlagen die Nassauischen Brüder vollständig und starben mit Christoph von der Pfalz den Heldentod, in dem ihnen Adolf bei Heiligen Lee vorangegangen war.



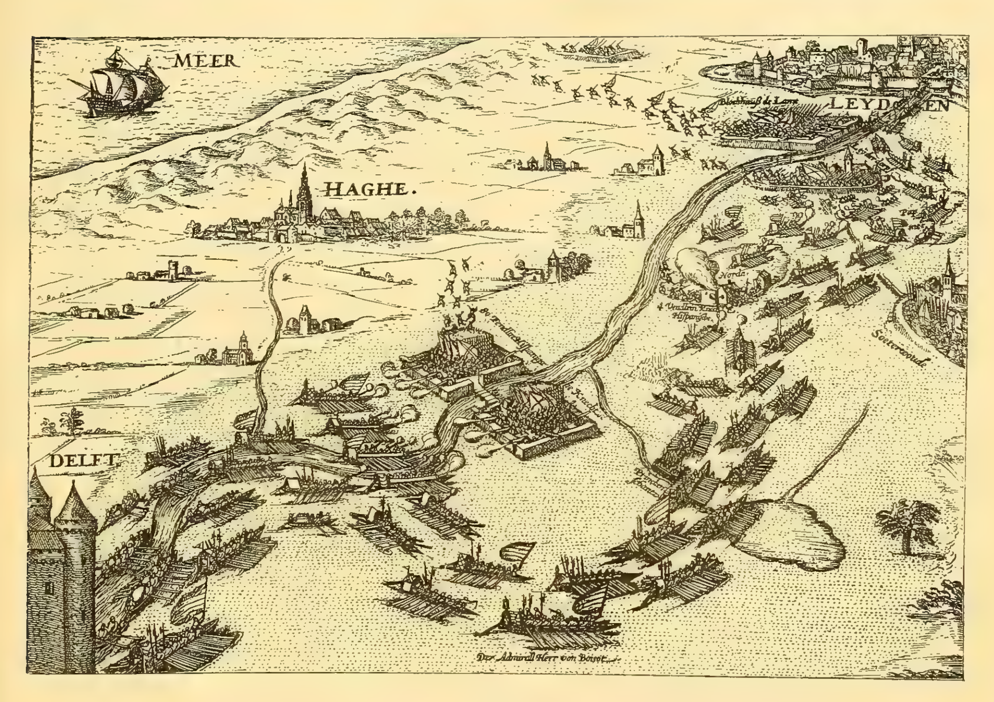
287. Ludwig Requesens, Generalstatthalter der Niederlande.

Nach einem Kupferstiche.

Belagerung von Leiden.

Wenige Wochen später lagerte sich Valdez mit 8000 Mann, Wallonen und Deutschen, abermals vor Leiden (27. Mai). Die schöne Stadt von etwa 50 000 Einwohnern hatte nur wenige Truppen, aber die Bürgerschaft stand Mann für Mann auf den Wällen, und zwei Helden leuchteten ihr als Vorbild voran, der Befehlshaber Jan van der Does und der Bürgermeister Adrian van der Werf. Über die 65 Schanzen der Spanier fanden Brieftauben den Weg nach Rotterdam und Dortrecht, wo Graf Wilhelm lag; auf seiner Hilfe beruhte die ganze Hoffnung. Nun verkündigte allerdings soeben am 6. Juni Requesens eine Amnestie, aber nur für diejenigen, die

reuig in den Schoß der heiligen Kirche zurückkehren würden; den hartnäckigen Ketzern wurde nur die Auswanderung freigestellt. Eben deshalb that die Proklamation im Norden nicht die geringste Wirkung. „Wir wollen", erklärten die Holländer, „solange ein Mann im Lande lebt, für das Wort Gottes und unsre Freiheit kämpfen." Während man nun in Leiden alles auf schmale Rationen setzte, in täglichen Gefechten sich mit den Spaniern maß und auf sich eine vierteljährige Belagerung bereit hielt, faßten die Staaten von Holland den ungeheuren Beschluß, die Dämme der Maas und der holländischen Yssel im Süden und Südosten von Leiden zu durchstechen und so auf eine Strecke von vier deutschen Meilen von Rotterdam bis Leiden das ganze Flachland mit allen seinen Dörfern, Wiesen und Feldern, auf denen die schönste Ernte stand, unter Wasser zu setzen, damit die Geusenflotte der bedrängten Stadt Entsatz brächte und das Lager der



288. Die Entsetzung von Leiden und die Vertreibung der Spanier 3. Oktober 1574.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche von Hogenberg (verkleinert).

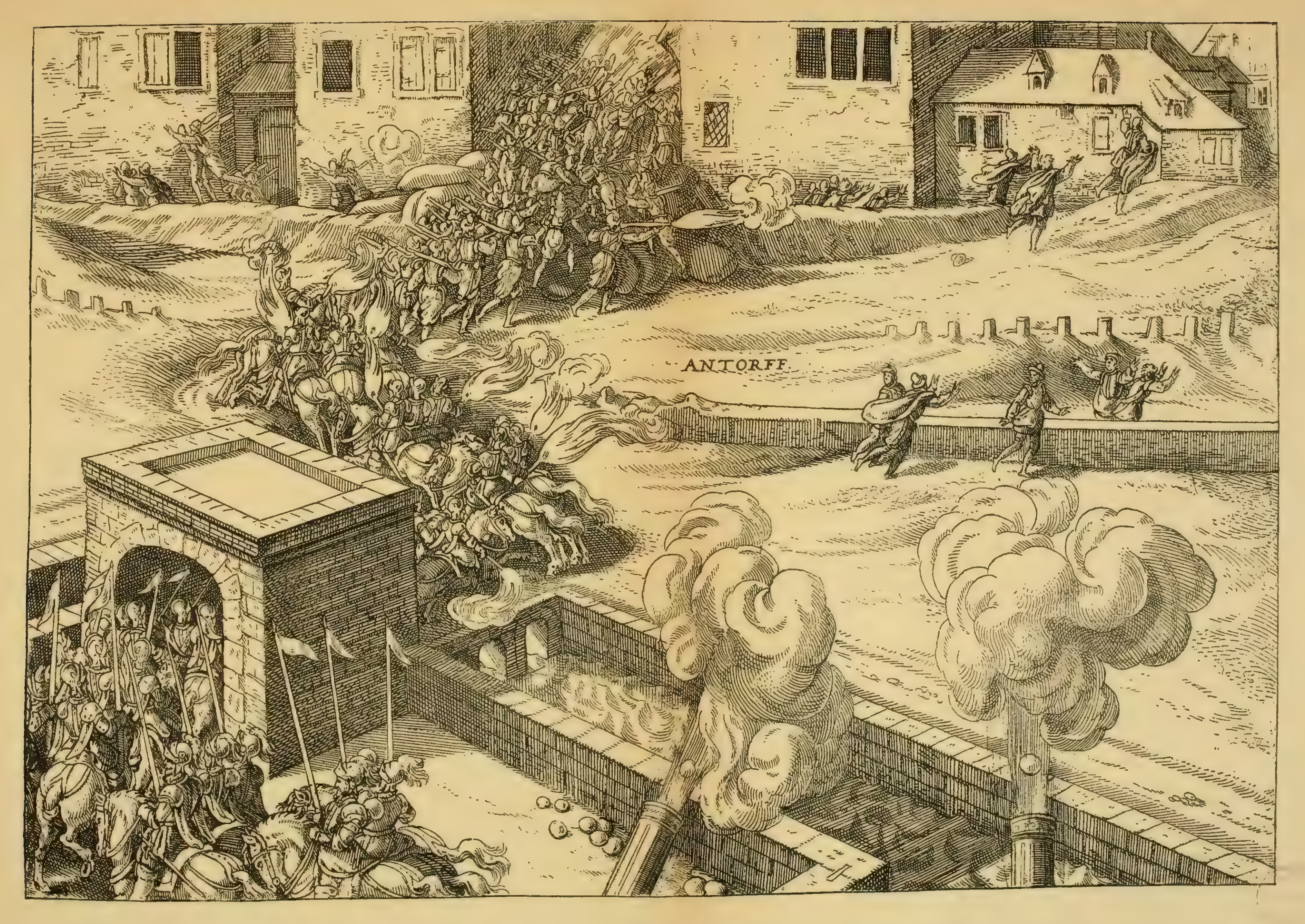
Spanier in den Fluten der See begraben würde! Am 3. August wurden die Deiche durchstochen, das Wasser trat ein und überschwemmte alles weithin bis zur „Landscheidinge", dem großen Deich etwa eine Meile von Leiden, der das unmittelbare Gebiet der Stadt vor dem Meere schützt. Währenddem spähten die Blicke vom höchsten Turme Leidens angstvoll nach dem heranflutenden Meere und den Masten der Geusenflotte, denn das Brot war zu Ende, seit einem Monat lebte die Bevölkerung nur noch von Malzkuchen, von Hunden, Katzen, Ratten und was sonst Hungernden eßbar erschien. Aber weder das Meer noch die Flotte kam. Denn Oranien lag, von heftigem Fieber geschüttelt, schwer krank in Rotterdam; erst mit seiner Genesung kehrte der kühne Geist in die Unternehmungen der Niederländer zurück. So fuhr Anfang September Admiral Boisot mit 200 Fahrzeugen und 2500 Mann in die überschwemmte Niederung ein. Die Landscheidinge wurde genommen, in wütendem Kampfe gegen die Spanier be-

hauptet, dann durchstochen, auch ein zweiter dahinter liegender Deich geöffnet; durch beide traten die Fluten ein. Nun aber drängte der Ostwind das steigende Wasser wieder zurück, die Flotte lag fest. Endlich sprang der Wind (18. September) nach Nordwesten um, das Wasser begann rasch zu steigen; nun wurde auch ein dritter Damm durchstochen und die Spanier immer enger und enger zusammengedrängt. Doch als man schon gewonnen Spiel zu haben glaubte, da setzte abermals der Ostwind ein, und in Leiden stiegen Not und Verzweiflung aufs höchste. Trotzdem wollte die Stadt von Übergabe nichts wissen, am allerwenigsten Adrian van der Werf; seinen eignen Leib bot er zur Speise an, als in diesen entsetzlichen Wochen 6—8000 Menschen an Hunger und Krankheit starben; hohläugig und abgemagert schlichen die Überlebenden durch die Gassen, und nur eine Hoffnung hielt die Wankenden aufrecht: daß ein gnädiges Geschick das Meer heranführen möge bis an ihre Wälle. Auch Boisot war der Verzweiflung nahe; er meinte, das Unternehmen aufgeben zu müssen. Da springt am 1. Oktober der Wind nach Südwesten um, er treibt die Fluten des Meeres landeinwärts, und über die dunkle Wasserfläche zwischen überschwemmten Dorfhäusern und Obstgärten hindurch setzt sich in der folgenden Nacht die Geusenflotte in Bewegung. In kurzem Gefecht vernichtet sie die spanischen Wachtschiffe, findet die nächsten Schanzen verlassen und wirft am Abend des 2. Oktober Anker vor der starken Schanze von Lammen, gefaßt auf verzweifelten Widerstand. In atemloser Spannung erwarten die Geusen und die Leidener den Morgen, alle Teile auf das äußerste gerüstet. Aber während unter donnerndem Krachen ein Teil der Stadtmauer, dem andringenden Wasser weichend, zusammenbricht, sehen Belagerte und Erretter endlose Reihen von Lichtern über die schwarze Wasserfläche gleiten, und als der Morgen des 3. Oktober heraufdämmert, da stehen die Schanzen und das Lager der Spanier leer: jene Lichter waren die Laternen der abziehenden Belagerer gewesen. Am Vormittag kam die Flotte die Kanäle herauf an die befreite Stadt. Da standen die hungerbleichen Gestalten der Geretteten an den Hafendämmen Kopf an Kopf, um die Ersehnten zu begrüßen, dann aber strömten die Bürger zusammen mit den wilden Gesellen der Geusenflotte in die Hauptkirche, um dem Himmel zu danken. Und als unter brausendem Orgelklang der Choral zu den hohen Wölbungen aufstieg, da brachen plötzlich die Tausende fassungslos in Weinen und Schluchzen aus, überwältigt von der Größe dessen, der sein Volk aus der Hand des unbarmherzigen Feindes wunderbar errettet hatte.

Die Union zwischen Holland und Seeland.

Es war, als ob das Meer nur den Geusen gelehrig gehorche, denn unmittelbar nach der Befreiung Leidens trieb der Ostwind es wieder zurück und trocknete in kürzester Zeit die überschwemmten Niederungen. Zur Belohnung aber für den heldenmütigen Widerstand beschlossen die Staaten von Holland, in Leiden eine Universität zu gründen. Es war die erste protestantische Hochschule der Niederlande, und doch wurde sie der Form nach noch im Namen Philipps II. errichtet. Am 5. Februar 1575 wurde unter heiteren Festen die neue Hochschule eröffnet, deren Ruhm bald auf Jahrzehnte ihre deutschen Schwestern überstrahlen sollte.

Über die Erfolglosigkeit seiner Versuche zur Niederwerfung des kleinen Holland besorgt, war Requesens endlich doch zu Friedensunterhandlungen geneigt. Doch obwohl sie monatelang, vom März bis zum Juli 1575, zu Breda fortgesetzt wurden, sie scheiterten notwendig an der niederländischen Forderung der Religionsfreiheit, die der Spanier nicht gewähren konnte. Um so fester standen Holland und Seeland zusammen. Am 4. Juni 1575 schlossen sie eine Union für die Dauer des Krieges, in der sie an Wilhelm von Oranien alle Rechte des Königs als Grafen von Holland und Seeland übertrugen und in allen den Krieg betreffenden Angelegenheiten ihm die höchste Gewalt einräumten. In kirchlicher Beziehung sollte nur der reformierte



Die Erstürmung von Antwerpen durch die Spanier am 4. November 1576.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Hogenberg.

Kultus geduldet werden, so wenig diese Beschränkung der duldsamen Sinnesweise des Prinzen auch entsprach. Diesem Schritt folgte dann auf des Oraniers Antrag zu Delft der entscheidende Beschluß: den König zu verlassen und auswärtigen Schutz zu suchen (Oktober 1575). Es war die thatsächliche Lossagung von Spanien, die Grundlegung zur Republik der Niederlande. Zwei kleine Provinzen, zusammen nicht mehr als 137 Quadratmeilen, wagten es, dem Herrn beider Indien den Fehdehandschuh hinzuwerfen! Und in welchem Zustande war dies winzige Gebiet! Nicht einmal vollkommen in den Händen der Aufständischen befand es sich: Amsterdam, die größte Stadt Hollands, hielt eifrig zu den Spaniern, Haarlem war von ihnen besetzt und hielt den Norden der Provinz vom Süden getrennt, in Seeland waren soeben (Ende September) die wichtigen Maasinseln Duiveland und Schouwen durch einen kecken Handstreich der Spanier, die bei Nacht den seichten Meeresarm von Philippsland her durchwatet hatten, besetzt worden, das wichtige Zierikzee wurde belagert. Dazu lagen weite Strecken noch infolge der Überschwemmung danieder, die Deiche waren vielfach zerstört, der Viehstand fast vernichtet, die Geldmittel erschöpft. Zum Glück für die Niederländer war Requesens in kaum geringerer Geldverlegenheit als sie und außer stande zu entscheidenden Unternehmungen. Der Kummer darüber, verbunden mit den unausgesetzten Anstrengungen, rieb ihn auf; am 5. März 1576 starb er an einem Fieber.

Requesens' Tod und die Meuterei der spanischen Truppen.

Requesens' Tod trieb die niederländischen Dinge zu einer entscheidenden Krisis. Da Philipp II., von dem plötzlichen Tode seines Statthalters überrascht, mit der Ernennung eines Nachfolgers zögerte, so nahm der Staatsrat, in dem ein einziger Spanier, de Roda, saß, die Regierung in die Hand und ernannte den Grafen von Mansfeld zum Generalkapitän. Schon lange aber herrschte im Heere, das er kommandieren sollte, die allerbedenklichste Gärung. Seit Jahren war der Sold unvollständig oder gar nicht ausgezahlt worden. Requesens hatte die unbändigen Haufen noch leidlich im Zaume gehalten; jetzt war er tot, und Niederländer, nicht Spanier, regierten an seiner Stelle. Da brach zuerst auf Schouwen, wo kurz zuvor Zierikzee nach einem vergeblichen Entsatzversuche Boisots gegen freien Abzug kapituliert hatte (21. Juni), die offene Meuterei los (Mitte Juli); die Empörer gingen aufs Festland hinüber, verstärkten sich durch gleichgesinnte Haufen und zogen auf Brüssel unter dem drohenden Rufe: „Bar Geld oder eine Stadt!“ Da der Staatsrat ihnen das erstere nicht zu bieten hatte, so besetzten die Meuterer das reiche Aalst, quartierten sich in der Stadt und ihren hundert wohlhäbigen Pfarrdörfern bis auf weiteres ein. Wie die großen Herren lebten sie da und richteten in wenigen Monaten den Wohlstand der reichen Landschaft dermaßen zu Grunde, daß die Bevölkerung scharenweise flüchtete und lieber das Gestrüpp auf den Feldern aufschießen ließ, als daß sie diese für ihre Peiniger bebaut hätte. Das rief denn nun weithin im Süden die größte Erbitterung hervor. Schon mit Requesens war man unzufrieden gewesen, weil er sich um die Meinung der Stände so wenig gekümmert hatte wie Alba, jetzt ertönte immer lauter und lauter der Ruf: „Fort mit allen Spaniern!“ In Brüssel trat die Bürgerschaft unter Waffen, der Staatsrat wurde gezwungen, die Meuterer in die Acht zu erklären (26. Juli) und Truppen gegen sie aufzubieten. Das half sehr wenig. Die schlachtgewohnten spanischen Soldaten warfen die niederländischen Scharen, wo sie mit ihnen zusammenstießen, mit leichter Mühe auseinander; die Meuterei ergriff nach und nach das ganze Heer, und immer ärger wurden Plünderung und Verheerung.

Annäherung des Südens

Aber auf der andern Seite schwoll der Grimm zu einer ungeahnten Höhe. Wie hätte nun Oranien diese günstige Wendung unbenützt lassen sollen! Seine beiden rein protestantischen Provinzen Holland und Seeland waren freilich vom Süden, der sich

mehr und mehr wiederum dem Katholizismus zugewandt hatte, durch den kirchlichen Gegensatz scharf getrennt, indessen der Haß gegen die Spanier verband den Norden und den Süden und ließ der Hoffnung Raum, alle siebzehn Provinzen zur Erhebung gegen Philipp II. fortzureißen. Auch zeigte sich im Süden mehr Entgegenkommen als bisher. Die Staaten von Brabant, Flandern und Hennegau forderten die Einleitung von Unterhandlungen mit dem Oranier, und als sich der Staatsrat dessen weigerte, überfiel ihn ein junger Edelmann, de Hèze, der in heimlicher Verbindung mit Wilhelm stand, mit 500 Bewaffneten und setzte seine wichtigsten Mitglieder, vor allem Barlaymont und Viglius, gefangen. Seitdem lag die Gewalt in den Händen der Staaten von Brabant, und im Oktober bereits trafen die Abgeordneten der Südprovinzen zu Verhandlungen mit dem Norden in Gent ein.

Da brachte ein schreckliches Ereignis die Dinge überraschend schnell zur Reife.

Plünderung von Antwerpen („die spanische Furie“).

In der Citadelle von Antwerpen lag eine starke spanische Besatzung unter Sancho de Avila. Sie hatte sich der Meuterei angeschlossen, während die Garnison der Stadt unter Champagny anfangs schwankte, bis Ende Oktober mehrere deutsche Regimenter zu den Empörern übergingen. Seitdem standen die zügellosen Banden in der Citadelle verderbendrohend der Stadt gegenüber, deren unermeßlicher Reichtum ihre Habgier ebenso sehr herausforderte, wie ihre Wehrlosigkeit, denn sie war auf jener Seite ganz offen und nur durch eine weite Fläche (Esplanade) von den Wällen der Zwingburg getrennt. Um sie zu schützen, sandten die Staaten von Brabant 6000 Wallonen nach Antwerpen, und diese im Verein mit den treugebliebenen deutschen Truppen und der angstvollen Bevölkerung warfen rasch eine leichte Schanzlinie der Citadelle gegenüber auf, die den Eingang in die Michaelis- und Georgsstraße decken sollte (3. Nov.). Doch war sie kaum halbfertig und wenig widerstandsfähig, als das Verderben kam.

Am Morgen des 4. November 1576 hing dichter Nebel über Antwerpen; nur undeutlich sah man von der Stadt aus, wie Trupp auf Trupp in die Citadelle einzog; die Meuterer von Breda, Maastricht und Aalst. Gegen 5000 Mann mochten hinter ihren Wällen versammelt sein, Spanier und Deutsche. Gegen 11 Uhr vormittags brachen sie heraus. Im Nu hatten sie das schwache Bollwerk überstiegen, ohne einen Schuß flohen die Wallonen; auch die tapfer fechtenden Deutschen werden in ihre Flucht mit fortgerissen, und wie die Wogen des einbrechenden Meeres vor dem Sturme, dringen die Meuterer in die Straßen ein. „San Jago! Spanien! Blut! Mord! Feuer!“ so klingt ihr wütendes Geschrei durch alle Quartiere Antwerpens. Verzweifelt werfen sich den Wütenden in einzelnen Haufen Bürger und deutsche Söldner entgegen. Auf der Mere, einem großen prächtigen Platze, kommt das Gefecht zum Stehen. Doch in greulichem Gemetzel sinken die Verteidiger unter den Streichen der Wütenden, auf dem Marmorfußboden und in den schönen Arkaden der Börse rinnt das Blut. Trotzdem währt in einzelnen Stadtteilen der Widerstand bis in den Abend hinein. Um ihn zu bewältigen, werfen die Sieger Feuer in das herrliche Stadthaus, in den engen Gassen greift es mit rasender Schnelligkeit um sich, und fünfhundert der schönsten Gebäude, das prachtvollste Quartier der Stadt, werden von den gierigen Flammen verzehrt.

Dieser Schreckenstag Antwerpens läßt sich nur mit der Verwüstung Roms im Jahre 1527 vergleichen. Drei Tage lang dauerte die entsetzlichste Plünderung, befleckt von allen Greueln, welche Roheit und Habsucht im Bunde über eine wehrlose Bevölkerung zu verhängen vermögen; 8000 Menschen, Bürger und Soldaten, kamen in diesen grauenvollen Tagen um, während die Spanier nur etwa 200 Mann verloren; den Wert der geraubten Güter berechnete man auf 15 Millionen Goldgulden. Antwerpens Blüte war vernichtet. Niemals hat sich die Stadt von dem furchtbaren Schlage zu erholen vermocht; die spanische Belagerung acht Jahre später hat ihr den Rest gegeben.

Die Schreckenskunde beschleunigte die Verhandlungen zu Gent. Unter dem Donner der Geschütze, welche die Citadelle zum Ziele hatten, unterzeichneten am 8. November 1576 die Bevollmächtigten von Holland und Seeland, von Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Lille, Douai, Orchies, Namur, Tournai und Mecheln die Genter Pacifikation. Sie gelobten sich Beistand zur Vertreibung der spanischen Truppen und volle Freiheit des Handels und Verkehrs. Die Ketzeredikte blieben überall aufgehoben bis zur Entscheidung der Generalstaaten, dagegen versprachen Holland und Seeland, nichts gegen die katholische Kirche zu unternehmen, behaupteten aber ihre calvinische Landeskirche, und ihr Statthalter blieb Oranien. Die Genter Pacifikation.

Die Trennung der Nordprovinzen vom Süden.

Freilich die Niederländer erschienen einiger, als sie waren. Im Grunde zerfielen sie in drei scharf geschiedene Parteien: den streng protestantischen, fast republikanischen Norden unter Oranien, den streng katholischen, wallonischen Süden, wo die neue kirchliche Organisation seit 1560 wirklich durchgesetzt worden war und die Jesuiten in Douai die Leitung der katholischen Bestrebungen in Händen hatten, endlich die mittleren, vlämischen Provinzen, die noch auf einen kirchlichen Ausgleich hofften und das ganze Gebiet der Niederlande unter der thatsächlichen Souveränität der Generalstaaten mit formeller Bewahrung der königlichen Macht zu vereinigen dachten. Nur der Haß gegen Spanien hielt vorläufig diese innerlich tief geschiedenen Teile zusammen und hatte fürs erste der Mittelpartei zum Siege verholfen. Einer vorsichtigen, klug berechnenden Staatskunst konnte es nicht schwer fallen, die vorhandenen starken Gegensätze zu beleben, die Niederlande wieder auseinander zu reißen, die einen friedlich zu gewinnen, die andern dann vielleicht mit Gewalt zu unterwerfen. Gegensätze in den Niederlanden.

Der neue Generalstatthalter freilich, der in den Tagen des Abschlusses der Genter Pacifikation fast ohne Mittel zu Luxemburg einritt, war nicht der Mann dazu. Don Juan d'Austria hatte sich als glänzender Soldat bewährt, von staatsmännischer Begabung dagegen noch keinerlei Proben gegeben. Ihn trieb ein unruhiger Ehrgeiz vorwärts nach selbständiger fürstlicher Stellung. Erst hatte er sich in Tunis ein Königreich erobern wollen; als er jetzt nach den Niederlanden ging, dachte er im Einverständnis mit Papst Gregor XIII. und den Guisen daran, von dort aus die schottische Maria aus ihrer Haft zu befreien, an ihrer Seite Schottland und die Niederlande, vielleicht gar England als katholischer König zu beherrschen. Dergleichen Pläne waren keineswegs harmlos und der Einheit des spanischen Reiches durchaus entgegen, sie säten deshalb giftiges Mißtrauen zwischen Juan und seinen königlichen Bruder, zumal dieser nach dem Tode des Don Carlos (1568) ohne Thronerben war, und jener bei den spanischen Granden vielen Anhang hatte. Philipp aber war über die geheimsten Pläne des Bruders genau unterrichtet, denn sein Staatssekretär Antonio Perez hatte sich in das Vertrauen Escovedos, des geheimen Sekretärs Don Juans, einzuschleichen gewußt. Wie hätte also Philipp II. den ehrgeizigen Halbbruder nachhaltig unterstützen können, und was waren wiederum diesem die Niederlande anders als ein Schemel seiner Größe! Zu der mühsamen, selbstverleugnenden Arbeit, die hier allein zum Ziele führen konnte, brachte der neue Statthalter nichts mit. Juan d'Austria.

Auch waren die Generalstaaten weit entfernt, ihn als solchen sofort anzuerkennen. Auf Oraniens Antrag stellten sie ihm die Bedingung, daß er zuvor die spanischen Truppen entlasse. Da er dies zunächst weder wollte, noch aus Mangel an Mitteln zur Bezahlung der Soldrückstände vermochte, so vereinigten sich die Generalstaaten in der „Brüsseler Union“ zu seiner nachdrücklichen Bekämpfung und riefen alle Pro- Die Brüsseler Union.

vinzen gegen die Spanier auf (Januar 1577). Das zwang allerdings den Prinzen nachzugeben; im „ewigen Edikt“ nahm er die Grundsätze der Genter Pacifikation an und entließ in der That die spanischen Regimenter (März). In glänzendem Gepränge empfing darauf Brüssel den Generalstatthalter (1. Mai); es schien alles gelungen zu sein.

Das „ewige Edikt“.

Doch Holland und Seeland beharrten bei ihrem Widerstande. Angesichts der spanischen Meuterei hatten sie ihre Union am 25. April 1576 erneuert, allerdings nur als ein kündbares Bündnis von sechs zu sechs Monaten, aber jetzt erwies es sich als das feste Bollwerk der niederländisch-protestantischen Freiheit. Denn eben das, was für den Norden der Hauptzweck des Kampfes war, das konnte und wollte Juan nicht zugestehen.



289. Erzherzog Matthias von Österreich, Generalstatthalter der Niederlande.
Nach einem Kupferstiche von Fr. Brunn.

Und auch das kaum eingeschläferte Mißtrauen des Südens erweckte er aufs neue, als er, um eine festere Grundlage für seine Herrschaft zu gewinnen, deutsche und wallonische Söldner warb und sich plötzlich der Citadellen der wichtigsten Städte zu bemächtigen suchte. Das glückte in Luxemburg, Charlemont und vor allem in Namur, mißlang aber am wichtigsten Punkte, in Antwerpen; ja hier zerstörte die erbitterte Bürgerschaft den Teil der Citadelle, der nach der Stadt zu lag, und machte sie damit ungefährlich (3. August).

Oranien an der Spitze der Niederlande.

Da brach eine neue Erhebung unaufhaltsam aus. Die Generalstaaten riefen Oranien herbei; am 17. September langte er in Antwerpen an, am 23. September empfing Brüssel mit prunkvollen Schaustellungen und jubelndem Volksgedränge den

Transskription

zum

Faksimile der Originalurkunde der Union von Brüssel.

Nous soubzsignez, Prelatz, Gens, desglize, Seigneurs, Gentilzhommes, Magistratz des Loix, Villes, Chastellenies et aultres faisans et representans les Estatz des pays bas en ceste ville de Bruxelles a present assamblez et aultres, estans soubz lobeissance du Treshault, Trespuissant et Tresillustre Prince le Roy Philippe nre Souverain S.r et Prince naturel eta Scavoir faisons — a tous presens et advenir Que voyans nostre commune Patrie estre affligee par une oppression des espaignolz plus que barbare et Tyrannique. Avons este meuz poulsez et constrainctz de nous unir et joindre par ensemble et avecq armes, conseil, gens, et deniers assister lun laultre contre lesdz Espaignolz et adherens declairez rebelles a Sa Ma.te et noz ennemys, et que ceste union et conionction a depuis est confirmee par la pacificaon dernierement faicte. Le tout par auctorite et aggreation du Conseil destat par sadicte Ma.te commis au gouvernement general desdz pays. Or comme le but pretendu de ceste union Requiert toute fidelite, constance et assewrance mutuelle et reciprocque pour jamais. Et que ne voulons aulcunnement par quelque mal entendu y avoir matiere de soupcon et moins de sinistre volunte en aulcans de nous. Mais aucontraire les affaires dicelle union estre procurez, diligentez et executez en toute sincerite, fidelite et diligence. De sorte que personne des subiectz et habitans desdz Pays nayt occasion raisonnable de se mescontenter ou doubter de nous. Pour ces raisons et mesmes affin que riens ne soit faict Infidelement au preiudice de nre commune patrie et juste defense, ou obmis par negligence ou connivence, ce que pour Icelle juste defense est ou sera requis. Avons en vertu de nre pouvoir et commission Respectivement et aultrement, pour nous et nos successeurs Promis, et Promectons en foy de Christiens, Gens de bien et vrays Compatriotes, de tenir et entretenir Inviolablement, et a jamais, ladicte union et association, Sans que aulcun de nous sen puisse desioindre ou departir par dissimulation, secrete intelligence, ny aultre maniere quelconcque. Et ce pour la conservaon de nre S.te foy et Religion Catholicque Apostolicque Romaine accomplissement de la pacificaon joinctement pour lexpulsion des Espaignolz, et leurs adherens, et la deue obeissance a sa Ma.te, pour le bien et repos de nre patrie, ensemble pour le maintiennement de tous et chuns noz privileges, droictz, francises, Statutz, coustumes, et usances anchiennes. A quoy exposerons tous les moyens que nous seront possibles, tant par deniers, gens, conseil et biens, voires la vie sil fust necessaire. Et que nul de nous ne pourra en particulier donner aulcun conseil, advis ou consentement, ny tenir communicaon secrete ou particuliere avecq ceulx quy ne sont de ceste union. Ne aucontraire leur relever aulcunement ce quest ou sera en nre assamblee traictie advise ou resolu. Ains se debvra en tout conformer a ce que portera nre generalle et commune Resolution. Et en cas que quelque province, estat, pays, ville, chasteau, ou maison fust assiegiee, assaillie, invahie, foullee, ou oppressee, en sorte que fust, mesmes si aulcun de nous, ou aultre sestant esvertue po la patrie et commune defense dicelle contre lesdz Espaignolz, ou aultres affaires en dependans, tant en general, que en particulier, fust recerche, emprisonne, ranchonne, interesse, moleste, ou inquiete en sa personne, biens, honneur, estatz, ou aultrement. Promectons y donner assistence par tous les moyens susdz. Et mesmes procurer la delivrance des emprisonnez, soit par force, ou aultrement A paine destre degradez de Noblesse, de Nom, Darmes, et Honneur, Tenus pour parjures, desleaux et ennemis de nredz patrie, devant Dieu et tous les Hommes, et encourrir note dInfamie, et laschete a jamais. Et pour valider ceste nre S.te union et association, Avons ceste presente signee de noz mains et seingz manuelz ce neufiesme Jour de Janvier lan Quinze Cens Soixante Dix sept.

Deutsche Übersetzung

zum

Faksimile der Originalurkunde der Union von Brüssel.

Wir die unterzeichneten Prälaten, Geistlichen, Herren, Edelleute, Gerichtsbehörden, Städte, Schloßherren und andre, welche die Staaten der Niederlande in dieser Stadt Brüssel bilden und vertreten, gegenwärtig hier versammelt, unter dem Gehorsam des sehr hohen, sehr mächtigen und sehr berühmten Fürsten, des Königs Philipp, unsres Oberherrn und angestammten Fürsten u. s. w., thun zu wissen allen, so gegenwärtig sind und künftig sein werden — daß, nachdem wir unser gemeinschaftliches Vaterland durch eine mehr als barbarische und tyrannische Bedrückung der Spanier heimgesucht sehen — wir getrieben und gezwungen sind, uns zu vereinigen und zusammen zu verbinden, uns mit Waffen, Ratschlägen, Leuten und Geldern uns gegenseitig beizustehen gegen genannte Spanier und Anhänger, die als Rebellen gegen Seine Majestät erklärt sind, und unsre Feinde, und daß diese Vereinigung und Verbindung seitdem durch die neulich erfolgte Pacifikation bestätigt ist. Alles durch Vollmacht und Genehmigung des Staatsrates, welchen Sr. Majestät zur General-Regierung dieses Landes eingesetzt hat. Da nun der Zweck dieser Vereinigung volle Treue, Beständigkeit und gegenseitige Sicherheit für immer verlangt — und wir in keiner Weise durch irgend ein Mißverständnis Grund zu Mißtrauen und noch weniger zu dem Verdachte bösen Willens irgend eines von uns geben wollen — im Gegenteil die Aufgabe dieser Vereinigung sein soll, in aller Aufrichtigkeit, Treue und Fleiß uns zu erweisen und zu bewahren — so daß niemand von den Unterthanen und Einwohnern dieses Landes vernünftigen Grund habe, unzufrieden zu sein oder an uns zu zweifeln. Aus diesen Gründen und sogar auch daß nichts ungetreu geschieht zum Schaden unsres gemeinschaftlichen Vaterlandes und zu gerechter Verteidigung, oder durch Nachlässigkeit oder strafbares Einverständnis versäumt werde, was behufs dieser gerechten Verteidigung erforderlich ist oder sein wird, haben wir kraft unsrer Vollmacht und unseres Auftrages für uns und unsre Nachfolger versprochen und versprechen als Christen, rechtschaffene Männer und wahre Patrioten, genannte Verbindung und Vereinigung zu halten und unverletzlich uns auch immer zu erhalten, ohne daß einer von uns sich davon trennen oder durch Verstellung, geheimes Einverständnis oder auf irgend eine andere Weise davon abgehen könne. Und das zur Erhaltung unsrer heiligen Religion und des römisch-katholischen apostolischen Glaubens, zur Befestigung des Friedens und zur Austreibung der Spanier und ihrer Anhänger, und in gebührendem Gehorsam zu Sr. Majestät, zum Wohl und zur Ruhe unseres Vaterlandes, gleichzeitig zur Wahrung aller unsrer Vorrechte, Rechte, Freiheiten, Statuten, Gewohnheiten und alten Gebräuche. Wozu wir alle möglichen Mittel anwenden werden, sowohl an Geld, Leuten, Ratschlägen und Gütern; ja wo nötig unser Leben. Und keiner von uns soll für sich irgend einen Rat, Anzeige oder Einwilligung geben, noch geheime oder private Verbindung mit denen haben, so nicht zu dieser Vereinigung gehören, noch ihnen in irgend einer Weise Kenntnis geben von dem, was in unsrer Versammlung verhandelt, beraten oder beschlossen wird. Und hat sich jeder in allem nach unsern allgemeinen und gemeinschaftlichen Beschlüssen zu richten. Und für den Fall, daß irgend eine Provinz, Staat, Land, Stadt, Schloß oder Haus belagert, überfallen, eingenommen, geplündert oder bedrückt werden sollte, und einer von uns, oder wer für das Vaterland und die Verteidigung desselben gegen die Spanier, oder in andern davon abhängenden Sachen kämpft, sowohl im allgemeinen, als im besonderen, gesucht, eingekerkert, Lösegeld von ihm gefordert, belästigt, oder in seiner Person, Vermögen, Ehre, Gütern oder sonst belästigt wird, versprechen wir, ihn durch alle obigen Mittel beizustehen, auch für Befreiung der Gefangenen, sei es durch Gewalt oder auf andre Weise zu sorgen: unter Strafe des Verlustes des Adels, des Namens, des Wappens und der Ehre, als meineidig zu halten, treulos und Feind des Vaterlandes, vor Gott und allen Menschen, und für immer für infam und feig zu halten. Und um diese unsre heilige Vereinigung und Verbrüderung zu bekräftigen, haben wir Gegenwärtiges eigenhändig unterschrieben und mit unsern Siegeln versehen, heute, am 9ten Tage des Jänner, im Jahre 1577.

Von den Unterschriften sind nur die der Vertreter von Brabant auf dem Faksimile wiedergegeben. Es folgen die von Geldern, Flandern, Artois, Hahnault (Hennegau), Valenchiennes, von Lille, Douay und Orchies, von Holland und Seeland, Namur, Tournay, Tournesis, Utrecht, Malines, von Ober-Yssel, Friesland und Gröningen mit den „Vriescher Omlanden", also aller niederl. Provinzen mit Ausnahme von Luxemburg. Den Schluß bildet folgende Deklaration:

Nachdem die hier unterzeichneten Deputierten der Generalstaaten die Mitglieder des von Sr. Majestät für die Regierung des Landes eingesetzten Staatsrates aufgefordert haben, den Inhalt der hier oben beschriebenen Vereinigung zu genehmigen — haben die Mitglieder des Rates zufolge dieser Aufforderung und in anbetracht der oben angeführten Gründe, soviel an ihnen liegt, diese Vereinigung nach ihrer Form und nach dem Wortlaute genehmigt und genehmigen sie hiermit.

Geschehen in Brüssel im Rathaus in der Versammlung des genannten Rates, am 9ten Tage Jänner 1577. A. D.

Und ich, Graf von Berlaijmont, indem ich die Genehmigungsurkunde nach ihrer Form gutheiße, als einer des Staatsrates, habe dieses unterschrieben. XIX. Jänner 1577. Ch. de Berlaijmont.

Und ich, Graf von Mansfeldt, indem ich die Genehmigungsurkunde nach ihrer Form gutheiße, habe unterschrieben. VIII. Hornung 1577. Mansfeldt.

Ich, Baron von Rasseghien, genehmige die Urkunde nach ihrer Form als einer des Staatsrates und habe unterschrieben am XVIII. Jänner 1577. Maxaemilian Vijlain.

Auf Befehl der Herren des Staatsrates
J. Berti.

Nous soubzsignez, Prelatz, Gens d'eglise, Seigneurs, Gentilzhommes, Magistratz des loix, villes

Brabant

Faksimile der Originalurkunde der Union von Brüssel.

„Vater Wilhelm“; es war wohl sein glücklichster Tag. Die Staaten von Brabant ernannten ihn zu ihrem Ruwaert (Diktator); die Generalstände erklärten Don Juan für einen Feind der Niederlande (7. Dezember), schlossen eine neue Union auf Grund voller Gewissensfreiheit (10. Dezember) und verlangten von der Königin Elisabeth die Zusicherung einer Bürgschaft bis zu 100 000 Pfd. Strl. und ein Hilfskorps (Januar 1578). Zum Generalstatthalter ernannten sie freilich nicht den Oranier, sondern den Erzherzog Matthias von Österreich, der sich gegen den Willen Kaiser Rudolfs II. der Bewegung anschloß. Am 18. Januar in Brüssel glänzend empfangen, wurde er am nächsten Tage auf seine Würde vereidet. Doch blieb ihm wenig mehr als der Titel seines Amtes, denn in allen wichtigen Dingen war der Generalstatthalter samt dem Staatsrate an die Zustimmung der Generalstaaten gebunden; außerdem war ja immer Oranien sein Stellvertreter (Generalleutnant) und blieb zugleich auch Ruwaert von Brabant; so hielt thatsächlich er die höchste Gewalt des Bundes in den Händen.

Spaltungen.

Doch die kriegerische Feuerprobe bestand das niederländische Bündnis schlecht. Als die Armee der Staaten gegen Namur heranrückte, wo Don Juan seinen Sitz genommen hatte, da erlagen ihre rasch zusammengerafften und schlecht geführten Scharen bei Gembloux in einer kurzen Stunde den schlachtgewöhnten Regimentern des Generalstatthalters mit großem Verlust (31. Januar 1578). Darauf fiel ein großer Teil von Brabant, Flandern und Hennegau dem Sieger in die Hände, und der Bund der Staaten brach für immer auseinander. Denn aufgeregt durch die tumultuarischen Vorgänge, welche die Rückkehr der protestantischen Ausgewanderten in mehreren Orten, namentlich in Gent und Antwerpen, herbeigeführt hatte, riefen die wesentlich katholischen Mittelprovinzen den Herzog Franz von Alençon (Anjou), den Bruder Heinrichs III. von Frankreich, als „Beschützer der niederländischen Freiheit“ herbei; Holland und Seeland dagegen, die jetzt, gestärkt durch den Beitritt des lange spanisch-gesinnten Amsterdam (8. Februar), an ihrer Union und an der Statthalterschaft Oraniens festhielten, nahmen die Hilfe Kasimirs von der Pfalz in Anspruch.

Don Juans Tod.

Inmitten dieser Zerrüttung eröffneten sich für Don Juan die glänzendsten Aussichten. Indes die notwendigen Unterstützungen aus Spanien blieben aus, und seine eigne Kraft war gebrochen. Die Nachricht, daß sein Vertrauter Escovedo auf Philipps Befehl am 31. März ermordet worden sei, hatte ihn furchtbar getroffen; er verzehrte sich in Ungeduld, ein hitziges Fieber trat hinzu und machte am 1. Oktober 1578 im verschanzten Lager zu Namur dem Leben des Siegers von Lepanto ein rasches Ende. Viele meinten an Gift denken zu müssen, denn sein Herz war ausgedörrt, seine Haut wie von Brand geröstet. Beweisen läßt sich indes nach keiner Seite hin etwas.

Alexander Farnese von Parma.

Sterbend hatte Juan seinen Neffen Alexander Farnese von Parma, Margaretas Sohn, zu seinem einstweiligen Stellvertreter ernannt, und der König bestätigte ihn in der Würde des Generalstatthalters. Diesmal setzte er den rechten Mann an die rechte Stelle. Alexander war damals erst 33 Jahre alt, von mittlerer Größe und elegantem Wuchs, mit schwarzem Haar und dichtem schwarzen Bart; unter einer schmalen, hohen Stirn lag ein Paar tiefer, dunkler, durchdringender Augen. In Spanien erzogen und ganz spanisch gesinnt, verband er mit kriegerischer Tüchtigkeit eine staatsmännische Begabung, die ihn zum gefährlichsten Feinde der Niederlande, zum ebenbürtigen Gegner Oraniens gemacht hat. Die Erfolge sollten es bald beweisen.

Heillose Zerrüttung auf der andern Seite kam ihm zu Hilfe. Weder Alençon, der zu Mons, noch Kasimir, der in Gent saß, vermochte die Dinge zu beherrschen; endlich kehrte jener verzweifelnd nach Frankreich zurück, dieser ging nach England. Ihre unbezahlten Truppen, wie die ebenso unbesoldeten der Generalstaaten überschwemmten plündernd das arme Land, und in Gent kam es zu einem neuen sinnlosen

Bildersturm (November), bis Oranien durch ein verständiges Abkommen die Aufregung beschwichtigte. Bei dieser Auflösung aller Verhältnisse hatte Parma leichtes Spiel. Durch Geld und Verheißungen gewann er von den großen Herren, die im Dienste der Staaten gestanden hatten, einen nach dem andern für den König. Wichtiger als dies war etwas andres.



290. Alexander Farnese, Generalstatthalter der Niederlande.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Am 6. Januar 1579 schlossen, der Unruhen müde, die wallonischen Provinzen und Städte Artois, Hennegau, Lille, Douai und Orchies zu Arras (Atrecht) in Artois einen Sonderbund zur Aufrechterhaltung des Katholizismus. So war ein geschlossenes Gebiet für Spanien wiedergewonnen, der Zerfall der Niederlande entschieden.

Union von Utrecht.

Dem gegenüber mußte Oranien den Gedanken, alle Provinzen unter der Souveränität der Generalstaaten zu vereinigen, aufgeben und retten, was zu retten war: der katholischen Verbindung zu Atrecht setzte er die protestantische Union von Utrecht entgegen. Zu ihr traten, vor allem durch Johann von Nassau, der seit dem März 1578 Statthalter des noch teilweise katholisch und spanisch gesinnten Geldern war, gewonnen,

am 29. Januar 1579 Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Over-Yssel und Friesland zusammen. Sie schlossen keineswegs ein Verfassungsbündnis, sondern einen Kriegsbund, zu dem der Beitritt jedem, der ihn begehrte, auch außerhalb der Niederlande, freistand. Die höchste Gewalt lag in den Generalstaaten, von denen ein Ausschuß die laufenden Geschäfte leitete; doch war, da jede Provinz die Souveränität für sich in Anspruch nahm, Einstimmigkeit zu jedem Beschlusse erforderlich. Streitigkeiten zwischen den Provinzen unterlagen schiedsrichterlicher Entscheidung. Zusammengehalten wurde der lose Bund vor allem durch die Bestimmungen, daß die Generalstaaten die Leistungen für den Krieg vorschrieben, ihn auch selbst leiteten, und daß keine einzelne Provinz ein Bündnis mit dem Auslande schließen durfte. Doch noch wurde die Hoheit der spanischen Krone nicht förmlich abgeworfen, auch der Genter Bund von 1576 noch anerkannt. Unklar wie ihre rechtliche Stellung war die Zukunft der Union, und treffend zeigen ihre Münzen aus dieser Zeit ein Schiff ohne Steuer und Segel auf hoher See mit der Umschrift: Incertum quo fata ferant (Ungewiß ist's, wohin das Schicksal treibt).

Die Unterwerfung Portugals und Aragoniens.

Sehr gering schienen im Norden die Aussichten auf den Sieg der niederländischen Sache, als Philipp II. sich anschickte, seinem unermeßlichen Reiche im Süden auch noch **Portugal** mit seinen Kolonien hinzuzufügen und sich so zum alleinigen Herrn aller Meere und Kolonien zu machen.

Parteikämpfe am spanischen Hofe.

Es hängt dies mit einer Wendung in seiner ganzen Politik zusammen. Bisher hatte er wohl das Übergewicht Spaniens zu behaupten, es gegen die Osmanen, gegen Frankreich und die empörten Niederlande zu verteidigen gesucht, eigentliche Eroberungspläne jedoch nicht verfolgt. Jetzt ging er mehr und mehr dazu über, eroberte Portugal, unterwarf Aragonien vollständig, griff England an, suchte endlich selbst in Frankreich seine thatsächliche Herrschaft zu begründen. Die Seele aller dieser Pläne war seit 1579 **Kardinal Granvella**. Und sein Emporkommen wiederum hängt mit dem Sturze der ebolitanischen Partei zusammen, vor der er beim Beginne der Regierung Philipps II. hatte zurückweichen müssen. Als das Haupt dieser Partei konnte damals der Aragonese **Antonio Perez** gelten, der Protonotar (Sekretär) von Sizilien, ein noch junger Mann von großen Gaben, aber herrschgierig und gewissenlos, bestechlich und verschwenderisch. Mit der verwitweten Fürstin Eboli, einer immer noch schönen und geistvollen Dame, unterhielt er unzweifelhaft ein Liebesverhältnis, das von ihrer Seite wenigstens auf ehrlicher Neigung beruhte und ihm jedenfalls eine festere Stellung beim Hofe gab, denn die Fürstin war eine Meisterin jeder Intrige. Freilich trieben beide ein höchst gewagtes Spiel, denn Philipp selbst bewarb sich seit Jahren um die Gunst der Fürstin. Da Escovedo von deren Verhältnis zu Perez erfuhr und mit Anzeige drohte, so verdächtigte dieser den Sekretär beim König und genoß wirklich dessen Vertrauen in einem solchen Grade, daß dieser ihm die Beseitigung Escovedos auftrug (31. März 1578). Aber dieser Mord gab die erste Veranlassung zu Perez' Sturze. Denn die Witwe und der Sohn des Ermordeten erhoben Klage und wurden dabei eifrig unterstützt von Perez' Nebenbuhler Matteo Vasquez, dem Kabinettssekretär des Königs. — Ein erbitterter Intrigenkampf entspann sich. Perez, von der Fürstin Eboli unterstützt, verlangte Genugthuung wegen jener Beschuldigung, höhere Ämter und reichere Renten. Der König wollte und konnte ihn nicht entlassen, weil er in ihm den Mitwisser jenes geheimen Verbrechens schonen mußte, er beschloß, ihn als Botschafter nach Venedig zu schicken. Dies aber wiesen er und die Eboli

stolz zurück, weigerten auch jede Versöhnung mit Vasquez. Da endlich gab Philipp dem Rate des Beichtvaters Gehör: in der Nacht des 28. Juli 1579 ließ er Perez in Hausarrest nehmen, die Fürstin Eboli in strengen Gewahrsam nach dem festen Schlosse Pinto führen. Sie ist eine Gefangene bis zu ihrem Tode geblieben (1592).

Mit dem Sturze der ebolitanischen Partei kam Granvella ans Ruder. Ohne jemand um Rat zu fragen, hatte Philipp II. ihn aus Italien, wo er seit 1571 als Vizekönig Neapel regierte, nach Madrid berufen, ihn zum Vorsitzenden des Rates von Indien und Mitglied des Staatsrates ernannt (1579). Als leitender Minister betrieb er als sein erstes Werk die Eroberung Portugals.

Portugals Verfall.

Portugals Blütezeit ist nur kurz gewesen; schon unter Johann III. (1521 bis 1557) zeigten sich alle Keime der Zerstörung in rascher Entfaltung. Die Krongewalt verstärkte er allerdings noch durch die Erwerbung des Großmeisteramtes der drei Ritterorden, ohne daß indes die Macht der Stände (Cortes) beseitigt worden wäre, auch der Verkehr mit den überseeischen Besitzungen blühte glänzend auf (s. S. 47). Der rasche Gewinn jenseit des Weltmeers wirkte aber berückend, zog Tausende nach den fernen Kolonien, entvölkerte das kleine Land und entwertete die ehrliche Arbeit daheim. Der in Indien und Brasilien erworbene Reichtum floß in den Händen weniger Familien zusammen, die Massen verarmten. Dazu steigerte der Einfluß der Inquisition und der Jesuiten die ohnehin schon vorhandene einseitig kirchliche Stimmung des Volkes zu ungesundestem Fanatismus. Die Inquisition fand durch eine Bulle Pauls III. vom 23. März 1538 Eingang im Königreiche, errichtete sofort ihre Gerichtshöfe in Lissabon, Coimbra und Evora, wurde einem königlichen Prinzen und Bruder des Königs, dem Kardinal Heinrich (Henrique), Erzbischof von Lissabon, unterstellt und wütete wie in Spanien mit gefühlloser Grausamkeit vornehmlich gegen die sogenannten Neuchristen, d. h. die früheren Juden und Mauren, die gerade den fleißigsten und wohlhabendsten Teil der Bevölkerung bildeten. Von den Jesuiten erschienen frühzeitig Franz Xaver und Rodriguez in Portugal; sie arbeiteten mit selbstverleugnendem Eifer als Krankenpfleger und Prediger, zogen die Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern in ihren Orden und erhielten von Johann III. die Leitung des „königlichen Kollegiums" an der Universität Coimbra (1555), der hohen Schule des portugiesischen Adels; selbst die Erziehung des Thronfolgers wurde ihnen anvertraut. Rasch verdrängten sie den Humanismus, der sich auch hier festgesetzt hatte, die Keime freier Geistesbildung verdorrten. Umsonst bekämpften die Stände, selbst Kardinal Heinrich ihre Übermacht.

König Sebastian.

Vollends unter Sebastian (1557—1578), der als dreijähriger Knabe dem Großvater folgte, wurden sie allmächtig. Die ganze Regierung gewann eine jesuitisch-klerikale Färbung, als die Großmutter Katharina, die anfangs die Regentschaft führte, dem Kardinal-Infanten Heinrich Platz machte (bis 1567). Den jungen König Sebastian erzogen die Väter Jesu zwar zu einem abgehärteten und tüchtigen Kriegsmann, aber sie erfüllten auch seinen Kopf ganz und gar mit den Idealen einer kirchlich-phantastischen, dem wirklichen Leben abgewandten Richtung; er lebte und webte in Kriegsentwürfen gegen Mohammedaner und Heiden, wollte ein Ordensritter sein und verzichtete als solcher auf jede eheliche Verbindung. Nach Indien oder Afrika zu ziehen und dort für die Kirche zu kämpfen, davon träumte er Zeit seines Lebens, und die Erfüllung dieser Träume brachte ihm den Untergang, seinem Staate den Verlust der Unabhängigkeit.

Untergang Sebastians.

Diese phantastische Kreuzzugsbegeisterung Sebastians steigerte sich zu verwegener That, als ihn ein Hilferuf aus Marokko erreichte, dem alten Schauplatz portugiesischen Heldentums. Nach dem Tode des dortigen Sultans Abdallah war ihm gegen das bestehende Erbrecht sein Sohn Mohammed statt seines Bruders Muley Moluk

gefolgt. Dieser indes erhielt Hilfe von den Türken und verjagte den Neffen aus dem Lande. Sein Hilferuf war es, der in Sebastian den Gedanken erweckte, Marokko zu erobern und dort die Herrschaft des Kreuzes aufzurichten. Trotz alles Abratens setzte er in der That im Sommer 1578 mit einem Heere von etwa 25 000 Mann, in



291. König Sebastian von Portugal.
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

welchem sich außer den Portugiesen auch begeisterte Streiter aus Spanien, Frankreich, Italien und Deutschland befanden, nach Afrika über. Doch als er in glühender Augusthitze durch wüste Ebenen südwärts zog, traf er am 4. August bei Alkassar (Kasr-el-Kebir südöstlich von El-Arisch) auf ein dreifach überlegenes Reiterheer der Marokkaner. In fürchterlichem Kampfe wurden die Portugiesen zusammengehauen oder

gefangen; nur schwachen Resten gelang es, sich zu retten. Der König selbst fiel unerkannt, da er die Ergebung verschmähte; sein zerhauener Leichnam wurde erst später aufgefunden und in Ceuta bestattet.

Das portugiesische Volk freilich wollte an seinen Tod nicht glauben. Es erzählte sich, der König sei vom Allmächtigen wohlbehalten nach der verborgenen Insel Incoberta gebracht worden und harre dort einsam schlummernd des Augenblicks, um wieder unter sein Volk zurückzukehren. Zwei große, goldmähnige Löwen, die ihn bewachen, werden bei seiner Heimkehr in sein Land ihm als Führer dienen. So wollen ihn noch 1610 zwei seiner getreuen Anhänger geschaut haben, um ihn herum sangen Engel liebliche Weisen, und eine hehre Gestalt hielt über seinem Haupte die Kugel der Welt.



292. **König Heinrich von Portugal.**
Nach einem Gemälde in den Uffizien zu Florenz.

Aussterben des Königshauses.

Die kriegerische Kraft Portugals war bei Alkassar verblutet, das Land versank in tiefe Trauer über das, was geschehen war, und in bange Sorge um die Zukunft des Staates. Denn der berechtigte Thronerbe, Kardinal Heinrich, der nun auch wirklich die Königskrone nahm (1578—1580), war ein alter Herr, und darüber, wer ihm weiter folgen sollte, herrschte die größte Ungewißheit, eben weil von drei Seiten zugleich Ansprüche erhoben wurden: von Antonio von Crato, dem natürlichen Sohne des Infanten Luis, Bruders Johanns III., von Katharina, der Tochter eines andern Bruders Eduard (Duarte), Gemahlin des mächtigsten Vasallen, des Herzogs Johann von Braganza, und schließlich von Philipp II., der als Sohn Karls V. und der Portugiesin Maria, ebenfalls einer Schwester Johanns III., in diesem Falle sich als

Portugiesen zu betrachten liebte und der gefährlichste, weil mächtigste von allen Bewerbern war. Er machte denn nun auch seinen Anspruch sofort nachdrücklich geltend und bot für den Fall seiner Anerkennung den Portugiesen ein erhebliches Maß von Selbständigkeit und andre Zugeständnisse. Doch da bei diesen besonders der tiefgewurzelte Widerwille gegen Spanien überwog, so beschlossen die Cortes, König Heinrich solle das Recht haben, mit Beirat von elf Konsultoren seinen Nachfolger zu bestimmen, und falls er darüber sterbe, so sollten diese selbständig entscheiden und bis zur Wahl eines Königs fünf Governadoren die Regierung führen. Nun zögerte jedoch Heinrich mit der Ernennung, weil er nicht sich einen Mitregenten in Gestalt des Nachfolgers zur Seite sehen wollte und starb in der That noch vor der Entscheidung (31. März 1580).

Die Spanier in Portugal.

Auf der Stelle rüstete Philipp II., setzte den bewährten Feldherrn Herzog Alba an die Spitze des Heeres und ging selbst nach Badajoz an der portugiesisch-spanischen Grenze. Zu ihrem Unglück waren die Portugiesen in diesem entscheidenden Augenblicke gespalten. Die Städte und namentlich die zahlreichen Neuchristen sprachen sich für Antonio aus, der mütterlicherseits selbst den letzteren entstammte, ebenso die Geistlichen, namentlich die Mönche und die Universität Coimbra, also unzweifelhaft die Masse der Nation. So wurde Antonio am 20. Juni im Lager von Santarem zum König ausgerufen und von der Hauptstadt als solcher proklamiert. Doch der Adel wollte den Emporkömmling nicht, und die Governadoren flüchteten sogar ins spanische Lager und erkannten Philipp II. als König an. So wurde Alba mit geringer Mühe des zerrissenen Landes Meister. Er besetzte rasch die Grenzorte, drängte die Portugiesen gegen Lissabon zurück, während eine andre Abteilung unweit der Mündung des Tajo landete, um die Hauptstadt im Rücken zu fassen, und erfocht dann besonders durch seine italienischen Truppen bei Alkantara unmittelbar vor Lissabon einen leichten Sieg über Antonio (August 1580). Antonio flüchtete nach den Azoren, Lissabon ergab sich.

Kurz darauf erschien Philipp II. persönlich und beschwor vor den Cortes die portugiesische Landesverfassung. Das Reich sollte nur von einem Portugiesen oder einem Prinzen des königlichen Hauses regiert, alle Ämter mit Portugiesen besetzt werden. Die drei Ritterorden blieben bestehen, der Adel behielt seine Vorrechte. Eine Amnestie, von der allerdings Antonio und seine wichtigsten Anhänger ausgenommen wurden, sollte das Land vollends versöhnen. — Das freilich ist nicht gelungen.

Der alte Haß zwischen Portugiesen und Kastilianern wurde durch die erzwungene Vereinigung noch verschärft, und manche Maßregeln der spanischen Regierung waren nur geeignet, ihn zu steigern. Um jede Selbständigkeit des unterworfenen Staates für alle Zukunft unmöglich zu machen, verkaufte sie die Krongüter; für die bedrohten ostindischen Besitzungen geschah nichts, nur zu erhöhten Leistungen wurden sie herangezogen. Die Inquisition wandte sich gegen alles, was der spanischen Herrschaft entgegen war; Hunderte von Geistlichen sogar haben ihre portugiesische Gesinnung mit dem Tode gebüßt. Immer neue Aufstände, teils von Antonio, teils von falschen Sebastianen ausgehend, waren die Folge. Bald wurde zudem Portugal in die spanischen Niederlagen hereingezogen und seine Kolonien fielen den Holländern zur Beute. So hat das unglückliche Volk nur den Verfall, nicht aber die Größe Spaniens geteilt.

Die letzten Minister Philipps II.

Die Erfolge, welche Granvellas Politik gegenüber Portugal errang, hat seine Stellung doch nicht auf die Dauer zu befestigen vermocht. Denn von Anfang an war dieser Fremde den stolzen Kastilianern gründlich zuwider gewesen. Ihr Haß kam

zum Ausbruch, als der König nach dem Tode des Garcia de Toledo die Admiralswürde der Mittelmeerflotte einem Italiener, dem Andreas Doria von Genua übertragen hatte, nicht dem verdienten Marquis de Santa Cruz, und so heftig äußerte sich die Aufregung selbst in Schmähschriften, daß der König dem Drängen nachgab, den Marquis an den Hof kommen ließ und ihm die Würde eines Granden verlieh (Januar 1584). Seitdem verlor Granvella mehr und mehr seinen Einfluß, wenige Jahre später starb er (1586). Der Eroberer Portugals, der Herzog von Alba, war ihm schon im Jahre 1582 vorangegangen. Die Regierung des Königs aber wurde immer mehr zu einer rein persönlichen. Nicht mehr im Staatsrate, sondern in einem kleinen Kreise (Junta) von Vertrauten lag jetzt ihr Schwerpunkt. Hier spielte erst Juan de Zuñiga, Großkomtur von Kastilien, nach ihm der würdige und geschäftsgewandte Juan Idiaquez die Hauptrolle, neben ihm der uneigennützige Portugiese Christobal Moura.

Demütigung Aragoniens. Doch die Richtung, welche Granvella einmal der spanischen Politik gegeben hatte, wurde auch nach seinem Rücktritt nicht wieder verlassen. Sie äußerte sich auf der pyrenäischen Halbinsel außer in der Einverleibung Portugals auch in der Vernichtung der Selbständigkeit Aragoniens. In der That mußte die Stellung dieses Landes einem Könige mit den Anschauungen Philipps II. unerträglich sein. Eben damals hatten die Aragonesen neue Proben ihrer Unbotmäßigkeit abgelegt. Im Jahre 1585 hatte der König nach langer Pause die Stände berufen, um seinem Sohne Philipp (III.) huldigen zu lassen. Doch die Stimmung war schwierig, Beschwerden kamen in Menge zu Tage, vor allem über die Eingriffe der Inquisition in die weltliche Gerichtsbarkeit. Auch konnte eine Verständigung darüber nicht erzielt werden, kaum daß die verlangte Huldigung erfolgte. Noch viel schlimmer gestalteten sich die Dinge, als Antonio Perez, seiner Haft entflohen, nach Aragonien kam und dort in einer Denkschrift die Mitschuld Philipps II. an Escovedos Ermordung offen behauptete. Mit dem weltlichen Gericht war ihm nicht beizukommen; als er aber sich einige Äußerungen entschlüpfen ließ, die den Verdacht zweifelhafter Rechtgläubigkeit erweckten, verfiel er der Inquisition. Dadurch in größte Erbitterung versetzt, erhob sich das Volk von Saragossa und befreite zweimal den Gefangenen (September 1591). Froh dieser längst erwünschten Gelegenheit, die ihm gestattete, die Aragonesen als Rebellen zu behandeln, ließ der König seine Truppen unter Alonso de Vargas einmarschieren. Mit leichter Mühe zerstreuten diese die aragonesischen Haufen und besetzten Saragossa. Perez selbst gelang es, nach Frankreich zu flüchten; andre Führer der Bewegung wurden gefangen und enthauptet, darunter der Oberrichter. Die ständischen Freiheiten Aragoniens aber waren durch den Aufstand verwirkt, und den Cortes, welche Philipp nach Taragona berief, ohne persönlich zu erscheinen, blieb nichts übrig, als auf ihre wichtigsten Rechte zu verzichten. Fortan durfte der König einen Statthalter nach seinem Gefallen und thatsächlich auch die obersten Gerichtsbeamten ernennen; bei den ständischen Beratungen sollte in den meisten Fällen die Mehrheit entscheiden, nur bei den Steuerforderungen wurde wie bisher Einstimmigkeit verlangt. Dazu hielt seitdem ein festes Schloß, zugleich der Sitz der Inquisition, die unruhige Hauptstadt in Schach. So sank Aragonien zu einer unterthänigen Provinz herab, doch der Stammeshaß gegen die Kastilianer blieb hier ebenso lebendig wie in Portugal und sollte noch schwere Tage über Spanien bringen.

Die Entscheidung in den Niederlanden und in England.

Der Kampf in den Niederlanden.

Die Jahre von 1579—1588 brachten den geprüften Niederländern die gefährlichste Krisis. Ihr Land war in drei Teile gespalten. Der Norden unter Oraniens straffer Leitung, eifrig protestantisch und dadurch den Spaniern unversöhnlich verfeindet, sagte sich endlich auch der Form nach von Philipp II. los; der Süden war schon von Don Juan für Spanien wiedergewonnen worden; die mittleren Landschaften, der alte Kern des ganzen Gebietes, suchten Anlehnung an Frankreich, ohne sie doch wirklich zu finden, und fielen endlich, als mit Oraniens Tode die Seele aus der niederländischen Politik und Kriegführung entschwand, dem Feldherrntalent und der staatsmännischen Milde Parmas fast vollständig zur Beute. Militärisch betrachtet, war der Kampf noch mehr als bisher ein Festungs- und Belagerungskrieg, der bei den schwachen Mitteln beider Parteien immer nur einzelne Teile des Landes unmittelbar traf und beständig von Unterhandlungen begleitet wurde.

Fortschritte Alexanders von Parma.

Fast Jahr für Jahr lassen sich die Fortschritte Parmas verfolgen. Am 29. Juni 1579 nahm er nach tapferer Verteidigung Maastricht mit Sturm und ließ es so grausam verheeren, daß die Stätte mehrere Jahre hindurch wüst lag. Am Anfange des nächsten Jahres trug er einen nicht weniger wichtigen Vorteil im äußersten Norden davon: Graf Renneberg verriet Groningen an die Spanier (3. März 1580), und obwohl Graf Hohenlohe es sofort belagerte, so blieb es doch von da an vierzehn Jahre lang ihre Hochburg im Norden.

Selbst an Oranien traten die spanischen Anerbietungen heran. Als Preis seines Abfalls bot man ihm eine glänzende Stellung, persönliche Religionsfreiheit, und wenn er die Staaten des Königs verlassen wollte, die Erlaubnis zu gehen, wohin er wünsche. Doch die so niedrig dachten, erlebten die Beschämung, sich abgewiesen zu sehen, und die protestantische Welt blieb vor der grausamen Enttäuschung bewahrt, dort einen selbstsüchtigen Streber zu erblicken, wo sie sich einen aufopfernden Helden zu sehen gewöhnt hatten. Und doch vermochte in dieser Zeit selbst Wilhelms lebensfroher Bruder Johann, Statthalter von Geldern, die Spannkraft nicht zu bewahren; von den Ständen der Provinz, in deren Dienst er 600000 Gulden zugesetzt hatte, fast ohne Gehalt und Brot gelassen, nahm er seinen Abschied und verließ die Niederlande.

Ächtung Oraniens und die Unabhängigkeitserklärung.

König Philipp II. hätte damals die aufständischen Provinzen jeden Tag ohne Kampf haben können, wenn es dem „katholischen König" möglich gewesen wäre, ihnen die Religionsfreiheit zu bewilligen. Daran, daß er das nicht konnte, scheiterte auch der siebenmonatige Friedenskongreß in Köln (1579—1580), an dem spanische, niederländische, kaiserliche und päpstliche Gesandte teilnahmen, und als nun vollends Philipp II. auf Granvellas Rat durch Erlaß vom 15. März 1580 über Wilhelm von Oranien als Hochverräter und Ketzer die Acht verhing, allen spanischen Unterthanen den Verkehr mit ihm verbot, ihn für vogelfrei erklärte und dem, der ihn lebendig oder tot lieferte, 25000 Goldkronen und den Adel versprach, da schwand endlich für den Norden die letzte Rücksicht, und ihre staatsrechtliche Stellung zu Spanien wurde klar. Oranien persönlich beantwortete die Achtserklärung mit seiner berühmten „Apologie", die er an alle Fürsten Europas versandte (Ende 1580). Die Staaten von Holland und Seeland beschlossen schon am 29. März, fortan in ihren Kundgebungen den Namen des Königs zu entfernen und den Wilhelms an seine Stelle zu setzen, am 24. Juli 1581 übertrugen sie ihm die höchste Gewalt für die Dauer des Krieges, zwei Tage später sagten sich

Holland, Seeland, Friesland, Geldern, Overyssel, Zütphen, Brabant, Flandern und Mecheln feierlich von der Krone Spanien los, „nach dem Rechte der Natur", denn „wenn ein Fürst seinen Unterthanen ihre alten Freiheiten, Privilegien und Herkommen zu nehmen trachtet, so muß er gehalten werden nicht als ein Fürst, sondern als ein Tyrann, und es mag von Rechts wegen ein andrer an seine Stelle als Oberhaupt gewählt werden." Also der Gedanke, eine Republik zu gründen, lag den vereinigten Provinzen noch ganz fern; Holland und Seeland hatten sich bereits dem Oranier so gut wie unterworfen, die andern zögerten, ihr Geschick mit dem des geächteten Mannes zu verbinden, und als Erzherzog Matthias im Oktober 1581 die Niederlande verließ, anderseits die Einnahme Tournais (30. November) abermals einen wichtigen Platz des Südens in Parmas Hände brachte, so eilten sie, die längst eingeleiteten Verhandlungen mit Franz von Anjou (Alençon) zum Abschluß zu bringen, dessen bevorstehende Vermählung mit Elisabeth von England, bei der er seit November verweilte (s. unten), auch die Hoffnung auf englische Hilfe erweckte.

Franz von Anjou in den Niederlanden.

Am 10. Februar 1582 landete in der That Franz von Anjou mit fünfzehn großen Schiffen und glänzendem englischen Gefolge in Vlissingen und wurde von Oranien an der Spitze einer Deputation der Generalstaaten begrüßt. Am 17. langte er zu Antwerpen an; von 20000 Bürgern in prachtvoller Ausrüstung umgeben, leistete er vor der Stadt als Herzog von Brabant seinen Eid auf die Verfassung, die man ihm in vlämischer Sprache vorlas, wurde von Oranien mit dem Herzogsmantel bekleidet und empfing die Huldigung der städtischen Behörden. Erst jetzt hielt er in glänzendem Pomp seinen „fröhlichen Einzug" in Antwerpen und erhielt im Laufe des Jahres auch noch in Geldern, Friesland und Flandern die Anerkennung als Landesherr.

Nicht jedoch in Holland und Seeland, wo Oraniens Gewalt bestehen blieb. Ein Mordanfall auf ihn, der erste infolge der Achtserklärung (18. März 1582), brachte den Wert des unersetzlichen Mannes erst recht zum Bewußtsein. Den Verbrecher, Juan Jaureguy, hatte ein spanischer Kaufmann in Antwerpen, Kaspar Anastro, im Auftrage der spanischen Regierung gedungen; doch war der Schuß, der Oranien Hals und Kinnbacken durchbohrte, zwar gefährlich, aber die Wunde heilte in einigen Monaten vollkommen. Hatte schon der allgemeine Bettag, der angesetzt wurde, um des Verwundeten Genesung zu erflehen, die Volksstimmung aufs deutlichste erwiesen, so umgaben am 3. Mai Tausende in freudiger Rührung den Geretteten, als er seinen ersten Kirchgang hielt. Ihm persönlich freilich zerstörte die Freude über die Genesung der Tod seiner trefflichen (dritten) Gemahlin Charlotte von Bourbon, die am 5. Mai einem hitzigen Fieber erlag.

Die drohende Gefahr, in der sich Oranien infolge der Ächtung fortwährend befand, und die Furcht vor unabsehbaren Wirren, die sein Tod herbeiführen mußte, trieben zu möglichst sicherer Befestigung der von ihm innegehabten Gewalt. So boten ihm Holland und Seeland die erbliche Grafenwürde an, und er übernahm sie am 12. August 1582, die Huldigung selbst und also auch der Abschluß der Angelegenheit blieb ausgesetzt bis zur Ausarbeitung der Verfassung. Die Kluft, welche beide Provinzen von den mittleren Landen schied, wurde damit freilich erweitert, doch die Erfahrung sollte auch bald beweisen, daß Anjou nicht verstand, seine Stellung zu befestigen, vielmehr alles that, um sie zu untergraben.

Sie legte seinem fürstlichen Selbstgefühle allerdings schwere Opfer auf. Er war nicht nur an die beschworene Landesverfassung gebunden, sondern konnte auch innerhalb dieser Schranken keinen Schritt thun ohne den „Landrat", einen Ausschuß der Generalstaaten, hatte überdies speziell für Brabant noch einen Ruwaert in der Person Oraniens



293. Prunkharnisch des Alexander Farnese, Herzogs von Parma.
Gefertigt in Mailand von Lucio Piccinino um 1570.

Der Harnisch ist blau angelaufen und sehr reich mit vergoldeten und versilberten Streifen verziert, auf welchen sich Figuren, Festons u. s. w. befinden. Die Vorstöße „aus blauem, mit Goldbörtchen gerändertem Samt“ sind noch an vielen Stellen erhalten. Das Visier des Helmes enthält nur auf der rechten Seite ein Loch zum Durchschauen; er ist ganz mit antiken Götter- und Imperatorenbildern bedeckt. Daß die Rüstung nur eine Prunkrüstung war, geht aus der eigentümlichen Helmkrönung hervor, welche aus einer frei plastisch gearbeiteten Harpye mit Flügeln und langem, abwarts geschwungenem Schwanze besteht. Wie auf dem Helm, so befinden sich auf der ganzen Rüstung getriebene mythologische und allegorische Abbildungen, unter denen ein David mit Schwert und Schleuder in der Mitte des Brustharnisch besonders bemerkenswert ist.

zur Seite. Da ging er mit der Hinterlist, welche die Söhne Katharinas von Medici auszeichnete, auf den Gedanken seiner französischen Umgebung ein, sich mit Hilfe der zahlreichen französischen Söldner in den Besitz der wichtigsten Städte zu setzen. Der tückische Anschlag glückte am festgesetzten Tage (15. Januar 1583) in Dünkirchen, Ostende, Aalst u. a., aber Brügge wies den Überfall zurück, und am kläglichsten mißlang er zu Antwerpen (16. Januar). Hier bemächtigte sich allerdings Anjou mit seinen Edelleuten des Kipdorper Thores, und seine Truppen drangen von außen in die Straßen ein, aber die ohnehin mißtrauische Bürgerschaft raffte sich schnell auf; wie die Wogen des Meeres schlugen ihre Scharen vor und hinter den Feinden zusammen, und in einem blutigen Straßenkampfe erlagen 3—4000 Franzosen den Streichen der ergrimmten Städter, die übrigen wurden hinausgedrängt.

Trotz so offenbaren Verrates wagten die Staaten nicht, vollständig mit Anjou zu brechen, um nicht jede Aussicht auf die Hilfe Frankreichs zu verlieren. Im März kam es mit ihm sogar zu einem neuen vorläufigen Abkommen, wonach der Herzog gegen 30000 Gulden Soldgelder die besetzten Städte räumte und sich selbst nach Dünkirchen zurückzog.

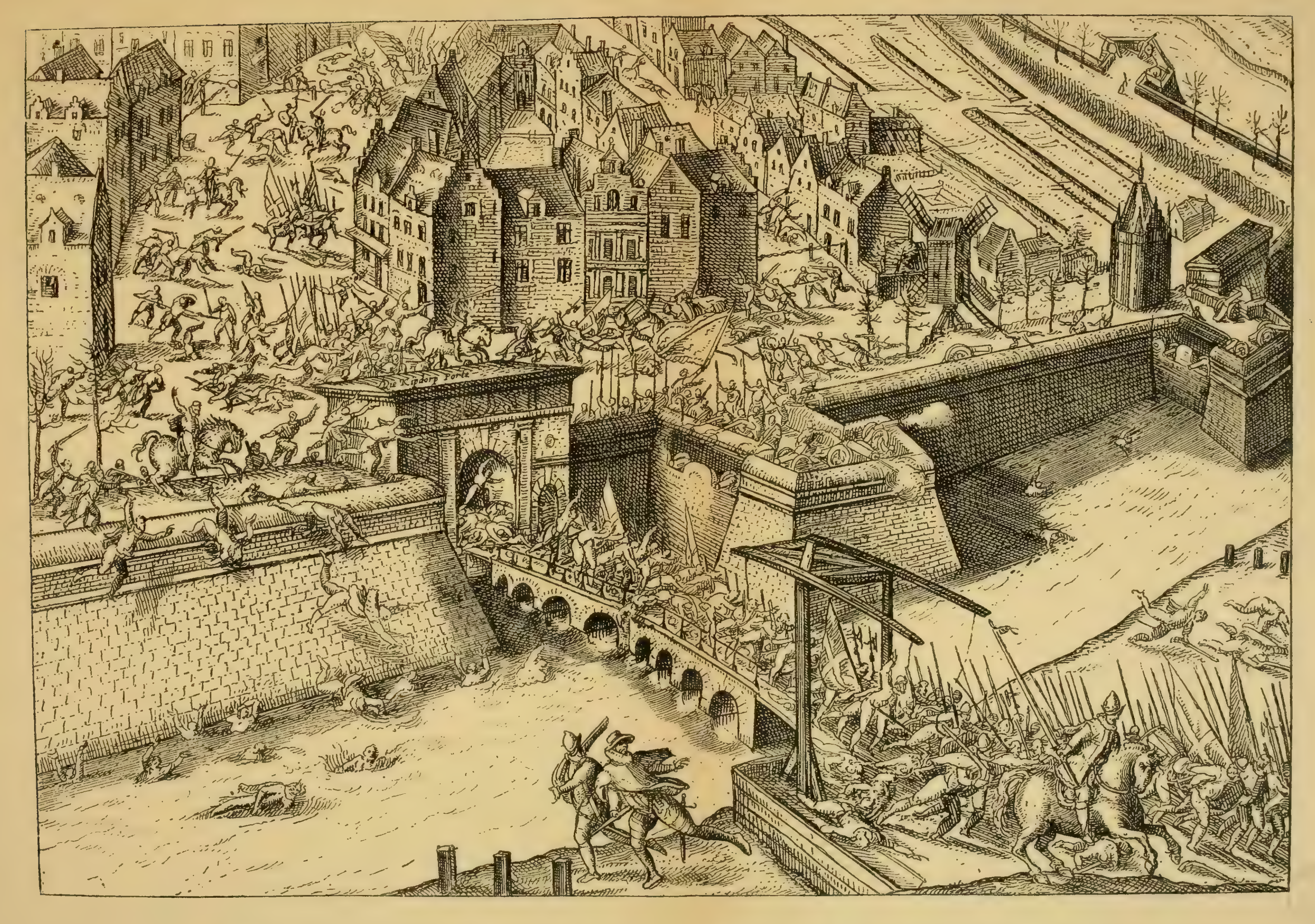
Fortschritte der Spanier.

So zerfahrenen Verhältnissen gegenüber hatte Parma in der That leichtes Spiel. Hennegau und Artois waren ganz in seinen Händen, ja sie hatten schließlich selbst um die Rückkehr der spanischen und italienischen Truppen gebeten, die Parma für ganz unentbehrlich hielt (Mitte Sommer 1582). Seitdem folgten Schlag auf Schlag die Verluste für die Niederländer. Schon Anfang Juli fiel Oudenarde, im Beginn des nächsten Jahres Dünkirchen, Nieuwpoort, selbst Zütphen in Geldern; mit Mühe verhütete Oranien die Übergabe von Gent, das der Verrat des soeben ernannten Statthalters von Flandern, des Fürsten von Chimay, den Spaniern in die Hände liefern wollte. Aber das nahe Brügge ergab sich am 20. Mai, gleich darauf Ypern. Die Austreibung der Protestanten war die sofortige Folge. Unwiderstehlich schob sich Parmas Macht nach Norden vor. Und noch aussichtsloser wurde die Lage der mittleren Provinzen, als Anjous Tod (10. Juni 1584) in Château-Thierry jede Hoffnung auf ferneren französischen Beistand zerstörte.

Ermordung Oraniens 1584.

Vier Wochen später traf die Niederlande der furchtbarste Schlag von allen: Oranien fiel von der Hand eines fanatischen Meuchelmörders.

Seit jenem Attentat vom März 1582 war man nicht weniger als fünf Anschlägen auf die Spur gekommen, die alle von der spanischen Regierung ausgingen. Parma hatte fortwährend mit Anerbietungen solcher Art zu thun, und das eben ist das Entsetzliche in dieser Zeit, daß selbst sonst ehrenhafte Männer wie er zu Genossen ruchloser Banditen wurden, sobald der Staatsvorteil oder die heilige römische Kirche es befahl. Diesmal war es ein fanatischer Schwärmer, der sich ihm anbot, Balthasar Gérard aus der Franche Comté. Seit sieben Jahren schon trug er sich mit dem Mordplane. Durch die Ächtung Oraniens darin bestärkt, war er nach Luxemburg, dann nach Trier, endlich nach Tournai gegangen und hier von den Jesuiten in seinem Vorsatze befestigt worden. Im April 1584 reichte er seinen Plan schriftlich ein und ließ sich von Parma die Auszahlung des Blutgeldes verbürgen. So kam er nach Delft, wo Wilhelm damals seit dem Juli 1583 im „Prinzenhause", dem früheren Agathenkloster, residierte. Hier gab er sich unter dem Namen Franz Guion für einen eifrigen Calvinisten aus, dessen Vater als Ketzer den Tod erlitten habe, beglaubigte sich durch die Überlieferung einiger Siegelabdrücke, die er dem spanischen Gouverneur, Grafen Mansfeld, in Luxemburg entwendet hatte, und so ungefährlich erschien der damals siebenundzwanzigjährige dürftige Gesell, daß Oranien ihn den niederländischen Kommissarien mitgab, die im Frühjahr zu neuen Verhandlungen mit Anjou nach Frankreich gingen. Mit der Nachricht von dessen Tode kehrte Gérard am 8. Juli nach Delft zurück. Am selben Tage noch ließ ihm Oranien Geld zu Schuhen und Strümpfen auszahlen; er ahnte nicht, daß er seinem Mörder die Mittel zum Ankauf einer Pistole lieferte. Als zwei Tage später der Prinz mit seiner (vierten) Gemahlin, Luise von Coligny (seit April 1583), der Tochter des berühmten Admirals, und einigen wenigen Freunden sich zur Mittagstafel im Erdgeschoß begeben wollte, trat Gérard an ihn heran und bat um einen Paß. Dem weiblichen Scharfblick der Prinzessin fielen die Blässe und das aufgeregte Wesen des Menschen auf, Oranien aber achtete dessen weiter nicht, sondern wies ihn an seinen Sekretär und war bei Tisch heiter



Der mißlungene Überfall Antwerpens durch den Herzog von Anjou am 16. Januar 1583.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Hogenberg

und aufgeräumt wie immer. Gegen 2 Uhr hob er die Tafel auf; kaum aber hatte er die Treppe betreten, als aus einer dunklen Nische links derselben in unmittelbarer Nähe der tödliche Schuß ihn traf. Drei vergiftete Kugeln schlugen in seine Brust. Der Prinz sank rückwärts in die Arme seines Stallmeisters mit dem Rufe: „Gott, erbarme dich meiner und meines armen Volkes!“ Man brachte ihn auf sein Zimmer, nach wenigen Minuten verschied er (10. Juli 1584). Der Mörder war zunächst auf die Straße entkommen, dort wurde er ergriffen und schon am 14. Juli nach schrecklichen Martern, die er mit beispielloser Standhaftigkeit ertrug, in grauenvoller Weise hingerichtet. Die Belohnung erhielten seine Eltern.



294. **Wilhelm von Oranien im höheren Alter.**
Nach einem Kupferstiche von Mierevelt.

Wilhelm von Oranien war 51 Jahre alt, als er starb, ein Mann in der Vollkraft des Lebens und von vollkommener Gesundheit. In seinen beiden Söhnen Moritz (geb. 1567) und Friedrich Heinrich (geb. 1584) hinterließ er dem Vaterlande zwei Erben seines Namens, die seiner würdig waren, aber wer hätte den Helden fürs erste zu ersetzen vermocht! Mit seinem Tode starb der Gedanke der niederländischen Monarchie, denn die Huldigung in Holland und Seeland war noch nicht vollzogen, und die Eifersucht der städtischen Aristokratie hinderte die Übertragung der ihm eingeräumten Rechte auf den Sohn; mit ihm schwand aber auch die Seele aus der Politik und Kriegführung der Niederlande. Furchtbare Verluste sollten bald erweisen, was dieser eine Mann für sie gewesen war. Folgen von Oraniens Tod



295. Plan zur Belagerung von Antwerpen durch die Spanier unter Alexander Farnese, Herzog von Parma, vom 10. Juli 1584 bis zum 17. August 1585. Nach Jähns.

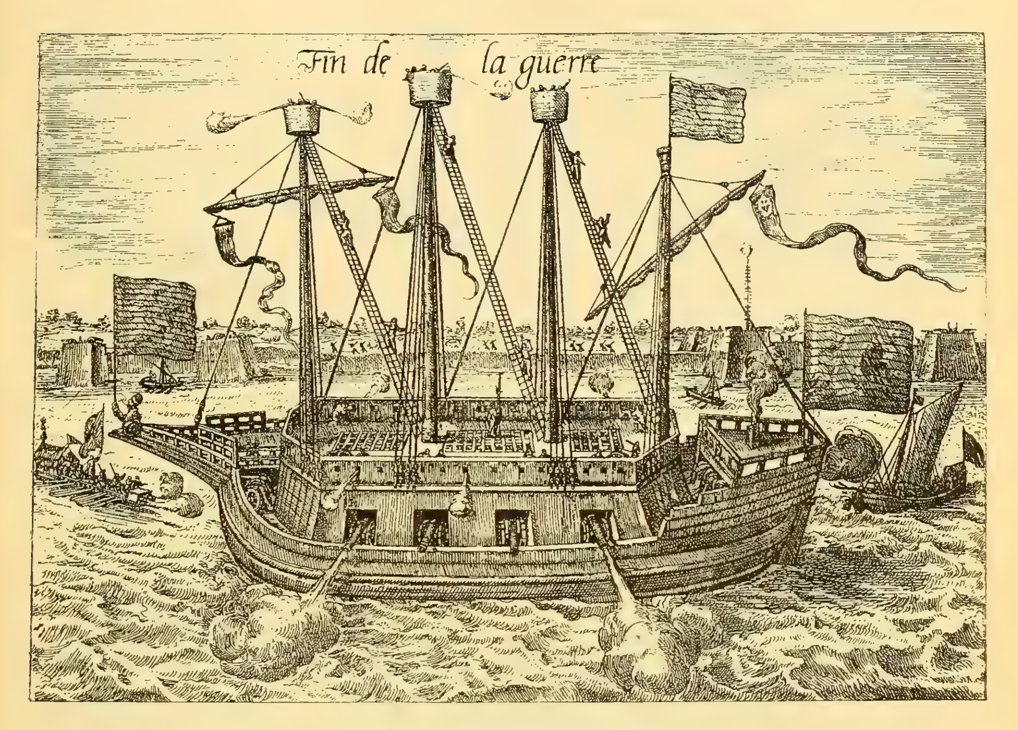
A Hauptlager Farneses. B Lager des Grafen Mansfeld. C Parmas Scheldebrücke. D Flottenangriff Justins von Nassau auf Fort Liefkenshoeck. E bis J Befestigung des Couwensteinschen Deiches.

Belagerung von Antwerpen.

An Oraniens Todestage begann Parma die Belagerung von Antwerpen. Da dies längst vorauszusehen gewesen war, so hatte Oranien noch im November 1583 seinen vertrauten Freund Philipp Marnix von St. Aldegonde, einen der streitbarsten Verfechter der niederländischen Freiheit, zum ersten Bürgermeister ernannt. Dessen Verdienst ist es in erster Linie gewesen, wenn die Stadt wenigstens nicht ruhmlos unterlag.

Denn statt einheitlicher straffer Leitung erscheint hier eine Menge selbständiger, eifersüchtiger Behörden; namentlich ohne den Großen Rat konnte nicht das mindeste von Bedeutung geschehen. Dazu bestand eine sehr starke Friedenspartei, der wie natürlich die meisten Kaufleute angehörten, und auch in der übrigen, konfessionell obendrein gespaltenen Bevölkerung herrschte keineswegs

der unbeugsame Entschluß zum Widerstande, der die Verteidiger Leidens ausgezeichnet hatte. So begann man gleich mit schweren Fehlern. Um die Sperrung der Schelde zu verhindern, wurden allerdings 15 km unterhalb der Stadt rechts und links des Stromes die Forts Lillo und Liefkenshoeck errichtet, aber der Rat St. Aldegondes, den Blauwgarendeich, der sich von Lillo nordwärts zieht, zu durchstechen, um so das ganze Gelände bis zum rückwärts liegenden, von West nach Ost laufenden Couwensteinschen Deiche unter Wasser zu setzen, somit die Wasserverbindung zu sichern, scheiterte an dem eigensinnigen Widerspruche der Fleischerinnung, die ihre schönen Wiesen nicht preisgeben wollte, und ebensowenig befestigte man den Couwensteinschen Deich. So nahmen am 10. Juli die Spanier das erst halbvollendete Fort Liefkenshoeck, und wenn sie sich auch Lillos trotz dreiwöchentlicher Bestürmung nicht bemächtigen konnten, so setzten sie sich doch auf jenen beiden Deichen fest. Gleich im Anfange gingen also die entscheidenden Stellungen für die Belagerten verloren, und mit ruhiger Umsicht schritt nun Parma dazu, ihnen zunächst alle Verbindungen mit dem Binnenlande abzuschneiden, die mit



296. Das Feuerschiff „Fin de la guerre".

Verkleinertes Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Franz Hogenberg.

Gent durch die Einnahme von Dendermonde (17. August), die mit Brüssel durch die Eroberung von Vilvoorden (10. September). Am 17. September fiel Gent selbst in seine Hände und lieferte alles Nötige zur Durchführung seines Hauptplanes.

Es galt, durch Sperrung der Schelde Antwerpen von aller Hilfe auch zur See abzuschneiden Zunächst zweifelte man selbst im spanischen Lager an der Durchführbarkeit des Gedankens, den mächtigen Strom von 800 m Breite und 17 m Tiefe durch eine Brücke zu bändigen, und in der Stadt selbst hatte man dieser Möglichkeit gar nicht gedacht. Doch Alexander setzte seinen Willen durch, und die beiden italienischen Ingenieure Barocchio und Plato führten ihn aus. Sie erbauten zunächst etwa $7^1/_2$ km unterhalb der Stadt die beiden Forts St. Maria und Philipp und führten dann von links und rechts ein gewaltiges Pfahlwerk in den Strom hinein, das aus einer Doppelreihe von Mastbäumen bestehend, einen gedeckten Gang, breit genug für acht Mann nebeneinander, trug.

Die Mitte freilich blieb in einer Ausdehnung von 400 m zunächst offen, so daß trotz des spanischen Geschützfeuers noch mehrfach Getreidetransporte an die Stadt kamen; erst Ende Dezember gelang es, die Lücke zu schließen durch 32 fest verankerte, breite und flache Fahrzeuge, von denen jedes zwei Geschütze, 30 Soldaten und vier Matrosen trug. Starke Flöße deckten überdies ober- und unterhalb die Brücke. Während dieses Baues, den er am 27. Februar 1585

vollendete, hatte zugleich Alexander zur Sicherung seiner Verbindung mit Gent, seinem großen Vorratsplatze, von der schiffbaren Moer aus, die bei Gent in die Schelde fällt, einen Kanal bauen lassen, der beim Dorfe Stekenen begann und bei Calloo die Schelde erreichte. So schoben sich die spanischen Stellungen vom Hauptquartier Beveren ostwärts über die Schelde nach dem Couwensteinschen Damm in einer Ausdehnung von mehr als 15 km zwischen die See und Antwerpen hinein. Im Osten der Schelde lagerte bei Staebroek der Graf von Mansfeld, im Westen bei Beveren der Herzog von Parma selbst.

Sobald hier nun das Bedenkliche der Lage klar war — am 13. März war auch Brüssel gefallen — setzten die Belagerten alles daran, um die Sperre zu brechen. Zunächst erstürmte Justin von Nassau Fort Liefkenshoeck. Der Ingenieur Gianibelli aber rüstete 40 große Boote zu Brandern aus und gestaltete zwei Schiffe, das „Glück" und die „Hoffnung", zu furchtbaren Höllenmaschinen. Das eine ward mit 60, das andre mit 75 Zentner Pulver beladen, darüber Leichensteine von den Friedhöfen gehäuft. Es war in der Nacht des 4. April 1585, als sich die Branderflotte in Bewegung setzte, und fast ließ das ebenso schreckliche als schöne Bild des brennenden Geschwaders Parma und die Spanier seine furchtbare Bestimmung vergessen. Die Gefahr schien in der That vorüberzugehen, denn die Brander verwirrten sich und verloschen meist unschädlich; selbst das „Glück" geriet auf eine Untiefe des linken Ufers und richtete, als es explodierte, nur wenig Schaden an. Da schießt vom vollen Strome getrieben die „Hoffnung" heran. Sie durchbricht die Floßsperre und dringt unaufhaltsam auf den linken Teil der Brücke vor. Mit Mühe läßt sich der Herzog, der, auf ihr stehend, dem Schauspiele zusieht, bewegen, sich in das Fort St. Maria zurückzuziehen. Kaum hat er es betreten, da stürzt er besinnungslos zu Boden. Unter betäubendem Krachen fliegt die „Hoffnung" auf; wie von einem Erdbeben gespalten bäumen sich die Wasser der Schelde empor, schlagen verheerend über die Ufer; im Umkreise von 22 km zittert der Boden, springen die Fenster. Der ganze linke Teil der Brücke ist vernichtet, alles, was auf ihm gewesen, in die Luft geflogen, verbrannt, zerrissen, ertränkt, 500 oder 800 spanische Soldaten getötet, das Werk monatelanger Mühen zerstört. Und doch blieb der ganze Erfolg unbenutzt. Denn die Antwerpischen Schiffe, die nach der Explosion ausliefen, wagten sich nicht nahe genug heran und meldeten daheim, die Brücke stehe noch. Infolgedessen blieb auch die seeländische Flotte, die bei Lillo bereit lag, die Schelde aufwärts zu segeln, unbeweglich, und als man nach einigen Tagen den wahren Sachverhalt erfuhr, da hatte die angespannteste Thätigkeit Parmas und seiner Spanier den Schaden bereits wieder ausgebessert; es war zu spät. Auch ein zweiter Versuch, den Gianibelli mit dem Feuerschiffe „Fin de la guerre" gegen die Brücke machte, blieb vergeblich.

Nun blieb nur noch eins: die Durchstechung des Couwensteinschen Deiches und des Scheldedammes am rechten Ufer, damit auf den überschwemmten Flächen die seeländische Flotte zum Entsatz herankomme. Beim Scheldedamme glückte das; aber das Signal zum Angriff auf den andern Deich wurde dem Geschwader des Grafen Hohenlohe zu zeitig gegeben, so daß es von Antwerpen her keine Unterstützung erhielt und nach mehrstündigem Kampfe wieder zurückging. Ein zweiter Versuch schien besser zu gelingen. Am 26. Mai rückten die Geschwader von Antwerpen und von Seeland her gegen den Couwensteinschen Deich von beiden Seiten vor. Während die Truppen sich von den Schiffen aus und auf dem schmalen Damme erbittert schlugen, gelang es wirklich den Seeländern, sich an mehreren Stellen auf ihm zu verschanzen und an der einen ihn zu durchstechen. Da indes die Flut noch nicht hoch genug ging, um die Schiffe hinüberzulassen, so belud man in aller Eile ein Antwerpener Fahrzeug mit Getreide, und mit ihm fuhren Hohenlohe und St. Aldegonde nach der Stadt. Dort empfing die Bevölkerung sie mit Jubel, denn sie glaubte jeden Augenblick die heißersehnte Hilfsflotte heransegeln zu sehen. Doch indes wandte sich das Blatt. Die frischen Truppen, welche die erschöpften Kämpfer am Damme ablösen sollten, fanden sich nicht rasch genug in die schwierige Lage, Parma selber kam heran und warf sie nach halbstündigem Gefecht zurück. Auch dieser Versuch war also gescheitert, und damit alles verloren.

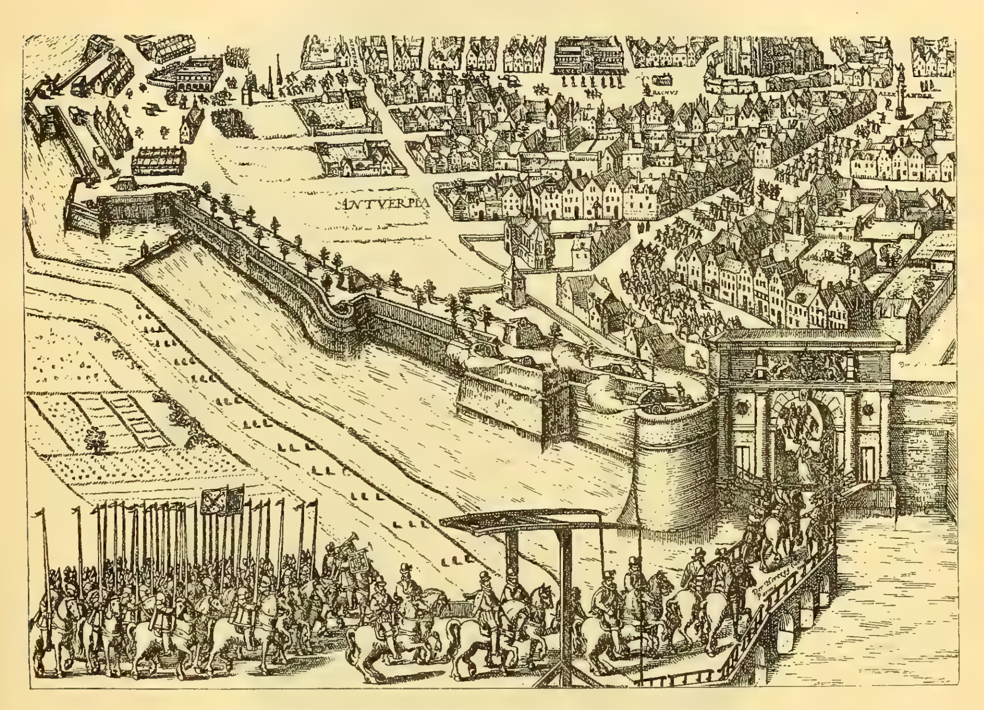
Übergabe von Antwerpen.

Nach einer einjährigen Belagerung war die Widerstandskraft der Stadt erschöpft. Eine Ende Mai 1585 angestellte sorgfältige Untersuchung erwies, daß die Getreidevorräte für die 84—85000 Einwohner Antwerpens nur noch etwas über einen Monat, also bis in den Juli hinein reichen würden. Durch Mischung des Mehles mit schlechten Zuthaten mochte diese Frist etwas verlängert werden, immerhin änderte das nichts an der Thatsache, daß Antwerpen am Ende seines Widerstandes angelangt war. So begann St. Aldegonde zunächst im geheimen und unter der Hand mit Parma anzuknüpfen. Als aber die Not wuchs, das Volk laut nach Frieden schrie, und die Spanier der Stadt durch Wegnahme der festen Schlösser im Umkreise immer dichter auf den Leib rückten, beschloß am 8. Juli der Große Rat, amtlich mit Parma in Verhandlungen zu treten. Am Tage nachher wurden seine Abgesandten unter St. Aldegondes Führung vom Herzog in Beveren zuvorkommend empfangen, und am

17. August 1585 unterzeichnete St. Aldegonde den Unterwerfungsvertrag. Die Stadt nahm spanische Garnison ein, stellte auf ihre Kosten die Citadelle wieder her, erhielt aber volle Amnestie und Anerkennung ihrer Rechte. Die Religionsfreiheit dagegen blieb ihr versagt; nur vier Jahre noch sollte den Protestanten der Aufenthalt gestattet sein, dann hatten sie Antwerpen mit ihrer Habe zu räumen.

Antwerpens Verfall.

Am 27. August hielt Parma seinen Einzug in die bezwungene Stadt. Er staunte über die Spuren der bitteren Not, die ihm überall entgegentraten, und bekannte St. Aldegonde höflich, niemals so geschickt getäuscht worden zu sein. Die Bevölkerung begrüßte den Sieger freudig als Friedensbringer, denn sie hoffte vom Ende des Krieges den Beginn einer neuen Blütezeit. Grausame Täuschung! Nur der Katholizismus erstand hier im alten Glanze; Jesuiten, Dominikaner, Kapuziner u. a. nahmen trium-



297. Einzug Alexander Farneses in Antwerpen am 27. August 1585.

phierend Besitz von den Kirchen und Klöstern, auch ein neuer Erzbischof wurde eingesetzt (1587), nur die geistlichen Güter nicht zurückgefordert. Doch die alte Blüte der Stadt war für immer geschwunden. Vierundzwanzig Jahre lang (bis 1609) hing seitdem die niederländische Blockade über der spanisch gewordenen Schelde, und was sie nicht verdarb, zerstörte die Auswanderung der Protestanten, des Kernes der Bevölkerung. Ihrer 30 000 siedelten nach Deutschland und Holland über, die Brokat-, Seiden- und Samtweber gingen meist nach England, mit ihnen die Intelligenz und das Kapital. Verödung lagerte sich über dem Scheldestrome, Verödung über der Stadt, Verödung über Flandern und Brabant. Ganze Dörfer waren entvölkert, die Felder blieben unbestellt; in den Wäldern lagen Räuberbanden, Bettlerscharen drangen dreist in alle Höfe, und auf den leeren Landstraßen trotteten die Wölfe. Das waren die Folgen des Krieges und der Herrschaft des „katholischen Königs".

Moritz von Oranien und Oldenbarneveldt.

Gleiches Schicksal drohte den nördlichen Provinzen, wenn es ihnen nicht gelang, sich der Spanier zu erwehren. In ihnen herrschte freilich eine feste Entschlossenheit zum Widerstand, wie sie der Süden niemals gezeigt hat. Der Calvinismus, der zunächst in Holland und Seeland vollkommen durchgedrungen war und durch die Zuwanderung der südländischen Protestanten noch verstärkt wurde, machte jeden Gedanken an einen Ausgleich mit Spanien unmöglich. Freilich empfanden die Provinzen den Verlust Oraniens aufs tiefste, und es war ein kühner Griff des gewiegten Jan Oldenbarneveldt, den nur die Erfahrung rechtfertigen konnte, bei ihnen die Erhebung des siebzehnjährigen Moritz von Oranien zum Statthalter durchzusetzen.



298. **Moritz von Oranien, Statthalter der Niederlande.**
Nach einem Gemälde von M. J. Miereveld im Rijksmuseum zu Amsterdam.

Moritz, der Sohn Wilhelms und Annas von Sachsen (geb. 13. November 1567), daher nach seinem Großvater, dem Kurfürsten Moritz, genannt, war erst am pfälzischen Hofe in Heidelberg, dann unter den Augen seines Vaters in Breda erzogen worden und hatte seine Studien in Leiden vollendet. Still und fleißig hatte er sich namentlich mit Mathematik und Militärwissenschaften beschäftigt und war ein überzeugter Calvinist.

Moritz entfaltete seine außerordentlichen militärischen Fähigkeiten, namentlich im Festungskriege, erst allmählich, ein großer Staatsmann war er niemals, und auch in seinem verschlossenen, harten, schroffen Wesen, das nie eine Niederlage verzieh und niemals eine Beleidigung vergaß, war er vom Vater sehr verschieden. Die eigent-

liche Leitung der Geschäfte lag natürlich noch lange in den Händen seines Beraters **Jan van Oldenbarneveldt**, des damaligen Sekretärs (Ratspensionärs) der Staaten von Holland.

Geboren am 25. September 1547 in Amersfoort bei Utrecht aus einer angesehenen Familie des dortigen Patriziats, erhielt er eine gründliche Bildung, die er durch Reisen im Auslande noch vertiefte, und ließ sich 1570 als Rechtsanwalt im Haag nieder. Mit dem Beginne der Erhebung 1572 trat er entschlossen auf die Seite seiner Landsleute, und nachdem ihm die Ernennung zum Ratspensionär von Rotterdam 1577 den Zutritt zu den Staaten von Holland geöffnet hatte, gewann er an allen wichtigen Verhandlungen derselben bald einen hervorragenden Anteil.



299. Jan van Oldenbarneveldt,
Ratspensionär von Holland und Haupt der Staatenpartei.

Ein überzeugter Aristokrat und holländischer Patriot erstrebte er vor allem eine feste Regierung, unter Umständen auch eine verfassungsmäßig beschränkte Monarchie, und die Sicherung möglichster Unabhängigkeit für Holland. Sein herrischer und habsüchtiger Charakter, der ihm allmählich ein riesiges Vermögen erwarb, erweckte ihm viele Feinde und zog ihm oft herbe, teilweise allerdings unbegründete Vorwürfe zu. Dem Hause Oranien war er aufrichtig ergeben; nur die Jugend des Prinzen Moritz verhinderte ihn, sofort alle Machtvollkommenheit des Vaters auf ihn zu übertragen.

Immerhin vermochte er die Holländer dazu, den Prinzen zum Statthalter und Generalkapitän zu ernennen. Sie sicherten sich dadurch weniger gegen Spanien, als gegen England. Denn am 10. August 1585 schlossen die Generalstaaten, nachdem sie vergeblich Heinrich III. von Frankreich die Herrschaft angeboten hatten, unter eifriger Teilnahme Oldenbarneveldts, mit Elisabeth ein festes Bündnis ab, in dem die Königin zwar keineswegs die niederländische Krone nahm, wohl aber ihren Günstling Lord Leicester, einen oberflächlichen Höfling ohne jede politische oder militärische Begabung, als ihren Generalstatthalter mit Heeresmacht hinüberschickte. Er erhielt das Recht, in den Provinzen einen Statthalter zu bestellen, wo es augenblicklich keinen gab, und besetzte Brielle und Vlissingen als englische Pfandstädte.

Leicester in den Niederlanden.

Im Dezember 1585 landeten die Engländer in Vlissingen. Doch Leicester fand seine Stellung bald ebenso unerträglich als früher Anjou. Er sollte mit einem Staatsrate regieren, den die Generalstaaten ernannten, und auf die wichtigsten Provinzen Holland und Seeland hatte er wenig Einfluß. Anderseits erwies sich seine Kriegführung als elend. Parma näherte sich mit beunruhigender Schnelligkeit eben jenen Landschaften. Durch die Einnahme von Gravelingen und Sluys bemächtigte er sich fast der gesamten flandrischen Küste und näherte sich der unteren Maas; durch die Wegnahme von Venloo brachte er die mittlere in seine Hand, und als nun vollends Anfang 1587 die englischen Befehlshaber ohne Not Deventer und die Schanzen bei Zütphen ihm übergaben, da sperrte er den ganzen Lauf der Yssel und schnitt den Westen und Osten der Niederlande voneinander. Auch begünstigte Leicester von Anfang an die demokratisch-calvinische Partei und trat dadurch zu der bürgerlichen Aristokratie, die in Holland herrschte, den „Regenten", in den schärfsten Gegensatz. Nun kamen die Niederländer gar dem verräterischen Plane Leicesters auf die Spur, ihre Häupter gefangen zu setzen und das Land englischer Herrschaft mit Gewalt zu unterwerfen. Das gab seinem Ansehen den Rest. Entschlossen stellten sich die Staaten von Holland an die Spitze, ernannten Oldenbarneveldt zu ihrem Ratspensionär (Landesadvokaten), also thatsächlich zum Minister und nahmen im Februar 1587 die Befugnisse des Generalgouverneurs, soweit sie Holland betrafen, selbst in die Hand. Zu statten kam ihnen die Erkenntnis, daß Elisabeth damals den Frieden mit Spanien wolle, also die Niederländer im Stiche lassen werde. Da wurde Leicesters Stellung unhaltbar. Im Dezember 1587 nahm er seine Entlassung und kehrte Anfang 1588 mit seinen Truppen nach England heim.

Die Niederlande ließ er in großer Not zurück. Es ist kaum ein Zweifel daran möglich, daß es Parma bei entsprechender Unterstützung seitens des Königs gelungen sein würde, sie vollständig zu unterwerfen, aber im entscheidenden Augenblicke rissen Fanatismus und Herrschgier Philipp II. zu der ungeheuren Unternehmung gegen England fort, deren Scheitern den Wendepunkt des gewaltigen Kampfes in Westeuropa bildete. Die Gründe dazu lagen in den englischen Verhältnissen.

Maria Stuarts Untergang.

Pläne u. Umtriebe Maria Stuarts.

Während der Lärm des Waffenkampfes in den Niederlanden tobte, blieb in England äußerlich alles ruhig, innerlich aber steigerte sich die Bewegung von Jahr zu Jahr. Ihren Mittelpunkt bildete die gefangene Königin von Schottland. Die Zeit von 1570 bis 1584 hat sie mit geringen Unterbrechungen in Schloß Sheffield unter der Obhut Lord Shrewsburys zugebracht. Die Haft war keineswegs streng, zumal da Shrewsbury dem Katholizismus zugeneigt und seine Gemahlin mit der Königin verwandt war; sie konnte ausgehen und ausreiten, auch brieflicher Verkehr mit ihren



300. Maria Stuart im späteren Lebensalter.
Gemälde in der Königl. Gemäldegalerie des Windsor Castle.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach.

Freunden war ihr gestattet, aber in manchen Dingen erscheint doch die Behandlung kleinlich und gehässig. Schon die hohen, gewölbten Zimmer mit ihren steinernen Fußböden und großen Kaminen waren der Gesundheit nicht eben förderlich. Von ihrer

glänzenden Ausstattung hatte sie nur einige Reste gerettet, ihre Tafel war unköniglich knapp bestellt. Mehr als einmal hat man Diener, die ihr besonders treu waren, durch andre ersetzt, und man war grausam genug, ihr niemals trotz vielfältiger Bitten einen Geistlichen ihres Bekenntnisses zu gewähren. Unter Entbehrungen und Kränkungen litt auch ihre Gesundheit; zuletzt hat sie kaum noch fünfzig Schritte weit zu gehen vermocht, auch ergraute sie schnell. Trotzdem hielt sie sich aufrecht. Die Schwungkraft ihres Geistes half ihr über die schlimmsten Zeiten hinweg; sie konnte gelegentlich, im Kreise ihrer Hofdamen sitzend, lachen und scherzen wie in den Tagen der Freiheit und war unermüdlich, andre durch Geschenke, namentlich Arbeiten ihrer geschickten Hand, zu erfreuen; selbst den harten Sinn Elisabeths hat sie so zu erweichen gesucht. Auch Verse flossen ihr wie ehedem leicht aus der Feder, und eifrig las sie ihre französischen Lieblingsdichter. Doch nicht nur ihr leichter Sinn hat sie vor der Verzweiflung bewahrt, mehr noch ihre Religiosität, die in der Gefangenschaft immer aufrichtiger und wärmer wurde. Noch ist ein Gebetbuch vorhanden, dessen Ränder mit Versen von ihrer Hand bedeckt sind. Endlich aber — und das war nicht das Geringste — sie besaß eine unversiegbare Kraft, zu hoffen. Sich zu befreien, nach Schottland zurückzukehren, vielleicht gar in England ihr Recht zur Geltung zu bringen, das waren die Gedanken, die fortwährend in ihrem Innern lebendig blieben und sie aufrecht erhielten. Auch als Gefangene blieb Maria ein Glied in der Kette der katholischen Mächte, ihre Befreiung ein von vielen erstrebtes Ziel, und sie selbst eine drohende Gefahr für Elisabeth.

Zunahme der katholischen Agitation in England.

Die Bartholomäusnacht hatte dieser jedes engere Einvernehmen mit Frankreich unmöglich gemacht und sie völlig isoliert. Um so eifriger arbeiteten ihre katholischen Gegner. In Irland brach im Jahre 1579 unter Fitzmaurice ein neuer katholischer Aufstand aus, den päpstliche Söldner unterstützten; Don Juan d'Austria dachte von den Niederlanden her in England zu landen, Maria zu befreien und an ihrer Seite das katholische Großbritannien zu begründen. Um alle diese Dinge hat Maria gewußt. Gefährlicher als solche Träume war die immer weiter um sich greifende katholische Agitation in England selber, die im wesentlichen von den Jesuiten und den Guisen mit spanischer und päpstlicher Hilfe betrieben wurde. In Douai, später auch in Reims bestand ein jesuitisches Priesterseminar, welches junge Engländer zu katholischen Geistlichen bildete. In den mannigfachsten Verkleidungen kamen sie dann in ihre Heimat zurück, sammelten hier die Glaubensgenossen heimlich um sich, bestärkten sie in ihrer Feindschaft gegen Elisabeth und verbreiteten die Bannbulle Pius' V. In kurzem fiel es auf, wie groß die Zahl der erklärten Katholiken war, und wie häufig Zweifel am Thronrechte der Königin auftauchten. Gelegentliche Verhaftungen oder Hinrichtungen — so 1581 die der beiden Jesuiten Parsons und Campian — schreckten nicht ab; mit 16000 Spaniern glaubten katholische Priester England unterwerfen zu können. Hinter ihnen aber standen die Guisen und der spanische Gesandte in London, der stolze und eifrig katholische Bernardino Mendoza. Dem gegenüber suchte Elisabeth wieder Anlehnung an Frankreich, indem sie sich zur Vermählung mit Franz von Anjou bereit erklärte; aber obwohl sie die Ringe wechselten und der Herzog im November 1581 selbst nach England kam, die Abneigung Elisabeths gegen jede Ehe vereitelte den Plan ebenso, wie die Schwierigkeiten, die an sich in ihm lagen. So blieb England isoliert.

Katholische Wendung in Schottland.

Und doch drohte auch von Schottland Gefahr. Zwar solange Graf Mortons harte Hand die Zügel hielt, konnte der Staat als Verbündeter Elisabeths gelten, aber als Morton der calvinistischen Landeskirche eine bischöfliche Verfassung aufzudringen suchte, mußte er seinen zahlreichen Gegnern weichen (1578). Nochmals kehrte er freilich zurück; er ließ seine Todfeinde, die Hamiltons, auf Grund früherer Anklagen für Verräter erklären und ihre Güter verwüsten, während sie selbst sich durch die Flucht

Transskription

zu dem

Faksimile der eigenhändigen Nachschrift Maria Stuarts zu einem Briefe an den französischen Gesandten in England.

Messieurs, jay honte destre contreinte de vous representer si particulierement mes misères pardeca mays me presse et contreint de le vous déclarer a ce que lon ne vous contente pardela de parolles sans maslégir par aucqun effect dont je suis hors de toute espérance puisque je ne voys rien a ceste foys qui tarde a parformer ceste honorable traitement dont il a tant esté parle. Syr Amyas m'avest ja signifie la reponce a mon memoire et depuis une heure jay resçu vos dernieres et l'un et l'autre consideré en effect je ne treuve aucqune occasion de contentement par une voye ni l'autre qui me fayt plus instamment que jamays vous prier de poursuivre le contenu de ma lettre sidesubs.

Vostre entièrement meilleure amye

MARIE.

Übersetzung:

Meine Herren, ich schäme mich, gezwungen zu sein, Ihnen so umständlich mein Elend hier zu schildern, aber es drängt mich und zwingt mich, es Ihnen zu erklären, auf daß man Sie darüber nicht mit Worten abspeise, ohne mich in irgend einer Weise zu erleichtern; ich bin ohne alle Hoffnung, da ich nichts sehe von dieser Treue, welche zögert, mir die ehrenvolle Behandlung zu gewähren, von welcher so viel gesprochen ist. Sir Amyas hatte mir schon die Antwort auf meine Eingabe mitgeteilt und seit einer Stunde habe ich Ihr letztes (Schreiben) erhalten, und in anbetracht beider finde ich in der That keinen Grund zu Zufriedenheit auf einem oder anderm Wege, was mich veranlaßt, Sie noch dringender als je zu bitten, den Inhalt meines obigen Briefes zu verfolgen.

Ihre beste Freundin

Maria.

Anmerkung: In dem Briefe, dem diese Nachschrift beigefügt ist, beklagte sich Maria, daß die Königin von England sie als Gefangene an einem unwohnlichen Orte festhielte, und bat inständig, man möge ihr französische und schottische Diener geben.

Monsieur i'ay honte d'estre contreinte
de vous representer si particulierement
mes miseres par de ca mays le mal me presse
& contreint de le vous declarer, a ce que
vous ne vous contentes par de la de parolles
sans m'asleger par aqun effect dont ie
suis hors de toute esperance puis que ie ne
voys rien a ceste foys qui tarde a parformer
cest honorable traitement dont il a tant este
parle sur anyas m'avoit ia signifie le responce
a mon memoire & depuis une heure i'ay reçu
voz dernieres et lui & l'autre considere en
effect ie ne treuve aucune occasion de
par une voye ni l'autre qui me fayt plus instament
que ie n'aurays vous prier de poursuivre le contenu de ma
lettre si dessubs

Vostre entierement meilleure amye
Marie

Faksimile der eigenhändigen Nachschrift Maria Stuarts
zu einem Briefe
an den französischen Gesandten in England.

retteten, endlich König Jakob VI. für volljährig ausrufen (1579), um in seinem Namen nur um so unumschränkter zu herrschen. Doch eben dies führte seinen schließlichen Sturz herbei.

Denn den jungen König gewann bald völlig für sich Esmé Stuart, Graf Lennox, ein Vetter desselben, der in Frankreich geboren war und nun sein heiteres, elegantes Wesen nach der rauhen Heimat übertrug. Aber hinter diesem harmlosen Äußern verbarg er eine entschieden katholische Gesinnung und bemühte sich daher, im Bunde mit einem Sendling der Guisen, dem jungen, leichtfertigen Grafen Arran (Jakob Stuart, nach einer französischen Besitzung auch d'Aubigny genannt), auch auf den König zu übertragen. Dem stand Graf Morton im Wege. Einer Anklage auf Hochverrat gelang es, ihn zu beseitigen, und ein parteiisches Gericht verurteilte ihn trotz englischer Verwendung zum Tode, den er am 2. Juni 1581 zu Edinburg standhaft erlitt. Damit sah die katholische Partei ihre Bahn frei. Jetzt galt es, Maria zu befreien und England zu gewinnen, mit einem Worte, das katholische Großbritannien zu begründen.

Lennox' Sturz.

Dafür war jedoch der protestantische Adel Schottlands zu stark. Es gelang ihm, unter Führung des Lords Ruthven im August 1582 den König in seine Gewalt zu bringen und ihn zur Entlassung seiner Günstlinge zu zwingen. Lennox starb in Frankreich. Nur freilich war der Sieg der protestantisch-englischen Partei nicht von Dauer. Denn König Jakob entkam nach St. Andrews, Graf Arran trat wieder an seine Seite und, gestützt auf Frankreich, zog er Ruthven und Genossen zur Rechenschaft, ließ sogar diesen gefährlichsten Gegner in Stirling enthaupten. Auch auf kirchlichem Gebiete erfocht die reaktionäre Bewegung ihren ersten Erfolg: das Parlament führte die Bistümer wieder ein (Mai 1582). So schwoll auch in Schottland die Flut der Reaktion, und es war ein Glück für Elisabeth und den Protestantismus, daß der unbeugsame Sinn der calvinischen Geistlichkeit daselbst, wie die Unentschlossenheit Jakobs VI. ein thatkräftiges Auftreten im katholischen Sinne unmöglich machten.

England und Spanien.

Wenn die englischen Staatsmänner im Jahre 1584 Umschau hielten, konnte sie wohl bange Sorge beschleichen. Im Lande sehr fühlbare und doch schwer faßbare katholische Umtriebe, in Schottland ein halb katholisches Regiment, in den Niederlanden Oranien tot und Parma im raschen Vordringen, in Rom und Spanien tödliche Feindschaft, auf Frankreich kein Verlaß, das war die Lage. Da trafen die Entschlossenheit und der Scharfblick Lord Burleighs den richtigen Punkt. Die Königin habe, so stellte er ihr vor, ernstlich nur von Spanien zu fürchten, von diesem aber alles. So solle sie die Niederländer kräftig unterstützen und gleichzeitig Spanien in Amerika angreifen, daheim aber die Katholiken, namentlich die Lords, mild behandeln, ohne ihnen zu trauen. Damit trat die entscheidende Wendung ein in Elisabeths Politik: sie eröffnete den Kampf mit Spanien und stellte sich an die Spitze der protestantischen Welt.

Bereits am 18. Januar 1584 hatte sie den spanischen Gesandten Mendoza ausweisen lassen und damit die amtlichen Beziehungen zu Philipp II. abgebrochen. Wie sie dann in den Niederlanden verfuhr, ist bereits erzählt worden (s. S. 640), zur See aber war England seit Jahren thatsächlich im Kriege mit den Spaniern. Dies führte teils zu ganz neuen Entdeckungen, teils zur Wiederholung solcher, die von den Spaniern bereits gemacht, aber den übrigen Nationen vorenthalten worden waren. Englische Kaufleute nämlich, die sich von ihnen geschädigt glaubten, sandten ihre Raubschiffe in die amerikanischen Gewässer. An der Spitze eines solchen Geschwaders gelangte Franz Drake im Jahre 1576 in den Mexikanischen Golf und an die Landenge von Panama. Als er diese überstiegen hatte und die Fluten des Großen Ozeans

als erster Nichtspanier vor sich sah, da betete er zu Gott, es möge ihm vergönnt sein, diese Gewässer auf einem englischen Schiffe zu durchsegeln. In der That ging er bereits am 13. Dezember 1577 mit fünf Schiffen wieder in See und passierte vom 17. August bis 6. September 1578 glücklich die furchtbaren Engen der Magellanstraße. Ein Sturm trieb ihn südwärts bis in die Nähe des Kap Hoorn, und da er von dort aus nach Süden nichts sah als offene See, so ging ihm zuerst die Ahnung auf, daß Südamerika in eine Spitze auslaufe und also der Atlantische mit dem Großen



301. Franz Drake.
Nach einem Kupferstiche.

Ozean dort zusammenhänge, nicht, wie man bisher geglaubt, durch ein großes Südland geschieden sei. An der Westküste Amerikas darauf nordwärts steuernd, plünderte er allerorten an und auf dem Gestade, wo man in vollkommener Sorglosigkeit dahinlebte, bis nach Lima hin. Da er indessen fürchtete, die Spanier möchten ihm den Rückweg durch die Magellanstraße sperren, wie es auch wirklich beabsichtigt war, so drang er bis zum 42° nördl. Breite vor, in der Hoffnung, dort eine Durchfahrt nach dem Atlantischen Ozean zu finden. Darin getäuscht, entschloß er sich zur Fahrt über

den Großen Ozean im ganzen in derselben Richtung, die vor ihm Magellan eingeschlagen hatte. Glücklich erreichte er die Ladronen, dann die Molukken, und um das Kap der guten Hoffnung segelnd, lief er am 3. November 1580 wieder in den Hafen von Plymouth ein, mit einer Ladung im Werte von 800 000 Pfd. Sterl. an Bord. Die Königin schlug den kühnen Seefahrer zum Ritter, und fortan trieb sein Beispiel andre zu gleicher Verwegenheit an. Als dann der Gegensatz zu Spanien immer schärfer heraustrat, erschien Drake im Januar 1586 vor St. Domingo, erzwang dort und im südamerikanischen Cartagena schwere Brandschatzungen und nahm auf der Rückfahrt im Hafen von Cadiz eine Menge Fahrzeuge weg, die nach oder von Indien kamen. Seine Kaper bedeckten die See.

Gesetz zur Sicherung Elisabeths.

Die Verschärfung der Gegensätze zwischen Spanien und England wirkte natürlich auf die inneren Verhältnisse des letzteren ein. Die katholischen Umtriebe wurden lebhafter, die Maßregeln ihnen gegenüber strenger; schon im Jahre 1585 wurde Parry, der mit den Agenten Marias in Verbindung stand und mit Elisabeths Ermordung umging, gefaßt und hingerichtet. Auch die Stimmung des protestantischen Volkes gestaltete sich gereizter. Überall bildeten sich zum Schutze Elisabeths Privatverbindungen, die sich verpflichteten, Angriffe auf sie zu ahnden und im Falle sie ermordet würde, einen Prätendenten niemals anzuerkennen. In allen Kirchen wurden Gebete für sie veranstaltet; wenn sie ausritt oder ausfuhr, drängten sich Hunderte an sie, den Himmel um Schutz für die Königin anflehend. Im Parlament aber ging der entscheidende Beschluß durch: Personen, zu deren gunsten eine Empörung oder ein Attentat gegen Elisabeth versucht wird, verlieren ihr Recht auf den Thron; sind sie beteiligt, so werden sie vor einem Ausnahmegericht auf den Tod angeklagt (März 1585). Wie ein scharf geschliffenes Schwert hing dieses Gesetz über Marias Haupte.

Letzte Verschwörung für Maria Stuart.

Sie wußte sehr wohl, was um sie her vorging. Den Gedanken eines Mordversuchs wies sie mit Abscheu von sich, aber sie geriet in die Schlingen einer Verschwörung, die, zu ihrer Befreiung unternommen, doch auch das Leben Elisabeths unzweifelhaft in Gefahr brachte. Die Urheber dieser Verschwörung waren John Savage, früher in Parmas Diensten, und der Priester John Ballard; sie gewannen dann Anton Babington, einen katholischen Edelmann, der früher Page in Shrewsburys Diensten gewesen und daher persönlicher Verehrer Marias war, und setzten sich mit den Jesuiten in Reims, mit Mendoza, dem damaligen spanischen Gesandten in Paris, und Aubespine, dem französischen Botschafter zu London, ins Einvernehmen. Ihr Plan ging dahin, mit hundert handfesten Gesellen Elisabeth zu ermorden, Maria zu befreien und sie mit Hilfe eines katholischen Aufstandes und einer spanischen Landung auf den Thron Englands zu erheben. Letztere versprach König Philipp von den Niederlanden aus, sobald er die Nachricht von Elisabeths Tode erhalte. Maria, seit Januar 1585 wieder in Tutbury, dann auf ihre Beschwerden nach dem gesünderen Chartley (Staffordshire) gebracht, aber unter die strengere Hut des Amias Paulet, eines ehrenhaften, freilich auch rauhen Calvinisten, gestellt, wußte von allem und trat mit Babington durch chiffrierte Briefe in Verbindung. Trotzdem wird man kaum behaupten können, daß sie persönlich Elisabeths Ermordung ernsthaft gewollt habe; sie vermied, davon zu schreiben, und hat es später ihren Richtern gegenüber entschieden in Abrede gestellt.

Während sie aber nun, wie sie meinte, im tiefsten Geheimnis Briefe empfing und absandte, hatte die englische Regierung durch den Verrat mehrerer Teilnehmer die ganze Verschwörung längst entdeckt. Zwei der „Freunde“ Babingtons waren Spione des Staatssekretärs Franz Walsingham, ein andrer, Gilbert Gifford, dem jener den brieflichen Verkehr mit Maria anvertraute, lieferte alle Schreiben, die Maria oder Babington abschickte, in Burleighs und Walsinghams Hände! Sie hätten es also jeden Augenblick

in ihrer Gewalt gehabt, das Komplott zu unterdrücken, doch nicht darauf kam es ihnen an, sondern darauf, unwiderlegliche Beweise von Marias voller Mitwissenschaft auch an dem Mordplane in die Hände zu bekommen. Und als sich nun die Gefangene in dem verhängnisvollen Briefe vom 17. Juli 1586 dazu bekannte, da schlug das Netz über ihrem und Babingtons Haupt zusammen. Die Verschwörer wurden ergriffen, durch die Folter zum Geständnis gebracht und in London hingerichtet (20. und 21. September).

Prozeß gegen Maria Stuart.

Schon war dort alles vorüber, als der Befehl nach Chartley gelangte, sofort Marias Zimmer zu durchsuchen. Sie war eben zu Pferde gestiegen; während sie gezwungen zu der angesetzten Jagd hinwegritt, wurden ihre Schreiber Kurl und Nau verhaftet, ihre Papiere mit Beschlag belegt und eine Menge Schriftstücke gefunden, die auch andre Personen schwer belasteten. Elisabeth las sie alle, warf sie aber ins Feuer, denn es wäre der Gipfel der Unklugheit gewesen, jetzt durch hartes Verfahren Aufregung und Furcht zu verbreiten. Um so weniger dachte sie Maria zu schonen. Von Schottland her war keine Einsprache zu besorgen, denn es war der englischen Politik gelungen, Graf Arran zu stürzen, die verbannten Edelleute zurückzuführen und König Jakob VI. selbst durch ein Jahrgeld von 5000 Pfd. Sterl. und die Aussicht auf die Nachfolge in England völlig in Elisabeths Interesse zu ziehen (Juli 1586). Der Staatsrat also befand, der im Gesetz von 1585 vorgesehene Fall sei eingetreten, und beschloß demgemäß „Maria, Tochter und Erbin Jakobs V., vormals Königin von Schottland" vor einem Gerichtshofe von 46 Lords — auch katholische waren darunter — auf Leib und Leben anzuklagen. Unter starker Bedeckung des aufgebotenen Adels wurde Maria am 25. September nach Schloß Fotheringhay bei Peterborough gebracht, dem alten glänzenden Sitze der Yorks, und hier trat am 14. Oktober in der großen Bankethalle der Gerichtshof zusammen. Maria willigte nach langer Weigerung auf Hattons Zureden zwar in ihre Vernehmung, aber nur mit dem Vorbehalte, daß sie damit ihrem Rechte als freie Fürstin nichts vergebe; bei den Verhandlungen benahm sie sich ruhig und würdig und wußte sich mit großer Gewandtheit zu verteidigen. Daß sie sich zu befreien versucht habe, gab sie zu, denn man habe sie wider alles Recht gefangen gehalten; auch ihr Einverständnis mit Babington gestand sie ein, nur nicht hinsichtlich des Mordplanes gegen Elisabeth. Das Gericht entschied indessen, daß dies in der Sache nichts ändere, da ein Aufstand nicht möglich gewesen sei ohne Gefährdung Elisabeths, und daraufhin fällte es am 25. Oktober das Todesurteil über Maria, Königin von Schottland. Das soeben zusammengetretene Parlament bestätigte den Spruch (8. November).

Maria vernahm die Ankündigung gefaßt und würdevoll (19. November); auch hat sie schwerlich geglaubt, daß das Urteil vollstreckt werde, und war jedenfalls nicht gesonnen um Gnade zu flehen, wie Elisabeth gewünscht hätte. In einem stolzen Briefe an die Königin bat sie nur um ein Begräbnis in Frankreich, um öffentliche Vollziehung des Spruchs, damit die Ihrigen Zeugnis ablegen könnten von ihrem Glauben und „ihrem Gehorsam gegen die wahre Kirche", endlich um die Entlassung ihrer Diener nach Frankreich. Aber vorläufig war von der Vollstreckung des Urteils überhaupt nicht die Rede. Elisabeth war nicht gleichgültig gegen ihren Ruf in der Nachwelt und stolz darauf, daß seit 1572 kein hohes Haupt in England gefallen war, ein unerhörter Fall in der blutigen Geschichte des Königreichs. Auch verwandten sich Frankreich und Schottland für die Gefangene. Elisabeth hätte einen milderen Ausweg gewünscht, etwa eine Nichtigkeitserklärung des Thronrechts der Schottin und lebenslängliche Haft; sie verwies die Frage noch einmal an das Parlament, doch dies blieb dabei, der Tod Marias sei notwendig für die Sicherheit des Staates und der Königin. Da sah man wohl Elisabeth in tiefem Sinnen auf- und abgehen und vor sich hin die Worte murmeln:

„Trag oder schlag; willst du nicht tragen, so schlag." (Aut fer aut feri; ne feriare feri.) Endlich trieb die Entdeckung einer neuen Verschwörung sie weiter. Ein Fanatiker hatte sich anheischig gemacht, die Zimmer der Königin in die Luft zu sprengen, und der französische Gesandte hatte darum gewußt. Da rief Elisabeth in heftiger Aufregung: „Ich nähre die Schlange, die mich vergiftet; um sich zu retten, würde sie mir das Leben nehmen; soll ich mich zur Beute für jeden Bösewicht hergeben?" Und in dem unmittelbaren Gefühle, daß ihr Leben durch das bloße Dasein Marias bedroht sei, ließ sie sich das schon ausgefertigte Todesurteil bringen und unterzeichnete es mit raschem Federzuge (2. Februar 1587).

Doch noch scheute sie vor dem Äußersten zurück, vor dem Befehle zur Ausführung. Es war üblich, einen solchen nochmals einzuholen, das aber ist nicht geschehen. Als vielmehr ihr Sekretär Dawison sah, daß seine Herrin den Tod der Gegnerin wünsche, sogar insgeheim durch ihn, freilich vergeblich, Sir Amias Paulet zum Mordversuche gegen Maria auffordern ließ, aber sich scheute, die Hinrichtung zu befehlen, glaubte er ihr einen Dienst zu erweisen, wenn er nicht nochmals ihre Meinung einholte, und übergab das unterzeichnete Urteil an Burleigh. Dieser und der Staatsrat übernahmen es, auf eigne Hand die Vollstreckung anzuordnen, und so gingen die Kommissare, die Lords Shrewsbury und Kent mit Beale, dem Sekretär des Geheimen Rates, nach Fotheringhay ab.

Es war am Nachmittage des 7. Februar, als sie dort anlangten. Maria empfing die Botschaft ihres nahen Todes mit Würde und Fassung. „Es ist gut", sagte sie, „das ist die Großmut der Königin Elisabeth! Würde man es jemals geglaubt haben, daß sie wagen würde, mit mir so weit zu gehen, die ich ihre Schwester, ihresgleichen bin, und niemals ihr unterthan? Doch Gott sei gelobt, weil er mir die Ehre anthut, sterben zu dürfen für ihn und seine Kirche." Sie verwandte die letzten Stunden, um ihre Barschaft und ihren Schmuck mit Hilfe ihrer treuen Kammerfrauen Johanna Kennethy und Elisabeth Kurl unter ihre Anverwandten und Diener zu verteilen und mehrere Briefe in deren Interesse zu schreiben. Dann speiste sie fast heiter zu Abend und schlief ruhig ein paar Stunden. Um 6 Uhr erwachte sie mit den Worten: „ich habe nur noch zwei Stunden zu leben." Noch einmal schrieb sie an König Heinrich III. wegen ihrer Diener und unterzeichnete: „am Morgen meines Todes, Mittwoch 8. Februar 1587. Maria, Königin." Angekleidet betete sie knieend vor dem Kruzifix und genoß eine geweihte Hostie, die ihr einst Pius V. gesandt hatte — einen Geistlichen ihres Glaubens hat man ihr auch jetzt noch verweigert — dann nahm sie Abschied von den Ihrigen. Um 9 Uhr erschien der Sheriff der Grafschaft, in Trauer, mit dem weißen Stabe. Unter dem Schluchzen ihrer Frauen schritt sie hinaus, die breite Treppe hinab; außer ihrem Haushofmeister Melvil und dem Leibarzt Bourgoing begleiteten sie nur die Frauen Kennethy und Kurl. Wie sie unten in den Saal eintrat, war er schwarz verhangen und voll Menschen, in der Mitte erhob sich das niedrige Schafott. Man hatte die Roheit, sie mit dem Marsche zu empfangen, der in England bei der Hinrichtung von Hexen gespielt wurde. Sie bestieg das Gerüst und hörte schweigend die nochmalige Verlesung des Urteils, dann sprach sie ein paar Worte zur Versammlung. Die Bußpredigt des protestantischen Dekans Fletcher von Peterborough unterbrach sie mit der Erklärung, sie sterbe als katholische Christin. Statt dem Fanatiker Schweigen zu gebieten, ließen die beiden Lords zu, daß er durch laute anglikanische Gebete die letzte Andacht der Sterbenden störte. Niederknieend verrichtete Maria ihr Gebet, empfahl die Kirche, ihren Sohn und Elisabeth dem göttlichen Schutze, und indem sie aufstehend die Arme ausbreitete, bat sie nochmals um Vergebung ihrer Sünden. Dann verband ihr Johanna Kennethy die Augen, und sie legte das Haupt

Maria Stuarts Tod.

auf den Block. Es fiel erst beim zweiten Schlage, der erste traf nur den Hinterkopf und hatte sie wohl betäubt. Der Henker hob das Haupt empor mit dem Rufe: „Gott schütze die Königin Elisabeth!", der Dekan fügte hinzu: „Also mögen alle ihre Feinde sterben!" Graf Kent sagte Amen, alle andern schwiegen oder weinten. Die Leiche wurde auf Elisabeths Befehl erst im Dome von Peterborough beigesetzt, später im Jahre 1612 unter Jakob VI. in die Westminsterabtei übertragen, wo sie nicht weit von Elisabeth ruht; Schloß Fotheringhay ließ der König schleifen, so daß längst kein Stein mehr auf dem andern steht.

Elisabeth war in der That überrascht, als sie die Kunde empfing. Kaum erhielt der unentbehrliche Burleigh Verzeihung, Dawison büßte seine Eigenmächtigkeit durch lange Haft im Tower, aber die Königin atmete auf wie von einer furchtbaren Last befreit, und mit ihr das ganze protestantische England. In London läuteten alle Glocken, Freudenfeuer brannten auf den Straßen, Bankette wurden veranstaltet. Es ist nicht zu fordern, daß man damals hätte anders empfinden sollen, doch die Nachwelt wird sagen müssen: Marias Tod war ein Akt der Staatsnotwehr, nicht der Gerechtigkeit. Sie ging unter als Opfer des ungeheuren Kampfes, der die Welt erschütterte, ihr Anspruch auf England war ihr Verderben. Aber hatte England kein Recht, sie zu verurteilen, so büßte sie sittlich mit ihrem Tode nur, was sie in Schottland gesündigt hatte. Eine wahrhaft tragische Gestalt, hinreißend und erschütternd, so wird ihr Bild die Nachlebenden immer von neuem ergreifen.

Die „unüberwindliche Armada".

Politische Lage. Auf die Hinrichtung Maria Stuarts antwortete die katholische Welt mit der „unbesieglichen Armada".

Seit sich England an der Spitze des protestantischen Europa gestellt hatte, war sein Gegensatz zu Spanien, der katholischen Hauptmacht, unversöhnlich. Der Krieg in den Niederlanden und auf der See schärfte ihn noch mehr, drängte Philipp II. zu dem Versuche, seine bedrohte Herrschaft über das Meer, die er um der Behauptung der amerikanischen Besitzungen willen nicht antasten lassen durfte, durch die Unterwerfung Englands zu sichern und damit den Schlußstein in den stolzen Bau seines Weltreichs einzufügen. Insofern er England der katholischen Kirche wiedergewinnen wollte, konnte er auf die Unterstützung Papst Sixtus' V. rechnen. Freilich einen andern Ausweg, etwa die Bekehrung Elisabeths, hätte dieser vorgezogen, denn die Verstärkung des ohnehin schon drückenden spanischen Übergewichts lag nicht in seinem Interesse; aber jeden Versuch, auf sie in jener Richtung einzuwirken, hatte Elisabeth lächelnd abgewiesen, und so blieb nur der andre Weg, die Katholisierung Englands durch die Unterwerfung unter Spanien. Auf die Nachricht von dem Tode Maria Stuarts, bei der er in Thränen ausbrach, erneuerte deshalb Sixtus V. den Bann über Elisabeth, beauftragte Philipp II. mit seiner Ausführung und mit dem Regimente in England, wie denn auch Maria ihn zum Erben ihrer Ansprüche eingesetzt hatte, versprach auch selbst eine stattliche Geldbeihilfe, freilich nur in dem Falle, daß die Landung gelinge.

Die Aussichten schienen nicht ungünstig. In den Niederlanden war Parma in raschem Fortschreiten, in England durch Marias Tod die Stimmung unter den Katholiken sehr aufgeregt. Kriegsgefahr von andrer Seite hatte Spanien nicht zu fürchten, denn die Türkei lag seit 1574 in endlosem Kriege mit den Persern (s. S. 472), Frankreich war durch innere Schwierigkeiten völlig gelähmt, und was hatte Englands Kriegsmacht gegen die spanische zu bedeuten! Man rechnete, es könne zu Lande etwa

Transskription

zu dem

Befehl zur Hinrichtung der Maria Stuart vom 1. Februar 1587.

Elizabeth by the grace of God Queene of England Fraunce and Ireland, Defender of the faethe etc. To our trusties and welbeloved cosins George Earle of Shrewsbury Erle Marshall of England, Henry Erle of Kent Henry Erle of Darby George Erle of Comberland Henry Erle of Pembroke greeting. Whereas since sentence given by you and others of our Counsell nobility and judges against the Queene of Scotts by the name of Mary ye daughter of James ye fifth late King of Scotts, commonly called the Queene of Scotts and dowager of Fraunce, as to you is well knowne, all the states in the last parliament assembled did not only deliberatly by great advise allowe and approve the same sentence as just and honorable, but also with all humblenes and trustines possible sundry times requier solicite and presse us to proceed to the publishing of the same, and thereupon direct such further execution against her person as they did adjudge her to have duly deserved; adding thereunto that the forbearing thereof was and would be dailie ascertained and undoubted daunger not onlie to our owne life but to themselves, their posteritie and them publique estate of this Realme, aswell for the just cause of the gospell ane true religion of Christ as for the peace of the whole Realme: Wereunto we did (though the same were with some delay of time) publish the same sentence by our Proclamation, and yet hitherto have forborne to give direction for the further satisfaction of the foresaid most earnest request made by our said estates of our Parliament; whereby wee doe daily understand by all sortes of our loving Subjects both of our Nobility and Counsell and also of the wisest greatest and best devoters of all our subjects of inferior degrees, howe greatly and deepely from the bottom of their harte they are greived dayly and afflicted howerly with feare of our life and thereby consequently with a dreadfull doubt and expectation of the ruine of this present godly and happie estate of this Realme, if wee shall forbeare the further finall execution, at it is deferred, and neglect their generall and conttinuall requeste prayers, counselles and adresses. And thereupon contrary to our naturall disposition in such case, being overcome with their ardent weight, their counsell and daily intercessions imploring further necessities as appeareth directly tending to the safety not only of our lief but also of the weale of our whole Realme, wee have considered to suffer justice to take place and for the execution thereof upon the speciale trust experience and confidence, which wee have in your loyalties, faithfulnes and love both towards our person and the safety thereof and also to your naturall Country, whereof you are most noble and principall members: wee doe will and by warrant hereof do direct and advertise you so soone as you shall have time convenient to repaire to our castle of Fotheringhay, where the said Queene of Scotts is in custody of our right trustie servant and counsellor Sir Amias Paulett Knight; and then taking her into your charge to cause by your comaundment execution to be had upon her person in the presence of yourselves and the aforesaid Sir Amias Paulett and of such other officers of the shire as you shall comaund to attend upon you for that purpose, and the same te be done in such manner and forme and att such time and place there and by such persons as so you find. Four or three or two of you shalbe thought by your discretions convenient, notwithstanding ane law statute or ordinance to the contrary. And these our Lettres patentes sealed with our great seale of England shalbe to you and every of you to all persons, that shalbe present or that shalbe by you comaunded to doo any thing partayning to the aforesaid execution, a full sufficient warrant and discharge for ever. And further wee are also pleased and contented and bye these presents wee doe will comaund and autorise our Chauncellor of England at the request of you, all and every of you, to ratifie the duplicat of these our Lettres patentes to be in all purposes ever duly made. Dated and sealed with our great seale of England as these presents are. In witnes thereof wee have caused these our Lettres to ce made pattentes. Att Grenwich, 1° Februarij, anno XXIX of our Reigne. (Unterz.) Elizabeth R[egina].

Übersetzung

des

Befehls zur Hinrichtung der Maria Stuart vom 1. Februar 1587.

Elizabeth, von Gottes Gnaden Königin von England, Frankreich und Irland, Verteidigerin des Glaubens u. s. w. An Unsre getreuen und liebwerten Vettern Georg Earl von Shrewsbury Earl Marschall von England, Heinrich Earl von Kent, Heinrich Earl von Darby, Georg Earl von Cumberland und Heinrich Earl von Pembroke — Gruß.

Nachdem von euch und andern Unsers Rates der Edeln und Richter Urteil ergangen ist gegen die Königin von Schottland, Namens Marie, Tochter Jakobs V., verstorbenen Königs von Schottland, gewöhnlich genannt Königin von Schottland und Königin Witwe von Frankreich, und nachdem wie euch wohl bekannt, alle in dem letzten Parlament versammelten Stände nicht nur nach langer Überlegung dieses Urteil einstimmig als gerecht und ehrenhaft anerkannt und gebilligt haben und auch in aller Demut und Treuen wiederholt Uns gebeten und gedrängt haben, dasselbe zu veröffentlichen und darauf die Vollziehung zu befehlen gegen ihre Person, in der Erkenntnis, daß sie es wohl verdient hat, und mit dem Beifügen, daß die Unterlassung eine tägliche unzweifelhafte Gefahr nicht nur für Unser eignes Leben, sondern auch für euch, eure Nachkommenschaft und für das öffentliche Wohl dieses Reiches, sowie für die gerechte Sache des Evangeliums und der wahren Religion Christi, und für den Frieden des ganzen Reiches sei — worauf Wir (obgleich nach Verlauf einiger Zeit) dieses Urteil durch Unsre Proklamation veröffentlicht, jedoch bis jetzt unterlassen haben, dem vorgenannten dringenden Gesuche Unsrer Stände und Unsres Parlamentes Genüge zu thun, so daß Wir täglich von allen Klassen Unsrer liebenden Unterthanen, sowohl des Adels als des Rates, wie auch von den weisesten, größten und besten Anhängern aller Unserer Unterthanen geringeren Grades hören, wie sehr und tief aus dem Grunde des Herzens sie täglich betrübt und stündlich geängstigt sind wegen Gefahr für Unser Leben und deshalb mit schrecklicher Befürchtung erfüllt und den Untergang des gegenwärtigen gottseligen und glücklichen Zustandes des Reiches befürchten, falls Wir länger mit der endlichen Vollziehung zögern und ihre allgemeinen und fortwährenden Gesuche, Bitten, Ratschläge und Adressen außer acht lassen:

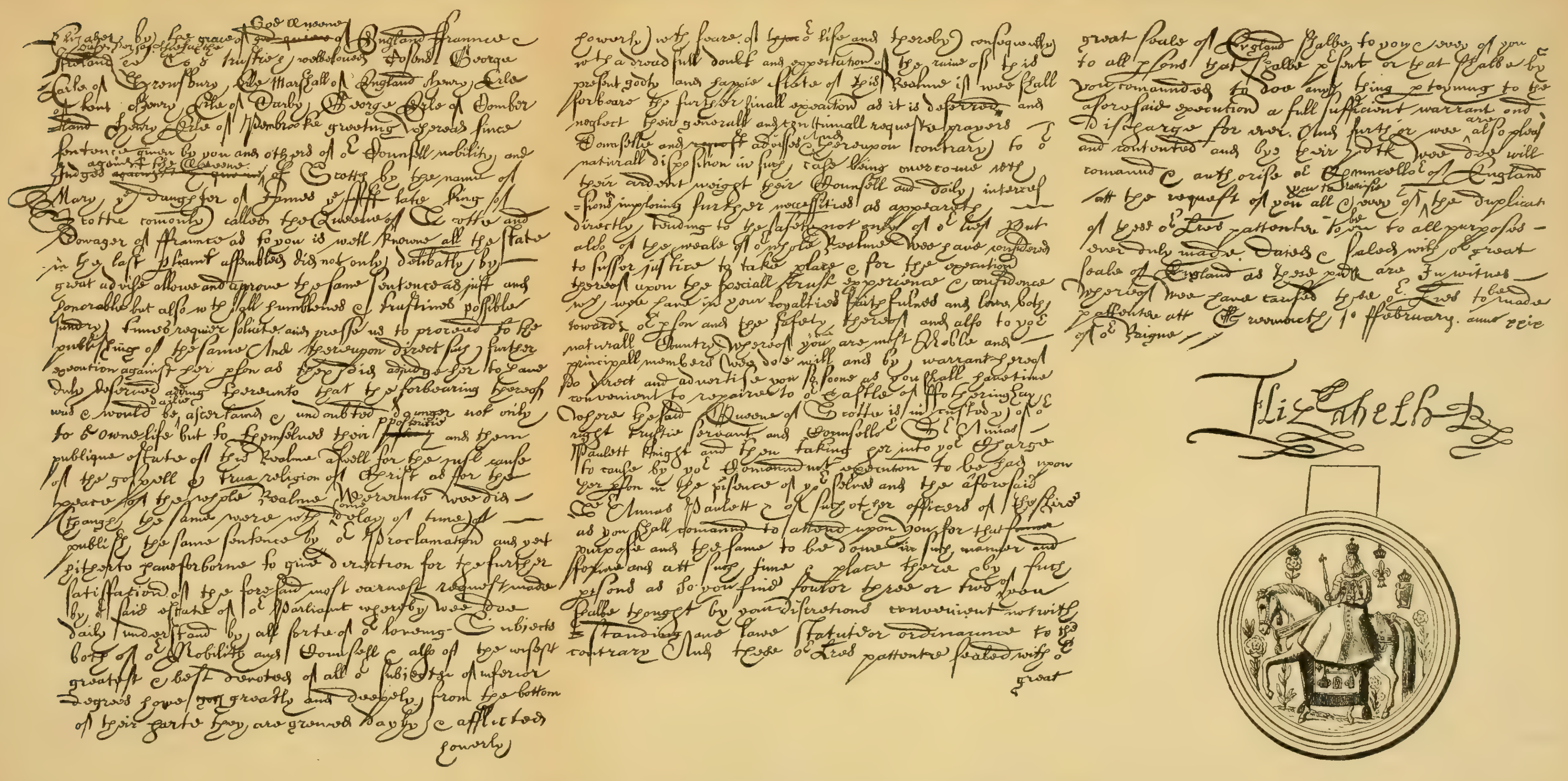
Darauf haben Wir, entgegen Unsrer natürlichen Sinnesart in solchem Falle, überwältigt von dem Gewicht dieser Bitten, der Ratschläge und der täglichen Fürbitten, welche die Notwendigkeit betonen für die Sicherheit nicht nur Unsers Lebens, sondern auch des Wohles Unsers ganzen Reiches zu sorgen, für gut befunden, daß die Gerechtigkeit ihren Gang nehme und für die Vollstreckung des Urteiles euch ausersehen, nach dem besonderen Vertrauen, welches Wir hegen zu eurer Loyalität, Treue und Liebe sowohl für Unsre Person und Unsre Sicherheit, wie auch für euer Heimatland, dessen edelste und hervorragendste Glieder ihr seid. Und so wollen und befehlen wir durch Gegenwärtiges, daß ihr, sobald es euch die Zeit erlaubt, euch nach Unsrem Schlosse Fotheringhay begebet, allwo die genannte Königin von Schottland unter der Bewachung Unsers sehr getreuen Dieners und Rates, des Ritters Sir Amias Paulett, sich befindet, und das Urteil gegen ihre Person vollstrecken lasset in eurer und des genannten Sir Amias Paulett und andrer Beamten der Grafschaft, die ihr zu diesem Zwecke vorladen werdet, Gegenwart, und soll die Vollstreckung in der Art und Weise, zu der Zeit und dem Orte und durch die Personen geschehen, wie ihr nach eurer Einsicht bestimmen werdet. Vier oder drei und zwei von euch sollen nach eurer Einsicht für passend erachtet werden, ungeachtet irgend eines Gesetzes, Statutes oder einer Ordonnanz, welche anders bestimmen. Und dieser Unser Freibrief, mit Unserm großen Siegel von England versehen, soll euch und jedem von euch, und allen Personen, welche gegenwärtig sein werden, oder von euch beauftragt werden, irgend etwas zu der genannten Vollstreckung zu thun, volle, genügende Vollmacht und Entlastung sein für immer.

Und ferner beliebt es Uns und befehlen hier durch Unseren Kanzler von England und ermächtigen ihn, auf euer Gesuch und das jedes von euch, das Duplikat dieses Unsers Freibriefes zu ratifizieren, damit es für alle Zwecke gehörig ausgestellt sei.

Dattert und gesiegelt mit Unserm großen Siegel von England, wie Gegenwärtiges. Urkund dessen haben Wir diesen Unsern Freibrief veröffentlichen lassen. Zu Greenwich, 1. Februar im XXIX. Jahre Unserer Regierung.

gez. Elizabeth R[egina].

Warrant to Execute Mary Stuart, Queen of Scots, A.D. 1587.



Elizabeth by the grace of God Quene of England Fraunce and Ireland etc. To o[u]r trustie and welbeloved Cosins George Earle of Shrewsbury Erle Marshall of England Henry Erle of Kent Henry Erle of Darby George Erle of Cumberland Henry Erle of Pembroke greeting Whereas since sentence given by you and others of o[u]r Counsell nobility and Judges against the late Quene of Scotts by the name of Mary the daughter of James the fifth late King of Scotts commonly called the Quene of Scotts and Dowager of Fraunce as to you is well knowne all the states in the last Parliament assembled did not only deliberatly by great advise allowe and approve the same sentence as just and honorable but also w[i]th all humbleness and earnestnes possible sundry times require solicite and presse us to proceede to the publishing of the same And thereupon direct such further execution against her person as they did adiudge her to have duly deserved adding thereunto that the forbearing thereof was and would be a certaine and undoubted daily danger not only to o[u]r owne life but to themselves their posteritie and the publique estate of this Realme aswell for the cause of the gospell and true religion of Christ as for the peace of the whole Realme Whereunto wee did with some delay of time publish the same sentence by o[u]r Proclamation and yet hitherto have forborne to give direction for the further satisfaction of the foresaid most earnest requests made by the said estates of o[u]r Parliament whereby wee doe daily understand by all sortes of o[u]r loving subjects both of o[u]r Nobility and Counsell and also of the wisest greatest and best devoted of all o[u]r subjects of inferior degrees howe greatly and deeply from the bottom of their hartes they are greeved and afflicted

lowerly

lowerly with feare of o[u]r life and thereby consequently with a dreadfull doubt and expectation of the ruine of the present godly and happie state of this Realme if wee shall forbeare the further finall execution as it is deserved and neglect their generall and contynuall requests prayers counsells and advises And thereupon contrary to o[u]r naturall disposition in such case being overcome with their ardent weight their Counsell and daily intercessions imploring such necessities as appeareth directly tending to the safety not only of o[u]r owne person but also of the weale of o[u]r whole Realme wee have condiscended to suffer justice to take place and for the execution thereof upon the speciall trust experience and confidence which wee have in your loyalties faithfulnes and love both towardes o[u]r person and the safety thereof and also to yo[u]r naturall Countrey whereof you are most noble and principall members Wee doe will and by warrant hereof doe direct and authorise you as soone as you shall have time convenient to repaire to o[u]r Castle of Fotheringhay where the said Quene of Scotts is in custody of o[u]r right trustie servant and Counsellor S[i]r Amias Paulett knight and there taking her into yo[u]r charge to cause by yo[u]r commandment execution to be done upon her person in the presence of yo[u]rselves and the aforesaid S[i]r Amias Paulett and of such other officers of Justice as you shall commaund to attend upon you for that purpose and the same to be done in such manner and forme and att such tyme and place there by such persons as to you foure three or two of you shalbe thought by your discretions convenient notwithstanding any lawe statute or ordinaunce to the contrary And these o[u]r l[ett]res pattents sealed with o[u]r great

great

great seale of England shalbe to you and every of you and to all persons that shalbe present or that shalbe by you commaunded to doe any thing appertaining to the aforesaid execution a full sufficient warrant and discharge for ever. And further wee are also pleased and contented and by these presents wee doe will commaund and authorise o[u]r Chauncellor of England at the requests of you all and every of you the duplicate of these o[u]r l[ett]res pattents to be to all purposes ever duly made dated and sealed with o[u]r great seale of England as these presents are In witnes whereof wee have caused these o[u]r l[ett]res to be made pattents att Grenewich 1o ffebruary anno reg[ni] of o[u]r Raigne

Elizabeth

Befehl zur Hinrichtung der Maria Stuart vom 1. Februar 1587.

Faksimile in 1/5 der Originalgröße.

6000 Mann aufbringen und zur See nicht über 40 Kriegsschiffe. So riet auch Alexander von Parma zum Angriff, obwohl er seinerseits lieber alle Anstrengungen auf die Niederlande gerichtet hätte; doch verschob Philipp das Unternehmen bis aufs Jahr 1588, um mit erdrückender Übermacht auftreten zu können.

Spanische Rüstungen.

Die Halbinsel begann vom Lärme der Rüstungen zu erdröhnen, als man in London von Rom her die sichere Nachricht erhielt, sie seien gegen England gerichtet.



302. Eine Gallione. (Zu S. 650 f.)
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Wilhelm Barendsz gestochen von Visscher (Nationalmuseum in Paris).

Der Schrecken war anfangs nicht gering. Sofort geschah indes das mögliche, um ihren Gang wenigstens aufzuhalten. Franz Drake erschien an der spanischen Küste und nahm an der Tajomündung und im Hafen von Cadiz eine Menge Schiffe weg, die zum Teil für die Armada bestimmt waren. Auf Veranstaltung eines Londoner Kaufmanns hielt ferner die Bank von St. Georg in Genua gegen eine Entschädigung von 40000 Pfd. Strl. die für Spanien bestimmten Gelder eine Zeitlang zurück. Selbst auf Friedensverhandlungen ließ sich die englische Regierung ein, teils um den Londoner Kaufleuten genüge zu thun, die im Kriegsfalle die Sperrung des hochwichtigen

Handels mit den Niederlanden fürchteten, teils um Zeit für ihre eignen Vorbereitungen zu gewinnen. Unfälle und Ungeschick der Spanier kamen ihr dabei zu Hilfe. In Lissabon gingen angeblich 20000 Mann an Krankheiten infolge mangelhafter Verpflegung zu Grunde; die zur flandrischen Armee im Jahre 1587 gesandten Italiener starben fast alle, und ein plötzlicher Sturm versenkte 28 Fahrzeuge. Nichtsdestoweniger nahmen die Rüstungen ihren Gang. Und ungeheuer in der That waren die Anstrengungen, welche Philipp II. machte, unterstützt von der Opferwilligkeit der Stände und der Bevölkerung. Gegen 150 Schiffe mit im ganzen 57000 Tonnen Gehalt zählte die Flotte.

Die Armada.

Ihrer Zusammensetzung nach steht sie in charakteristischem Gegensatz zu der, die bei Lepanto siegte. Die Armada war die erste große Segelkriegsflotte der Neuzeit, jene ihre letzte große Ruderkriegsflotte, ganz entsprechend dem Unterschiede zwischen dem Seewesen der Ozeanvölker und der Mittelmeerlande. Nur vier neapolitanische Galeassen (s. S. 461), gewaltige Schiffe zu 50 Geschützen, 450 Soldaten und 300 Ruderern, vertraten noch die Ruderschiffe; den eigentlichen Kern bildeten 65 Gallionen und Koggen, beide reine Segler. Die Gallionen waren 28—29 m lang, 9—9,6 m breit und vom Deck bis zum Kiel 9 m tief, also an sich schon sehr hoch. Dazu kamen noch hohe Kastelle auf dem Vorder- und Hinterdeck in 3—4 Stockwerken, so daß das Schiff, wenn es nicht sehr tief geladen war, leicht umschlug. Die Bemastung bestand aus 2—3 Masten, welche Raasegel trugen, die Bewaffnung aus 40—50 Geschützen in Breitseitenstellung. Die größte Gallione der Armada, das andalusische Admiralschiff, hielt 1550 Tonnen, die nächstgrößten 1000—1300 Tonnen, entsprachen also ungefähr einer jetzigen deutschen Kreuzerkorvette. Die Kogge, seit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts das eigentlich nordische, namentlich hanseatische Schlachtschiff, maß etwa 20 m in der Länge und 7—8 m in der Breite, hielt mindestens 200 Tonnen, soviel wie eine kleine moderne Brigg, und trug Raasegel an ihren beiden Masten. Zu diesen Schlachtschiffen kamen noch 45 kleine Fahrzeuge und 20 Avisos. Die Bemannung bestand aus 18973 spanischen und portugiesischen Soldaten, 581 Freiwilligen aller katholischen Nationen, 8050 Seeleuten und Ruderknechten (meist Türken, Algeriern, Juden und Deutschen), 788 Büchsenmeistern, 637 Dienern u. s. f., im ganzen aus gegen 30000 Menschen. An Geschützen zählte man 2431 Stück. Lebensmittel für 40000 Mann auf sechs Monate und 5000 Ztr. Pulver sollten die Flotte für alle Fälle sichern. Dagegen war die Munition, etwa 124000 Stück Geschosse, also durchschnittlich 50 auf das Geschütz, nur auf eine einzige Schlacht bemessen, und gerade dieser Umstand ist der Armada verhängnisvoll geworden.

Wetteifernd hatten alle Landschaften der Halbinsel für die Ausrüstung gesorgt; Andalusien gab nur an Schiffszwieback 12000 Zentner, Galicien an Pökelfleisch 6000 Zentner. Durch Verstärkung der Wandungen und Umwickelung der Masten und Raaen mit Tauwerk hatte man die Schiffe widerstandsfähiger, aber auch viel schwerfälliger gemacht. Die ganze Flotte zerfiel in acht Geschwader, von denen sechs nach den Landschaften hießen, die sie aufgebracht hatten, nämlich das portugiesische, baskische, kastilische, andalusische, guipuzcoanische und levantische; dazu kamen noch zwei Geschwader von Lastschiffen und leichten Fahrzeugen.

Mit dem Oberbefehl hatte Philipp II. anfangs den erfahrenen Marquis de Santa Cruz betraut, der sich schon in der Schlacht von Lepanto hervorgethan (s. S. 469), und als dieser starb, wie es heißt, weil ihm der König seine Unzufriedenheit über den langsamen Fortgang der Rüstungen zu erkennen gegeben hatte, folgte ihm Alonso Perez de Guzman, Herzog von Medina Sidonia, ein vornehmer Herr ohne seemännische Erfahrung, der seine Stellung nur durch die Beihilfe des tüchtigen Juan Martinez de Recalde und andrer Seeoffiziere behaupten konnte. Während nun in den Häfen der Pyrenäischen Halbinsel diese gewaltige Flotte instand gesetzt wurde, sammelte Alexander von Parma in den Niederlanden ein Landheer von 30000 Mann Spaniern, Wallonen, Italienern und Deutschen und machte in Antwerpen, Nieuwpoort und Dünkirchen 100 Fahrzeuge für Proviant, 200 für den Transport von Truppen und 70 für den der Pferde fertig. Die Heerzüge bedeckten alle Straßen; außer den Truppen erschienen zahlreiche Freiwillige aus Italien, Frankreich, Deutschland, ja selbst aus Schottland und England; es war in der That ein Unternehmen nicht bloß Spaniens, sondern des gesamten katholischen Europa, ein Kreuzzug wider die Ketzer, wie früher gegen die Mauren und Heiden. Das zeigten auch die 180 Geistlichen, welche die Flotte begleiten sollten, unter ihnen der Generalvikar der Inquisition, das bewiesen zahlreiche dichterische Kundgebungen.



303. König Philipp II. von Spanien im Alter von 60 Jahren.
Nach dem Gemälde des Juan Pantoja da la Cruz im Pradomuseum zu Madrid.

Englische Rüstungen.

Welche Hoffnung hatte nun England, diesen Mitteln und diesem Geiste zu widerstehen! Denn die königliche Flotte hätte allein nicht im mindesten genügt. Sie zählte damals nicht mehr als 34 Segel mit 6200 Mann Besatzung, und ihre Schiffe blieben an Größe hinter den spanischen weit zurück. Mehr als 1000 Tonnen Gehalt hatte kein einziges, die meisten weit weniger, und in der That nahmen sie sich neben den hochragenden feindlichen Gallionen aus wie schlanke arabische Rosse gegenüber schweren friesischen Hengsten. Indes ersetzten sie diese Mängel durch ihre Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit, und waren außerordentlich solid und dauerhaft gebaut, dazu von den besten Seeleuten der Welt bemannt und befehligt.

Freilich gingen die Vorbereitungen anfangs außerordentlich langsam. Zwar hatte Elisabeth dem Lord Howard schon im Dezember 1587 den Befehl zur Kriegsbereitschaft gegeben, dann aber hoffte sie wieder auf Frieden, befahl, die Hälfte der Mannschaft zu entlassen, und zog die Flotte größtenteils in die Themse zurück; ihre vier größten Schiffe lagen ohne Bemannung bei Chatham.

Endlich, als im Mai 1588 kein Zweifel mehr blieb, daß die Spanier kommen würden, wurde die Flotte vollbemannt. Doch damit konnte man sich nicht begnügen. Die Königin wagte es, sich an die englische Volkskraft zu wenden und noch einmal nach mittelalterlicher Weise die Lehnsaufgebote des Adels und der Städte zu Land und See aufzurufen. Da traten im Augenblicke der größten Gefahr alle Parteiunterschiede zurück, und auch die Katholiken fühlten sich nur als Engländer. Wetteifernd stellten Edelleute und Bürgerschaften ihre Aufgebote. London lieferte statt der pflichtigen 15 Schiffe ihrer 38, der Adel 43. So sind im ganzen 190 bewaffnete Fahrzeuge mit 15000 Mann Besatzung gegen die Spanier ausgelaufen. Freilich waren das, abgesehen von der königlichen Marine, keine Kriegsschiffe, sondern notdürftig für den Kampf ausgerüstete Kauffahrer und Küstenschiffe. An die Spitze der gesamten Flotte stellte die Königin einen Katholiken, den Lord Karl Howard von Effingham. Aber da man nun doch einer feindlichen Landung entgegensehen mußte, so wurde noch einmal die Organisation des alten Lehnsstaates lebendig, der Adel mit seinen Pächtern und Hintersassen und die Bürgerwehren der Städte eilten unter die Fahnen, alles in allem 76000 Mann zu Fuß und 3000 Reiter unter dem Oberbefehle des Lord Leicester. Sobald der Feind im Kanal erschien, sollten sich drei Heere bilden: das eine im Südosten, in Kent und Essex, zugleich zum Schutze der Themsemündung, das andre im Südwesten, das dritte als Reserve um Windsor. Lord Leicester nahm sein Hauptquartier in Gravesend an der Themse. Landete der Feind, dann sollten überall die Brücken abgebrochen, die Straßen durchstochen und Verhaue angelegt werden, um ihm jeden Schritt streitig zu machen. Auch die Flotte machte sich zum Kampfe fertig. Vor Plymouth lag Howard an Bord der „Königlichen Arche“ (Arc royal) mit der Hauptmacht, unter ihm befehligten Drake, Frobisher und Hawkins die einzelnen Geschwader; bei Dover ankerten Winter und Seymour. Dabei herrschte ein entsetzliches Wetter; die ältesten Fischer an der Küste konnten sich eines solchen Sommers nicht entsinnen. Wochenlang stürmte es aus Südwesten; bei schwerem Seegange und in peitschendem Regen lag ein Teil der Flotte weit draußen auf offener Reede, es mangelte an Lebensmitteln und selbst an Ausrüstung für die wackere Mannschaft. Trotz alledem harrte sie aus und wartete ungeduldig auf den Kampf. England war fertig, den Feind zu empfangen.

Ausfahrt der Armada.

Doch die Armada ließ auf sich warten. Am 29. Mai (alten Stils) 1588 lief sie von Lissabon aus. Schweres Unwetter in der biscayischen See zwang sie, sich in den Häfen von Coruña und Ferrol zu bergen. Aber in etwa sechs Wochen hatten die Spanier die Schäden wieder ausgebessert, und am 12. Juli ging die Flotte zum

zweitenmal in See. Sie sollte zunächst nach der niederländischen Küste steuern, dort sich mit der Transportflotte Parmas vereinigen und diese nach England geleiten. Wenn dann die Armee in Kent gelandet war, sollte die Flotte mit ihr zugleich auf London vordringen. Eine tiefernste Stimmung lag über den Geschwadern. Alle hatten gebeichtet und das Abendmahl empfangen, ehe sie an Bord gingen, alles Fluchen und Spielen an Bord war untersagt, und musterhafte Ordnung waltete auf allen Schiffen. Dieselbe Stimmung beherrschte ganz Spanien. In allen Kirchen wurden die vierzigtägigen Gebete angeordnet, in Madrid eine Prozession zur Maria von Atocha, der



304. Lord Charles Howard Earl of Effingham, Großadmiral der englischen Flotte.
Nach einem Kupferstiche von Schleuen.

Schutzheiligen des Landes, veranstaltet. Der König selbst brachte mehrere Stunden täglich im Gebete zu; „er war in jener Aufregung, die ein ungeheures Vorhaben und die gespannteste Erwartung einer großen Wendung in den Geschicken hervorrufen"; kaum wagte man ein Wort an ihn zu richten.

Die Armada im Kanal.

„Die Geschicke der Menschheit lagen auf der Wagschale." Gelang die Unterwerfung Englands, so waren auch die Niederlande verloren, das katholische Weltreich vollendet, die selbständige Entwickelung der europäischen Völker unterbunden, die Zukunft des Protestantismus aufs äußerste bedroht. Am 19. Juli erblickte zuerst Kapitän Flemming die Armada auf der Höhe von Kap Lizard. Er brachte die Meldung zurück nach Plymouth, und allerorten wurden darauf die Fanale angezündet. Am 20. Juli nachmittags 3 Uhr sah das englische Geschwader, das unter dem Drucke des Gegen-

windes mühsam aus Plymouth herauskam, die Spanier vor sich. Ein gewaltiger Anblick in der That, diese mächtige Flotte, wie sie im Halbmond geordnet in einer Ausdehnung von sieben englischen (anderthalb deutschen) Meilen unter vollen Segeln langsam und majestätisch heranschwamm! Mächtig ragten ihre Gallionen auf, ihre Segel zeigten das rote Kreuz, lange Wimpel flatterten von den Topen. Als Medina Sidonia die Gegner erblickte, ließ er das Signal „klar zum Gefecht" vom Fockmast seines Admiralschiffs, des „San Martino", wehen, indes die Engländer folgten ihm nur von ferne und griffen am 21. nur die Nachhut an. In zweistündiger Kanonade erwiesen sie hier zuerst die wundervolle Beweglichkeit ihrer Fahrzeuge, die fast keinen Schaden erlitten, während mehrere spanische Schiffe übel zugerichtet waren und eine große Gallione in der folgenden Nacht, mit gebrochenem Vordermast zurückgelassen, Drake in die Hände fiel. Eine zweite teilte schon am nächsten Tage ihr Schicksal, denn Medina Sidonia strebte rasch vorwärts zu kommen und wollte die Ordnung seiner Flotte nicht gefährden; er ließ deshalb eher die beschädigten Fahrzeuge im Stich, als daß er seinen Hauptzweck außer Auge setzte. Als aber die Engländer ihm auf dem Nacken blieben, bot er ihnen, vom aufspringenden Nordwinde begünstigt, am frühen Morgen des 23. Juli die Schlacht an. Der Kampf war diesmal ziemlich heftig, indes ließ es Howard nicht zum Entern kommen, was bei der Höhe der spanischen Schiffe und der Stärke ihrer Besatzung nur zu seinem Nachteil hätte ausfallen können; er begnügte sich vielmehr, indem er jene den Spaniern vertraute Kampfweise, auf die ihre ganze Ausrüstung berechnet war, vermied, sie von allen Seiten mit seinen lenksamen Schiffen anzufallen. Von den englischen Kugeln fehlte keine, die spanischen dagegen fuhren meist unschädlich durch das feindliche Segelwerk, da sie viel zu hoch gingen. So begann die Siegeszuversicht der Engländer zu wachsen; sie wagten am 25. Juli trotz der Windstille ein drittes Gefecht, das ziemlich hitzig wurde, wenn es auch keine Entscheidung brachte. Wohl aber stießen zahlreiche Schiffe, von Freiwilligen bemannt, zu ihnen, und da die Armada vor dem auffrischenden Südwestwinde rascher vorwärts kam, so folgte ihr Howard, um sich schnell mit Seymour und Winter zu vereinigen. Am 27. Juli, Sonnabends, gegen Abend warfen die Spanier Anker auf der Reede von Calais.

Die Entscheidung.

In der That war die Lage Medina Sidonias keineswegs günstig. Schon begann es ihm an Munition zu fehlen; der englischen Kampfweise gegenüber fühlte er sich hilflos, auch mangelte es ihm an kundigen Lotsen in diesem gefährlichen Fahrwasser, und was das Schlimmste war, der Herzog von Parma konnte, obwohl Medina Sidonia es dringend forderte, nicht auslaufen, denn vor Antwerpen, Dünkirchen und Nieuwpoort lagen die Holländer mit schweren Schiffen. Wenn es nicht gelang, diese Sperre zu brechen, dann war der Feldzugsplan nicht durchführbar. So stand es, als am 28. Juli Howard, eine Stunde später Seymour mit dem Kanalgeschwader hervorkam; 140 englische Schiffe waren vereinigt. Sie legten sich etwa eine halbe Wegstunde von den Spaniern entfernt über dem Winde vor Anker.

Am Abende desselben Tages traten die Geschwaderführer in Howards Kajütte zum Kriegsrat zusammen. Auf Winters Rat wurde beschlossen, in der Nacht Brander gegen die Spanier loszulassen, sie damit von ihren Ankerplätzen zu verdrängen und in die offene Nordsee zu werfen, wo sie keinen Hafen fanden. Es war gegen Mitternacht, und an Bord der spanischen Schiffe war alles dunkel und still, da flogen mit dem Südwestwinde und der steigenden Flut acht Brander in die überraschte Flotte. Der spanische Admiral gab das Signal, ihnen auszuweichen, aber da die Kapitäne die Anker nicht rasch genug zu lichten vermochten, so kappten sie in angstvoller Übereilung die Taue; die Fahrzeuge gerieten nun durcheinander, rannten aneinander,



305. Königin Elisabeth von England,
in der Kleidung, in welcher sie nach der Niederlage der Armada dem Siegesfeste in der St. Paulskirche beiwohnte.
Nach dem Kupferstiche Crispins van der Passe.

beschädigten sich teilweise arg; das Geschrei der Mannschaften und das Krachen zusammenstoßender Schiffe hallten durch die Nacht.

Als der Morgen des 29. Juli (8. August n. St.), eines Sonntags, anbrach, war die Ordnung der Armada völlig zerstört, ihre Fahrzeuge schwankten vereinzelt auf der hochgehenden See, und soweit das Auge reichte, rollten in endlosen, weißschäumenden Linien die Wogen der Nordsee gegen den flachen Strand, an dem sie sich in donnernder Brandung brachen. Umsonst befahl der spanische Admiral die Rückkehr auf die verlassenen Ankerplätze; der immer stärker anwachsende Südwestwind wehte den Spaniern entgegen. Da griffen siegesfreudig früh gegen 8 Uhr Drake und Seymour an. Hauptsächlich tobte die Schlacht in der Gegend von Gravelingen. Unfähig, eine Linie zu bilden, drängten sich die spanischen Schiffe in einzelne Gruppen zusammen, so etwa zwanzig um den „San Martino". Die einzelnen Schiffe hielten sich wacker und fochten alten Ruhmes wert; selbst im Takelwerk hingen ihre Schützen und feuerten auf die Decke der Engländer. Doch deren kleine und bewegliche Schiffe boten an sich geringe und unsichere Zielflächen, und da die Gallionen stark rollten, so gingen ihre meisten Schüsse fehl. Dagegen richteten die englischen Geschütze auf den hochragenden, schwerfälligen Schiffen furchtbare Verheerungen an. Ihre Geschütze wurden von den Lafetten geworfen, ihre Verdecke lagen voll Toter und Sterbender, aus ihren Abflußröhren troff das Blut an den Flanken herunter, und da sie viele Grundschüsse bekamen, so mußte die Mannschaft beständig an den Pumpen arbeiten. Vier Gallionen sanken mit Mann und Maus, drei andre strandeten an der Küste, noch andre wurden genommen. Am Abend trieben die spanischen Schiffe ohne Anker, mit beschädigtem Rumpf, zerfetztem Takelwerk und zerschossenen Masten hilflos nach der Küste. Der Namensausruf ergab einen Verlust von 4000 Mann, während die Engländer nur etwa 60 Tote zählten, und die Munition war erschöpft.

Rückzug und Untergang der Armada.

Noch am Abend meldeten Howard und Drake in wenigen Zeilen den Sieg nach London. Doch die ganze Größe ihres Erfolges vermochten sie noch nicht zu übersehen, sie hielten die Armada auch jetzt noch für „wunderbar groß und stark", und in England erwartete man noch immer ihren Angriff. Das Landheer machte sich daher zum Kampfe fertig. Elisabeth selbst erschien im Lager zu Tilbury, mit dem Leibe eines schwachen Weibes, wie sie sagte, aber mit dem Herzen eines Königs von England. Zu Roß, im Stahlharnisch, den Feldherrnstab in der Hand, ritt sie von Bataillon zu Bataillon, von lauten Zurufen begrüßt. Dann wurden die Psalmen angestimmt, und die Königin gesellte sich dem Gebete bei.

Doch die Führer der Armada dachten nicht mehr an den Angriff, nur noch an den Rückzug. Und selbst dieser war den Kanal hinunter dem steifen Südwest entgegen unmöglich, jedenfalls nicht ohne abermaligen Kampf zu erreichen; es blieb also nichts übrig, als den ungeheuren Umweg um ganz Großbritannien herum einzuschlagen. Howard folgte bis in die Gegend von Edinburg, dann kehrte er um und überließ dem Meere das Werk der Zerstörung. Noch immer 120 Segel zählte die Flotte, als Howard von ihr abließ. Aber seit dem 3. August herrschten Nebel und Kälte, Regen und Sturm, und die Verwundeten starben zu Hunderten. Endlich ging der Kern der Flotte, 54 Schiffe, zwischen den Orkney- und Shetlandsinseln um Schottland herum, dann an der stürmischen, klippenstarrenden Westküste von Irland vorüber, worauf sie ungefährdet den spanischen Häfen zusteuerte. Der ganze Rest ging an dieser Küste durch neue Stürme im September elend zu Grunde. Was ans Land kam, fiel, bis zum Tode erschöpft, wehrlos der Beute- und Blutgier der Irländer zum Opfer; gegen 8000 Spanier kamen dort um. 81 Schiffe mit 20 000 Menschen waren verloren, 20 Millionen Dukaten umsonst geopfert.

Philipp II. nahm die Vernichtung seiner stolzesten Hoffnungen äußerlich unbewegt auf; als Medina Sidonia vor ihm stand und zitternd den Ausbruch seiner Ungnade erwartete, sagte er ruhig: „Fassen Sie sich, Herzog; ich habe Sie gegen Menschen, nicht gegen Stürme und Orkane gesendet.“ Innerlich aber war er furchtbar erschüttert; stundenlang schloß er sich mit seinem Beichtvater ein, seine Gesundheit wankte. Zwar sprach er von neuen Rüstungen, und die kastilischen Cortes boten ihm alles an, was sie hätten, doch die beste Kraft Spaniens war gebrochen, der Ruf seiner Flotte vernichtet, seine Seeherrschaft aufs äußerste gefährdet. Das katholische Weltreich blieb ein Traum.

Stolz hoben sich dem gegenüber England und die Niederlande. „Was mich verderben sollte, ist zu meiner Glorie ausgeschlagen!“ schrieb Elisabeth an Jakob VI., und in glänzendem Triumphzuge nach der Paulskirche feierte sie den Sieg. Sie und die Engländer gaben Gott die Ehre. In allen Kirchen des Reiches drängte sich das Volk zum Dankgottesdienst. Auf ihren Denkmünzen aber sieht man eine Flotte vor dem Sturme fliehend, dazu die Aufschrift: Venit, vidit, fugit (sie kam, sie sah, sie floh). Englands Selbständigkeit und Protestantismus waren gerettet, zugleich auch die Niederlande von der drohendsten Gefahr befreit. Der Tag der protestantisch-germanischen Seemächte brach an.

Der Ausgang der französischen Religionskriege und Heinrich IV.

Das Ende des Hauses Valois.

Die Jahre von 1573 bis 1589, die in dem großen Kampfe Englands und der Niederlande mit Spanien die Entscheidung herbeiführten, brachten auch in Frankreich die schwere Krisis, die seit 1562 den Staat erschütterte, auf ihre Höhe. Mehr als bisher verbanden sich politische Beweggründe mit den kirchlichen; das Königtum, durch seine Haltlosigkeit bei allen Parteien um jedes Vertrauen gebracht, sah sich durch eine ständische Bewegung bedroht, die das ganze Ergebnis der bisherigen Entwickelung in Frage stellte und zum Teil von Spanien gefördert wurde. In diesem Kampfe ging das Haus Valois zu Grunde. Erfolge der Hugenotten.

Das Edikt vom Juni 1573 (s. S. 538) hatte niemand befriedigt. Der großenteils protestantische Süden nahm es gar nicht an, vielmehr trafen seine erst in Milhaud (Aveyron), dann in Montauban versammelten Abgeordneten alle Vorbereitungen zum Widerstande. Sie teilten den Süden in zwei Gouvernements mit den Sitzen in Nîmes und Montauban; die Zivil- und Finanzverwaltung blieb den Städte- und Bezirksabgeordneten, und bald waren alle Vorbereitungen getroffen, um in kürzester Zeit 30 000 Mann ins Feld zu stellen, während im Dauphiné Montbrun mit 3500 Mann schon bereit stand. Béarn schloß sich vollständig an.

Mitte September 1574 erschienen die Abgeordneten des Südens in Paris. Sie forderten von der Regierung allgemeine Religionsfreiheit, zwei Sicherheitsplätze in jeder Provinz außer den jetzt noch von den Reformierten behaupteten Städten, protestantische Parlamente (Gerichtshöfe), Befreiung von den katholischen Zehnten, Bestrafung der Augustmorde und Aufhebung der gegen Coligny und Genossen ergangenen Urteile (s. S. 537). Als Katharina diese Forderungen vernahm, entgegnete sie erregt, dergleichen habe Coligny kaum erlangen können, wenn er mit siegreichem Heere vor Paris gestanden hätte. Indessen sie vollständig abzulehnen wagte der Hof nicht, zumal da die polnischen Gesandten, welche Heinrich von Anjou seine Wahl zum König meldeten (s. unten), sich energisch für die französischen Reformierten verwandten; er gab vielmehr die Antwort, der Gouverneur von Languedoc, Heinrich (I.) von Montmorency (Damville), solle mit den Protestanten des Südens weiter verhandeln.

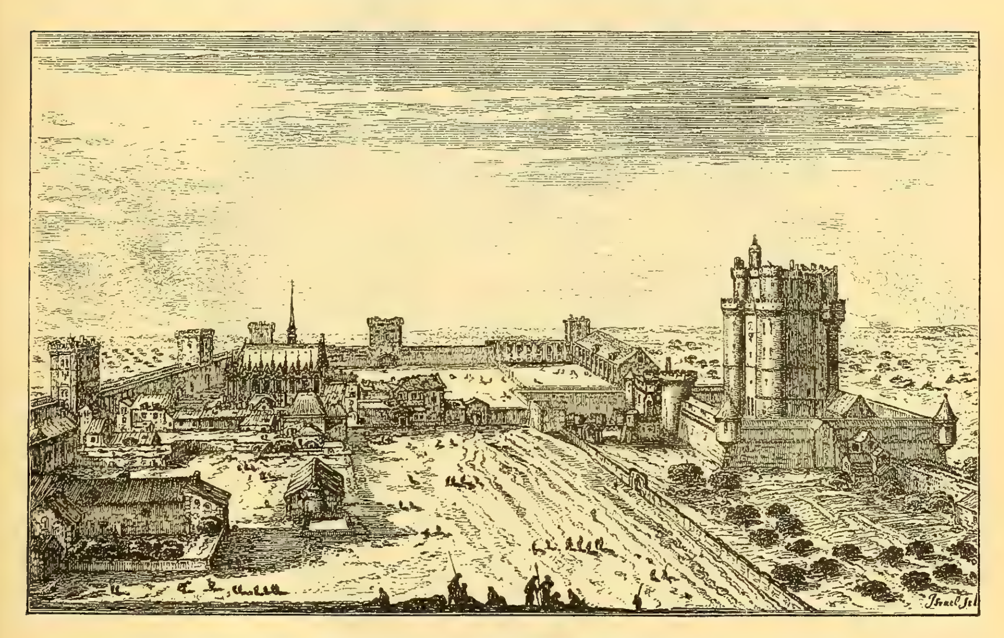
Zwiespalt im Königshause.

Währenddem kam ein tiefgehender Zwiespalt im königlichen Hause der protestantischen Sache zu Hilfe. Daß Karls IX. Tage gezählt seien, war niemand verborgen. Niemals sehr kräftig, rieb er sich jetzt auf durch die Erinnerungen an die Bartholomäusnacht. Etwa acht Tage nach dem Blutbade ließ er mitten in der Nacht Heinrich von Navarra rufen. Wie dieser in das Schlafzimmer des Königs tritt, ist Karl aus dem Bett gesprungen, die Augen starr und angstvoll geradeaus gerichtet, den Angstschweiß auf der Stirn. Und als ihn Heinrich fragt, was er denn habe, da entgegnet der König: ob er nichts höre; es heule und schreie in der Luft wie in der Nacht des Massakre. Man schickt in die Stadt, ob etwa neue Unruhen ausgebrochen seien. Doch von dort wird gemeldet, die Unruhe sei in der Luft. Auch Heinrich hat des Vorfalles später nicht gedenken können, ohne daß sich ihm die Haare sträubten. Es waren die blutigen Schatten der Bartholomäusnacht, die den König umschwebten; vor ihnen konnte er keine Ruhe mehr finden, sie zogen ihn ins Grab. Da er aber ohne rechtmäßige männliche Nachkommen war — nur ein Mädchen hatte ihm seine Gemahlin Elisabeth von Österreich, Maximilians II. Tochter, geboren — so mußte die Krone an den jüngeren Bruder, Heinrich von Anjou, fallen, der soeben zum König von Polen erwählt worden war. Angesichts des leidenden Zustandes Karls IX. verzögerte er indes seine Abreise, die jener wieder, begierig, sich des Nebenbuhlers zu entledigen, zu beschleunigen suchte, und begab sich erst im Oktober 1573 nach Polen. Nachdem er beseitigt war, trat der jüngste Bruder Franz von Alençon mit hochfliegenden Absichten hervor, ein Mensch von unruhigem, aber kraftlosem Ehrgeiz, der sich mit Unzuverlässigkeit und Hinterlist paarte, alles in allem Katharinas echter Sohn. Jetzt fühlte er sich zurückgesetzt durch das „fremde" Regiment der Guisen und Italiener; er wollte es unter Umständen durch eine bewaffnete Erhebung stürzen und selber Generalstatthalter des Königs (lieutenant général du roi) werden, wie es seiner Zeit Anjou gewesen war.

Die „Politiker"; ständische Reformpläne.

Diese Gedanken fanden einen wohlvorbereiteten Boden bei den gemäßigten Katholiken der „dritten Partei", den sogenannten Politikern. Des zerstörenden Religionskrieges müde, stellten sie entschieden die politischen Interessen Frankreichs als die allen Parteien gemeinsamen in den Vordergrund, indem sie zugleich wie Alençon die Herrschaft der „Fremden" am Hofe zu stürzen strebten. Denn ihnen vornehmlich legte man die allgemein beklagte Verschleuderung der Ämter und Pfründen, den zunehmenden Steuerdruck und die schlechte Rechtspflege zur Last. In Poitou beschlossen damals katholische Abgeordnete aller drei Stände, die Berufung der Reichsstände und die Wiederherstellung des Friedensedikts vom Januar 1570 durchzusetzen, zu diesem Zwecke aber sich mit den Hugenotten zu vereinigen. Nun begegneten zwar diese Anträge bei den protestantischen Abgeordneten, die sich im Dezember 1573 wieder in Milhaud versammelten, noch lebhaftem Mißtrauen, indessen faßten diese selbst entscheidende Beschlüsse, die den Plänen der Politiker mittelbar zu Hilfe kamen. Alle Protestanten Frankreichs vereinigten sich demnach zu einer geschlossenen Körperschaft, um sich gemeinsam zu verteidigen und einen dauerhaften Frieden zu erlangen. In jedem Bezirke sollte ein Befehlshaber aufgestellt werden, ihm zur Seite ein Bezirksrat. Aller drei Monate versammelten sich die Stände des Bezirks, aller sechs Monate die des ganzen Landes. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte führte der Bezirksrat, Steuern schrieben die Bezirksstände aus. So gab sich zunächst das reformierte Frankreich eine beinahe republikanische, ständische Ordnung. Und schon wurden Gedanken der Art auch in der Litteratur lebhaft verfochten, so vor allem in einer weitverbreiteten Schrift Franz Hotomanns, der im August 1572 nach Deutschland geflüchtet war. Er folgerte aus der französischen Geschichte: Die höchste Gewalt, die Souveränität, liegt nicht beim

König, sondern bei den Reichsständen; das Königtum ist rechtlich ein Wahlkönigtum, was darüber hinausliegt, beruht auf Usurpation der Fürsten. Alles Unglück, das seit Ludwig XI. Frankreich getroffen hatte, führt er auf diese zurück; die Schäden können also nur geheilt werden durch die Rückkehr zur ständischen Monarchie. Für die Gegenwart stellte er als Forderungen auf: Berufung der Reichsstände, Beseitigung der Ausländer, Anerkennung Alençons als Thronfolger und Religionsfreiheit für die Reformierten. Kamen diese Gedanken in Frankreich zur Geltung, so war die ganze bisherige monarchische Entwickelung des Landes in Frage gestellt, und es konnte sich umwandeln in eine ständische Monarchie nach dem Muster etwa Englands, ein natürlicher Rückschlag gegen den frevelhaften Mißbrauch der königlichen Gewalt, wie er seit zwanzig Jahren unter dem Einflusse Katharinas und der Guisen im Schwange ging. Angesichts der Erfahrungen, die Frankreich später mit dem unbeschränkten Königtume gemacht hat, ist das endliche Scheitern jener Pläne schwerlich ein Glück zu nennen.



306. Schloß Vincennes im sechzehnten Jahrhundert.
Nach einem Kupferstiche von Israel Silvestre.

Zunächst griff die Bewegung rasch um sich. Im Januar 1574 brachte der treffliche Franz de la Noue, der Eisenarm (bras de fer), einer der unerschrockensten Kämpen der Reformierten und später namentlich auch in den Niederlanden bewährt, La Rochelle zum Anschluß an den protestantischen Bund und übernahm selbst die Leitung in dieser ganzen Gegend. Im oberen Poitou entfaltete bereits La Haye die Fahne des offenen Aufruhrs, und für den 10. März 1574 war eine allgemeine Erhebung geplant. Hugenotten und Politiker im Verein sollten die festen Plätze wegnehmen, Alençon und Heinrich von Navarra wollten sich auf ihre Seite stellen. Ein Manifest bezeichnete die Berufung der Reichsstände als nächstes Ziel der Bewegung. Der fünfte Religionskrieg.

Als aber alles zur Flucht der beiden Prinzen vom Hofe, wo sie argwöhnisch beobachtet wurden, schon bereit war, verlor Alençon den Mut und gestand der Mutter alles ein. Natürlich wurden beide nun unter verschärfte Aufsicht gestellt, der Hof selbst aber ging nach dem sicheren Vincennes. Auch ein zweiter Fluchtversuch mißlang

(10. April); mehrere Edelleute, die dabei beteiligt waren, büßten das mit dem Tode, die Marschälle Cossé und Montmorency wurden in die Bastille gebracht.

Nun aber brach der offene Aufstand los, zunächst in Poitou und in der Normandie. Während Montpensier gegen den Südwesten vorging und mehrere Städte rasch besetzte, wurde Montgomery, der von Jersey mit Mannschaften nach der Normandie herüber kam, in Domfront belagert und trotz heldenmütiger Gegenwehr zur Übergabe gezwungen, er selbst als Hochverräter enthauptet. Doch die Fortschritte der Königlichen unterbrach allerorten die Kunde vom jähen Tode Karls IX. Erst 24 Jahre alt, verschied der kranke König zu Vincennes am 30. Mai 1574, weit mehr zu beklagen vielleicht als anzuklagen, ein unseliges Opfer seiner Zeit und Umgebung.



307. Heinrich I. Herzog von Montmorency, Connétable von Frankreich.
Nach einem Kupferstiche von E. Fessard.

Karls IX. Tod und Thronbesteigung Heinrichs III.

Bis zur Ankunft seines Nachfolgers Heinrich (III.) von Anjou sollte Katharina die Regentschaft führen. Hatte sie schon Karl IX. nach ihrem Willen gelenkt, so glaubte sie jetzt ihren dritten Sohn, der ihr immer besonders nahe gestanden hatte, noch vollständiger beherrschen zu können. Gegenüber dieser Aussicht schlossen sich die Politiker und Reformierten aufs engste zusammen. In Languedoc, dessen Gouverneur der Katholik Heinrich (I.) von Montmorency (Damville) war, erkannten ihn auch die Hugenotten als ihr Oberhaupt an, wofür er einen Provinzialrat sich zur Seite stellen

ließ und den Reformierten in allen Städten, wo sie in erheblicher Anzahl saßen, freie Religionsübung zugestand (im Vertrage zu Milhaud, August 1574). Unter so schwierigen Verhältnissen traf Heinrich III., über Venedig kommend, das ihn als Bundesgenossen aufs glänzendste aufgenommen hatte, mit dem Gouverneur Montmorency in Piemont zusammen. Schwankend und jedem starken Einflusse nachgebend, hieß er gut, was der Gouverneur gethan hatte, und dachte ernsthaft an Toleranz und Herstellung der zerrütteten Finanzen. Kaum aber befand sich der König wieder unter der Herrschaft Katharinas, als er in einem Erlasse kundthat, daß er zwar Freiheit des Gewissens, aber nicht der Religionsübung den Protestanten zugestehe! Damit beschwor er einen neuen Krieg herauf.

Der Friede von Beaulieu.

Denn weit entfernt, sich dem Gebote des unselbständigen Königs zu fügen, traten die Reformierten des ganzen Südens und Westens in engen Bund mit Montmorency, und gemeinschaftlich erhoben Politiker und Hugenotten die Waffen für die Religionsfreiheit und „das öffentliche Wohl“, d. h. für die ständisch beschränkte Monarchie und den Sturz der Fremden. Der Angriff der Königlichen auf Languedoc wurde abgewiesen, und als nun wirklich, wie längst beabsichtigt war, Alençon und Heinrich von Navarra ihrem Gewahrsam entkamen (3. Februar 1576) und sich an die Spitze der Bewegung stellten, wobei der letztere zum Calvinismus zurücktrat, da gewann sie einen Rückhalt, der nicht mehr gestattete, sie einfach als eine Rebellion zu brandmarken. Wiederum waren aus Deutschland unter Johann Kasimir von der Pfalz streitfertige Hilfstruppen herangezogen (Dezember 1575), und im März 1576 musterte Alençon etwa 30 000 Mann, die bereit waren zum Marsche auf Paris. Da wich der Hof zurück. Am 6. Mai 1576 gewährte er den Frieden von Beaulieu, der ihn dem Willen der Gegner vollständig unterwarf. Alençon erhielt die Gouvernements Touraine, Berry und Anjou, Heinrich von Navarra Guyenne, Condé die Picardie. Die ganze Organisation der Reformierten wurde anerkannt; sie erhielten Religionsfreiheit im ganzen Reiche, bürgerliche Gleichberechtigung und Sicherheitsplätze in sechs Provinzen. Außerdem sprach der König amtlich sein Mißfallen über die Greuel der Bartholomäusnacht aus und verhieß den Angehörigen der Gemordeten die Rückgabe der weggenommenen Güter. Über alle politischen Beschwerden sollten die Reichsstände entscheiden.

Der sechste Religionskrieg.

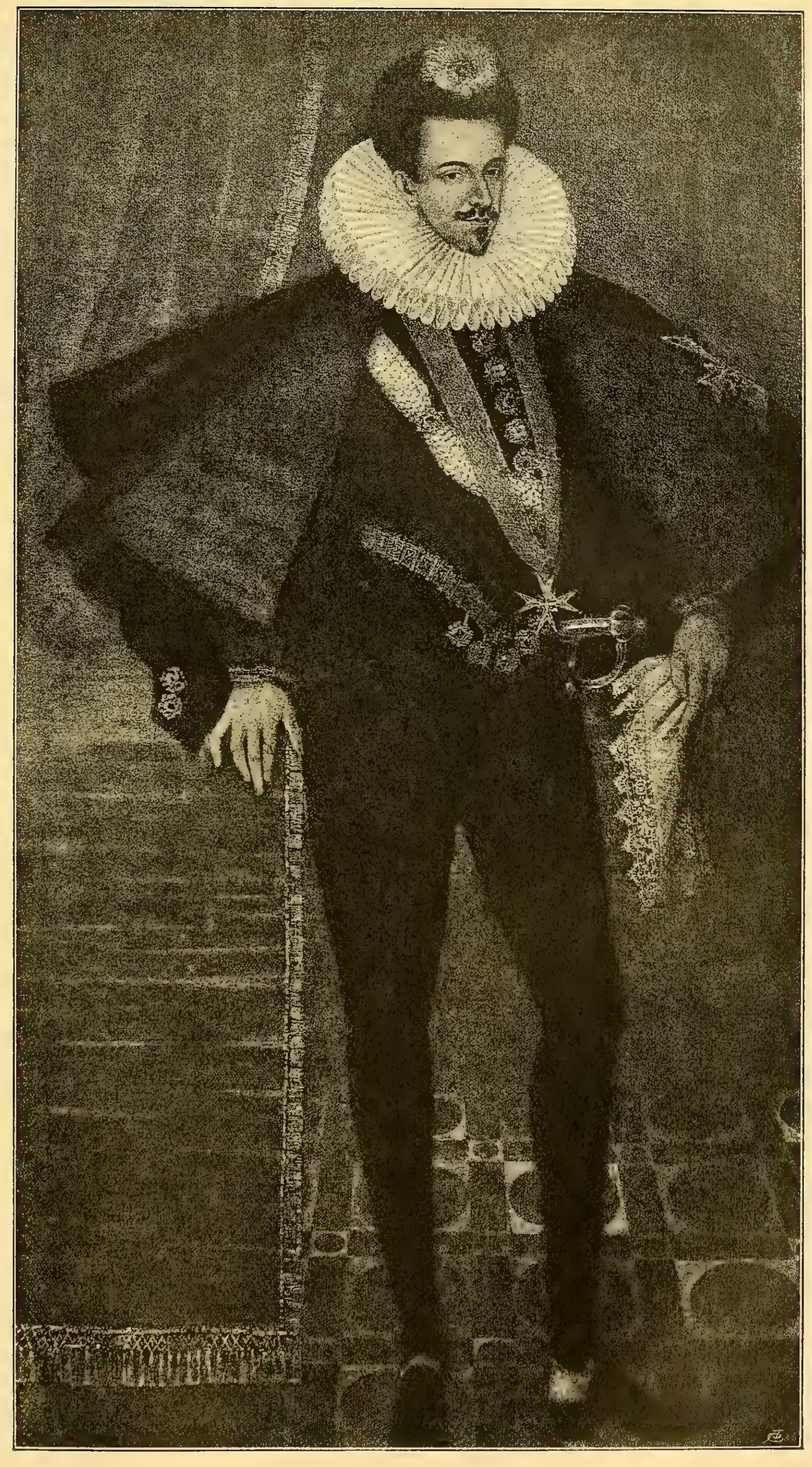
Eine klägliche Niederlage mehr noch des Königtums als ein Sieg der Reformierten. Doch der Friede erwies sich sofort als undurchführbar. Daß Heinrich III. ihn nur mit äußerstem Widerstreben bewilligt hatte, versteht sich von selbst, aber vor allem wollte das katholische Volk nichts von ihm wissen. Besonders im Norden, zuerst in der Picardie unter dem Gouverneur Jakob de Humières, bildeten sich überall Verbindungen gegen den Frieden — das Vorspiel der „heiligen Ligue“ — und infolgedessen fielen die Wahlen zur Ständeversammlung ganz überwiegend katholisch aus. Gestützt darauf hob Heinrich III. das Friedensedikt geradezu auf, da es seinem Krönungseide widerspreche. Aber die Macht dieser katholischen Stände, die der König jetzt benutzen wollte, war ein zweischneidiges Schwert. Als sie Anfang Dezember 1576 in Blois zusammentraten, forderten sie allerdings von der Regierung, daß sie nur eine Religion im Reiche dulde. Die Hugenotten antworteten darauf, wie natürlich, mit einer neuen Erhebung. Als nun aber der König von den Ständen die Mittel zu ihrer Bekämpfung begehrte, weigerten sie jede Geldbewilligung und forderten politische Reformen. So zwischen die widerspenstigen Stände und die aufständischen Hugenotten mitten inne gestellt, beschloß die Regierung, den Frieden mit den letzteren zu erstreben (Februar 1577), da man kaum wisse, wovon man leben solle. In der That rückten nun zwei königliche Heere ins Feld und erfochten auch einige Vorteile, zumal da sich Heinrich von Montmorency bewegen ließ, zum König überzutreten; doch Heinrich III. wollte dem Herzog von Guise nicht den Ruhm eines durchschlagenden

Erfolges lassen, der seinen ohnehin lästigen Einfluß nur noch verstärkt haben würde, und kam selber herbei, um den Frieden zustande zu bringen. Am 17. September 1577 wurde er zu **Bergerac** bei Poitiers abgeschlossen. Er gewährte den Reformierten Gewissensfreiheit überall, die Religionsübung da, wo sie am Tage des Vertrages bestanden hatte, außerdem an einem Orte in jedem Amtsbezirk (bailliage) und für den hohen Adel in seinen Häusern. Für die nächsten sechs Jahre blieben den Hugenotten acht Sicherheitsplätze in Languedoc, Dauphiné und Guyenne; die Besatzungen bezahlte der König. In diesen südlichen Provinzen erhielten endlich die Parlamente protestantische Kammern für Prozesse zwischen den Angehörigen verschiedener Bekenntnisse. Für alle diese weitgehenden Zugeständnisse versprachen die Protestanten, nur ihre Verbindungen aufzulösen, so gut wie die Katholiken ihre Vereinigungen. Der Friede schien diesmal auf die Dauer gesichert zu sein.



308. Hofball zur Zeit König Heinrichs III.
Nach einem Gemälde im Museum des Louvre zu Paris.

Heinrich III. Wäre nur Heinrich III. ein andrer gewesen, als der er war! Aber in ihm war nichts von dem Bewußtsein des schweren Ernstes dieser Zeit lebendig. Mit kleinen Künsten glaubte er die großen Dinge beherrschen zu können. Persönlichen Anstrengungen zeigte er sich abhold. Obwohl gesünder als die andern Söhne Katharinas, liebte er doch weder Jagden noch Turniere. Am liebsten verweilte er in seinen Palästen und Gärten, vergnügte sich mit Hunden, Affen und Papageien, lachte über die Späße italienischer Gaukler und fühlte sich am wohlsten im Kreise seiner „Mignons“, junger Stutzer ohne Verdienst und Charakter, die er durch stolze Titel und einträgliche Ämter an sich fesselte und die sein Behagen durch Erinnerung an seine Königspflicht niemals störten. Auch religiöse Fragen beschäftigten ihn nicht ernsthaft. Er machte zwar alle Äußerlichkeiten seines Bekenntnisses eifrig mit, hatte jesuitische Beichtväter und war weit entfernt von grundsätzlicher Duldung Andersgläubigen gegenüber, wenn auch nicht blind gegen die Mißbräuche der herrschenden Kirche. Aber seine Handlungsweise wurde in erster Linie durch Machiavellis Lehren, astrologischen Aberglauben und persönliche Interessen bestimmt.



309. Heinrich III., König von Frankreich. Gemälde im Museum des Louvre zu Paris.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clément & Cie. Nachf. in Dornach i. E.

Äußere Politik. Trotz der Nichtigkeit des Königs genügte doch die Wiederherstellung des inneren Friedens, um sofort die alte überlieferte Richtung der französischen Politik gegen die Übermacht Spaniens zu neuer Geltung zu bringen. Während die Guisen wie eine selbständige Macht allerorten die katholische Reaktion beförderten und damit den Spaniern thatsächlich in die Hände arbeiteten, erschien Heinrichs III. Bruder Franz von Anjou-Alençon zweimal in den Niederlanden und wurde 1582 als Landesherr in den mittleren Provinzen anerkannt, durfte sich sogar auf die Hand Elisabeths Hoffnung machen. Wie er diese nicht erhielt und jene durch eigne Schuld wieder verlor, ist schon erzählt worden. Gleichzeitig unterstützte Frankreich unter der Hand die Bemühungen des portugiesischen Thronbewerbers Antonio um die Eroberung der Azoren, die freilich mißlang (Juli 1582).

Der siebente Religionskrieg. So wenig nun die französische Politik die Fortschritte der Spanier aufzuhalten vermochte, so sehr genügte ihr Verfahren, um Spanien aufs äußerste zu reizen. Granvella, seit Mitte 1579 sein leitender Minister (s. S. 623), riet in der That schon zum offenen Kriege mit Frankreich.

Nur in ärgere Verlegenheiten also hatte die Halbheit in dem Verhalten des Königs das Land hineingeführt. Zugleich mehrten sich von Jahr zu Jahr die inneren Schwierigkeiten. Ein neuer Bürgerkrieg, halb und halb durch den Leichtsinn Heinrichs III. verschuldet, setzte es ein Jahr hindurch abermals in Verwirrung. Nicht sowohl kirchliche, als höchst persönliche Gründe riefen ihn hervor. Heinrich von Navarra forderte die bisher zurückgehaltene Mitgift seiner Gemahlin, Margareta von Valois, Agen und Cahors. Da ihm diese verweigert wurde, und der König überhaupt die Thorheit beging, seinen Schwager über die allbekannten Liebesverhältnisse Margaretas zu unterrichten, im wesentlichen nur, um den dabei beteiligten Edelleuten, die er nicht leiden mochte, einen Streich zu spielen, so griff der Navarrese zu den Waffen (November 1579), dabei unterstützt durch diejenigen, die Heinrichs III. Angeberei geschädigt hatte. In diesem „Kriege der Verliebten" (guerre des amoureux), wie der Volkswitz ihn spöttisch nannte, verlor der König La Fère bei Paris und Cahors, das Heinrich von Navarra nach blutigem fünftägigen Kampfe nahm, und konnte ihn schließlich nur versöhnen, indem er ihm die beanspruchten Städte überließ (26. November 1580).

Zunehmende Verwirrung. Indessen von dieser Seite drohte die geringste Gefahr. Viel bedenklicher war die Zerrüttung der Finanzen, die schon unter Heinrich II. begonnen hatte und durch die Bürgerkriege seit 1562 bis ins unerträgliche gesteigert worden war. Die bedenklichsten Mittel: Erhöhung der Auflagen, Vermehrung der verkäuflichen Ämter, Veräußerung der Domänen, halfen nur auf kurze Zeit, und was so aufgebracht wurde, verschwendete der Hof in sinnloser Üppigkeit. Bereits in den Bewegungen seit 1573 hatten diese Beschwerden eine große Rolle gespielt. Jetzt versuchte eine Versammlung von Vertrauensmännern der Krone, die Ende des Jahres 1583 in St. Germain zusammentrat, zu helfen, indem sie Untersuchungen über Finanzbeamte verhing und eine Reihe von Besoldungen strich. Das nützte jedoch nur wenig. Gegenüber der wachsenden Mißstimmung und den Guisen, die eine ganz selbständige Politik verfolgten, versuchte der König sich auf seine „Mignons" zu stützen, ernannte Joyeuse zum Admiral der Flotte, den ränkevollen und gewandten Epernon zum Generalobersten der Infanterie und Gouverneur von Metz, Toul und Verdun. Dies wie die ganze Günstlingswirtschaft am Hofe erregte wiederum lebhafte Mißstimmung unter den alten Adelsgeschlechtern, welche die hohen Ämter und namentlich die Gouvernements bisher allein innegehabt hatten. So gewannen die alten Gedanken der „Politiker" von der Umgestaltung Frankreichs in eine beschränkte (ständische) Monarchie neue Kraft, nur daß die Partei, die sie jetzt aufnahm, eine entschieden katholische Färbung zeigte.

Denn an ihre Spitze traten sofort die Guisen. Es war nicht schwer, Heinrich III. als einen Gönner der Ketzer hinzustellen, hatte er doch in der That zweimal den Reformierten günstige Friedensbedingungen gewährt, und als nun vollends mit dem Tode Franz' von Anjou (10. Juni 1585) die Nachfolge des protestantischen Heinrich von Navarra ganz unzweifelhaft wurde, da nahmen die Bestrebungen dieser katholisch-ständischen Partei rasch einen sehr bedrohlichen Charakter an.

Die „heilige Ligue"

Noch bestanden die geheimen katholischen Verbindungen, die sich seit 1576 gebildet hatten, trotz des Ediktes von Bergerac, und die Guisen unterhielten mit Spanien und Rom die engsten Beziehungen. Da nun Philipp II., seit 1584 im offenen Kampfe mit Elisabeth und angesichts des raschen Fortschritts seiner Waffen in den Niederlanden, mit Heinrichs III. Bestrebungen auf diesen wie auf andern Gebieten zusammengestoßen war, so hielt er es ebensowohl für zweckmäßig wie für gerechtfertigt, die katholische Partei in Frankreich zu unterstützen, um die Thronbesteigung Heinrichs von Navarra unter allen Umständen zu hindern. Sein nächster Erfolg war der Abschluß der „heiligen Ligue" von Joinville mit den Guisen (31. Dezember 1584). Nach Heinrichs III. Tode sollte danach die Krone an den Kardinal Karl von Bourbon, den Bruder Antons von Navarra, fallen. Den Protestantismus in Frankreich und den Niederlanden wollten die Bundesgenossen gemeinsam ausrotten. Zu diesem Zwecke gewährte der König auf das erste Jahr eine Million Scudi (zu 4 Frank) Beihilfe. Dagegen versprachen die Guisen zu bewirken, daß Frankreich auf ein Bündnis mit den Türken und auf die Fahrten nach den spanisch-amerikanischen Besitzungen verzichte, Antonio von Portugal ausliefere und Cambrai samt Nieder- (Französisch-) Navarra mit Béarn an Spanien abtrete.

Erhebung der Ligue.

Es war ein Meisterzug der spanischen Politik. Denn während Philipp II. nach allen Seiten sich vollkommene Sicherheit und erhebliche Vorteile ausbedang, erhielten die Guisen nichts als ein Versprechen spanischer Hilfe, dagegen opferten sie dafür die wichtigsten französischen Interessen in einer Weise auf, die den Landesverrat mindestens streifte. Während nun der leitende Ausschuß der Ligue in Paris seinen Sitz nahm, Waffen ankaufte und das Volk durch Predigten und Flugschriften gegen die Thronfolge des „Ketzers" aufregte, drängten Parma und Mendoza — damals Gesandter in Paris — den Herzog Heinrich von Guise unermüdlich vorwärts. Doch erst dann entschloß sich dieser zur Schilderhebung, als ihm die Kunde zukam, der König habe befohlen, ihn festzunehmen. Da bemächtigte er sich des festen Châlons (21. März), und allerorten musterte die Ligue ihre Kräfte. In ihren Händen befanden sich die Champagne, ein Teil der Picardie, die Normandie, Bretagne und Burgund, also fast ganz Nord- und Ostfrankreich. Ein Manifest verkündete als den Zweck ihrer Erhebung die Beseitigung der Günstlingswirtschaft am Hofe, die Herstellung einer von den Reichsständen zu beratenden Regierung, endlich die Verhinderung der ketzerischen Thronfolge (1. April).

Vertrag von Nemours.

Hätte Heinrich III. wirklich sein und des Landes Interesse verstanden, so mußte er diese Rebellion, die Frankreich an die Fremden verriet, niederwerfen. Aber dazu besaß er weder Einsicht noch Mut noch Kraft. Er fand keinen andern Ausweg, als Katharina um ihre Vermittelung anzugehen, und diese brachte allerdings mit den Führern der Ligue in Nemours einen Vertrag zustande, sehr schnell sogar, denn sie gewährte der Gegenpartei alles, was diese irgend wünschen konnte: für die Guisen und ihren Anhang eine Reihe fester Plätze und Leibwachen, gegenüber den Reformierten die Annahme der liguistischen Politik (7. Juli 1585). Demgemäß verbot der König durch ein Edikt, welches das Pariser Parlament am 28. Juli registrierte, also anerkannte, die Ausübung des protestantischen Bekenntnisses und forderte außerdem bei Todesstrafe und Gütereinziehung den Übertritt der Hugenotten zur alten Kirche binnen

sechs Monaten. Es war der erste Beweis, daß die Regierung an die katholisch-ständische Partei übergegangen sei, eine Partei, die nicht das Interesse des Landes, sondern ihren Sondervorteil und die Alleinherrschaft des päpstlichen Katholizismus als Ziel verfolgte, ein großer Sieg zugleich Spaniens über Frankreich.

Sixtus V. und Frankreich.

Eben diese Erwägung hat in Rom lange Zeit die Parteinahme für die Ligue gehindert. Gewiß wollte das Papsttum die Ketzerei in Frankreich vernichten und die Thronbesteigung eines Protestanten vereiteln, aber ebenso gewiß konnte es das Übergewicht Spaniens nicht befördern helfen, das ohnehin schwer genug auf Italien lastete und den Staaten der Halbinsel keinerlei freie Bewegung verstattete. Zudem hatte man im Vatikan Ursache, das herrische Verfahren Philipps II. gegenüber der spanischen Kirche unerträglich zu finden (s. S. 449). So war Gregor XIII. nicht dazu zu bringen gewesen, das Verfahren der Ligue ausdrücklich zu billigen oder gar die Bannbulle gegen Heinrich von Navarra zu schleudern, so beharrlich auch der spanische Botschafter Olivarez darauf bestand, und auch Sixtus V. weigerte sich dessen, solange die Ligue sich im offenen Gegensatz zu König Heinrich III. befand. Erst als dieser sich mit dem Vertrage von Nemours den Bestrebungen der Ligue anschloß und damit ein Gegengewicht wider den spanischen Einfluß zu bieten schien, ließ der Papst seinen Widerspruch fallen und verhing unterm 9. September 1585 den Bann über Heinrich von Navarra und Condé, erklärte sie als rückfällige Ketzer ihrer Güter und Rechte verlustig, entband ihre Vasallen und Unterthanen vom Eide der Treue.

Ausbruch des achten Religionskrieges.

Das war das Signal zu neuem Kriege. Abermals fochten die Protestanten um ihre Existenz, Heinrich von Navarra für sein gutes Recht auf die Krone. Für den Augenblick verband sich beides, ob auf immer, das konnte schon damals zweifelhaft sein im Hinblick auf das Manifest, das Heinrich am 10. August 1585 von Bergerac aus erlassen hatte, denn darin erklärte er, er halte an den (alten) Glaubensbekenntnissen der katholischen Kirche fest, unterwerfe sich den Beschlüssen der älteren gesetzmäßigen Konzilien und wolle sogar seine Sicherheitsplätze räumen, falls die Guisen ihre Gouvernements aufgäben. Das sah aus, als ob er sich eine Hinterthür zur Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche öffnen wollte, falls der Preis die Mühe lohnte.

Indessen zunächst führte er seine und der Reformierten Sache mit Thatkraft und Glück. Auch Heinrich von Montmorency in Languedoc unterstützte ihn, so schwach auch die Partei der Politiker, dank dem neuentfachten kirchlichen Fanatismus, geworden war. Viel wichtiger war der Beistand des protestantischen Auslandes. England und Dänemark sandten Geld; die protestantischen Schweizerkantone erlaubten Werbungen, in Deutschland rüstete Johann Kasimir von der Pfalz. So trieb auch in Frankreich der Weltkampf zur Entscheidung, während Spanien schon seine Armada in Bereitschaft setzte, Babington in England seine Verschwörung plante, und Parma in den Niederlanden nach Antwerpens Fall Festung auf Festung nahm. Diese furchtbare Spannung aller Verhältnisse stieg durch die Hinrichtung Maria Stuarts auf den höchsten Grad, und nun folgten auch in Frankreich, wo das Jahr 1586 in kleineren Kämpfen verstrichen war, rasch die großen Schläge. Von Deutschland führte Graf Fabian von Dohna 16 000 Schweizer, 4000 deutsche Reiter und 3500 Franzosen heran, um Heinrich III. „von einer Partei zu befreien". Es galt ihre Vereinigung mit Heinrich von Navarra zu verhindern, der seinerseits von Poitou heranzog. Deshalb sammelte sich das königliche Heer unter Heinrich von Guise und Karl von Mayenne, von spanischen Hilfsvölkern verstärkt, im Osten unweit der lothringischen Grenze, das andre führte Joyeuse nach dem Poitou. Trotzdem gelang es Fabian von Dohna, durch die Champagne über die obere Seine an Paris vorüber bis nach Chartres vorzudringen. Die Möglichkeit einer Vereinigung mit Navarra war also nicht ausgeschlossen, zumal

Joyeuse diesem erlag. Denn als er bei Coutras (nordöstlich von Bordeaux) am 20. Oktober 1587 dem viel schwächeren Heere Heinrichs die Schlacht anbot, erfocht der Prinz vornehmlich durch sein treffliches Geschütz und Fußvolk den glänzendsten Sieg, den ersten, den ein hugenottisches Heer im Felde davon trug; 2000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld, unter ihnen Joyeuse mit zahlreichen Edelleuten. Da aber Heinrichs Heer sich zum Teil aus adligen Freiwilligen zusammensetzte, die ihres Sieges nun daheim sich freuen wollten, so löste es sich nach der Schlacht beinahe auf, und auch der Fürst widerstand nicht dem Wunsche, seiner schönen Geliebten, der Gräfin von Grammont, die erbeuteten Fahnen zu Füßen zu legen. Gleichzeitig gelang es auch dem König, die bis Chartres vorgedrungenen Schweizer davon zu überzeugen, daß sie in der That nicht für ihn kämpften, wie man ihnen gesagt hatte, sondern gegen ihn. Das wollten sie nicht, sie wichen zurück. Da führte sie Dohna gegen Guise, der inzwischen herangekommen war. Aber über der lustigen Feier des Martinstages (10. November) ließ er sich in Auneau (östlich von Chartres) durch den Herzog überfallen und erlitt eine schwere Schlappe. Durch scharfe Verfolgung kam sein Heer dann vollends der Auflösung nahe, nur ein kleiner Rest stieß zu Navarra.

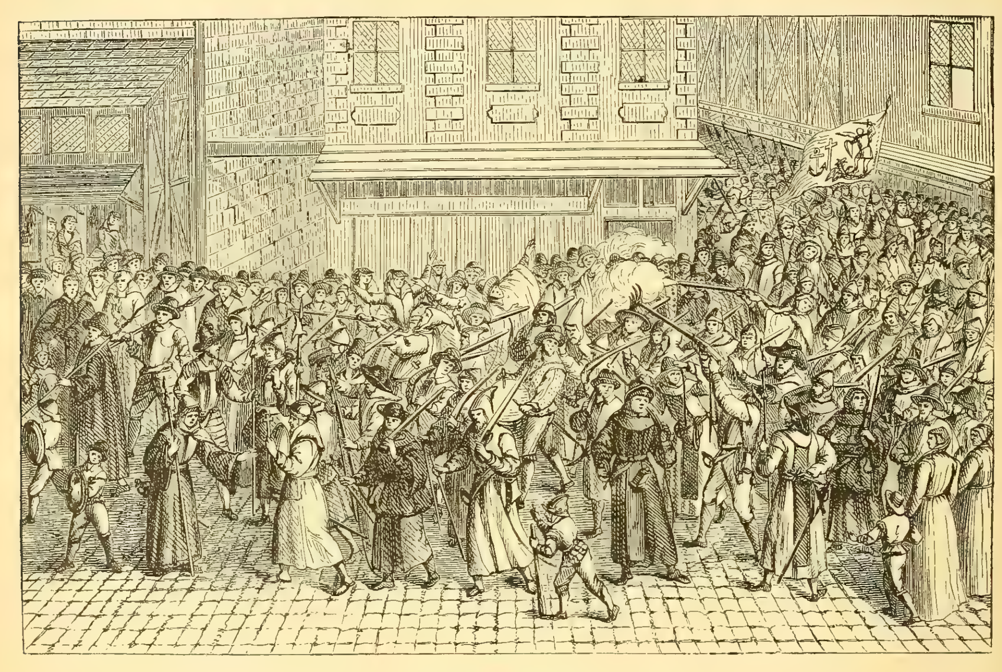
Die „Ligue der Sechzehn“ in Paris.

Doch so wenig dieser seinen Erfolg ausgebeutet hatte, so wenig that es jetzt der König; er meinte, Heinrich von Béarn sei nicht sein schlimmster Feind. Er hatte ganz recht, wenn er meinte, daß ihm die Guisen gefährlicher seien. Denn Anfang Januar 1588 verständigten sie sich mit den Häuptern der Ligue in Nancy und Soissons über neue Forderungen, deren Bewilligung den König ihnen und Spanien mit gebundenen Händen ausgeliefert hätte. Abgesehen davon, daß man ihm zumuten wollte, die Tridentiner Beschlüsse in jeder Richtung auszuführen, sollte er der Ligue einige Festungen einräumen, die Güter der Protestanten verkaufen, um davon ein katholisches Heer in Lothringen aufzustellen und schließlich alle diejenigen aus seiner Umgebung entfernen, die ihm die Ligue bezeichnen würde! Zugleich unterhöhlte man ihm in Paris den Boden unter den Füßen, hetzte mit allen Mitteln die Bevölkerung gegen den König auf. Denn an sich war die Ligue wegen ihrer Verbindung mit Spanien gründlich unpopulär im Volke, und nur fortgesetzten Aufreizungen konnte es gelingen, wenigstens in den größeren Städten die Massen auf ihre Seite zu bringen. Von den Kanzeln und in den Beichtstühlen schürten die Geistlichen; Prozessionen zum Teil aus weiterer Entfernung durchzogen in bekreuzten weißen Gewändern die Straßen; geheimnisvoll ging es von Ohr zu Ohr, die Ligue gebiete über 80000 Mann, und binnen drei Monaten werde nur noch eine Religion im Reiche sein. Sogar von Mordversuchen gegen Heinrich III. war die Rede. Schließlich verbanden sich die sechzehn Teile der Hauptstadt zur „Ligue der Sechzehn“ (ligue des Seize), um die katholische Religion zu „schützen“ (25. Januar 1588). Bald darauf erschien Karl von Mayenne in Paris und verständigte sich mit den Sechzehn. Als nun der König nach längerer Abwesenheit wieder zurückkehrte, war er erstaunt über die fieberhafte Aufregung und die Abneigung, die ihm überall entgegentrat; er meinte doch im Kriege das Beste gethan zu haben, und jetzt pries alles den Herzog von Guise als Sieger! Doch er begnügte sich mit gelegentlichen Verwarnungen, that nichts Ernsthaftes gegen die anschwellende Bewegung, beging vielmehr mit seinem sittenlosen Hofe den Karneval so leichtsinnig und verschwenderisch wie nur jemals.

Der König u. die Ligue.

Doch den Guisen nachzugeben, war er doch keineswegs gesonnen. Er übertrug vielmehr eben jetzt an Nevers die Picardie, an seinen Günstling Epernon die Normandie, auf die sich Aumale und Guise Rechnung gemacht hatten, beides Küstenprovinzen, doppelt wichtig in diesem Augenblick, wo die spanische Armada sich zum Auslaufen anschickte und ein Handstreich oder ein Verrat ihr einen französischen Hafen

in die Hände spielen konnte. Er berief weiter seine Schweizer Garden nach Lagny, ein paar Meilen östlich von der Hauptstadt; er brach endlich mit seiner Mutter, die immer noch die Vermittlerin gespielt hatte, indem er sich für die Zukunft ihren Rat gänzlich verbat. Während er so die Gegner reizte, ohne ihnen doch Furcht einzuflößen, trieb Spanien die Ligue vorwärts zur Entscheidung. Denn während die Armada England und die Niederlande unterwarf, sollten die Guisen und ihre Genossen auch Frankreich dem Willen des „katholischen Königs“ dienstbar machen. Anfang April erschien in seinem Auftrage der Aragonese Moreo bei Guise in Soissons, um ihm die Hilfe Spaniens für den Fall zuzusichern, daß er mit Heinrich III. breche. Wirklich widersetzten sich in der Normandie und Picardie die Anhänger der Ligue den königlichen Befehlen, und in Paris stieg die Gärung immer höher. Da schickte sich Herzog Heinrich von Guise zur Reise nach der Hauptstadt an, gegen den bestimmten Befehl des Königs.



310. Umzug der Ligue.
Nach einem Stiche aus der Kollektion Hennin.

Der „Tag der Barrikaden“.

Am 9. Mai ritt er mit nur acht Reitern durch das Thor von St. Denis in Paris ein und wurde, sobald man ihn erkannte, mit wachsendem Jubel empfangen. Bei Katharina erschien er zuerst, erklärte erregt auf ihre erstaunte Frage, er komme, um sich zu rechtfertigen und die Katholiken zu verteidigen, und begab sich dann zum König ins Louvre. Der aber wandte ihm nach wenigen Worten den Rücken und bezeigte sich überhaupt so ungnädig, daß der Herzog einen Augenblick das Ärgste befürchtete. Indes kam er glücklich in seinen Palast zurück, und als er am nächsten Tage mit 400 Edelleuten dem Monarchen wieder seine Aufwartung machte, war der Empfang scheinbar nicht unfreundlich. Doch die Anwesenheit des volksbeliebten Herzogs steigerte die Aufregung zu solcher Höhe, daß der König sich in seinem Louvre nicht mehr sicher fühlte. So beschloß der Staatsrat am 11. Mai, die schweizerischen und französischen Garden, etwa 6000 Mann, die schon in St. Denis standen, in die Haupt=

stadt einmarschieren zu lassen. Am 12. kamen sie vor Tagesanbruch bei Fackelschein unter dem Klange ihrer Trommeln und Pfeifen zum Thore von St. Honoré herein, besetzten das Louvre, den Grèveplatz vor dem Stadthause, die Getreidehallen, die Altstadt (Cité) auf der Insel und die Brücken. Da brach der Aufruhr los. Zuerst auf dem linken Seineufer, im Universitätsviertel (Quartier latin), rotteten sich Bürger, Studenten und Mönche zusammen; zum erstenmal wuchsen die Barrikaden aus dem Boden und sperrten alle Straßen. Dann lief die Bewegung nach dem rechten Ufer hinüber, und schon gegen Mittag mußte Marschall Biron dem König melden, jede Straße sei eine Festung, die Truppenabteilungen voneinander abgesperrt. Zuerst auf dem Maubertplatze im lateinischen Viertel (genau südlich von der Notredame) begannen Bürger und Studenten den Angriff. Von allen Fenstern aus beschossen, selbst ohne bestimmte Befehle, und vor allem ohne Speise und Trank, wichen die Truppen zurück und streckten die Waffen. Wie hier, so ging es durch die ganze Stadt, mit Mühe behauptete sich ein Rest am Louvre. Es blieb dem König nichts übrig, als des Herzogs Vermittelung anzurufen. Der hatte sich inzwischen anscheinend teilnahmlos in seinem Palaste gehalten, der von Bewaffneten starrte; jetzt ritt er allein und unbewaffnet durch die Straßen. Sein Wort genügte, um die eingeschlossenen Garden zu befreien, sie zogen sich um das Louvre zusammen. Der Aufstand hatte gesiegt, die Ligue war Herrin von Paris.

Noch war der König in der Stadt. Als man ihm aber zumutete, mit seinem Bezwinger, dem Herzog, durch die Straßen zu reiten, um die Aufregung zu beschwichtigen, und neue Zusammenrottungen ihm am 13. Mai gemeldet wurden, da faßte er sich kurz. Mit seinen Räten und Hofleuten setzte er sich nachmittags in den Tuilerien zu Pferde und ritt, von seinen Garden gedeckt, durch das einzige noch offene Neuthor hinaus nach Chartres.

Das „Unionsedikt“.

Der Gewalt der Ligue entzog er sich damit nicht. Mit der Annäherung der Armada und der großen Entscheidung, die sie bringen sollte, wuchs ihre Kraft unwiderstehlich und unterwarf ihr den König. Am 15. Juli 1588 unterzeichnete er in Rouen das „Unionsedikt“. Gegen das Versprechen der Liguisten, alle auswärtigen Verbindungen aufzugeben, verhieß der König, den Krieg gegen die Reformierten bis zur gänzlichen Vertilgung ihres Glaubens fortzuführen, wie wieder seine Unterthanen sich eidlich verpflichten sollten, niemals einen nichtkatholischen König anzuerkennen. Außerdem wurde Epernon entlassen und Heinrich von Guise zum Generalstatthalter bestellt.

Die Reichsstände von Blois und der Mord der Guisen.

Doch damit war das Maß seiner Demütigungen keineswegs erschöpft. Am 16. Oktober traten die Reichsstände in Blois zusammen. Wenn nun Heinrich III. in seiner Eröffnungsrede der Hoffnung Ausdruck gab, sie würden zur Wiederaufrichtung des Königtums ihm die Hand bieten, so belehrten ihn schon die nächsten Wochen, daß das genaue Gegenteil das Ziel des Reichstages sei. Nach dessen Forderungen sollte inskünftige das Recht über Krieg und Frieden in seiner Hand liegen, sollten die Abgaben erheblich vermindert und seiner Bewilligung unterworfen sein, sollten weiter seine Beschlüsse weder von einer vorhergehenden Beratung im Staatsrate noch von der Anerkennung der Parlamente abhängig sein. Das will sagen: die höchste Gewalt ging an die Reichsstände über, neben ihnen bedeutete nur noch Heinrich von Guise etwas, dem König blieb nichts als der Titel der Macht. Er hatte viel Unwürdiges ertragen, und noch mehr Unwürdiges gethan; daß ihm jetzt die Stände nach der Krone griffen, erfüllte ihn mit grimmiger Erbitterung, mit tödlichem Haß gegen diejenigen, unter deren Leitung das doch alles geschah, die Guisen. Schon im Mai war ihm der Gedanke nahe getreten, sich des Herzogs gewaltsam zu entledigen, jetzt wurde er zur That, denn Heinrich III. war Katharinas Sohn und die Bartholomäusnacht seine

Schule. Als sich der Herzog am Morgen des 23. Dezember in die Sitzung des Staatsrates begeben wollte, wurde er zum König beschieden. Im Vorzimmer fielen die Edelleute Heinrichs über ihn her und stießen ihn nieder. Gleich darauf ward sein Bruder, der Kardinal von Guise, der ganz nahe dabei krank lag, ebenfalls überfallen und im Korridor umgebracht, der Kardinal Karl von Bourbon in Gewahrsam genommen. Unter dem fürchterlichen Eindruck des Doppelmordes, in der Vorahnung seiner schrecklichen Folgen ist Katharina von Medici am 6. Januar 1589 verschieden.



Charles delorraine.

311. Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne.
Nach einer Zeichnung in der Nationalbibliothek zu Paris.

Erhebung gegen den König.

Heinrich III. hatte ihr gesagt, jetzt sei er wieder König von Frankreich geworden, da er den König von Paris habe töten lassen; er war also kurzsichtig genug zu glauben, mit dem Morde ihrer Häuptlinge sei die Ligue tot. Doch die Ligue erwies sich als eine Hydra. Das katholische Frankreich beantwortete die blutige That mit der Lossagung vom letzten Valois, mit allgemeiner Erhebung. Im Norden und Osten stellte sich Karl von Mayenne, der Bruder des Ermordeten, an die Spitze; im Süden wurde das fanatisierte Lyon der Hauptsitz der Bewegung. In diesen südlichen Landschaften, wo Protestanten und Katholiken durcheinander wohnten, rissen jäh alle Bande der Ordnung; bewaffnete Haufen machten alle Straßen unsicher, mitleidslos raste der Fanatismus gegen alle irgendwie der protestantischen Gesinnung Verdächtigen. Und

nun trat Spanien energischer als je hervor. Die Armada war vernichtet, die Herrschaft über die Meere tief erschüttert, die Behauptung der Niederlande unmöglich, wenn Philipp II. nicht in Frankreich den entscheidenden Einfluß besaß. Ihn zu gewinnen, war jetzt der König fest entschlossen. Er sandte Geld an Mayenne, er gab auf direkte Aufforderung von Paris Befehl, Parmas Heer an der französischen Grenze bereit zu stellen, er ließ seinen Gesandten Mendoza in der Hauptstadt den Widerstand gegen Heinrich III. organisieren, er drängte durch Olivarez in Rom Sixtus V. zum Erlaß der Bannbulle gegen den letzten Valois. Umsonst hatte sich dieser beim Papste um Absolution von dem schwersten Verbrechen, einen Kardinal der römischen Kirche ermordet zu haben, bemüht; am 5. Mai 1589 erließ Sixtus V. an ihn die Aufforderung, binnen zehn Tagen den gefangenen Bourbon frei zu lassen und sich in Rom zu verantworten, bei Strafe des Bannes. Ihm vorauseilend entband die Sorbonne das Volk bereits vom Eide der Treue.

Von wachsender Empörung im Innern bedroht, vor die Gefahr eines Krieges mit Spanien und vor den Bruch mit dem Papste gestellt, ohne Heer und ohne Geld, so sah Heinrich III. nur noch einen Ausweg: er warf sich Heinrich von Navarra und den Reformierten in die Arme, denen er soeben noch den Krieg auf Tod und Leben erklärt hatte. Heinrichs III. Bund mit Heinrich von Navarra.

Am 3. April schloß Duplessis-Mornay, Heinrichs (IV.) Vertrauter, den Vertrag ab. Dieser stellte das hugenottische Heer von 6000 kampfgewohnten Veteranen dem Könige zur Verfügung, gewährte dafür den Reformierten Religionsfreiheit überall und Saumur als Sicherheitsplatz. Ein paar Wochen nachher besiegelte eine persönliche Zusammenkunft beider Fürsten in Plessis-les-Tours das neue Bündnis (30. April).

Verstärkt durch Schweizertruppen und auch durch zahlreiche katholische Edelleute, in denen Parteiwut und Religionshaß noch nicht das Gefühl für nationale Pflicht erstickt hatten, drängten die beiden Fürsten die Gegner von der Loire zurück und erschienen endlich mit 40000 Mann vor Paris. Schon waren Poissy und St. Cloud genommen, die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und mit grimmiger Befriedigung blickte Heinrich III. von den Höhen im Westen auf das Häusermeer zu seinen Füßen, von dem er bald nichts mehr übrig lassen wollte als Ruinen, da traf der Dolch des Mörders, den er so oft gegen andre geschärft hatte, ihn selber. Für jeden strenggläubigen Katholiken war er durch seinen Bund mit dem ketzerischen Navarra selbst ein Ketzer geworden, ein Tyrann, den zu töten nach jesuitisch-römischer Moral nicht nur Recht, sondern Pflicht war. So dachte auch der Dominikaner Jakob Clement. Am Morgen des 1. August verschaffte er sich in St. Cloud Zutritt beim König, und indem er vorgab, ihm wichtige geheime Mitteilungen machen zu wollen, stieß er dem Ahnungslosen sein vergiftetes Messer in den Leib. Auf der Stelle fiel er zwar unter den Streichen der herbeieilenden königlichen Garden, aber am Tage darauf war Heinrich III. eine Leiche, der letzte des Hauses Valois. Getreu dem Charakter, den seine Regierung in den letzten dreißig Jahren angenommen hatte, war das Ende dieses Geschlechts. Als Erbschaft hinterließ es Frankreich eine entwürdigte Krone und die Aussicht auf endlosen Bürgerkrieg. Heinrichs III. Ende (1589).

Heinrich IV. im Kampfe gegen die Ligue und Philipp II.

Das Land zerrissen in zwei grimmig verfeindete Parteien, von denn doch keine stark genug war, die andre völlig zu überwinden, die Einheit und Unabhängigkeit der Nation dadurch und noch mehr durch die spanische Einmischung aufs schwerste bedroht, das war die Lage, die Heinrich von Navarra vorfand, als er sich mit dem Tode des letzten Valois den Titel „König von Frankreich" beilegen durfte. Sterbend hatte ihn noch Heinrich III. als solchen bezeichnet und seiner Umgebung den Treueid für ihn abgenommen, und an sich war sein Thronrecht unzweifelhaft. Die Lage Heinrichs IV.

Doch die Ligue wollte jetzt so wenig wie jemals einen ketzerischen König; sie erkannte — und mit ihr das Parlament in Paris — den Kardinal von Bourbon als Karl X. an, und da dieser sich im Gewahrsam Heinrichs IV. befand, so übernahm Karl von Mayenne als sein Generalstatthalter die Leitung. Auch Sixtus V. sprach sich für Karl X. aus; er hoffte, alle Katholiken Frankreichs noch um ihn zu vereinigen.

In der That drohte einen Augenblick der Abfall der katholischen Anhänger Heinrichs IV. Er konnte sie — und auch so nur teilweise — bloß dadurch an sich fesseln, daß er ihnen in förmlichem Vertrage zusicherte, bezüglich des protestantischen Gottesdienstes es bei den letzten Zugeständnissen Heinrichs III. bewenden zu lassen und alle Ämter mit Katholiken zu besetzen (4. August 1589). Trotzdem verließen viele katholische Edelleute den protestantischen König, die Fortsetzung der Belagerung von Paris wurde ihm deshalb unmöglich, er wich nach der Normandie zurück. Prahlend und siegesgewiß folgte ihm Mayenne im September 1589 mit 25000 Mann. Doch mit nur 9000 Mann wies Heinrich IV., den man bereits verloren gab, seine Angriffe in einer Reihe kleinerer Gefechte bei Arcques zurück (November), empfing Hilfe von England und hatte die Genugthuung, daß zuerst unter allen auswärtigen Mächten nicht nur die protestantische Schweiz, sondern auch Venedig, die alte Gegnerin der spanischen Vorherrschaft in Italien, ihn als König anerkannte. Selbst mit Rom dachte er sich zu verständigen. Die Möglichkeit seiner „Rückkehr zur katholischen Kirche“ hatte er schon früher angedeutet (s. S. 665); jetzt sandte er während des Winters den Herzog von Luxemburg an Sixtus V. mit der Erklärung, er sei bereit, über die Bedingungen seines Übertritts zu verhandeln. Die Aufnahme des Herzogs war die freundlichste. „Gott sei gelobt!“ rief Sixtus V. aus, denn er wollte Frankreich zwar katholisch, keineswegs jedoch spanisch sehen. Freilich hatte er Karl X. anerkannt und sich Mitte Dezember gegenüber Philipp II. zu einem gemeinschaftlichen Kriegszuge nach Frankreich bereit erklärt; er sah sich infolgedessen von dem spanischen Botschafter, dem Herzog von Olivarez, fortwährend gedrängt, nunmehr seinem Versprechen nachzukommen und Heinrichs IV. Unfähigkeit zur Nachfolge auszusprechen, so daß es zwischen beiden mehrfach zu den heftigsten Szenen kam, aber Sixtus deckte sich mit dem Gutachten der Kardinäle, daß ein schroffes Vorgehen gegen Heinrich die den Spaniern feindlich gesinnten französischen Katholiken unfehlbar jenem in die Arme treiben müsse, und hoffte im übrigen auf eine Wendung in Frankreich, um sich von der spanischen Zudringlichkeit zu befreien.

Schlacht bei Ivry; Heinrich IV. vor Paris.

Im Frühjahr 1590 trat diese in der That ein. Heinrich IV. erschien von neuem im Felde und belagerte, um sich den Weg nach Paris zu öffnen, das wichtige Dreux an der Eure. Zum Entsatz rückte Karl von Mayenne heran. „Wenn euch im Kampfe die Fahnen fehlen“, so sprach der König vor der Schlacht zu seinen Edelleuten, „so sammelt euch um meinen weißen Helmbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege zum Sieg und zur Ehre finden.“ Und wirklich erfocht er in der Schlacht bei Ivry, südlich von Rouen an der Straße nach Paris, durch einen ungestümen Angriff am 14. März 1590 seinen glänzendsten Sieg. Das Fußvolk der Gegner war ganz, die Reiterei zur Hälfte vernichtet, Fahnen, Wagen und Geschütze zum größten Teil erobert. Mayenne war außer stande, das Vordringen des Königs zu wehren; zum zweitenmal erschien Heinrich IV. vor Paris, und indem er sich der Brücken von St. Cloud und Charenton bemächtigte, auch einen Entsatzversuch vereitelte, verhing er die strengste Blockade über die Hauptstadt. Doch stärker als die Hungersnot, die bald dadurch ausbrach, war noch der Fanatismus der Bevölkerung, und die Sechzehn versäumten im Bunde mit dem spanischen Gesandten Mendoza und dem päpstlichen Legaten Gaetano nichts, ihn immer lebendig zu erhalten.



Henry

312. Heinrich IV., der erste Bourbon auf dem Throne von Frankreich.
Nach einem Kupferstiche von Lancrenon.

Obwohl nun der Kampf dadurch vollkommen zum Stehen kam, so begünstigte doch Sixtus V. Heinrich durch seine Weigerung, die spanische Politik in Frankreich zu unterstützen. Auch gegenüber dem Herzog von Sessa, der im Juni 1590 im besonderen Auftrage Philipps II. nach Rom kam, blieb er fest und suchte Zeit zu gewinnen, indem er seine Kardinäle mit der Prüfung der päpstlichen Rechte gegenüber einer französischen Königswahl beauftragte. Schon war es thatsächlich zum Bruche mit Spanien gekommen, als der Tod des alten Eisenkopfes (27. August 1590) dem spanischen Einfluß im Vatikan zum Siege verhalf. Denn nach dem raschen Tode Urbans VII. (15. bis 27. September) ging am 5. Oktober aus dem Konklave Gregor XIV. hervor, aus einem mailändischen Geschlecht und ganz spanisch gesinnt, also bereit, Philipp II. in seinen Plänen gegen Frankreich zu unterstützen.

Eingreifen Philipps II.

Eben jetzt entfalteten sich diese in einer Weise, welche die Unabhängigkeit und Einheit Frankreichs aufs äußerste bedrohte, ein neuer Beleg für die schrankenlosen Entwürfe des Königs, zugleich der letzte Versuch, das katholische Weltreich zu verwirklichen. Am 8. Mai 1590 war Karl (X.) von Bourbon gestorben und damit nach spanisch-liguistischer Auffassung der französische Thron erledigt. Da bei dem hohen Alter des Kardinals ein solcher Fall längst vorauszusehen gewesen war, so war Philipps II. Gedanke vollkommen gereift. Im Juni ließ er Mayenne eröffnen, er wünsche die Wahl des neuen Königs am liebsten durch das Pariser Parlament; da indessen das Erbrecht seiner Tochter von Elisabeth von Valois (s. S. 456), Isabella Clara Eugenia, auf ganz Frankreich unzweifelhaft feststehe, so sei es notwendig, den künftigen König von Frankreich mit dieser zu vermählen. Für den Fall, daß die Wahl den Herzog von Lothringen treffe, sollte dies Land an Spanien fallen und so die längst erstrebte Verbindung zwischen der Freigrafschaft und Belgien hergestellt werden. Obwohl die Ausführung dieses Gedankens Frankreich in einen spanischen Vasallenstaat umgewandelt haben würde, so scheute sich Mayenne doch nicht, darauf alles Ernstes einzugehen, ja er that noch mehr: um die Unterstützung Spaniens für seine eigne Königswahl zu gewinnen, bot er als Preis derselben die Abtretung des Dauphiné, der Provence, Burgunds und der Bretagne an Spanien an, d. h. des gesamten südöstlichen Frankreich und der Halbinsel, die für Philipp II. die unschätzbarste Angriffsbasis gegen England abgegeben hätte, ein nackter Landesverrat, der seinesgleichen in der neueren französischen Geschichte höchstens bei Karl von Bourbon findet (s. S. 264). Nun zögerte Philipp II. nicht, die Ligue aufs kräftigste zu unterstützen. Im August 1590 rückte Alexander von Parma von den Niederlanden her in Frankreich ein, vereinigte sich bei Meaux mit Mayenne und zwang Heinrich IV. zur Aufhebung der Belagerung von Paris (30. August). Da seine Edelleute in gewohnter Weise nach Hause ritten, so vermochte dieser nur einige feste Plätze zu behaupten; der Feldzug war verloren.

Ermatten der Ligue.

Aber seine Spannkraft war unzerstörbar, und bald fehlte es ihm auch nicht an mächtiger Unterstützung. Während Gregor XIV. wirklich ein päpstliches Hilfskorps über die Alpen schickte, kamen an den König Geldsendungen aus England, Hilfsvölker aus der Schweiz, und vor allem führte aus Deutschland mit kursächsischer und pfälzischer Unterstützung der junge Christian von Anhalt, der rührige und begeisterte Verfechter eines Bundes aller Protestanten Europas, ein stattliches Hilfsheer durch Lothringen heran, wo es sich glücklich mit Latour, Vicomte de Turenne, vereinigte (September 1591). Fast wichtiger war es indessen, daß sich mit dem unverhüllten Hervortreten der spanischen Pläne die große Mittelpartei, die man früher die Politiker nannte, immer mehr verstärkte. Dadurch spaltete sich die Ligue; auf der einen Seite stand der patriotische Adel, der zwar einen katholischen König, aber nicht die

Auslieferung der wichtigsten Landesinteressen an Spanien wollte, auf der andern die Geistlichkeit, die sich besonders auf die fanatisierten Massen der großen Städte stützte. In Paris stießen beide Parteien aufs gewaltsamste zusammen. Im November 1591 ließen die Sechzehn den Parlamentspräsidenten Brisson mit zwei Parlamentsräten, als Gegner der spanischen Bestrebungen, ohne Urteil und Recht aufknüpfen. Die Gemäßigten in der Bürgerschaft riefen darauf Mayenne herbei, und dieser, ein entschiedener Aristokrat und Feind der demagogischen Verhetzung, löste den Rat der Sechzehn auf und ließ seine Führer hinrichten.



313. Barnabas Brisson.
Nach einem Kupferstiche von Th. de Leu.

So erschien Heinrich IV. abermals stattlich im Felde und wandte sich gegen Rouen. Doch zum zweitenmal mußte er der Kriegskunst Parmas weichen, der im Januar 1592 wiederum erschien. Nun schloß ihn der König allerdings unweit der Seinemündung bei Yvetot völlig ein, aber Parma entzog sich ihm durch einen meisterhaften Marsch, kam glücklich nach Paris und ging selbst, indem er hier einen Teil seiner Truppen zurückließ, nach den Niederlanden zurück. — Wiederum war Heinrich IV. gescheitert, und eifriger betrieb Philipp II. seine Pläne. Indem er am Erbrechte seiner Tochter festhielt, zeigte er sich geneigt, dem Streben der Reichsstände nach möglichster Erweiterung ihrer Macht, der Provinzen und Stadtgemeinden nach Erhöhung ihrer Selbständigkeit entgegenzukommen, allerdings unter der Voraussetzung, daß die Ketzerei völlig ausgerottet werde. Solche Pläne zu fördern, rüstete sich Parma zum dritten Einmarsche in Frankreich, als ein früher Tod seinem thatenreichen Leben in

Der Feldzug 1592 und Parmas Tod.

Arras ein Ende machte (2. Dezember 1592). Mit ihm verlor Philipp II. den einzigen großen Staatsmann und Feldherrn, der noch in seinen Diensten stand, ein doppelt empfindlicher Schlag, jetzt, wo die französischen Dinge zur Entscheidung drängten.

Reichsstände zu Paris 1593.

Denn soeben berief Mayenne für den 26. Januar 1593 die Stände nach Paris. Da traten aber doch die Gegensätze aufs allerschärfste heraus. Zwar gegen Isabellas Thronbesteigung hatte die Mehrzahl nicht viel einzuwenden, aber den ihr von Philipp II. bestimmten Gemahl, Erzherzog Ernst von Österreich, der dann zugleich Generalstatthalter der Niederlande werden sollte, wies man einmütig zurück; die einen dachten an den jungen Karl von Guise, des ermordeten Heinrich Sohn, die andern, vor allem Mayenne, an dessen eignen Sohn.

Verhandlungen zu Surênes.

Während so auf Seiten der Ligue Uneinigkeit und Zerfahrenheit jede Entscheidung hinderten, ging Heinrich IV. sicheren Schrittes auf sein Ziel los. Auf der einen Seite erklärte er die Berufung der Reichsstände ohne seinen Willen für Hochverrat, auf der andern ließ er vernehmen, daß er bereit sei, mit Abgesandten derselben zu verhandeln. Wirklich traten darauf in Surênes bei St. Cloud zwölf Bevollmächtigte der Reichsstände mit ebenso vielen katholischen Edelleuten des Königs zur Beratung zusammen und empfingen hier bald die sie überraschende, aber längst vorbereitete Erklärung, Heinrich IV. sei bereit, zur katholischen Kirche zurückzukehren gegen seine Anerkennung als König. Seine großen kriegerischen Erfolge machten sie noch gewichtiger. Er beherrschte die Seine und nahm Dreux, konnte also jeden Tag die Schrecken einer dritten Belagerung über die Hauptstadt verhängen. Die spanische Hilfe von 5000 Mann wollte dem gegenüber nicht viel bedeuten. Das alles in Verbindung mit den schweren Leiden, die der unaufhörliche Krieg dem Lande gebracht hatte, verstärkte überall im Volke die Sehnsucht nach dem Frieden, dessen Vorgeschmack der König zugleich in kluger Berechnung der Hauptstadt gab, indem er ihr einen dreimonatlichen Waffenstillstand gewährte. Da sprachen die Reichsstände sich entschieden gegen die spanischen Ansprüche aus, und das Pariser Parlament erklärte im Juni 1593 sich offen für das salische Gesetz, die Erblichkeit der Monarchie und die gallikanische Kirche.

Heinrichs IV. Übertritt zum Katholizismus.

Nur noch ein Schritt war notwendig, um der Ligue und den Spaniern die Waffen aus der Hand zu winden und das Mißtrauen der patriotischen Katholiken zu entwaffnen: die Rückkehr Heinrichs IV. zur alten Kirche. Einem protestantischen König hätte sich die katholische Mehrheit niemals gefügt; diese Mehrheit aber in eine Minderheit umzuwandeln, den Calvinismus zur Staatsreligion zu machen, das war, wenn es jemals möglich gewesen war, damals ganz bestimmt nicht mehr möglich. Denn die Zahl der reformierten Gemeinden war in den Drangsalen des Krieges und unter dem Einflusse höfischer Verlockung doch arg zusammengeschmolzen. Etwas später rechnete man im ganzen 760 calvinistische Kirchen in Frankreich (außer Béarn und Navarra), von denen z. B. auf Languedoc 212, also über ein Viertel, auf Guyenne 83, auf Poitou 50, auf Saintonge 51, mehr als die Hälfte überhaupt auf den Süden und Westen, etwa fünf Siebentel auf den ganzen Süden kamen. Im Jahre 1562 aber hatte man über 2000 evangelische Gemeinden gezählt (s. S. 520). Sollte also Frankreich den endlosen Kampf fortführen zum Vorteile Spaniens, zu seinem eignen Verderben, wenn eines Menschen Wille das verhindern konnte? Ist jemals ein Religionswechsel aus äußeren Gründen zu entschuldigen gewesen, so ist es der Heinrichs IV. Er brachte, so sagte er, seine Überzeugung seiner Pflicht zum Opfer, und für diesen kühlen Rechner, dessen Sache religiöse Wärme nie gewesen, war es vielleicht nicht einmal ein so großes Opfer. So trat er am 25. Juli 1593 in der Kathedrale von St. Denis vor dem Erzbischof von Bourges unter dem Zulaufe von Tausenden zur römischen Kirche über.

Die Entscheidung war damit gefallen. Zwar verschworen sich auch jetzt noch die Guisen mit fanatischen Geistlichen und Laien, niemals mit „Navarra“ Friede zu machen, und Philipp II. behauptete jetzt wie immer, der König werde niemals aufrichtig katholisch sein, doch das Land wandte sich ab von den vaterlandslosen Liguisten und den selbstsüchtigen Fremden. Zu Anfang des Jahres 1594 ergab sich Meaux, dem folgten rasch Orléans, Bourges, Chartres, selbst Lyon; am 27. Februar ließ sich

Unterwerfung des Landes.



314. Französische Halbrüstung aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (Museum von Zarskoje Selo bei Petersburg).

Diese Halbrüstung, welche einem höheren Offizier angehört hat, zeichnet sich durch die Gefälligkeit ihrer Formen aus. Sie ist ganz aus Eisen, auf den einzelnen Bändern sind geätzte und später vergoldete Trophäen, Tier- und Blumenabbildungen und menschliche, meist allegorische Figuren.

Heinrich IV. in Chartres krönen. Auch in Paris ging es mit der Sache der Ligue zu Ende. Die Schmähreden wider den Ketzer verstummten und wichen Lobpreisungen des leutseligen und tapferen Herrschers; schließlich verständigten sich über den Kopf des spanischen Gesandten Mendoza hinweg die städtischen Behörden und der Kommandant Brissac mit dem König über die Übergabe. In der Morgenfrühe des 22. März, noch bei völliger Dunkelheit, drang Heinrich IV., den weißen Busch auf dem Helme, mit 6000 Mann durch das Thor von St. Denis und das Neuthor in die Hauptstadt ein.

Keine Bluttat schändete seinen Sieg. Nur einige liguistische Fanatiker wurden ausgewiesen, sonst allgemeine Amnestie gewährt, und statt zum Kampfe wider den Ketzer forderten jetzt die Prediger von den Kanzeln zum Gehorsam gegen die Obrigkeit auf. Die spanische Besatzung von 3000 Mann erhielt freien Abzug.

Das Beispiel der Hauptstadt fand alsbald im ganzen Norden Nachahmung. Noch im Laufe des Jahres ergab sich Rouen, die meisten liguistischen Adelshäupter machten ihren Frieden mit dem König, selbst Karl von Guise unterwarf sich (Dezember 1594). Das mißlungene Attentat Jean Chatels führte nur zur Ausweisung der Jesuiten aus Frankreich.



315. Auszug der spanischen Garnison aus Paris.
Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

Heinrichs IV. Lossprechung vom Banne.

In einzelnen Provinzen dauerte allerdings der Krieg gegen die Reste der Ligue und Spanien noch fort. In der Picardie führte der Herzog von Bouillon die französische Sache; in Burgund bewies der König selbst gegenüber Mayenne und den Spaniern im Juni 1595 bei Fontainefrançaise seine alte Meisterschaft. Auch von Mordversuchen wurde er noch bedroht, worauf er im Dezember 1595 die Jesuiten als ihre moralischen Urheber aus Frankreich auswies. Gefährlich indes war dies alles nicht mehr, vollends als nun Papst Clemens VIII. (seit 30. Januar 1592), minder spanisch gesinnt als sein Vorgänger, der spanischen Einwirkung zum Trotze, Heinrich IV. die erbetene Lossprechung vom Banne, wenn auch unter demütigenden Formen, gewährte (17. September 1595). Er wich dem Willen der französischen Nation, die den Bourbon auch ohne den Papst als König anerkannt hatte, und vermied dadurch allein die drohende Gefahr, daß in Frankreich die Gedanken einer von Rom fast unabhängigen (gallikanischen) Kirche zum Siege gelangten. Um dies zu hindern, sah er selbst über die Weigerung Heinrichs IV., die Tridentiner Beschlüsse verkünden zu lassen oder das

mindeste von seinem landesherrlichen Rechte der Kirche gegenüber aufzugeben, hinweg. Nun unterwarf sich auch Mayenne mit den wichtigsten Liguistenführern. Sie erhielten mit ihren Anhängern volle Amnestie, für sich selbst Gouvernements und hohe Geldbeträge (Januar 1596). Mayenne ist seitdem des Königs treuer Anhänger und Ratgeber geblieben (gest. 1611). Nur der Herzog von Mercoeur in der Bretagne stand mit seinem Anhang noch unter Waffen.

Auch der Krieg gegen Spanien währte noch fort, ja er brachte sogar noch einmal für die Sache Philipps II. günstige Ereignisse. Im Frühjahr 1596 nahm der neue Statthalter der Niederlande, Erzherzog Albrecht, Calais, im März 1597 durch einen kecken Handstreich das wichtige Amiens, keine zwanzig Meilen von Paris. Dafür traten indessen England und Holland, dann auch Venedig und Toscana auf Heinrichs Seite, er selbst nahm Amiens im September nach längerer Belagerung wieder, Graf Essex verbrannte im Hafen von Cadiz die spanische Flotte und setzte sich selber dort fest. Und Philipp II. empfand nur allzu deutlich, daß es mit den Kräften seines Landes wie mit seinem Leben zu Ende gehe. Um seinem Sohne zu hoffnungslos zerrütteten Finanzen nicht auch noch einen schweren Krieg zu hinterlassen, nahm er die päpstliche Vermittelung an und ließ zu Vervins in Vermandois über den Frieden unterhandeln. Da er von vornherein sich bereit erklärte, alle seine Eroberungen außer Cambrai herauszugeben, so bestand die wesentliche Schwierigkeit nur in der Verpflichtung Heinrichs, nicht ohne England und Holland mit Spanien sich zu verständigen. Doch darüber setzte sich der König hinweg, und nachdem er im März auch Mercoeur zur Unterwerfung gebracht hatte, schloß er am 2. Mai 1598 den Frieden von Vervins ab. Das Gebiet Frankreichs in seinen alten Grenzen und seine nationale Unabhängigkeit waren gesichert. Friede mit Spanien.

Schon hatte Heinrich damals auch die Grundlage gefunden, auf welcher Katholiken und Protestanten innerhalb des französischen Staates sich künftighin vertragen sollten, ein unerhörter Versuch in einer Zeit, deren kirchlicher Fanatismus nur katholische oder evangelische, nicht gemischte (paritätische) Staaten dulden wollte. Am 15. April 1598 unterzeichnete er das Duldungsedikt von Nantes. Danach sollten die Reformierten die eingezogenen katholischen Kirchengüter zurückerstatten, die katholischen Zehnten zahlen, sich der katholischen Ehegesetzgebung unterwerfen und die katholischen Feiertage achten. Im übrigen war ihnen freie Religionsübung überall da gestattet, wo sie diese in den Jahren 1596/97 besessen hatten oder wo sie ihnen durch das Edikt von 1577 gestattet worden war; in solchen Orten durften sie auch Kollegien und Schulen ihres Glaubens errichten und Bücher herausgeben. Darüber hinaus hatte der hohe Adel mit voller eigner Gerichtsbarkeit das Recht des Gottesdienstes überall, der niedere Adel wenigstens das des Hausgottesdienstes, ausgenommen Paris und die jeweilige Residenz. In bürgerlicher Beziehung wurden die Reformierten den Katholiken vollkommen gleichgestellt. In jeder Stadt und jedem Flecken sollten sie ihren Begräbnisplatz erhalten. In Paris und Castres erhielten sie eigne Gerichtshöfe, bei den Parlamenten von Bordeaux und Grenoble konfessionell gemischte Kammern. Der Besitz aller Städte, die ihnen bis 1597 gehörten, etwa 200, wurde ihnen außerdem auf acht Jahre zugesichert, was dann auf weitere vier Jahre verlängert wurde; ihre kriegerisch-republikanische Organisation blieb also aufrecht, der König übernahm sogar den Unterhalt der Befestigungswerke und der Besatzungen auf seine Kasse. Dagegen führte er die Aufsicht über die National- und Provinzialsynoden der Reformierten und hatte ihre Steuererhebungen und Zehntenauflagen zu genehmigen. Edikt von Nantes.

So schlossen denn die sechsunddreißigjährigen Bürger- und Religionskriege ab mit der Sicherung der so lange Zeit schwerbedrohten nationalen Unabhängigkeit und Einheit Ergebnis.

und mit der Anerkennung des Rechtes der kirchlichen Minderheit. Freilich erfuhr das Edikt zunächst noch erbitterten Widerstand von beiden Seiten. Der calvinischen Geistlichkeit waren die mannigfachen Beschränkungen zuwider, den eifrigen Katholiken galt jedes Zugeständnis an die Ketzer für verwerflich. Daher registrierte das Pariser Parlament das Edikt erst am 25. Februar 1599, und die allgemeine Anerkennung wurde erst im Jahre 1609 erreicht. Aber der König setzte doch seinen Willen durch. Diese verbesserten Verhältnisse zu festigen, den völlig zerrütteten Wohlstand Frankreichs neu zu gründen, die tief erschütterte Macht der Krone wiederherzustellen, war die nächste Aufgabe Heinrichs IV.

Frankreichs Erhebung unter Heinrich IV.

Zustände in Frankreich.

Als Heinrich IV. die Krone Frankreichs erwarb und damit die Dynastie der Bourbonen (1589—1792) eröffnete, übernahm er das Land in einem Zustande vollständiger Zerrüttung. Das Ansehen der Krone war durch die Schwäche und die Verbrechen der letzten Valois wie durch die ständischen Bestrebungen so gut wie vernichtet. In der Zerrüttung der Bürgerkriege hatten sich die Stadtgemeinden an volle Selbstständigkeit gewöhnt, die adligen Gouverneure der Provinzen betrachteten ihre Stellungen fast als erblichen Familienbesitz, hielten sich Truppen und Festungen im eignen Namen, und auch die Hugenotten behaupteten ihre kriegerische Organisation und ihre Sicherheitsplätze. Fast hoffnungslos erschien die Finanzlage. Die Grundsteuer (Taille), die ausschließlich Bürger und Bauern belastete, war zu fast unerschwinglicher Höhe gestiegen und brachte doch infolge der gewissenlosen Verwaltung wenig ein; dazu beliefen sich im Jahre 1598 die Rückstände auf etwa 20 Millionen Livres (zu 6,50 Mark Silberwert). Die unsinnige Verschwendung des Hofes, die Kosten der Kriege, der Verkauf von Leibrenten, steigerten die Ausgaben Jahr für Jahr und zerstörten das Gleichgewicht im Staatshaushalte vollständig. Durch Verpfändung und Veräußerung von Krongütern, Vermehrung der verkäuflichen Ämter, Verkauf von Adelsbriefen, mit denen die Freiheit von der Grundsteuer verbunden war, wurde natürlich nur augenblickliche Hilfe geschafft, für die Zukunft dagegen der Staatshaushalt nur noch mehr belastet, die Ausgaben vermehrt, die Einnahmen vermindert, die Staatsschuld so gesteigert, daß man im Jahre 1598 sie auf die kolossale Summe von 348½ Millionen Livres berechnete (also weit über 2 Milliarden Mark), mehr als Frankreich vor der großen Revolution jemals gehabt hat. Außerdem hatte die Bevölkerung eine starke Abnahme erfahren. Seit 1580 sollen etwa 800 000 Menschen zu Grunde gegangen und 28 000 Häuser zerstört worden sein.

Diesen Zuständen gegenüber hat Heinrich IV. die königliche Gewalt neu gegründet, die Finanzen geordnet, den Volkswohlstand glänzend entwickelt, und das alles binnen zwölf Jahren.

Heinrich IV.

Das meiste dabei thaten doch seine persönlichen Eigenschaften. Er war ein echter Franzose mit allen Fehlern und Vorzügen seines Volkes. Von Herzen gutmütig und wohlwollend, erschien er doch nach außen oft spöttisch und wegwerfend, übte gern seinen scharfen Witz an allem und allen, haßte aber niemand und hat den Gedanken der Rache immer weit von sich gewiesen. In seinen Gewohnheiten war er einfach und schlicht, in Ausgaben für seine persönlichen Zwecke knapp, ja karg; gern mischte er sich, am liebsten unerkannt, unter das Volk, auf steife Würde gab er gar nichts, und in seinen zahllosen Liebesverhältnissen, von denen nur das zu der schönen Gabriele d'Estrées einige Dauer hatte (gest. 1599), haben ihn selbst arge Beschämungen nicht gestört. Aber



Kunstbeilage

Einzug König Heinrichs IV. in Paris, den 29. März 1594.

Gemälde von François Gerard im Nationalmuseum des Louvre zu Paris. — Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clement & Cie in Dornach i. E.

als Staatsmann wurde er getragen von dem vollen Bewußtsein seiner Stellung: „seinen Scharfsinn, seine Wachsamkeit und Gewandtheit, seine ganze Thatkraft warf er in die Durchführung des monarchischen Gedankens".

Neugründung der Königsmacht.

Der Steigerung der Krongewalt zu beinahe unumschränkter Macht kamen Lage und Stimmung des Landes zu Hilfe. Wie dies nach Perioden erbitterter Kämpfe und tiefer Zerrüttung überall hervortritt, war das Volk an politischen und religiösen Streitigkeiten bis zum Ekel übersättigt, der Ruhe dringend bedürftig, bestrebt, die schweren Wunden, die ein sechsunddreißigjähriger Bürgerzwist dem Wohlstande geschlagen hatte, wieder auszuheilen und deshalb vollkommen zufrieden, wenn eine starke Krone für Ruhe und Ordnung bürgte und die Arbeit des Volkes verständig unterstützte. Auf solchem Boden pflegt der fürstliche Absolutismus zu gedeihen, und ist er damals in Frankreich erwachsen. Mit der ständischen Entwickelung war es damit zu Ende, und zwar für immer. So ist die Entscheidung über die ganze innerstaatliche Zukunft des Landes in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefallen. Den ehrgeizigen hohen Adel schloß Heinrich IV. nicht nur von der Teilnahme an den Regierungsgeschäften aus, sondern er verbot auch den Provinzialgouverneuren, sich eigne Truppen und Festungen ohne königliche Erlaubnis zu gestatten, und engte ihre Gewalt durch zuverlässige Unterbeamte (Generalleutnants) immer mehr ein. Dem zahlreichen niederen Adel nahm die Errichtung eines stehenden Heeres seine kriegerische Bedeutung, die er namentlich im Süden noch während der Hugenottenkriege behauptet hatte, und nicht mehr wie bisher wurden die königlichen Einkünfte durch Gnadengehalte an diese Herren verschleudert. Auch die Stadtgemeinden fühlten in der scharfen Aufsicht der Krone und ihren Eingriffen in ihre Verwaltung den Eintritt einer neuen Zeit. Von einer Berufung der Reichsstände vollends, die der Krone mehrmals so gefährlich geworden, war jetzt keine Rede mehr, weil Heinrichs IV. wohlgeordnete Finanzwirtschaft ihm neue Steuerforderungen ersparte; die Provinzialstände aber erwiesen sich als harmlos. Gewiß war des Königs Verfahren im Grunde revolutionär, denn es verletzte hundertjähriges Herkommen; anderseits ist jedoch nicht zu verkennen, daß er dabei überall das Wohl des Ganzen im Auge hielt.

Heinrich IV. u. die Kirche.

Auch den kirchlichen Genossenschaften zeigte er oft die Stärke der Krone. Persönlich ohne besondere religiöse Wärme und am liebsten mit Männern ähnlicher Richtung verkehrend, so beflissen er sich auch äußerlich als eifrigen Katholiken zeigte und durch Zurückberufung der seit 1595 verbannten Jesuiten (1603), wie überhaupt durch Begünstigung der Mönchsorden die gute Meinung der Geistlichkeit, namentlich aber Roms zu gewinnen suchte, betrachtete er die kirchlichen Parteien nur als politische und suchte sie demgemäß der Hoheit des Staates zu beugen. Die Selbständigkeit der Reformierten zu brechen, ist ihm freilich nicht gelungen; der katholischen Geistlichkeit gegenüber, deren Mehrheit die Aufhebung des Konkordats von 1516 und die Verkündung der Gesamtheit der Tridentinischen Beschlüsse forderte, stützte er sich auf die starke gallikanische Partei innerhalb der französischen Kirche und gab keinen Fingerbreit nach.

Ordnung der Finanzen; Sully.

Gewiß vermochte aber auch nur eine mächtige Königsgewalt das zu leisten, was allein die materielle Blüte Frankreichs wieder zeitigen konnte: die Ordnung der Finanzen und die berechnete Pflege des Volkswohlstandes. Jene knüpft sich vor allem an den Namen des Oberintendanten der Finanzen, Maximilian von Béthune, Marquis von Rosny, seit 1606 Herzog von Sully. Stolz, unabhängig auch gegen den König, dessen Neigung zur Verschwendung er schonungslos und oft mit Erfolg bekämpfte, eifersüchtig auf seine Macht, hartköpfig, aber wie die meisten höhergestellten Hugenotten trefflich gebildet, gewandt, einsichtig in Geschäften und von unermüdlicher

Arbeitskraft, obwohl dem Neuen abgeneigt und deshalb auch um die Pflege des Volkswohlstandes weit weniger verdient als um die Ordnung der Staatsfinanzen, übernahm und löste er die schwere Aufgabe vor allem durch peinliche Ordnung in der Verwaltung und rücksichtslose Härte gegen unberechtigte Ansprüche an die Staatskassen. Die Domänen, über deren rechtmäßigen Erwerb kein Nachweis zu führen war, wurden zurückgefordert, die Zollpachtungen wieder an den Staat gebracht, die Taille zwar nicht



316. Maximilian de Béthune, Herzog von Sully.
Nach einem Kupferstiche.

vermindert, aber erleichtert durch Nachlaß eines großen Teils der aufgelaufenen Rückstände und minder gewaltsames Verfahren bei der Eintreibung. Eine Menge Adelsbriefe wurden aufgehoben, viele unnütze Ämter beseitigt. Indem dann Heinrich 1604 die Erblichkeit der Richterstellen in den Parlamenten gegen jährliche Zahlung von einem Sechzigstel des Wertes, zu dem das Amt geschätzt wurde (Paulette nach dem Finanzrat Karl Paulet, oder droit annuel), gestattete, schuf er in dem dadurch entstehenden Amtsadel (Magistratur, Noblesse de robe) ein Gegengewicht gegen den Landadel, demnach eine Stütze für die Krone, und sicherte der Staatskasse erhebliche Einkünfte, wenngleich wieder andre Übelstände sich bald mit dieser Einrichtung ver-

banden, so gelang es ihm nach und nach, eine jährliche Einnahme von 39 Millionen Livres zu erzielen und aus den Überschüssen einen Staatsschatz von $41^1/_3$ Millionen Livres anzusammeln.

Gestützt auf so reiche und sichere Hilfsmittel, vermochte Heinrich IV. auch das Heerwesen auf neuer Grundlage zu gestalten und damit der Königsmacht die festeste Stütze auch gegenüber ihren inneren Feinden zu verleihen. Er nahm damit nur frühere Bestrebungen, wie sie seit Karl VII. (1422—1461, s. Bd. IV) häufig aufgetreten waren, wieder auf. Franz I. hatte seine Kriege im wesentlichen mit den französischen Gendarmen und fremden Söldnern geführt (s. S. 259); in den Bürgerkriegen war zu den letzteren besonders auf hugenottischer Seite das berittene Aufgebot des niederen Adels getreten. Beide Bestandteile, in der Stärke wechselnd und oft unzuverlässig, waren für planmäßige, nachdrückliche Kriegführung überhaupt nicht geeignet. Jetzt griff Heinrich IV. auf die Gedanken Karls VII. zurück. Zu einer Garde leichter und schwerer Reiter traten acht französische, durch Werbung gebildete Infanterieregimenter als der eigentliche Kern, alles in allem etwa 20000 Mann mit allem Zubehör, aber ein stehendes, stets wirklich kriegsbereites Heer, das im Kriegsfalle mit Leichtigkeit auf das Doppelte und Dreifache gebracht werden konnte. Im Frühjahr 1610 wurden in wenigen Wochen sogar 70000 Mann unter Waffen gestellt und aus dem Pariser Arsenal allein 32 bespannte Geschütze gezogen. Unzweifelhaft war damals Frankreich das schlagfertigste Land Europas. Heerwesen.

Alle Maßregeln der Regierung würden indessen zu so günstigen Ergebnissen niemals geführt haben ohne die mächtige Hebung des Wohlstandes, der im wesentlichen stets auf der Arbeit des Volkes in Verbindung mit den natürlichen Mitteln des Landes beruht und von oben herab nur gehemmt oder gefördert, nicht aber geschaffen werden kann. Doch was hier geschehen konnte, ist damals in kluger, thatkräftiger und wohlwollender Weise geleistet worden. Die verfallenen oder zerstörten Landstraßen und Brücken wurden wiederhergestellt und neue erbaut, der Plan zu einem umfassenden Kanalnetze entworfen und zwischen Seine und Loire wirklich eine solche Verbindung geöffnet, der Kanal von Briare zwischen Paris und Orléans. Ein Oberhandelsrat, aus hervorragenden Kaufleuten und Fabrikanten gebildet, sollte die Regierung bei ihren volkswirtschaftlichen Maßregeln unterstützen. Er fand einen höchst ungünstigen Zustand vor. In den Städten herrschte infolge der Bürgerkriege Arbeitslosigkeit, Mangel und Elend. Frankreich führte damals wenig oder gar nichts aus und war namentlich in allen Luxusartikeln auf fremde Einfuhr angewiesen, so daß z. B. für Seide allein jährlich etwa 6 Millionen Livres ins Ausland gingen. Dieses höchst ungünstige Verhältnis konnte nur durch die Erziehung einer einheimischen Industrie und einen neuen Aufschwung des Ackerbaues geändert werden. Darauf eben war das Absehen des Königs gerichtet; er befreite das Kleingewerbe von manchen lästigen Schranken, erleichterte namentlich die Erwerbung der Meisterschaft, ohne übrigens das Zunftwesen anzutasten, und zog vor allem planmäßig das französische Luxusgewerbe groß, zu welchem Geschmack und Anstelligkeit sein Volk ohnehin besonders befähigten, während Sully nur für die Landwirtschaft Interesse hatte. Für Glas-, Gold- und Silbermanufaktur ließ der König Arbeiter aus Italien, für Teppichweberei aus den Niederlanden kommen; vorzüglich aber wurde er Gründer der französischen Seidenzucht und -weberei, die besonders in Paris, Rouen, Troyes, Tours und Lyon aufblühte und den einheimischen Bedarf bald fast vollständig deckte. Volkswirtschaftspolitik.

Die Landwirtschaft wurde mehr noch als durch die königlichen Musterwirtschaften durch die dem Getreide- und Viehhandel gegönnte Freiheit und durch Verbesserung der Verkehrsmittel gefördert und erlebte unter Heinrich IV. eine goldene Zeit. Er wolle

es dahin bringen, sagte der König, daß jeder Feldarbeiter Sonntags ein Huhn im Topfe habe. That der König doch auch alles, um den Bauernstand gegen Bedrückungen zu sichern. Schon vor ihm war die Leibeigenschaft meist von milderen Formen der Abhängigkeit verdrängt worden. Er selbst verbot den adligen Mißbrauch, die Jagden selbst durch Getreidefelder und Weinberge fortzusetzen, und untersagte den Gläubigern wie den Steuerbeamten, den Bauern für Schulden ihre Ackerwerkzeuge und ihr Vieh zu pfänden. So wurde binnen kurzem Frankreich produktionskräftig und fähig zu bedeutendem Ausfuhrhandel. Zum größten Ausfuhrhafen erhob sich damals Marseille besonders für Getreide, Wein, Vieh, Salz, Leinwand, Tuch, Papier, Waffen, Werkzeuge, Maschinen u. a. Seinen Reingewinn berechnete es jährlich auf 8 Millionen Goldthaler (zu 3 Livres oder 19,50 Mark) und bald überflügelte es Venedig, dessen Levantehandel mehr und mehr zurückging. Für das Binnenland wurde Lyon der wichtigste Exportplatz, vornehmlich für Seidenwaren. Aber auch Häfen wie Rouen, Havre, Brest, La Rochelle, Bordeaux und Bayonne blühten auf.

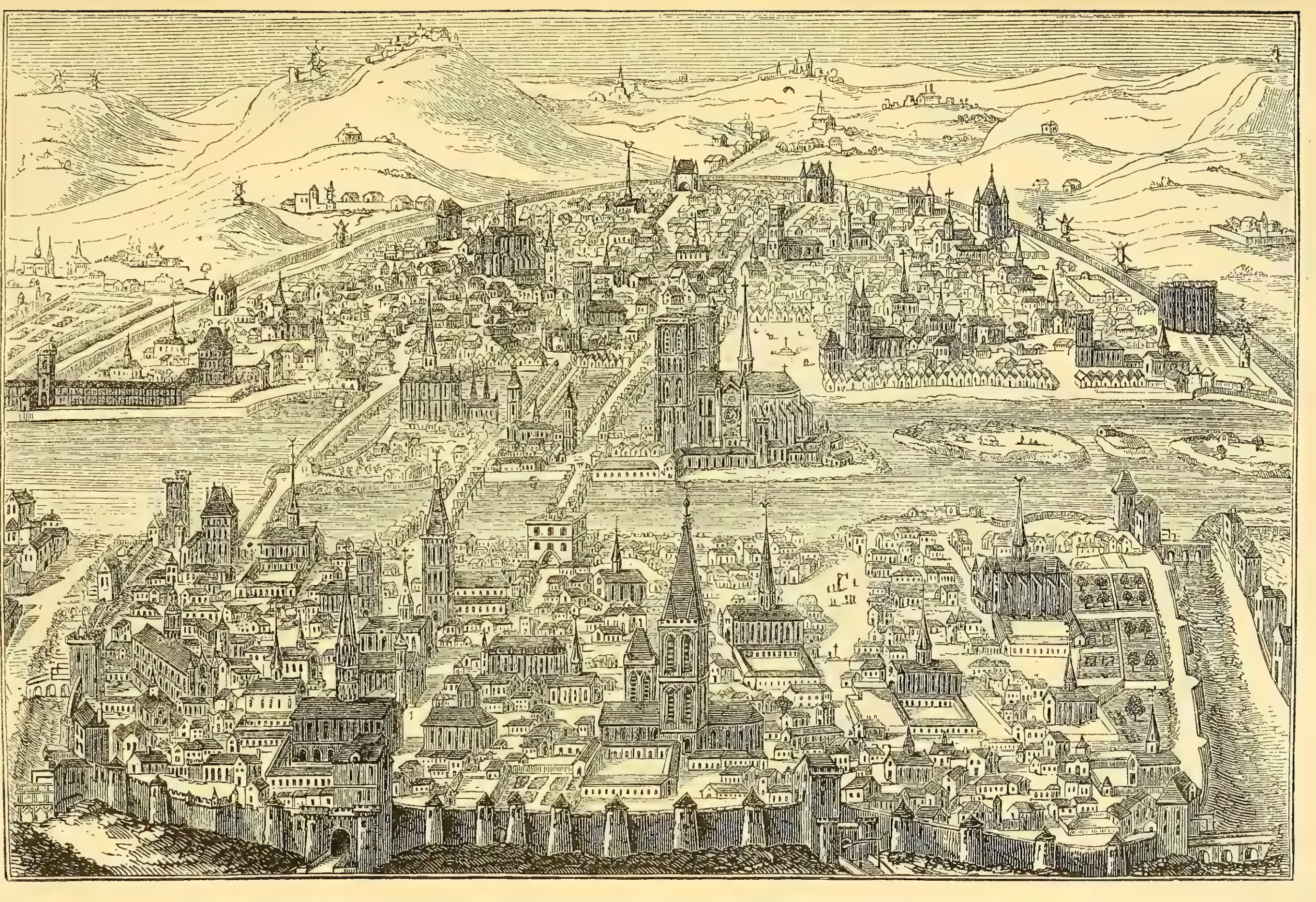
Anfänge der Besiedelung von Kanada.

Im Anschluß daran gelang den Franzosen die erfolgreichste Kolonisation, die ihnen überhaupt geglückt ist. Die Übermacht Spaniens und innere Zerrüttung hatten sie bisher an so weitaussehenden Unternehmungen gehindert, den Versuch Colignys zu einer reformierten Kolonie in „Carolina", dem Fort Charles (nach Karl IX.) 1564 hatten die Spanier unter Melendez von Florida aus schon 1565 durch Erstürmung des Forts und Niedermetzelung der „ketzerischen" Bewohner blutig vereitelt. Jetzt war deren Macht im Sinken und Frankreich geeint. So gelang die Besiedelung Kanadas, nach dessen Küsten die Franzosen schon unter Franz I. seit 1523 einige Entdeckungsfahrten ausgeführt hatten. Im Jahre 1534 war Jacques Cartier durch die enge Belleislestraße in den Lorenzogolf eingedrungen, das Jahr danach diesen mächtigen Strom bis an die Stelle des späteren Montreal hinaufgefahren. Er taufte ihn nach dem Heiligen des Tages der Entdeckung, den 10. August. Als „Neu-Frankreich" wurden Kanada und Akadien schon damals in Besitz genommen, aber zu einer Besiedelung kam es noch nicht. Erst unter Heinrich IV. legte 1608 der treffliche Champlain, ein Edelmann aus der Saintonge, der mit drei Schiffen ausgefahren war, den Grund zur Stadt Quebec. Die stolzesten Aussichten auf die Verbreitung der französischen Macht über ganz Nordamerika haben sich nachmals daran geknüpft. — Unter so günstigen Verhältnissen hob sich auch schnell die Volkszahl. In den Bürgerkriegen von 12 auf 10 Mill. Seelen herabgekommen, stieg sie von 1598—1610 wieder auf 13 Millionen, der beste Beweis für die zunehmende Blüte des Landes.

Aufstandsversuche.

Daß es dieser Regierung an heftigem Widerstreben bei denen nicht fehlte, die sich in ihren Sonderinteressen durch sie verkürzt fühlten, versteht sich von selbst. So trat im Jahre 1602 Marschall Biron, Statthalter von Burgund, an die Spitze einer weit verbreiteten Verbindung großer Vasallen, eifriger Katholiken und einzelner größerer Städte, die, auf Spanien und Savoyen gestützt, Sullys Sturz und eine Auflösung Frankreichs in eine Anzahl selbständiger Staaten erstrebte. Indes Biron wurde verhaftet, und, da er zu stolz war, um Verzeihung zu bitten, im Hofe der Bastille enthauptet (31. Juli 1602). Mit dem Leben wenigstens kam bei einem ähnlichen Versuche der Graf d'Aubigné, ein natürlicher Sohn Karls IX., davon, und auch der Herzog von Bouillon in Sedan, der sich in Nordfrankreich mit spanischer Hilfe ein unabhängiges Fürstentum gründen wollte, wurde unterworfen, aber begnadigt (Anfang 1606).

Zeigt die Regierung Heinrichs IV. auf allen Gebieten die Ansätze zu allem, was Ludwigs XIV. Absolutismus charakterisierte, erscheint sie dadurch als eine Zeit des Überganges, so verleugnet sie diese Eigentümlichkeit auch nicht in der Wissenschaft, der Litteratur und Kunst.



317. Paris zur Zeit Heinrichs IV. Nach einem Kupferstiche von L. Gautier aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts.

Die Ansicht zeigt Paris von der Südseite. Im Vordergrunde erscheint der Stadtteil auf dem linken Seineufer, das Quartier latin mit seinen zahlreichen Kirchen, Klöstern und Kollegien (darunter ganz vorn links die Sorbonne hinter dem Thore St. Michel). In der Mitte sieht man die große Seineinsel (St Louis), den historischen Kern von Paris (Lutetia Parisiorum), mit der Notredame (rechts), dem Hôtel Dieu (in der Mitte) und dem Palais de justice (links), durch Brücken mit beiden Ufern verbunden. Rechts von der Seine ist geradeüber der Notredame der Greveplatz mit dem Stadthause (Hôtel de ville) sichtbar, weiter unterhalb (links am Rande) Tuilerien und Louvre, diesem gegenüber die kleine Kirche St. Germain l'Auxerrois. Die Stadt ist noch mit der Mauer aus dem 14. Jahrhundert umgeben. An dieser treten rechts der Seine besonders hervor die Bastille, der Tempel (Haus des Tempelordens) und die beiden Thore St. Martin und St. Dénis. Außerhalb der Mauer liegen links der Montmartre, rechts die Höhen von Belleville.

Wissenschaft. Das von Franz I. gegründete Collège de France (s. S. 495) stellte Heinrich IV. wieder her, und nur sein jäher Tod hinderte die Vollendung großer Erweiterungspläne. Die fast völlig verwüstete Landesbibliothek in Paris ließ er durch den Historiker de Thou (Thuanus) aufs neue instandsetzen. Eine bedeutende Geschichtschreibung blühte auf als natürliches Ergebnis dieser wirrenreichen Zeit. De Thou (1553 bis 1617) schrieb in der Sprache nnd nach dem Muster des Livius freimütig und wahrhaftig die „Geschichte seiner Zeit" (Historia sui temporis), der Italiener Davila, ein Höfling Katharinas von Medici, stellte von katholisch-höfischem Standpunkte aus die „Geschichte der französischen Bürgerkriege" dar. Besonders ausgebreitet erscheint die



318. Michel de Montaigne. (Zu S. 687.)
Nach einem Kupferstiche.

Memoirenlitteratur, in der Brantome und Montluc den höfischen, die beiden charaktervollen Hugenotten Duplessis-Mornay und d'Aubigné, beide tapfere und treue Mitkämpfer Heinrichs IV., den reformierten Standpunkt vertreten, während Sullys nichts weniger als zuverlässige Denkwürdigkeiten im wesentlichen nur seine und seines Königs Verherrlichung bezwecken. In der Altertumswissenschaft zeichnete sich Isaak Casaubonus aus. In der Rechts- und Staatswissenschaft zeigt sich deutlich der Rückschlag, den der gewissenlose Mißbrauch der königlichen Gewalt auf das Urteil über dieselbe geübt. So hatte Franz Hotomann sich für die ständische

Monarchie ausgesprochen (s. S. 658), so trat der vielgelehrte Bodin (1530—96) in seinen „Sechs Büchern vom Staate“ zwar für die Monarchie, aber gegen jede Tyrannei auf. Dem ganz entsprechend haben die wilden Religionskämpfe das Urteil in der Philosophie bestimmt. Bodin erklärt sich in seinem „Heptaplomeres“, worin er sieben Vertreter der verschiedenen Religionen vorführt, für die vollste Gewissensfreiheit, denn in allen Religionen liegt ein Kern der Wahrheit, ihre Verschiedenheit ist der Ausdruck verschiedener Geistesrichtungen. Viel bedeutender ist hier Michael de Montaigne (1533—92). Ein unabhängiger Mann und in die Kämpfe seiner Zeit nicht



319. Franz von Malherbe. (Zu S. 688.)
Nach einem Kupferstiche von F. Coelemans.

verwickelt, wurde er der erste christliche Philosoph, der nicht von theologischen, also dogmatischen Voraussetzungen ausging. Ihn hat der wütende Streit beider Religionsparteien gelehrt, daß die Glaubenssätze, von denen sie ausgingen, unsicher seien. Daher sind für Montaigne alle Religionen gleichviel oder gleichwenig wert; das einzige Kennzeichen ihrer Wahrhaftigkeit liegt in der Tugend ihrer Bekenner. Indem er so alle theologischen Voraussetzungen beiseite schiebt, stellt er sich einfach die Frage: „Was weiß ich?“ und sucht durch erfahrungsmäßige Beobachtung die Grenzen der menschlichen Erkenntnis festzustellen, alles in der zwanglosen Form seiner Essais, in klarer,

gefälliger Prosa, die für diese Zeit mustergültig wurde. Durch seine Ideen ist er Vorläufer der Aufklärung des 18. Jahrhunderts geworden.

Dichtung. Lehrten die schrecklichen Erfahrungen der Bürger- und Religionskriege Duldung Andersgläubiger und Befreiung von theologischer Verbildung, so verursachte auch die Erschöpfung, welche sie mit sich brachten, das allmähliche Absterben jener durchaus selbständigen, eigenartigen Litteratur, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts sich entfaltet hatte. Zwei ihrer letzten charaktervollen Vertreter gehören dem hugenottischen Lager an, Wilhelm de Saluste, Herr von Bartas (1544—90) und Theodor Agrippa d'Aubigné (1552—1630). Beide wandten ihre streng religiöse Anschauung auch auf die Dichtung an, wollten nichts wissen von antiken Stoffen, sondern wählten sich religiöse Gegenstände. Bartas, der in früher Jugend sich in den Hugenottenkriegen tummelte und an seinen bei Jvry erhaltenen Wunden frühzeitig starb, wollte in seiner „Weltschöpfung" (Création du monde) die ganze Entwickelung der Menschheit von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht zur Anschauung bringen. Zwar gelangte er nur bis zur Zeit der israelitischen Könige, doch erlebte das unvollendete Werk schnell zwanzig Auflagen. Sein jüngerer Zeitgenosse Aubigné focht schon bei Jarnac (1569) mit, entging nur durch Zufall den Mördern in der Bartholomäusnacht und wurde dann der treueste Kämpe Heinrichs IV., dessen Übertritt ihn mit bitterem Schmerz erfüllte. Doch blieb er ihm ergeben, bis ihn der Freimut seines Geschichtswerkes 1620 zur Flucht nach Genf nötigte, wo er 1630 starb. Sein poetisches Hauptwerk „Die Tragischen" (les Tragiques, erschienen erst 1616), geschrieben „zu Pferde oder in den Laufgräben", schildert in feuriger, eindrucksvoller Sprache das Verderben Frankreichs durch Willkür und Glaubenszwang, und den Heldenkampf der Hugenotten gegen beide. „Er findet Töne, bei denen die Stimme des Lesers zittert", urteilt ein Franzose.

Im übrigen regt sich selbständiges und eigenartiges Leben nur noch in der Satire, zu der die bewegte Zeit überreichen Stoff lieferte. So richtet sich die „Menippische Satire, von mehreren Schriftstellern herrührend, mit kühnem Spott gegen die Umtriebe der Ligue, im besondern gegen die Reichsstände von 1593; so zeichnet Mathurin Regnier (1573—1633) nach dem Muster Lucians und Juvenals lebensvolle Bilder zeitgenössischer Zustände.

Klassizismus. Mehr und mehr jedoch machte sich entsprechend der auf Einförmigkeit und Regelmäßigkeit zielenden Richtung im Staatsleben auch in der Poesie das Bestreben geltend, nach dem Vorbilde der Alten alles an feste Gesetze zu binden, die persönliche Neigung des einzelnen einzuschränken, zu unterdrücken. Der erste Vertreter dieses Klassizismus ist Franz Malherbe (1555—1628), der einzige Dichter, den Heinrich IV. an seinen Hof zog und der dafür den König unermüdlich feierte.

Er regelte die Sprache namentlich durch Verbannung aller landschaftlichen Besonderheiten und strenge Beobachtung jener logischen Wortfolge, die in der zunehmenden Armut des Französischen an Beugungsformen ihren Grund hatte und in der Prosa bereits zu herrschen begann; er bürgerte die antiken und italienischen Versformen ein, die Oden, Stanzen, Sonette und bildete den von nun an üblichen Vers, den Alexandriner, aus. Indem er so mit seiner Schule das Hauptgewicht auf die Ausfeilung der Form legte, traten der Gedankeninhalt und die Empfindung mehr zurück. Trotzdem gelangte dieser nüchterne, streng geregelte, glatte Klassizismus bald zu ausschließlicher Geltung, zumal seit der Pariser „Salon", der zuerst bei der Marquise von Rambouillet die bedeutenden Schriftsteller den Edelleuten des Hofes als ebenbürtig zur Seite stellte, für den guten Geschmack in Sprache, Litteratur und Kunst gebieterisch den Ton angab und mit allem Rohen und Gemeinen auch jede kräftige Eigenart unterdrückte.

320. Die Tuilerien. Nach einem Kupferstiche von J. Silvestre.

Bildende Kunst.

Nicht anders ist es in der bildenden Kunst. Um die mangelnde Erfindungsgabe zu verdecken, suchen die Architekten durch kolossale Verhältnisse und steife Regelmäßigkeit zu wirken. In dieser Weise ließ Heinrich IV. Paris durch breite, gerade Straßen und Plätze verschönern, führte die Fassade der Tuilerien bis an die Seine und verband sie mit dem Louvre durch die endlose Galerie, welche Baptiste Androuet, genannt Cerceau, aufführte. Auch das mächtige Schloß von Fontainebleau, in dessen ausgedehnten Forsten er gern der Jagd nachging, wurde durch ihn vergrößert. Derselben Richtung gehört auch noch der mächtige Luxembourgpalast an, den Jakob de Brosse seit 1611 für Heinrichs zweite Gemahlin Maria von Medici (seit 1600) erbaute. In der Bildhauerei ist fast nur das Porträt bedeutend. Im allgemeinen herrscht hier wie in der Malerei eine auf gefällige Anmut gehende Richtung, die an die Schule der Carracci in Bologna anknüpfte (s. S. 443) und bei allem Fleiß und aller technischen Vollendung doch nichts wirklich Bedeutendes, d. h. Inhaltreiches hervorgebracht hat. Derselbe königliche Absolutismus, der in Staat und Wirtschaft so glänzende Erfolge erzielte, erwies sich auf dem Gebiete des geistigen Lebens als vollkommen unfruchtbar.

Heinrichs auswärtige Politik.

Um so bedeutender war die Stellung, die er dem neugeeinten, reichen und wehrkräftigen Lande nach außen verschaffte. Indem Heinrich die Überlieferungen der Valois energisch wiederaufnahm, stellte er sich in den entschiedenen Gegensatz zum Hause Habsburg in Österreich wie in Spanien. Er unterstützte die Niederländer, bildete in Italien eine gegen Spanien gerichtete Verbindung der kleineren Staaten, trieb die Türken zum Kriege gegen Österreich, versprach den spanischen Moriscos Unterstützung und schickte sich soeben an, in den Jülich-Kleveschen Erbfolgestreit, in dem damals alle europäischen Händel zusammenflossen, mit den Waffen einzugreifen. Da,

Heinrichs Tod (1610).

am Tage nach der Krönung seiner Gemahlin zu St. Denis und wenige Tage vor seinem Abgange zur Armee, wie er am Nachmittag des 14. Mai 1610 durch die enge Rue de la Ferronerie nach dem Arsenal fuhr, um den erkrankten Sully zu besuchen, und der Wagen einen Augenblick halten mußte, weil die Gasse durch ein paar Karren gesperrt wurde, traf ihn das Messer eines fanatischen Katholiken, Franz Ravaillac, der da wähnte, sich die Zustimmung aller Gutgesinnten und im Jenseits das Paradies zu verdienen. Schon lange hatte sich der König mit Todesahnungen getragen, denn er fürchtete den Dolch der Jesuiten und den Groll der eifrigen Katholiken über den kleveschen Krieg; er hatte noch nach der Krönung geäußert, er werde Paris nicht mehr verlassen. Dem Mörder vermochten die ärgsten Qualen nicht das Geständnis irgendwelcher Mitwisserschaft zu erpressen; am 27. Mai starb er nach stundenlangen Martern, von vier Pferden lebendig zerrissen, unter dem Wutgeschrei des erbitterten Volkes. Aber in Madrid atmete man auf bei der Nachricht vom Tode des Königs; der drohende allgemeine Krieg gegen die Habsburger unterblieb, und Frankreich verfiel für vierzehn Jahre wieder in heftige innere Kämpfe, um sich dann doch in die Bahnen Heinrichs IV. zurückzufinden.

Die letzten Anstrengungen Spaniens gegen England und die Niederlande.

Königin Elisabeth und ihr Hof.

Der glänzende Erfolg über die Armada hatte Elisabeth auf die Höhe ihres Lebensglückes gehoben. Niemals war sie beliebter gewesen. Ihre vielfachen Schwächen verschwanden für die Fernerstehenden in dem hellen Glanze der Siegerin. Und in der That verdankt sie ihre Popularität nicht sowohl ihren weiblichen, als ihren fürstlichen Eigenschaften. Sie war im hohen Grade eitel, ihre Jahre wünschte sie nicht bemerkt zu sehen, sie konnte auffahren, wenn von der Vergänglichkeit alles Irdischen die Rede



Frantz Ravallart der morder ſhnodt,
Welcher den Konig hat er todt,
Wirt hingericht mit groſſer Pein
Die immer mag zurdencken ſein,

Das meſſer in der rechten hand
Sampt derſelben im wirt verbrand.
Mit zangen gluend wirt gezwackt
Sein leib auch hie und da zerhackt,

Endtlich mit vier Pferden an Bein
Vnd Armen wirt zerriſſen klein.
Die ſtucker mit gros hon und ſpott
Geſchleifft werden durch treck und kött

Darnach verbrädt, die Eſche wirt
In das waſſer hinweg geſchutt.
Solchen außgang hat boſe That:
Wol dem dem der Gott fur augen hat.

Anno 1610.

372

Die Hinrichtung des Königsmörders Ravaillac, am 27. Mai 1610.

Faksimile eines gleichzeitigen Kupferstiches von Hogenberg.

war, und liebte noch in späteren Jahren sich jugendlich zu kleiden. Eine tiefe Sehnsucht empfand sie nach ganz persönlichen Huldigungen, und dann war sie ebenso leicht durch ein schönes, stattliches Äußere und wohlgesetzte Schmeichelworte zu bestechen, wie sie auf der andern Seite sich durch kleine Versehen leicht in zornige Erregung versetzen ließ. Sie hat selbst die Wahrhaftigkeit eine der ersten fürstlichen Tugenden genannt, aber ihr eignes Verfahren erscheint oft hinterhaltig und verschlagen; namentlich bei zweifelhaften Sachen scheute sie vor der Verantwortung zurück und wälzte sie ihren Räten auf, während sie die Erfolge sich selber anzurechnen liebte. Und doch konnte sie auch als Frau höchst einnehmend sein. Ihre klare, gehaltene Rede wirkte wohlthuend „wie ein frischer Sommermorgen", und oft zeigte sie als Gebieterin eine echt weibliche Rücksicht, wie sie denn bei einer großen Feierlichkeit der Oxforder Universität sich selbst in einer lateinischen Rede unterbrach und Burleigh, der wie alle stehend zuhörte, obgleich ihm das wegen seines lahmen Beines sehr sauer wurde, einen Stuhl zu bringen befahl.

Aber populär haben sie doch vor allem ihre fürstlichen Eigenschaften gemacht. Sie hatte wie alle diese stolzen Tudors einen hohen Begriff von ihrer Würde und dem Gehorsam, den man ihr schulde. Mit Kniebeugung nahte man sich ihr, knieend überreichten ihr die Pagen die Speisen. Im vollsten Pomp erschien sie bei großen Hoffesten. Mit fürstlicher Würde vereinte sie Schärfe des Urteils, einen hohen Sinn in der Verachtung der Gefahr und das volle Bewußtsein ihrer welthistorischen Stellung. An den Beratungen nahm sie stets aufs eifrigste teil; in der Ausführung überwachte sie oft das Kleinste. Und so launenhaft sie sich oft erwies, ihr Vertrauen zu Lord Burleigh, dem eigentlichen Leiter ihrer Politik, blieb stets unerschüttert, sie übertrug es nach seinem Tode (4. August 1598) auch auf seinen Sohn Robert Cecil, der dem Vater bei weitem nachstand, und ließ zu, daß Burleigh nach seinem Sinne eine Gruppe jüngerer, ihm ergebener Staatsmänner um sich versammelte: den Großsiegelbewahrer Bacon, den Kanzler der Schatzkammer Mildmay, den Staatssekretär Walsingham, der, wie man behauptete, in London hörte, was man sich zu Rom ins Ohr sagte, den Lordkanzler Hatton, den Elisabeth wegen seiner einnehmenden Persönlichkeit bevorzugte. Dieser großen Partei Burleighs stand eine andre unter der Führung des Robert Dudley, Grafen von Leicester, gegenüber. Nicht seinen staatsmännischen oder militärischen Fähigkeiten verdankte dieser die Gunst der Königin — denn sie wußte, daß sie gering waren — sondern seinem bestechenden Äußern und der feinen Galanterie, die er unermüdlich auch noch der alternden Fürstin widmete. Sie verstattete ihm mehr Einfluß, als Burleigh recht war — hat sie ihn doch zuletzt sogar zu ihrem Generalstatthalter machen wollen — und überschüttete ihn mit Ämtern und Ehren, aber zuviel durfte auch er sich nicht erlauben; sie hat ihn einmal bedeutet, ihre Gunst könne sie auch einem andern schenken, nur eine Herrin solle es am Hofe geben, keinen Herrn. Leicester brachte dann die Sidneys an den Hof, seinen Schwager Henry, der sich später um die Verwaltung von Wales und Irland verdient machte, und dessen Sohn Philipp, ein Muster englischer Ausbildung, der im niederländischen Kriege fiel. Auch Walter Raleigh, der erste Urheber der englisch-nordamerikanischen Ansiedelungen, kam durch ihn empor. Nach Leicesters Tode, bald nach der Niederlage der Armada (4. September 1588), füllte der jugendliche Robert Devereux, Graf von Essex (geb. 1568), die Stellung des Günstlings aus; von seinem tragischen Geschick wird später noch die Rede sein.

Englische Seezüge.

Die Niederlage der Armada hatte die Entscheidung, nicht aber das Ende des Krieges mit Spanien gebracht. Vielmehr währte er in den Niederlanden wie auf allen Meeren fort und berührte vorübergehend auch wieder britischen Boden. Doch mehr und mehr trat die unbezwingliche Kraft der Engländer und Niederländer hervor.

Noch immer hatte Antonio von Portugal die Hoffnung auf Befreiung seiner Heimat von der spanischen Herrschaft nicht aufgegeben. Jetzt erbat und erhielt er Hilfe von England, dem er große Zugeständnisse auf handelspolitischem Gebiet in Aussicht stellte, und auch die Niederländer gestatteten ihm den Ankauf von Schiffen. So ging im April 1589 von Plymouth eine Flotte von 120 Schiffen mit 20000 Mann unter Franz Drake und John Norris unter Segel. Sie nahm unter hartem Kampfe die untere Stadt Coruña mit reichen Vorräten, aber der Angriff auf Lissabon schlug fehl, und die Flotte kehrte zwar mit reicher Beute, aber ohne eigentlichen Erfolg zurück.

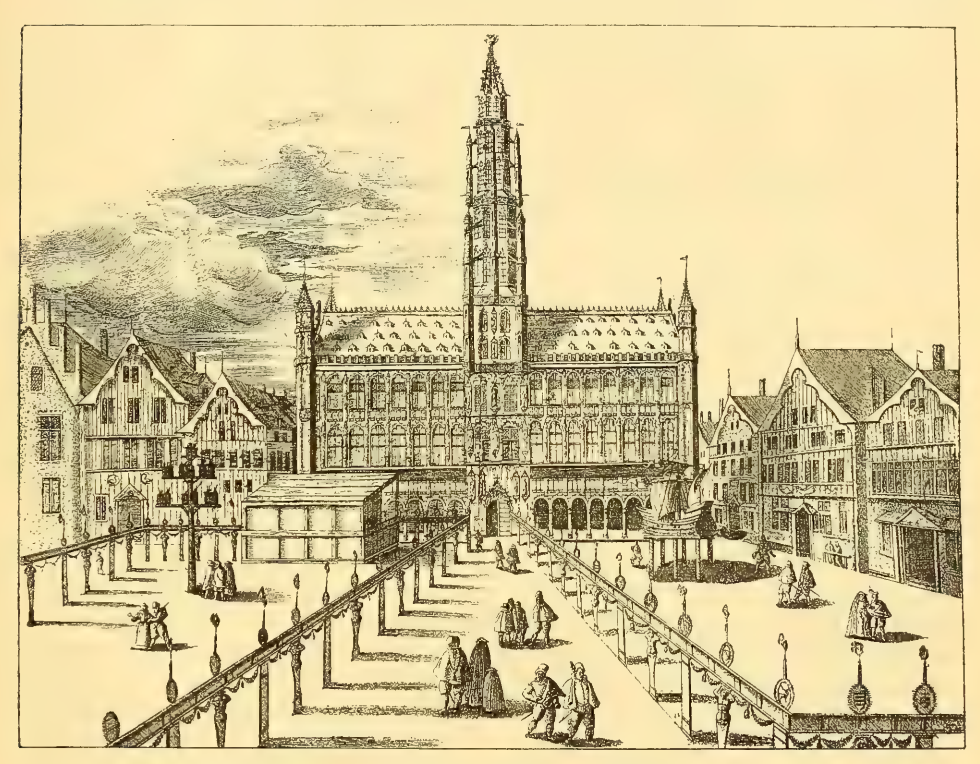
Kämpfe in den Niederlanden.

Auch auf dem niederländischen Kriegsschauplatze war mit dem Jahre 1588 die spanische Siegesperiode zu Ende. Geldmangel und Meuterei, zwei unzertrennliche Geschwister, hemmten den Herzog von Parma. Wurden die Spanier eher bezahlt, so rebellierten die Italiener und wählten sich neue Befehlshaber; kam es umgekehrt, so thaten die Spanier dasselbe. Das älteste spanische Regiment, das noch aus den Zeiten des großen Feldherrn Gonsalvo de Cordova stammte, mußte Parma deshalb auflösen. Dazu gesellten sich die französischen Verwickelungen, die ihn zwangen, dreimal mit seinen besten Truppen in Frankreich einzurücken (s. S. 672 f.). Da erhob sich ihm gegenüber immer heller leuchtend das Gestirn des jungen Moritz von Oranien. Das Wagnis, den Siebzehnjährigen zum Nachfolger des großen Vaters zu machen, gelang, er bestand die Probe. Gebildet durch mathematische und klassische Studien, entfaltete er das Genie des geborenen Feldherrn weniger in offenen Feldschlachten als im Festungskriege. Nicht so sehr auf Wiedereroberung der Südprovinzen, als auf Abrundung der Nordprovinzen ging er aus und führte sie in energischem Angriff durch. Im Februar 1590 nahm er das wichtige Breda durch Überraschung, dann die Schanzen von Zütphen, endlich diese Stadt selber und Deventer (Mai 1591); im Oktober 1591 befreite er Nimwegen, in dessen Nähe einst zwei Brüder seines Vaters den Heldentod gestorben waren (s. S. 614), von der spanischen Herrschaft. Schon früher hatte ihn das allgemeine Vertrauen zum Statthalter auch von Utrecht und Overyssel gemacht (1590); jetzt übernahm er diese Würde auch für Geldern. Mit tiefem Kummer mußte Parma, damals eben in Frankreich beschäftigt, zusehen, wie eine seiner Eroberungen nach der andern ihm aus den Händen glitt. Nach seinem Tode vollends (2. Dezember 1592) löste sich die Zucht im spanischen Heere fast vollständig auf; die unbezahlten Truppen waren zu einer größeren Unternehmung nicht mehr brauchbar und suchten sich durch Plünderungszüge schadlos zu halten. So nahm Moritz im Juni 1593 auch Geertruidenberg an der Waal nach langer kunstgerechter Belagerung vor den Augen einer spanischen Armee unter Graf Mansfeld, befreite damit den ganzen Lauf des niederländischen Rheines von spanischen Besatzungen und wandte sich dann nach dem Nordosten, wo noch mehrere wichtige Plätze in feindlichen Händen waren. Hier, wo schon 1592 Stenwyk im nördlichen Teile von Overyssel und Coevorden in Drenthe erobert worden waren, fiel endlich am 22. Juli 1594 auch Groningen, seit Jahren die Hochburg der spanischen Partei. Alle sieben Provinzen des Nordens waren nunmehr befreit.

Doch noch einmal raffte sich Philipp II., nachdem er seit 1593—1594 seine so eifrig verfolgten französischen Pläne hatte zu Grabe tragen müssen, zu energischen Anstrengungen in den Niederlanden auf. Er übertrug sie nach der kurzen Verwaltung des Erzherzogs Ernst von Österreich (seit 1594), der schon am 12. Februar 1596 in Brüssel starb, dem jüngeren Bruder desselben, dem bisherigen Statthalter von Portugal, Erzherzog Albrecht von Österreich, damals Kardinal-Erzbischof von Toledo, und unterstützte diesen nachhaltiger, als es zur Zeit der früheren Statthalter geschehen war.

Der Erzherzog war der sechste Sohn Kaiser Maximilians II., also Großneffe Karls V., und am 13. November 1559 in Wiener Neustadt geboren. Als jüngerer Sohn seines Hauses trat er in den geistlichen Stand und wurde seit 1570 am Hofe Philipps II. erzogen, war also weit mehr Spanier als Deutscher. Schon 1577 erhielt er den Kardinalshut und das Erzbistum Toledo, also das Primat der spanischen Kirche. Seine staatsmännische Begabung zeigte er als Vizekönig von Portugal seit 1583. Er war dabei ein Fürst von mildem, wohlwollendem, edlem Charakter, der aufrichtig das Wohl seiner Untergebenen im Auge hatte, und von lebhaftem Interesse für künstlerische Bestrebungen, freilich auch in kirchlicher Beziehung von echt spanischer Ausschließlichkeit erfüllt.

Von Spanien eben angekommen, nahm der Erzherzog Calais nach kurzem Kampfe (24. April 1596), sicherte dadurch die flandrische Küste, schlug die Stadt mit ihrem Gebiete zur Grafschaft Flandern und führte die vlämische Amtssprache daselbst ein.



321. Rathaus und Großer Platz (Markt) zu Brüssel 1594 zur Zeit des Einzuges des Erzherzogs Ernst von Österreich.

Die stolzesten Entwürfe regten sich wieder bei den Spaniern; sie dachten an einen neuen Angriff auf England von Calais aus, um die gehaßte Insel doch endlich noch zu überwältigen.

Neue Seezüge der Engländer ließen ein solches Unternehmen als dringend notwendig erscheinen. Neue englische Seezüge.

Seit anderthalb Jahrzehnten schon gingen die Raubfahrten englischer Unternehmer — selten der Regierung — nach den atlantischen Gewässern, bald nach den Küsten des spanischen Amerika, um diese zu brandschatzen, bald nach den Erfrischungsstationen der atlantischen und indischen Verkehrsplätze, den Kanarien und Azoren, um hier die Silberflotten abzufangen. Vollends seitdem mit dem Untergange der Armada die spanische Flotte den Zauber der Unbesiegbarkeit verloren hatte, schwärmte der Ozean von feindlichen Kaperschiffen. So unternahm 1595 der unermüdliche Walter Raleigh (Bild S. 707)

eine Fahrt nach dem für goldreich gehaltenen Guayana, plünderte auf St. Trinidad und ging dann in Booten 600 km weit den Orinoko hinauf, trotz reißender Strömungen, tückischer Untiefen, brennender Sonnenhitze und strömender Regengüsse, bis ihn der Mangel zur Umkehr zwang. Ein größer angelegtes Unternehmen, an dem sich auch die Krone mit sechs Schiffen beteiligte, leiteten im nächsten Jahre die alten Genossen Drake und Hawkins. Diesmal galt es im wesentlichen, sich auf der Landenge von Panama festzusetzen und dadurch die Verbindung zwischen Peru und dem Atlantischen Ozean zu unterbrechen. Doch die Expedition hatte wenig Glück. Der Angriff auf den Hauptort der großen Kanarie mißlang; als man dann nach Portorico gelangte, waren die Spanier gewarnt und vorbereitet, so daß man auch hier nichts ausrichtete; ja im Angesichte der Insel starb Hawkins. Als das Geschwader dann längs der Nordküste von Südamerika nach der Landenge von Panama segelte, scheiterte der Versuch, über diese nach dem Stillen Ozean vorzudringen an den natürlichen Schwierigkeiten und den spanischen Verteidigungsanstalten. Auf der weiteren Fahrt nach Portobello, dem großen Mittelpunkte des peruanisch-atlantischen Verkehrs (s. S. 106), starb Franz Drake an Bord seines Schiffes (28. Januar 1596). Fast an derselben Stelle, wo zuerst sein Ruhmesgestirn aufgegangen war, wurde seine Leiche ins Meer versenkt. Auf der Rückfahrt mußten sich die Engländer bei der Pinosinsel (an der Südküste von Cuba) noch durch eine spanische Flotte durchschlagen und kehrten endlich nach achtmonatiger Abwesenheit mit geringer Beute heim.

Solche Erfahrungen trieben Philipp II. trotz aller Erschöpfung zu neuen Anstrengungen gegen England. Eine Flotte wurde in Cadiz gerüstet, um dann von dem eben gewonnenen Calais aus aufs neue eine Landung zu versuchen. Auf die Kunde davon ging Anfang Juni 1596 eine englisch-niederländische Flotte von 150 Segeln (darunter nur 17 königliche Schiffe) mit etwa 15000 Mann und 1000 freiwilligen Edelleuten unter dem ruhmbegierigen Grafen Essex und dem sieggekrönten Lord Howard in See; auch Walter Raleigh befehligte eines der vier Geschwader. Im weiten Bogen um die portugiesisch-spanische Küste herumfahrend, erkundete man von einem irischen Schiffe, daß im Hafen von Cadiz eine gewaltige Flotte von Kriegsschiffen und Kauffahrern vor Anker liege und niemand dort einen feindlichen Angriff befürchte. Am 20. Juni langten die Engländer und Niederländer vor Cadiz an, am nächsten Tage drangen ihre leichten Fahrzeuge in die Bucht. Die Stadt ward erstürmt, mehrere Gallionen erobert, die Kauffahrer von den Spaniern selber in Brand gesteckt. Im ganzen veranschlagte man den Schaden auf 20 Millionen Dukaten. Aber Cadiz festzuhalten, wagten die Engländer auch diesmal nicht. — Trotz dieser neuen schrecklichen Verluste begannen die Spanier neue Rüstungen in Lissabon und Ferrol. Um sie wieder zu stören, liefen im Juli 1597 120 englische und niederländische Schiffe von Plymouth aus, doch ein furchtbarer Sturm zwang sie zur Rückkehr. Mit geringeren Mitteln wandten sich dann Essex und Raleigh im August nach den Azoren. Aber obwohl sie dort mehrere Plätze nahmen, ihr Hauptzweck wurde vereitelt: die erwartete amerikanische Silberflotte von 40 Gallionen entging ihnen und barg sich glücklich im festen Hafen von Terceira. So trat Essex mit geringen Erfolgen im Oktober den Rückweg an. Furchtbare Stürme schüttelten sein Geschwader, aber sie zerstreuten auch die spanische Flotte, die um dieselbe Zeit von Ferrol ausgelaufen war, um womöglich sich eines Hafens in Cornwallis zu bemächtigen. Ein Drittel ihrer Schiffe mit 5000 Soldaten an Bord ging zu Grunde.

Aufstand in Irland.

Je mehr das Unglück die Seerüstungen der Spanier verfolgte, desto eifriger waren sie darauf bedacht, den neuen Aufstand in Irland zu schüren.

Uralte Mißverhältnisse, mit neuen Gewaltmaßregeln der englischen Regierung verbunden, trieben dort immer wieder den Aufruhr hervor. Jene Empörung, die sich

im Jahre 1579 erhoben, hatte nach Fitzmaurices Tode unter wechselnden Führern, zuletzt unter Fitzgerald Grafen von Desmond fortgedauert, bis dieser endlich von englischen Truppen aufgespürt und erschlagen wurde (1583). Die rohe Grausamkeit, mit der dabei die Engländer wie stets den Irländern gegenüber verfuhren, ließ die Gemüter indes nicht zur Ruhe kommen. Das gemeine Volk wurde ohne Unterschied des Alters und Geschlechts massenhaft hingemordet oder durch vollständige Vernichtung der Unterhaltsmittel dem Hungertode überliefert. In Munster kamen auf diese Weise allein im Jahre 1582 binnen sechs Monaten 30000 Menschen um, die in der Schlacht Gefallenen und die später Hingerichteten nicht einmal mitgezählt. In Ulster gab es kaum noch etwas andres als Aschenhaufen und Leichen. Zwar wurde dann eine allgemeine Amnestie gewährt, damit hörten aber die massenhaften Landkonfiskationen keineswegs auf. In Munster zog die englische Regierung damals 574000 Acres ein, um sie unter englische Kolonisten zu verteilen, und stieß damit viele Tausende von irischen Bauern ins Elend, oder drückte sie zu besitzlosen Tagelöhnern herab. Nur in Connaught gelang es im Jahre 1585 dem irischen Adel, ein Abkommen zu schließen, wonach er sich seine Güter gegen Leistung von Abgaben und Kriegsdiensten von der Krone übertragen ließ, die Bauern aber von ihren bisherigen Verpflichtungen gegen die Häuptlinge befreit und meist in ihrem Besitz bestätigt wurden.

Doch schlimmer als alle die längst üblichen Gewaltmaßregeln wirkte es, als England, obwohl die Irländer schon aus Feindschaft gegen die verhaßten „Sachsen“ dem katholischen Glauben treu blieben, dem widerstrebenden Volke die anglikanische Kirche aufdrängen wollte. Man teilte die Insel in anglikanische Bistümer und Pfarreien, trotzdem daß Pfarrer und Küster zuweilen die einzigen Protestanten im ganzen Pfarrsprengel waren, zog darauf das katholische Kirchengut ein und verhing über die eifrig katholischen Iren schwere Verfolgung. Da erhob sich im Jahre 1596 ein neuer Aufstand unter Hugh O'Neille, der den Titel eines Grafen von Tyrone (in Ulster) empfangen hatte. Die spanischen Seerüstungen dieser Jahre nährten die Hoffnung auf Beistand von dieser Seite; zugleich scheiterten die Versuche, die im Jahre 1597 Burleigh machte, um zum Friedensschlusse mit Spanien zu gelangen, teils an dem Widerstreben der Kriegspartei unter Essex, teils an den inneren Schwierigkeiten, während nicht lange danach Frankreich durch den Frieden von Vervins (2. Mai 1598) vom Kriege zurücktrat und so Spanien wenigstens von dieser Feindschaft befreite. So erfocht denn Tyrone bedeutende Erfolge. Am 14. August 1598 schlug er bei Blackwater ein englisches Heer, das zum Entsatze des belagerten Armagh herangezogen war; darauf verbreitete sich die Erhebung auch über Connaught und Leinster, und Papst Clemens VIII. erkannte den glücklichen Rebellenhäuptling als Fürsten von Ulster an.

Fall und Tod des Grafen Essex.

Dem gegenüber dachte England um so weniger an Nachgiebigkeit, als mit dem Tode Burleighs (4. August 1598) am Hofe des Grafen Essex Einfluß überwog. Als er nun die Leitung des irischen Krieges, dessen bisherige Führung niemand schärfer als er getadelt hatte, selber übernahm, da erwies er sich freilich als durchaus unfähig. Mit 22000 Mann in Irland angekommen, verbrauchte er anfangs seine Kraft in unbedeutenden Unternehmungen in Munster und Leinster, wagte dann in Ulster nichts Entscheidendes, weil er seinen neugeworbenen Truppen mißtraute, und schloß endlich einen Vertrag mit Tyrone, der den Irländern freie Ausübung des katholischen Kultus, Regierung durch einheimische Beamte unter einem englischen Vizekönig und Rückgabe der eingezogenen Güter an die irischen Lords gewährte, also alles, was sie nur irgendwie fordern konnten. Begreiflicherweise erregte dieses Verfahren die lebhafteste Entrüstung Elisabeths, so daß Essex bereits daran dachte, mit seinem Heere nach England überzusetzen, die Bestätigung des Vertrages von der Königin zu erzwingen

und dann mit aller Kraft den Krieg gegen Spanien aufzunehmen. Doch ließ er sich diesen nahezu hochverräterischen Gedanken ausreden und eilte ohne jede auffällige Begleitung an den königlichen Hof (September 1599).

Dort ganz überraschend am frühen Morgen angekommen, sah er sich zunächst gnädig empfangen, aber bald hatte bei Elisabeth der königliche Stolz über die Neigung zu dem Günstlinge gesiegt: am Nachmittage machte sie ihm Vorwürfe, am Abend ließ



322. Robert Devereux, Graf von Essex.

Nach einem gleichzeitigen Kupferstiche.

sie ihn festnehmen. Nachdem er sich eine Zeitlang in leichter Haft befunden hatte, verurteilte ihn die Sternkammer (s. S. 576) zum Verluste seiner Ämter und zum Hausarrest. Eine Zeitlang schien er sich darein zu finden; als ihm aber die Königin auch noch das Alleinrecht auf den Handel mit südländischen Weinen, das ihm bisher die meisten Einkünfte gegeben hatte, nicht erneuerte, da geriet der leidenschaftliche Mann außer sich und dachte daran, durch einen Aufstand wieder zur Gewalt zu gelangen,

Transskription

zu dem

Faksimile eines Briefes der Königin Elisabeth von England an König Heinrich IV. von Frankreich.

Monsieur mon très cher il fault que je me confesse coulpable d'un pèché à cette heure de qui je me pençois la plus libre, mais vous en aves la coulpe. La convoitize ne me tourmente le cœur si non quant je voy en mon grand regret la quantité grand qui vous défault et le peu que je en ay qui me faict souhaiter une Inde pour vous en impartir la meilleure part que je vous jure de vouloir plustot fayre à ce coup que la posséder du tout en une aultre occation mais ne vous desplaise à faire le droict de croyre que n'aves jamais acquis une plus fidelle et soigneuse de vostre conservation. . . . . que votre très obéissante

ÉLISABETH.

Übersetzung:

Viellieber Herr, ich muß mich jetzt einer Sünde schuldig bekennen, von der ich mich am meisten frei glaubte, aber Sie haben schuld daran. Die Begehrlichkeit quält mein Herz nur, wenn ich zu meinem großen Bedauern die große Summe sehe, welche Ihnen fehlt, und das Wenige, was ich habe: Ich wünsche mir ein Indien, um Ihnen den besten Teil davon zukommen zu lassen; ich schwöre Ihnen, daß ich das lieber thun wollte, als es überhaupt zu besitzen. Bei einer andern Gelegenheit mag es Ihnen nicht mißfallen zu glauben, daß Sie nie eine Treuere und um Ihre Erhaltung Besorgtere erworben haben . . . . . als Ihre sehr gehorsame

Elisabeth.

Monsieur mon frere, Il fault qui je me
confesse coulpable d'un peché a ceste
heure di qui je me picquois la plus libre mais
vous m'avés la coulpe. La convoitise me
me tourmenta le coeur sinon quant je
voy avec grand regret la quantité grande
que vous defaultes et si peu que je m'en
ay. On me faict souhaitter vain je me
pour vous en impartir la meilleure part
[illegible] je vous jure de vouloir plustost
fayre a ce temps que la possesseur du tout
en une aultre occation. Mais ne vous
displaise a [illegible] fuyr le droict de ceux
qui n'auront jamais acquis. Vostre [illegible]
[illegible] la plus fidelle [illegible] seigneurie
di vostre [illegible] qui

Elizabeth R

[illegible]

Faksimile eines Briefes der Königin Elisabeth von England
an Heinrich IV. von Frankreich.

seine Gegner zu stürzen und die Königin zugleich zur Anerkennung der Nachfolge Jakobs VI. von Schottland zu nötigen, dessen Dank er sich damit zu verdienen hoffte. Doch als er nun mit ein paar Dutzend Bewaffneten, die er in seinem Hause gesammelt hatte, London zum Aufstande gegen Elisabeth aufrief, so rührte sich keine Hand für ihn, vielmehr drängten ihn königliche Truppen nach seinem Hause zurück und zwangen ihn dort zur bedingungslosen Ergebung (8. Januar 1601). Jetzt war ihm nicht mehr zu helfen. Als Hochverräter verurteilt, starb er am 25. Februar im Tower durch Henkers Hand, da er es verschmähte, um Gnade zu flehen.

Ende des irischen Aufstandes.

Die Aufgabe, an der Essex in Irland gescheitert war, übernahm Graf Mountjoy. Zwar landete jetzt wirklich ein spanisches Armeekorps unter Juan de Aguilar im Hafen von Kinsale (September 1601), aber Tyrone wurde bei dem Versuche, diesen Platz, den die Engländer sofort belagerten, zu entsetzen, am 24. Dezember 1602 geschlagen, die Spanier zum Abzuge gezwungen, die Reste der Aufständischen in die Berge und Wälder von Ulster gedrängt und dort schließlich auch Tyrone zur Ergebung genötigt. Der irische Aufstand war zu Ende.

Elisabeths Tod (1603).

Die Kunde davon erreichte Elisabeth nicht mehr. Schon längere Zeit leidend, versank sie seit Essex' Tode in einen Trübsinn, der nur zuweilen noch äußeren Anregungen wich; sie irrte Tage und Nächte ruhelos und klagend in ihren Zimmern umher, und ihre Kräfte nahmen zusehends ab. Um so besorgter war ihre Umgebung um die Nachfolge, die festgestellt werden mußte, sollte nicht die äußerste Verwirrung abermals über das Königreich kommen. Da nahm die todkranke Fürstin ihre letzte Kraft zusammen und bezeichnete sterbend als ihren Erben Jakob VI. von Schottland, den Sohn der Maria Stuart, deren Anspruch auf England damit seine Anerkennung fand, nachdem er ihr selber zum Verderben geworden war. Wenige Tage nachher, am 24. März/3. April 1603, ist sie verschieden. Als ihr Erbe hinterließ sie Englands Seemacht und das protestantische Großbritannien. An der Macht, die sie mit ihrem Volke geschaffen hatte, war das spanisch-katholische Weltreich zerschellt.

Erzherzog Albrecht als Landesherr der spanischen Niederlande.

Und auch gegenüber den Niederlanden mußte Spanien endlich seine Ohnmacht eingestehen. Die siegreichen Waffen der „Ketzer" und „Rebellen" drangen bis in die Südprovinzen vor. Im Frühjahr 1597 erfocht Moritz von Oranien bei Turnhout in Brabant mit englischer Hilfe einen glänzenden Sieg über Graf Varax, auf der andern Seite eroberte er Lingen an der oberen Ems. Dem gegenüber suchte der alternde Philipp seinen schwachen Nachfolger Philipp III. wenigstens von einem schweren Kriege zu befreien, er schloß endlich Frieden mit Frankreich. Den Niederländern ihre Unabhängigkeit zuzugestehen, fiel seinem Stolze wie seinem Fanatismus unmöglich. Er dachte sie jetzt friedlich zu gewinnen durch die Aussicht, unter einer besonderen Dynastie im Verein mit Belgien einen eignen Staat zu bilden, wenn auch unter spanischer Oberhoheit, und übertrug deshalb die ihm treu gebliebenen Provinzen samt der burgundischen Freigrafschaft an den bisherigen Statthalter Erzherzog Albrecht und seine Lieblingstochter Klara Isabella Eugenie, eine Dame von Geist und Charakter (geb. 1566), die er im Mai 1598 mit demselben verlobte, allerdings unter der Bedingung, daß die Lande, im Falle die Ehe kinderlos bliebe, an die Krone Spanien zurückfallen sollten. Nachdem der Papst den nötigen Dispens erteilt hatte, legte Albrecht seine geistlichen Würden nieder, vermählte sich unter glänzenden Festen in Valencia am 18. April 1599 und zog im September 1599 in Brüssel ein.

Philipps II. Tod.

Es war das letzte, was Philipp durchzusetzen vermochte. An seinem Leben nagte längst unheilbare Krankheit. Zu der Gicht, die ihn seit Jahren quälte, gesellten sich ein hektisches Fieber und die Wassersucht. Mit stoischem Mute ertrug er seine Leiden; da er aber sein baldiges Ende mit Sicherheit voraussah, so ließ er sich Ende Juni nach

dem Escorial bringen und betrachtete noch einmal alle Räume dieses großartigen Baudenkmales, das seine Regierung geschaffen hatte. Doch bald gestaltete sich sein Zustand so entsetzlich, daß er ihn zu vollständiger Bewegungslosigkeit verurteilte. An seinem ganzen Körper entstanden infolge eines schweren Hautleidens, das aus allgemeiner Entkräftung hervorging, schmerzhafte Geschwüre, und in diesen erzeugten sich, wie erzählt wird, Würmer (wahrscheinlich nur ähnlich geformte Säureablagerungen), die alle Kunst der Ärzte nicht zu tilgen vermochte. In diesen schrecklichen Qualen, die schlimmer waren als alles, was jemals auf seinen Befehl Ketzer und Rebellen erlitten hatten, lag der Kranke bewegungslos dreiundfünfzig Tage lang, auch jetzt noch eine erstaunliche Standhaftigkeit bewahrend. Mit größter Pünktlichkeit ordnete er die Einzelheiten seines Leichenbegängnisses, übergab am 1. September die Geschäfte seinem Sohne, um sich ganz der Sorge um sein Seelenheil widmen zu können, und nahm am 11. von seinen Kindern Abschied. Endlich am Morgen des 13. September 1598 erlöste ihn der Tod von seinen Qualen. Im Escorial wurde er bestattet.

Was hat er erreicht? Die hoffnungslose Zerrüttung des spanischen Wohlstandes, der Verlust reicher Landschaften, die Verkümmerung des wiedergewonnenen Belgien, das war die Erbschaft, die er hinterließ. Daß anderseits aber der Protestantismus in Spanien, Italien und Belgien ausgerottet war bis auf die letzte Wurzel, daß überall auf deutschem Boden die katholische Reaktion ihr Haupt erhob, das war im wesentlichen Philipps II. Werk. Und doch, die ungeheure Gefahr, daß ein spanisch-katholisches Weltreich die freie Entwickelung der Völker und den Protestantismus vernichte, war abgewandt, in stolzer Selbständigkeit hatte sich England behauptet, und unbesieglich blieben die Niederlande.

Ausgang des englischen und niederländischen Krieges.

Nieuwpoort und Ostende.

Die Aussicht, mit den südlichen Provinzen unter einer eignen Dynastie wiedervereinigt zu werden, hatte für die Niederlande um so weniger Verlockendes, je wahrscheinlicher der Rückfall an die Krone Spanien war. Daher wurden Albrecht und Isabella, zwar in Brüssel mit den üblichen Freudenbezeugungen empfangen, von den nördlichen Provinzen jedoch nicht anerkannt. Der Krieg ging also weiter; ja die Generalstaaten beschlossen sogar gegen den Willen Oraniens einen Einfall in Flandern, um sich der gesamten Küste zu versichern, damit auch den unbequemen Kaperfahrten der spanischen Galeeren von Dünkirchen aus ein Ende zu machen und endlich Ostende, den letzten Hafen, den sie noch dort festhielten, von der bereits begonnenen spanischen Blockade zu befreien. Deshalb landete Moritz mit 14 000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern, darunter 1500 Engländern, westlich von Ostende in der Nähe von Nieuwpoort und rückte am sandigen Strande ostwärts vor. Auf die erste Nachricht eilte Erzherzog Albrecht heran, warf sich auf die Verbindungen der Niederländer, die dadurch in große Bedrängnis gerieten, und nahm dann trotz seiner viel schwächeren Streitkräfte in der Strandebene zwischen Meer und Dünen die Schlacht bei Nieuwpoort mit Moritz von Oranien selber auf. Dabei aber wurde er nach blutigem, hartnäckigem Kampfe vollständig geschlagen (2. Juli 1600). Zum erstenmal waren die Spanier ihren Gegnern auch zu Lande und im freien Felde erlegen. Die Sieger, selbst nicht wenig mitgenommen, waren freilich auch zu schwach, um den Erfolg wirklich ausbeuten zu können und begnügten sich mit dem ungestörten Rückzuge. Erst im nächsten Jahre nahmen sie den Gedanken wieder auf. Es war zu spät. Denn alle Wucht wandten jetzt die Spanier gegen Ostende. In dreijähriger Belagerung und Verteidigung entfalteten sich hier vor den Augen der bewundernden Zeitgenossen



323. Philipp II. im Alter von 71 Jahren. Nach A. Moros Gemälde im Escorial.

alle Künste des Festungskrieges. So meisterhaft der Angriff des großen Genuesen Ambrosio Spinola, der hier seit 1603 den Befehl führte, war, so ausdauernd leitete der Engländer Franz de Vere die Verteidigung, und in Scharen eilten aus allen Ländern Europas die Offiziere herbei, um an dieser Hochschule der Kriegskunst ihre Studien zu machen. Erst als Ostende fast nur noch ein Schutthaufen war, ergab



324. Erzherzog Albrecht von Österreich, Regent der Niederlande.
Nach einem Gemälde von Rubens im Museum zu Brüssel.

sich die Stadt am 20. September 1604 gegen freien Abzug der Besatzung. Die calvinische Einwohnerschaft siedelte nach Sluys über, der Platz selbst blieb eine Zeitlang wüst und unbewohnt.

Friede zwischen Spanien und England.

Die Verteidigung von Ostende war die letzte Waffenthat, bei welcher Niederländer und Engländer zusammenwirkten. Jakobs VI. Thronbesteigung, dessen Erbrecht auch für Spanien nicht dem mindesten Zweifel unterliegen konnte, milderte den Gegensatz schon an sich, und die tiefe Erschöpfung Spaniens empfahl dringend die Beendigung

des aussichtslosen Kampfes. Schon im Mai 1604 begannen die Unterhandlungen in London, am 12. August wurde der Friede geschlossen. England versprach, die Rebellen gegen Spanien nicht mehr zu unterstützen, ohne indes die Niederländer als solche zu betrachten, und bedang sich die freie Schiffahrt aus, nur nicht nach den von Spanien



325. Klara Isabella Eugenie, Gemahlin des Erzherzogs Albrecht.
Nach dem Gemälde von Rubens im Museum zu Brüssel.

und Portugal eingenommenen Ländern. Sogar von der Vermählung des englischen Thronfolgers mit einer der spanischen Prinzessinnen war die Rede.

So blieben nun die Niederländer allein der spanischen Macht gegenüber. Einen Augenblick konnte Spinola daran denken, angriffsweise gegen sie vorzugehen, da er in den Jahren 1605 und 1606 zu Lande unzweifelhaft das Übergewicht behauptete. Doch zur See trat die Herrscherstellung der Niederlande immer gewaltiger hervor. Schon breiteten sie ihren Handel und ihre Macht in Hinterindien aus, auf allen

Waffenstillstand zwischen Spanien und den Niederlanden.

Meeren wehte ihre dreifarbige Flagge, und mit der ganzen Wucht tiefen Nationalhasses trafen überall ihre Schiffe auf die Spanier.

Nicht unbedingt und einmütig wünschten daher die Niederländer den Frieden, denn je länger der Krieg währte, desto weiter vermochten sie auf Kosten des Gegners ihre Eroberungen auszudehnen, desto mächtiger schwoll ihr Reichtum und ihr Selbstbewußtsein, und die Macht der Oranier beruhte auf ihren kriegerischen Erfolgen. Nur die Staatenpartei unter Oldenbarneveldt wollte den Frieden, weil sie die Lasten des fortdauernden Kampfes scheute und von dem übermäßigen Anwachsen der oranischen Macht Gefahren für ihre eigne Herrschaft befürchtete. Jene Ausbreitung der holländischen Eroberungen war es in Verbindung mit der tödlichen Entkräftung ihrer Monarchie, was die Spanier zur Eröffnung der Friedensunterhandlungen zwang. Halb widerwillig traf im Mai 1607 Moritz von Oranien mit Spinola im Haag zusammen, doch der Abschluß des wirklichen Friedens scheiterte an der Weigerung der Niederlande, auf ihrem Gebiete den Katholiken Religionsfreiheit zuzugestehen, und Spanien wiederum wollte die freie Fahrt zwar nach seinen europäischen Häfen, aber nicht nach seinen Kolonien gestatten. So war das Ergebnis langer Beratungen nur der Abschluß eines zwölfjährigen Waffenstillstandes auf Grund des dermaligen Besitzes (9. April 1609). Doch seitdem galten die vereinigten niederländischen Provinzen als ein selbständiger Staat; ihre Unabhängigkeit war erkämpft.

Englands Aufschwung unter Elisabeth.

Staat und Kirche.

Die Königin und das Parlament.

Elisabeths Regierung zeigt im Innern dieselbe Neigung zur Unumschränktheit, die bei allen Tudors hervortritt. Sie hat sich allerdings gehütet, die Rechte des Parlaments anzutasten, seine Zustimmung bildete vielmehr ein Element ihrer Stärke, und auswärtige Beobachter waren erstaunt über die Geltung, die es genoß. Aber ihre Sparsamkeit setzte sie doch in den Stand, es nur selten um Geldbewilligungen angehen zu müssen, und das Recht, es zu berufen und zu entlassen, so oft und wann es ihr beliebte, hielt sie durchaus fest. Etwaigem Widerspruch wußte sie bald mit Strenge zu begegnen, bald durch kluge Nachgiebigkeit im rechten Augenblicke auszuweichen. So wurde im Jahre 1575 Wentworth wegen einer Rede, in der er sich für die volle Unabhängigkeit der Beratungen vom Willen der Königin ausgesprochen hatte, in den Tower gebracht, anderseits versprach sie im Jahre 1601 den Beschwerden des Parlaments über die ungebührliche Ausdehnung der königlichen Monopole bereitwillig Abhilfe. Jedenfalls ist es zu irgend welchem Ausbruche des Gegensatzes beider Gewalten damals nicht gekommen.

Anglikaner, Katholiken u. Puritaner.

Auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens behauptete die Königin die Alleinherrschaft der anglikanischen Staatskirche gegenüber den Katholiken wie abweichenden protestantischen Richtungen. Im Verhältnis zu den ersteren verstand sich das von selbst. Denn nach den Erfahrungen des Jahres 1588 erschien die Treue gegen Elisabeth mit katholischer, päpstlicher Gesinnung nicht mehr vereinbar, und gegenüber einer durchaus unduldsamen Kirche, welche alle Hebel in Bewegung setzte, um Englands Unabhängigkeit und Frieden zu zerstören, wäre Duldsamkeit eine thörichte Schwäche gewesen. So war denn auch von Freiheit katholischer Religionsübung keine Rede, vielmehr wurden die, welche den Besuch des anglikanischen Gottesdienstes verweigerten, als „Recusanten" mit Geldstrafen heimgesucht, die geradezu den Charakter einer dauernden Abgabe annahmen.

Solche, die sich offener Aufwiegelung gegen die Königin schuldig machten, trafen Leib- und Lebensstrafen, so daß im ganzen unter Elisabeth etwa hundert Katholiken für ihren Glauben hingerichtet worden sein sollen. Doch das geschah im Stande der Notwehr und wollte überdies wenig bedeuten gegenüber den zahllosen Opfern spanischer und römischer Inquisition.

Auch innerhalb der protestantischen Kirche erhoben sich Streit und mannigfache Schwierigkeiten. Hier entstand eine Richtung, welche die königliche Kirchenherrschaft, das Supremat, verwarf, die Kirche auf die Gemeinde gründen und auch den Gottesdienst von manchen katholischen Eigentümlichkeiten reinigen wollte. Begreiflicherweise verwickelten sich diese „Puritaner“, deren Hauptvertreter Thomas Cartwright war (1535—1603), in heftigen Streit mit der herrschenden Partei, sonderten sich daher seit 1567 von der Landeskirche ab und bildeten selbständige, demokratisch eingerichtete Gemeinden, die ihre Einrichtungen und ihren Gottesdienst nach calvinischem Muster gestalteten und durch finstere Sittenstrenge zu dem lebensfreudigen Treiben um sie her in eigentümlichen Gegensatz gerieten.

Umgestaltung der schottischen Kirchenverfassung.

Ähnliches zeigt sich in der Heimat derselben, in Schottland. Auch nach dem Scheitern der „Armada“ ließ die spanisch-päpstliche Politik dies wichtige Gebiet, das den Ausgangspunkt neuer Angriffe auf England bieten konnte, nicht aus dem Auge. Beständig durchzogen katholische Sendlinge namentlich den Norden, dessen Lords, wie die Huntleys, Errols, Snatons u. a. noch immer der alten Kirche anhingen. Die Masse des schottischen Volkes freilich blieb dem völlig unzugänglich und befestigte sich unter Leitung ihrer eifrigen Prediger immer mehr in ihrer streng calvinischen Richtung. König Jakob VI. dagegen, der demokratischen Verfassung der Landeskirche von Grund aus abgeneigt, verriet längere Zeit ein unerfreuliches Schwanken, das er selbst dann nicht vollständig überwand, als ihn seine Vermählung mit Anna von Dänemark (November 1589) in die engsten verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem protestantischen Skandinavien und den evangelischen Fürsten Deutschlands gebracht hatte. So hatte der König einerseits gegen die Unbotmäßigkeit der katholischen Lords, anderseits gegen den Eifer der Calvinisten anzukämpfen. Jene trieben es mehrfach zu offenem Aufruhr, bis Jakob persönlich gegen sie ins Feld ging, einige ihrer festen Schlösser zerstörte und die trotzigen Barone ins Ausland jagte (1594). Daß sie der König schon im nächsten Jahre zurückkehren ließ, erregte den heftigsten Zorn der calvinistischen Prediger und brachte sie zur Stiftung eines neuen „Glaubensbundes“ (März 1596). Jakob aber ließ einen der heftigsten Sprecher aus der aufgeregten Hauptstadt verweisen, stellte die Ruhe hier wieder her und erreichte schließlich von einer Kirchenversammlung in Perth, die er nach seinem Willen zusammenzusetzen verstand, eine Reihe von Beschlüssen, welche die schottische Kirche wenigstens einigermaßen dem Königtume unterwarfen. Der Landesherr sollte künftig die Nationalsynode berufen und bei der Ernennung der Geistlichen in den größeren Städten mitwirken. Jeder Angriff auf die Regierung von der Kanzel herab wurde untersagt (1597). Ein paar Jahre später setzte Jakob mit Bewilligung der Nationalsynode sogar zwei Bischöfe als Leiter der schottischen Kirche ein (1600). Ihre republikanische Freiheit, ohnehin kaum verträglich mit der monarchischen Staatsform, ging damit zu Ende, aber es fehlte viel daran, daß die Masse der Geistlichkeit mit diesen Dingen einverstanden gewesen wäre. So war auch hier der Grund gelegt zu tiefgehenden Erschütterungen.

Volkswirtschaft.

Bestanden in Staat und Kirche zahlreiche ungelöste Gegensätze, so arbeiteten dagegen auf dem Gebiete der Wirtschaft und des geistigen Lebens die verschiedensten Stände des Volkes zusammen zu großartigem Aufschwung.

Zustände vor Elisabeth.

Im ganzen Mittelalter hatte England nur durch seine Rohprodukte, Zinn und Blei, Wolle und Häute Bedeutung für die Handelsvölker gehabt. Erst seit Eduard III. (1327—1377) nahm die Tuchmacherei durch Einwanderung flandrischer und brabantischer Wollenweber einen lebhafteren Aufschwung. Indes betrug noch im Jahre 1355 der Gesamtwert der Ausfuhr nicht mehr als etwa 294000 Pfd. Sterl. Um die heimische Tuchmacherei zu fördern, belegte Eduard III. die Wollausfuhr mit hohen Zöllen. Allein noch im Anfange des 16. Jahrhunderts lag der Betrieb des Handels fast ausschließlich in den Händen von Ausländern, besonders der Niederländer und Hanseaten. Jene vermittelten für England namentlich die Zufuhr eigner und südeuropäischer Industrieerzeugnisse und Genußmittel. Diese brachten Getreide und die zahllosen Bedürfnisse für den Schiffbau. Beide holten dafür vorwiegend englische Tuche. Die Hansa war dabei durch niedrige Ein- und Ausgangszölle begünstigt. Aller Verkehr ging durch Vermittelung ihres „Stahlhofes“ in London, von dem jeder Fremde ausgeschlossen blieb. Diese Privilegien, für die sie den Engländern keinerlei Gegenseitigkeit in ihrer Heimat gewährte, wurden von den ersten Tudors bestätigt und spielten ihr den Tuchhandel fast ganz in die Hände.

Englische Fahrten nach dem Nordosten.

Doch einem aufstrebenden Volke gegenüber ließ sich eine solche Handelsherrschaft auf die Dauer nicht festhalten. Schon unter Maria der Katholischen begannen die Engländer sich selbständig zu rühren, und vollends unter Elisabeth steigerten die kecken Raubfahrten gegen die Spanier Seetüchtigkeit wie Selbstvertrauen. Die 1553 entstandene, 1555 bestätigte Gesellschaft der „abenteuernden Kaufleute“ (Merchant adventurers) faßte die Auffindung neuer Absatzwege für die englischen Waren zunächst nach dem Norden ins Auge, um der hanseatischen Konkurrenz in der Ostsee auszuweichen; ja der greise Sebastian Cabot (s. S. 62 f.), dessen Bestrebungen sich zunächst auf die Entdeckung eines nordwestlichen Seeweges nach Indien und China gerichtet hatten, und den die Adventurers zu ihrem ersten Vorsitzenden ernannten, gab den Rat, um Norwegen ostwärts bis an die Mündung des Ob vorzudringen und auf diesem und dem Irtysch, seinem Nebenflusse, einen direkten Handelsweg nach China sich zu öffnen, denn bis zu jenem Strome waren damals russische Händler zu Lande gekommen. Darauf segelte im Jahre 1553 Hugh Willoughby mit drei kleinen für die Fahrt ins Eismeer besonders erbauten Schiffen von Greenwich ab. Doch seine hochfliegenden Hoffnungen erfüllten sich nicht. Bei den Lofoten trennte ein Sturm das Geschwader; Willoughby gelangte mit einem Fahrzeuge bis an die Küste von Nowaja Semlja, fror aber bei dem keguríschen Vorgebirge der Halbinsel Kola ein und kam mit allen seinen Begleitern um. Ein zweites unter Chancellor drang dagegen durch das Weiße Meer bis an die Mündung der Dwina nach Cholmogory (an der Stelle des heutigen Archangelsk) vor, überwinterte dort und trat mit den Russen in freundliche Verbindung. Chancellor selbst reiste sogar über Land nach Moskau an den Hof Iwans IV., des Schrecklichen (s. Bd. VI.), verkaufte seine Ladung mit Vorteil und brachte eine ansehnliche Fracht an Rauchwerk, Leberthran u. dergl. mit heim. Dies Ergebnis ermutigte zu einer zweiten Fahrt (1555) nach demselben Verkehrsplatze an der Dwina (wo später Archangelsk gegründet wurde) und zum Abschluß eines vorteilhaften Handelsvertrages.

Obwohl auch die späteren Versuche — der letzte im Jahre 1580 — den Ob zu erreichen an den ungünstigen Eisverhältnissen scheiterten, so hatte doch die „moskowitische Handelsgesellschaft“, wie sich die Adventurers seitdem nannten, einen gewinnbringenden, direkten Verkehr mit Rußland durchgesetzt.

Engländer in Nordamerika.

Dasselbe Ziel, welches Willoughby im Auge gehabt und Cabot schon lange vorher in andrer Weise zu erreichen sich vorgesetzt hatte, die Öffnung des Seewegs nach China auf einem nordwestlichen Wege, erstrebten nach seinem Tode, besonders seit 1576, die Engländer mit steigendem Eifer. Denn die spanischen und portugiesischen Seestraßen



326. Sir Martin Frobisher.
Nach einem Kupferstiche.

wurden von diesen Nationen allen Fremden verschlossen, und kein englisches Schiff fand damals unterwegs einen befreundeten Hafen, wenn es um das Kap der guten Hoffnung oder durch die Magellanstraße fuhr. Deshalb führten alle jene verwegene Fahrten nach den spanisch-amerikanischen Gewässern, wie sie Franz Drake und andre leiteten, weder zu irgend welcher Ansiedelung noch auch nur zu einem regelmäßigen Verkehr. Um so mehr blieb das Bedürfnis nach einer direkten von Spanien und Portugal unabhängigen Verbindung mit Ostasien bestehen, und leichter schien eine solche im Nordwesten, als im Nordosten sich öffnen zu lassen. Denn wie Südamerika in eine Spitze ausläuft, so, meinte man, werde auch Nordamerika nach Norden zu immer schmäler werden. Schon war ja auch die Hudsonsbai aufgefunden und für einen Teil des Großen Ozeans gehalten worden. Daß diese Gewässer fast beständig durch Eis

versperrt seien, fürchtete man nicht, da man ein Gefrieren des Meeres nicht für möglich hielt. Von solchen Hoffnungen geleitet, steuerten einzelne Edelleute und Kaufherren jahrelang zur Ausrüstung neuer Unternehmungen bei, um diese „nordwestliche Durchfahrt“ aufzufinden. Wirklich gelangte im Sommer 1576 Martin Frobisher in die hoffnungsvolle Meeresstraße, die seinen Namen trägt; andre Unternehmer entdeckten in den nächsten Jahren die (spätere) Hudsonsstraße, John Davis im Jahre 1585 die Davisstraße. Da aber Eismassen diese engen Meeresgassen versperrten, so hörten mit dem Jahre 1602 die Nordwestfahrten gänzlich auf.

Mit den vergeblichen Versuchen dazu hängt auch der Gedanke an die Besiedelung Nordamerikas eng zusammen. Sein Urheber war Sir Walter Raleigh (1552 bis 1618), ebenso als Staatsmann und Volkswirt, wie als Krieger und Seefahrer bedeutend, ein Mann, „den sein Genius ganz und gar zur Erkundung ferner Lande, zur Erforschung der Geheimnisse der Natur antrieb“. Von ihm angeregt, erwirkte im Jahre 1578 sein Halbbruder Humphrey Gilbert einen königlichen „Freibrief“, der ihm die Besitzergreifung aller noch freien Länder in Nordamerika zwischen dem 30° und 40° nördl. Breite gestattete. Indes wurde diese Erlaubnis zunächst nicht benützt. Erst 1584 erhielt Raleigh selbst einen ähnlichen Freibrief, sandte so bevollmächtigt im nächsten Jahre die erste Ansiedlerschar unter Richard Grenville nach der Küste des heutigen Nordcarolina auf die Insel Roanoke im Albemarlesunde und taufte das ganze Land zu Ehren der jungfräulichen Königin Virginia. Noch aber hatte die Besiedelung nur den Zweck, für die Benutzung der erhofften Durchfahrt nach China feste Stützpunkte zu gewinnen; zu der mühseligen Arbeit, wie sie die Urbarmachung von Sumpf und Urwald fordert, zeigten die Engländer noch keine Neigung. Da obendrein die fortwährenden Kämpfe mit den kriegerischen Eingeborenen sie in Anspruch nahmen, so führte Franz Drake nach kurzer Zeit die Ansiedler in die Heimat zurück, und als auch ein zweiter Versuch 1587 mißlungen war, stellte man seit 1590 die Fahrten gänzlich ein. Die Zeit zur Verwirklichung des kühnen Gedankens war noch nicht gekommen, aber der Weg war gewiesen, und nicht mit Unrecht hat man Raleigh als „den geistigen Ahnherrn der Vereinigten Staaten“ bezeichnet.

Aufhebung der hansischen Vorrechte.

Ergaben nun alle diese Fahrten keinen wirklichen Anteil am amerikanischen und orientalischen Handel, so steigerten sie doch die Seetüchtigkeit und das Selbstvertrauen der Engländer und machten eine Bevormundung, wie sie die Hansa, auf viel älteren Zuständen fußend, seither ausgeübt hatte, ebenso überflüssig wie unerträglich. Schon gleich nach dem Regierungsantritt Elisabeths zeigte sich's, daß auch auf diesem Gebiet eine neue Zeit hereinbreche. Die Königin wollte die hansischen Privilegien nicht schlechtweg aufheben, aber sie forderte volle Gegenseitigkeit für ihre Unterthanen auf hansischem Boden. So gerecht an sich dies Verlangen war, die Hansa wollte sich darein nicht finden, sondern ging den Kaiser um ein Verbot des englischen Handels in Deutschland an, und da sie hier nichts erlangte, so suchte sie die Adventurers mit Zollplackereien heim. Doch diese wandten sich nach Emden, das nicht zur Hansa gehörte, und da sich dort bald ein schwunghafter Tuchhandel entwickelte, so gestattete auch Hamburg gegen das gemeinsame Interesse des Bundes jener Gesellschaft den Zutritt auf zehn Jahre (1567). Auf die lebhaften Beschwerden der Bundesstädte untersagte jedoch Kaiser Maximilian II. die Erneuerung dieses Vertrages (1577), worauf die Adventurers wirklich Hamburg verließen. Natürlich antwortete England mit dem Verbot des gesamten Zwischenhandels für die Hansa. Nun setzte allerdings die Hansa im Jahre 1580 die Ausweisung der Adventurers auch aus Emden und 1582 aus Deutschland überhaupt kraft Reichstagsbeschlusses durch; dafür fanden diese jedoch in Elbing und in Livland Aufnahme und 1587 sogar in Stade. Das Verhältnis mit Eng-

land gedieh endlich beinahe zu offener Feindschaft, als die Hanseaten für die Ausrüstung der spanischen Armada sehr starke Lieferungen an Schiffsbedürfnissen leisteten. Jetzt erklärte Elisabeth die Meerengen von Calais und Gibraltar für Kriegsmaterial und Lebensmittel sperren zu wollen, ließ wirklich im Juli 1589 im Tajo 60 hansische Getreideschiffe wegnehmen und 1591 den hansischen Verkehr von Lissabon nach Spanien hindern. Um so eifriger drängte Spanien am kaiserlichen Hofe zu energischen Gegen-



327. Sir Walter Raleigh.
Nach einem Kupferstiche von J. Houbraken.

maßregeln. Endlich gebot ein stolzer Befehl Kaiser Rudolfs II. vom 1. August 1597 allen Engländern, Deutschland binnen drei Monaten zu räumen, und im September beschloß die Hansa, die Getreideausfuhr nach England und Holland zu sperren. Zur Ausführung so kräftiger Beschlüsse hätte nur auch eine kraftvolle Reichsgewalt gehört, doch wo war eine solche damals in Deutschland zu finden! Und bald fiel der Gegenschlag: am 4. August 1598 befahl Elisabeth, den Stahlhof zu sperren, ließ die Kaufleute daselbst als Geiseln festnehmen und verbot die englische Ausfuhr nach der Weser

und Elbe. Das war das Ende der hansischen Handelsherrschaft in England. Zwar hat Jakob VI. im Jahre 1606 den Stahlhof wieder zurückgegeben, doch ohne die alten Privilegien.

Entwickelung des englischen Handels.

Was die Hansa verlor, kam den Engländern selbst zu gute. Zwar störte die Königin, die sonst so kräftig und einsichtsvoll den Vorteil ihrer Unterthanen zu wahren wußte, den freien Handel selbst durch Monopole auf besonders einträgliche Waren, die sie teils für sich selber, teils für ihre Günstlinge, wie für Essex (s. S. 696) in Anspruch nahm, so daß im Jahre 1601 darüber ernste Unruhen in London ausbrachen und das Parlament nachdrückliche Beschwerde führte, aber das vermochte den Aufschwung im ganzen nicht zu hemmen. Allein nach Emden gingen im Jahre 1582 gegen 100 000 Stück Tuch; an der Ostsee hatten die Engländer durch ihre Niederlassung zu Elbing festen Fuß gefaßt, in den Niederlanden durch eine blühende Faktorei zu Middelburg, auch am russischen Handel über Archangelsk hatten sie Anteil gewonnen. Ernster als jemals dachten sie daran, nach dem glänzenden Beispiele der Holländer (s. unten), sich trotz der Spanier und Portugiesen auch in den ostindischen Handel einzudrängen; im Jahre 1600 entstand die Englisch-Ostindische Kompanie, zunächst auf fünfzehn Jahre gestiftet.

London entwickelte sich rasch zum großen Handelsplatz, an dessen Börse täglich über Hunderttausende verhandelt wurde. Zwei Drittel des englischen Handels konzentrierten sich hier, und alle andern englischen Hafenstädte traten bald weit hinter London zurück. So rasch nahmen Bevölkerung und Umfang der Hauptstadt damals zu, daß bereits damals Besorgnisse rege wurden. Und dieser Handel hatte eine gesunde Grundlage, denn er beruhte auf einer rasch aufblühenden Gewerbthätigkeit. Gegen 30000 Tuchmacher waren zwischen 1550—65 von den Niederlanden nach England übergesiedelt (s. S. 549) und hatten meist in Norwich und Umgegend Aufnahme gefunden; nach der Einnahme Antwerpens im Jahre 1585 wanderten die Samt- und Seidenweber in Menge über den Kanal (s. S. 637). So entwickelte sich der englische Gewerbfleiß als ein Kind des niederländischen. Dazu erfand Lee den Strumpfwirkerstuhl, und in London entstanden nach venezianischem Vorbilde Glasfabriken. Zum erstenmal in der Geschichte begann die Größe des englischen Seehandels und Gewerbfleißes sich zu entfalten.

Bauernstand und Landwirtschaft.

Freilich verband sich damit unzertrennlich der Beginn eines verhängnisvollen Prozesses, der schließlich den früher so kräftigen englischen Bauernstand vernichtet und der ganzen englischen Volkswirtschaft ein einseitig industrielles und kapitalistisches Gepräge aufgedrückt hat. Um 1100, nach der normännischen Eroberung, lag die englische Landwirtschaft meist in den Händen abhängiger Bauern (serfs), deren man an Familienhäuptern über 200000 zählte, nur zum kleinen Teile in denen freier Bauern (der yeomen). Heute gibt es in ganz England kaum noch ein Bauerndorf, die Bewirtschaftung der Herrschaften (estates) wird von Pächtern und besitzlosen Tagelöhnern besorgt. Den ersten Anstoß zu dieser Zerstörung des englischen Bauernstandes gab die aufblühende Tuchmacherei. Die Grundherren begannen die Gemeindeländereien „einzuhegen" (enclosures), also selbst ausschließlich in Besitz zu nehmen und Bauernstellen einzuziehen (s. S. 589), um Schafweiden daraus zu machen. Den furchtbarsten Stoß aber erlitt der Bauernstand durch die Einziehung der Klostergüter unter Heinrich VIII. Auf diesen ausgedehnten Ländereien, die mit dem übrigen Kirchengute zusammen etwa ein Drittel der gesamten Bodenfläche ausmachten, hatten bisher viele Tausende von Bauernfamilien ein gesichertes Dasein in einer milden Abhängigkeit gefunden. Jetzt, als diese Güter größtenteils der Habgier des Adels zufielen, wurden sie meist in Weideland verwandelt, und als unter Eduard VI. auch die Pachtverträge, die man geachtet hatte, abliefen, geschah dasselbe mit dem verpachteten Lande. Eine Bodenfläche, von der bisher hundert

Bauern mit ihren Familien gelebt hatten, ernährte jetzt vielleicht einen Schafmeister mit seinen Knechten und 10—20000 Schafen. Viele Tausende verloren dadurch die Grundlagen ihrer Existenz, und da somit ein ungeheurer Überschuß von arbeitsfähigen Händen vorhanden war, so sanken überall die Arbeitslöhne und damit die Lebenshaltung der unteren Stände, was durch die Preissteigerung der meisten Waren, die Folge der Münzverschlechterung unter Heinrich VIII., des Goldzuflusses und der thörichten Monopole unter Elisabeth nur noch beschleunigt wurde. Hatte um 1495 der ländliche Arbeiter nur fünfzehn, der Handwerker nur zehn Wochen jährlich gebraucht, um sich die notwendigsten Lebensmittel für ein Jahr zu verdienen, so bedurfte dieser 1593 dazu vierzig Wochen, der ländliche Arbeiter aber kam überhaupt kaum mehr so weit, sein ganzes Dasein also gestaltete sich dürftiger und ärmlicher. Was aber nun von der Bauernschaft nicht als Tagelöhner auf den großen Gütern oder in städtischen Gewerbebetrieben unterkam, das verfiel rettungslos der Heimatlosigkeit und der Bettelei. Ein Drittel der englischen Bauernfamilien trieb sich unter Elisabeth ohne Beschäftigung oder wenigstens ohne jede regelmäßige und ausgiebige Arbeit im Lande herum und verlumpte. Nach einer ihrer Rundreisen faßte die Königin ihre Wahrnehmungen in den Worten zusammen: „Pauper ubique jacet!“ (die Armen liegen überall herum). Die Zerstörung der alten kirchlichen Armenpflege durch die Einziehung der Klöster vollendete das Elend. Elisabeth suchte deshalb durch ihre Armengesetzgebung, die mit dem Jahre 1601 abschloß und bis 1835 in Geltung geblieben ist, eine weltliche Armenpflege ins Leben zu rufen. Sie legte den Grundbesitzern und Pächtern eine Armensteuer (poor rate) auf, von der die ganz erwerbsunfähigen Armen unterstützt und das nicht hinreichende Arbeitseinkommen der andern ergänzt werden sollte, aber indem sie die Festsetzung des den Lebensmittelpreisen „angemessenen“ Lohnes den Friedensrichtern, also den Gutsbesitzern der Grafschaften überließ, gab sie sie gerade den Leuten in die Hände, die das größte Interesse daran hatten, die Löhne niedrig zu halten. Noch weiter verschlimmert wurde die Lage der ländlichen Arbeiter dadurch, daß die großen Grundherren (landlords) die Bewirtschaftung ihrer Güter schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts ganz aufgaben und sie Pächtern überließen, um sich ganz der Politik und andern Interessen zu widmen. So kam der Aufschwung der englischen Volkswirtschaft nicht der großen Masse der Nation, sondern wesentlich nur dem Adel und dem Mittelstande zu gute.

Kunst, Wissenschaft und Litteratur.

Der mächtige Aufschwung, den der große Kampf gegen Spanien dem nationalen Leben im ganzen mitteilte, tritt besonders bedeutsam hervor in der Kunst und Litteratur. Entsprechend der aristokratischen Gliederung der englischen Gesellschaft ist es im wesentlichen der glänzende, reiche Adel, der, um den Hof der „jungfräulichen Königin“ geschart, die neue Bildung in sich aufnimmt und weiter fördert, daneben der höhere Bürgerstand, und anregend wirkt wenigstens durch ihre lebhafte Teilnahme zumal für die dramatische Dichtung überhaupt die Bevölkerung der größeren Städte.

Am unmittelbarsten wird sich das erwachte höhere Interesse eines prachtliebenden Hofes und Adels immer in der bildenden Kunst, zumal in der Baukunst, äußern. Dies ist denn nun auch in England der Fall. Neben mehrfachen Neubauten der „Kollegien“ in Oxford und Cambridge sind deshalb die Landsitze des Adels die wichtigsten Leistungen englischer Architektur unter Elisabeth. Treten nun schon bei den deutschen und französischen Bauten dieser Renaissancezeit noch sehr viele mittelalterliche Bestandteile hervor (s. S. 413 und 492), so zeigt sich der konservative Charakter des

Baukunst.

englischen Volkes besonders in dem zähen Festhalten am gotischen Stil, der in der ganzen Regierungszeit Elisabeths noch rein gehandhabt wurde, wie er sich denn bis zur Gegenwart in ununterbrochener Folge erhalten hat. Selbst da, wo sich nun unter dem Einflusse der festländischen Kunst die Bauweise der Renaissance geltend macht, behaupten sich doch noch im einzelnen vielfach die alten Bauformen: der flachgedrückte gotische Spitzbogen (sogenannte Tudorbogen), die steilen Dächer und spitzen Giebel, die hohen Kamine und ragenden Türme neben den antiken Säulenordnungen und den Verzierungen im Geschmack der Renaissance, die hier oft wunderlich überladen und schwülstig erscheinen. Auch in der Anlage bleibt manches Eigentümliche. Diese Schlösser



328. Halle im Trinity College in Cambridge.

lagern sich nicht wie die des Festlandes um weite Höfe, sondern sie fügen einem Mittelbau ausgedehnte Flügel mit vorspringenden Erkern an, denn die Bewohner wollen nach allen Seiten freien Ausblick in die anmutige Park- und Wiesenlandschaft haben. So zeigen diese Landsitze ein buntes Gemisch verschiedener Stilarten von malerischer Wirkung und den Bedürfnissen eines behaglichen Lebens, dem englischen „Komfort", entsprechend.

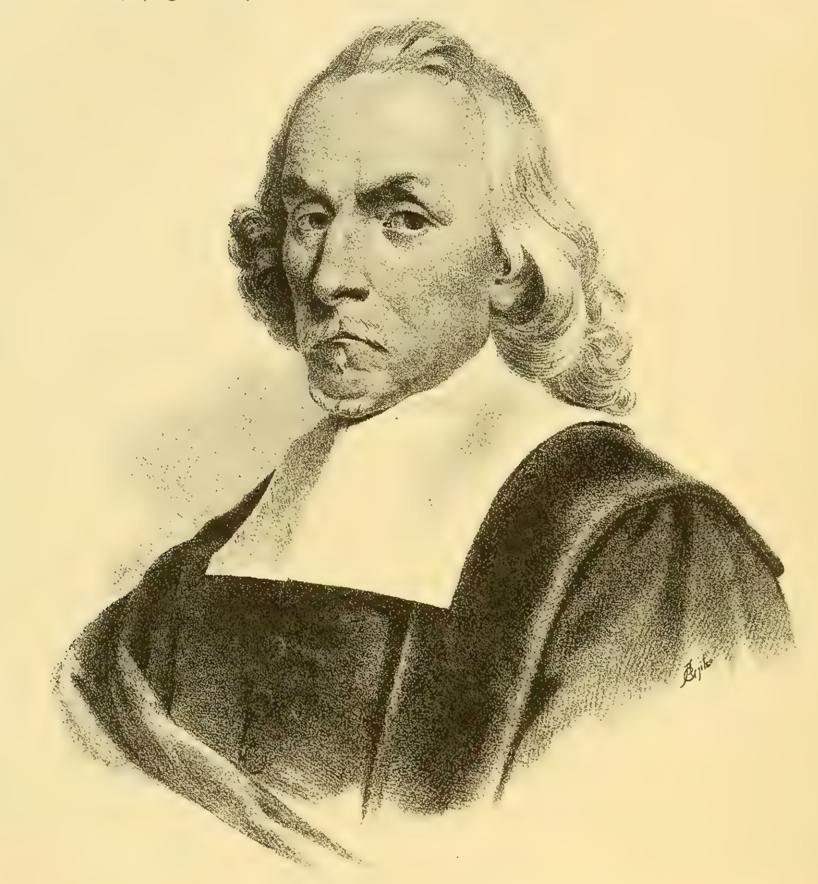
Unterrichtswesen.

In den übrigen bildenden Künsten hat England damals nichts irgend Erhebliches geleistet. Dagegen nimmt es im Unterrichtswesen und in der Wissenschaft einen bedeutsamen Anlauf. Die Universitäten bewahrten ihr altertümliches Gepräge auch unter der Herrschaft der anglikanischen Kirche, mit der sie aufs engste verbunden waren, und erfuhren von den Königen mannigfache Förderung, wie z. B. Heinrich VIII. in Cambridge das großartige Trinity College stiftete. Für das gelehrte Schulwesen, dem die Aufhebung der Klöster zunächst einen schweren Schlag versetzt hatte, that die Krone sehr wenig. Elisabeth brachte die Westminsterschule in London wieder empor, aber



329. Trinity College in Cambridge, gegründet von Heinrich VIII. Nach einer Originalphotographie.

das meiste ging von dem aufstrebenden Bürgertume aus. So stiftete ein reicher Pelzhändler eine lateinische Schule in Tunbridge, die Londoner Schneiderzunft die Merchant tailors School, Lawrence Sheriff die Rugbyschule, sämtlich geschlossene Anstalten mit Internaten auf humanistisch-kirchlicher Grundlage. Um den Volksunterricht dagegen kümmerte man sich gar nicht.



330. William Harvey. Nach einer Lithographie.

Naturforschung.

In der Wissenschaft leisteten die Engländer namentlich für die Naturforschung Bedeutendes. Hier waren Gilbert (gest. 1603), der den Magnetismus und die Elektrizität entdeckte, und Harvey, der zuerst den Blutumlauf im menschlichen Körper nachwies (1619), besonders hervorragend. Auch Walter Raleigh hat die Kenntnis der Natur wesentlich gefördert.

Staatslehre und Geschichtschreibung.

Daß Staatslehre und Geschichtschreibung durch die gewaltigen Kämpfe der Zeit mächtige Anregung empfangen mußten, liegt auf der Hand. Auf jenem Gebiete vertrat der Prediger Richard Hooker (1554—1600) in seiner „Geistlichen Politik" (Ecclesiastical Policy) Gedanken, wie sie ähnlich um dieselbe Zeit in Frankreich auftauchten (s. S. 657). Ihm ist der Staat keine göttliche Einrichtung, sondern ein Werk des menschlichen Bedürfnisses und Verstandes. Der König, vom Volk erhoben, besitzt zwar ein göttliches Recht, doch ist er an die vereinbarten Gesetze gebunden, und jeder Versuch, Gesetze gegen den Willen des Volkes zu erlassen, ist Tyrannei. Er lehrt also im Grunde die Volkssouveränität, aber minder energisch als die Franzosen

zog er nicht die Folgerungen. Dies that jedoch der Schotte Buchanan in seinem „Schottischen Staatsrecht“ (de jure regni apud Scotos), worin er das Recht des Volkes, einen tyrannisch regierenden König abzusetzen, rückhaltlos verfocht. Die nationale Geschichtschreibung wird glänzend vertreten durch William Camden, der im Auftrage Lord Burleighs mit Benutzung der Staatsarchive lebendig und gewissenhaft, wenn auch nicht ohne Rücksicht auf Elisabeth und Jakob VI. geschriebene „Englische und irische Jahrbücher unter Elisabeth“ in lateinischer Sprache lieferte, während Walter Raleigh in seiner „Weltgeschichte“ (History of the world), die allerdings über das Altertum nicht hinaus gekommen ist, die englische Prosa mit voller Gewandtheit handhabte. In Schottland schrieb Buchanan die Geschichte seiner Zeit in einem, dem Königtum durchaus feindlichen Sinne, im entgegengesetzten Spottiswood die Geschichte der schottischen Kirche.

Dichtung.

Doch glänzender noch als in allen diesen wissenschaftlichen Leistungen entfaltet sich der englische Geist in der Dichtung, ja er bringt damals ein klassisches Drama hervor, das ebenso mustergültig wurde wie das altgriechische. Zunächst freilich wußte die vornehme Welt nichts Besseres zu thun, als die antiken und italienischen Vorbilder, besonders die Idyllen- und Schäferdichtung samt der phantastischen Märchenromantik getreulich nachzuahmen. So schrieb der liebenswürdige Philipp Sidney, Lord Leicesters Stiefsohn, der in den Niederlanden an seinen Wunden starb (1586), eine Reihe von Liebesnovellen unter dem Titel „Arcadia“, so feierte der glänzende Edmund Spenser (1553—99) nach seinem „Schäferkalender“ in der „Feenkönigin“ (Fairy Queen) Elisabeth selbst als Königin Gratiana gegenüber dem altbritischen Ritterkönig Artus mit der Tafelrunde in phantastisch-märchenhafter Schilderung.

Das englische Drama vor Shakespeare.

Aber das alles war nicht volkstümlich, sondern höfisch, gelehrt. An der Ausbildung der dramatischen Dichtung dagegen arbeitete das ganze Volk gewissermaßen mit, und so ist das englische Drama ein durch Kunst und Genie geläutertes Volksdrama, kein Kunstdrama geworden.

Der Ursprung ist derselbe wie überall im Abendlande. Schon unter Heinrich II. (1152—89) werden lateinische Mysterien (Passionsspiele) in London erwähnt; seit etwa 1250 wurden sie in englischer Sprache von Geistlichen oder Schülern aufgeführt, in Wales sogar in keltischer Mundart. Neben ihnen traten seit dem 15. Jahrhundert wie in Frankreich die sogenannten Moralitäten auf (Moralities, moral plays), allegorisch-symbolische Darstellungen. In der Aufregung des kirchlichen Kampfes unter Heinrich VIII. gewannen noch höhere Bedeutung die „Zwischenspiele“ (Interludes), eine Art kurzer, komischer Szenen, die oft in höchst anzüglicher Weise die Mißstände des kirchlichen Lebens auf die Bühne brachten und besonders durch Jasper Heywood, einen Freund des Thomas Morus, Liebling Heinrichs VIII. und später sogar Marias, Ausbildung fanden (gest. 1565). Das alles ist auch anderwärts hervorgetreten, aber nirgends waren so wie in England seit Elisabeths Regierungsantritt alle Bedingungen vereinigt, welche die vorhandenen Keime weiter fördern konnten, bis dann ein genialer Dichter die Entwickelung auf ihre Höhe führte: auf der einen Seite ein lebenslustiges Volk, fröhlicher Mummenschanz beim Karneval, ein lebendiges episches Volkslied voll Heldenmut und tiefem Leid, auf der andern ein glänzender Hof, der in phantastischen Schaustellungen alle Wunder antiker Mythologie und einheimischer Märchenwelt vor Augen führte, ein naiver Glaube an Hexen und Elfen, dazu die Kenntnis des menschlichen Herzens, unendlich vertieft durch die vielgelesenen italienischen Novellen, die eben das Gemütsleben zum besonderen Gegenstande ihrer Darstellung machten, und über dem allen der gewaltige Kampf um Freiheit und Protestantismus gegen die spanisch-katholische Weltmacht mit seinen Großthaten und Schrecknissen, der das ganze Volk in

allen seinen Schichten mit dem Hochgefühl seiner Kraft und seiner Siege durchdrang und durch die erschütternde Erfahrung von Aufsteigen zu steiler Machthöhe und jähem Fall den Blick des Denkenden hinlenkte auf die sittliche Weltordnung, die richtend und leitend über dem Gewirr auf Erden schwebt. Das antike Vorbild mit der knapp bemessenen Handlung und Personenzahl, der engen Begrenzung des Schauplatzes und der Zeit, dem fortwährenden unmittelbaren Eingreifen göttlicher Mächte konnte hier nur für einzelne Äußerlichkeiten, nicht im ganzen maßgebend sein. Eine reiche Handlung wurde gefordert, um den an rasch andrängende, wuchtige Ereignisse gewöhnten Zuschauern zu genügen, bekannte, volkstümliche Stoffe, um auch die Massen anzuziehen. Und wenn auch der Glaube an geheimnisvolle Zusammenhänge des menschlichen Lebens mit überirdischen Mächten noch nicht erstorben war, das bestimmende, sichtbare Eingreifen der Gottheit, das die antiken Helden nicht selten in lebendige Maschinen verwandelt, widersprach doch allzusehr dem modern-protestantischen Bewußtsein, das jeden voll verantwortlich macht für sein Thun. So drängte alles auf reiche Handlung bis zur Überladung, raschen Szenenwechsel bis zur Unmöglichkeit, kräftige Hervorhebung menschlicher Schuld und Leidenschaft bis zur Verzerrung. Erst allmählich klärte sich das alles zu größerer Einfachheit und Klarheit ab, aber nicht wesentlich nach fremdem Vorbilde, sondern nach den Eigentümlichkeiten und Bedürfnissen des englischen Volkes, und doch mustergültig weit darüber hinaus, weil es überhaupt den modernen Anschauungen entsprach.

Die große Zahl der dramatischen Dichter beweist am besten, wie echt volkstümlich damals das Drama war. Unter Heinrich VIII. schon schilderte Nikolaus Udall in seinem Zwischenspiel „Ralph Roister Doister" das gespreizte, lächerlich gewordene Rittertum und wandte zum erstenmal mit glücklichem Takt neben der Prosa den fünffüßigen reimlosen Jambus (Blancvers) an, der dann das germanische Drama überhaupt beherrschen sollte. Dann schrieb John Lilly, seit 1575 Lieblingsdichter des Hofes, die ersten, kunstgerechten Lustspiele, indem er seine Stoffe dem Altertume entlehnte und zugleich in der damals modischen Sprache voll zugespitzter Gegensätze, sinnreicher Wendungen, gelehrter Anspielungen und gesuchter Gleichnisse das Äußerste leistete. Ja er gab in seinem Buche „Euphues" eine förmliche Anleitung dazu (daher „Euphuismus"). Für das Trauerspiel wurde Thomas Sackvilles „Gorboduc" oder „Ferrex und Porrex" Muster (1561), die durch ihre Einteilung in Akte und die Anwendung des Chores zwischen ihnen die Anlehnung an das antike Vorbild beweisen, in ihrem Inhalte freilich ohne sittlichen Grundgedanken Greuel auf Greuel häufen. Sehr ähnlich ist die „Spanische Tragödie" des Thomas Kyd, ein Mord- und Schauerdrama, doch voll Leben und Handlung. Andre Dichter hielten sich von dieser Übertreibung fern, so vor allem Robert Greene. Bedeutender war Christoph Marlow (1564—93), ein Mensch von großen Anlagen, der vielleicht mit Shakespeare um die Palme gerungen hätte, wäre er nicht frühzeitig durch eigne Leidenschaft untergegangen. In seinen Stücken drängt er die Ereignisse wirklich massenhaft zusammen; alle Leidenschaften brechen maßlos hervor, bis der Held untergeht, ohne daß doch eine sittliche Sühne der begangenen Greuel versöhnend schlösse, so im „Tamerlan", im „Juden von Malta", im „Dr. Faust" und der „Bluthochzeit", die den Stoff kühn aus der unmittelbarsten Gegenwart nimmt.

Bühnenwesen. Hand in Hand mit der dramatischen Dichtung entwickelte sich auch das Bühnenwesen. Ein Stand von Schauspielern bildete sich, obwohl diese Leute bürgerlich nicht für voll angesehen, gelegentlich wohl gar mit Bärenführern und Gauklern auf eine Linie gestellt wurden. Sie begaben sich deshalb schon in den siebziger Jahren am liebsten unter den Schutz eines einflußreichen Lords, als dessen Angehörige sie sich

dann bezeichnen durften, so des Lord Leicester, des Lord-Kämmerers, des Grafen Essex u. a. Auch die Königin besoldete schon 1571 neben Musikern und Sängern eigne „Schauspieler der Königin“ (players of the queen). Besondere Theatergebäude fehlten noch; die Truppen traten bei Hofe in geeigneten größeren Sälen auf, sonst in Wirtshäusern oder passenden, d. h. großen und von offenen Galerien umgebenen Höfen, gut empfohlene Gesellschaften auch wohl in den Hallen der Gildehäuser. Daneben dauerten übrigens die theatralisch-musikalischen Aufführungen in den Stiftsschulen und durch die Chorknaben der königlichen Kapelle wie die lateinischen Schulkomödien beständig fort. Da sich nun an jene öffentlichen Vorstellungen manche Unsitte heftete, und neben den Schauspielern der Lords auch sehr schlecht beleumundete Truppen erschienen, so richteten sich frühzeitig heftige Angriffe gegen das ganze Theaterwesen namentlich vom kirchlich-puritanischen Standpunkte aus, und der bessere Bürgerstand, der diese Anschauungen meist teilte, sowie ehrbare Frauen, hielten sich dem Theater überhaupt fern. Als schließlich im Jahre 1575 die Behörden der Altstadt (City) London die Forderung stellten, daß ihnen über die Aufführungen die Zensur eingeräumt werde, so gab dies die Veranlassung zum Bau des ersten festen Theatergebäudes, das von Lord Leicesters Schauspielern außerhalb der City in dem Freibezirke eines früheren Dominikanerklosters errichtet wurde und daher auch seinen Namen als „Theater bei den schwarzen Brüdern“ (Blackfriars) empfing. Es wurde 1576 eröffnet. Ihm folgten schon im nächsten Jahre zwei andre, 1578 gab es im ganzen schon acht, 1584 traten noch vier andre hinzu, und etwa 200 Schauspieler wirkten an ihnen. Alles dies waren Privatunternehmungen auf Kosten und Rechnung der Gesellschaften; auch die Stücke wurden zunächst für ein bestimmtes Theater geschrieben, und erst später, gewöhnlich mißbräuchlich, durch den Druck veröffentlicht. Die Gebäude selbst, stets von Holz und von mäßigem Umfange, waren entweder offene Sommertheater oder gedeckte Wintertheater (public und private theatres), im übrigen in ihrer Einrichtung einander ganz ähnlich. Die Grundform war ein Vieleck oder Oval und das Ganze den früher verwandten offenen Höfen nachgebildet, durchaus nicht dem antiken Theater, so wenig wie das englische Drama überhaupt. Die Zuschauer standen entweder im tiefen Parterre (yard, d. i. Hof), oder sie fanden bessere Plätze in den Galerien, die den Hof von drei Seiten umgaben, und in den etwas über dem Parterre und zu beiden Seiten der Bühne liegenden Logen. Die Preise waren in den besseren Häusern verhältnismäßig nicht niedrig; im Parterre zahlte man z. B. bei Blackfriars 6 Pence (60 Pfennige), in den Galerien und Logen 1 Schilling (1 Mark). Gespielt wurde nachmittags bei Tageslicht. Die Bühne war ziemlich beschränkt, zumal da die vornehmen Herren sich's nicht nehmen ließen, rechts und links auf ihr selber Platz zu nehmen; im Hintergrunde befand sich eine tiefe, breite, mit einem Vorhange geschlossene Nische, darüber ein Balkon. In jener pflegten häusliche Szenen und dergleichen zu spielen, dieser diente als Altan, Burgmauer u. a. m. Feste Kulissen gab es nicht; zur Dekoration dienten höchstens einzelne leicht bewegliche, kleine Versatzstücke oder Möbel. Sollte der Schauplatz wechseln, so wurde auf einer schwarzen Tafel der neue angeschrieben; außerdem verrieten schwarze Teppiche, daß ein Trauerspiel, hellfarbige, daß ein Lustspiel zur Aufführung komme. Der Vorhang kam nur beim Anfang und Ende der Vorstellung in Anwendung. Auch sonst waren die Darstellungsmittel von höchster Einfachheit. Nur in der Kleidung wurde ein gewisser Luxus getrieben, übrigens ohne jede geschichtliche Treue, aber junge Männer oder Knaben gaben die Frauenrollen. Aus jenen Äußerlichkeiten erklärt sich ebensowohl der häufige Szenenwechsel, über den Philipp Sidney spottet, wie auch die Derbheit der Sprache; anderseits aber stellte dieser fast vollständige Mangel an allem, was die Einbildungs-

kraft der Zuschauer erregen konnte, dem damaligen Publikum das ehrenvolle Zeugnis aus, daß es die Dichtung an sich, nicht die Ausstattung war, die es packte und anzog.

Shakespeares Leben.

Mit so einfachen Mitteln hatte der größte Dramatiker wirken müssen, den die Geschichte kennt, **William Shakespeare.**

Er wurde wahrscheinlich am 23. April 1564 zu **Stratford** am Avon in Warwickshire als Sohn eines wohlhabenden Bürgers und Grundbesitzers geboren. Von seiner Jugendbildung ist nur bekannt, daß er in der Stadtschule Latein lernte, ohne sich indes ein wirklich gelehrtes Wissen anzueignen, und daß seine lebendige Phantasie durch den Anblick von dramatischen Darstellungen angeregt wurde, welche wandernde Schauspielertruppen damals nicht selten in seiner Vaterstadt veranstalteten. Sehr früh, als er kaum das achtzehnte Jahr überschritten hatte, fesselte er sich durch eine Heirat mit der schon sechsundzwanzigjährigen **Anna Hathaway**, der Tochter eines Freisassen im nahen Shottery, wohl nur, um einen Fehltritt zu verdecken. Die übereilt geschlossene Ehe scheint auch keine glückliche gewesen zu sein, und da inzwischen der Wohlstand seines Vaters zurückgegangen war, er selbst aber in Stratford nicht die Möglichkeit hatte, seine anwachsende Familie angemessen zu erhalten, so entschloß sich Shakespeare besseren Verdienstes halber, doch auch einer jedenfalls alten Neigung folgend, im Jahre 1586 allein nach London zu gehen und in die Truppe der Schauspieler Lord Leicesters bei Blackfriars einzutreten, die ein Jahr darauf den Namen „des Lord-Kämmerers Diener“ annahm. Als Schauspieler hat er neben dem Tragöden **Richard Burbadge** und dem Komiker **William Kampe** jedenfalls nur Mäßiges geleistet — er gab meist Königsrollen wegen seiner würdigen und stattlichen Gestalt — um so mehr entfaltete er seine **dichterischen** Anlagen. Fleißige Lektüre und bedeutende natürliche Fassungsgabe verschafften ihm bald eine höchst ausgebreitete und eindringende Kenntnis der Geschichte und der modernen Erzählungslitteratur; eigne Beobachtung des Lebens und des menschlichen Herzens trat hinzu. Bald fand er Anerkennung und Gönner, vor allem in Lord **Southampton**, mit dem ihn wirkliche Freundschaft verband, und dem er auch seine beiden ersten (epischen) Gedichte widmete. Doch seine Thätigkeit wandte sich bald ausschließlich dem Drama zu. Inzwischen gestalteten sich seine Einnahmen durch gute Wirtschaft, emsige Arbeit und wachsenden Zulauf immer günstiger, namentlich als seine Gesellschaft im Jahre 1595 das **Globetheater** in Bankside rechts der Themse als Sommertheater eröffnete, während im Blackfriars-Theater im Winter gespielt wurde. Der Sommer aber war damals die Hauptsaison. Seit 1597 konnte der Dichter in Stratford mehrere ansehnliche Grundstücke kaufen und wurde im Jahre 1598 als Bürger seiner Vaterstadt ziemlich hoch eingeschätzt. Gewiß gehörte es nicht unter seine geringsten Eigenschaften, daß er auch das praktische Leben so klug zu beherrschen, sich aus seinen Nöten so sicher emporzuringen verstand. Daneben wuchs sein Dichterruhm. Schon im Jahre 1596 konnte ihn Franz Meres als den größten Dramatiker Englands bezeichnen, und immer häufiger wurden seine Stücke von spekulativen Buchhändlern gedruckt, ohne seinen Willen und gegen seinen Wunsch, denn sein und seiner Gesellschaft geschäftliches Interesse verlangte vielmehr, daß diese Dramen allein in ihren Theatern zur Aufführung kämen. Lebhafter Umgang mit geistvollen Männern brachte dem Dichter mit dem Gefühl gesicherter Lebensstellung auch immer neue Anregung zum Schaffen, und wenn er etwa in der „Mermaid“ (Seejungfrau) in Southwark an der Themse mit **Walter Raleigh, Ben Jonson, Beaumont Fletcher** u. a. zusammensaß, da gab es so funkelnde Witzgefechte, daß es war,

„Als hätte jener, der sie (die Worte) sprach,
im Sinne,
Sein Alles, was an Geiste er besaß,
In **einen** Scherz zu pfropfen und hernach
Des Lebens stumpfen Rest als Thor zu leben.
Und gingen wir, so ließen wir zurück
So witzerfüllte Luft, daß sie genügen konnte,
Nach uns noch viele andre zu versorgen.“

Auch Königin Elisabeth hat Shakespeare als Schauspieler wie als Dichter geschätzt; die „**Lustigen Weiber von Windsor**“ sind auf ihre Anregung entstanden. Und wie riß nun den Dichter das mächtige Leben, das um ihn wogte, mit sich fort! Als Vierundzwanzigjähriger hatte er schon in London den Triumph über die spanische Armada erlebt; er war Zeuge des Schwunges, der sein Volk von einer kühnen That zur andern trieb; das nationale Hochgefühl schwellte auch ihm die Brust, mit ganzem Herzen stand er zu seinem England. Da erstieg er zwischen den Jahren 1596 und 1611 die steile Höhe seines Schaffens und seines Ruhmes. Auch **Jakob I.** zeigte sich zunächst dem Theater zugethan, gestattete, daß Shakespeares Truppe den Titel „Des Königs Diener“ annahm, und ließ die letzten und hervorragendsten Schöpfungen des Meisters bei Hofe aufführen (so König Lear, Macbeth, Sturm). Doch allmählich erlahmte nicht nur das Interesse für die Bühne, da der puritanische Einfluß im Steigen war, sondern auch der ganze nationale Aufschwung unter der kläglichen Politik dieses Königs. So zog sich Shakespeare seit 1607 mehr und mehr von der Bühne zurück, nachdem er schon seit 1604 nicht mehr als Schauspieler aufgetreten war, und siedelte allmählich ganz nach Stratford über. Mit dem „Sturm“ nahm er für immer Abschied vom Theater und von London (1611). Die letzten Jahre verbrachte er in der alten Heimat im Kreise seiner Familie, von der seine beiden Töchter dort verheiratet waren, und hier ist er auch am 23. April 1616 gestorben, erst 52 Jahre alt. Seine Gebeine ruhen in der Dreifaltigkeitskirche neben denen seiner Verwandten.



William Shakspeare

331. William Shakespeare in seinem Arbeitszimmer.

Nach einem Gemälde von John Faed gestochen von James Faed.

Shakespeare als Dramatiker.

Das ist beinahe alles, was wir von Shakespeares äußerem Lebensgange wissen; über keinen großen Dichter der Neuzeit sind wir schlechter unterrichtet als über ihn. Auch seine zahlreichen, schönen, tiefempfundenen Sonette, eine reiche Quelle für die Erkenntnis seines inneren Lebens, sind doch für die Erkenntnis seines Lebensganges wenig verwendbar, weil weder ihre Zeitfolge, noch die Veranlassungen, denen sie entsprungen sind, irgendwie feststehen.

Um so gewaltiger tritt uns das Wesen des Dichters in seinen Dramen entgegen. Seine Stoffe entlehnte er fast stets der Überlieferung, nur die Gestaltung im einzelnen ist sein Werk. Allein das gab ihm den großen Vorteil, daß seine Stücke dem Publikum vertraut und doch wieder neu und anziehend entgegentraten, ganz wie bei den Werken der altgriechischen Tragiker. In der Wahl seiner Gegenstände zeigt er die allergrößte Mannigfaltigkeit. Bald sind es antike, die er, soweit sie der Geschichte angehören, zumeist dem Plutarch entlehnt, bald schöpft er sie aus der höchst ergiebigen italienischen Novellenlitteratur, bald aus der einheimischen Märchenwelt, die er dann wohl mit den Sagen des Altertums verbindet, bald aus der nordischen Sage, und nicht zum wenigsten aus den letzten bewegten Jahrhunderten der englischen Geschichte, wie sie Holinsheds Chronik volkstümlich geschildert hatte. Den Stoffen und dem aristokratischen Gefüge der englischen Gesellschaft entsprechend, gehören die Hauptpersonen seiner Stücke fast immer den höheren Ständen an; bürgerliche Menschen finden meist nur als komische Gestalten Verwendung. So mannigfaltig Shakespeares Stoffe, so mannigfaltig sind auch die dramatischen Gattungen, in denen er sich bewegt: Lustspiele, Tragikomödien (eine Art bürgerliches Schauspiel), Märchendramen, ernste Dramen und Trauerspiele. In der ersten Periode seiner Thätigkeit (1586—1592) halten die Lustspiele, z. B. die Komödie der Irrungen und Verlorene Liebesmüh', den ernsten Dramen, unter denen sich bereits der eine Teil der Königsdramen (Historien) befindet, so ziemlich die Wage, in der zweiten, heitersten seines Lebens (1592—1602), überwiegen beinahe jene in Verbindung mit dem Märchendrama (Sommernachtstraum, der Widerspenstigen Zähmung, die lustigen Weiber von Windsor u. a.) gegenüber Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig, Hamlet und der andern Hälfte der Historien, in der dritten, auf der Höhe seiner poetischen Wirksamkeit, treten neben mehreren Tragikomödien, wie Ende gut, alles gut, Maß für Maß, Cymbeline u. a., immer mächtiger die großen tragischen Stoffe hervor in den Römerdramen und in den drei größten Meisterwerken: König Lear, Macbeth, Othello. — Seine weltgeschichtliche Bedeutung liegt vor allem in den ernsten Dramen, den „Historien“, den Römerdramen und den zuletzt genannten Meisterwerken, in Hamlet, Romeo und Julia, die ein über alle Schranken der Nationen und Zeiten hinausgehendes, rein menschliches Interesse erwecken.

Shakespeares Weltanschauung, wie sie aus seinen Schöpfungen hervortritt, geht nicht über seine Zeit hinaus; auch hierin steht er fest auf dem Boden seines Volkes und seiner Epoche, stellt keine vorbildlichen, auf die Zukunft weisenden Gestalten auf, wie etwa Lessing, Goethe und Schiller, denen das Glück versagt blieb, in einer großen Nation zu leben. Seine Überzeugung ist die geläutert protestantische, d. i. die moderne, denn mit voller Bestimmtheit hebt er überall die persönliche Verantwortlichkeit des Menschen für sein Thun und Handeln hervor. Jeder steigt und fällt durch eigne Schuld und die Verkettung der Umstände. Selbst da, wo übernatürliche Erscheinungen eingreifen, wie im „Hamlet“ und „Macbeth“, gewinnen sie doch erst dadurch Macht über den Menschen, daß in ihm bereits die Stimmung dazu vorhanden ist. Aber kaum geringer erscheint seine Kraft in den komischen Szenen, so oft sie auch unser Gefühl verletzen, namentlich dann, wenn sie, wie sein Publikum es eben forderte, den Zusammenhang ernster Dramen unterbrechen. Unsterblich vor allem ist die Gestalt des

dicken, lustigen, nichtsnutzigen John Falstaff in Heinrich IV. Der Aufbau der Handlung ist namentlich in den Historien und in seinen früheren Dramen oft ziemlich locker, in seinen Meisterwerken bei aller Fülle der Ereignisse dagegen von bewundernswerter Straffheit und Folgerichtigkeit. Und welche Kraft der Charakteristik entfaltet er in seinen Hauptpersonen, wie weiß er sie zu plastischer Klarheit herauszuarbeiten! Ganz modern erscheint er in seiner Malerei der Naturvorgänge, die stets mit denen der Menschenwelt zusammenstimmen; er zeichnet die Geisterschauer der Novembernacht im



Ben: Jonson.

332. Ben Jonson.
Nach einem Kupferstiche von J. Houbraken.

Hamlet, den Gewittersturm auf der Heide in König Lear, das Heulen des Wolfes, das Gekrächz der Eule in der Nacht, da König Duncan durch Macbeth fällt, den Duft des Waldes im Sommernachtstraum. Seine Sprache befremdet uns nicht selten durch fernhergeholte kühne Bilder, gehäufte Gleichnisse und gesuchte Wendungen, ist jedoch stets voll Kraft und Leben.

Shakespeare ward das seltene Glück zu teil, die volle Anerkennung seiner mitlebenden Landsleute und die Bewunderung der Nachwelt weit über die Grenzen des

Vaterlandes hinaus zu finden. Wie glänzend und wie wahr hat sein Freund Ben Jonson von ihm gesungen:

„Du Seele unserer Zeit, kamst sie zu schmücken,
Als unserer Bühne Wunder und Entzücken. — — —
Voll Stolz war Rom, voll Übermut Athen,
Sie haben deinesgleichen nicht gesehn.
Triumph, mein England, du nennst ihn dein eigen,
Dem sich Europas Bühnen alle neigen.
Nicht nur für unsre Zeit lebt er, o nein, für immer!"

Ben Jonson.

Zahlreiche Dichter haben mit Shakespeare und nach ihm gewirkt, aber derjenige, der ihm persönlich am nächsten stand, **Ben Jonson** (1574—1637), schlug eine ganz verschiedene Richtung ein. Nachdem er längere Zeit den Text zu den sogenannten „Masken" geschrieben hatte, d. h. allegorisch-mythologischen Aufführungen mit reichen Dekorationen und schönen Kostümen, die in der vornehmen Welt und bei Hofe sehr beliebt waren, wandte er sich später, im Gegensatz zu dem veredelten Volksschauspiele Shakespeares, dem **Sitten- und Charakterlustspiel** zu, dessen Muster er in Plautus und Terenz erkannte, und wurde so ein Vorläufer Molières. So entwarf er treffliche Sittenschilderungen aus der Gegenwart, namentlich dann sehr wirkungsvoll, wenn er gegen Aberglauben und Scheinheiligkeit, Gemeinheit und Liederlichkeit zu Felde zieht. Der „Alchimist" wendet sich z. B. gegen die Narren, die sich betrügen lassen, der „dumme Teufel" gegen die windige Projektenmacherei, der „Volpone" gegen die Erbschleicherei, und in scharfer Zeichnung werden Bramarbasse, Modenarren, Geizige, Abergläubische vorgeführt.

Jonson hat noch den tiefen Verfall der englischen Bühne erlebt. Schwere Kämpfe erschütterten bald Staat und Kirche, das Ansehen des Landes brach zusammen, der Sinn für echte Poesie erstarb, und nicht lange, da schaute der Engländer wehmütig zurück auf das „alte lustige England" Elisabeths als auf eine verschwundene goldene Zeit.

Volkswirtschaft und Staatsleben in den Niederlanden.

Volkswirtschaft.

Während der Kampf gegen Spanien seit 1588, mit Ausnahme Irlands, englisches Gebiet unmittelbar nicht mehr berührte, die Briten vielmehr in keckem Angriff den Krieg nach den Küsten und Meeren des spanischen Herrschaftsgebietes hinübertrugen, hatten die Niederländer den Feind noch im eignen Lande oder in nächster Nähe und mußten deshalb ihre Kräfte viel schärfer anspannen als jene. Daher erklärt es sich auch, daß sich in England noch während Elisabeths Regierung, also mitten im Kriege, jene glänzende Blüte der geistigen Kultur entfaltete, die wir soeben zu schildern versuchten, in den Niederlanden dagegen sich eine solche erst mit dem Beginne des 17. Jahrhunderts entwickelte. Hier sind also zunächst nur die Grundlagen zu betrachten, deren jede gesunde Geisteskultur bedarf, die blühende **Volkswirtschaft** und das eigenartige **Staatsleben** der Niederlande, die sich beide während des Krieges und durch den Krieg mit Spanien ausbildeten.

Rasches Aufsteigen der niederländischen Volkswirtschaft.

Für die Zeitgenossen hatte das jähe Emporsteigen des kleinen und von der Natur gar nicht besonders begünstigten, zum Teil sogar armen Gebietes, das sich in zähem Kampfe von Spanien losriß, etwas Unbegreifliches, Geheimnisvolles. Doch erklärt es sich im Grunde sehr einfach daraus, daß die Nordprovinzen eine Kolonie der bis zum Ausbruche des Freiheitskrieges ihnen weit überlegenen Südprovinzen waren, daß also die sehr hohe Kultur derselben dort auf einem noch nicht ausgenutzten Boden eine

neue Heimat fand. Daß dies geschah, war die Folge allein des spanischen Krieges. Da dieser seit 1579 überwiegend die südlichen Landschaften traf, diese also bei den Fortschritten der Spanier zugleich von deren religiöser Unduldsamkeit schwer zu leiden hatten, so wanderten eben ihre besten und wohlhabendsten Einwohner nach dem freien Norden, besonders nach Holland und Seeland, aus und brachten ihm ihr Vermögen, ihre Kunstfertigkeit und ihre Handelserfahrungen zu, wie dies vor allem in großem Maßstabe nach der Eroberung von Antwerpen geschah (s. S. 637). Die Stände von Friesland meinten deshalb einmal nicht mit Unrecht, Holland könne seine Bundesbeiträge aus den Kapitalien halb Brabants und Flanderns bezahlen. Seitdem nahm zunächst die Gewerbthätigkeit im Norden einen ungeahnten Aufschwung. Überall entstanden neue Werkstätten für die Fabrikation von Tuch und Leinwand, von Damast und Seidenzeugen, von Teppichen, Papier, Eisenwaren u. s. w. Noch weit bedeutender aber war der Aufschwung des Handels. Hier trafen die Kapitalien und Erfahrungen der eingewanderten Südländer zusammen mit dem frischen Wagemut eines Volkes, dessen Kraft gestählt worden war in dem Kampfe mit einer wilden See, und dessen Selbstbewußtsein jetzt durch die glückliche Abwehr der Spanier mächtig gehoben wurde. Bald flatterte die blauweißrote Flagge des Ketzerstaates auf allen Meeren Europas. Schon im Jahre 1583 berechnete man das niederländische Kapital, das in dem Handel mit England und Frankreich angelegt war, auf etwa 20 Millionen Gulden. Und nicht nur in den neutralen Häfen verkehrten die Niederländer, selbst die spanischen und portugiesischen vermochte König Philipp ihnen nicht zu schließen, da seine Länder der Zufuhr nordischer Produkte, namentlich für Bau und Ausrüstung von Schiffen, gar nicht entbehren konnten, und so begab sich das Unerhörte, daß die Spanier jedes Tau und jeden Balken für die Ausrüstung der Flotten, die sie gegen England und Holland sandten, ihren Feinden um schweres Geld abkaufen mußten! Erst 1584 sperrte Philipp II. den Rebellen wenigstens die portugiesischen Häfen, namentlich Lissabon. Vergebens! Was sie schwächen und hemmen sollte, das trieb die Niederländer nur zu rücksichtsloser Erweiterung ihres Handelsgebiets; mit wahrer Leidenschaft stürzten sie sich alsdann in die Gefahren weitaussehender Unternehmungen und eines wilden abenteuerlichen Seekrieges. Was sie gewannen, das verloren die alten Handelsmächte Spanien mit Portugal und die Hansa, die ja in der That beide das gemeinsame Interesse hatten, die Handelsgröße des neuen Staates nicht aufkommen zu lassen.

Die Hansa u. die Niederländer.

Die Stellung der Hansa beruhte in den Niederlanden so gut wie in England auf einem großen Kaufhofe und den Privilegien, die sich daran knüpften. Das war lange Zeit der von Brügge gewesen; mit dem Sinken der alten Stadt (s. S. 542) und mit dem Aufsteigen Antwerpens siedelten die Hanseaten nach diesem Stapelplatz über, bauten seit 1545 eine neue „Residenz“ daselbst, die im Jahre 1564 indes nach der Neustadt verlegt wurde, erhielten auch die Bestätigung der alten Privilegien durch Philipp II. und vergrößerten ihren Besitz durch den Ankauf des großen und kleinen Osterlinger Hauses. Doch die Unruhen und Kämpfe, die seit 1566 die Niederlande und nicht zum wenigsten Antwerpen heimsuchten, ließen das neue Kontor niemals zu rechter Blüte gelangen. Oranien verbot den Hanseaten 1571 allen Verkehr mit den Spaniern, 1576 plünderten diese den Kaufhof und forderten 20000 Gulden Brandschatzung, später belasteten beide Parteien den hansischen Handel mit willkürlichen Zöllen.

So wuchsen die Schulden der Niederlassung rasch an, und zudem beachteten viele Hansestädter selber nicht die Bestimmung, daß aller Verkehr mit außerhansischen Kaufleuten ausschließlich durch Vermittelung des Antwerpener Kontors stattzufinden habe. Da brach rasch alles zusammen, und wie hätten nun vollends die befreiten Provinzen

den Hanseaten auf ihrem Gebiete die alte herrschende Stellung einräumen sollen! Deshalb scheiterten natürlich auch die Versuche, einen neuen Kaufhof etwa in Middelburg zu gründen. Ja noch mehr. Selbst aus ihrem alten Herrschaftsgebiete, der Ostsee, wurde die Hansa mehr und mehr durch die Niederländer verdrängt. Schon im Jahre 1587 sandten die Städte an der Zuidersee 580, die an der Maas und Schelde 200 Schiffe nach der baltischen See, und als nun vollends die Niederlage der unüberwindlichen Armada die Allmacht Spaniens zur See gebrochen hatte, da war den Niederländern die Herrschaft des Meeres gar nicht mehr streitig zu machen. Der Fischfang in den nordischen Gewässern, den sie längst schon betrieben hatten (s. S. 540), fiel ihnen jetzt naturgemäß ganz vorzugsweise anheim. Aus der einzigen Stadt Enkhuizen gingen im Jahre 1590 nicht weniger als 350 Fahrzeuge auf den Heringsfang aus, und durchschnittlich fischten alljährlich an den englischen Küsten 3000 holländische Schiffe mit 50000 Mann Besatzung. Sie brachen sich dann weiter Bahn nach dem Mittelmeer, handelten zum Teil unter französischer Flagge mit Neapel, Cypern und Syrien; sie machten endlich, aus Portugal verdrängt, wie die Engländer den Versuch, Anteil am indischen Handel zu gewinnen.

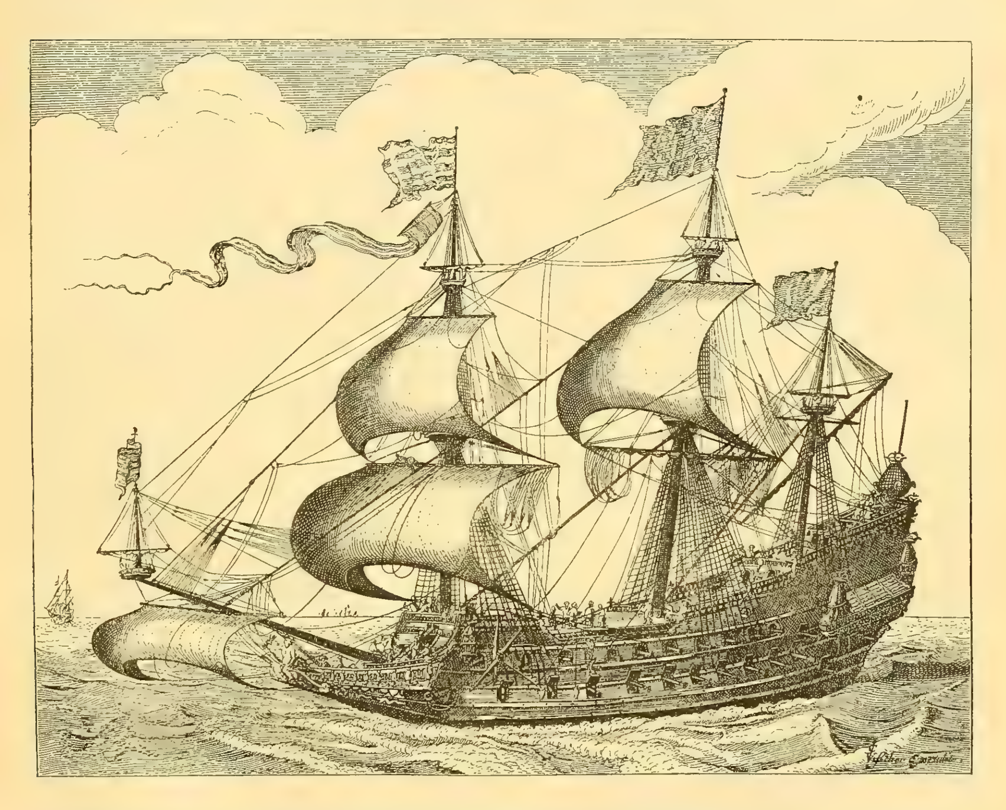
Nordöstliche Durchfahrt.

Die ersten Bestrebungen der Art hatten sich, ähnlich den englischen, auf die Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt gerichtet. Darauf führte der Verkehr mit den Russen, der durch die Engländer seit 1553 eröffnet worden war (s. S. 704). Schon im Jahre 1557 erschienen aber auch holländische Schiffe jenseit des Nordkaps, ja östlich von Vardöhus, im fernsten Nordosten Norwegens, und 1566 drangen Antwerpener Kaufleute im Weißen Meere bis zur Mündung des Onegaflusses, dann über Land nach Moskau vor. An die Mündung der Dwina kam zuerst Olivier Brunel aus Brüssel, trat mit dem russischen Handelshause der Gebrüder Anikjew in Verbindung, gelangte bis zum Ob und machte dann jährliche Handelsreisen nach seiner Heimat. Auf seine Anregung segelte als erster im Jahre 1578 Johann Lippen aus Alkmaar direkt nach der Dwina, und bald eröffneten die Niederländer hier einen regelmäßigen Verkehr mit Rußland, namentlich das große Handelshaus Moucheron in Middelburg. Sie gaben dadurch Veranlassung zur Entstehung eines Warenlagers und einer Befestigung bei dem Kloster des Erzengels Michael, aus denen dann später (seit 1584) die Stadt Archangelsk (d. h. der Ort des Erzengels) erwuchs. Den englischen Handel haben sie hier bald weit überflügelt.

An diese Fahrten anknüpfend, nahmen die Niederländer den Gedanken an die Auffindung eines nördlichen Seewegs nach China wieder auf, nachdem die Engländer seit 1580 auf seine Verwirklichung verzichtet hatten. Auch die Staaten von Holland und Seeland wußten die Moucherons in ihr Interesse zu ziehen, und eifrig förderte Oldenbarneveldt diese Unternehmung. Nach dem Vorschlage des bedeutenden Geographen Peter Plancius in Amsterdam sollte der Versuch im Norden von Nowaja Semlja gemacht werden, zugleich aber südlich desselben an der Waigatschinsel vorbei. So gelangte mit zwei Schiffen Willem Barents (oder Barentszoon, d. i. Sohn des Barent, Bernhard) im Juni 1594 an die Westküste von Nowaja Semlja unter 72° 25′ nördl. Br., verfolgte sie nordwärts bis zum Eiskap, sah sich aber hier durch undurchdringliche Eismassen zur Umkehr genötigt (1. August). Die beiden andern Fahrzeuge führte Cornelius Nay von Enkhuizen durch die Jugorstraße bis in das Karische Meer, mußte jedoch aus Mangel an Lebensmitteln und weil er keine Aussicht hatte, vor Anfang des Winters China zu erreichen, sich zur Heimkehr entschließen. Doch war er überzeugt, den Seeweg dahin aufgefunden zu haben, denn er unterschätzte bedeutend die Entfernung, wie hundert Jahre vor ihm Kolumbus. Indes die zweite Expedition, welche 1595 die beiden Seefahrer auf demselben Wege gemeinsam

nach dem Karischen Meere führten, lieferte ebenfalls kein günstiges Ergebnis. Infolgedessen unterstützten die Staaten die Sache nicht mehr unmittelbar, sondern begnügten sich damit, einen Preis von 25000 Gulden auf die Entdeckung des nördlichen Seewegs nach China zu setzen.

Trotzdem rüstete Amsterdam im Jahre 1596 abermals zwei Schiffe aus, die von Jan Corneliszoon Rijp und Jakob Hendrikzoon Heemskerk befehligt wurden, während Barents als Obersteuermann teilnahm und eigentlich als die Seele der Unternehmung gelten konnte, obwohl er seinen Willen nicht immer durchzusetzen vermochte. Rijp gedachte den Weg nach China quer über den Pol zu finden, von der Anschauung



333. Holländisches Kriegsschiff aus dem 16. Jahrhundert.
Nach einem Kupferstiche von Claß Jansz de Vischer.

bestimmt, daß es ein eisfreies Polarmeer gäbe, und steuerte deshalb in beinahe nördlicher Richtung an Norwegen vorbei. So erreichte er am 8. Juni die Bäreninsel, am 17. sah er die schneeigen Zacken von Spitzbergen, das er für einen Teil Grönlands hielt. Als er nun seine Fahrt in der eingeschlagenen Richtung fortsetzen wollte, trennten sich Barents und Heemskerk von ihm, um ihrem Plane folgend Nowaja Semlja zu umsegeln. Unter hartem Kampfe mit dem Eise gewannen sie noch jenseit des Eiskaps das „ersehnte Vorgebirge“ (Hoek van Begerte), doch furchtbare Eismassen drängten sie an der Ostküste der Insel südwärts und zwangen sie im „Eishafen“ zu überwintern (unter 76° 7′ nördl. Br.), obwohl sie dazu nicht im mindesten ausgerüstet waren, das erste Mal, daß Europäer dies wagten (vom 26. August 1596 bis zum

14. Juni 1597). Endlich brachen sie in zwei offenen Segelbooten auf und suchten, das Eiskap umfahrend, an der Westseite Nowaja Semljas den Rückweg zu finden. Unterwegs starb schon am 20. der kühne Barents beim Eiskap, die übrigen erreichten glücklich die Mündung der Petschora, dann westwärts segelnd die Nordküste der Halbinsel Kola (2. September), nachdem sie mindestens 1600 Seemeilen zurückgelegt hatten, und wurden endlich durch denselben Rijp aufgenommen, der sich ein Jahr zuvor von ihnen getrennt hatte, dann unverrichteter Sache zurückgekehrt war und ein Handelsschiff nach dem Weißen Meere geführt hatte. Am 1. November stiegen die Totgeglaubten unter dem Jubel des Volkes in Amsterdam ans Land, noch zwölf Männer von den siebzehn, die im Jahre zuvor ausgesegelt waren. Damit schlossen zunächst die holländischen Nordostfahrten. Das ferne Ziel, welches sie zu gewinnen suchten, hat erst in unsern Tagen der Schwede Adolf Erik Nordenskjöld wirklich erreicht, und ihm wurde dann auch für seine Umfahrt Asiens mit der „Vega“ jener 1595 ausgesetzte Preis von 25000 Gulden zugesprochen.

Fahrten der Holländer nach Indien.

Je geringer nun damals die Aussichten wurden, an der Nordküste Asiens hin nach dem Großen Ozean zu gelangen, und je höher zugleich nach dem Untergange der Armada der Wagmut der Niederländer stieg, desto mehr faßte bei ihnen der Gedanke Boden, der schon die Engländer vorwärts getrieben hatte, den Spaniern und Portugiesen nachzufahren, um das Kap der guten Hoffnung oder durch die Magellanstraße Ostasien und Indien zu gewinnen. So liefen am 2. April 1595 die beiden Brüder Cornelius und Friedrich Houtman, die lange in Lissabon gelebt und dort den indischen Handel kennen gelernt hatten, im Auftrage der Amsterdamer „Gesellschaft für die Ferne“ (Compagnie van Verre) nach Indien aus. Geflissentlich alle portugiesischen Niederlassungen unterwegs vermeidend, segelten diese Holländer fünfzehn Monate hindurch immer auf hoher See um das Kap nach Madagaskar, von da nach Java. Doch fanden sie nirgends freundliche, oft sogar feindliche Aufnahme; sie umsegelten deshalb ganz Java, ohne Handelsverbindungen anknüpfen zu können und kehrten so ohne jeden Gewinn im August 1597 nach der Heimat zurück. Besser gelang es zwei andern Unternehmungen, die unter Jakob von Nek mit reichen Gewürzladungen von Bantam auf Java und den Molukken heimkehrten (1598—1601).

In denselben Jahren sah der Große Ozean zum erstenmal die niederländische Flagge. Von derselben „Gesellschaft für die Ferne“ entsendet, erreichten fünf Schiffe unter Jakob Mahu, de Cordes und Sebald de Weert die Magellanstraße im Jahre 1598. Widrige Winde und Strömungen verlängerten ihnen die Zeit der Durchfahrt auf ein halbes Jahr und zwangen sie, im Feuerlande zu überwintern. Hier in der wilden Einöde zwischen Eis und Felsen stifteten die unerschrockenen Seefahrer den „Orden vom ungebändigten Löwen“, gelobten dabei einander unverbrüchliche Treue und Fehde dem Erbfeinde, „damit sie die holländischen Waffen in dem Lande führen möchten, wo der König von Spanien seine Schätze sammelt“, und gruben zum ewigen Angedenken ihre Namen in einen Felsen der „Ritterbai“. Doch bei der Weiterfahrt in den Großen Ozean hinein trennten Sturm und Nebel die Schiffe; drei fielen den Spaniern und Japanern in die Hände, zwei wurden in die Magellanstraße zurückgetrieben und dann auch voneinander gerissen. Noch in der Meerenge war Cordes mit einem andern Geschwader zusammengetroffen, welches gegen Ende des Jahres 1598 Oliver van der Noort von Amsterdam nach dem Großen Ozean führen sollte. Nach langem Winteraufenthalt im „Hungerhafen“ segelte dieser nach der chilenischen Küste, unterstützte dort die araukanischen Indianer gegen die Spanier, mußte jedoch den Gedanken eines Angriffs auf Peru fallen lassen und trat statt dessen die Fahrt über den Ozean nach Westen an. Glücklich erreichte er die Philippinen

und vollendete, über Borneo und Java nach dem Kap steuernd, die dritte Weltumsegelung im Jahre 1601. Dagegen gelangte ein Geschwader unter Jakob van der Does, das im Jahre 1599 nach Westindien auslief, über die Kanarien nur nach Brasilien und nach der heißen Insel St. Thomas an der Küste von Guayana. Dabei verlor es zwei Schiffe und einen großen Teil der Mannschaft mit dem Befehlshaber.

Gründung der niederländischen Herrschaft in Indien.

In westlicher Richtung mit Ostasien regelmäßige Handelsverbindungen anzuknüpfen, verbot die ungeheure Entfernung. Nur nach den Capverdischen Inseln, Westindien und nach Guinea segelten seit 1599 holländische Kauffahrer. Deshalb lenkten die Niederländer ihre Aufmerksamkeit vorwiegend nach dem östlichen Seewege, und zwar um so angespannter, als im Jahre 1599 Philipp III. ihnen auch die spanischen und belgischen Häfen sperrte. Hatten sie bisher nur bewaffnete Handelsfahrten unternommen, so gingen sie jetzt nach dem Vorbilde, das die Portugiesen hundert Jahre früher gegeben hatten, dazu über, durch Verträge mit den indischen Fürsten und hier und da auch schon durch Errichtung befestigter Faktoreien, besonders auf den Molukken, ihre Interessen zu sichern, ihre Handelsherrschaft über die Inseln und Küsten Indiens zu begründen. Die Abneigung der Eingeborenen gegen die Portugiesen kam ihnen dabei zu Hilfe. Die ersten Anfänge dazu wurden 1599—1602 unter beständigen Kämpfen mit den Spaniern und Portugiesen gemacht.

Holländisch-ostindische Kompanie.

Doch der glänzendste Zeitraum dieser Handelsherrschaft begann erst mit der Stiftung der holländisch-ostindischen Kompanie (30. März 1602). Da die einzelnen Handelsgesellschaften sich gegenseitig manche Konkurrenz bereiteten und auch zu schwach waren, um den Spaniern genügend die Spitze zu bieten, so vereinigten sie sich mit Genehmigung der Generalstaaten zu einer großen Genossenschaft. Auf 21 Jahre erhielt sie das Recht zum Alleinhandel östlich des Kaps und durch die Magellanstraße. Schwerfällig genug war ihre Einrichtung. Die Kompanie bestand aus sieben Kammern, von denen die Amsterdamer mit der Hälfte, die seeländische mit einem Viertel, die beiden von der Maas (Delft und Rotterdam) und die des „Norderquartiers" (Hoorn und Enkhuizen) mit je einem Sechzehntel am Anlagekapital (zunächst etwa $6\frac{1}{2}$ Million Gulden) und also auch an Gewinn und Verlust Anteil nahmen. Fünfzig „Vorstehern" lag die Leitung dieser Kammern ob, das Schwergewicht ruhte jedoch in dem „regierenden Kollegium von Indien", den siebzehn Direktoren, von denen Amsterdam allein acht ernannte. Der Eintritt stand allen Einwohnern jener Provinzen (d. h. Hollands und Seelands) frei. Die Gesellschaft war beinahe souverän, denn sie hatte das Recht, Bündnisse mit indischen Fürsten im Namen der Vereinigten Niederlande zu schließen, Festungen zu bauen und Kriegsvolk zu werben, das indes auch den Generalstaaten den Eid leistete. Von den Prisen kam der staatischen Admiralität ein Anteil zu, wie anderseits wieder die Generalstaaten 25000 Gulden auf das Unternehmen verwendeten.

Von nun an stieg die holländische Macht in den indischen Gewässern rasch empor. Das Geschwader, welches Ende 1603 unter Stephan van der Hagen nach Indien ging, nahm nicht bloß Tidor, Ternate und das wieder verlorene Amboina den Portugiesen ab, sondern breitete den holländischen Einfluß schon über das Festland von Vorderindien aus, indem es Bündnisse mit Kalikut und Bidschnagor schloß. Dann griff im Jahre 1506 Cornelius Matelief Malakka, den Schlüssel Hinterindiens, an, schlug sich in hartnäckigen Gefechten mit einer übermächtigen feindlichen Flotte, mit welcher der Vizekönig Alfonso de Castro die belagerte Stadt entsetzte und die Molukken wiederzuerobern gedachte (August und September), begann dann den Belagerungskrieg um Tidor, das die Spanier wirklich wiedergenommen hatten, und versuchte abermals, wenn auch vergeblich, nach China vorzudringen.

Erst im September 1607, als ein neues Geschwader ihn abgelöst hatte, kam er mit reicher Ladung in der Heimat an. Seitdem sicherten die Holländer in stetem Kampfe mit den Spaniern und Portugiesen ihre Herrschaft durch zahlreiche Forts auf den Molukken.

Bereits im Jahre 1608 gab die Kompanie, als es sich um den Abschluß des Friedens mit Spanien handelte, in einer amtlichen Denkschrift an, sie fahre mit 100 Schiffen und 1800 Mann nach den Capverdischen Inseln, mit 20 Schiffen und 500 Mann nach Westindien, mit 20 Schiffen und 400 Mann nach Guinea, mit 40 großen Schiffen und 5000 Mann nach Ostindien, habe also im ganzen 180 Fahrzeuge mit 7700 Mann Besatzung in ihrem Dienst. Ihr Kapital betrug damals 33 Millionen Gulden, hatte sich demnach binnen sechs Jahren mehr als verfünffacht. Der Grund zu der zweitgrößten See- und Kolonialherrschaft der Erde war gelegt.

Amsterdam und Holland.

Wie sich hier in fast atemloser Steigerung die Handelsgröße entwickelte, so trat der wachsende Wohlstand des kleinen Landes in hundert Zügen zu Tage. Schon unter Leicesters Verwaltung, also noch in sehr bedrängter Zeit (1585—1587), wuchs die Einwohnerzahl Amsterdams auf das Doppelte. Binnen 30 Jahren mußte es zweimal seine Mauern um ein beträchtliches erweitern, im Jahre 1604 wurden dort 600 neue Häuser gebaut, 1610 zählte die Stadt 50 000 Einwohner. An der ostindischen Kompanie nahm sie mit einer vollen Hälfte Anteil. Ähnliches gilt z. B. von Leiden und Haarlem, überhaupt von ganz Holland. Diese Provinz besaß allein zwei Drittel der Gesamtbevölkerung der Niederlande. Ihr Kornhandel war so bedeutend, daß der venezianische Gesandte Contarini im Jahre 1610 den Weizenvorrat auf 100 000 Säcke berechnet, Walter Raleigh ihren gesamten durchschnittlichen Getreidevorrat auf 700 000 Viertel angibt und versichert, ein Jahr des Mißwachses in irgend einem europäischen Lande bringe den Holländern so viel Gewinn wie sieben gute Ernten. Dem entsprechend gab man im Jahre 1610 die Zahl der größeren Schiffe auf 200, die der kleineren auf 3000 an. In jedem Hause jeder Seestadt fand man Seekarten und nautische Instrumente; eine Fahrt nach Indien galt schon als etwas ganz Gewöhnliches. Kein Zweifel, Holland war in vollem Zuge, die erste Handelsmacht der Zeit zu werden.

Und das unter der schwerfälligsten und widerspruchsvollsten Verfassung, die jemals ein modernes Kulturvolk ertragen hat!

Verfassung der Niederlande.

Allgemeiner Charakter.

Als Grundlage derselben galt die Utrechter Union vom Jahre 1579. Indes war diese niemals etwas andres als ein Kriegsbündnis gewesen, zu dem der Beitritt selbst auswärtigen Mächten offen stand, keine Staatsverfassung, und die Ansicht vollends, daß aus dem großen Kampfe eine Republik hervorgehen könne, lag den Schöpfern der Union gänzlich fern. Noch beinahe ein Jahrzehnt hindurch haben sich ja die niederländischen Staatsmänner bemüht, eine monarchische Ordnung aufzurichten. Erst als die Anlehnung an England mißlang und mit dem Scheitern der „Armada“ sich das Kraftbewußtsein gewaltig steigerte, kam der republikanische Gedanke mehr und mehr zur Geltung. Er reifte nicht bloß heran an dem Vorbilde des alten Rom und des altisraelitischen Staats, die beide den gelehrten Calvinisten besonders nahe lagen, er entsprach auch dem Selbständigkeitstriebe der stolzen Stadtgemeinden. Denn unzweifelhaft war der Krieg gegen Spanien auch ein Kampf gegen die monarchischen Einheitsbestrebungen der Habsburger gewesen; kein Wunder, daß sich jetzt die Sieger freiwillig keiner starken Bundesgewalt unterwerfen wollten.

Die sieben Provinzen u. ihre Verfassung.

Eben dieses zähe Festhalten an der schwerbehaupteten Selbständigkeit der Provinzen machte den Gesamtstaat der Niederlande zu einem höchst unförmlichen Bau, zu einem lockeren Staatenbunde. Zu den sieben Provinzen gesellten sich noch Drenthe als ein „zugewandtes“ Land, das zwar sich selbst regierte und den Schutz der Union genoß, aber keinen Anteil an den Generalstaaten hatte, sodann die „Generalitätslande“ Staatsflandern und Staatsbrabant, welche nach 1579 erobert waren, von Bundesbeamten regiert wurden und ihre hohen Steuern in die Bundeskasse abführten, endlich die Güter des Hauses Oranien (Breda, Yſſelstein bei Utrecht, Zevenbergen in Holland und die friesische Insel Ameland), noch nicht zu reden von den auswärtigen Festungen mit niederländischen Besatzungen und den rasch anwachsenden Besitzungen der ostindischen Kompanie.

Die einzelnen Provinzen zeigen in ihrer Verfassung, wie sie vor allem in den Provinzialstaaten zum Ausdruck kommt, im einzelnen die größte Verschiedenheit und zugleich manchen Unterschied im Vergleich zu den Verhältnissen vor dem Kriege, da dieser die Geistlichkeit als politischen Stand fast überall beseitigt und auch den Adel zum Teil geschwächt hatte, so daß er zwar in Utrecht, Geldern, Overyſſel und Groningen noch eine Rolle spielte, in Holland und Seeland dagegen die mächtigen Stadtgemeinden fast allein regierten. Unter allen Provinzen behaupteten diese beiden bei weitem den Vorrang. Sie bildeten den historischen Kern der Union, hatten zuerst die schwere Last des Kampfes vorwiegend getragen, dann Handel und Gewerbe zu größter Blüte entwickelt. In Holland vor allem drängten sich alle Eigentümlichkeiten des niederländischen Wesens zusammen: die größten Erinnerungen des Befreiungskrieges, der gewaltige Seehandel, der strenge Calvinismus, die klassische Gelehrsamkeit der Universität Leiden, die Mundart, die dann zur Schriftsprache wurde. Diese eine Provinz zählte allein zwei Millionen Einwohner, beinahe zwei Drittel der Gesamtbevölkerung, sie zahlte über 57 Prozent der Bundesbeiträge, während Overyſſel z. B. nur 3,7 Prozent beisteuerte. Kein Wunder, daß man bald von einer holländischen Sprache und Nation zu reden begann.

Und hier wie in Seeland herrschte das aristokratische Bürgertum. Diese stolzen Kaufleute und Rechtsgelehrten, die sich gern mit den römischen Patriziern verglichen, die „Regenten“, sahen auf die Masse der städtischen und ländlichen Bevölkerung, den „Janhagel“, mit einem hoffärtigen Standesdünkel herab, der aus Geldstolz, Gelehrtenhochmut und staatsmännischem Selbstgefühl seltsam gemischt war. Aber allerdings, sie konnten die Herrschaft beanspruchen, denn sie besaßen durchgängig eine vorzügliche Bildung, „ernsthafte Menschen, die selten ein Wort der Gnade über die Lippen brachten, das Glück ihres Lebens in der Macht, dem Pflichtgefühl und dem befriedigten Parteihaß fanden, kalte Realisten, die sich unbefangen zu dem Sprichworte bekannten: es ist besser beneidet als beklagt, in ihrem häuslichen Brauch bis tief ins 17. Jahrhundert hinein von schmuckloser Einfachheit.“ Untereinander fest zusammenhängend durch Interessengemeinschaft und Verwandtschaft kannten sie nichts Höheres als die Behauptung ihrer Macht und erscheinen deshalb in allen Bundesangelegenheiten als harte Partikularisten, großen, idealen Gesichtspunkten völlig unzugänglich.

Eifersüchtig hielten sie deshalb die Souveränität der einzelnen Provinzen fest. Jede Provinz hatte demnach ihr selbständiges Heer- und Flottenwesen, übte über ihre Angehörigen die höchste Gerichtsbarkeit und schlug eigne Münzen, die von den andern gelegentlich sogar verboten wurden. Sie besaß das Recht, Gesandte zu empfangen und abzusenden, obwohl man von dem letzteren aus Sparsamkeitsrücksichten im ganzen wenig Gebrauch machte. Folgerichtig wurden die Ausgaben des Bundes wesentlich aus den genau bestimmten (Matrikular-)Beiträgen der einzelnen Provinzen bestritten;

selbständige Einnahmen besaß die Union nur in manchen Schiffahrtsabgaben und den Steuern der Generalitätslande. Im Grunde genommen, waren aber nicht einmal die Provinzen als solche souverän, sondern die einzelnen Gemeinden und Genossenschaften derselben, im ganzen ungefähr 2000. Denn ehe ein Beschluß der „edelmögenden Herren Provinzialstaaten" erfolgte, mußten alle Städte und Körperschaften befragt werden, da die Mitglieder der Landtage nur nach Vollmacht stimmten. Zudem war fast überall bei wichtigen Beschlüssen Einstimmigkeit erforderlich, und das in einem Volke, das an Zähigkeit und Eigensinn seinesgleichen sucht!

Die Generalstaaten.

Von den Parteiverhältnissen und Abstimmungen dieser Landtage hing nun formell auch die Entscheidung in den Generalstaaten, der Gesamtvertretung des Bundes ab. Zusammengesetzt aus den Deputierten der Provinzialstaaten und seit 1593 ständig im Haag versammelt, stand dieser Reichstag nicht über, sondern unter den Provinzen. Denn seine Mitglieder, „die hochmögenden Herren Generalstaaten", stimmten nach der Weisung ihrer Auftraggeber, nicht nach eigner Überzeugung, sie bildeten thatsächlich also nur einen Gesandtenkongreß, wie seiner Zeit der deutsche Bundestag. Da nun hier jede Provinz eine Stimme abgab, und bei den Beschlüssen Einstimmigkeit erforderlich war, diese aber wiederum von den Stimmenverhältnissen in den Provinzialstaaten abhing, so konnte es geschehen, daß der Widerspruch einer einzigen Stadt die Beschlußfassung unmöglich machte!

Dies Mißverhältnis trat um so stärker hervor, als es eine höchste ausführende Gewalt, eine wirkliche Regierung des Bundes nicht gab. Der Staatsrat, der unter Leicester eingerichtet worden war, hätte eine solche werden können, wenn ihn nicht die Eifersucht der Provinzen immer mehr beiseite geschoben und schließlich auf eine gewisse Mitwirkung bei Verwaltung der Bundesfinanzen und des Kriegswesens beschränkt hätte. Die wirkliche Leitung der einzelnen Geschäfte fiel mehr und mehr den stehenden Ausschüssen der Generalstaaten, den „kommittierten Räten", anheim. Die ganze Verfassung erwies sich in schwierigen Lagen als so unbrauchbar, daß sie beständig verletzt werden mußte. Die allerwichtigsten Beschlüsse sind nicht einstimmig gefaßt, trotzdem aber ausgeführt worden. Dies war freilich nur möglich, weil die ungeheure Schwerfälligkeit der Union einigermaßen ausgeglichen wurde durch einige zusammenhaltende Mächte, die stärker waren als die Verfassung: das waren das Übergewicht Hollands, das Amt des Ratspensionärs und die Stellung des Hauses Oranien.

Holland und der Ratspensionär.

Holland übertraf alle andern Provinzen zusammengenommen so sehr an Bevölkerungszahl, Reichtum und politischer Bildung, daß die Beschlüsse seiner Staaten in Bundessachen fast immer die Abstimmung der Generalstaaten beherrschten. Ihren Einfluß verstärkte noch das Amt des holländischen Ratspensionärs, der ursprünglich Vertreter der Stände gegenüber der gräflichen Regierung (Syndikus, Advokat) war, später die Aufgabe übernahm, die Verhandlungen der Provinzialstaaten niederzuschreiben, ihre Beschlüsse zu formulieren und ihre Abstimmung zu leiten. Er wohnte auch den Sitzungen der Generalstaaten bei und führte den auswärtigen Briefwechsel der Union. Ein solches Amt mußte an sich schon seinem Inhaber eine Geschäftskenntnis verleihen, welche die der häufig wechselnden Staatendeputierten beträchtlich übertraf, und dadurch auch seinen Einfluß weit über seine eigentlichen Grenzen hinaus steigern; bedeutende Männer vollends gestalteten es thatsächlich zu einem Bundeskanzleramt, und so wurde der Ratspensionär zumal von den auswärtigen Gesandten als der leitende Minister der Union angesehen und behandelt.

Das Haus Oranien.

Entstand schon dadurch eine notdürftige Einheitlichkeit der Verwaltung, so vertrat für das Bewußtsein des Volkes das Haus Oranien die Einheit der Niederlande in einer Stellung, zu der sich in der Geschichte kaum ein Beispiel findet. Amtlich

bekleideten die Oranier der älteren Linie, die Nachkommen Wilhelms des Schweigers, so gut wie erblich den Posten des Statthalters in Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Overyssel, die der jüngeren, die auf Johann von Nassau zurückging, meist in Groningen und Friesland. Der Statthalter war freilich zunächst nichts weiter als der höchste Beamte der Provinz, aber er ernannte als solcher zum Teil die Ratmannen in den Städten und gewann somit auch auf die Entschlüsse der Staaten einen mittelbaren Einfluß; er war ferner auch Generalkapitän, d. h. Oberbefehlshaber des Heeres, und da der ältere Oranier dies in fünf Provinzen zugleich war, so wuchs er über die Stellung des Beamten einer Einzelprovinz weit hinaus und stand thatsächlich an der Spitze der gesamten Bundesarmee. Die Truppen freilich wurden von den einzelnen Provinzen geworben und bezahlt, sie schwuren ihren Eid den Staaten derselben und den Generalstaaten, und eifersüchtig wachten diese Herren über die Kriegführung durch ihre „Felddeputierten", welche die Armee begleiteten, und ohne die der Feldherr nichts unternehmen durfte. Doch die wenig unterbrochene Fortdauer des Krieges fesselte das Heer fest an dies glorreiche Geschlecht, von dem ein Jahrhundert hindurch fast jeder ein sieghafter Held gewesen ist. Was kümmerte diese Söldner, meist Deutsche aus den Rheinlanden, der Heimat des Hauses Nassau, die Union! Der Feldherr ersetzte ihnen das Vaterland. Und noch stärker war die oranische Gesinnung bei der Masse des niederländischen Volkes! Soweit ihre Macht reichte, schützten die Oranier die kleinen Leute vor der Willkür des hochmütigen Stadtadels, wie denn schon Wilhelm es ausgesprochen hatte: „Ich werde mein ganzes Leben lang volksfreundlich sein." Das vergalten ihnen Bürger und Bauern mit unerschütterlicher Anhänglichkeit. Will ja doch auch das Volk stets eine große Persönlichkeit haben, an der es sich erfreuen, in deren Thaten und Ruhm es sich selber spiegeln kann. So waren die Massen überall gut oranisch, also monarchisch, und um so schärfer bildete sich der Gegensatz heraus zwischen den Oraniern, die das Gesamtinteresse der Union vertraten, und der durch und durch partikularistischen, aristokratischen „Staatenpartei". Ihr Kampf hat die gesamte innere Geschichte der Niederlande bestimmt.

Spaniens wirtschaftlicher Verfall und künstlerische Höhe.

Keinen schärferen Gegensatz kann es geben, als den zwischen England und den Niederlanden auf der einen Seite, die aus bescheidener Stellung unaufhaltsam zu Großmächten des Handels aufstiegen, und Spanien auf der andern, das ebenso unaufhaltsam von seiner stolzen Höhe herabsank. Zuerst ergreift die Lähmung die Finanzen des Staates, dann aber den Wohlstand des gesamten Volkes, bis das unglückliche Land, verödet und verarmt, nur noch von den Erinnerungen ehemaliger Größe zehrt und durch krampfhafte Anstrengungen, sie wiederzugewinnen, seine letzte Kraft erschöpft. Und doch entfaltet sich zu derselben Zeit die glänzende Blüte geistiger, vor allem künstlerischer Kultur, und Spanien entwickelt, allein neben England, die höchste Gattung der Dichtkunst, das Drama, zu bewundernswerter Vollendung.

Die Spanier pflegen wohl — und zwar mit Recht — diesen Aufschwung der hohen Begabung der Nation zuzuschreiben, den kläglichen Verfall jedoch einseitig dem „fremden" Herrscherhause der Habsburger auf die Rechnung zu setzen. Thatsächlich liegen die Keime zu beidem im Volke selbst, und wenn eine Regierung auch die verderblichen gepflegt hat, so ist das bereits unter der gepriesenen nationalen Herrschaft Ferdinands und Isabellas geschehen.

Spanische Finanzwirtschaft.

Zeit Karls V. Schon Karl V. fand eine keineswegs befriedigende Finanzlage vor. Wohl hatte Isabella viele entfremdete Krongüter zurückerworben, aber unter Philipp dem Schönen war wieder vieles verschleudert worden, und nicht besser sah es in den Nebenlanden Spaniens aus. In Mailand z. B. hatten die rasch wechselnden Landesherrschaften um die Wette die Domänen verkauft, in den Niederlanden gab es solche überhaupt kaum mehr. Versiegte nun diese alte und ursprüngliche Einnahmequelle, dann mußten die Abgaben, indirekte wie direkte, immer mehr entwickelt werden. Dadurch stieg wiederum die Bedeutung der Stände, die schon die „katholischen Könige" und nach ihnen Karl V. auf der andern Seite niedergebeugt hatte.

In Kastilien überwogen die Grenzzölle, die nicht nur in den Häfen, sondern auch an den Binnengrenzen gegenüber Portugal und Aragonien erhoben wurden, und andre indirekte Abgaben, vor allem die von Steuerpächtern erhobene und daher besonders drückende Alcavala, der berufene „zehnte Pfennig" (s. S. 571), (10 Prozent vom Kaufpreise zu Lasten des Verkäufers), bei weitem die Steuern (servicios), die die Cortes bewilligten; diese hatten sich von 1510 bis 1539 von 133333½ Dukaten jährlich auf 400000 Dukaten vermehrt, also verdreifacht, und die Alcavala brachte seit 1537 jährlich fast 900000 Dukaten. Dazu gesellten sich dann geistliche Gefälle, nämlich der Erlös eines Teiles der Gütereinziehungen, welche das Inquisitionsgericht verhängte, und der Ablässe (Cruzada, d. h. Kreuzzugssteuer, weil sie ursprünglich nur für den „heiligen Krieg" ausgeschrieben wurde). Die amerikanischen Einkünfte waren unter Karl V. keineswegs so kolossal, wie man wohl zunächst zu glauben geneigt ist, denn Peru konnte ja seine Schätze erst seit 1534 über Spanien entleeren. Um 1535 wechselten diese amerikanischen Zuschüsse zwischen 50000 und 150000 Dukaten jährlich; das nächste Jahr freilich brachte die peruanische Beute im ganzen 2½ Millionen, aber sonst lieferte bis 1550 Peru doch nicht mehr als etwa 400000 Dukaten im Jahre, zuweilen weniger, so daß dann wohl der Metallzufluß aus dem gesamten spanischen Amerika noch keine halbe Million erreichte. Alles in allem gerechnet, soll er in den 60 Jahren von 1492 bis 1552 etwa 60 Millionen Dukaten betragen haben, also durchschnittlich im Jahre nur 1 Million. Diesen Einnahmen stand nun eine sehr erhebliche unverhältnismäßige Steigerung der Ausgaben gegenüber. Zwar die Aufwendungen für das Kriegswesen vermehrten sich so sehr nicht, wohl aber verschlang der nach der verschwenderischen burgundischen Sitte eingerichtete Hofhalt immer größere Summen, die sich schon im Jahre 1520 auf 150000 Dukaten, 1562 auf 415009 Dukaten beliefen. Vor allem aber nahm die europäische Politik Karls V. die Mittel Spaniens bis zur Erschöpfung in Anspruch, und doch konnten die riesigen Kosten der unaufhörlichen Kriege, für die Deutschland sehr wenig leistete, auf dem ordnungsmäßigen Wege nicht im entferntesten gedeckt werden. Schon im Jahre 1526 ermöglichte nur die reiche Mitgift seiner portugiesischen Gemahlin dem Kaiser die Eröffnung des zweiten italienischen Krieges; im nächsten Jahre schon war er sogar außer stande, seine Söldner zu bezahlen (s. S. 279 f.), und das wiederholte sich dann fortwährend. Dann griff Karl V. zu Anleihen, die ja niemals etwas andres sein können, als vorweggenommene Einnahmen, diese also schwächen müssen, und betrat damit den Weg, der auf schiefer Ebene unaufhaltsam in den Abgrund führte. Denn da bei der strengen Geheimhaltung kein Privatmann jener Zeit eine Übersicht über den Haushalt des Staates hatte, also auch keiner die Zahlungsfähigkeit desselben zu beurteilen vermochte, so forderten die Kapitalisten zu ihrer Sicherheit enorme Zinsen, niemals unter

7 Prozent, häufig bis 30 Prozent, und außerdem Verpfändung der regelmäßigen Einnahmen, namentlich der Alcavala oder einer Silberflotte. Jede solche Anleihe hob natürlich die Verlegenheit nur augenblicklich und steigerte sie für die Zukunft. So geriet Karl bald in völlige Abhängigkeit von den großen deutschen und italienischen Bankhäusern, die nun Wucherzinsen von ihm forderten, namentlich, wenn es sich um Prolongation von Wechseln handelte, und es ergab sich schon 1550 ein jammervolles Resultat. Von den 920 000 Dukaten, die Kastilien an Zöllen und dergleichen lieferte, waren 800 000 verpfändet, von den neapolitanisch-sizilischen 800 000 Dukaten 700 000, die mailändischen 400 000 Dukaten ganz. Von den 2 120 000 Dukaten also, die diese Lande der Krone bringen sollten, bezog sie thatsächlich nur noch 220 000. Sieben Jahre danach war auch davon nichts mehr übrig, vielmehr noch 18 000 Dukaten Fehlbetrag. In demselben Jahre (1557) betrugen die Wechselschulden der Krone 6 880 000 Dukaten.

So traurig war die Erbschaft, die Karl V. auf die Schultern Philipps II. legte! Nur verzweifelte Mittel schienen in dieser Lage helfen zu können. An einen Staatsbankrott, an Münzfälschung und dergleichen hat man damals gedacht. Denn der einzige Weg, der wirklich aus diesem Wirrsal herausführen konnte, hieß Verzicht auf die eitlen Weltherrschaftspläne der Habsburger, und wie hätte Philipp II. ihn betreten können! Im Gegenteil, unter ihm ging der Staat völlig auf in der auswärtigen Politik. Nicht nur die unaufhörlichen Kriege verschlangen ungeheure Summen, sondern Spanien unterhielt auch fast in allen Ländern Europas um schweres Geld zahllose Agenten und Parteigänger. Noch am Anfange des 17. Jahrhunderts gab es nach der Versicherung Paolo Sarpis keine italienische Stadt, wo Spanien nicht Anhänger besoldet hätte; nicht anders war es in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden. — Unter solchen Umständen mußten die Lasten, die vornehmlich dem Hauptlande, Kastilien, auferlegt wurden, sich unausgesetzt steigern, denn die amerikanischen Einkünfte überstiegen im Jahre 1593 z. B. nicht 2 Millionen Scudi (zu 12 Realen). Man griff also zu den verderblichsten und verwerflichsten Mitteln. Von 1555 bis 1560 behielt die Regierung die Gelder zurück, die auf Rechnung von Privatleuten mit den Silberflotten kamen, und gab dafür Zinsenanweisungen auf königliche Renten aus. Fortwährend wurden königliche Städte und Flecken mit ihren Einkünften, Komtureien der drei Ritterorden, Adelsbriefe und Ämter an Grundherren und Kaufleute veräußert. Dann erhöhte man besonders seit dem Abfalle der Niederlande die Ausfuhrzölle auf die wichtigsten Landeserzeugnisse, wie Wolle, Seide, Wein, Öl u. s. f. um das Doppelte und Dreifache, steigerte den Salzpreis u. a., erreichte aber mit allem nur ein rasches Anwachsen der Staatsschuld. Hatte diese 1564 schon 23 Millionen Dukaten betragen, so belief sie sich zehn Jahre später auf 35 Millionen, und 1575 schrieb Philipp II., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, an seinen Schatzmeister: er wisse am Abend nicht, wovon er am Morgen leben werde!

Zeit Philipps II.

Es blieb also nichts als der verhüllte Staatsbankrott, der mit einer Herabsetzung der Zinsen für die Staatsschuld in jenem Jahre wirklich eintrat. Doch hielt er das Verderben keineswegs auf. Eine Untersuchung des Staatshaushalts im Jahre 1595 ergab vielmehr folgendes erschreckende Resultat: Alle Einkünfte von Pfründen der Ritterorden waren auf zehn Jahre an eine deutsche Handelsgesellschaft verpfändet; alles Gold, das die letzte Flotte aus Amerika gebracht hatte, und die nächsten drei bringen sollten, war durch Anleihen bereits verbraucht, überhaupt alle Einnahmen des laufenden und des folgenden Jahres, selbst ein Teil der für das Jahr 1597 zu erwartenden waren vorweggenommen.

So folgte im Jahre 1596 der zweite Staatsbankrott. Auch dieser aber half nur vorübergehend, und im Jahre seines Todes, 1598, war der Herrscher beider

Indien so weit herabgekommen, daß er durch Geistliche von Thür zu Thür um ein „Geschenk“, d. h. ein Almosen für die Weiterführung seiner Kriege bitten ließ! Buchstäblich als ein Bettler ist König Philipp II. in den Prachträumen des Escorial gestorben.

Zeit Philipps III.

Hatte er den Staat durch seine Kriege ins Verderben gebracht, so that sein schwacher Sohn Philipp III. unter der Leitung des allmächtigen Günstlings, des Herzogs von Lerma, das noch übrige durch seinen verschwenderischen Hofhalt. Lerma selbst bereicherte sich derart, daß er allein für geistliche Stiftungen über anderthalb Millionen Dukaten aufwenden konnte. Die Gehalte der Höflinge stiegen um ein Drittel; die Feste, das hohe Spiel, die Reisen, die herkömmlichen Gnadenerweisungen an die Granden verschlangen riesige Summen, die Vermählung des Königs z. B. 950000 Dukaten. Die unsinnigsten Maßregeln sollten sie schaffen. Im Jahre 1603 steigerte man den Nominalwert des Kupfers auf das Doppelte des wirklichen und prägte für mehr als 6 Millionen Dukaten solcher unterwertigen Münzen aus. Gegenüber den Genuesen half man sich abermals mit einer Zinsenherabsetzung; man steigerte die Handelsauflagen bis zu 30 Prozent des Wertes, die Cortes bewilligten neue Servicios. Und doch waren alle Einkünfte verpfändet, die Staatsschuld gewachsen bis auf 100 Millionen.

Vertreibung der Mauren.

Man glaubt Wahnsinnige vor sich zu haben, wenn man nun sieht, wie trotz der wahrhaft trostlosen Lage sich dieser an sich harmlose und gutmütige König unter dem Einflusse bigotter Geistlicher, namentlich des Juan de Ribeira, dazu verleiten ließ, dem Wohlstande Spaniens die letzte Wunde zu schlagen durch die Vertreibung der Mauren oder Moriscos. Dann erst werde, so sagten diese fanatischen Narren, das Land von neuem aufblühen, wenn es von den letzten Resten der Irrgläubigen gereinigt sei. Die nicht unbegründete Furcht, die mißhandelten Mauren möchten einmal sich mit auswärtigen Feinden verbünden — mit Heinrich IV. hatten sie in der That einmal im Jahre 1602 über Unterstützung verhandelt — und aufs neue eine bewaffnete Erhebung versuchen, kam noch hinzu. So verfügte ein Edikt des Königs „aus angeborener Milde“ statt der „an sich gerechtfertigten Todesstrafe“ die Ausweisung aller Mauren (September 1609). Von je hundert Familien sollten nur sechs zurückbleiben, um den Christen in den von ihnen bisher betriebenen Gewerben als Lehrer zu dienen, überdies die Kinder unter vier Jahren. Ihren Grundbesitz durften die Ausgewiesenen verkaufen, aber nicht an Fremde, ihre bewegliche Habe nur in Waren, nicht in Geld und Kostbarkeiten mit sich führen! Umsonst flehten die Moriscos, umsonst verwandten sich die Grundherren im südlichen Spanien zu gunsten dieser fleißigsten und wertvollsten ihrer Unterthanen, die Verfügung wurde wörtlich vollstreckt. Da warfen die Verzweifelnden das verhaßte Joch des spanischen Christentums ab und bekannten sich auf spanischem Boden in Masse zu dem Glauben ihrer Väter. Über eine halbe Million fleißige Leute wurden auf königliche Kosten in diesem und im folgenden Jahre nach Afrika gebracht, oder gingen unterwegs oder auch jenseit des Meeres zu Grunde. Daß dies ungefähr der zwölfte Teil der gesamten damaligen Bevölkerung Spaniens war, daß Hunderte von Gutsherren im Süden verarmten, ganze Strecken des schönsten Bodens verödeten, das alles kümmerte nicht diese Fanatiker der Glaubenseinheit.

Spanische Volkswirtschaft.

Verfall der Landwirtschaft und der Industrie.

Die Vertreibung der Mauren hatte noch gefehlt, um die Quellen des spanischen Wohlstandes zu verstopfen. An sich besaß Spanien durchaus die Mittel zu blühendem Wohlstande, wenngleich es in manchen Gegenden von der Natur nicht besonders begünstigt ist. Der Boden lieferte da, wo man die Trockenheit durch künstliche Bewässerung überwand, reiche Ernten nicht nur an Halmfrüchten, sondern auch an Wein, Öl,

Südfrüchten, sogar Datteln (um Elche bei Alicante). In großer Masse und vortrefflicher Beschaffenheit spendeten die zahlreichen Schafherden der weiten Steppen Mittelkastiliens ihre Wolle; im Norden grub man Eisen, Blei und Kupfer, im Süden das seltene Zinnober und Quecksilber aus dem Schoße der Erde. Auf solcher Grundlage konnten sich sehr wohl eine einträgliche Landwirtschaft und ein lebhafter Gewerbebetrieb herausbilden, und unter den katholischen Königen war ein guter Anfang damit gemacht worden. Aber schon unter Karl V. war Spanien, von einzelnen Gegenden abgesehen, keineswegs besonders blühend. Der Venezianer Navagero, der es im Jahre 1526 bereiste und allerdings die Erinnerung an das reich angebaute und dicht bevölkerte Oberitalien mit sich tragen mochte, fand selbst Katalonien dünn bevölkert, Aragonien außer in den Flußthälern öde und wenig bebaut. In Kastilien sah er die alten arabischen Wasserleitungen in Verfall, z. B. um Toledo, infolgedessen weite Strecken wüstengleich, nur hier und da eine einsame Venta (Gehöft), in derselben Gegend, die unter Ferdinand und Isabella in reichem Anbau geprangt hatte (s. S. 11). Namentlich der Aufstand der Comuñeros im Jahre 1523 scheint außerordentlich nachteilig auf den Landbau eingewirkt zu haben. Die Bauern waren verschuldet und verfielen mehr und mehr wucherischer Ausbeutung. Schon 1548 klagten die Cortes, daß die Bauern aus Mangel an Pflugochsen große Strecken des Bodens nicht mehr bestellen könnten und in schlechten Jahren viele ihr Gut veräußern müßten. Das Gewerbe war nur in Valladolid, Sevilla und Granada von einiger Bedeutung. Namentlich hob sich in der ersten Zeit Karls V. die heimische Tuchfabrikation und arbeitete sogar für die Ausfuhr, obwohl sie auch damals hinter der italienischen und flandrischen weit zurückblieb. Wurden doch z. B. in ganz Spanien damals nur 5000—7500 Ztr. Wolle verarbeitet, während Brügge allein 36—40000 Ballen Wolle aus Spanien bezog. Aber schon in den dreißiger Jahren trat ein Rückschlag ein, und da gleichzeitig infolge des schnellen Sinkens des Geldwertes die Preise sehr stiegen, so gestattete die Regierung 1549 nicht nur die Einfuhr fremder Tuche, sondern verbot geradezu die Herstellung feinerer Tuche in Spanien, was diese Industrie völlig ruinierte. Bedeutend war auch die von den Arabern übernommene und von den katholischen Königen eifrig geförderte Seidenweberei und Seidenstickerei. Der venezianische Gesandte Navagero gestand ihr 1526 in einzelnen Fabrikaten eine Überlegenheit sogar gegenüber der italienischen zu. Um 1540 hatte Granada 1000 Webstühle in Betrieb, in Sevilla standen um dieselbe Zeit 3000 Stühle, später sogar 16000 Stühle, die mehr als 130000 Arbeiter beschäftigten; Toledo stellte mit 38000 Personen jährlich 435000 Pfund Seide her, und im Geschmack ihrer Muster konnten sich die Spanier getrost mit den Italienern messen. In der Bearbeitung des Eisens, vor allem zu schneidenden Waffen, leisteten die Toledaner Schmiede von alters her Vorzügliches.

Nach allem besaß also Spanien alle Bedingungen zu einem schwunghaften Ausfuhrhandel mit den Erzeugnissen seines Bodens und seiner Gewerbe. Ihn und die ganze Volkswirtschaft zu fördern, that indessen die Regierung nicht nur nichts, sie lähmte vielmehr systematisch alle Bewegung, meist aus volkswirtschaftlicher Unkenntnis oder aus übertriebener, kurzsichtiger Reglementierungssucht, die jeden Übelstand sofort durch ein Verbot heben zu können meinte. Der Bodenbau litt furchtbar durch die Austreibung der Mauren, denn damit verfielen die Wasserleitungen, und Verödung lagerte sich über die vormals blühenden Gefilde. Alle Erwerbszweige litten gleichmäßig unter der steigenden Last der Steuern, noch mehr unter den unvernünftig veranlagten Zöllen und andern Handelsabgaben, die zudem von gewinnsüchtigen Beamten schlecht verwaltet wurden. Von dem amerikanischen Handel zogen nur wenige Nutzen, da er auf Sevilla beschränkt blieb, und die Erlaubnis zu seinem Betriebe nur mit schweren Kosten zu

erlangen war. Die Lähmung des Ausfuhrhandels wirkte natürlich auch auf Ackerbau und Gewerbe verhängnisvoll ein.

Verfall des Handels.

Spanien wurde so allmählich unfähig zu jeder erheblichen Ausfuhr, und die Einfuhr gewann ein unnatürliches Übergewicht, derart, daß das Bargeld in immer mehr anschwellendem Strome aus dem Lande abfloß, da es eben außer stande war, eigne Erzeugnisse in Tausch zu geben. Schon 1558 wurde die Gesamtausfuhr Kastiliens nur auf 3 Mill. Dukaten, die Einfuhr dagegen auf 7 Mill. Dukaten geschätzt, und das wurde nachmals immer schlimmer. Mit wahrhaft unheimlicher Schnelligkeit verschwanden deshalb die amerikanischen Edelmetalle aus dem inländischen Verkehr. Der glaubwürdige Gonzalez Davila versichert, daß im Jahre 1595 etwa 35 Mill. Scudi in Gold und Silber in Sevilla angekommen und daß im nächsten Jahre nicht mehr ein Real davon in Kastilien gewesen sei. Spanien bezog sein Tuch aus England und den Niederlanden (schon 1545 allein aus Brügge um 500000 Dukaten), die Seide aus Italien und China, die Leinwand aus Holland, Damast aus Antwerpen, Teppiche aus Brüssel, Brokat aus Florenz; man trug lombardische Kappen und deutsche Schuhe. Selbst alle Kriegsbedürfnisse kamen aus dem Auslande, zumal aus Deutschland und Holland; gab es doch auf der ganzen Halbinsel keine einzige Kanonengießerei.

Natürlich befand sich nun auch der Handel, der auswärtige und binnenländische, größtenteils in den Händen der Fremden, namentlich der Deutschen, Niederländer und Italiener. Bereits unter Karl V. klagten die Cortes 1548, daß die Fremden alles Eisen, alle Wolle und Seide in ganz Spanien aufkauften, und daß Spanien ein „Indien der Fremden" geworden sei. Je abhängiger der Kaiser von den italienischen und deutschen Bankhäusern wurde, desto schlimmer wurde das. Um 1532 pachteten die Fugger die ausgedehnten Ländereien der Großmeistertümer, 1552 behaupteten sie allein den ganzen Handel mit Quecksilber und trieben den Preis desselben auf das Dreifache. Ja die Regierung befreite zuweilen fremde Kaufleute von den Ausfuhrverboten, denen die einheimischen unterlagen, worüber sich die Cortes schon 1552 bitterlich beschwerten. Vollends für die Anleihen der Krone kamen nur fremde Handelshäuser auf; gab es doch kaum einen großen Kaufmann in ganz Mittel- und Südeuropa, der den Namen des Königs von Spanien nicht in seinen Büchern gefunden hätte. Auf solche Weise brachten die Fremden bald die Krongüter und die nutzbaren Hoheitsrechte, ganze Komtureien und Bistümer als Pfänder an sich. Da sich Spanien so bereitwillig zur Ausbeutung überlieferte, so wuchs auch beständig ihre Macht und ihre Zahl. Unter Philipp III. beherrschten sie den indischen (amerikanischen) Verkehr zu neun Zehnteln, den inneren zu fünf Sechsteln. Im Jahre 1610 zählte man ihrer 160000 im Lande, darunter allein 10000 Genuesen, und neun Jahre später berechnete Moncada ihren jährlichen Gewinn auf 25 Mill. Dukaten.

Verödung und Entvölkerung.

Die Folgen aller dieser Verhältnisse mußten für den Wohlstand und die Bevölkerungszahl Spaniens die allertraurigsten sein. Die Klagen der Cortes im Jahre 1594 enthüllten denn auch ein schreckliches Bild. Handel und Gewerbe, so führten sie aus, höre auf; jeder ziehe sich zurück und halte sparsam Haus, solange es eben noch gehe. Kein Pächter könne sich halten, die Zahl der Herden nehme ab; statt 30000 Arroben (7500 Ztr.) Wolle würden nur noch 6000 verarbeitet. Namentlich die Bauern seien aufs äußerste gedrückt durch die Lähmung des Verkehrs und unerschwingliche Steuern. Die Zahl der Einwohner nehme zusehends ab, in vielen Orten sehe man die Häuser verlassen, Dornen und Disteln auf den Feldern aufschießen. In der That zählte man im Jahre 1588, im Jahre der Armada, in ganz Spanien nur 1¼ Mill. Männer, was etwa eine Gesamtbevölkerung von 6 Mill. Köpfen ergeben würde, gegen 10 Mill. unter Ferdinand und Isabella (s. S. 11).

Gewiß trifft an alledem die Hauptschuld die Regierung mit ihrer durch und durch verkehrten Finanzwirtschaft und ihren Weltherrschaftsplänen, für die die Kräfte Spaniens nicht zureichten. Aber es war vollkommen richtig: die Kastilianer, d. h. die herrschenden Stände, die in den Cortes allein zu Worte kommen konnten, haben es nicht anders gewollt. Noch im Jahre 1619 mahnte der Rat von Kastilien den König, die Hoffnung auf die Begründung des spanischen Übergewichts nicht aufzugeben. Die Masse des Landvolks freilich, das Lasttier dieser aristokratischen Gesellschaft, dachte anders. Schon ein toledanischer Bauer, mit dem einmal Karl V., auf der Jagd verirrt und unerkannt, ins Gespräch geriet, sagte dem Monarchen rund heraus, der jetzige König sei der schlimmste von den Fünfen, die er schon erlebt habe; alles, was er in Spanien einnehme und aus Indien empfange, das nehme er mit sich fort und richte auch noch den armen Landmann mit Steuern zu Grunde. Was würde erst Philipp II. haben hören müssen!

Die Koloniallande.

Spanier und Kreolen.

Die Grundlage dieser ganzen spanischen Volks- und Finanzwirtschaft waren die unermeßlichen amerikanischen Koloniallande. Ihre Bergwerke, deren Betrieb für die Spanier immer die Hauptsache blieb, schütteten immer neue Goldströme über das Mutterland aus (im peruanischen Potosi rauchten damals 6000 Schmelzöfen), und hier fand vornehmlich der spanische Adel immer wieder Gelegenheit, Reichtum und Ehren zu erwerben. Wie einst das römische Italien zu den Provinzen, so stand Spanien zu seinen Kolonialladen, und wie dieser auswärtige Besitz den Römern schließlich mehr zum Fluche als zum Segen wurde, so erging es auch den Spaniern. Anderseits entwickelte sich doch auch aus der Verbindung spanisch-christlicher Kultur mit der einheimischen Bevölkerung ein eigentümliches Leben; nur daß freilich eine selbständige Bildung, wie sie sich in den weströmischen Provinzen gestaltete, in den spanisch-amerikanischen Koloniallanden fast gänzlich fehlte. Die Indios schlossen sich entweder der spanischen Bildung gänzlich an und wurden geistig einfach hispanisiert, oder sie verhielten sich völlig ablehnend gegen sie und blieben, was sie waren. Es lag in der Auffassung der Spanier, daß weder ihre Kolonisten noch auch deren in Amerika geborenen Nachkommen, die Kreolen, mit dem Boden Amerikas recht verwuchsen, obwohl die Auswanderung namentlich aus dem nördlichen Spanien nicht unbedeutend war; gingen doch jährlich immerhin 50—60 Schiffe hinüber. Aber die Spanier beschränkten sich der Hauptsache nach auf die Städte; sie wurden, soweit sie nicht im Verwaltungsdienste und in der Kirche unterkamen, Gewerbtreibende, Kaufleute oder Krämer und Spekulanten in Bergwerken, die Nachkommen der Conquistadoren auch große Grundherren. Aber auch diese lebten wegen der Unsicherheit und des Mangels an gebildetem Verkehr nicht auf ihren Gütern, sondern in den großen Städten. Eine ackerbauende spanische Bevölkerung gab es nicht. Daher entbehrte auch der Besitz der spanischen Kolonisten jeder Stetigkeit. Ein spanisch-mexikanisches Sprichwort lautet: „el padre tendero, el hijo caballero, el nieto pordiosero" („der Vater ein Krämer, der Sohn ein Kavalier, der Enkel ein Bettler"). Da die Spanier das Land immer nur ausbeuten wollten, bildete sich auch kein innerliches Verhältnis zu den Eingebornen aus. Nur die Kirche trat diesen wirklich nahe, weil sie sich ihrer annahm und auf ihre Bedürfnisse einging (s. S. 105 ff.); die städtische Bevölkerung kümmerte sich um die Indios nicht, und die Grundherren blieben den indianischen Unterthanen gänzlich fremd. Diese waren den besitzenden Spaniern nur insofern von Interesse, als sie ihnen auf dem Ackerlande oder in den Bergwerken frondeten, im peruanischen Potosi z. B. jährlich über 13000 Menschen, die aus der ganzen Umgebung aufgeboten wurden. Eine Misch-

Mestizen und Indianer.

bevölkerung, die Mestizen, bildete sich nur hier und da, und diese schloß sich dann im stolzen Bewußtsein ihrer halbeuropäischen Abkunft ganz und gar an die Spanier an; die Mestizen von Cuzco galten z. B. für ganz besonders tapfer und treu. Die reinen Indios benahmen sich verschieden. Die schwachen, längst zum Gehorsam erzogenen Stämme, wie die Peruaner, fügten sich gänzlich der herrschenden Nation und gingen teilweise so vollständig auf die spanische Bildung ein, daß z. B. die Lehrstühle der Universität Lima vielfach mit Eingebornen besetzt werden konnten. Die energischeren Stämme widerstanden bis aufs äußerste und wurden niemals völlig unterworfen, sondern gelegentlich durch ihre verwüstenden Einfälle den Kreolen wie den spanisch gesinnten friedlichen Indios selbst gefährlich. Gegen die tapferen Araukaner im südlichen Chile fanden von 1545 bis 1628 etwa 15000 Spanier und 60000 Indianer den Tod. In Neugranada erhob sich 1572 ein allgemeiner Aufstand, dem die spanischen Niederlassungen im Innern zum Opfer fielen. In Neugalicien (Mexiko) empörte sich 1601 der Stamm der Acaxees; in Neumexiko, das die Spanier erst 1596 in Besitz nahmen, konnten die wilden Apachen niemals bezwungen werden. Nur die „Missionen" hatten über wilde Stämme dauernde und friedliche Erfolge (s. S. 105). Unter diesen Umständen behauptete die Masse der Indios, selbst der unterworfenen, ungeschmälert ihre Nationalität, ihre Sprache, ihre Gemeindeordnungen und ihre eigentümliche Kunstübung. Noch heute nehmen die mexikanischen Indianer ihr Recht nur von den eignen Vorstehern, nicht von den spanischen Behörden; sie halten ihren uralten Gemeinbesitz noch immer fest, sie wohnen in ihren sonderbar ineinander gebauten Steindörfern, die an den Gebirgslehnen wie drohend über den Thalgütern der spanischen Grundherren hängen, und ihre Kunstfertigkeit in Weberei und Töpferei ist von jedem europäischen Einflusse schlechterdings unabhängig. Um die politischen Kämpfe ihrer spanischen Herren kümmern sie sich nicht.

Weitere Ausbreitung der spanischen Herrschaft.

Dabei setzten die Spanier ihre Entdeckungen und die Ausbreitung ihrer Herrschaft bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein fort. Der Vizekönig Luis de Velasco von Neuspanien sandte auf Veranlassung des Augustiners Andreas de Urdaneta im Jahre 1565 den Lopez de Legazpi nach den schon 1521 entdeckten Philippinen hinüber. Dieser landete im Mai jenes Jahres auf Zebu und gründete hier San Miguel. Bald wurde jedoch Manila die Hauptstadt, wo sich rasch etwa 1000 Spanier ansiedelten, und die Bettelorden nahmen sich der Bekehrung der Eingebornen, der Tagalen, eifrig an. Durch dieses Beispiel angeregt, ließ Garcia de Castro von Peru aus 1567 zwei Schiffe unter Mendaña de Mendoza auslaufen. Dieser fand im Februar 1568 die Salomonsinseln auf und benannte sie so, weil er meinte, daher habe König Salomo einst seine Schätze geholt. Später entdeckte er noch die Marquesasinseln und vielleicht Neuguinea. Unter Philipp III. berührte Fernandez de Quiros sogar Neuholland. Nach Norden hin wurde 1582 Neumexiko durch Antonio de Espejo erkundet und 1596 durch Juan de Oñato in Besitz genommen. An der Westküste umfuhr eine spanische Expedition unter Alvarez Martino de Aguilar das Kap Mendocino und erreichte am 15. Januar 1603 Cabo Blanco.

Der spanische Volksgeist.

Aristokratische Gesinnung.

Solche fortdauernde Erfolge erklären es, daß sich in Spanien die regierenden Stände in ihrem Weltherrschaftstraume niemals stören ließen. Der König und sein Hof zumal sahen wenig von den verderblichen Wirkungen ihrer wirtschaftlichen Politik. Denn sie lebten unter dem Zwange einer sprichwörtlich gewordenen steifen und prunkvollen Etikette, die ihnen jeden Ausblick ins Freie wie mit hohen Schranken versperrte.

Die Granden wetteiferten an Pracht mit dem König. Es gab Herren, die nicht anders als von zwanzig Karossen und zahlreichen Edelleuten zu Pferde begleitet ihre Besuche machten. Ebenso erschienen ihre Damen stets mit schimmerndem, berittenem Gefolge, und in den Diensten des Königs und der Granden tummelte sich der niedere Adel, die Hidalgos.

Denn das Bestreben nach stattlichem, aristokratischem Auftreten durchdrang alle Schichten dieses stolzen Volkes. Keiner wollte in dem Stande bleiben, den seine Geburt ihm angewiesen hatte; jeder strebte darüber hinaus und hielt bald für vornehm, die schlichte Arbeit in Feld und Werkstatt und Kontor gering zu schätzen. Beständig wird über die Faulheit und das geringe Geschick der Arbeiter geklagt. Gerade die kräftigsten Leute aus dem Volke lockte der ehrenvolle Waffendienst, der außerdem



334. Salle des Ambassadeurs im Schloß zu Madrid.
Nach Villa-Amil, „España“.

wenigstens die Aussicht auf reiche Beute eröffnete, und geradezu verheerend, die Lust an ehrlicher Arbeit daheim untergrabend, wirkte die Hoffnung auf reichen und mühelosen Gewinn drüben in Amerika. Wie mußte z. B. die Kunde von den Zügen des Cortez und Pizarro unwiderstehlich locken! Vollends jeder Hidalgo würde sich geschämt haben, wenn er sich um die Bewirtschaftung seines Gutes gekümmert hätte; nur im Dienste des Hofes, des Staates und der Kirche glaubte er seine Aufgabe erkennen zu müssen. Die ungeheure Ausdehnung der spanischen Herrschaft in Europa und Amerika erleichterte das, denn sie bot eine Unmasse amtlicher Stellungen, die doch im wesentlichen dem kastilianischen Adel vorbehalten blieben. Und öffnete sich einmal dem Hidalgo eine solche nicht, dann nagte er eher am Hungertuche, ehe er einen Finger zur Arbeit rührte oder seinen „standesgemäßen“ Aufwand einschränkte. So führt schon

1526 der spanisch-portugiesische Dichter Gil Vicente einen armen Edelmann vor, der einen Kaplan und sechs prächtig gekleidete Pagen hält, dabei nichts zu beißen und zu brechen hat, seine Gläubiger nicht bezahlt, sondern mit großartigen Redensarten von seiner Geltung bei Hofe abspeist und als der ebenfalls unbezahlte Kaplan ihm einmal darüber Vorhaltungen macht, in echtem Bettelstolz entgegnet:

„— — Jeglicher Edle
Von echtem Blut,
Wie klein auch seine Rente,
Ist doch zu solchem Aufwand stets verpflichtet."

Das Beispiel der Hidalgos wirkte auf den besseren Bürgerstand (pecheros), da ja der Adel eine ganze Reihe von Vorrechten genoß (s. S. 8). Jeder Kaufmann oder Handwerker, der etwas auf sich hielt, trug stolz den Degen und redete seinen Standesgenossen nicht anders als „caballero" (Ritter) an. Wer es irgend vermochte, der kaufte für sich selbst oder mindestens für seinen Sohn eine feste Rente, d. h. er erwarb durch einmalige Einzahlung eines bestimmten Kapitals den Anspruch auf die entsprechenden Zinsen aus der Staatskasse, nämlich etwa für 7000 Dukaten Kapital eine Jahresrente von 500 Dukaten, und hatte alsdann die Möglichkeit, das müßig bequeme Leben eines Hidalgo zu führen. Der Staat selbst begünstigte das, weil er dadurch zu sehr bedeutenden einmaligen Einnahmen kam, ohne Rücksicht freilich darauf, daß diesen eine dauernde Belastung durch die Zinsenzahlung gegenüberstand.

Kirchlichkeit.

Ein andrer Beweggrund, die Hände müßig in den Schoß zu legen, ergab sich für den Spanier aus seiner einseitig kirchlichen Gesinnung. Jeder, auch der Bettler war stolz darauf, ein alter Christ von „reinem Blut" zu sein. Für das höchste Glück galt es, seinem Sohne etwa eine gute Pfründe kaufen zu können; wer jedoch nicht so reich war, der zog sich auf seine älteren Tage gern in den geistlichen Stand, am liebsten in ein Kloster zurück. Und war dies schon verdienstlich, um wie viel mehr mußte es noch die Stiftung von Klöstern sein! Deshalb wetteiferten darin König und Adel, besonders als Philipp II. mit seinem Escorial den Anfang gemacht hatte. So wuchs die Zahl derselben und überhaupt der Klosterleute ins ungemessene. Unter Philipp II. gab es z. B. in Spanien allein 988 Nonnenklöster, alle wohl besetzt; die Bettelorden zählten 82000 Mitglieder, in den beiden Bistümern Pamplona und Calahorra rechnete man 20000 Personen geistlichen Standes. Doch nicht bloß ihre Zahl nahm in ganz unverhältnismäßiger Weise zu, auch das kirchliche Vermögen, besonders an Grund und Boden. Schon 1552 führten die Cortes bittere Klage darüber, daß der meiste Grundbesitz in den Händen von Kirchen, Klöstern und Hospitälern sei, also dem Verkehr entzogen würde.

Alles wetteiferte demnach, die Zahl der arbeitenden Hände zu verringern, die der bloß müßig Genießenden ins unerträgliche zu vergrößern. Nicht also die Politik der Regierung allein, die überdies der Auffassung der maßgebenden Stände entsprach, sondern ebenso, ja noch mehr die Anschauungen des Volkes überhaupt, seine kirchlich-aristokratische Sinnesweise haben Spanien in den Abgrund geführt.

Blüte des geistigen Lebens.

Grundlagen und Charakter der spanischen Bildung.

Indes eben zu der Zeit, wo der wirtschaftliche Verfall des Landes zur vollendeten unleugbaren Thatsache wurde, entfalten sich Spaniens Kunst und Dichtung zur prangenden Blüte. Es scheint dies auffallend, ist aber sehr erklärlich. Das geistige Leben eines Volkes wird von der Art seiner Regierung nur mittelbar beeinflußt, und besonders den Königen von Spanien lag es ganz fern, es in kleinlicher Art polizeilich zu maßregeln und zu hemmen. Viel mehr als sie wirkte die schrankenlose Macht der

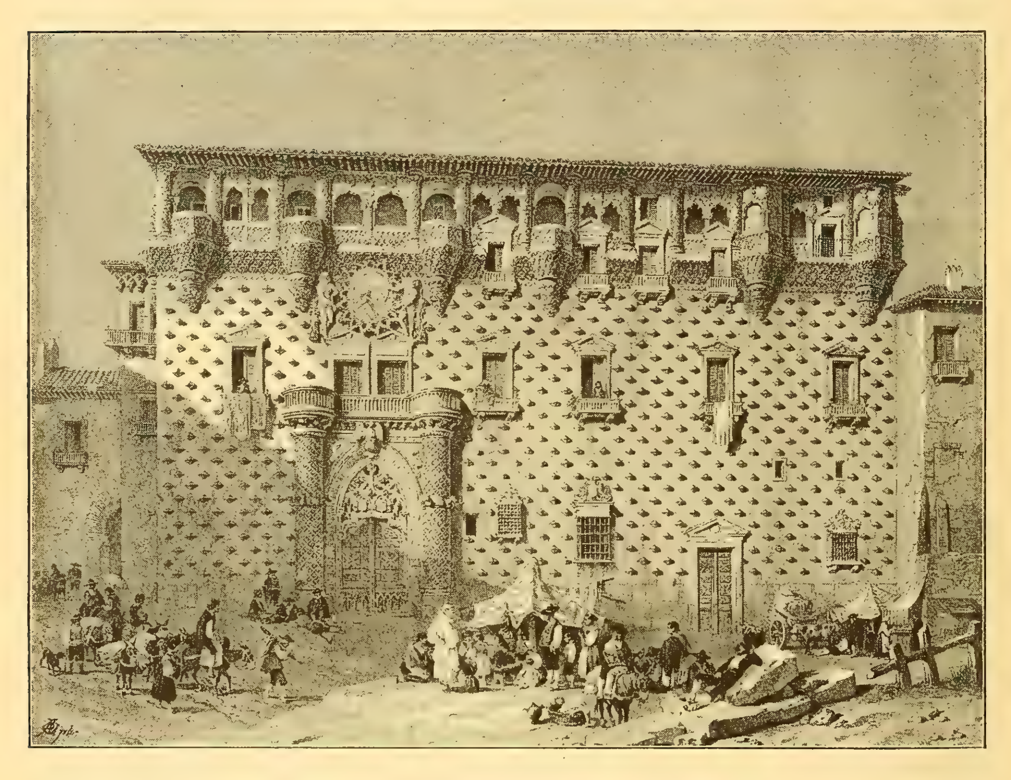
Kirche auf die geistige Kultur, doch begnügte sich diese im ganzen mit der Beherrschung der Wissenschaft; der Dichtung, zumal der dramatischen, erlaubte sie manches freie Wort und legte ihr keine Zensur auf, wie den andern Schriftwerken seit 1502 (s. S. 16). Freilich mit der Inquisition in Streit zu geraten, mußte sich jeder hüten, doch lag eine Abweichung von der Kirchenlehre überhaupt dem rechten Spanier fern. So wurde trotz des raschen Sinkens der Bevölkerungszahl und des Wohlstandes die Kraft des spanischen Geistes keineswegs gebrochen, denn er fand zugleich starke Gegengewichte in der eigentümlich idealistischen Sinnesart des Volkes und seinem festen Nationalstolz. Jene, die in der ganz aristokratisch-kirchlichen Lebensauffassung bezeichnend hervortritt, fragte überhaupt nicht so sehr nach leiblichen Genüssen, die ja ganz allgemein dem Südländer weniger begehrenswert erscheinen als dem nordischen Menschen, und wenn der Bettelstolz eines heruntergekommenen Edelmannes auf der einen Seite leicht der Lächerlichkeit verfällt, so ist er doch ungleich achtungswerter als die Roheit eines Wüstlings, der nur für die Befriedigung seiner sinnlichen Gelüste sorgt. Und wo war überhaupt das Nationalgefühl stärker und berechtigter als im damaligen Spanien, dessen staatliche Machtstellung auch im Verfalle noch alles überragte?

So konnte Spanien eine glanzvolle und dabei ganz eigenartige Blüte der Kunst und Dichtung entfalten, weniger freilich in der kirchlich bevormundeten Wissenschaft. Eine freie Fortbildung der Naturwissenschaft und Philosophie verbot sich hier ganz von selbst. Nur die Theologie und die Geschichtschreibung gelangten zu bedeutenderer Entfaltung. In jener thaten sich durch dogmatische Arbeiten Domingo und Pedro de Soto, Bartolomé Carranza, Melchior Cano u. a. hervor, Schüler jener Männer, die zuerst in Spanien die wissenschaftliche Theologie vertraten (S. 15) und dann selbst auf die Festsetzungen des Tridentiner Konzils von hervorragendem Einfluß waren. Die Geschichtschreibung fand ihre Vorbilder in der lateinischen, reiche Anregung und Nahrung in der großartigen Entwickelung der nationalen Macht seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, und ihre Hauptvertreter in Alonso de Valencia (1423—1492), Fernando del Pulgar und Petrus Martyr unter Isabella, Hurtado de Mendoza, Sepulveda, Oviedo, Antonio de Herrera unter Karl V. und Philipp II.; über die Eroberung Amerikas schrieben namentlich Sahagun de la Vega und Diaz de Castillo, der wackere Mitkämpfer des Cortes. Wissenschaft.

Wenn sich die Wissenschaft durch die geistliche Bevormundung auf wenige Gebiete eingeengt sah, so hat dagegen die bildende Kunst eben durch die Kirche großartige Förderung erfahren wie anderwärts fast nur im Mittelalter, entsprechend der ungebrochenen Macht, die sie in Spanien behauptete.

In der Architektur erhielt sich bis tief in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein der gotische Stil bei Kirchenbauten, z. B. an den Kathedralen von Salamanca (1512) und Segovia (1525). Daneben kam jedoch seit Ferdinands und Isabellas Zeit eine glänzende Frührenaissance zur Geltung, der sogenannte Plateresco (d. i. Goldschmiedstil), eine üppige, höchst malerische Mischung gotischer, maurischer und antiker Bestandteile, die sich ja auch in der Geschichte des Landes so vielfach verbunden hatten. Das Prachtvollste leistet er in den Säulenhöfen von Klöstern und Palästen. Da gestaltet er die Bogen in den verschiedensten und reichsten Formen, im unteren Geschoß vielleicht rund, oben flach, mit wundersamem Zacken- und Blumenwerk. Die Säulenkapitäle erweitern sich zu phantastischen Doppelkonsolen, die Wände werden mit bunten Verzierungen bedeckt, die Geländer in mannigfachster Weise durchbrochen. Einer der älteren Bauten dieser Art ist der Palast der Herzöge von Infantado in Guadalajara. Einer frühen Zeit gehören auch das Colleg Santa Cruz in Valladolid und das gleichnamige Hospital in Toledo an, letzteres besonders ausgezeichnet Baukunst.

durch seine herrliche Treppenanlage und den Säulenhof, beides Werke des Enrique de Egas. Dessen Schwiegersohn Alonso de Covarrubias, erbaute dann im Auftrage Karls V. das vielleicht glänzendste Werk dieser Zeit, die „Grabkapelle der neuen Könige“ in Toledo, in der er die phantastisch-reiche Ornamentik des Plateresco mit den strengeren Bauformen der Renaissance wirkungsvoll verband (1531). In ähnlichem Geschmacke entstanden etwas später der herrliche Klosterhof von Lupiana und der Hof des erzbischöflichen Palastes zu Alcala de Henares. Andre Bauten dieser Art, kirchliche wie weltliche, bieten Sevilla, Salamanca, Burgos, Barcelona und andre Städte.

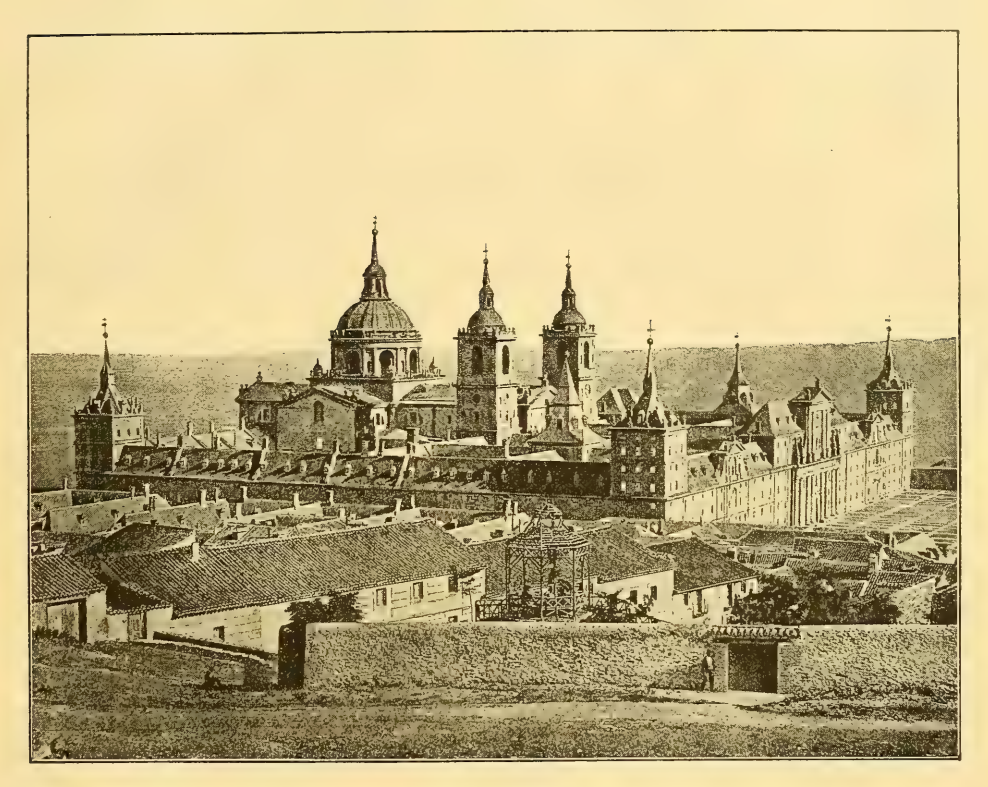


335. Palast der Herzöge von Infantado zu Guadalajara.
Nach Villa-Amil.

Allmählich gewann jedoch gegenüber diesem eigentümlich spanischen Stile die strengere Nachahmung antiker Formen, der Klassizismus, wie er von Italien herüberkam, die Oberhand, so in den Kathedralen von Granada, Malaga und Jaen, dann in dem Palaste Karls V. auf der Alhambra, „dessen trockener Ernst zu der spielenden Pracht des maurischen Königsschlosses einen charakteristischen Gegensatz bildet“, vor allem im Escorial (eigentlich: Palacio monasterio de San Lorenzo el Real de la Victoria beim Flecken Escorial), dem Werke des Juan de Toledo (gest. 1567) und seines Schülers Juan de Herrera. Er wurde 1563 begonnen zur Lösung eines königlichen Gelübdes wegen des Sieges von St. Quentin (s. S. 381 f.), und war zugleich Kloster, Königspalast und Königsgrab, die steinerne Verkörperung des Geistes, der seinen fürstlichen Erbauer beseelte.

Da liegt sie, die riesenhafte Masse aus grauem Granit, inmitten eines weiten grünen Wiesenthales, vor sich die ungeheure, fast baumlose, graurötliche Fläche der Mancha, aus der im Mittelgrunde das Häusermeer von Madrid auftaucht, hinter sich die lange hohe Kette der

Sierra de Guadarama mit ihren runden Kuppenbergen, ihren Schneefeldern, saftigen Weiden und dunklen Waldungen, in einer Landschaft, die nichts hat von südlicher Anmut, aber durch ihren ernsten, fast nordischen Charakter ganz dem des Riesenbaues entspricht. Das Ganze stellt ein Rechteck von 195 m Tiefe zu 210 m Breite dar und wird im Innern durch Gebäudelinien in 16 Höfe geteilt, denn die Form des Rostes, auf dem der heilige Laurentius gemartert wurde, ist zu Grunde gelegt. Im südlichen Drittel liegt das Kloster, im nördlichen der Palast, in der Mitte die Kuppelkirche mit ihrem Vorhof. Ganz schmucklos sind die Fassaden aus poliertem grauen Granit, belebt nur durch höhere Portalbauten und Ecktürme. Wenn die Erbauer im Innern des Palastes alle ersinnliche Pracht entfalten, um das Auge zu blenden, so vereinigen sie in der Kirche alles, um den mächtigsten Eindruck auf das Gemüt hervorzu-



336. Der Escorial.
Nach einer Originalphotographie.

bringen. Zu staunenerregender Höhe erheben sich, aus grauem, geschliffenem Granit gebildet, die riesigen Tonnengewölbe auf ihren dorischen Pfeilern, die das Ganze in drei Schiffe gliedern, und die Fresken, die sie schmücken, scheinen in goldenen Wolken über dem Beschauer zu schweben. Genau unter der Kuppel befindet sich die marmorprangende Königsgruft, in der seit Karl V. alle regierenden Monarchen Spaniens mit ihren Gemahlinnen beigesetzt worden sind.

In ähnlicher Weise baute Herrera auch die Kathedrale von Valladolid, den Palast von Aranjuez und andres. Bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts hatte überhaupt die neue antikisierende Bauweise den Sieg über den einheimischen Plateresco davongetragen, sie begann schon in den Barockstil überzugehen.

Bildnerei.

In der Bildnerei sind die mächtigen Altäre mit Schranken und Bilderschreinen, reichem Schmuck von Gemälden, Statuen und Reliefs in Stein und farbiger Holzschnitzerei, welche die Formen der Gotik und Renaissance vielfach verbinden, die sogenannten Respaldos del coro, das Eigentümlichste. Sonst bethätigt sich die Plastik fast nur in Grabmälern nach italienischem Muster.

Malerei. Die Malerei erlebte ihre Blüte erst im 17. Jahrhundert. Während des 16. kämpfte lange Zeit eine einheimische, der flandrisch-deutschen nahestehende Richtung mit der italienischen, welche durch zahlreiche spanische Künstler, die bei Lionardo da Vinci, Raffael, Michelangelo oder später auch den Venezianern ihre Studien gemacht hatten, immer nachdrücklicher vertreten wurde. Am bedeutendsten erscheint die Schule von Sevilla mit Campaña (1503—80), am selbständigsten die Kunst des Porträts.

Epische Dichtung. Der italienische Einfluß, welcher in der bildenden Kunst allmählich zur Herrschaft gelangte, beschränkte sich in der Dichtkunst mehr auf Äußerlichkeiten und verdrängte nicht den spanischen Geist. Diesem verdankten zunächst die zahlreichen poetischen Akademien ihre Entstehung, bei deren ältester Fernando Cortez, der Eroberer Mexikos, den Ehrenvorsitz führte; eine sehr bedeutende entstand in Madrid im Jahre 1586, andre in Valencia und sonst. In Zusammensetzung und Zweck gleichen sie den italienischen (s. S. 114), aber besonders groß scheint ihr Einfluß überhaupt nicht gewesen zu sein.

Wenigstens gewann das romantische Kunstepos, wie es die Italiener mit so großem Erfolge pflegten (s. S. 114 ff.), in Spanien keinen rechten Boden, wiewohl es an Werken dieser Art durchaus nicht gefehlt hat. Lope de Vega allein hat neben seinen zahllosen Dramen sechs größere Epen geschrieben, von denen La Jerusalem conquistada Tasso unmittelbar nachahmt (s. S. 116), La Dragontea, eine Schilderung der Fahrten des Franz Drake, durch den grimmigen Haß gegen England bemerkenswert ist, und La Corona tragica Maria Stuarts Schicksal verherrlicht. Wirklich volkstümlich wurde keines von diesen Erzeugnissen, denn Spanien hatte das Glück, zwar kein abgerundetes Volksepos, wohl aber einen außerordentlichen Reichtum an kleineren epischen Gedichten, an Romanzen, zu besitzen, welche, noch überall gesungen, die Helden der Vorzeit und ihre Thaten dem Volke beständig vergegenwärtigen.

Lyrik. Glänzender entfaltete sich die kunstmäßige Lyrik, der Italien seine klangvollen Formen lieh (Canzonen, Sonette, Ottaven). Juan Boscan Almogavar aus Barcelona, ahmte sie zuerst nach, dann dichteten in ihnen Garcilaso de la Vega (1503—1536), Fernando de Acuña (gest. 1580), Diego de Mendoza, der auch durch treffliche poetische Briefe nach Horazischem Muster lebhaften Beifall gewann, Fernando de Herrera (gest. 1589), gefeiert besonders wegen seiner Ode auf den Sieg von Lepanto. Unter italienischem Einfluß gedieh auch in Spanien die lyrisch-epische Schäferpoesie, wie sie Miranda und Montemayor pflegten. Der religiösen Lyrik wandte die Kirche besondere Sorgfalt zu, indem sie durch poetische Wettkämpfe die zahlreichen Dichter anregte und begeisterte. Eine ganz vereinzelte Verirrung blieb dabei zum Glück der sogenannte „gebildete Stil" (Estilo culto) des Luis de Gongora (geb. 1561), der sein Wesen in neuen Wortbildungen, lateinischen Wendungen, spitzfindigen Gegensätzen und weithergeholten Bildern suchte, aber an seiner eignen Schwülstigkeit allmählich erstickte.

Portugiesische Dichtung. Mit dieser spanischen Lyrik und Epik ist aufs engste die portugiesische verbunden; die Kastilianer betrachteten sogar die Sprache des Nachbarlandes fast nur als eine weichere Mundart der ihrigen, und nicht wenige Dichter haben in beiden Sprachen geschrieben. So unterlag auch die portugiesische Litteratur denselben Einflüssen wie die spanische. Im Munde des Volkes erhielt sich die alte Liederdichtung, die allmählich in Liederbüchern (Cancioneiros) gesammelt und der Nachwelt aufbewahrt wurde; die Gebildeten fanden überwiegend Geschmack an den Formen der italienischen und römischen Kunstpoesie. Neben der Lyrik blühten vor allem das Hirtengedicht und das Kunstepos. In jenen Gattungen erwarben sich Gil Vincente, Sa Miranda (1495—1558), Antonio Ferreira (1528 — 1569) einen Namen; doch in dieser schuf Luiz de Camoëns (1525—1580) das Größte, was dem portugiesischen Geiste überhaupt gelungen ist, und damit zugleich das einzige dauernde Denkmal der kurzen Blütezeit des kleinen Volkes.



337. Hof im erzbischöflichen Palaste zu Alcala de Henares. Nach Villa=Amil

Der Bau, bestimmt zu einer Residenz der Erzbischöfe von Toledo, ist ein hervorragendes Werk des 16. Jahrhunderts. Die weißen Marmorsäulen des Hofes haben teils ionische, teils korinthische Kapitale und sind mit den feinsten Skulpturen geschmückt. Zwischen den einzelnen Bogen ist überall das Wappen des Bischofs Alfonso da Fonséca angebracht, der diesen Teil des Gebäudes erbaut hat.

Camoëns' Leben ist dem so vieler Portugiesen seiner Zeit ähnlich. Als der Sohn eines Seemanns, der in Goa starb, erwarb er sich in Coimbra eine gute klassische Bildung, verscherzte sich aber seine Stellung bei Hofe durch ein Liebesverhältnis mit Katharina de Ataide. Er nahm dann Kriegsdienste auf der Flotte, kämpfte in Nordafrika, verlor dabei das rechte Auge und ging im Jahre 1553 nach Indien, wo er trotz eines furchtbaren Sturmes, der drei Schiffe des Geschwaders versenkte, doch glücklich anlangte. Hier machte er im Dienste des Vizekönigs von Indien, Alfonso Noranha, einen Feldzug mit und kam 1555 wieder nach Goa zurück, erregte jedoch durch eine Satire den Zorn des neuen Vizekönigs Franz Barreto derart, daß er nach dem chinesischen Macao verwiesen wurde. Hier vollendete er sein Hauptwerk, die Lusiaden, und noch zeigt man die „Grotte des Camoëns“, wo er zu dichten pflegte. Erst 1561 kehrte er nach Goa zurück. Auf der Fahrt dahin litt er an der Küste von Kambodscha Schiffbruch und



338. Luiz de Camoëns, der Dichter der Lusiaden.
Nach einem Kupferstiche.

rettete mühsam mit dem Leben auch sein kostbarstes Besitztum, die Handschrift seines Epos. In Goa mit Mühe aus unverschuldeter Haft befreit, kehrte er in die Heimat zurück und kam endlich im Jahre 1569 nach sechzehnjähriger Abwesenheit wieder in Lissabon an. Drei Jahre später veröffentlichte er sein Epos, das unter der Sonne der Tropen gereift war. So groß aber auch die allgemeine Bewunderung war, so gering der äußere Lohn. Der Jesuitenzögling König Sebastian hatte für Camoëns nur den elenden Jahresgehalt von 15 spanischen Thalern übrig, und der größte Dichter Portugals wäre buchstäblich Hungers gestorben, wenn nicht sein treuer javanischer Diener Antonio für ihn gebettelt hätte. Nur die Dominikaner nahmen sich seiner an. Unter dem Eindrucke der furchtbaren Niederlage von Alkassar (August 1578) ist Camoëns im Hospitale gestorben (1580).

Sein Hauptwerk, die Lusiaden (os Lusiados, d. i. die Lusitanier), schildert in zehn Gesängen die erste Reise des Helden und Eroberers Vasco da Gama, freilich

nicht in realistischer Weise, vielmehr werden die Schicksale des portugiesischen Helden durch feindliche und günstige Götter gelenkt wie die des Äneas oder des Odysseus, und nach der phantastischen Anschauung dieser ganzen romantischen Poesie retten sich die kühnen Seefahrer auf Wunderinseln, wo ihnen Zauberwesen begegnen. In markigen Zügen führt an andern Stellen der Dichter den Verlauf der portugiesischen Geschichte vor. Seine ganze poetische Kraft aber entfaltet er da, wo er das Meer in Sonnenlicht oder Sturmgewittern und den Kampf des Menschen mit seinen Schrecknissen schildert. Gegen die rein epische Stimmung verstößt freilich das starke Hervortreten der Persönlichkeit des Dichters, und erschütternd klingt am Schlusse des Ganzen seine Klage über das undankbare und doch so heißgeliebte Vaterland. Das Letzte, was ihm zu erleben noch übrig gewesen wäre, den Fall Portugals unter spanische Herrschaft, ersparte ihm der Tod.

Grundlagen des spanischen Dramas.

Wenn in Portugal durch Camoëns das höchste im Kunstepos geschaffen wurde, so liegt die eigentliche weltgeschichtliche Bedeutung der spanischen Litteratur auf einem andern Gebiete. Spanien wurde neben seinem großen Gegner England das einzige Land, wo ein volkstümliches und doch durch die Kunst geläutertes Drama entstand, und beide sind darin einzig geblieben. Das ist nicht zufällig, nicht eine Gunst des Glücks, sondern es hängt mit den tiefsten Wurzeln des nationalen Lebens zusammen. Es gab kein Land Europas, in dem so wie in Spanien das lebendige Interesse an Poesie, Gesang und Tanz alle Schichten des Volkes durchdrungen hätte. Kein Fest, keine Lustbarkeit war ohne sie denkbar. Noch waren die Romanzen lebendig, daneben verbreiteten Volksbücher die fremden Sagenstoffe des Mittelalters, und die Ritterromane, zumal das Urbild derselben, Amadis von Gallien, mit ihrer Fülle phantastischer Abenteuer wurden bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts eifrig gelesen. Neuen Stoff brachte die antike Poesie hinzu. Auch regte der katholische Gottesdienst mit seinem prunkvollen, halb dramatischen Charakter, seiner reichen musikalischen Entfaltung und dem Bilderschmuck seiner Kirchen, seinen pomphaften Umzügen, die zumal am Fronleichnamsfest die Gestalten der heiligen Geschichte und Legende in plastischer und malerischer Nachahmung vorführten, den poetischen Sinn mächtig an. Noch waren auch in Spanien, wo namentlich die lange Dauer der Maurenkriege einwirkte, mehr Brauch und Sitte des Rittertums lebendig als irgendwo anderwärts. Noch bestanden hier die geistlichen Ritterorden, noch liebte es die adlige Jugend, in maurischen Ringelrennen ihre Kraft und Gewandtheit zu zeigen, und so barbarisch dem Nichtspanier auch die Stiergefechte erscheinen, daß diese aufregenden Schauspiele malerische Szenen in Fülle aufzuweisen hatten und bei den Kämpfern oft die höchste Anspannung von Stärke und Mut erforderten, läßt sich doch nicht leugnen. Einen wütenden Stier gefällt zu haben, galt auch dem Edelmann als ehrenvoll. Und schienen nicht alle Abenteuer und Heldenthaten der grauen Vorzeit noch weit übertroffen zu sein durch die Eroberer (Conquistadoren) von Amerika, durch die verwegenen „Ritter des Weltmeeres“? Das alles zusammengenommen erfüllte die Phantasie des Spaniers beständig mit ritterlichen Idealen, gewöhnte ihn, selbst an das Wunderbarste zu glauben, ließ das unmittelbare Eingreifen höherer Mächte in das Leben der Menschen als etwas ganz Natürliches erscheinen. Indes hätte dies noch nicht zu einem volkstümlichen Drama geführt, hätte nicht alle Stände des Volkes eine einheitliche sittliche Weltanschauung durchdrungen, deren der dramatische Dichter notwendig bedarf, um einer durchschlagenden Wirkung sicher zu sein. Sie setzte sich zusammen aus einem ganz durchgebildeten Ehrbegriff, dessen ungeschriebene Satzungen unverbrüchlicher gehalten wurden, wie jemals die eines Rechtsbuches, aus unbedingter Ergebenheit gegen den König und die von ihm vertretenen nationalen Größen, endlich aus einer strengen Kirchlichkeit, der jede Abweichung von der Kirchen=

lehre als ehrlos und verbrecherisch galt. Konnte eine so einheitliche Weltansicht nur auf dem Boden einer geeinten, stolzen Nation erwachsen, so war sie eben deshalb auch ganz spanisch und katholisch und konnte außerhalb des Volkes und des Zeitalters, denen sie angehörte, nicht auf unbedingte Geltung rechnen. Denn sie betrachtete alle die höchsten sittlichen und philosophischen Fragen, welche die Menschheit immer beschäftigt haben und stets beschäftigen werden, als schon gelöst durch die Lehre der Kirche, hielt sie demnach der Erörterung nicht für bedürftig, sie machte das Thun und Handeln des Menschen abhängig von den Vorschriften der geistlichen Gewalt, nicht von dem Gewissen des einzelnen, sie hielt selbst ein Verbrechen für erlaubt, wenn es die Ehre oder die Kirche gebot. Deshalb ist das spanische Drama dem des protestantisch-germanischen England in seinem innersten Wesen entgegengesetzt und hat nicht die klassische Geltung erlangen können, die diesem unzweifelhaft gebührt.

Anfänge des Dramas.

Sonst weist die Entwickelung beider, äußerlich betrachtet, außerordentlich viel Ähnlichkeit auf. Sie entstehen beide auf nationalem Boden, nehmen von den Alten höchstens manche Äußerlichkeiten auf und bilden sich aus, wie das Bedürfnis des Volkes es verlangt, nicht nach fremdem Vorbilde. Der erste Ursprung liegt auch in Spanien, wie überall, in den geistlichen Spielen (Mysterien), die zu Weihnachten, zu Ostern und am Fronleichnamsfest von Geistlichen und Laien in und außer den Kirchen zur Erhöhung der Andacht aufgeführt wurden. Dazu gesellten sich gleichzeitig lustige Schwänke, von fahrenden Leuten zur Ergötzung des Volkes dargestellt. Die erste weltliche Komödie trat in der Form eines Schäferspieles, also antiker (virgilischer) und italienischer Anregung folgend, 1492 gleichzeitig mit der Entdeckung Amerikas durch Juan del Enzina ans Licht; noch einflußreicher wurde die „Celestina“, eine Tragikomödie, d. i. ein dialogisierter Roman in 21 Akten. Die Regel und den Ton für das spanische Drama fand jedoch zuerst Torres Naharro, ein Geistlicher, dessen Schauspiele unter dem Titel „Propaladia“ in Rom 1517 erschienen. Er verlangte in den beigegebenen theoretischen Erörterungen eine sinnreiche Verwickelung anziehender Begebenheiten, die durch fünf Akte oder „Tagereisen“ (jornadas) zum Ziele geführt werden, wandte auch neben mannigfachen Liederstrophen den flotten vierfüßigen Trochäus an, der seitdem der herrschende dramatische Vers in Spanien geblieben ist, wie er vorher in der Romanze herrschend gewesen war. Seine acht Lustspiele enthielten mehr Situationsmalerei und Sittenschilderung als wirklich dramatische Verwickelungen, erlaubten sich dabei übrigens so scharfen Tadel über kirchliche Mißbräuche, daß die Inquisition sie verbot und ihre Wirksamkeit in Spanien damit hemmte.

Es ist nun bezeichnend für die ungebrochene Macht der spanischen Kirche, daß das alte geistliche Schauspiel (auto) nicht, wie es in England und Frankreich geschah, verschwand oder in das weltliche überging, vielmehr sich neben und mit demselben weiter entwickelte, wie auch der volkstümliche Schwank fortgebildet wurde, ja daß kirchliche Anstalten selber zum Teil die Aufführung weltlicher Stücke in die Hand nahmen. So vertritt der erste bedeutende Dramatiker des 16. Jahrhunderts, der Halbportugiese Gil Vicente (gest. 1557), alle diese verschiedenen Richtungen nebeneinander. Das Beste gelang ihm in seinen Schwänken (Farça), lustigen Szenen aus dem Volksleben heraus, nicht selten mit satirischer Färbung, und oft abwechselnd portugiesisch und spanisch geschrieben, wie es dem Charakter der auftretenden Personen entsprach. Vicentes jüngerer Zeitgenosse Lope de Rueda (gest. vor 1567), seines Zeichens ein Handwerker, leistete Vorzügliches in derselben Gattung und führte seine Stücke auch selber mit unendlich bescheidenen Mitteln auf, wobei seine eigne große komische Begabung sehr wirkungsvoll war. In Sevilla fanden später La Cueva (1550—1607), in Valencia Rey de Artieda und Christoval de Virues für ihre oft mit Ereignissen über-

ladenen und an Greueln überreichen Stücke ein dankbares Publikum. Dem gegenüber bedeutete der Versuch, dem antiken (lateinischen) Vorbilde Geltung zu verschaffen, nicht eben viel.

Je beliebter nun diese dramatischen Dichtungen wurden, desto mehr entwickelte sich auch das Bühnenwesen. Die fahrenden Leute, die das Volk mit ihren Schwänken ergötzten, wie Rueda, führten ihre ganze Garderobe in einem Sacke mit sich, ihre Bühne bestand aus einigen Brettern, die sie über Bänke oder Tonnen legten, zur Eröffnung sangen ein paar Leute irgend eine Romanze hinter einer aufgehängten Bettdecke. Die ersten stehenden Theater wurden in Madrid von den Brüderschaften zweier Hospitäler (de la Cruz und del Principe) in den Jahren 1579 und 1582 zum Besten ihrer Anstalten gegründet. Bald aber gab es feste Bühnen auch in Sevilla und Valencia, und eine gewisse rechtliche Grundlage erhielt das ganze Bühnenwesen durch einen königlichen Erlaß von 1587, der darüber bestimmte Vorschriften gab, beiläufig das einige, was Philipp II. für das nationale Theater gethan hat. Seitdem vermehrten sich nun auch die Schauspielertruppen so schnell, daß zwischen 1590 und 1600 allein in Madrid ihrer dreizehn gezählt wurden. Dieser Entwickelung trat nun zwar das Verbot aller weltlichen Komödien, das die Geistlichkeit wegen mancher Ungebührlichkeiten im Mai 1598 erwirkte, hindernd entgegen; indes gestattete schon im Anfang des Jahres 1600 Philipp III. diese Darstellungen unter einigen einschränkenden Bestimmungen, namentlich einer vorhergehenden Zensur der Stücke, wenigstens vier Gesellschaften wieder, und bald fielen in der Wirklichkeit selbst diese Beschränkungen hinweg. Bald darauf gab es zwölf königliche, d. h. konzessionierte Truppen, im ganzen gegen 40 mit etwa 1000 Mitgliedern. Jede bedeutendere Stadt besaß ein stehendes Theater, in dem die verschiedenen Gesellschaften fast das ganze Jahr hindurch abwechselnd spielten, und wo es solche nicht gab, und vielleicht auch keine Schauspieler aufzutreiben waren, da steckten sich kunstbegabte Laien wohl selbst ins Kostüm, oder man behalf sich mit Puppentheatern. Die bedeutendsten Häuser blieben immer die beiden Madrider Theater, die auf Rechnung der Hospitäler und der Schauspieler betrieben wurden und jenen allein gegen Ende des Jahrhunderts 14000 Dukaten jährlich abwarfen. Ihre Einrichtung war deshalb maßgebend für alle, der englischen ganz ähnlich. Die Zuschauer niederen Ranges, die berühmten „Mosqueteros“ (Musketiere), der Schrecken aller Schauspieler, standen in dem unbedeckten Hofe (patio), die Frauen, d. h. diejenigen zweifelhaften Rufes, saßen der Bühne gegenüber in der „Cazuela“, die Männer der besseren Stände fanden Platz auf erhöhten Sitzen zu beiden Seiten des Parterres oder auch wie die Damen an den Fenstern der Häuser, die sich auf den Hof öffneten. Wenige Fuß über dem Patio erhob sich die Bühne (tablado), mehr breit als tief, im Hintergrunde derselben eine Erhöhung, unter der man sich je nach Umständen einen Balkon, eine Mauer oder einen Turm vorzustellen hatte. Abgesehen von den einfarbigen Gardinen zu beiden Seiten und im Hintergrunde, sowie ein paar leichten Versatzstücken, fehlte es durchaus an Dekorationen; auch die Maschinerie stellte mehr Ansprüche an die Phantasie des Publikums als an die Kunst der Techniker: die Götter rutschten auf einem schrägen Balken zur Erde nieder, und den Donner ahmte das Rollen eines steingefüllten Fasses unter der Bühne täuschend nach. Auch für die Kostümierung verwandte man unbekümmert die damalige spanische Tracht, nur daß man sie, im Falle das Stück in entfernten Zeiten und Ländern spielte, etwas phantastisch aufputzte. Was also von der Leichtigkeit des Szenenwechsels und dem künstlerischen Interesse der Zuschauer bei Besprechung der englischen Bühne gesagt wurde, gilt auch für Spanien.

Bühnenwesen.

Gespielt wurde stets bei Tageslicht, und zwar im Sommer von nachmittags 3 Uhr, im Winter von 2 Uhr an. Voran ging eine „Loa“ (Lob, d. h. Prolog), in dem sich

die Schauspieler erklärend und um günstige Beurteilung bittend an das Publikum wandten, dann folgte das eigentliche Schauspiel, in den Zwischenakten durch lustige Schwänke (Zwischenspiele, entremeses) unterbrochen und nicht selten mit Tanz und Gesang begleitet. Für die Darstellung der Fronleichnamsspiele (fiestas oder autos del sacramento) wurden die stehenden Bühnen nicht benutzt; vielmehr zogen da die Künstler erst in buntbehangenen Wagen durch die Stadt und stellten diese dann an verschiedenen Stellen rings um ein Brettergerüst auf, um sie bald als Garderobe, bald als willkommene Nebenräume dieser Bühne zu benutzen. Die Entremeses fehlten auch hier nicht, folgten aber unmittelbar auf die Loa. Den gottesdienstlichen Charakter der Vorstellung deuteten die brennenden Kerzen und die Ausstellung des Sakramentes an.

Lope de Vega. Seiner Höhe näherte sich das spanische Drama zwischen 1588 und 1600, um sie dann unter Philipps III. im ganzen friedlicher Regierung vollends zu ersteigen. Das knüpft sich vor allem an den Namen des Kastilianers **Lope de Vega** (1562 bis 1635).

Die Heimat seiner damals herabgekommenen Familie war Vega in Altkastilien, doch wurde er in Madrid am 25. November 1562 geboren. Mit zwölf Jahren, schon als Schulknabe, verfaßte er ein Schäferdrama; aber seine Abenteuerlust führte ihn unter die Fahnen nach Tunis. Zurückgekehrt trat er in den Dienst des Bischofs von Avila, Geronimo Manrique, und erhielt durch diesen die Mittel, in Alcala und Salamanca zu studieren, um sich für den Eintritt in den geistlichen Stand vorzubereiten. Doch hinderten ihn daran Liebeshändel; er nahm 1580 Dienste beim Herzog von Alba, Antonio von Toledo, und vermählte sich mit einer Frau aus guter Familie. Ein Duell mit tödlichem Ausgange nötigte ihn zur Flucht nach Valencia, wo einige Akademien der Dichtkunst eine lebendige dramaturgische Überlieferung bewahrten. Währenddem starb seine Frau, er machte den unglücklichen Zug der „unüberwindlichen Armada“ 1588 mit und lebte nach der Rückkehr in Cadix und Toledo. Als Sekretär verschiedener hoher Herren ansehnlich besoldet, schloß er eine zweite sehr glückliche Ehe, bald nach 1600; als aber sein älterer Sohn als Knabe starb und die Mutter ihm bald folgte, trat er 1609 zu Toledo in den geistlichen Stand und nahm später die Kutte der Franziskaner. Obwohl fortwährend aufs eifrigste mit poetischen Arbeiten beschäftigt, erfüllte er dabei doch seine kirchlichen Pflichten aufs strengste. Er starb am 25. August 1636 und bedauerte noch zuletzt, daß er sich jemals mit andern Dingen als mit religiösen beschäftigt habe.

Wie er das Leben und das Ende eines echten Spaniers jener Zeit gehabt hat, so steht er auch als Dichter ganz und gar auf dem Boden seiner Zeit und seines Volkes und hat deshalb auch die größte Anerkennung gefunden. Schon 1602 nannte ihn Ajustin de Rojas „die Sonne unsres Spaniens, den Phönix unsrer Zeit“. Seine Bedeutung als Dichter liegt fast ausschließlich auf dem Gebiete des Dramas, obwohl er sich auch in epischen und lyrischen Gedichten genugsam versucht hat. Alle dramatischen Gattungen, die Spanien kannte, hat er behandelt: geistliche Schauspiele (autos), Komödien (im spanischen Sinne verstanden), Loas und Entremeses. Am bedeutendsten entfaltet er seine Begabung jedenfalls auf dem Gebiete der Komödie (comedia).

Unter diesem Namen begriffen die Spanier überhaupt alles, was nicht zu den drei andern Gattungen gehörte, nämlich die comedias de capa y espada (Mantel- und Degenstücke), so genannt, weil die Hauptpersonen in ihnen höchstens Edelleute sein durften und das damals übliche Kostüm trugen, im ganzen dem modernen Intrigen- oder Charakterlustspiel entsprechend, dann die comedias de teatro, Stücke historischen, geistlichen, sagenhaften und mythologischen Inhalts, in denen Könige und andre Fürsten auftraten, daher auch größere Pracht im Kostüm entfaltet wurde, ferner die burlescas, die einen ernsten Gegenstand parodierten, weiter die comedias de figuron, die eine Lächerlichkeit oder ein Laster verspotteten, endlich die schon erwähnten fiestas, d. h. höfische Festspiele mit Musik, Zauberwerk und dergleichen. Die Comedia ist demnach jedes größere, selbständige Stück weltlichen Charakters, das in drei Akte (jornadas) zerfällt.

In allen diesen Gattungen hat Lope eine unermeßliche Fruchtbarkeit entfaltet, welche die jedes andern Dichters weit übertrifft. Man rechnet ihm 1500 Schauspiele nach, so daß auf jedes Jahr durchschnittlich fünfzig kommen, darunter über 100 Mantel- und Degenstücke. Oft hat er binnen vierundzwanzig Stunden ein Stück hergestellt, und

mit so fabelhafter Leichtigkeit flossen ihm die Verse, daß die Schreiber, denen er zu diktieren pflegte, ihm oft kaum zu folgen vermochten. Seine Stoffe nimmt er aus den allerverschiedensten Gebieten: aus der Bibel und der Heiligenlegende, der Geschichte und Sage Spaniens und fremder Völker, endlich aus dem ihn umflutenden Leben seiner Zeit, das er in so verschiedenen Stellungen und Landschaften hatte beobachten können. Am meisten Interesse gewähren für uns die historischen Dramen und die sogenannten Mantel- und Degenstücke. In jenen hat er vor allem noch umfassender



339. Lope de Vega.
Nach Ang. Diaz y Sanchez.

als Shakespeare die ganze Geschichte Spaniens von der Westgotenzeit bis herab zur Entdeckung Amerikas, wenn auch dichterisch frei, so doch in treuen Bildern vorgeführt, wie in „König Wamba“ und „Kolumbus“; daneben hat er aber auch die fremde Geschichte, sogar die Zeitgeschichte dramatisch verwertet und es z. B. gewagt, den falschen Demetrius (übrigens als echten) noch während seines Lebens auf die Bühne zu bringen. Noch ansprechender erscheinen uns viele der Lustspiele („Die Sklavin des Geliebten“, „Das Wunder der Verschmähung“, „Die größte Unmöglichkeit“, „Die St. Johannis-

nacht" u. a. m.). In ihnen schaut man in der That das reiche Leben dieser Zeit und dieses Volkes wie in einem Spiegel: die strenge Königstreue und Kirchlichkeit, das Festhalten an der persönlichen Ehre und die Bereitschaft, sie auf der Stelle mit dem Degen zu verteidigen, die Neigung zum Dienst in Heer und Kirche, auf der andern Seite den Welthandel und die Weltmacht Spaniens: den Glanz Sevillas und Lissabons, den Reichtum Indiens und Mexikos, mit denen auf gefahrvoller Seefahrt zu verkehren als etwas ganz Alltägliches erscheint, und wieder den fortgesetzten Kampf mit den Barbaresken und Türken wie mit den noch bitterer gehaßten Ketzern in England und den Niederlanden.

Im Bau seiner Stücke vernachlässigt Lope mit vollem Bewußtsein die antiken Einheiten des Ortes und der Zeit, ja zuweilen selbst die der Handlung. Oft verknüpft er weit auseinander liegende Begebenheiten nur lose miteinander, und in den historischen Stücken, selbst z. B. im „Kolumbus", fehlt es nicht selten an einer eigentlich dramatischen Verwickelung. In den sorgfältiger gebauten ist aber die Einführung stets vortrefflich, und die Spannung wird bis zum letzten Augenblicke bewahrt. Überall zeigt der Dichter eine bewundernswerte Kraft in der Erfindung von Verwickelungen und Lebenslagen, wenn sich auch manches wiederholt. Dabei ist in den besseren Stücken die Charakteristik der Personen scharf und plastisch, namentlich die des Weibes in seiner Liebe, und wenn nicht selten der jähe Übergang von einer Stimmung zur andern uns auffällig ist, so gehört das wohl zu den Eigenheiten des spanischen Volkscharakters. Besonders die Zeichnung der niederen Volksklassen haben Lopes Zeitgenossen gerühmt.

Im eigentlichen Lustspiel wetteiferte mit ihm erfolgreich der etwas jüngere Gabriel Tellez, der unter dem Namen Tirso de Molina schrieb (1570—1648). Auf die andern sehr zahlreichen dramatischen Dichter dieser Periode können wir hier nicht eingehen.

Der Roman. Neben dem Drama gestaltete sich damals als das zweite ursprüngliche Erzeugnis der Roman; in dieser Gattung gelang es einem großen Dichter, was im Drama den Spaniern unerreichbar blieb: ein Werk zu schaffen, das weit über die Schranken seiner Zeit und Nation hinaus klassische Geltung bewahrt.

Der Roman, das Epos der neuen Zeit, tritt in Spanien zuerst in der Form des Schelmen- und Abenteuerromans auf und bezeichnet einen gesunden und natürlichen Rückschlag gegen den Zwang, den die steife Etikette des Hofes und der höheren Stände, der Despotismus des Staates und der Kirche dem spanischen Volke auferlegten, indem er das ungebundene Treiben der Bettler, Gauner und Strolche vorführt. Gleich der erste Versuch in dieser Gattung von dem jugendlichen Hurtado de Mendoza (s. oben S. 739): „Lazarillo de Tormes", war eine bedeutende Leistung und spornte andre zur Nachahmung an, unter ihnen als die bedeutendsten Francesco da Quevedo y Villegas (1580—1645) in seinem „Gran Tocaño" und Guevara im „Hinkenden Teufel".

Cervantes. Die Krone aber gewann Miguel Cervantes de Saavedra (1547—1616), durch ein wechselvolles Leben für seine Aufgabe vorbereitet wie wenige.

Cervantes wurde Anfang Oktober 1547 in Alcala de Henares von armen Eltern geboren, erhielt aber eine gute Bildung in Madrid und Salamanca, kam dann 1568 im Dienste des Jesuitengenerals Aquaviv nach Rom und focht 1571 als gemeiner Soldat bei Lepanto auf der Galeere mit, die das ägyptische Admiralschiff nahm, wobei er die linke Hand und den unteren Vorderarm verlor. Trotzdem blieb er nach seiner Heilung in Kriegsdiensten, war mit Don Juan vor Tunis und lag ein Jahr lang in Neapel in Garnison. Als er 1575 mit Empfehlungsbriefen Don Juans nach Spanien zurückkehren wollte, wurde sein Schiff von algerischen Korsaren aufgebracht und er als Sklave nach Algier geschleppt. Erst nach fünf Jahren, 1580, konnte ihn seine arme Mutter wieder freikaufen. Mittellos, wie er war, nahm er abermals Kriegsdienste und machte den Feldzug gegen Portugal mit. Seit 1584 mit einer Frau ohne

Vermögen glücklich verheiratet, begann er zu seinem Unterhalte für das Theater zu schreiben, erhielt später ein kleines Amt als Proviantkommissar für die indische Flotte in Sevilla, wo er zehn Jahre lebte, siedelte dann nach Valladolid, endlich nach Madrid über und starb hier in der Kutte eines Franziskaners am 23. April 1616.

Sein poetischer Drang trieb ihn zur Thätigkeit auf sehr verschiedenen Gebieten. Auf dem dramatischen zeigte er seine Begabung weniger an ernsten Gegenständen, wie



340. **Miguel Cervantes de Saavedra.**

Nach einem Kupferstiche.

er z. B. in „Numancia" den todesmutigen Patriotismus feiert, als im Lustspiel und kleinen Zwischenspielen, die voll Humor und Leben den scharfen Beobachter und trefflichen Sittenmaler erkennen lassen. Dieselben Eigenschaften zeigt er in seinen „Musternovellen", Schilderungen namentlich des andalusischen Volkes, während der Roman „Persiles und Sigismunda" in die phantastisch-romantische Welt der Ritterbücher versetzt.

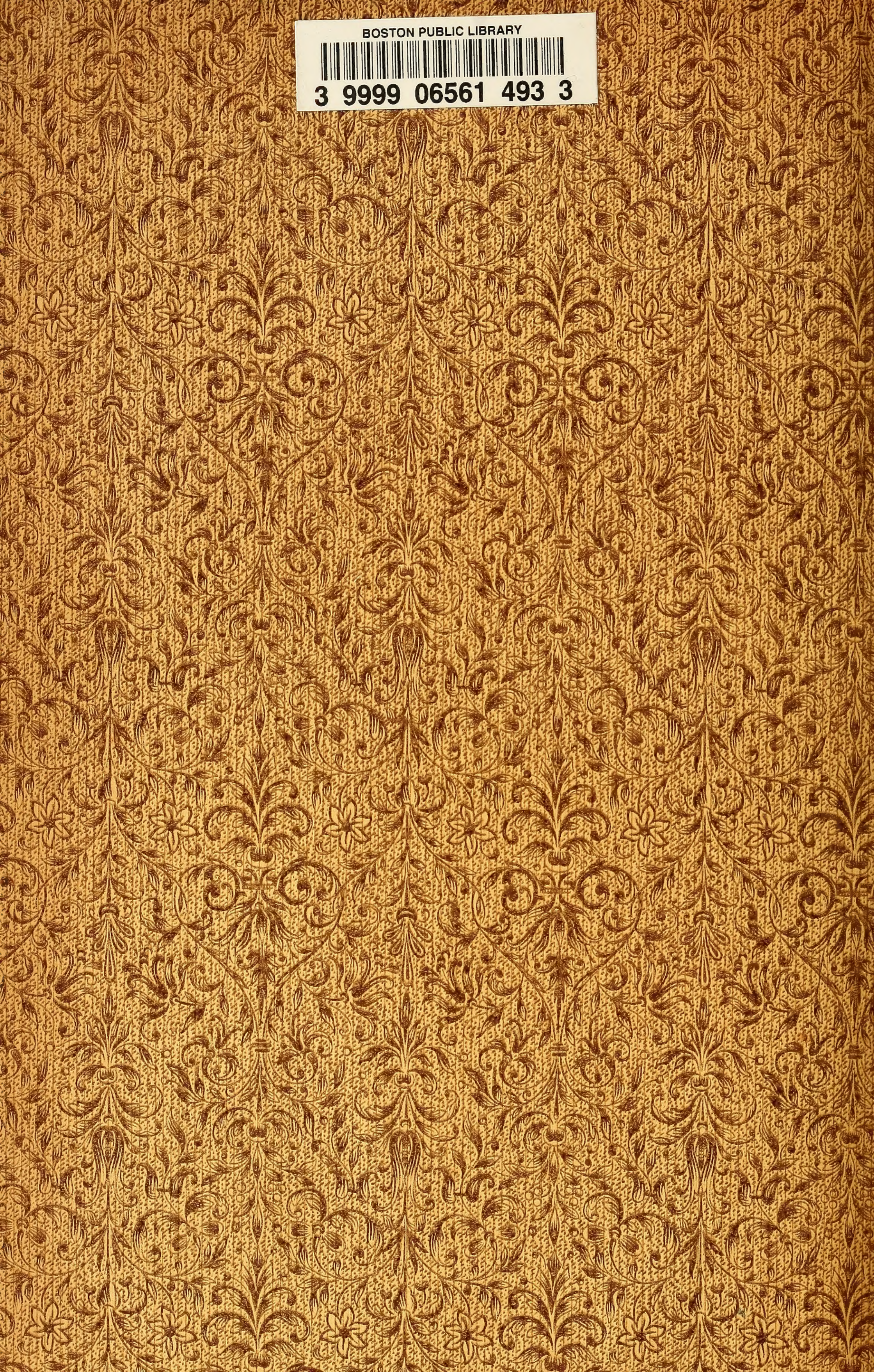
Cervantes' Quixote.

Sein Hauptwerk bleibt die „Geschichte des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha", die in zwei Teilen 1605 und 1616 erschien, ein unerbittliches Strafgericht über die verschrobenen Ideen eines phantastischen Rittertums, wie sie in spanischen Köpfen noch immer spukten. Don Quixote, ein armer Edelmann in der dürren Mancha, hat sich durch beständiges Lesen all der zahllosen Ritterbücher, die damals in Spanien noch immer im Schwange gingen, derartig in eine Welt des Traumes hineingearbeitet, daß die Bilder seiner überspannten Phantasie ihm als volle Wirklichkeit erscheinen, hinter der die gemeine Wirklichkeit der Dinge um ihn her spurlos versinkt. So zieht er aus, den Idealen einer vergangenen Zeit nachzujagen, wie ein fahrender Ritter seiner Fabelwelt das Recht zu beschützen, das Unrecht zu strafen, die Welt von Ungeheuern zu befreien, alles zu Ehren der schönen Dulcinea von Toboso, die freilich in Wirklichkeit nur eine Kuhmagd ist, und doch selber ein „Ritter von der traurigen Gestalt", in verrosteter, geflickter, altmodischer Rüstung auf seinem klapperdürren „Rosinante" daherreitend, hinter ihm auf friedlichem Esel sein treuer Knappe Sancho Pansa. Die ärmlichen Wirtshäuser seiner Heimat hält er für Schlösser, gemeine Dirnen für Edelfrauen, ein Reihe von Windmühlen für Riesen; über eine Schafherde fällt er wütend her, weil er sie für das Heer eines großen Kaisers ansieht; ein paar harmlose Benediktiner, die hinter dem Wagen einer vornehmen Dame herreiten, greift er an, um diese angebliche Prinzessin von schwarzen Zauberern zu befreien. Mit diesen Tollheiten, von denen die ärgsten Stöße und Püffe den Junker nicht abbringen, kontrastieren nun höchst wirksam der nüchterne, praktische Verstand des Sancho Pansa und die ganze Prosa des kastilischen Volkslebens, das dabei mit unnachahmlicher Treue geschildert wird. Und doch ist Don Quixote weit davon entfernt, einen bloß komischen oder lächerlichen Eindruck zu machen. Was der närrische Junker erstrebt, ist an sich gut und edel, und über vieles offenbart er tiefe Wahrheiten, nur die Form und die Art, in der er seine Gedanken zu verwirklichen sucht, sind thöricht, denn sie stehen in schroffstem Widerspruche zu seiner Zeit und Umgebung. Eben weil ein solcher Gegensatz sich dann immer wiederholen kann und muß, wenn eine untergehende Weltanschauung mit einer neuen kämpft, ist der Roman für alle Zeiten zu einem klassischen Buche geworden, nicht bloß in Spanien, wo noch heute in der Mancha hundert Erinnerungen an Don Quixote haften.

Doch diese Nation, die über die närrischen Streiche des Junkers lachte, merkte eines nicht, und dies gibt dem Werke gewissermaßen eine tragische Bedeutung: der Don Quixote war sie selber! Ihre ganz mittelalterliche Weltanschauung stieß hart zusammen mit der neuen Zeit, und ihre Größe ging daran zu Grunde.



Ende des fünften Bandes.


BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 06561 493 3

